

**500 000 Thaler oder:  
Handwerker, Arbeiter und  
Fabrikant.**

**Lebensbild aus der  
Gegenwart.**

**Von Ernst Kaiser**

**[d. i. Ewald August König].**

**Oberhausen: Spaarmann  
1868.**

Später anderer Titel:

**Die schöne Kartenschlägerin  
oder  
Der Wucherer von Straßburg.**

ERSTES KAPITEL. DER STRASZENKAMPF.

Es war ein kleiner, untersetzter, rothbärtiger Mann, der an einem Septembertage des Jahres 1848 in verschiedenen Straßen der heiligen Stadt Köln umherlief.

»Bürger heraus! – Auf die Barrikaden! Es muß Blut fließen! – Herrrrraus!« schrie er.

Trotzdem es noch sehr früh am Tages war, rottete sich das Volk in den Straßen, welche jener Mann durchwanderte, rasch zusammen; man sah Gevatter Schuster und Schneider mit allen erdenklichen und undenkbarren Mordwaffen herbeieilen, um die in der vergangenen Nacht aufgerichteten und dann wieder verlassenen Barrikaden zu vertheidigen.

Eine dieser Barrikaden befand sich auf dem Hof in der Nähe, des Domes und die blutrothe Fahne, die auf ihrer Spitze wehte, schien anzudeuten, daß sie bis auf den letzten Mann und den letzten Blutstropfen vertheidigt werden sollte.

»Bürger heraus! – Es muß Blut fließen!« schrie der rothbärtige Demokrat, während er auf der Spitze der Barrikade mit nerviger Faust die rothe Fahne schwang.

Dann stieg er wieder hinunter, um in eine Seitenstraße einzubiegen und auch dort durch sein Geschrei die Bürger auf die nahende Gefahr aufmerksam zu machen.

In weiter Ferne hörte man schon das Wirbeln der Trommeln und einzelne Flintenschüsse.

»Bürger heran! – auf die Barrikaden!«

Die Gesellen des Schlossermeisters Peter Braun ließen bei diesem Rufe Hammer und Feile feiern.

Die Werkstätte lag dicht an der Straße, einer der beiden Gesellen öffnete rasch das Fenster.

Der rothbärtige Demokrat blieb stehen.

»Heraus, Meister Braun!« rief er mit seiner tiefen Baßstimme. »Heraus mit Euren Gesellen! Rüstige Hände thun Noth, wir müssen die Freiheit retten!«

»Scheert Euch zum Teufel!« schrie der Schlossermeister. »Ich mag von dem Demokratengesindel nichts wissen!«

»Oho!« fuhr der Rothbart auf, während er mit einem Blick der Verachtung die kleine, gedrungene Gestalt des Meisters von dem mit feuerrothen Borsten bewachsenen Schädel bis zu den Fußsohlen maß. »Hütet Euch, Mann Gottes, wer nicht mit uns ist, ist wider uns, und für solche werden sich Laternenpfähle genug finden!«

Meister Braun ergriff den wuchtigen Hammer, der vor ihm auf dem Werkische lag, er schien ihn dem Verwegenen an den Kopf werfen zu wollen.

»Mich wundert nur, daß Otto Schenk noch immer Euer Geselle ist,« fuhr der Rothbart fort, während er einem der beiden Gesellen, die hinter dem Meister standen, einen stechenden Blick zuwarf. »In der Volksversammlung hat er immer das große Wort geführt, aber wenn er durch Thaten beweisen soll, daß er das Volk im Herzen trägt, so zieht er sich von der gerechten Sache zurück.«

Der Zorn des Meisters schien schon verraucht zu sein. Er zuckte die Achseln und beehrte seine Gesellen mit einem Blick, der ihnen deutlich beweisen mußte, wie sehr er ihre Ansichten und Ideen geringschätzte.

»Es ist alles feiges Gesindel,« sagte er, »Schreier und Wühler sind sie Alle, Communisten, die gerne mit dem, der etwas erworben hat, theilen möchten!«

Dem schlanken, kräftigen Jünglinge, den der Rothbart Otto Schenk genannt hatte, schoß das Blut in die Wangen, die Gluth des Zornes loderte in seinen großen, dunklen Augen hell empor.

»Das sind die alltäglichen Redensarten, mit denen Ihr Das in den Staub tretet, was wir mit unserm Herzblut vertheidigen,« sagte er, und seine bebende Stimme bekundete die gewaltige innere Erregung. »Wir sind keine feigen Memmen und noch weniger Banditen, die ihren Mitbürgern das Messer an die Kehle setzen wollen.«

»Spart nur die Mühe, Otto, diesen Mann bekehrt Ihr nicht!« rief der zweite Geselle, der seinen Meister um eine Kopfes Länge überragte. »Wenn er bei den Demokraten seinen Vortheil zu finden wüßte, wäre er längst zu uns übergegangen.«

Meister Braun hielt noch immer den Stiel des Hammers umklammert, trotzdem der Rothbart schon längst seinen Weg fortgesetzt hatte.

»Banditen seid Ihr!« schrie er, »hütet Euch, noch ist nicht aller Tage Abend, Recht und Gesetz müssen siegen, die Kartätschen werden es Euch schon beibringen. Otto Schenk, Euer Vater ist auch einer von denen, die schon

im schwarzen Buche stehen; wenn wir einmal beginnen, die Heerde von den räudigen Schafen zu säubern, wird's mit der Herrlichkeit Eures Vaters Schenkewirthschaft auch ein Ende nehmen.«

Mit verschränkten Armen, kalt und ruhig stand Otto dem wuthbebenden Manne gegenüber; er fürchtete ihn nicht, nach seiner Ansicht mußte das Volk siegen.

»So bestätigt sich also, was ich gestern gehört habe, woran ich aber nicht glauben konnte und mochte,« erwiderte er gelassen. »Nikolas, Euch habe ich es noch nicht gesagt, weil ich zuvor Gewißheit haben wollte, diese Gewißheit finde ich jetzt in den Drohungen dieses Menschen, der nichts Anderes ist, als ein geheimer Polizeispion.«

Meister Braun fuhr erschreckt zusammen, das hatte er nicht erwartet.

Nikolas aber, der Kamerad Otto's, trat rasch einen Schritt vor, und wie er jetzt, mit seiner breiten Brust, den mächtigen Schultern und den sehnigen Armen vor dem kleinen Meister stand, schien es, als ob er Gericht über ihn halten und mit einem vernichtenden Schlage seiner wuchtigen Faust das Urtheil über ihn fällen wolle.

»Ihr mögt sein, wer Ihr wollt und was Ihr wollt, mich kümmert es nicht,« sagte er mit scharfer Betonung, »aber was Ihr auch thun möget, denkt an das Ende und hütet Euch, mir in den Weg zu treten. Seht Ihr diese Faust? Wohin sie fällt, da wächst kein Gras mehr, und wenn sie einmal zufällig auf Euren Schädel fallen sollte, so beschwert Euch nicht über die Gehirnerschütterung, ich habe Euch

gewarnt. Kommt, Otto, bei diesem Menschen kann ein ehrlicher Geselle nicht mehr arbeiten.«

Otto hatte bereits das Schurzfell abgelegt und seinen Rock angezogen, die Beiden verließen, ohne den Meister eines Blicks zu würdigen, die Werkstatt und das Haus.

Was kümmerte es sie, daß Meister Braun in seiner ohnmächtigen Wuth ihnen Flüche und Verwünschungen nachsandte!

Sie hatten ihn nie geachtet, seines niedrigen, schmutzigen Charakters wegen, jetzt verachteten sie ihn.

In der Ferne wirbelten noch immer die Trommeln, sie riefen die Bürgerwehr zu den Waffen.

Auf den Barrikaden standen die Söhne des Volkes, aber von besonderer Kampfeslust war nichts zu bemerken.

Die wenigen Schreier, welche außer ihrem Leben nichts zu verlieren hatten, suchten vergeblich die Helden der Barrikaden anzufeuern.

Man hatte stark darauf gerechnet, daß einzelne Bataillone und Batterien der Besatzung übergehen würden, aber diese Hoffnung schien sich nicht verwirklichen zu wollen; die Meisten sahen ein daß sie im Begriff standen, eine nutzlose Thorheit zu begehen, daß sie von den Leitern des Aufstandes dupirt und betrogen waren.

Nur Wenige blieben auf den Barrikaden, und selbst diese Wenigen hatten den Muth zur Vertheidigung verloren.

Otto, verleitet von der falschen, irrigen Ansicht jener Tage, daß er für eine edle und gerechte Sache sein Leben einsetzte, redete den Genossen zu, nicht ohne Kampf der

Uebermacht zu weichen. Der Hohn und Spott des Schlossermeisters hatten ihn erbittert und gereizt, er wollte zeigen, daß dieses »demokratische Gesindel« sein Leben opfern konnte für die Rechte und Freiheiten, die es forderte.

Er sah nicht, daß Braun in seiner Nähe stand, er widmete seine ganze Aufmerksamkeit den Arbeitern und Handwerksgesellen, die seinen Worten lauschten, und hier und da durch begeisterte Zurufe ihn unterbrachen.

Da – horch – in nächster Nähe Trommelwirbel und Waffengerassel.

Einer der Arbeiter, welcher hoch oben auf der Barrikade stand, rapportirte, daß der Stadtcommandant an der Spitze eines Infanterie-Regiments sich näherte.

Diese Mittheilung genügte, drei Viertel der Helden zu schleuniger Flucht zu bewegen, hinter der Barrikade standen jetzt außer Otto und Nikolas nur noch sechs Arbeiter, die mit alten Perkussionsgewehren bewaffnet waren.

Der Stadtkommandant ließ die Trommeln rühren und die Proklamation verlesen, laut der die Stadt Köln in Belagerungszustand erklärt wurde, er forderte darauf die Anführer auf, die Barrikade niederzulegen.

Eine unübersehbare Menschenmenge stand an den Straßenecken, nicht, um den Kampf mit dem Militär aufzunehmen, sondern nur, um ihre Neugierde zu befriedigen.

»Es ist aus,« sagte Nikolas, »das Einzige, was wir erlungen haben, ist der Fluch der Lächerlichkeit.«

»Lieber sterben, als diesen Fluch auf uns laden!« erwiderte Otto, bebend vor Wuth. »Sollten denn nicht unter all' diesen Menschen einige Dutzend sich finden, die –«

»Ich hab' eine Frau und fünf Kinder zu Haus,« fiel ein Arbeiter ihm in's Wort, während er das Gewehr hinwarf, »wenn ich todt bin, kümmert sich keine Seele um sie.«

Otto blickte sich um, er sah ein, daß es eine Thorheit wäre, nur den Versuch zu einer Vertheidigung der Barrikade zu machen.

Noch einmal forderte der Offizier zur Niederlegung der Waffen auf, dann ließ er eine Compagnie mit gefälltem Bajonnette vorrücken.

Da fiel plötzlich von der Barrikade her ein Schuß, die Kugel riß einem Soldaten den Helm vom Kopfe.

Im nächsten Augenblicke hatte die Compagnie die Barrikade erreicht, die Soldaten kletterten hinauf, sie kamen eben noch früh genug, um zu sehen, wie die letzten Vertheidiger in der stürmisch wogenden Volksmenge verschwanden.

Die letzten Vertheidiger waren Otto Schenk und Nikolas Schwarz, die beiden Gesellen des Schlossermeisters Peter Braun.

Otto hatte den Posten behaupten wollen, sein Kamerad aber war vernünftig genug gewesen, Freiheit und Leben der Vertheidigung einer verlorenen Sache vorzuziehen.

Die Volksmenge öffnete ihnen rasch eine Gasse, die sich sofort wieder schloß, sobald sie die Beiden aufgenommen hatte.

Die Flüchtlinge eilten über den Altenmarkt und Heu-  
markt der Severinstraße zu.

An dieser Straße lag das Haus des Schenkwirthes Bert-  
ram Schenk, der sich einer sehr frequenten Wirthschaft  
erfreute.

Es war ein kleines, aber sehr freundliches Haue, wel-  
ches die Kölner Spießbürger gerne besuchten, weil es sei-  
nen Namen ›zum großen Schoppen‹ durch vortreffliches  
Bier und gutes Maaß rechtfertigte.

Bertram Schenk, der kleine kugelrunde Herr mit den  
blauen Taubenaugen und dem kahlen Schädel, dessen  
Glatze durch einen sehr schmalen Kranz von dünnen  
blonden Haaren umrahmt wurde, war außerdem ein sehr  
liebenswürdiger gefälliger Wirth, der es verstand, die  
Stammgäste an sein Haus zu fesseln.

Er war im Herzen Demokrat, wie sein Sohn Otto; die  
Revolution in Paris und Berlin hatte seinen früheren sehr  
loyalen Gesinnungen einen Stoß gegeben, und die Ge-  
spräche unter seinen Gästen trugen viel dazu bei, ihn mit  
den Forderungen der Volkspartei zu befreunden.

Die Volksversammlungen besuchte er nicht, er ließ  
sich berichten, was in ihnen vorgefallen war, er nahm In-  
teresse an Allem, aber nichts konnte ihn bewegen, selbst  
an der Bewegung Theil zu nehmen.

Er hatte Otto oft gebeten, sich zurückzuhalten, aber  
vergebens.

Jetzt kehrte Otto als Flüchtling in das Elternhaus zu-  
rück und die Möglichkeit lag nahe, daß seiner unbeson-  
nenen Handlung viele schwere, trübe Stunden folgten.

Die beiden jungen Leute hatten sich in das Hinterstübchen geflüchtet, dort waren sie einstweilen vor den Späheraugen sicher.

Bertram Schenk schüttelte mißbilligend sein kahles Haupt, als Otto ihm die Ereignisse berichtet hatte.

Er nahm aus seiner runden Horndose sehr nachdenklich eine Prise und seufzte dann einigemale tief auf.

»Daß ich das erleben muß!« sagte er. »Wie oft habe ich Dich gewarnt, Dir gerathen, –«

»Lieber Vater, Vorwürfe ändern das Geschehene nicht,« fiel Otto ihm in's Wort. »Wenn man Alles voraussehen könnte, würde Manches ungeschehen bleiben.«

»Und doch ist es auf der anderen Seite auch gut, daß man nicht Alles voraussehen kann,« versetzte Nikolas, »der nachdenklich vor sich hingeblickt und dann und wann einen Zug aus dem Bierglase gethan hatte. »Ich bin jetzt kurirt, werde mich in derartige Geschichten nicht mehr einlassen.«

Otto zuckte die Achseln.

»Der Uebermacht muß Jeder weichen,« sagte er unmuthig; »hätten Alle die, welche müßig zusahen, zugegriffen, wäre es anders gekommen.«

»Wir wollen darüber nicht streiten,« erwiderte der Wirth, »jeder hat seine besonderen Ansichten, ich meine aber ein kleines Kind müsse einsehen, daß man in einer Festung nicht revoltiren kann. Wenn Meister Braun wirklich ein Geheimer ist, dann wird er Euch leider die Worte nicht vergessen, die Ihr ihm gesagt habt, und da meine ich, es sei rathsam, Ihr machtet Euch bei Zeiten aus dem

Staub. Wir erleben in der nächsten Zeit Manches, was uns nicht angenehm sein wird.«

Der alte Mann wurde in diesem Augenblick durch den Eintritt zweier Stammgäste unterbrochen, welche die Berechtigung zu besitzen schienen, dieses Hinterstübchen zu jeder Tageszeit und ohne vorherige Anfrage benutzen zu dürfen.

Der ältere von ihnen war der Schneider Fritz Wacker, der jüngere der Barbier Caspar Gabel, beide hatten sich die Freundschaft des Wirths durch die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen und die edlen Seiten ihres Charakters erworben.

Die äußere Erscheinung des Schneiders bot nichts besonders Bemerkenswerthes, dagegen konnte man die des Barbiers als sehr auffallend bezeichnen.

Auffallend wegen der langen Arme, auffallend ferner wegen der enormen Nase in dem pockennarbigen Gesicht.

Diese Nase war eine wahre Merkwürdigkeit, sie gab in der Schenk'stube den Gästen oft Veranlassung zu sehr interessanten Bemerkungen.

Ein Nasenknochen schien nicht vorhanden zu sein, denn die Verbindung des unförmlichen, nach allen Richtungen hin beweglichen Fleischklumpens, den Caspar Gabel sein Riechorgan nannte, mit dem Stirnbein fehlte gänzlich.

Die Stammgäste nannten dieses Riechorgan ›Kartömmelchen‹ und dieser Name ging zuletzt auf den Barbier

über, so daß man ihn nur noch mit diesem Namen bezeichnete, wenn in seiner Abwesenheit über ihn gesprochen wurde.

Die Erregung der beiden Eintretenden, die sich in ihrem ganzen Wesen kundgab, bewies, daß sie wichtige Nachrichten brachten.

»Der Aufstand ist unterdrückt!« rief der Schneider. »Nur ein Schuß soll gefallen sein – na, darum keine Feindschaft nicht.«

»Weiß man, wer den Schuß abgefeuert hat?« fragte Nikolas.

»Wenn man's wüßte, wäre der Thäter längst verhaftet,« sagte der Barbier, während er mit den langen Fingern seiner rechten Hand durch sein schwarzes, wolliges Haupthaar fuhr. »Ihr seid wohl auch dabei gewesen?«

»Wer behauptet das?« fuhr Otto auf.

»Hm – ich meine nur, weil Ihr Feierabend gemacht habt, – man spricht ja auch von Schlossergesellen, die man hinter der Barrikade gesehen haben will.«

Der Wirth, der inzwischen unruhig auf- und abgegangen war, blieb stehen und bot seinen Freunden eine Prise an.

»Ihr könnt diesen beiden Ehrenmännern vertrauen,« wandte er sich zu seinem Sohne, »sie werden Euch nicht verrathen.«

»Verrathen?« erwiderte der Schneider mit gedämpfter Stimme. »Ich will keinen Zwirnsfaden mehr einfädeln,

wenn ich dazu fähig bin. Hat einer unter Euch geschossen, so soll es unter uns bleiben, ich bin immer Derjenige, welcher seinen Freunden beisteht.«

»Wer geschossen hat, ist uns selbst ein Räthsel,« sagte Otto, »hinter unserm Rücken fiel der Schuß, als wir uns umsahen, bemerkten wir nur noch den Pulverdampf, den Schützen konnten wir nicht entdecken.«

»Hol mich Dieser und Jener, wenn's nicht Meister Braun selbst war!« rief Nikolas, von seinem Sitz aufspringend.

»Ich habe den Schuft gesehen, er stand dicht hinter mir in der gaffenden Volksmenge.«

»Dann seid Ihr verloren!« rief der Barbier entsetzt. »Ich war in der Glockengasse, als ich von einem Bekannten die Nachricht von dem Vorgefallenen erhielt, ich sah Euren Meister mit seinen krummen Gliedmaßen an mir vorbei stolchen, er schien's eilig zu haben, das fiel mir auf. Er ging in's Polizei-Präsidium, nehmt Euch in Acht, ich weiß, er ist ein Geheimer.«

Der Wirth nickte, er war bestürzt, verwirrt, die Hand, in welcherer die runde Dose hielt, zitterte gewaltig.

»Das kommt davon!« sagte er. »Ich meine, Ihr hättet das Alles voraussehen müssen. Nun ist es zu spät.«

»Zu spät?« erwiderte der Schneider. »Die Beiden müssen fliehen, wir wollen sie schon hinausbringen. Nur Courage, es geht Alles, wenn man will.«

»Fliehen – wohin?« fuhr der Wirth mit wachsender Erregung fort. »Das ist leicht gesagt. Wenn man nicht ungezähltes Geld hat, wird man überall angehalten, einen Paß kann man jetzt nicht schaffen und –«

»Vater, beruhige Dich,« unterbrach Otto ihn ruhig, »so schlimm ist es noch nicht. Ich werde schon durchkommen, und wer weiß, ob dieser Zwang zur Flucht nicht mein Glück ist! Ich werde draußen etwas Tüchtiges lernen, mich namentlich auf den Maschinenbau werfen, und ich hoffe, wenn ich nach Jahr und Tag heimkehre, sollt Ihr stolz auf mich sein. Ich weiß, Du hast mir schon manches Opfer gebracht, ich werde Dir stets dankbar dafür sein, dies sei das letzte, welches ich von Dir fordere.«

»Wohl gesprochen, junger Mann,« sagte der Schneider, man muß in allen Fällen immer derjenige, welcher sein. Den Kontext halten und vorwärts streben. Mit der Zeit pflückt man Rosen.«

Er ging hinaus und der Barbier folgte ihm bald nachher.

Nikolas wollte in seiner Wohnung seine geringen Habseligkeiten zusammenschnüren; er hatte weder Eltern noch Verwandte, ihm war der Abschied leicht.

Nachdem Otto Ort und Stunde der Zusammenkunft mit seinem Freunde verabredet hatte, folgte er mit schwerem Herzen dem Vater in das Familienzimmer, wohl wissend, daß ihn dort von Seiten der minder gutmüthigen Mutter heftige Vorwürfe und harte Worte erwarteten. Was er gethan hatte, bereute er nicht, ihn ärgerte es nur, daß er der Gewalt weichen mußte.

ZWEITES KAPITEL. AUF SCHLEICHWEGEN.

Unter allen kölnischen Bürgern, welche sich damit beschäftigten, Kapitalien auszuleihen, Pfänder in Versatz zu nehmen, Wechsel zu discountiren und ähnliche gewinnbringende Geschäfte zu betreiben, zeichnete Jacob Herz sich durch seine Raffinirtheit, seine Herzlosigkeit und seine Habsucht aus. Er war verachtet von Allen, die ihn kannten und doch auch gesucht von Vielen, die ihn nicht entbehren konnten.

Von seiner Habsucht und seinem schmutzigen Geize zeugte seine abgetragene, altmodische und unsaubere Kleidung, wie auch seine unfreundliche, ärmlich ausgestattete und nicht minder unsaubere Wohnung, und von seiner Hartherzigkeit, Raffinirtheit und Gefühllosigkeit wußte man so manches Beispiel anzuführen, daß Niemand sie bezweifeln konnte.

Familie besaß er nicht. Er hatte nie eine Lebensgefährtin gesucht, das Leben eines Junggesellen behagte ihm viel zu sehr, als daß er die Neigung gefühlt hätte, es mit einer anderen, gemüthlicheren aber auch kostspieligeren Lebensweise zu vertauschen.

Sein Schreiber war der Einzige, den er um sich duldete, und wenn das Gerücht behauptete, dieser Schreiber sei sein Buchhalter, sein Koch und Hausknecht in einer Person, so behauptete es nur die Wahrheit.

Jacob Herz hatte ihn vor zwanzig Jahren gewissermaßen als Slave für eine Schulforderung übernommen, und wenn auch durch die Dienste dieses Slaven jene

Schuld längst getilgt war, weder Herr noch Slave dachten daran, sich von einander zu trennen.

Dieser Schreiber hieß Bernhard Schenk, war aber mit dem Wirth Bertram Schenk in keiner Beziehung verwandt, er wußte kaum, daß ein Wirth dieses Namens in Köln wohnte. –

An dem Morgen, an welchem die revolutionären Bewegungen in der heiligen Stadt sich im Bau einiger Barrikaden Luft machten, saßen Jacob Herz und dessen Schreiber hinter wohl verschlossenen und verriegelten Thüren.

Der Wucherer zitterte für seine Schätze. Bernhard Schenk, der sehr wohl wußte, daß er als Schreiber und Faktotum dieses Mannes eben so sehr verachtet war wie dieser, für sein Leben.

Jacob Herz trocknete zu wiederholten Malen die gefurchte Stirn, auf der der Angstschweiß in hellen Tropfen verlie. Es kümmerte ihn nicht, daß seine fuchsige Perücke sich verschob und seine Stirn immer höher wurde, so daß zuletzt der Schreiber sich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen.

Es war allerdings ein krampfhaftes Lachen, ein Lachen des Galgenhumors, aber es reizte und erbitterte nichts desto weniger den Wucherer.

»Natürlich, Sie können unsere Lage lächerlich finden,« sagte er ingrimmig, »Sie haben ja nichts zu verlieren. Wäre ich ein solcher Herr von Habenichts, wie Sie, ginge ich auch auf die Barrikaden, Sie können ja nur dabei gewinnen.«

»Aber so sehen Sie doch in den Spiegel, dann werden Sie bemerken, daß Sie eine sehr komische Figur spielen,« erwiderte der Schreiber beschwichtigend. »Du lieber Gott, ich verliere genug, wenn ich mein Leben verliere. Und weshalb laufe ich Gefahr, es zu verlieren? Doch wohl nur Ihretwegen.«

»He – was meinetwegen?« keifte der alte Mann, während er seine Perrücke zurecht rückte. »Meinen Sie, weil Sie mein Schreiber sind? Bah, diesen Räubern geht es ja doch nur um das Geld. Wir verlieren nur dann das Leben, wenn wir uns widersetzen. O grundgütiger Himmel – war das nicht ein Kanonenschuß?«

Auch der Schreiber war erschreckt zusammengefahren.

»Ich glaube, es war der Schlagladen,« stotterte er, »wir haben Aturm.«

»Dann hätten Sie den Schlagladen festhaken sollen,« fuhr Herz fort und aus seinen meergrauen Augen fiel ein stechender Blick auf das hagere, eckige Gesicht des Schreibers. »Ihrer Nachlässigkeit wegen habe ich jeden Augenblick Schreiner und Schlosser nöthig. – Horch – hören Sie nicht das Getöse der Volksmenge?«

Der Schreiber strengte sein Gehörorgan an und schüttelte nach einer kurzen Pause ablehnend das Haupt.

»Es sind Kinder,« sagte er, »sie werden wohl Räuber und Soldat spielen.«

Jacob Herz suchte seine Angst und Aufregung durch rasches Auf- und Abwandern in dem engen Raume zu bemeistern.

»He – was war das?«

Der schrille Ton der Hausglocke hatte dem alten Manne den Schreckensruf erpreßt. Die Glocke war mit unverkennbaren Zeichen der Ungeduld gezogen worden.

Herr und Diener stierten einander an, keiner von ihnen besaß den Muth, nachzusehen, wer Einlaß begehrte. Das Schellen wiederholte sich, zugleich wurde ungestüm an der Hausthüre gepocht.

»So sehen Sie doch nach, wer draußen ist,« flüsterte der Wucherer, »Ihr Amt ist es ja, die Thüre zu öffnen.«

»In Gottes Namen,« erwiderte der Schreiber, »wir können ja doch den Pöbel nicht hindern, die Thüre einzurennen, wenn er das vorhat.«

Er ging zögernd, langsam hinaus; der Blick des Wucherers ruhte mit dem Ausdruck wachsenden Entsetzens auf der Thüre. Aber dieses Entsetzen wich einer sehr angenehmen Ueberraschung, als statt der erwarteten Barrikadenhelden ein Postbote eintrat.

Die erste Frage des Wucherers galt dem Aufstande.

»Ich versichere Sie, es war nur ein Putsch,« erwiderte der Beamte, »eine ganz verrückte Idee, die sich nicht verwirklichen konnte. Na, unser ausgezeichnete Stadtkommandant, General Engels, hat die ganze Geschichte als eine verrückte Idee angesehen und durch seine Milde unnützes Blutvergießen verhütet. – Aber ich habe hier einen Brief an Herrn B. Schenk,« fuhr der Postbote fort,

während er einen Brief hinlegte, dessen Adresse mit Poststempeln, blauen und rothen Ziffern ganz und gar bedeckt war. »B. Schenk, wenn ich nicht irre, sind Sie der Adressat.«

Der Schreiber schüttelte nachdenklich sein hageres Haupt. Er betrachtete den Brief auf der Vorder- und der Rückseite und legte ihn dann wieder hin.

»Aus Brasilien,« sagte er.

»Rio de Janeiro,« erwiderte der Beamte mit einer sehr wichtigen und geheimnißvollen Miene. »Königlich preussisches Consulat, wie das Siegel ausdrücklich besagt, – wer weiß, vielleicht eine Erbschaft!«

»Erbschaft?« fragte Jacob Herz hastig. »He – geben Sie mir einmal den Brief.«

»Ich habe keine Verwandten in Brasilien,« sagte der Schreiber nachdenkend.

»Hm – Sie wissen es vielleicht nicht,« versetzte der Wucherer, »Ihre Eltern sind schon seit zwanzig Jahren todt, möglicherweise ist ein Bruder Ihres Vaters nach Brasilien ausgewandert, ehe Sie geboren waren.«

»Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich davon halten soll,« sagte der Schreiber, nachdem der Beamte sich entfernt hatte, »wenn ein Verwandter von mir in Brasilien wohnte, würde mein Vater gewiß darüber mit mir gesprochen haben. Sie wissen ja selbst, wie erbärmlich unsere Verhältnisse in den letzten Lebensjahren meines Vaters waren.«

»Natürlich,« entgegnete der Wucherer, während er die Papierscheere ergriff, um den Brief zu öffnen, »so erbärmlich, daß ich für meine Forderung keinen Pfennig erhielt. Sie boten Ihre Dienste mir an, um auf diesem Wege die Schuld zu tilgen und in Ermangelung eines Bessern ging ich auf das Anerbieten ein, obschon Ihre Dienste mir ziemlich werthlos waren. Jetzt geben Sie Acht, ich werde Ihnen den Brief vorlesen, – aber das sage ich Ihnen voraus, wenn Sie etwas geerbt haben, müssen Sie vor allen Dingen meine Forderung tilgen.«

Er blickte bei diesen Worten mit seinen stechenden Augen den Schreiber scharf, fast drohend an, und Schenk gab durch ein Kopfnicken zu erkennen, daß er bereit war, auf diese Bedingung einzugehen.

»Also hören Sie,« fuhr der Wucherer fort, »Herrn B. Schenk in Köln. Ihre geehrte Zuschrift vom 10. März dieses Jahres kann ich heute erst beantworten, weil ich sehr umfassende Nachforschungen anstellen mußte, wenn ich Ihnen eine genügende Auskunft über die fragliche Angelegenheit geben wollte.«

»Aber ich habe ja gar nicht dahin geschrieben,« warf der Schreiber überrascht ein.

»Hm, das muß doch wohl der Fall gewesen sein, hier steht es ja: Ihre Zuschrift vom 10. März –«

»Aber ich versichere Sie –«

»Hören wir weiter. Es ist richtig, daß Ihr Bruder Friedrich Schenk im September des vorigen Jahres gestorben ist und ein Testament hinterlassen hat, in welchem er

seinen in Köln wohnenden Bruder Bertram Schenk, oder dessen Rechtsnachfolger zum Universalerben einsetzte.«

»Bertram Schenk!« rief der Schreiber. »Ah – das ist eine Verwechslung – ich wußte es ja.«

Jacob Herz schüttelte sein Haupt und rückte die Perücke zurecht, die sich verschoben hatte.

»Also weiter,« sagte er ruhig. »Das Testament befindet sich in den Hemden der hiesigen Behörde, ich habe von demselben Abschrift nehmen lassen, die Sie auf der Rückseite dieses Schreibens finden. Sie werden daraus das Nöthige ersehen, es ist kurz und bündig abgefaßt und es bedarf von Ihrer Seite nur der Hierhersendung eines Bevollmächtigten, um das Erbe in Empfang zu nehmen. Nach einer ziemlich genauen Schätzung beträgt der Werth der Hinterlassenschaft mindestens achtzigtausend Dollars, und ich würde Ihnen rathen, selbst hierher zu kommen, damit die Schwierigkeiten, welche die hiesige Behörde in solchen Fällen gerne erhebt, leichter beseitigt werden können. Auf meinen Schutz und thatkräftigen Beistand dürfen Sie rechnen. Mit vorzüglicher Hochachtung – Königlich Preußisches Consulat, der Consul –«

»Na, die Unterschrift ist unleserlich,« fuhr Jacob Herz fort, während er gedankenvoll den Brief zusanunenfaltete, »thut übrigens auch nichts zur Sache.«

»Bertram Schenk?« sagte der Schreiber und ein unverkennbarer Unmuth lag in dem Tone, in welchem er das

sagte. »Ich habe den Namen nie gehört. Wahrhaftig, achtzigtausend Dollars sind nicht zu verachten, wenn man sie haben könnte –«

»Und weshalb sollte man sie nicht erheben können?« fuhr der Wucherer aus seinem Brüten auf. »Dieser Bert-ram Schenk ist der Wirth ›zum großen Schoppen‹ auf der Severinstraße, er hat Geld genug. Weshalb sollen Sie nicht eben so gut wie er berechtigt sein, diese Erbschaft in Empfang zu nehmen? Ist es sein Verdienst, daß sein Bruder so reich geworden ist?«

»Aber der Erblasser war sein Bruder und nach dem Gesetz –«

»Bah – die Gesetze sind nur für die Thoren, der kluge und umsichtige Mann hat seine eigenen Gesetze. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie überlassen es mir, diese Angelegenheit zu ordnen, Sie schweigen und leisten mir Beistand, wenn ich ihn verlange. Gelingt es mir, die Erbschaft einzukassiren, was ich durchaus nicht bezweifle, so erhalten Sie zehntausend Dollars.«

Der hagere Schreiber fuhr mit dem Taschentuche einigemal über seinen eckigen Schädel, der schon die Spuren einer werdenden Glatze zeigte und blickte dabei, in tiefem Sinnen versunken, schweigend vor sich hin. Der Vorschlag hatte auf der einen Seite viel Verlockendes, dagegen auf der andern auch manches Bedenkliche.

»Mit zehntausend Dollars, die *praeter propter* vierzehntausend Thaler nach unserm Gelde betragen, können Sie

sich in's Privatleben zurückziehen,« nahm Herz nach einer Weile wieder das Wort, Sie können alles Mögliche damit beginnen.«

»Und Ihnen würden siebenzigtausend bleiben,« warf Schenk ein.

»Berechnen Sie gütigst die Kosten und die Gefahr, lieber Freund.«

»Aber wie wollen Sie es ermöglichen –«

»Mein Plan ist bereits entworfen. Sie geriren sich als Bertram, Schenk – verstanden?«

»Sie meinen, ich sollte hinreisen?«

»Keineswegs. Sie dürfen das nicht, weil Sie zu jung sind, um sich für einen Bruder des Erblassers ausgeben zu können.«

»So wollen Sie selbst die Reise machen?«

»Ich würde es thun, wenn ich für mehrere Monate von hier abkommen könnte.«

»So müßte also ein Dritter in das Geheimniß eingeweiht, werden?«

»Ja, das müßte geschehen,« erwiderte der Wucherer. »Angenehm ist es mir nicht, aber ich sehe keinen andern Weg.«

»Und wer –«

»Darüber reden wir später. Sie stellen eine Vollmacht aus, ich Sorge dafür, daß ihre Unterschrift beglaubigt wird, und suche mir auch ein Geburtsattest und andere Papiere zu verschaffen, welche Ihr Bevollmächtigter an

Ort und Stelle vorlegen kann. Ja, um ganz sicher zu gehen, werden Sie den Betreffenden sogar notariell bevollmächtigen. Das ist allerdings ein Kunststück, ich gebe es zu, Sie müssen sich bei dem Notar als Bernhard Schenk geriren, aber ich denke, aus dem ›Bernhard‹ läßt sich später ein ›Bertram‹ machen. Oder – ja, so wird's auch gehen, ich kenne einen Notariatsschreiber, der für fünfzig Thaler seine Seele dem Teufel verschreibt, er soll das Instrument anfertigen, die Hauptsache ist ja das Notariatsiegel, eine unleserliche Unterschrift können wir selbst unter das Document kritzeln. Mit diesem Schriftstück reist unser Vertrauensmann hin, er müßte ein gewaltiger Esel sein, wenn er nicht mit dem Gelde zurückkehrte.«

Dem Schreiber wollte die Unfehlbarkeit dieses Planes noch immer nicht einleuchten.

»Das ist Alles ganz gut,« sagte er, »aber liegt nicht die Möglichkeit nahe, daß Bertram Schenk heute oder morgen dem Consul schreibt und Antwort auf seinen Brief verlangt?«

»Das ist wahr,« erwiderte Herz, »dieser Möglichkeit müssen wir vorbeugen. Das Consulatsiegel ist unverletzt, wir können das Couvert zustutzen, daß die Einschnitte wegfallen Geben Sie Acht.«

Mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit löste der Wucherer das große Siegel so behutsam ab, daß durchaus nichts an demselben verletzt wurde. Darauf nahm er die Scheere, um die Klappe des ziemlich großen Couverts zu beschneiden.

»So,« sagte er, nachdem er sein Werk sorgfältig geprüft und tadellos gefunden hatte, »jetzt schneiden Sie von dem Consularbrieft die unbeschriebenen halben Bogen ab und schreiben Sie in derselben feinen, zierlichen Handschrift, was ich Ihnen dictiren werde. Also: Herrn B. Schenk in Köln. In Erwiderung Ihres Schreibens vom 10. März theile ich Ihnen mit, daß Ihr Bruder Friedrich Schenk allerdings im September vorigen Jahres gestorben ist, aber nichts hinterlassen hat, was der Rede werth wäre. Seine Hinterlassenschaft hat kaum hingereicht, die Schulden und Kosten zu decken und meine sorgfältigen Nachforschungen haben ergeben, daß die hiesige Behörde nur beabsichtigt, Sie zur Uebernahme der Erbschaft zu bewegen, um Sie später zur Deckung der noch rückständigen Kosten und Schulden nöthigen zu können. Sie werden hieraus ersehen, daß es nur in Ihrem Interesse liegen kann, der Sache keine weitere Folge zu geben. Hochachtend Königlich Preußisches Consulat, der Consul. So, jetzt geben Sie her, – ich werde den Brief unterzeichnen und ihn heute Abend an die richtige Adresse befördern.«

Mit einer Gewandtheit, die den Schreiber in Erstaunen setzte, schloß Jacob Herz den Brief mit dem so kunstreich abgelösten und nun ebenso kunstreich aufgeklebten Siegel.

»Was sagen Sie nun?« fragte der Wucherer triumphirend. »Bezweifeln Sie auch jetzt noch, daß meine Bemühungen den gewünschten Erfolg haben werden?«

»Wenn Sie stets mit derselben Gewandtheit und Umsicht zu Werke gehen, durchaus nicht!« erwiderte Schenk, der jetzt einsah, daß sein Herr und Meister in dieser Beziehung ihn bedeutend überragte.

»Gut, so werden Sie es jetzt auch mir überlassen, diese Angelegenheit zu ordnen,« fuhr Herz im Tone geschmeichelter Eigenliebe fort. »Wenn ich Ihnen nun dafür, daß Sie sich verpflichten, zu schweigen, zehntausend Dollars zahle, so ist das nach meiner Meinung mehr wie genügend. Sie gehen also auf meinen Vorschlag ein!«

Bernhard Schenk sah eine Weile sinnend hinaus auf den kleinen, mit einer hohen Mauer umschlossenen Hof, als ob er sich Rath holen wolle in den Schutt- und Kehrichthaufen, die seit Jahr und Tag dort lagen.

»Ich gehe darauf ein,« erwiderte er endlich, »aber unter der Bedingung, daß, wenn die Sache schief abläuft, meine Mitwirkung geheim bleibt. Ich werde alsdann läugnen, etwas von Ihren Absichten und Plänen gewußt zu haben und Sie müssen das bestätigen.«

»Gut,« sagte der Wucherer, »ich werde Ihren Wünschen in dieser Beziehung Rechnung tragen, so viel es mir möglich ist. Vor allen Dingen handelte es sich jetzt darum, ein taugliches Subject zur Reise nach Brasilien zu finden. Sehen Sie einmal das Register meiner Schuldner durch und zwar hauptsächlich die Liste derjenigen, welche die Blüthe meiner faulen Schuldner sind, und demnächst ohne Schonung zur Tilgung ihrer Schuld angehalten werden sollen.«

Der Schreiber öffnete eins der vor ihm liegenden Bücher und blätterte in demselben eine kurze Weile. »Abraham Abel,« las er, »Cigarrenhändler, schuldet achtzig Thaler sammt Zinsen vom August 1847.«

»Weiter,« sagte Herz, während er mit verschränkten Armen auf- und abwanderte, »der Mann sitzt nicht tief genug in der Kreide, außerdem ist er ein Dummkopf.«

»Mathias Berenberg –«

»Um Gotteswillen, mit dem könnte man die Stadtmauern einrennen, sein dicker Schädel würde dabei bestimmt nicht einmal Noth leiden.«

»Peter Braun, Schlossermeister, schuldet zwölfhundert Thaler, wofür er sein gesamtes Werkzeug und sein Mobiliar verpfändet hat. Sollte schon im Jahre 1846 den vierten Theil des Darlehns zurückzahlen, hat aber bisher die Zinsen pünktlich gezahlt.«

Jacob Herz war stehen geblieben, sein Blick ruhte forschend auf dem Gesicht seines Faktotums.

»Peter Braun?« wiederholte er. »Weshalb haben wir diesem Manne so lange Nachsicht geschenkt?«

Der Schreiber zuckte die Achseln.

»Er zahlt die Zinsen pünktlich,« erwiderte er.

»Bah – nur sechs Prozent, ich kann mit dem Kapital fünfzehn bis zwanzig verdienen.«

»Zudem werden Sie sich entsinnen, daß er Ihnen einmal einen sehr deutlichen Wink gegeben hat, aus welchem wir entnehmen mußten –«

»Ah – es ist wahr, er sagte mit sehr unzweideutigen Worten, er gelte viel bei der Polizei, und wenn ich ihn treten wolle, so wisse er Mittel genug, mich zu verderben. Ja, ja, ich erinnere mich. Hm, – der Mann wäre vielleicht zu verwenden, er ist tief genug gesunken, man darf annehmen, daß er mit beiden Händen zugreifen wird, wenn ich ihm eine Summe in Aussicht stelle, die – gehen Sie, suchen Sie ihn auf, er soll mich heute Abend besuchen, ich will mit ihm reden.«

»Aber bedenken Sie, wenn er der Verräther –«

»Bah, das ist bei diesen Leuten nicht zu befürchten. Er muß ein schlauer, geriebener Bursche sein, wäre er es nicht, so würde er kein geheimer Agent sein. Gehen Sie, ich werde ihn sondiren, und erst dann, wenn ich meiner Sache sicher bin, mit der Sprache herausrücken. Inzwischen rede ich mit dem Notariatssecretair, die Sache muß ohne Verzug betrieben werden.«

Kaum hatte der Schreiber das Haus verlassen, als Jacob Herz mit einem teuflisch boshaften Lächeln auf den Lippen vergnügt die Hände rieb.

»Achtzigtausend Dollars!« murmelte er vergnügt. »Rechne ich fünftausend für die Kosten ab, so bleiben fünfundsiebenzigtausend, und ich will ein Schuft sein, wenn mein Herr Schreiber davon einen einzigen Dollar erhält. Werde schon Mittel und Wege finden, den lästigen Gesellen zu beseitigen, wenn ich sehe, daß die Sache nach Wunsch realisirt wird. – Aber wie? Hm – ich könnte ihn des Diebstahls beschuldigen und einsperren lassen! Zu

gefährlich, der Mensch würde plaudern, – warten wir es ab.«

### DRITTES KAPITEL. HEIMLICHE LIEBE.

Es war von Seiten des Schenkwrths sehr unklug gewesen, den Barbier in das Geheimniß seines Sohnes einzuweihen.

Wenn Caspar Gabel auch gelobt hatte, zu schweigen, Bertram Schenk hätte doch voraussehen müssen, daß es für den redseligen Barbier ein Ding der Unmöglichkeit war, dieses Gelübde zu halten.

Neben dem Hause des Gastwrths lag die Wohnung des Bankiers Otto Schirmer.

Die Leute nannten ihn ›Bankier‹ in Wirklichkeit war er nur Wechselmakler und Geldwechsler.

Er hatte ein schönes Haus, ein einträgliches Geschäft und zwei wohlerzogene Kinder, und da er ein sehr ruhiger und vernünftiger Mann war, den keine Leidenschaften beherrschten, so genügten ihm diese Glücksgüter, die mancher Andere entbehren mußte.

Alfred, sein Sohn, der sich ganz nach dem edlen Charakter seines Vaters gebildet hatte, war schon seit zwei Jahren auf der Universität. Er studirte Medicin, und seine reiche Begabung ließ erwarten, daß er einst ein tüchtiger Arzt sein werde.

Eugenie, seine Tochter, zählte nun zwanzig Jahre; sie war kein sehr schönes, aber doch immerhin ein hübsches

Mädchen, und die Schönheiten ihres tiefen, weichen Gemüths, ihres edlen Herzens und ihres Charakters ersetzen vollständig, was an äußerer Schönheit fehlte.

Sie hatte früh die Mutter verloren, Otto Schirmer, der sich zu einer zweiten Heirath nicht entschließen konnte, vertraute die Erziehung seiner Kinder einer entfernten Verwandten an, welche sich bemühte, ihren Pfleglingen die Mutter zu ersetzen.

Das war ihr in hohem Grade gelungen, Alfred und Eugenie hingen mit zärtlicher Liebe an ihr.

Therese Stern war Wittwe und noch immer eine recht hübsche, dralle Frau, die sogar in den jüngsten Jahren noch mehrere Heirathsanträge zurückgewiesen hatte.

Sie durfte nicht daran denken, jemals dieses Haus for immer verlassen zu wollen, sie war an jedes einzelne Familienglied mit einer unzerreißbaren Kette, der Kette der Liebe und des Dankes gefesselt, und Herr Otto Schirmer würde sich eher dazu verstanden haben, sie zu seiner Gattin zu erheben, als sie auf Nimmerwiederkehr ziehen zu lassen.

In dieses Haus brachte Caspar Gabel brühwarm die Nachricht von dem verunglückten Aufstande.

Eugene saß am Fenster, mit einer Handarbeit beschäftigt, Tante Therese wirthschaftete in der Küche.

»Ja, ja, so mußte es kommen,« illustrierte Gabel seine Nachricht, während er mit einem großen Aufwande von Zeitverschwendung sein Messer wetzte, »es war eine ganz verrückte Idee, und zu bedauern bleibt nur, daß sonst ganz vernünftige und sehr ehrenwerthe Männer

sich dadurch compromittirt und in's Unglück gestürzt haben.«

»In der That?« fragte Schirmer gleichgültig.

»Leute, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten,« fuhr der Barbier fort, ohne die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Seifenschaum auf den Wangen und dem Kinn des Bankiers schon zu schwinden begann. »Leute, die jetzt die Flucht ergreifen müssen, wenn sie nicht einige Jahre hindurch in Spandau oder einer andern Festung über ihre Thorheit nachdenken wollen. Unter uns gesagt, Sie kennen den Betreffenden sehr genau und werden mit mir bedauern, daß der biedere alte Mann solches an seinem Sohn erleben muß!«

Eugenie ließ die Nadel ruhen, ihre großen, blauen Augen waren forschend auf das pockennarbige Gesicht des Barbiers gerichtet.

»Sie verstehen es meisterhaft, der Geduld die Daumschrauben anzulegen,« sagte sie mit leisem Vorwurf. »Sitzt nun mein Vater nicht schon seit fünf Minuten wie ein Lamm da und wetzen Sie nicht Ihre Messer so bedächtigt und fein langsam, als –«

»Mich soll nur verlangen, wie lange es noch währen wird,« fiel Schirmer ihr lachend in's Wort. »Wir werden wohl nicht eher erlös't werden, bis wir den Namen des Betreffenden erfahren haben.«

Der Barbier faßte die Nase des Bankiers zwischen Daumen und Zeigefinger und entfernte mit einigen gewandten, raschen Strichen den Schaum, der sich unter dem Riechorgane befand. »Ganz im Vertrauen will ich Ihnen

den Namen nennen,« sagte er mit wichtiger, geheimnißvoller Miene, »Sie werden ohnedies dem jungen Manne keinen Stein in den Weg legen, über den er stolpern könnte. Also der Sohn unsres Nachbars Schenk –«

»Otto Schenk?« fragte Eugenie bestürzt.

Der Bankier blickte seine Tochter lange ernst und forschend an; auch der Barbier schien betroffen zu sein. Weniger die Worte selbst, als der Ton, in welchem sie ausgestoßen worden waren, mußte Befremden erregen, dieser Ton verrieth, daß Eugenie an dem jungen Mann ein sehr großes Interesse nahm.

»Der also hat sich an dem Aufstande betheiligt?« brach Schirmer endlich das peinliche Schweigen. »Mich wundert's eigentlich nicht, er war immer ein unruhiger Kopf.«

Der Barbier nickte, seine Nase glühte im dunkelsten Carmin, vielleicht trieb die Freude, eine sehr wichtige Entdeckung gemacht zu haben, ihm das Blut in den Kopf und in sein edles Riechorgan.

»Die Ideen, mit denen er sich trägt, mögen recht gut und schön sein,« erwiderte er, »aber sie brechen ihm den Hals. Wir Deutschen können keine Revolution machen.«

»Und wenn wir's könnten, es käme nichts dabei heraus,« sagte Schirmer, indem er sich erhob. »Uebrigens möchte ich Ihnen rathen, schon im Interesse des jungen Mannes, zu Schweigen, wenigstens so lange, bis der Betreffende in Sicherheit ist.

Caspar Melchior Gabel fühlte den Hieb, den der Bankier ihm mit diesem wohlgemeinten Rath gab; er packte

schweigend sein Werkzeug ein und entfernte sich, um eine Erfahrung und eine Entdeckung reicher.

Eugenie hatte das Köpfchen auf den Arm gestützt, der Ausdruck ihrer Züge verrieth ihre gewaltige Erregung und die wachsende Angst.

Otto Schirmer stand vor dem Spiegel und fuhr mit der Hand glättend über sein bereits grau melirtes Haar.

»Eugenie, was ist Dir dieser Mann?« fragte er ernst und ruhig, aber noch immer in seinem sanften, gutherzigen Tone. »Deine Bestürzung und Deine Aufregung haben einen tieferen Grund, und diesen Grund wünsche ich zu erfahren.«

Eugenie erhob das Haupt und blickte wehmüthig ernst den Vater an.

Die Thräne, die in ihren Augen schimmerte, die langsam unter den blonden Wimpern hervorquoll, war eine genügende Antwort auf seine Frage.

»Du weißt es selbst, Otto war in den Jahren meiner Kindheit mein und Alfreds Spielgenosse,« sagte sie leise, er kam oft in unser Haus und auch später noch hing Alfred mit treuer Freundschaft an ihm. Alfred achtete den Freund seines ehrenhaften Charakters, seines guten Herzens und seiner Talente wegen, an einen Standesunterschied dachten wir alle nicht. Und weshalb auch? Ist der Wirth Bertram Schenk nicht ein angesehenener, geachteter Bürger? Und wenn Otto auch das Schlosserhandwerk zu seinem Lebensberuf wählte, ist er deshalb weniger achtbar? Er hat sich bedeutende mechanische Kenntnisse erworben, er wollte sich in der Technik üben und dann –«

»Liebes Kind, Du entwickelst ja eine Sachkenntniß, die mich in Erstaunen setzt,« fiel Schirmer ihr überrascht in's Wort. »Aber hiervon ganz abgesehen, wünsche ich nur eine Antwort auf die Frage, die ich vorhin an Dich richtete.«

»Diese Sachkenntniß erwarb ich mir durch die Gespräche, welche Alfred mit seinem Freunde führte. Otto Schenk hat ihm ausführlich seine Pläne für die Zukunft mitgetheilt, und Alfred billigte sie, weil er das Talent und die Kenntnisse seines Freundes kannte. Wie es gekommen ist, das weiß ich selbst nicht, aber eines Tages ward es mir klar, daß ich den Freund meines Bruders liebte, und daß es mir unmöglich war, sein Bild aus meinem Herzen zu verdrängen. Das war an dem Tage, an welchem er zum erstenmale in einer Volksversammlung auftrat, also vor wenigen Monaten. Ich bewunderte ihn, als ich seine Rede in der Zeitung las, aber ich fürchtete auch für ihn, weil ich ahnte, daß er sich in Gefahren stürzte. Und je mehr meine Seele sich nun mit ihm beschäftigte, desto fester und tiefer faßte meine Liebe Wurzel. Vater, was kann das Herz dafür, wenn die Liebe ihren Einzug in dasselbe gehalten hat? Wir sind seitdem nicht mehr zusammen gekommen, aber ich weiß, daß er meine Liebe erwidert. Die Blumen, die ich ab und zu in unserm Garten fand, kamen von ihm, keine andere Hand hat sie in mein Blumenbeet gepflanzt Zur Nachtzeit ist es geschehen, ich habe eine Nacht geopfert, um mir Gewißheit zu verschaffen, und diese Gewißheit erhalten.«

Der alte Herr hatte schweigend zugehört und nur dann und wann mißbilligend das Haupt geschüttelt.

Jetzt, als Eugenie schwieg, hielt er in seiner Wanderung inne, sein Blick ruhte nachdenklich aber ohne einen Ausdruck des Vorwurfs auf dem bleichen Antlitz des Mädchens.

»Es ist eine harmlose Liebelei,« sagte er, »eine platonische Spielerei, die nicht viel zu bedeuten hat. Unterbrich mich nicht, mein Kind, ich begreife und ehre die Regungen Deines Herzens und denke nicht daran, Dir einen Vorwurf über Gefühle zu machen, von denen Niemand weiß, wie sie entstanden sind. Ich achte den jungen Mann, wenn ich auch Manches auszusetzen finde, was mir nicht an ihm gefällt. Aber das siehst Du selbst ein, einem Schlossergesellen kann ich Deine Hand nicht geben, der Abstand zwischen ihm und Dir ist doch gar zu gewaltig. Es lag in meinem Plane, Dir an der Seite des jungen Herrn Liebmann eine gesicherte Zukunft zu schaffen, ich habe mit seinem Vater schon einigemal mich darüber unterhalten; er ist nicht abgeneigt, auf diesen Plan einzugehen. Theodor Liebmann ist ein reicher Mann, seine Tabakfabrik gilt für eine der ersten in unserer Stadt, und Carl Liebmann ist bereits der Associé seines Vaters.«

In dem Blick, den Eugenie dem Vater zuwarf, lag eine Entrüstung, die sich auf triftige Gründe zu stützen schien.

»Der Ruf des jungen Herrn Liebmann kann Dir nicht unbekannt sein, Vater,« erwiderte sie, mühsam an sich haltend, »Du aber wirst nicht wollen, daß ich an der Seite

eines solchen Menschen mein Lebensglück verscherzen soll.«

Der Bankier zuckte gleichmüthig die Achseln.

»Die jungen Herren sind schon seit langen Jahren keine Tugendspiegel mehr,« versetzte er gelassen, »nichts destoweniger werden sie in den meisten Fällen gute Ehemänner. Jugend muß austoben, sagt das Sprüchwort, es ist besser, wenn sie vor der Ehe austobt, als –«

»Und wenn dieser Herr Liebmann wirklich ein Tugendspiegel wäre, ein Mann, dessen Charakter und Gemüth die sichersten Garantien für mein Lebensglück böten, ich könnte ihm meine Hand nicht reichen, weil ich ohne das Herz die Hand nie verschenken werde,« sagte Eugenie entschieden.

Der alte Herr ergriff seinen Hut, er nahm diesen Protest nicht so leicht, wie es vielleicht mancher andere Vater an seiner Stelle gethan haben würde.

»Ich werde Dich wahrhaftig nicht zu einer Heirath zwingen, die Dir verhaßt ist,« sagte er, und es lag etwas Treuherziges, Gewinnendes in seinem Tone, etwas, was dem Mädchen beweisen mußte, daß er gerne ihrem Glück ein Opfer brachte, »aber Du kannst auch nicht von mir fordern, daß ich eine Verlobung mit dem Schlossergesellen gutheißen soll.«

Eugenie hatte sich erhoben, ein stolzes, selbstbewußtes Lächeln umspielte ihre Lippen.

»Sei versichert, daß Otto Schenk nicht um meine Hand werben wird, so lange er mir nicht mehr bieten kann, als die Existenz eines Schlossergesellen,« erwiderte sie.

»Ist es denn unmöglich, daß er sich aus dieser Unterthänigkeit emporschwingt? Ein Mann mit seinen Kenntnissen, seinem Talent, ein Mann, der eine bessere Bildung genossen hat, als die gewöhnliche Elementarbildung, einem solchen Manne –«

»Gut, gut, warten wir's ab,« fiel Schirmer ihr in's Wort, während er langsam auf die Thüre zuschritt, »wir wollen darüber nicht streiten, es geht ja doch Alles seinen Gang; Aber ich rathe Dir, gib Dich keinen sanguinischen Hoffnungen hin, sie trügen gar zu leicht.«

Er ging hinaus, um seine Tagesgeschäfte zu besorgen, die Entdeckung, die er gemacht hatte, betrübte ihn, und wenn er seine Tochter nicht so sehr geliebt hätte, würde er vielleicht sofort mit einem Machtspruche ihre Wünsche und Hoffnungen zu vereiteln gesucht haben.

Eugenie aber eilte unverzüglich in die Küche zu Tante Therese.

Sie wußte, daß sie dieser würdigen Dame ihren Kummer, und ihre geheimen Wünsche anvertrauen konnte.

Tante Therese ließ sich durch die Mittheilungen des Mädchens in ihrer häuslichen Beschäftigung nicht stören.

Als aber Eugenie ihr die Antwort ihres Vaters mittheilte, konnte sie sich nicht enthalten, das Küchenmesser hinzulegen, die Arme in die Seiten zu stemmen und mit einem fragenden Blick auf Eugenie sehr lebhaft den kleinen, runden Kopf zu schütteln.

»Sieh einmal an, das ist ja ein ausgezeichnetes Project,« sagte sie, »diesem Saufaus und Hazardspieler will

Herr Schirmer das Lebensglück seines Kindes anvertrauen? Herz, lieber wollte ich Dich auf der Bahre sehen, als mit dem Brautkranz geschmückt an der Seite dieses Taugenichts!«

Eugenie seufzte tief auf.

»Wenn aber nun der Vater schließlich dieses Project so vortrefflich findet, daß er mir befiehlt, mich seinem Willen zu unterwerfen?« fragte sie.

»Dir befiehlt im erwiderte die kleine, runde Frau mit einer Handbewegung, welche sehr deutlich ihren Unwillen über die Möglichkeit einer solchen Handlungsweise ausdrückte.

»Eugenie, dann bin ich noch da, und es soll mir nicht darauf ankommen, dem Herrn Schirmer einmal gründlich den Kopf zu waschen. Ich will Dich nicht gegen ihn aufhetzen, er ist Dein Vater und im Grunde ein sehr ehrenwerther, vernünftiger Mann, nach meiner Ansicht hängt viel davon ab, wann und unter welchen Verhältnissen der junge Herr Schenk zurückkehren wird. Zudem, sehe ich einstweilen noch nicht ein, weshalb Du Dich so sehr beunruhigst, Ihr seid beide noch jung und Du weißt noch nicht einmal, ob der junge Mann Deine Liebe erwidert.«

»Gewiß –«

»Ruhig, liebes Kind, Du glaubst, was Du hoffst und Du hoffst, was Du wünschst. Mir hat's in meinen jungen Jahren auch so gegangen, nachher gingen die schönsten Hoffnungen in Rauch auf.«

Eugenie blickte sinnend in den Garten hinaus.

»Wenn er nur wüßte, daß ich ihn liebe!« sagte sie. »Das würde ihn ermuthigen und anspornen, er muß ja selbst einsehen, daß wir Beide nur dann das gemeinsame Ziel erreichen können, wenn es ihm gelingt, sich zu einer geachteten Stellung empor zu schwingen.«

Auch Tante Therese war nachdenklich geworden.

»Das würde ihn außerdem von mancher Thorheit zurückhalten,« versetzte sie. »Ja, ja, wenn man es ihm beibringen könnte! – Na, ich sehe nicht ein, weshalb das unmöglich sein sollte, ich werde heute Nachmittag Frau Schenk besuchen und unter irgend einem Vorwande – beruhige Dich, liebes Herz, Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden, was gemacht werden kann, soll gemacht werden.«

Die kleine, kugelrunde Dame machte bei den letzten Worten eine so energische, theatralische Bewegung, daß Eugenie sich eines Lächelns nicht erwehren konnte; sie wußte, wenn Tante Therese sich etwas vornahm, so führte sie es auch mit einer eisernen Consequenz aus.

Nun die Tante ihren Beistand ihr zugesichert hatte, fühlte sie sich wieder getröstet und ermuthigt, das Projekt des Vaters beunruhigte sie nicht mehr.

#### VIERTES KAPITEL. DER ABSCHIED.

Otto hatte nicht umsonst die Begegnung mit der Mutter gefürchtet.

Frau Bertram war bei all' ihren guten Eigenschaften etwas galliger Natur, sehr keifsüchtig und herrschsüchtig.

Einen Widerspruch konnte sie nicht ertragen, und in dem ganzen Hause mußte ihr Wille maßgebend sein.

Bertram Schenk hatte sich oft dagegen empört, aber seine Gattin, die nebenbei eine tüchtige, arbeitsame Hausfrau, eine liebevolle Mutter und eine sehr tugendhafte Frau war, kannte so viele Mittel, den gutmüthigen, schwachen Herrn Gemahl zur Raison zu bringen, daß der Schenkwirth niemals mit seinem Protest durchdrang und sich immer wieder in das alte Joch fügen mußte.

Otto lehnte sich öfter und energischer dagegen auf, er erreichte dadurch nur, daß die Mutter den um ein Jahr älteren Bruder ihm vorzog.

Die Folgen blieben nicht aus. Otto schloß sich mehr und mehr an den Vater an, während Heinrich beide, Vater und Mutter, beherrschte und sich in Folge dessen Manches erlaubte, was Bertram Schenk unter anderen Umständen streng geahndet haben würde.

Helene, die Schwester Otto's, vermittelte stets zwischen den Eltern und den Geschwistern, mit ihrem kindlichen, weichen Gemüth stiftete sie rasch wieder Frieden, wenn ein plötzlich hereinbrechender Sturm ihn zu zerstören drohte.

Auch heute war ein solcher Sturm hereingebrochen.

Frau Bertram hatte den Sohn mit Vorwürfen überhäuft und Otto sich denselben dadurch entzogen, daß er hinausgegangen war.

Helene suchte die Mutter zu beruhigen, sie stellte ihr vor, daß Vorwürfe das Geschehene nicht ändern könnten,

daß man jetzt vereint darauf hinwirken müsse, Otto den ihm drohenden Gefahren zu entziehen.

Den Bemühungen des Mädchens verdankte die Familie es, daß als sie am Abend sich versammelte, um über die nächsten nöthigen Schritte zu berathen, diese Berathung wenigstens Anfangs frei von Bitterkeit und Gereiztheit war.

Man erkannte allseitig an, daß eine schleunige Flucht geboten war, und das Versprechen Otto's, sich ferner an den politischen Bewegungen nicht mehr zu betheiligen, trug wesentlich zur Beruhigung der Mutter bei, die noch immer nicht vergeben und vergessen konnte.

»Eine so schöne Laufbahn leichtsinnig zu unterbrechen?« grollte sie. »Und weshalb? Einer albernen Idee wegen, die nur ein Tollhäusler –«

»Du wirst zu scharf, Mutter,« fiel der Wirth ihr in's Wort.

»Natürlich, Du bist ja auch einer von den geheimen Demokraten,« fuhr Frau Bertram, sich ereifernd fort, während sie dem Gatten einen stechenden Blick zuwarf. »Du möchtest auch gerne einen Umsturz erleben, hast aber, Gott sei Dank, nicht den Muth, Dich selbst der Gefahr auszusetzen.«

»Mutter, Mutter!« warnte Helene leise.

Frau Schenk schüttelte sehr energisch das Haupt, sie hielt sich vollständig berechtigt zu sehr ernsten und sehr bitteren Vorwürfen und sie fand in dem boshafte Lächeln, welches die Lippen Heinrich's umspielte, eine Aufmunterung, die sie in diesem edlen Vorhaben bestärkte.

»Was hat er nun davon?« sagte sie. »Entlassen, ein Flüchtling, eine glänzende Laufbahn unterbrochen –«

»Eine sehr glänzende Laufbahn!« spottete Heinrich, der als Commis eines Materialwaarengeschäfts sich hoch über den Schlossergesellen erhaben dünkte. »Die Laufbahn eines Schlossergesellen, der es vielleicht noch einmal zum Hufschmied gebracht hätte!«

In den Augen Otto's blitzte es auf.

»Hüte Dich, daß Dir der Schlossergeselle nicht über den Kopf wächst!« sagte er, mühsam an sich haltend.

Heinrich zuckte geringschätzend die Achseln.

»Was könnte aus einem Schlossergesellen werden!« erwiderte er mit kühlem, verletzenden Spott. »Ich werde binnen Kurzem Associé einer sehr geachteten Firma sein und wenn ich's erst dahin gebracht habe, bin ich in wenigen Jahren ein reicher Mann. Reich will ich, reich muß ich werden, dem Reichen huldigt Jeder, der Arme bleibt verachtet.«

Frau Bertram machte eine zustimmende Bewegung.

»Das ist ein sehr lobenswerther Vorsatz,« sagte sie.

»Mindestens eine halbe Million, fünfmalhunderttausend Thaler muß ich mein nennen,« fuhr Heinrich mit einer Zuversicht fort, als ob er das Geld schon in der Tasche habe. »Ich werde nicht ruhen, bis ich sie besitze.«

»Und wodurch gedenkst Du sie Dir zu erwerben?« fragte Otto ruhig.

»Wodurch? Speculation, Actien, Oel und Getreide, dem Kaufmanne stehen unzählige Wege offen, reich zu werden.«

»Und unter diesen Wegen ist mancher, den ein ehrlicher Mann nie betreten würde,« entgegnete Otte mit ernster, gehobener Stimme. »Auch ich strebe danach, unabhängig zu werden und es zu einer gewissen Wohlhabenheit zu bringen, das Ziel verfolgt ja jeder Mensch, aber niemals würde ich es auf dem Wege zu erreichen suchen, den Du betreten willst. Die Speculationsgeschäfte an der Börse saugen an dem Herzblute des Armen, des Arbeiters, des Tagelöhners und des Handwerkers; wenn die Herren Kaufleute durch dieses Hazardspiel die Preise für die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse in die Höhe schrauben, – wer leidet darunter? Die arbeitende Klasse, die jenen Herren mit ihrem Schweiß den Säckel füllen muß. Der rechtlich denkende Mann billigt diesen Schwindel nicht.«

»Was verstehst Du davon?« höhnte Heinrich. »Mit Deinen Ansichten und verschrobenen Ideen wirst Du stets bleiben, was Du bist, der Tagelöhner Anderer. Es muß ein eigenes Vergnügen sein sein Leben am Amboß zu verbringen, ein Schlossergeselle –«

»Schmähe die Arbeit nicht!« fiel Otto ihm in's Wort. »Wären alle Menschen wie Du, wollten alle die Rolle eines großen Herrn spielen, wo sollte es hinaus? Wir, die arbeitende Klasse, sind die große Pulsader der ganzen Gesellschaft; wenn sie einmal stockt, hat Alles ein Ende. Und wenn Du einst in offener Equipage fährst, hüte Dich, auf den bewußten Handwerker verachtend hinabzusehen, Du kannst entehrt werden, er nicht.«

»Otto hat Recht,« sagte der Wirth, »wenn er auch in mancher Beziehung zu weit geht.«

»Tolle Ideen!« spottete Heinrich. »Er wird bald einsehen, wie viel sie werth sind. Wohlan, wenn Du auch dieses Ziel verfolgst, so soll die Zukunft lehren, wer Recht hatte, wer es so weit bringt, dieses Ziel zu erreichen! Ich schreite sicher und fest vorwärts –«

»Ueberhebe Dich nicht, Heinrich,« warnte Helene kopfschüttelnd, »noch bist und hast Du nichts.«

»Aber ich werde etwas sein und haben!« rief Heinrich gereizt. »Ich möchte hören, was Herr Schirmer sagen würde, wenn Otto mit seinen Ideen um die Hand der Bankiers-Tochter werben wollte! Ah, ich habe es wohl bemerkt, daß man das Goldfischchen gerne angeln möchte, und Tante Therese wird wohl auch deshalb vorhin so gelegentlich mit dem Herrn Schlossergesellen sich unterhalten haben –«

»Du scheinst es darauf anlegen zu wollen, mir die Galle so recht tief in's Blut zu treiben!« fuhr Otto auf, der Aller Augen, fragend auf sich gerichtet sah. »Wärest Du nicht mein Bruder, ich würde Dir die Züchtigung ange-deihen lassen, die einem solchen infamen Benehmen gebührt! Verhüte Gott, daß ich je in die Lage komme, von Deiner brüderlichen Hülfe Gebrauch machen zu müssen, viel lieber will ich an den Thüren betteln, als von einem herzlosen Bruder ein Almosen annehmen.«

Helene und der Vater suchten zu vermitteln, Frau Bert-ram selbst warf dem hochstrebenden Commis vor, er sei zu weit gegangen.

Heinrich zuckte geringschätzend die Achseln und erwiderte, wenn man die Wahrheit nicht mehr sagen dürfe, so sei es besser, daß man überhaupt schweige.

Die Mutter wollte wissen, ob es wahr sei, daß Otto ein Auge auf Eugenie Schirmer geworfen habe.

Otto versuchte der Antwort auszuweichen, als ihm das nicht gelang, erklärte er, daß er es nie gewagt haben würde, sich der jungen Dame zu nähern, trotzdem sie seine Jugendgespielin gewesen sei und trotzdem er längst gewußt habe, daß auch sie eine tiefere Neigung für ihn hege. Er habe sich vorgenommen, erst dann um ihr Herz und ihre Hand zu werben, wenn er ihr eine Existenz bieten könne, die ihrer Erziehung und ihrem Stande entspreche und von diesem Vorsatz werde er nicht abgehen.

Bertram Schenk schüttelte sehr bedenklich sein kahles Haupt und nahm ziemlich geräuschvoll eine Prise.

»Was man auch vornehmen mag, es kommt in der Regel ganz anders, wie man es wünscht, hofft und erwartet,« sagte er, während, er die Tabaksdose energisch schloß, »man muß Geduld haben und der Zeit Alles überlassen. Es fragt sich nun, wohin Du Dich wenden willst, Otto, ein bestimmtes Ziel mußt Du vor Augen haben, in's Blaue hinein zu wandern, thut selten gut.«

»Ich werde nach Paris und London gehen und dort in den mechanischen Werkstätten Arbeit suchen,« erwiderte Otto ohne Zögern.

»Ich hatte es anders vor,« fuhr der Wirth fort. »Du weißt, daß ich Anfangs März dieses Jahres die Nachricht erhielt, mein Bruder Friedrich in Brasilien sei gestorben

und habe mich zum Universalerben seines Vermögens eingesetzt. Friedrich wohnt in Ouro-Preto, Provinz Minas Geraes, im Diamanten- und Goldlande, es ist anzunehmen, daß er ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hat. Ich habe nun direkt an den Consul geschrieben, aber, bis heute noch keine Antwort auf meine Anfrage erhalten.«

»Ein Beweis, daß die ganze Geschichte Schwindel ist,« warf Frau Bertram sehr kategorisch ein. »Wer hat Dir damals das Märchen mitgetheilt? Ein guter Bekannter, wie er sich nennt! Mag wohl auch solch ein Saufaus und Lüdrian sein, wie Dein Bruder, der damals auswandern mußte, weil –«

»Mathilde!« rief Bertram Schenk drohend. »Mag mein Bruder bei Lebzeiten manchen dummen Streich gemacht haben, dem Todten trägt man es nicht nach. Und übrigens saugt das Niemand aus den Fingern, welches Interesse könnte er dabei haben? Es war nur mein Plan, Du solltest hinreisen und Dich erkundigen –«

»Es wäre Schade um das schöne Geld!« unterbrach Frau Bertram ihn abermals. »Eine Reise nach Brasilien kann nicht mit fünf Silbergroschen abgemacht werden.«

Auch Heinrich gab sein Bedenken durch ein sehr lebhaftes Kopfschütteln zu erkennen.

»Solche überseeische Erbschaften sind in der Regel Trugbilder,« sagte er, – »die alte Fabel von dem reichen Oheim in Amerika ist –«

»Wahrheit!« rief der Wirth unwillig. »Ihr seid Alle gegen mich, aber der Tag wird kommen, an welchem Ihr

einseht, daß diese Erbschaftsgeschichte kein Märchen ist.«

In diesem Augenblick trat Nikolas Schwarz ein, um den Freund und Kamerad abzuholen.

Die Stunde des Abschieds hatte geschlagen.

Während der Zeit des Belagerungszustandes wurden die Thore der Stadt um neun Uhr geschlossen, vor Thor-schluß mußten die Flüchtlinge die Stadt verlassen haben.

»Wir gehen nach Bonn,« sagte Nikolas, als der Wirth ihn fragte, welche Route sie einzuschlagen gedächten, »von dort aus benutzen wir das Dampfboot. Meine Ersparnisse werden hoffentlich so weit reichen, bis ich die deutsche Grenze hinter mir habe.«

»Sie reichen so lange, als ich noch einen Groschen in der Tasche habe,« erwiderte Otto mit herzlicher Wärme. »Das sei ferne von mir, daß ich den Freund im Stiche lasse.«

Bertram Schenk reichte mit zitternder Hand dem Sohne eine kleine, unansehnliche Briefftasche.

»Gott gebe Dir seinen Segen,« sagte er und eine Thräne glänzte in seinen treuherzigen Augen, halte Gott vor Augen und die Liebe zu uns im Herzen, so wirst Du vor manchem Fehltritt bewahrt bleiben.«

Auch Helene und die Mutter konnten ihre Rührung und ihren Schmerz nicht verbergen, auch sie nahmen mit warmen, herzlichen Worten von dem Scheidenden Abschied.

Nur Heinrich blieb kalt und ruhig.

»Du wirst wohl sobald nicht zurückkehren,« sagte er gleichmüthig, »wenn es nach Jahren geschieht, so wollen wir uns dieser Stunde erinnern und prüfen, wer es am weitesten gebracht hat, Du mit Deinem Vertrauen auf die Arbeit, ich mit meinen Speculationen.«

Auch von Nikolas nahm die Familie Otto's in herzlicher Weise Abschied. Weshalb wohl ruhte der Blick Hele- ne's so theilnehmend und wehmüthig zugleich auf dem jungen Mann? Weshalb senkte sie verlegen erröthend die Wimpern, als ihr Blick dem seinigen begegnete?

»Schützen Sie ihn, wenn ihm Gefahr droht,« flüsterte sie, als sie ihre kleine, weiße Hand in die rauhe, schwierige Rechte des Maschinenbauers legte. »Er ist ein treuer Freund und solches Schutzes werth.«

»Gewiß,« erwiderte Nikolas leise, »ich schätze mich glücklich, seine Freundschaft zu besitzen.«

»Und nun noch einmal, Gott mit Euch!« sagte der Wirth, der inzwischen, wohl um seine Rührung zu be- meistern, eine Prise nach der andern genommen hatte. »Geht, das Herz ist uns Allen schwer genug, machen wir's kurz.«

Noch ein Kuß, ein Händedruck, dann eilten die jungen Leute hinaus.

Sie traten eine Wanderschaft an, deren Ziel in weiter, weiter Ferne lag, eine Wanderschaft, die über rauhe, dor- nige Pfade und gar oft an gähnenden Abgründen vorbeiführte.

Ob sie das ersehnte Ziel erreichten?

Wer konnte es voraussehen? Sie besaßen beide Muth und Thatkraft, sie wanderten beide vereint auf ein und demselben Wege einem und demselben Ziele zu und doch sollten einst ihre Wege weit, weit aus einander gehen!

#### FÜNFTES KAPITEL. EIN GEHEIMER.

Der Schneider Fritz Wacker und der Barbier Caspar Gabel saßen im Hinterstübchen gemüthlich mitsammen plaudernd vor den schäumenden Biergläsern.

Sie wußten, was drüben in der Wohnstube vorging und so, gern sie auch von den beiden Jünglingen Abschied genommen und ein herzliches Wort ihnen mit auf den Weg gegeben hätten, wollten sie doch nicht störend in den Familienkreis eindringen.

Und als die Flüchtlinge das Haus verlassen hatten und nun der Wirth sich zu seinen Gästen gesellte, da hielten es die letzteren für ihre Pflicht, ihn zu trösten und aufzuheitern, fühlten sie doch selbst, wie schwer es ihm um's Herz sein mußte.

Bald wurden sie durch den Eintritt des Brauburschen unterbrochen, der seinem Herrn leise einige Worte zuflüsterte.

Ueber das wohlgenährte Antlitz des Schenkwrths glitt ein Zug freudiger Genugthuung.

Er nahm sein Glas und forderte durch ein Zeichen seine Gäste auf, mit ihm anzustoßen.

»Auf das Wohl der beiden Flüchtlinge!« sagte er leise. »So eben erhalte ich die Nachricht, daß sie glücklich hinaus sind.«

Die Gläser wurden auf einen Zug geleert; Bertram Schenk ging hinaus, um sie wieder zu füllen.

Aber der Schrecken hätte ihn beinahe bewogen, sie fallen zu lassen, denn als er die Schwelle des Zimmers überschritt, fiel sein Blick auf eine Infanterie-Patrouille, die alle Thüren des Erdgeschosses besetzt hielt.

Ein Polizeicommissair näherte sich rasch dem Bestürzten.

»Wir suchen Ihren Sohn,« sagte er in höflichem, aber festen Tone. »Die Flucht ist unmöglich, wir wissen, daß er hier in Ihrem Hause ist.«

Der Wirth fühlte instinktiv, daß er vor Allem suchen mußte, Zeit zu gewinnen.

Konnte er die Verfolgung der Flüchtlinge verzögern, so gewannen die letzteren wenigstens einen Vorsprung.

»Was liegt gegen ihn vor?« fragte er, bald den Commissair, bald die Soldaten anblickend.

»Das werden Sie selbst wissen,« erwiderte der Beamte ausweichend, der dem Anscheine nach nicht beabsichtigte, schroff und verletzend aufzutreten.

»Ich weiß es in der That nicht,« versetzte Schenk, und es gelang ihm vortrefflich, eine Verwirrung und Bestürzung zu heucheln, die sogar den erfahrenen Beamten täuschte.

»Wie? Ihnen sollte das unbekannt sein?« fuhr der Polizeicommissair fort. »Sie wissen doch jedenfalls, daß Otto

Schenk sich an den aufrührerischen Bewegungen betheilig hat!«

»Allerdings; er hat in den Volksversammlungen hier und da eine Rede gehalten –«

»Und heute Morgen?«

»Nun?«

»Hat er mit bewaffneter Hand den Aufruhr unterstützt und sogar auf das Militär geschossen.«

»Das kann ich nicht glauben,« erwiderte Bertram Schenk kopfschüttelnd, »es muß ein Irrthum sein.«

»Verlieren wir nicht die Zeit mit leeren Redensarten,« sagte der Beamte ungeduldig. »Wo befindet sich Ihr Sohn?«

»Ich weiß es nicht.«

Der Beamte gab den Soldaten einen Wink; einige von ihnen hielten die Thüren besetzt, während die andern dem Commissar folgten, der sofort alle Räume des Hauses einer gründlichen Durchsuchung unterwarf.

»Es ist glücklich überstanden,« sagte der Wirth, der nach einiger Zeit zurückkehrte. »Sie haben ihn nicht gefunden und bei einigen Drohungen es bewenden lassen.«

Der Barbier athmete erleichtert auf.

»Gott sei Dank,« versetzte er, »ich fürchtete schon, sie würden Euch mitgenommen haben.«

Ein neuer Gast trat ein; ein Gast, der kein Recht hatte, in dieses für die Stammgäste reservirte Zimmer so eigenmächtig einzubringen.

Dieser Gast war Jacob Herz; daß die Anwesenden ihn kannten, mußte ihm der Unmuth in ihren Zügen verrathen.

Der Wucherer beachtete diesen Unmuth nicht, er ließ sich nieder und forderte ein Glas Bier.

Bertram Schenk ging zögernd hinaus, und als er mit dem verlangten Trunk zurückkehrte, mußte der Wucherer abermals in dem ganzen Wesen des Wirths den Beweis finden, daß sein Besuch sehr unwillkommen war.

Der Schneider, der gegen diesen Mann eine unüberwindliche Abneigung hegte, ohne dafür einen persönlichen Grund anführen zu können, konnte es nicht über sich gewinnen, ihn ungeschoren zu lassen.

»Wißt Ihr, die schwerste Strafe trifft in China die Wucherer,« wandte er sich zu dem Barbier. »Ich sah eines Tages das Urtheil an einem solchen Manne vollstrecken; er hatte die Wittwen und Waisen betrogen und das Vermögen zahlloser Familienväter verschlungen.«

Jacob Herz richtete seine kleinen, tückischen Augen auf den dürren Schneider, er sah ihn so scharf und stehend an, als ob er ihn durchbohren wollte.

Aber Fritz Wacker ließ sich nicht beirren.

»Dem Manne wurde auf öffentlichem Platze vor versammeltem Volke ein Ring durch die Nase gestoßen, die durch diese Procedur ein Façon wie die Eurige erhielt. Durch den Ring zog man einen Strick, darauf wurde der Mensch mit lautem Halloh durch alle Straßen der Stadt geführt. An jeder Ecke mußte er tanzen, wie ein Bär, wenn er nicht wollte, regnete es Hiebe mit der Peitsche.

Schließlich wurde er auf den öffentlichen Platz zurückgebracht. Hier war unter einem großen Tiegel ein kolossales Feuer angezündet, der Tiegel selbst enthielt die gesammten Schätze des Verurtheilten. Sobald die Masse flüssig war, legte man den Wucherer auf den Rücken und goß ihm den glühenden Brei in den Mund, und was nicht hineinlief, das lief darüber, später fiel der Pöbel darüber her, und daß er mit der Leiche nicht glimpflich umging, könnt Ihr denken.«

»Seid Ihr nicht der Schneider Fritz Wacker?« fragte Herz, bebend vor Wuth.

»Aufzuwarten,« erwiderte der Schneider, »allemaal derjenige, welcher!«

»Na, wenn Ihr so gut arbeiten könnt, wie aufschneiden, müßt Ihr bald ein reicher Mann sein,« fuhr der Wucherer mit kühlem Hohn fort. »Mein Schreiber, Bernhard Schenk, hat heute Morgen diesen Brief angenommen, Herr Wirth, er glaubt indeß, daß derselbe für ihn nicht bestimmt sein könne, da er in Brasilien keine Verwandten besitzt. Vielleicht sind Sie in der angenehmen Lage

—«

Bertram Schenk hatte rasch den Brief genommen, seine Hände zitterten, in seinem ganzen Wesen gab sich eine gewaltige Aufregung kund.

»Rio de Janeiro – Consulat,« —« las er stotternd, »Herrn B. Schenk – natürlich, der Brief ist an mich adressirt.«

»Achtundzwanzig Groschen Porto,« sagte Herz ruhig.

Der Schneider und der Barbier hatten sich rasch erhoben, sie prüften beide Adresse, Siegel und Poststempel,

während der Wirth das Porto dem Wucherer einhändigte.

»Wird wohl das Porto werth sein,« versetzte Herz gelassen, »falls Sie drüben eine Erbschaft einzuziehen haben, könnte ich Ihnen vielleicht nützlich sein.«

Bertram Schenk nickte; er hörte wohl die Worte, aber ihren Sinn verstand er nicht, seine Seele war allzusehr mit dem muthmaßlichen Inhalte des Briefes beschäftigt.

Und doch schien er die Ungewißheit der Gewißheit vorzuziehen, es war, als ob ihm ahnte, daß dieser Brief seine schönen Hoffnungen mit einem Schlage vernichten sollte. Er nahm seine Brille aus dem Futteral und rieb lange und bedächt an den Gläsern, während sein Blick stier und gedankenvoll auf dem Briefe ruhte.

Er setzte langsam die Brille auf die Nase, leerte sein Glas zur Hälfte und nahm darauf mit ziemlichem Geräusch eine Prise, ohne die wachsende Ungeduld seiner theilnehmenden Freunde zu berücksichtigen.

Erst nachdem er alle diese Vorbereitungen getroffen hatte, erbrach er das Siegel.

Erwartungsvoll, mit fieberhafter Spannung ruhten die Blicke der beiden Freunde auf seinem Gesicht.

Sie sahen, wie die Stirne sich in Falten zog und düstre Wolken sich darüber lagerten; sie mußten nun schon wissen, daß das Schreiben des Consuls keine angenehme Nachricht enthielt.

»Es ist bitter, sich in seinen Hoffnungen betrogen zu sehen,« sagte der Barbier, indem er dem niedergeschlagenen Wirth die Hand reichte, »aber man muß es nehmen, wie es kommt, ändern kann man's nicht.«

Bertram Schenk schob mit einem Seufzer den Brief in die Tasche.

»Ich habe such oft darauf gerechnet, daß ich das große Loos gewinnen würde,« versetzte der Schneider kopfschüttelnd, »aber ich blieb allemal derjenige, welcher – na, darum keine Feindschaft nicht! Wird's wohl noch einmal gewinnen, spiele ja sogar ein ganzes halbes Loos, wofür ich manches Andere entbehren muß – nur Geduld!«

Der Wirth schwieg, auf einen so vollständigen Sturz seiner Hoffnungen war er nicht vorbereitet gewesen.

»Es ist also nichts?« fragte Herz.

»Nein,« erwiderte Bertram Schenk kurz angebunden.

»Dann bedaure ich, den Brief überbracht zu haben.«

Er stand im Begriff, sich zu erheben, als sein vierter Gast eintrat, ein Gast, der ebenso, wenn nicht noch mehr unwillkommen war, wie der Wucherer. Dieser Gast war der frühere Meister Otto's, der Schlosser Peter Braun.

Auch er trat mit einer Ruhe und Sicherheit ein, als ob es für ihn seinem Zweifel unterliege, daß der Wirth sich durch seinen Besuch geehrt fühlen müsse.

Da nun weder der Wirth, noch der Barbier, noch der Schneider irgend einen triftigen Grund hatten, gegen diesen Mann sofort feindselig aufzutreten, so konnte natürlich keiner von ihnen etwas dagegen einzuwenden finden, daß der Schlossermeister Platz nahm, und nach einem sehr höflichen Gruße ein Glas Bier forderte.

»Es wäre mir lieb, wenn ich einige Worte mit Ihrem Sohn Otto reden könnte,« wandte er sich zu dem Wirth, nachdem er einen Zug aus seinem Glase gethan hatte.

Schon der Anblick dieses Mannes, der in keinem guten Rufe stand, hatte dem Wirth die Galle in's Blut getrieben, auch war nicht scharfsinnig genug, zu errathen, was der Schlossermeister beabsichtige.

»Was wollen Sie von ihm?« erwidern er, und seine Stimme klang barscher und schroffer, als er es eigentlich wollte.

»Nichts besonderes,« fuhr Braun gleichmüthig fort. »Sie werden wissen, daß Otto und dessen Kamerad heute Morgen Feierabend gemacht haben.«

»Sie tragen ja selbst die Schuld daran.«

»Mag sein, ich will das nicht näher untersuchen.«

»Und was wollen Sie nun?«

»Ihren Sohn fragen, ob er wieder eintreten will.«

»Und das wollen Sie ihn selbst fragen?«

»Weshalb nicht? Wir werden schon einig mit einander werden.«

»Wirklich?« spottete der Wirth. »Na, mir ist's Recht, versuchen Sie Ihr Glück.«

»Gern, wenn Sie nur die Güte haben wollen, Ihren Sohn zu bitten, er möge auf einen Augenblick hierherkommen.«

Bertram Schenk wechselte mit seinen Freunden einen sehr bedeutsamen Blick.

Der Barbier verließ das Zimmer.

»Ich werde ihm schreiben, wenn ich weiß, wo er ist,« sagte Schenk.

Peter Braun gab dich den Anschein, als habe er diese Antwort nicht erwartet.

»Wozu diese Umstände?« erwiderte er. »Wir sind ja unter uns, und Otto hat nach meiner Ansicht wegen seiner politischen Sünden nichts zu befürchten.«

Der Barbier kehrte in diesem Augenblick zurück.

»Zwei Gensd'armen und ein Sergeant sind in der Nähe,« sagte er ruhig.

Bertram Schenk pflanzte sich vor dem plötzlich erbleichenden Schlossermeister in sehr energischer Haltung auf.

»Spione und Verräther dulde ich in meinem Hause nicht,« versetzte er mit gemessenem Ernst, »wer mich fangen will, muß früh aufstehen, und nun trinken Sie gefälligst Ihr Bier aus und machen Sie, daß Sie hinaus kommen.«

Unter vier Augen würde Braun dieser Aufforderung vielleicht nachgekommen sein, aber vor Zeugen konnte er die Schmach nicht so geduldig hinnehmen.

»Sie sind Wirth und haben als solcher nicht das Recht, einem ruhigen, nüchternen Gaste Ihr Haus zu verbieten,«

fuhr er auf. »Verstehen Sie mich? Ihre Bemerkungen über Spione und Verräther treffen mich nicht, ich werde Ihr Haus verlassen, wenn's mir beliebt.«

Bertram Schenk bezwang sich mühsam.

»Ich kann mein Haus Jedem verbieten, der mir nicht paßt,« sagte er, »und ich wäre ein Narr, wenn ich in demselben einen Menschen duldete, der nichts Geringeres beabsichtigt, als meinen Sohn zu verrathen. Verstehen Sie mich? Machen Sie daß Sie hinaus kommen, ich sage es Ihnen zum letzten Male.«

Peter Braun schien entschlossen zu sein, nur der Gewalt zu weichen.

Der Barbier, dessen Nase abwechselnd roth und dann wieder weiß geworden war – ein sicheres Zeichen, daß das Blut in seinen Adern stürmisch wallte – warf die Gläser und einen Stuhl um, in der unverkennbaren Absicht, ein Geräusch zu verursachen, welches die nächsten Schritte rechtfertigen konnte.

»Was?« rief er so laut, daß alle Gäste in der Schenk'stube ihn hören mußten. »Skandal wollt Ihr beginnen? Nüchtern wollt Ihr sein? Hinaus mit ihm!«

»Hinaus!« schrie der Schneider.

»In einer ordentlichen Wirthschaft zerbricht man keine Gläser und Stühle!« rief der Barbier wieder, und ehe der Schlossermeister nur daran denken konnte, sich zur Wehre zu setzen, hatten Wirth, Schneider und Barbier ihn schon gefaßt.

Den vereinten Bemühungen dieses Kleeblatts verdankte Peter Braun es, daß er sich binnen einer halben Minute

auf, der Straße, und zwar mit der Nase auf dem Pflaster befand, und mitten durch den Tumult vernahm er noch den Ruf:

»So wirft man in China einen ›Geheimen‹ hinaus!«

Bebend vor Wuth erhob er sich.

Kinn und Nase waren arg geschunden, der Schmerz an verschiedenen Theilen seines Körpers rief ihm in's Gedächtniß zurück, daß man ihn mit Rippenstößen, Fußtritten und Kopfnüssen reichlich bedacht hatte.

Mit geballten Fäusten und zornfunkelnden Blicks stand er vor dem Hause; hätte er sich in diesem Augenblicke an der Spitze einer Compagnie Soldaten befunden, so würde er keinen Stein auf dem andern gelassen haben.

»Ein andres Mal macht keinen Skandal!« spottete der Wirth, der inmitten seiner Freunde auf der Schwelle stand.

»Ihr seid doch allemal derjenige, welcher!« höhnte Fritz Wacker, während er tief in die Tabaksdose des Wirths hineingriff. »Ueberall betragt Ihr Euch wie ein roher, wüster Geselle – na, darum keine Feindschaft nicht, aber ich rathe Euch, laßt Euch hier nicht mehr blicken!«

Der Schlossermeister wollte seiner Wuth in heftigen Ausfällen Luft machen, aber die Stimme versagte ihm.

Von glühendem Rachedurst beseelt, entfernte er sich, und das Gelächter des Kleeblatts, welches ihm folgte, war nicht geeignet, seinen Haß und seine Wuth zu dämpfen. An der ersten Ecke erwarte ihn der Wucherer Jacob Herz.

»Kommt mit,« sagte er, als der Schlossermeister an ihm vorbeischreiten wollte, »ich werde Euch den Weg zeigen, auf welchem Ihr an ihm Rache nehmen könnt.«

## SECHSTES KAPITEL. DAS COMPLIT.

Willenlos war Peter Braun dem Wucherer gefolgt.

Er dachte nicht daran, daß er der Schuldner dieses Mannes war, daß der Wucherer noch jüngst ihm gedroht hatte, er werde ihn wegen der Schuld verhaften lassen, seine Seele war in diesem Augenblicke nur mit der erlittenen Schmach und dem Gedanken an Rache beschäftigt.

Jacob Herz führte seinen Begleiter in eine wenig besuchte Schenke und ließ sich dort an einem von den übrigen Gästen entfernt stehenden Tische nieder.

»Man hat Euch schmähsch behandelt,« sagte er, »aber im Grunde betrachtet, kann ich nicht leugnen, daß der Wirth gewissermaßen in seinem Rechte war. Ihr hegtet den Vorsatz, seinen Sohn zu verrathen, und das muß einen Vater in Wuth bringen.«

Der Blick des Schlossers ruhte stier auf dem verschmitzten Gesichte des alten Mannes.

»Ihr wolltet mir einen Weg zur Rache zeigen,« versetzte er mit heiserer Stimme.

»Gewiß, aber es ist ein sehr beschwerlicher Weg.«

»Thut nichts, ich werde alle Hindernisse überwinden.«

»Apropos, Ihr wußt doch, daß Ihr verurtheilt seid, mir meine Forderung binnen vier Wochen auszuzahlen –«

»Was soll das?« fiel Braun dem Wucherer heftig in's Wort. »Habt Ihr mich hierhergelockt, um –«

»Nicht so laut, wenn ich bitten darf,« fuhr Herz mit ernster Ruhe fort, »wir haben über Dinge mit einander zu reden, die nicht Jeder hören darf. Zwei Wege liegen vor Euch, der erstere fährt in's Schuldgefängniß und in's Elend, der andere gibt Euch Gelegenheit, ein Vermögen zu erwerben und zu gleicher Zeit Eure Rache zu befriedigen. Trefft Eure Wahl!«

Der Schlossermeister blickte fragend den Wucherer an, es war natürlich, daß die Worte desselben ihn nicht wenig überraschen mußten.

»Ich denke, es liegt auf der Hand, daß ich unter allen Umständen den letzten Weg wählen werde.«

»Auch dann, wenn Eure Ehrlichkeit –«

»Bah, was thue ich mit der Ehrlichkeit, wenn sie keinen Pfennig einbringt!«

Jacob Herz nickte beistimmend.

»Ich sehe, Ihr seid ein vernünftiger Mann,« sagte er, »das Hemd ist Jedem näher, wie der Rock. Würdet Ihr bereit sein, eine Reise nach Mexico zu machen?«

»Nach Mexico?« fragte Braun überrascht.

»Nach Brasilien wollte ich sagen, in's Gold- und Diamantenland. Es handelt sich um eine bedeutende Summe, die Ihr dort als Bevollmächtigter eines Andern erheben sollt. Wenn Ihr den Auftrag zur Zufriedenheit ausführt, streiche ich nicht allein meine Forderung an Euch, ich zahle Euch sogar außerdem fünftausend Thaler.«

»Und meine Rache?«

Wird in sofern befriedigt, als jene Summe das rechtmäßige Eigenthum des Wirthes Bertram Schenk ist, in dessen Namen Ihr das Geld auch erheben werdet.«

Der Schlossermeister verstand das nichts recht, er bat um nähere Aufklärung, die Jacob Herz ihm mit kurzen Worten gab.

»Ihr seht, ich schenke Euch großes Vertrauen,« schloß der Wucherer seine Mittheilungen, »wenn Ihr dasselbe mißbraucht, dürft Ihr Euch darauf gefaßt machen, daß ich Euch vernichten werde. Aber Ihr thut das nicht, weil Ihr einsehen müsse, daß ein Bündniß mit mir in Eurem Interesse liegt. Ihr erhaltet notarielle Vollmacht, Reise-geld und einen Paß, könnt also dreist und ohne Besorgniß drüben auftreten, zumal Ihr von dem rechtmäßigen Erben durchaus keine Nachforschungen zu befürchten habt. Sobald Ihr das Geld erhaltet, kauft Ihr in Rio de Janeiro Wechsel auf London, Paris oder eine andere europäische Stadt, diese Wechsel schickt Ihr mir ein, und nach Eurer Rückkehr zahle ich Euch die bedungene Belohnung aus.«

»Aber ich kenne nur die deutsche Sprache,« warf Braun ein, »mit ihr allein werde ich drüben nicht zurechtkommen.«

»Dafür laßt den Consul sorgen,« fuhr Herz fort, »er wird Euch mit Rath und That zur Seite stehen, und Dolmetscher findet Ihr da drüben genug. »Jetzt entschließt Euch, Ihr müßt, mit dem nächsten Schiff abfahren.«

»Laßt mir Zeit bis morgen.«

»Gut, morgen früh erwarte ich Euch, Ihr werdet mir dann die Entscheidung bringen.«

»Die Rache genügt mir nicht,« nahm Braun nach einer kurzen Pause wieder das Wort, »sie trifft den Wirth nicht tief genug und die beiden andern Schufte gar nicht.«

»Dafür laßt mich sorgen,« erwiderte der Wucherer, »wenn Ihr zurückkehrt, sollt Ihr zufrieden sein. Und was dann noch zu thun ist, könnt Ihr ja nachholen – also bis morgen.«

Herz hatte sich erhoben, er reichte seinem würdigen Genossen die Hand und schärfte ihm nochmals Verschwiegenheit ein.

Der Schlossermeister wollte einige Minuten später sich ebenfalls entfernen; er wurde daran gehindert durch den Eintritt einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft, die ihm auf der Schwelle des Zimmers begegnete. Diese Gesellschaft bestand größtentheils aus Eisengießern, Maschinenbauern und Schmiedegesellen. Einer von diesen machte seine Kameraden auf den Schlossermeister aufmerksam.

»Seht Ihr, das ist der Braun, der heute Morgen die Barrikaden vertheidigte,« rief er im breitesten Berliner Dialekt, »der war der einzige, der den Muth jehabt hat, ich sah, wie er schoß.«

Im Nu sah Peter Braun sich umringt.

Vergeblich versuchte er, gegen die unverdiente Ovation zu protestiren; der Berliner feuerte seine Kameraden

an, und schon im nächsten Augenblick hoben die kräftigen Arme der Eisengießer und Maschinenbauer den kleinen Schlossermeister empor, um ihn im Triumphe davon zu tragen.

Wenn Peter Braun auf der einen Seite auch stolz sein konnte, auf diese Gunstbezeugungen, die er nicht verdient hatte und die gleichwohl geeignet waren, ihn zum Helden des Tages und zu einem Liebling des Volks zu erheben, so mußte er doch auf der andern Seite eine Begegnung mit der bewaffneten Macht fürchten, die ihn jedenfalls verhaftete, wenn sie erfuhr, daß er den zwar unschädlichen, aber sehr verhängnißvollen Schuß abgefeuert hatte. Er bat, man möge ihn ruhig seines Weges gehen lassen und nicht unnöthig ihn einer Gefahr aussetzen, aber seine Begleiter schlugen diese Bitte mit dem Bemerken ab, sie würden im Nothfalle für ihn ihr Leben lassen.

Für den Schlossermeister würde dieser Triumph glücklich abgelaufen sein, wenn nicht das Schicksal gewollt hätte, daß der Zug unter einer Laterne Halt machte, und unter denen, die ihm folgten, ein ehrlicher Spießbürger sich befand, der den Gefeierten sehr genau kannte.

Als nun der Schein der Laterne voll auf das Antlitz Peter Braun's fiel und jener Spießbürger bei dieser Gelegenheit in dem Gefeierten den alten Bekannten entdeckte, hielt derselbe es für seine Pflicht, die biedereren Söhne des Vulkan auf ihren Irrthum aufmerksam zu machen.

Es war eine ganz gewaltige Enttäuschung, die natürlich eine durchaus gerechte Entrüstung hervorrufen mußte.

Gleich einem Lauffeuer verbreitete sich unter der Menge die Nachricht, daß der Gefeierte nichts weiter sei, als ein geheimer Spion, der durch den Schuß wahrscheinlich nur den Ausbruch des Barrikadenkampfes bezweckt habe, um den Stadtkommandanten zur Beschießung der Stadt zu nöthigen.

Die Gunst des Volkes wechselt rasch. Peter Braun sah mit wachsendem Entsetzen die geballten Fäuste und erhobenen Stöcke, die ihn glücklicherweise nicht erreichen konnten, so lange er hoch oben auf seinem lebendigen Throne saß.

Aber die, welche diesen Thron bildeten, waren nicht minder überrascht und entrüstet durch die erhaltene Aufklärung, und so geschah es denn, daß der gefeierte Held des Tages sich plötzlich abermals auf dem Straßenpflaster befand, mit welchem er schon einmal an diesem Abend nähere Bekanntschaft gemacht hatte.

Und bei diesem sehr unsanften Sturz allein würde es voraussichtlich nicht geblieben sein, wenn nicht in dem Augenblick, in welchem die wüthende Menge über ihn her fallen wollte, plötzlich eine starke Militair-Patrouille erschienen wäre, die sofort, als sie den Vollaufbruch bemerkte, Halt machte und mit gefällttem Bajonnet die Aufforderung zum Anseinandergehen erließ.

Dieser Zwischenfall rettete den bedrängten Schlossermeister, der ohne Verzug sich erhob und davoneilte.

Peter Braun mußte nun einsehen, daß er in der heiligen Stadt Köln seines Lebens nicht mehr sicher war, so lange nicht die erhitzten Gemüther sich beruhigt hatten.

Diese Einsicht bewog ihn, den Vorschlag des Wucherers nochmals sehr reiflich zu erwägen, und theils der angeführte Grund, theils die Erbitterung über die wiederholt ihm widerfahrene Schmach bewog ihn, jenen Vorschlag anzunehmen.

Für ihn, der ein sehr weites Gewissen besaß, bedurfte es keiner langen Ueberlegung, eine Wahl unter den beiden ihm geöffneten Wegen zu treffen, und so fand er sich denn am nächsten Morgen schon in aller Frühe im Hause des Wucherers ein, um das Bündniß mit dem letzteren zum Abschluß zu bringen.

## SIEBENTES KAPITEL. IM ELSASZ.

Die beiden Flüchtlinge hatten Bonn glücklich erreicht.

Sie bestiegen das Dampfboot und fuhren den Rhein hinauf, dem schönen Elsaß zu, von wo sie die Reise nach Paris fortsetzen wollten.

Sie fuhren vorbei an den stummen und doch so beredten Zeugen mittelalterlicher Herrlichkeit, an moosbewachsenen Ruinen, die von der Vergänglichkeit alles Irdischen zeugten; vorbei an stolzen Schlössern, deren hohe Bogenfenster das funkelnde Gold der Herbstsonne wieder spiegeln, vorbei an hohen rebenumkränzten Bergen und fruchtbaren Thälern, an friedlichen Dörfern und stillen Landstädtchen, vorbei an mancher armseligen Hütte,

in der Friede und Zufriedenheit wohnten, und an manchem herrlichen Palaste, aus welchem die Schutzgeister des Hauses schon längst trauernd und wehklagend geschieden waren.

Die beiden Freunde standen auf dem Verdeck und blickten sinnend und träumend in die wunderbar schöne, romantische Landschaft hinaus.

»Wenn ich es je zu einer bescheidenen Hütte mit einem Garten und einem kleinen Ackerfelde bringe, will ich gerne zufrieden sein,« nahm Nikolas nach einer längeren Pause das Wort. »Ich begreife die nicht, die nur in einem Palast sich glücklich fühlen können, was kann das Menschenherz mehr verlangen, als ein stilles, häusliches Glück am eigenen Herde!«

Otto zuckte die Achseln.

»Und wenn Du es so weit gebracht hättest, würde Dir bald das Haus zu eng, der Garten zu klein, Dein Einkommen zu gering sein,« erwiderte er. »Wohl könnte das Herz zufrieden sein mit einem bescheidenen Loose, aber wie Wenige sind es!«

»Ja, ja,« fuhr Nikolas seufzend fort, »der Reichthum hat viele große Vortheile voraus. Gewiß, es muß sehr, sehr angenehm sein, wenn man jeden Wunsch befriedigen kann, wenn man nicht nöthig hat, für den kommenden Tag zu sorgen. Aber ich verlange das nicht; mein schönstes Ziel ist, eine eigene Hütte und in dieser Hütte ein treues Weib und eine heitere Kinderschaar.«

Otto blickte träumend den Rauchwölkchen nach, die er von sich blies.

»Es hat ein Jeder seine eigenen Neigungen und seine eigenen Anschauungen,« sagte er. »Wir, die wir in bescheidenen Verhältnissen erzogen und jedem Luxus fremd geblieben sind, können uns von den Bedürfnissen der reichen Leute kaum einen Begriff machen und eben deshalb halten wir sie für glücklich, weil uns der Maßstab fehlt, mit welchem man ihre Bedürfnisse messen muß. Aber glaube mir, gar Mancher wohnt in einem Palast und ist doch ärmer, wie der geringste Tagelöhner, der im Schweiß seines Angesichts das trockne Brod für sich und seine Familie erwerben muß. Mit dem Einkommen steigern sich die Bedürfnisse und gar oft eilen die letzteren dem ersteren voraus. Du sprachst vorhin von dem Glück, den ein Familienkreis Dir gewähren würde, und das geschah in einer lebendigen, anschaulichen Weise, daß ich fast vermüthe, Du habest Deine Wahl schon getroffen.«

Nikolas senkte verlegen die Wimpern.

Es war in diesem großen, starken Manne etwas von der Natur des Kindes zurückgeblieben, und dieses Etwas, das tiefe, weiche Gemüth und das zartfühlende, edle Herz konnten ihm nur zur Ehre gereichen.

Wenn auch in den schweren Stürmen, die in den Tagen seines Lebensfrühlings über ihn hinweggebraust waren sein Charakter sich gestählt und sogar etwas von eigensinnigem Tron angenommen hatte, Herz und Gemüth waren weich und rein geblieben.

Das war es auch, was Otto von Anfang an zu ihm hingezogen hatte, was ihn immer und immer wieder an ihn

fesselte, wenn jener trotzige Eigensinn das freundschaftliche Verhältniß zu trüben drohte.

»Wie darf ich, der arme Schlossergeselle, schon jetzt an eine solche Wahl denken!« erwiderte Nikolas nach einer Weile. »Wer kann wissen, wie manches Jahr noch hingeht, ehe ich es so weit gebracht habe, daß ich den eigenen Herd gründen darf.«

»Nun, nun, allzu rathlos darf man auch nicht sein,« meinte Otto. »Komm Zeit, kommt Rath, und eine heimliche Liebe ist ein mächtiger Sporn.«

Nikolas schwieg, er besaß wohl den Muth, aber nicht die Thatkraft seines Freundes, er war einer von denen, die nur zum Gehorsam, nicht zum Herrschen geboren sind, die über große Schwierigkeiten mit einer verwegenen Ruhe hinwegschreiten und vor kleinen zagend und rathlos stehen bleiben.

Otto wollte den Namen derjenigen, welche sein Freund liebte, erforschen, Nikolas wich allen Fragen aus, er meinte, wenn er sein Geheimniß preisgebe, so streife er ihm den schönsten Zauber ab, zudem wisse das betreffende Mädchen selbst nicht, daß er ihr Bild seiner Seele eingeprägt habe.

In Mannheim übernachteten die Freunde.

In dem Gasthofs, in welchem sie abgestiegen, lernten sie einen jungen Franzosen kennen, der sich rasch an sie anschloß.«

Verschiedene Gründe begünstigten das.

Henri Latour, war der Sohn eines Schlossers in Mülhausen im Elsaß, selbst Mechaniker und, wie die beiden

Freunde sehr bald entdeckten, in seinem Fach sehr erfahren und geschickt.

Er war daneben ein sehr liebenswürdiger, offener Mensch und es lag in der Natur der Sache, daß er sich rasch die Herzen der beiden Deutschen gewann, als er ihnen im Tone einer warmen und herzlichen Theilnahme ein Engagement in der Werkstätte seines Vaters anbot.

Otto sprach ziemlich geläufig die französische, wie auch die englische Sprache, er hatte schon seit Jahren seine Mußestunden und vorzugsweise die Sonntage zu ihrer Erlernung verwandt.

Das kam ihm nun gut zu Statten, denn Henri Latour redete noch immer die deutsche Sprache mit der den Franzosen eigenen Schwerfälligkeit, trotzdem er in mehreren deutschen Werkstätten gearbeitet hatte.

Die beiden Freunde nahmen mit herzlichem Danke das Anerbieten an, es verschaffte ihnen für einige Wochen Arbeit, während denen sie sich mit den französischen Zuständen und Sitten vertraut machen konnten.

Sie setzten am nächsten Morgen vereint mit ihrem neuen Freunde die Reise fort, und Henri Latour gab ihnen während der Fahrt manchen dankens- und beherzigenswerthen Fingerzeig.

Paul Latour, der Vater Henri's, empfing die beiden Deutschen mit offenen Armen; der deutsche Arbeiter ist ja seines Fleißes und seiner Ausdauer wegen überall geachtet und willkommen.

Schon am Tage nach ihrer Ankunft handhabten Otto und Nikolas Hammer und Feile mit einer Rüstigkeit und

Geschicklichkeit, die den alten Meister überraschten und erfreuten.

Er würde augenblicklich mit ihnen einen Vertrag für mehrere Jahre geschlossen haben, wenn die neuen Gesellen darauf eingegangen wären.

Nikolas war nicht abgeneigt, aber Otto wollte es nicht, er hätte am liebsten seine Reise nach Paris unverzüglich fortgesetzt, wenn nicht ein sehr triftiger Grund dem entgegengetreten wäre.

Die Beiden besaßen keinen Paß, keine Legitimationspapiere. Es war ihnen zwar gelungen, die französische Grenze zu überschreiten, ohne zur Vorzeigung eines Passes gezwungen zu werden, aber sie bedurften des Letzteren nothwendig zur Weiterreise, und Henri hatte sich erboten, ihnen die nöthigen Papiere zu verschaffen.

Er war mit einem Schreiber des Maire's befreundet und hoffte durch dessen Vermittlung die nöthigen Papiere zu erhalten.

Aber Tage, Wochen verstrichen, Otto und Nikolas feilten und hämmerten noch immer in der Werkstätte Latour's, die Hoffnung, ihre Reise fortsetzen zu können, wollte sich noch nicht erfüllen.

Paul Latour besaß außer seinem Sohne eine sehr schöne Tochter, die schon manchem seiner Gesellen einen zierlichen Korb geflochten hatte.

Marie war in der That eine Schönheit, ihr üppiger Wuchs, das reizende Profil ihres Gesichts und die dunklen, blitzenden Augen mußten auf Jeden, der für

solche Reize nicht ganz unempfänglich war, einen bleibenden Eindruck machen.

Sie war der Stolz ihres Vaters und die Zierde seines Hauses, und der alte, biedere Meister hatte oft geäußert, wer seine Marie freien wollte, der müsse Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben und ein vorzügliches Stück Arbeit liefern können.

Nun hatte Otto schon zu verschiedenen Malen bemerkt, daß die großen, feurigen Augen des schönen Mädchens oft verstohlen auf seinem Freunde Nikolas ruhten, und der Ausdruck ihres Blicks verrieth ihm genug. Nikolas bemerkte das nicht, er bekümmerte sich nicht viel um seine Umgebung, still und bescheiden in der Werkstatt, wie im Familienkreise seines Meisters, ging er seinen gewohnten Weg.

Und doch hätte er es bemerken müssen. Wenn er bei Tische aufblickte, so sah er oft die Augen Marie's auf sich gerichtet, und es mußte ihm auffallen, daß sie dann verlegen und erröthend die Wimpern senkte.

Er mußte ferner bemerken, daß Marie stets in seiner Nähe war, mochte er sich nun im Wohnzimmer, oder in dem kleinen Garten befinden, und in die Werkstatt kam sie nicht.

Otto begriff nicht, daß sein Freund das schöne Mädchen so wenig beachtete, er hatte durch seine Beobachtungen genug erfahren, um zu wissen, daß Nikolas keinen Korb erhalten würde, wenn er um die Hand Marie's warb.

Endlich brachte Henri die Legitimationspapiere und kaum hatte Otto sie erhalten, als er auch schon an die Weiterreise dachte.

Er sprach darüber bei seinem Freunde und Nikolas pflichtete ihm bei.

»Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir der Aufenthalt hier in irgend einer Beziehung unangenehm wäre,« versetzte Nikolas, »aber wir lernen hier nichts, und das ist doch der Hauptzweck der Wanderschaft.«

Otto lächelte bedeutsam.

»So werden wir also morgen dem biedereren Latour kündigen und in der nächsten Woche abreisen,« erwiderte er.

»Ich scheidet gerne von hier, mich hält nichts zurück, – aber wie ist es mit Dir?«

»Mir mir?« fragte Nikolas befremdet. »Was könnte mich hier zurückhalten?«

»Nimm mir nicht übel, dann bist Du mit sehenden Augen blind,« sagte Otto achselzuckend.

»Ich begreife das nicht,« erwiderte Nikolas mit wachsendem Erstaunen, »der Sinn Deiner Worte ist mir ein Räthsel, welches ich nicht zu lösen vermag.«

»Mensch, hast Du denn nie bemerkt, daß die schöne Tochter unseres Meisters Dich mit ihren Blicken verfolgt?«

Ein ungläubiges Lächeln glitt über das ehrliche, offene Gesicht des jungen Mannes.

»Lieber Junge, Einbildung, weiter nichts,« sagte er.

»Nun, dann laß' Dir sagen, daß es nur eines Wortes von Dir bedarf, um die Hand des schönen Mädchens zu

gewinnen,« versetzte Otto, während er seine kurze Thonpfeife anzündete.

Nikolas schüttelte ablehnend das Haupt, ein düsterer Schatten breitete sich über sein Antlitz.

»Wenn es wahr wäre, was ich indeß sehr bezweifle, so –«

»Es ist wahr.«

»Wohlan, dann ist dies nur ein Grund für mich, die Abreise zu beschleunigen,« sagte Nikolas so ruhig und ernst, daß Otto betroffen zu ihm aufblickte.

»Das begreife ich nicht,« nahm Otto nach einer Pause wieder das Wort. »Hier bietet sich Dir eine Gelegenheit, Deine Zukunft sicher zu stellen, Alles zu erlangen, was Du zu erstreben suchst. Marie ist schön, tugendhaft und vermögend, ihr Vater wird vielleicht später Dir das Geschäft übertragen, da Henri ja höhere Pläne hegt –«

»Gewiß,« fiel Nikolas ihm ruhig in's Wort, »mancher Andere würde mit beiden Händen zugreifen.«

Er war an's Fenster getreten, er schaute in Sinnen versunken in die dunkle Nacht hinaus. In den Fabriken, die mit ihren hohen Schornsteinen und spitzen Giebel-dächern über die andern Häuser emporragten, brannten noch unzählige Lichter, man hörte die Maschinen arbeiten, die Räder schnurren.

In der Werkstätte Latour's war es still und dunkel, der Meister liebte es, mit dem Schlage sieben Feierabend zu machen.

»Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,  
Als heimliche Liebe, von der Niemand nichts  
weißst.«

sang Nikolas leise und wehmüthig für sich hin.

»Ah – ist es das?« fragte Otto. »Lieber Junge, ich will Dir nicht ab- noch zurathen, ich meine nur, man müsse das Glück festhalten, wenn es sich naht.«

Nikolas fuhr aus seinem Sinnen empor.

»Das ist Deine Herzensmeinung nicht, Otto,« erwiderte er ernst. »Eine Ehe ohne Liebe kann nimmer ein häusliches Glück begründen, und so sehr ich auch Marie achte, lieben kann ich sie nicht. Das Bild einer Anderen ist meiner Seele eingepägt und nichts würde es verdrängen können. Mag dieses Bild auch nicht so blendend schön sein, ich habe ihm im Herzen Treue gelobt und dieses Gelübde ist ein Eidschwur, den ich nimmer brechen werde. Dringe nicht weiter in mich, frage nicht, wer diese Andere sei, lass' mir mein süßes Geheimniß und sei versichert, daß Du der Erste sein wirst, dem ich es entdecke, wenn der Augenblick dazu gekommen ist.«

Otto schüttelte den Kopf, aber er kannte die an Eigensinn grenzende Standhaftigkeit des Freundes und ließ deshalb das Thema fallen.

Wenige Minuten später gingen die Beiden in's Familienzimmer, um das Nachtessen einzunehmen.

ACHTES KAPITEL. VERSCHMÄHTE LIEBE.

Unter den Gesellen Latours war es ein öffentliches Geheimniß, daß die Tochter des Meisters den Deutschen liebe. Auch ihnen waren die Blicke und versteckten Anspielungen nicht entgangen, zu denen Marie durch ihre wachsende Leidenschaft sich verleiten, ließ, in der Hoffnung, die Erwidrerung ihrer Liebe dadurch zu erzwingen.

Einer dieser Gesellen, ein Elsässer, Franz Werner, hatte kurz zuvor um die Hand Marie's geworden, er war in kühler, fast verletzender Weise abgewiesen worden. Sogar Latour hatte ihm wegen dieser Kühnheit einige keineswegs höfliche und schmeichelhafte Worte gesagt, denn Werner war seines tückischen Charakters und seiner ausschweifenden Lebensweise wegen nicht beliebt.

Franz Werner hatte zwar den Korb geduldig eingesteckt, aber der Haß war in seiner Seele geweckt worden.

Er haßte alle, Marie, ihren Vater und ihren Bruder, wenn auch die letzteren durchaus keine Schuld an seiner Zurückweisung trugen.

Dieser Haß loderte hell und wild empor, als Werner die Liebe Marie's zu Nikolas entdeckte, und er sann Tag und Nacht über die Mittel nach, wodurch er sich rächen konnte.

Er wollte Beide vernichten, seine Rache sollte Alle treffen.

Er beobachtete heimlich die Beiden, sein Plan war bereits entworfen, seine Vorkehrungen schon getroffen.

Nur der Umstand, daß er von Seiten des Deutschen noch keine Erwiderung der Liebe Marie's bemerkt hatte, hielt ihn bisher zurück, seinen Plan auszuführen.

An jenem Abend nun, an welchem Otto seinen Freund auf die Liebe Marie's aufmerksam gemacht hatte, theilte der Erstere beim Nachtessen seinem Meister mit, daß er mit seinem Freunde beschlossen habe, die Wanderschaft fortzusetzen, weshalb sie Beide wünschten, zu Ende der Woche entlassen zu werden.

Den Meister berührte diese Mittheilung unangenehm, man sah ihm an, daß er sie so rasch nicht erwartet hatte.

Marie schwieg, in ihrem bleichen Gesicht las Otto, wie tief und schmerzlich dieser Entschluß sie berührte.

»Gottes Blut, Ihr scheint ja rein vernarrt zu sein in diese Deutschen!« rief Werner mit verletzendem Hohn, als Latour noch immer nicht nachließ, die Beiden zum Bleiben zu bewegen. »Sind sie vielleicht besser wie wir? Wir machen auch ein gut Stück Arbeit, aber wenn wir einmal gehen wollen, können wir uns womöglich noch auf einen Fußtritt zum Abschied gefaßt machen.«

In den Augen des Meisters flammte es zornig auf, und dieser zornglühende Blick ruhte durchbohrend auf dem verwegenen Grobian.

»Wenn Ihr gehen wollt, so werde ich an Euch keine Bitte verschwenden,« sagte Latour gereizt. »Euch sehe ich lieber auf den Rücken, als in's Gesicht und daran tragt Ihr selbst die Schuld.«

»Natürlich!« spottete Werner, während er seinen Kameraden einen bedeutsamen Blick zuwarf. »Wenn unser-  
eins sich unterfängt, die Augen zur Tochter des Meisters  
zu erheben, so wird ihm das für eine Unverschämtheit  
angerechnet. Aber wenn solch ein deutscher Elephant –«

»Hütet Eure Zunge!« fiel Nikolas ihm zornig in's Wort.  
»Der deutsche Elephant könnt Euch einen Denkkzettel ge-  
ben, der Euch Jahre lang zu schaffen machte.«

Franz Werner schlug mit der Faust auf den Tisch, daß  
die Teller und Gläser klirrend in die Höhe fuhren.

Er schien den Kampf mit seinem Gegner nicht zu fürch-  
ten und er konnte ihn in der That herausfordern, da er  
auf den Beistand seiner französischen Kameraden rech-  
nen durfte.

»Gottes Blut, kommt heran, wenn Ihr den Muth dazu  
habt!« schrie er, bebend vor Wuth. »Ich werde Eure Ele-  
phantenknochen zusammenschlagen, daß Ihr sie im Sack  
heimtragen sollt!«

Der Meister hatte sich erhoben.

»Ihr seid ein unverbesserlicher Raufbold und Tauge-  
nichts, Werner,« sagte er, mühsam seine äußere Ruhe be-  
während. »Schon längst hätte ich Euch gekündigt, wenn  
die Arbeit nicht –«

»Ihr mit gekündigt?« rief Werner höhrend. »Ich gehe,  
wenn ich will, heute will ich und morgen werde ich ge-  
hen, aber Ihr Alle sollt dieser Stunde noch einmal geden-  
ken! Der Hochmuth Eurer Tochter wird Euch theuer zu  
stehen kommen, das eitle Gänschen mit seiner hübschen

Larve soll noch einmal erfahren, daß Franz Werner eine Beleidigung nicht verzeiht.«

Mit blitzenden Augen stand Marie dem Elsässer gegenüber, in dieser Aufwallung des Zornes glich sie mit ihrer strahlenden Schönheit dem Cherubim, der mit flammendem Schwerte das erste Menschenpaar aus dem Paradiese trieb.

»Jetzt ists genug!« sagte sie mit fester, ruhiger Stimme. »Eure groben, beleidigenden Aeußerungen treffen weder meinen Vater noch mich, aber sie charakterisiren den, der sie sprach, als einen Menschen ohne jegliche Bildung und ohne Ehrgefühl. Und einem solchen Menschen zeigt man die Thüre. An wem liegt die, Schuld, daß Eure Werbung zurückgewiesen wurde? Doch wohl nur an Euch! Ihr mußtet Euch sagen, daß ein Mensch wie Ihr nicht das Recht hat, um die Hand eines ehr- und tugendsamen Mädchens zu werben –«

»Gottes Blut, Ihr dünkt Euch ja gewaltig hoch!« rief Werner, ihr trotzig in's Wort fallend. »Wer seid Ihr denn? Euer Hochmuth wird noch eine Schlappe bekommen, dafür laßt mich sorgen.«

Nikolas und Otto, beide von dem Wunsche beseelt, diesen unerquicklichen Wortwechsel zu beenden, hatten sich der Thüre genähert und diese geöffnet.

Sie bedeuteten jetzt Werner durch einen sehr energischen Blick, daß er sich entfernen möge, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, gewaltsam dazu gezwungen zu werden.

Franz Werner hatte auf den Beistand seiner französischen Kameraden gerechnet, er sah sich in dieser Erwartung getäuscht.

Er war zu brutal, zu gemein aufgetreten, das hatte ihm die Sympathie seiner Kameraden entzogen.

Vergeblich forderte er sie durch Worte und Blicke auf, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, und unter diesen Umständen blieb ihm nichts anderes übrig, als der Aufforderung Folge zu leisten.

Er that es zögernd und unter Drohungen, die sehr wohl geeignet waren, den Meister und dessen Familie zu beunruhigen.

Auch verließ er das Haus nicht sofort, er ging in das gemeinschaftliche Schlafzimmer, um dort seine Habseligkeiten einzuschnüren.

Die Gesellen entfernten sich bald darauf, sie waren weder mit dem Benehmen ihres Kameraden, noch mit dem Auftreten Latour's und der beiden Deutschen einverstanden. Sie haßten die Deutschen, weil der Meister und auch Marie sie bevorzugten, und sie würden deshalb gern gesehen haben, wenn dieselben einen Denkkzettel erhalten hätten.

Auch Otto und Nikolas suchten ihr Zimmer auf, Marie hatte, sich kurz zuvor entfernt.

Ihr Weg führte sie an dem Zimmer vorbei, in welchem Meister Latour den Besuch empfing, den er ehren und auszeichnen wollte.

Es war dies das Staatszimmer des Hauses, die Einrichtung desselben konnte man eher solide und gemüthlich, als elegant und luxuriös nennen.

Als Nikolas an demselben vorbeischreiten wollte, wurde plötzlich die Thüre geöffnet und Marie erschien mit einer brennenden Kerze auf der Schwelle.

»Herr Schwarz, ich möchte Sie um eine kurze Unterredung bitten,« sagte sie leise mit bewegter Stimme.

Nikolas konnte diese Bitte nicht abschlagen, so ungern er sie auch erfüllte.

Er ahnte bereits, welchen Zweck diese Unterredung hatte und es war ihm peinlich, den Hoffnungen und Wünschen des Mädchens entgentreten zu müssen.

Darin, daß Marie selbst diese Unterredung verlangte, fanden die beiden Freunde nichts Auffallendes, sie hatten Gelegenheit genug gehabt, den energischen Charakter dieses Mädchens kennen zu lernen.

Marie stellte das Licht auf den Tisch und lud den jungen Mann durch eine Handbewegung ein, Platz zu nehmen.

»Der Schritt, den ich in diesem Augenblick thue, mag Sie befremden,« sagte sie und der Ton ihrer Stimme verrieth die wachsende, stürmische Erregung. »Ich kann mir nicht helfen, ich muß Gewißheit haben, ehe Sie von hier scheiden, die Ungewißheit würde mich tödten. Ich weiß nicht, ob ich dem Himmel danken soll oder nicht, daß mein Bruder Sie in unser Haus führte, aber welches auch das Resultat dieser Unterredung sein mag, ich werde der Vorsehung deshalb nicht zürnen. Sie wollen schon in den

nächsten Tagen scheiden und doch müssen Sie bemerkt haben, daß Sie mit den Banden der Liebe an uns gefesselt sind. Sie müssen das bemerkt haben, Nikolas, und ich kann nur zwei Fälle annehmen, wenn ich eine Entschuldigung für Ihre Kälte und Gleichgültigkeit suchen will. Entweder, Sie haben nicht den Muth, um mich zu werben, oder Sie erkennen die Macht jener Liebe nicht an.«

Nikolas blickte zu dem Mädchen auf, ihre dunklen Augen, in denen die Gluth der Leidenschaft loderte, sah er fragend, mit dem Ausdruck fieberhafter Spannung auf sich gerichtet.

Es schmerzte ihn, ihr erwidern zu müssen, daß sie vergeblich gehofft habe, daß die Erwidern der Liebe sich nicht erzwingen lasse, daß er nur Hochachtung, aber keine Liebe für sie fühle.

Er wußte, daß diese Antwort ihre schönsten Luftschlösser zertrümmern mußte, aber eine andere konnte er ihr nicht geben.

Ueber das schöne Gesicht des Mädchens glitt ein trüber Schatten, sie schien diese Antwort erwartet zu haben.

»Ich habe Manchen zurückgewiesen, weil ich ihn nicht lieben konnte,« sagte sie, »weil ich wußte, daß nur mein hübsches Gesicht, und meine Mitgift ihn reizte, ich habe die Liebe nicht gekannt vordem Sie in unser Haus kamen. Wie es gekommen ist, daß die Liebe so plötzlich in mein Herz einzog, kann ich nicht ergründen, aber es wäre Unrecht von Ihnen, wollten Sie mich dafür so schmerzlich

büßen lassen. Sagen Sie, was Ihnen an mir mißfällt, und ich will diese Fehler abzulegen suchen, aber stoßen Sie das Herz, welches so treu und innig an Ihnen hängt, daß es nicht mehr von Ihnen lassen kann, nicht zurück.«

Der große, starke Mann fühlte sich erschüttert.

Die Leidenschaftlichkeit, mit der Marie zu ihm sprach, die sich in ihrem Blick, in ihrer Stimme, in dem stürmischen Wogen ihres Busens, ja, in ihrem ganzen Wesen kundgab, bewies ihm die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, welches sie beseelte, dem sie Alles zu opfern bereit war.

Er legte die Hand auf das Herz und sah sie mit seinen treuen Augen bittend an.

»Zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen nochmals erwidere, daß die Liebe sich nicht erzwingen läßt,« sagte er. »Gewiß, ich erkenne es mit lebhaftem Danke an, daß Sie mich Ihrer Liebe gewürdigt haben, aber –«

»Aber?« fragte Marie ungeduldig, als Nikolas zögerte.

»Mein Herz ist nicht mehr frei, in Deutschland harret meiner eine liebende und geliebte Braut.«

In den dunklen Augen des leidenschaftlich erregten Mädchens flammte es auf, über ihre rosigen Lippen glitt ein kaltes, verachtendes Lächeln.

»Kalt wie der Schnee sind die deutschen Naturen,« versetzte sie grollend, »nicht die glühendsten Strahlen der Liebessonne vermögen das Eis zu schmelzen. Eine Braut? Nikolas, kennen Sie das deutsche Sprüchwort: Aus den Augen, aus dem Sinn!? Wissen Sie, ob diese blondlockige, kalte Braut vielleicht nicht schon jetzt in den Armen

eines Andern ruht? Sind Sie von ihrer Treue so fest überzeugt, daß Sie –«

»Ich bin es!«

»Wohl, wenn Sie es sind, wie lange soll diese Braut schmachtend der Rückkehr ihres künftigen Gatten harren? Wer sind Sie und was haben Sie? Ich biete Ihnen mit meiner Hand das Geschäft meines Vaters, er hat mir versprochen, es Ihnen zu übertragen, wenn Sie mein Gatte sind.«

»Und wenn Sie alle Schätze der Erde mir anböten –«

»Bah – Redensarten. Schmeichelt es nicht Ihrem Stolze, eine Braut zu besitzen, die so manche Werbung zurückgewiesen hat? Sie stützen sich darauf, es sei Ihnen nicht möglich, meine Liebe zu erwidern, – gut bleiben Sie hier bis zum Frühjahr, und wenn Sie dann noch auf die Weiterreise dringen, so will ich Sie ziehen lassen.«

Wie mancher Andere würde an Stelle des jungen Mannes schwankend geworden sein in seinen festesten Vorsätzen gegenüber dieser Liebesgluth, die alle Schranken niederriß!

Nikolas war eine ehrliche, treue Natur; vor seinem geistigen Auge stand das Bild derjenigen, der sein Herz und sein ganzes Denken angehörten. Die Schönheit Marie's ließ trotz ihrer verführerischen Ueppigkeit und ihrem blendenden Zauber ihn kalt, er war nicht leidenschaftlich genug, als daß sie ihn hätte verführen können.

»Ich kann nicht,« sagte er noch einmal, »Sie müssen das selbst fühlen. Lassen Sie uns in Friede und Freundschaft scheiden, wenn ich dieses Haus verlassen habe,

werden Sie bald einen Andern finden, der Ihrer Liebe würdiger ist.«

Er näherte sich langsam der Thüre, Marie trat ihm rasch in den Weg. Mit hochrothen Wangen und flammendem Blick stand sie ihm gegenüber, ihr warmer Athem berührte seine Stirne.

»Nikolas, ich liebe Sie mehr, als mein Leben, und Sie wollen so kühl und ruhig mich zurückstoßen?« flüsterte sie. »Wissen Sie, nicht, daß Sie dadurch entweder ein treues Herz brechen, oder es mit glühendem Hasse erfüllen? Nur die eine Bitte gewähren Sie mir, bleiben Sie bis zum Frühjahre, ich verlange von Ihnen die Gewährung dieser Bitte, hören Sie – ich verlange sie!«

Es lag eine herausfordernde Drohung in dem Tone, in welchem sie die letzten Worte mehr hervorstieß, als sprach, eine Drohung, hinter der bereits der erwachende Haß sich barg.

Nikolas schüttelte ablehnend das Haupt, ein wehmüthiger Zug breitete sich über sein ehrliches Gesicht.

Die kleinen Hände des schönen Mädchens ballten sich krampfhaft, ihr Blick schien die Seele des jungen Mannes durchbohren zu wollen.

»Sie verschmähen mich,« sagte sie mit bebender Stimme, »verschmähte Liebe gebiert den Haß. Sie haben mich schwach gesehen, Nikolas, und das vergißt kein Weib. – Lächeln Sie nicht, diese Stunde hat mich, die schwache, willenlose Jungfrau, zum Weibe gereift, sie hat die schönsten, herrlichsten Blüten meines Lebensfrühlings vernichtet, meinem Gemüth den Todesstoß egeben, aber

dafür auch meinen Charakter gestählt. Nikolas, wir scheiden, aber wir sehen uns wieder, dann werde ich Ihnen zeigen, was ein willensstarkes Weib vermag. Ziehen Sie ruhig im Staube der Landstraße weiter, Sie sind dazu geboren, im Staube zu kriechen, Ihr Blick kann das blendende Licht der Sonne nicht ertragen. Wenn wir uns einst wiedersehen, werden Sie an mir hinaufblicken und nicht den Muth haben, mich um einen Druck dieser Hand zu bitten, die vor Jahren Ihnen sammt einem liebenden Herzen angeboten wurde! Dann mögen Sie hingehen und die kalte blondhaarige Deutsche heimführen, mein Bild wird Sie nicht verlassen, es wird zwischen Sie und Ihr Weib sich drängen und Ihre Seele mit bitterer Reue folgern. Jetzt gehen Sie, wir sind fortan geschieden, ich bin zu jener Erkenntniß gekommen, daß Sie meiner Liebe nicht werth waren.«

Gleich einem Träumenden verließ Nikolas das Zimmer. Es lag etwas Prophetisches in den Worten des Mädchens, was auf das schlichte, einfache Gemüth des jungen Mannes einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

Nicht, daß er schon jetzt bereut hätte, ihre Liebe verschmäht, ihre Bitte zutückgewiesen zu haben, im Gegentheil, es gewährte ihm eine erhebende Genugthuung, daß er der verlockenden Versuchung gegenüber so standhaft geblieben war, aber jene Worte regten ihn doch zu ernstem Nachdenken an.

Er kannte die Natur des Weibes noch nicht, erst später, nach Jahren sollte er sie kennen lernen.

NEUNTES KAPITEL. DIE RACHE DES EIFERSÜCHTIGEN.

Otto hatte den Tag der Abreise auf den nächsten Sonntag festgesetzt.

Das Wetter war, trotzdem der November sich schon seinem Ende näherte, schön und mild, ein rechtes Wetter zum Wandern.

Deshalb auch hatten die beiden Freunde beschlossen, das südliche Frankreich zu Fuß zu durchwandern, in Marseille und Lyon sich einige Tage aufzuhalten und später mit der Eisenbahn oder der Diligence ihre Reise nach Paris fortzusetzen.

Marie ließ sich jetzt seltener im Wohnzimmer sehen, sie schien die Begegnung mit Nikolas absichtlich vermeiden zu wollen.

Dem Letztern war das nur angenehm; wenn er zufällig dem Mädchen begegnete, so fühlte er sich verlegen und verwirrt, nicht seiner-, sondern ihrerwegen.

So war denn der letzte Abend gekommen.

Otto und Nikolas hatten von dem biedern Meister und Henri bereits Abschied genommen, sie wollten am nächsten Morgen in aller Frühe aufbrechen.

Marie war beim Abschiede nicht zugegen gewesen, auf ihre Frage nach ihr erwiderte Meister Latour, es sei besser, wenn man dem Mädchen die Aufregung erspare.

Jetzt saß Otto in seinem Zimmer, um dem Vater die jüngsten Ereignisse und die bevorstehende Abreise mitzutheilen.

Auch an Fräulein Therese Stern im Hause des Herrn Otto Schirmer schrieb Otto einige Zeilen, was sie enthielten, wird der geneigte Leser errathen, wenn er sich erinnert, daß Tante Therese sich mit dem jungen Manne vor seinem Abschiede von Köln sehr angelegentlich über einen Punkt unterhalten hatte, der später dem Bruder Otto's Anlaß zu beißenden Bemerkungen gab.

Nikolas, der Niemanden hatte, der an seinem Schicksale Antheil nahm, also auch keine Ursache fand, an irgend Jemanden einige Zeilen zu richten, stand am Fenster und blickte in die sternenhelle Nacht hinaus. Welche Gedanken mochten seine Seele beschäftigen, als er so sorgenvoll emporblickte zum sternbesäeten Himmelszelte!

Otto hatte die Arbeit beendet.

Er legte die Feder hin und schob die Briefe in sein Portefeuille, und sie am nächsten Tage der Post zu übergeben.

Sein Blick ruhte forschend auf dem Freunde, der ganz in Sinnen verloren war.

»Woran denkst Du?« fragte er. »Reut es Dich vielleicht, Marie zurückgewiesen zu haben? Wenn Du mit einem schweren Herzen von hier scheidest, lieber Junge, dann thust Du besser, hier zu bleiben und den Fingerzeig des Schicksals zu benutzen. Man schlägt rasch etwas aus, was später keine Reue zurückbringen kann.«

Nikolas war aus seinem Brüten emporgefahren, er zuckte gleichmüthig die Achseln.

»Wie oft soll ich Dich auf den Grund aufmerksam machen, der mich bewogen hat, die Liebe des Mädchens zu

verschmähen,« erwiderte er, während er mit der Hand über seine breite Stirne strich, als ob er versuchen wollte, die trüben Gedanken zu verscheuchen. »Ich bedaure Marie; ihren Schmerz und ihren Groll kann ich mir lebhaft vorstellen, aber es ist mir nicht möglich, ihretwegen dem Bilde zu entsagen, welches ich in meinem innersten Herzen trage.«

Otto nickte.

»Ich ehre und billige diesen Grund,« sagte er, »aber ich kann die Befürchtung nicht zurückdrängen, daß dennoch einst die Stunde der Reue für Dich schlagen wird! Weshalb willst Du der Erkorenen Deines Herzens nicht Dein Geheimniß mittheilen und Dir dadurch Gewißheit verschaffen, die, mag sie auch ausfallen, wie sie will, doch immer besser ist, als eine peinliche Ungewißheit.«

Nikolas schüttelte ablehnend das Haupt.

»Ich kann Dir die Gründe nicht nennen, die mich davon abhalten,« erwiderte er, »wie es mir überhaupt unangenehm ist, immer und immer wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen. – Horch, was war das?«

Die beiden Freunde lauschten.

»Man klopft,« sagte Otto ruhig.

»Und zwar sehr ungeduldig,« fügte Nikolas hastig hinzu. »Wer kann so spät noch Einlaß begehren?«

»Vielleicht ein Geselle Latour's, der sich verspätet hat.«

»Horch, schon wieder.«

»So laß ihn klopfen,« versetzte Otto, den die Unruhe seines Freundes befremdete, »was kümmert es uns!«

»Vielleicht nichts, möglicherweise auch viel,« erwiderte Nikolas mit wachsender Erregung. »Ich muß gestehen, wenn wir diese Stadt im Rücken haben, wird mir eine Last von der Seele fallen.«

»Bah – sei kein Thor!«

»Sage, was Die willst, ich kann mich der Ahnung nicht erwehren, daß uns ein Unglück –«

»Lieber Junge, seitdem Du die Unterredung mit Marie gehabt hast, bist Du in einem Zustande der Aufregung, den ich nicht begreife,« fiel Otto, der sich erhoben hatte, dem Freunde in's Wort. »Wir werden morgen abreisen, ich wüßte nicht, welche Gefahr uns bis dahin noch drohen könnte.«

»Du hast Franz Werner –«

»Trifft die Familie Latour's, nicht uns!«

»Deine Rede, die Du gestern Abend im Klub der deutschen Arbeiter gehalten hast.«

»Lieber Gott, die wenigen Worte, die ich dort zum Abschiede gesprochen habe –«

Ein leises, ungeduldiges Pochen bewog ihn, den Satz abzuberechnen.

Otto näherte sich rasch der Thüre, er konnte nicht leugnen, die Unruhe und Erregung des Freundes blieben auf ihn nicht ohne Wirkung. Hastig, mit unverkennbaren Zeichen einer fieberhaften Erregung war Marie eingetreten.

»Werner hat Euch der Behörde denunciirt,« sagte sie, »soeben brachte ein Freund uns die Nachricht, daß der Maire Euch noch in dieser Nacht verhaften lassen will.«

»Denuncirt?« fragte Otto bestürzt. »Welchen Grund konnte er –«

»Erinnern Sie sich der Worte, welche Sie gestern Abend an einem öffentlichen Orte gesprochen haben.«

»Es war eine geschlossene Gesellschaft.«

»Einerlei, ein Verräther befindet sich in jeder Gesellschaft, die französische Polizei ist vortrefflich organisirt. Sie müssen fliehen.«

»Da hast Du's,« sagte Nikolas. »Hättest Du auf meine Warnung gehört –«

»Zu Vorwürfen ist jetzt keine Zeit,« fuhr Marie ungeduldig fort, »schon in der nächsten Minute können die Gensd'armen hier sein. – Nikolas, bleiben Sie hier, Sie sind nicht compromittirt, ich werde Sie schützen.«

In dem Tone, in welchem das Mädchen die letzten Worte sprach, spiegelte sich noch einmal die ganze Leidenschaftlichkeit ihrer Seele, deren verzehrende Gluth wieder hell in ihren dunklen Augen aufloderte.

Aber Nikolas gab sich den Anschein, als habe er die Worte nicht vernommen, er schnürte sein Felleisen zu und nahm Stock und Mütze.

»Ihr Freund wird seine Flucht leichter bewerkstelligen können, wenn Sie ihn nicht begleiten,« nahm Marie noch einmal das Wort, »fliehen Sie mit ihm, so wird die Polizei auch Sie verfolgen.«

»Meinetwegen,« entgegnete Nikolas ruhig, der jetzt, als die Gefahr ihm nahe stand, ihr mit muthiger Todesverachtung entgegen ging, »ich verlasse meinen Freund nicht, Glück und Unglück will ich mit ihm theilen.«

Die Stirne des Mädchens umdüsterte sich, der Zorn darüber, sich abermals zurückgewiesen zu sehen, drohte sie zu einem heftigen Ausfalle gegen den kalten Deutschen zu verleiten.

Aber ehe sie ein Wort auf seine kühle Antwort erwidern, konnte, trat Henri ein.

»Fort!« sagte der Letztere ungeduldig, die Gensd'armen stehen schon vor der Hofthüre.«

Wirklich hörte man in diesem Augenblick das Aufstoßen der Gewehrkolben und lautes, ungestümes Pochen.

»Oeffnet – im Namen der Republik!« rief eine rauhe Stimme.

»Es bleibt nur noch ein Weg,« flüsterte Henri, »der durch die Hofthür. Wenn Ihr die kleine Mauer überstiegen habt, so eilt geradeaus durch den Garten, die Mauer, welche ihn umschließt, ist ebenfalls sehr niedrig, wenn Ihr hinübergeklettert seid, befindet Ihr Euch auf offener Straße. Haltet Euch dann rechts und biegt in keine Nebenstraße ein, es ist der kürzeste Weg, der zur Stadt hinausführt.«

Die kleine Gesellschaft hatte inzwischen die Hofthüre erreicht, Henri stand im Begriff, sie zu öffnen.

»Noch eins,« sagte Marie und ihre zitternde Stimme verrieth den Sturm in ihrer Seele, sollte Einer von Euch ergriffen werden, so thut der Andere wohl, seinen Weg schleunigst fortzusetzen, den Einzelnen können und werden wir beschützen, werdet Ihr aber beide gefangen, so seid Ihr beide verloren. Beherzigt diesen Rath und nun geht, wir sehen uns später wieder.«

Otto drückte noch einmal Beiden die Hände, dann eilte er hinaus.

Nikolas folgte ihm, aber kaum hatte er die Schwelle überschritten, als er sich von zwei kräftigen Armen erfaßt fühlte.

Er wandte den Kopf und erkannte Franz Werner.

Auf die Hülfe Henri's durfte er nicht rechnen, derselbe hatte die Hofthüre sofort wieder geschlossen, um den Gensd'armen, die immer ungestümer Einlaß begehrten, die Hausthüre zu öffnen.

Mit einem gewaltigen Ruck befreite er sich aus den Armen seines Gegners. Werner griff in die Brusttasche und zog einen Dolch hervor.

Nikolas verlor die Geistesgegenwart nicht, ehe sein Gegner von der Waffe Gebrauch machen konnte, streckte ein wuchtiger Faustschlag ihn nieder.

Aber der gellende Schrei, den Werner ausstieß, erregte die Aufmerksamkeit der Gensd'armen, die sich noch im Hausflur befanden.

Sie eilten auf den Hof hinaus und bemerkten sofort den Flüchtling, der eben die Mauer erreicht hatte.

Einer der Gensd'armen legte sein Gewehr an, es war ein Glück für Nikolas, daß ein anderer Gensd'arm sich zwischen ihm und jenem befand und dadurch seinen Kamerad an der Abfeuerung des Schusses verhinderte. Aber wenn auch durch diesen ihm günstigen Zufall sein Leben gerettet wurde, der Verhaftung entging er nicht.

Im Begriff, sich auf die Mauer zu schwingen, sah er sich plötzlich umringt, ein Blick auf die Gensd'armen belehrte ihn, daß es ein Akt der Thorheit wäre, sich zur Wehre zu setzen.

Er ergab sich.

Otto hatte Anfangs keine Ahnung von dem Kampfe hinter seinem Rücken.

Ueberzeugt, daß der Freund ihm folge, hatte er den ihm bezeichneten Weg verfolgt, erst, als er über die zweite Mauer hinüber war und nun auf der Straße stand, vernahm er den Schrei Werner's.

Er ahnte sofort, daß Nikolas sich in Gefahr befand und er war noch unentschlossen, ob er ihm zu Hülfe eilen sollte, als er plötzlich Waffengeklirr und Stimmen vernahm.

Daß Nikolas der Uebermacht unterliegen mußte, war vorauszusehen, die Hülfe des Freundes konnte ihn aus der Gewalt derselben nicht befreien.

So gerne nun auch Otto das Schicksal des Freundes getheilt hätte, mußte er sich doch sagen, daß es nicht allein ein nutzloses, sondern auch ein sehr thörichtes Opfer sein würde.

Dem Freunde konnte man nicht beweisen, daß er sich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht hatte, während solche Beweise gegen Otto vorlagen.

Nach kurzem Nachdenken setzte Otto seinen Weg fort, von Marseille oder Lyon aus wollte er dem Meister Latour schreiben, wo Nikolas ihn finden konnte.

ZEHNTES KAPITEL. WIE MAN REICH WERDEN KANN!

Heinrich Schenk, der Bruder Otto's, war Commis im Geschäft der Firma ›Peter Paul Scheerenberg selige Wittwe‹.

Die Firma bestand schon seit einer Reihe von Jahrzehnten, sie war vom Vater auf den Sohn vererbt und stets unverändert fortgesetzt worden.

Das Gerücht behauptete, Scheerenberg sei ein sehr reicher Mann und die Väter heirathsfähiger Töchter bemühten sich sehr angelegentlich, mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, wohl nur in der Hoffnung, daß es ihnen gelingen möge, den einzigen Sohn Scheerenberg's für eine ihrer Töchter zu gewinnen.

Bertram Scheerenberg war zwar noch nicht Theilhaber des Geschäfts, aber der gegenwärtige Chef des letzteren hatte oft geäußert, er werde binnen Kurzem seinen Sohn als Associé aufnehmen, denn es sei sein Wille, daß nach seinem Tode die Firma unverändert und mit ungeschwächten Fonds bestehen bleibe.

In diesem Hause hatte Heinrich Schenk seine Lehrzeit bestanden, er war nach Ablauf derselben als Commis engagirt worden und besorgte gemeinschaftlich mit dem alten Buchhalter und einem Lehrlinge die laufenden Geschäfte.

Er führte die Correspondenz und verwaltete die Kasse, während der Chef sich ausschließlich mit dem Ein- und Verkauf der Waaren beschäftigte.

An einem trüben Dezembermorgen schickte Heinrich den Lehrling aus, er schien absichtlich einen Vorwand dafür zu suchen, denn als der Lehrling schüchtern den Einwurf wagte, daß er das Geschäft sehr wohl bis zum Nachmittag verschieben könne, erwiderte der Commis ihm in sehr barschem Tone, er habe zu gehorchen und sich jeder naseweisen Bemerkung zu enthalten, wenn er einen Auftrag ausführen solle.

»Die jungen Burschen werden mit jedem Tage arroganter,« sagte Heinrich, als der Lehrling sich zögernd entfernt hatte, »ich würde mir während meiner Lehrzeit derartige Bemerkungen nicht erlaubt haben.«

Der alte Buchhalter schüttelte sein silbergraues Haupt und warf einen forschenden Blick auf den Commis, der sich vergeblich bemühte, eine innere wachsende Unruhe zu verbergen.

»Lieber Herr, das junge Volk bleibt sich stets gleich,« erwiderte er ruhig, »es hat immer die Nase voran, glauben Sie mir, Sie waren um kein Haar besser.«

»Wäre ich es nicht gewesen, würde Herr Scheerenberg mir nicht so rasch sein volles Vertrauen geschenkt haben,« fuhr der Kassirer und Correspondent fort, während er selbstgefällig die Halsbinde zurechtrückte, »ich denke, dieses Vertrauen beweist genügend, daß ich es verstand, mir seine Zufriedenheit in hohem Grade zu erwerben. Führe ich nicht die Kasse? Laufen nicht oft sehr bedeutende Summen durch meine Hände? Ich erinnere Sie nur an die fünfzigtausend Thaler, die wir im März dieses Jahres einkassirten.«

Der Buchhalter zugkte geringschätzend die Achseln, die Eigenliebe des jungen Mannes mußte ihn um so mehr erbittern und verletzen, weil er vor Jahren vergeblich danach getrachtet hatte, den Kassirerposten zu erhalten.

»Ich glaube, Sie legen zu großen Werth auf Ihre unschätzbaren Verdienste,« sagte er sarkastisch, »wäre Ihr Vater nicht in der Lage gewesen, eine Kautio von Fünfhundert Thalern für Sie zu hinterlegen, würde Herr Scheerenberg Ihnen die Kasse nicht anvertraut haben. Uebrigens haben Sie keine Ursache sich damit zu brüsten, daß jene fünfzigtausend Thaler durch Ihre Hände gelaufen sind, heute Morgen erhielten Sie das Geld, heute Nachmittag mußten Sie es zur Bank bringen, dazu kann man jeden ehrlichen Hausknecht benutzen.«

Ueber das etwas verlebte Gesicht Heinrich's glitt ein Zug der Verachtung.

»Sie glauben also, die Summe sei bei der Bank deponirt?« sagte er.

Der alte Mann blickte befremdet von seinen Büchern auf.

»Gewiß,« sagte er, »haben wir nicht die Empfangsbescheinigung, über das Depositum erhalten?«

»Natürlich,« spottete Heinrich. »Leute, die keinen Unternehmungsgeist besitzen, trauen auch andern Menschen keinen Muth zu. Hätten Sie jene Empfangsbescheinigung nur oberflächlich geprüft, würden Sie darin etwas entdeckt haben, was Sie jedenfalls befremdet und beunruhigt hätte.«

Der Buchhalter legte die Feder hin und schob die große silberne Brille hinauf auf die Stirne.

»Und das wäre?« fragte er besorgt.

»Bah – Sie werden es früh genug erfahren. Setzen Sie einstweilen ein Circulair an unsre Geschäftsfreunde auf, in welchem das Haus Peter Paul Scheerenberg seelige Wittwe anzeigt, daß es seinen langjährigen treuen Mitarbeiter Heinrich Schenk als Theilhaber aufgenommen hat.«

Der Blick des alten Mannes ruhte stier auf dem Commis, der mit verschränkten Armen in befehlender Haltung vor ihm stand.

»Ich fürchte, Sie haben den Verstand verloren,« stotterte er.

»Durchaus nicht,« erwiderte Heinrich mit gemessenem Ernst. »Das Circulair wird heute noch in die Druckerei wandern. – Wenn ich später etwas für Sie thun kann, soll es geschehen,« fuhr er fort, »Sie haben eine große Familie und ein kleines Gehalt, eine entsprechende Zulage kann Ihnen nur erwünscht sein.«

Der Buchhalter zweifelte noch immer an der Zurechnungsfähigkeit des jungen Mannes.

»Es scheint mir wirklich, als ob eine fixe Idee Ihnen den Verstand geraubt habe,« sagte er, »ich rathe Ihnen, gehen Sie heim und trinken Sie Fliederthee, so heiß, als Sie ihn nur trinken können und legen Sie sich in's Bett. Ich werde Sie bei unserm Principal entschuldigen.«

Ein höhnendes Lächeln umspielte die Lippen Heinrich's.

»Den Rath möchte ich Ihnen geben,« erwiderte er, »man sieht, daß Sie alt und schwach werden. Kümmern Sie sich um Ihre Bücher, Herr, Sie sind ja weiter nichts als eine Maschine, die am Morgen aufgezogen wird und am Abend abgelaufen ist.«

Der Buchhalter wußte nicht, was er zu diesem Auftreten und Benehmen sagen sollte; Spuren der Geistesverwirrung konnte er in den Worten seines Kollegen nicht finden, und doch grenzte die Behauptung desselben, er werde als Theilhaber in das Geschäft eintreten, nach seiner Ansicht an Wahnsinn.

Heinrich würdigte den alten Mann keines Wortes weiter, er trat vor den Spiegel, ordnete Frisur und Halsbinde und ging darauf in das anstoßende Cabinet, in welchem der Chef der Firma arbeitete.

Es war ein kleiner, dürrer Herr mit einem faltenreichen Gesicht und einer sehr hohen Stirne, unter der die kleinen hellgrauen Augen lebhaft funkelten.

Der Rock, den er trug, konnte eine vollständige Musterkarte seines Fettgeschäfts genannt werden; die Firma Peter Paul Scheerenberg seelige Wittwe führte wohl keine Fettsorte, die nicht auf diesem glänzenden, wasserdicht gewordenen Rock vertreten war.

Von dem Eintritt seines Commis nahm der alte Herr nur insofern Notiz, als er in gleichgültigem Tone die Frage an ihn richtete, was er wünsche, in seiner Beschäftigung ließ er sich dadurch nicht stören.

Heinrich schloß die Thüre und rückte einen Stuhl neben den Sitz des Principals.

»Ich bedaure, wenn ich störe,« sagte er in demselben kühlen, geschäftsmäßigen Tone, den Scheerenberg angeschlagen hatte, »aber die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, ist zu wichtig, als daß ich die Verhandlungen über sie hinausschieben könnte.«

»So reden Sie,« versetzte der Chef ruhig, während er seine lange, spitze Nase bald über diesen, bald über jenen Fetttopf hielt.

»Es betrifft meine Association mit Ihnen,« fuhr Heinrich fort, »ich biete sie Ihnen unter sehr annehmbaren Bedingungen an.«

Der alte Herr schnellte die Nase empor und blickte seinen Commis in derselben Weise an, wie es vordem der Buchhalter gethan hatte, er schien ebenfalls durch diesen Blick sich die Ueberzeugung verschaffen zu wollen, ob der junge Mann über Nacht irrsinnig geworden sei.

»Waaas?« fragte er gedehnt. »Sie bieten mir Ihre Association an?«

»Unter sehr annehmbaren Bedingungen,« wiederholte Heinrich gelassen.

Der Materialwaarenhändler stellte den Topf, den er in der Hand hielt, hin, ein sarkastischer Zug glitt über sein hageres, scharf markirtes Gesicht.

»Lassen Sie hören,« sagte er, »ich fürchte, Sie haben gerechten Anspruch auf Kost und Logis in Siegburg.«

»Warten Sie mit Ihren Vermuthungen, bis Sie meine Bedingungen gehört haben,« fuhr Heinrich mit unerschütterlicher Ruhe fort, »übrigens, meine ich, schon mein Auftreten müsse Ihnen beweisen, daß ich meiner

fünf Sinne vollkommen mächtig bin. Sie werden sich erinnern, daß, als wir im März dieses Jahres fünfzigtausend Thaler einkassirten, ich Ihnen rieth, das Geld zum Ankauf von Eisenbahnactien und Staatspapieren zu verwenden.«

Scheerenberg nickte bejahend.

»Sie wollten das nicht.«

»Weil es, wie Sie wohl wissen, anvertrautes Geld war.«

»Das Geld eines Mannes, der ausgewandert war und vor Jahresfrist voraussichtlich über dasselbe nicht verfügte.«

»Aber ich hatte ihm versprochen, die Summe bei der Bank zu deponiren.«

»Ganz gut, wenn nun die Bank fallirte?«

»Bah, Preußen ist ein solider Staat.«

»Wenn Sie das wußten, konnten Sie auch wagen, für das Geld Staatspapiere zu kaufen. Die Course standen damals so niedrig, daß es unmöglich war, Geld zu verlieren.«

»Ich weiß nicht, weshalb Sie heute darauf zurückkommen,« erwiderte Scheerenberg ungeduldig, »ich habe Ihnen damals meine Meinung über diesen Gegenstand sehr deutlich gesagt. Mit dem Actienschwindel mag ich nichts zu schaffen haben.«

»Auch dann nicht, wenn Sie im Voraus überzeugt sein dürfen, daß Sie Ihr Vermögen dadurch verdoppeln?« forschte Heinrich.

»Auch dann nicht! Was der Eine gewinnt, muß der Andere verlieren, und unter denen, welche ihr Geld dabei

verlieren, befinden sich meist Leute, die nichts zu verlieren haben. Ich mag mich auf die Kosten der Armen nicht bereichern.«

»Wohl gesprochen,« spottete Heinrich, »dieser edle Grundsatz wird Sie auch bewegen, fortan Ihre Waaren nicht mehr zu fälschen. – Ah – protestiren Sie nicht, alter Herr, wir wissen sehr genau, wie das gemacht wird! Aber, um auf unsere Association zurückzukommen, erlauben Sie mir, vorab Ihnen mitzutheilen, daß ich nicht mit leeren Händen komme. Sie beauftragten mich damals, die Ihnen anvertraute Summe bei der Bank zu deponiren, ich war so frei, dafür Actien zu kaufen, die Course waren enorm gefallen, wer baares Geld zeigte, konnte unter der Hälfte des Werthes einkaufen. *Bon*, ich besuchte die Börse, und hatte nach einer halben Stunde statt meiner fünfzigtausend Thaler in Banknoten ein umfangreiches Packet Actien, welches vielleicht das Doppelte, vielleicht auch kaum die Hälfte jener Summe werth war.«

»Mensch, sind Sie toll?« rief Scheerenberg entsetzt. »Ich werde Sie in's Zuchthaus bringen.«

»Sie werden mit mir einen Gesellschaftsvertrag abschließen, alter Herr. Ich deponirte diese Papiere bei der Bank und ließ, mir über das Depositum eine Empfangsbescheinigung gehen, in der natürlich die Bemerkung enthalten war, daß dieses Depositum aus Actien und Staatspapieren bestehe. Diese Bemerkung wurde mit einem haarscharfen Messer ausradirt und die Quittung *ad acta* gelegt. Es war allerdings ein Hazardspiel, ich gebe es zu, aber, wer nichts wagt, gewinnt nichts. Ging der Staat

zu Grunde, so war das Geld zum größten Theil verloren  
–«

»Unterschlagung, Betrug und Fälschung!« rief der alte Herr, während er mit seinen langen, dünnen Fingern in seinen Haaren wühlte. »Wenn noch Recht und Gesetz gilt, müssen Sie in's Zuchthaus!«

»Gemach, lieber Mann,« fiel Heinrich ihm kühl in's Wort, »Sie werden sogleich anderer Ansicht sein. Heute sind jene Papiere achtzigtausend Thaler werth, Herr Scheerenberg, warten wir noch ein halbes Jahr mit dem Verkauf, so haben wir fünfzigtausend Thaler gewonnen.«

Der Chef der Firma Peter Paul Scheerenberg seelige Wittwe ließ die Arme sinken, mit offenem Munde stierte er den jungen Mann an, in dessen Behauptung er um so weniger Zweifel setzen konnte, als sie im Tone überzeugender Sicherheit gestellt worden war.

»Ist das die Wahrheit?« fragte er, und seine Stimme klang bedeutend höflicher.

»Beauftragen Sie mich, die Papiere zu verkaufen, so werden Sie den Beweis dafür erhalten.«

»Achtzig tausend Thaler?«

»Ohne die Zinsen.«

»Ah – das ändert die Sache.«

»Ich wußte es.«

»Nein, es ändert sie nicht!« fuhr der alte Herr heftig auf. »Sie haben mein Vertrauen mißbraucht –«

»Beruhigen Sie sich, wer den Erfolg für sich hat, behält immer Recht.«

»Ich könnte Sie in's Zuchthaus bringen!«

»Versuchen Sie es.«

»Wer will mich daran hindern?«

»Niemand, aber es wird Ihnen nicht gelingen.«

Der Materialwaarenhändler hatte seine Fettproben vergessen. Er schritt in fieberhafter Aufregung in dem engen Raume auf und ab.

»Und selbst wenn ich nachträglich Ihr Verfahren billige, ist es mein Geld, was Sie genommen haben,« sagte er nach einer Weile. »Sie haben durchaus keinen Anspruch auf dasselbe.«

Heinrich zuckte die Achseln.

»Ich finde es komisch, daß Sie wegen einer solchen lumpigen Kleinigkeit so vielen Lärm machen,« erwiderte er kalt.

»Eine Kleinigkeit?« fragte Scheerenberg, stehen bleibend.

»Ja. Ich betrachte das als den Anfang, wenn wir einmal schließen, müssen wir eine Million besitzen.«

»Ich glaube wahrhaftig, Sie –«

»Glauben Sie, was Sie wollen, schenken Sie mir nur größeres Vertrauen und lassen Sie mich ruhig operiren.«

Der alte Herr blieb eine geraume Weile in Nachdenken versunken.

»Wie gewonnen, so zerronnen,« sagte er endlich, »es ist ein gefährliches Ding, das Spielen an der Börse!«

»Wenn man's nicht kennt, allerdings,« erwiderte Heinrich im Tone der Ueberlegenheit. »Also kommen wir nochmals auf meinen Vorschlag zurück. Nehmen Sie ihn an, so trete ich mit einem Kapital von zwanzigtausend

Thaler als Theilhaber in Ihr Geschäft ein, die überschießenden zehntausend Thaler von dem Gewinn sollen Ihr Eigenthum sein.«

»Und wenn ich ihn nicht annehme?«

»So verkaufe ich die Actien und gebe Ihnen die fünfzigtausend Thaler zurück.«

»Das heißt, wenn ich es zugebe.«

»Wenn Sie es zugeben – allerdings. Gesetzt, Sie klagen gegen mich auf Mißbrauch des Vertrauens, so erkläre ich, Sie hätten mich mit dem Einkauf der Actien beauftragt, das Gegentheil können Sie nicht beweisen. Das wäre indeß für Sie ein sehr kurzer und einfacher Weg, sich lächerlich zu machen und Ihren Credit zu untergraben. Wir sind natürlich alsdann geschiedene Leute, aber Sie dürfen versichert sein, daß ich in Folge dieses Eclats sehr rasch einen unternehmenden Associé finde, und dann wird es meine erste Sorge sein, Sie bankerott zu machen. Nun wählen Sie.«

Scheerenberg konnte nicht leugnen, daß in der Association mit dem unternehmenden, und, wie es schien, sehr gewandten jungen Manne ein Vortheil für ihn lag, während auf der andern Seite, derselbe ihm eine Concurrrenz bieten konnte, die ihn auf die Dauer zu Grunde richten mußte.

Der enorme Gewinn reizte ihn, die Habsucht war geweckt, der ruhige, nüchterne Materialwaarenhändler zitterte vor Aufregung bei dem Gedanken daran, daß er vielleicht die Million erwerben könne, die Heinrich ihm in Aussicht stellte.

Aber so rasch wollte er die Wünsche seines Commis nicht erfüllen.

»Ich muß zuvor mit Bertram reden,« sagte er, »mein Sohn hat auch eine Stimme.«

Diese Antwort hatte Heinrich erwartet, sie war ihm unangenehm, weil er sehr wohl wußte, daß Bertram ihn ihm Grunde seines Herzens haßte, wenn er sich auch äußerlich den Anschein gab, als ob er auf sehr intmem Fußße mit ihm stehe.

»Ganz nach Belieben,« erwiderte er, »ich vertraue darauf, daß Sie sowohl, wie Ihr Sohn Ihren Vorthail nicht verkennen werden.«

Er ließ nach dieser kühlen Erwiderung den Principal mit seinen Fetttöpfen allein und kehrte in das Comptoir zurück.

Natürlich hatte der Buchhalter nicht daran gedacht, das Circulair aufzusetzen. Heinrich schrieb es nieder und beauftragte den Lehrling, das Schriftstück in die Druckerei zu bringen, mit der Weisung, den Druck sofort vorzunehmen.

Er war entschlossen, den Plan, den er schon vor Monaten entworfen und reiflich überlegt hatte, durchzusetzen und er fürchtete nicht, daß derselbe mißlingen könne.

#### ELFTES KAPITEL. HERZLOSE EGOISTEN.

Die Weinschenke zum silbernen Lamm stand allgemein im, Rufe einer Spielhölle.

Es war ein öffentliches Geheimniß, daß allabendlich in dieser Schenke eine sehr lockere Gesellschaft sich versammelte und oft enorme Summen im ›Landsknecht‹, ›Faro‹, oder ›Tempeln‹ vergeudet wurden.

Die Polizei durfte das freilich nicht erfahren, aber selbst für den Fall, daß sie es erfuhr und Nachforschungen hielt, hatte der Wirth seine Vorkehrungen getroffen.

Er hatte mehrere kleine Stuben für die verschiedenen Spielgesellschaften eingerichtet, die mit der eigentlichen Gaststube in keiner Verbindung standen.

In diesen Räumen wurde das Hazardspiel hinter verschlossenen Thüren betrieben; fand plötzlich die Polizei sich ein, so genügte der Ton einer kleinen Glocke, sämmtliche Spieler auf die nahe Gefahr aufmerksam zu machen. Sie hatten dann nichts weiter zu thun, als die Karten und Marken zu verstecken und die Räume zu verlassen, um in dem angebauten, sehr sinnreich eingerichteten Gartenpavillon das Weitere abzuwarten.

In dieses Haus führte Heinrich Schenk am Abend desselben Tages, an welchem er seinem Principal sich als Theilhaber angeboten hatte, den jungen Herrn Bertram Scheerenberg.

Seine Befürchtung war eingetroffen, Bertram hatte in seiner Unterredung mit dem Vater sich dem Vorschlage des Commis mit hartnäckiger Entschiedenheit widersetzt und sogar den Rath gegeben, man möge Heinrich Schenk ohne Rücksicht dem Oberprocurator anzeigen.

Diese Unterredung war so laut geführt worden, daß man im Comptoir jedes Wort vernehmen konnte, ihr Inhalt war also dem Commis nicht fremd geblieben.

Heinrich Schenk kannte seinen Mann.

Er suchte und fand im Laufe des Nachmittags Gelegenheit, mit Bertram einige Worte zu wechseln, und es gelang ihm, den Letzteren zu überzeugen, daß dem jetzigen Gewinn von Dreißigtausend bald größere Gewinne folgen könnten, wenn man die Sache nur richtig anzufangen wisse.

Bertram war ebensowohl ein Egoist, wie jeder andere Mensch, auch für ihn hatte das Gold einen Zauber, dem er schwer widerstehen konnte. Er hörte die Pläne Heinrich's an und mußte schließlich zugeben, daß dieselben einen verlockenden Reiz hatten, und als Heinrich ihn bat, am Abend in die Weinschenke zum silbernen Lamm zu kommen, um dort weitere, eingehendere Mittheilungen zu empfangen, sagte er nach kurzem Bedenken zu.

Heinrich führte den jungen Herrn in eine der für die Spielgesellschaft reservirten Stuben und forderte Champagner.

»Leute, wie wir, die sich zu Börsenfürsten empor-schwingen wollen, müssen den Leuten zeigen, daß sie zu leben wissen,« sagte, er, als Scheerenberg befremdet ihn anblickte. »Der Champagner verschafft Credit und Credit ist so gut, wie baares Geld!«

Mit einem Knall flog der Pfropfen empor, der feurige Wein der Champagne schäumte und perlte in den hohen Spitzgläsern.

»Stoßen wir an,« fuhr Heinrich mit der Gewandtheit und Sicherheit des vollendeten Weltmannes fort, indem er sein Glas ergriff.

»Auf daß das Haus Peter Paul Scheerenberg selige Wittwe binnen Kurzem den ersten Rang an der Börse einnehmen möge.

»Das heißt, – mit oder ohne Associé?« fragte Bertram zögernd.

»Natürlich mit! Ohne mich wird das Haus sich nie aus dem Staube erheben.«

»Dann bedaure ich,« erwiderte Bertram, der in seiner äußeren Erscheinung dem kleinen, dünnen Chef der Firma auffallend glich. »So sicher ist es noch nicht, daß der Vertrag geschlossen werden soll, die Bedenken, die ich dagegen habe, sind so rasch nicht beseitigt.«

Heinrich zuckte die Achseln und leerte sein Glas auf einen Zug.

»Wie Sie wollen,« sagte er kühl, »ich habe das Meinige gethan um Ihnen zu beweisen, daß ich vor allen Dingen das Interesse Ihres Hauses im Auge habe, aufbringen will ich Ihnen die Vortheile nicht.«

Das letzte Wort war kaum über seine Lippen, als zwei neue Gäste eintraten.

Heinrich kannte sie, er stellte den einen der jungen Herren als den Sohn des Cigarrenfabrikanten Theodor Liebmann, den andern als den Sohn des Rentners Friedrich Schurz vor.

Carl Liebmann schien ein eitler, dünkelfhafter und genußsüchtiger Mensch zu sein, seine gewählte, elegante

Kleidung, sein selbstgefälliges Auftreten und sein gezier-tes Wesen ließen das deutlich erkennen.

Ernst Schutz dagegen war ein stiller, bescheidener Jüngling, dessen Gedichtszüge Beschränktheit verriethen.

Liebmann hatte die Thüre hinter sich geschlossen und gleich darauf den Schellenzug in Bewegung gesetzt.

Er forderte Wein und Karten, der Wirth brachte Beides.

Bertram Scheerenberg bemerkte kaum, daß sein Glas wieder gefüllt wurde, so oft er es geleert hatte, und daß Heinrich ihn unter den verschiedensten Vorwänden zum Trinken nöthigte.

Liebmann forderte seine Zechgenossen zu einer Parthie Sechsendsechzig auf.

Es war ein unschuldiges Spiel, der Einsatz kaum der Rede werth.

Scheerenberg und Schurz ließen sich verleiten, sie ahnten wohl beide nicht, daß sie sich in den Händen zweier routinirter Spieler befanden, die jetzt das Netz zuzogen und sie in demselben festhielten.

Eine zweite Flasche Champagner wurde entkorkt, der feurige Wein that seine Wirkung.

»Bah – überlassen wir das trockene, geistlose Sechsendsechzig den Spießbürgern, die ihre Zeit nicht besser todtzuschlagen wissen,« sagte Liebmann, nachdem er die sechste Parthie verloren hatte, »spielen wir Roulette!«

Scheerenberg und Schurz strichen die gewonnenen Groschen ein, es waren die Lockvögel, welche sie in die Falle locken sollten.

Und diese Lockvögel thaten ihre Schuldigkeit.

Als der Wirth den ganzen Spielapparat gebracht hatte und Liebmann als Bankhalter nun zum Pointiren aufforderte, zögerten die Beiden nicht, ihr Glück zu versuchen.

Sie gewannen die ersten Einsätze, und es konnte nicht ausbleiben, daß dies sie verleitete, einiges Vertrauen auf die Beständigkeit ihres Glückes zu setzen.

Die Leidenschaft war geweckt, die beiden jungen Leute besaßen nicht mehr die Macht, sie zu unterjochen.

Die Kugel rollte unaufhörlich in dem Rade, mit eintöniger Stimme rief Liebmann die Nummern.

Heinrich spielte nicht hoch, er beobachtete verstohlen, aber scharf die beiden jungen Leute, vorzugsweise den Sohn seines Principals, der bereits eine namhafte Summe verloren hatte.

Schurz blieb dabei ruhig und gelassen, als er seinen letzten Thaler hingeworfen und verloren hatte, erhob er sich.

»Sie wollen schon fort?« fragte Heinrich erstaunt.

»Was soll ich noch hier?« erwiderte der Sohn des Rentners unmuthig. »Ich habe mein Letztes verloren und zu sehen mag ich nicht.«

Liebmann zuckte gleichmüthig die Achseln.

»Der Wirth wird Ihnen eine Summe vorstrecken, wenn Sie ihm einen Solawechsel ausstellen,« sagte er kühl. »Ich habe schon sehr oft die Erfahrung gemacht, daß geliehenes Geld Glück bringt.«

»Mag sein,« versetzte Schutz, »ich will es nicht erproben. Ich hatte mir ohnehin vorgenommen, punkt zehn Uhr heimzugehen, nun ist es schon elf.«

»Richtig,« spottete Heinrich, indem er einen Blick auf seine Uhr warf, »na, wenn Sie es Ihrem Vater versprochen haben, so gehen Sie in Gottes Namen, wir Drei stehen nicht mehr unter der Zuchtruthe.«

Entweder verstand Schutz die versteckte Anspielung nicht, oder er war gewohnt, solche Redensarten zu hören, er entfernte sich, ohne sie einer Erwiderung zu würdigen.

»Fahren wir fort,« sagte Liebmann ruhig.

Heinrich begann jetzt hoch zu spielen, er forderte Bertram auf, ebenfalls seine Einsätze zu verdoppeln.

Auffallenderweise spielte er stets gegen ihn, auch setzte er nicht eher, bis Bertram gesetzt hatte und alsdann wußte er es so einzurichten, daß sein Einsatz nicht so hoch war, wie der seines Mitspielers.

Das war eine sehr schlaue überlegte Operation.

Da Heinrich stets gewann, Scheerenberg dagegen verlor, so würde für den Bankhalter nichts übrig geblieben sein, wenn Gewinn und Verlust einander ausgeglichen hätten.

Um das aber nicht gar zu auffallend zu machen und einem Argwohn in der Seele des Verlierenden vorzubeugen, mußte ab und zu auch Heinrich oder der Bankhalter einmal eine kleine Summe verlieren.

Mit zitternder Hand legte Scheerenberg endlich die letzte Banknote hin.

Auf seiner Stirne perlte der Schweiß in hellen Tropfen, sein Blick ruhte stier mit fieberhafter Spannung auf dem Tresorscheine.

»Perdu!« sagte Liebmann kalt, während er die Banknote einstrich. »Haben Sie Alles verloren?«

»Alles!« erwiderte Bertram tief aufseufzend.

»Wie viel?«

»Vierhundert Thaler!«

»Sie scherzen.«

»Durchaus nicht.«

»Lieber Freund, wie sollten Sie dazu kommen, eine so große Summe bei sich zu führen!« sagte Heinrich ungläubig.

»Haben Sie denn vergessen, daß ich heute Nachmittag den Wechsel auf Herstadt von Ihnen forderte, um ihn einzukassiren,« fuhr Bertram gereizt auf.

»Also Gelder Ihres Herrn Vaters?« fragte Liebmann ruhig. »Bah, lassen Sie sich deshalb keine grauen Haare wachsen, der Alte hat Geld genug.«

Bertram blickte den Kassirer und Correspondenten seines Vaters fragend an, er schien von ihm Rath und Trost zu erwarten.

Heinrich zuckte gleichmüthig die Achseln.

»Sie wissen, daß ich vielleicht schon morgen austreten werde,« sagte er kühl und gemessen, »in diesem Falle muß ich die Kasse Ihrem Herrn Vater übergeben.«

»Verlieren Sie den Muth nicht,« versetzte Liebmann, »ich will Ihnen vierhundert Thaler vorstrecken, gegen seinen Solawechsel, zahlbar bei Sicht.«

»Was hätte ich dadurch gewonnen?« fragte Scheerenberg mit wachsender Aufregung.

»Das müssen Sie der Laune Fortuna's überlassen,« erwiderte Heinrich achselzuckend, »wir können Ihnen natürlich keine Garantien geben.«

Bertram Scheerenberg war bereits zu sehr der Slave seiner Leidenschaft, als daß er sich dem Joche derselben hätte entziehen können.

Es war ihm nicht möglich, über die Folgen seiner Handlungen ruhig nachzudenken, ihn beseelte in diesem Augenblick nur ein Gedanke, der an den Zorn seines Vaters, welcher nichts mehr haßte, als eine leichtfertige Lebensweise.

Vielleicht gelang es ihm, mit dem geliehenen Gelde das verlorene zurück zu gewinnen, es war die einzige und letzte Hoffnung, an welche er sich klammerte.

Daß die Beiden sich gegen ihn verbündet hatten, daß sie die Kunstgriffe kannten, die rollende Kugel dahin laufen zu lassen, wohin es ihnen beliebte, daß er also, wie man zu sagen pflegte, verrathen und verkauft war, ahnte er freilich nicht.

»Ich bemerkte schon vorhin, daß ich oft die Erfahrung gemacht hatte, daß geliehenes Geld Glück bringt,« nahm Liebmann nach einer Pause wieder das Wort, während er mit seinem Genossen das Spiel fortsetzte, »aber überreden will ich Sie nicht dazu.«

Scheerenberg trocknete die nasse Stirne und leerte darauf hastig sein Glas. »Ich will es wagen,« sagte er mit

zitternder Stimme. »Aber woher nehmen wir das Wechselformular?«

Liebmann öffnete gleichgültig sein Portefeuille und überreichte ihm das gewünschte Papier.

»Füllen Sie die Summe aus und unterschreiben Sie,« versetzte er, »hier liegt das Geld.«

»Was meinen Sie dazu?« fragte Scheerenberg, dem Commis seines Vaters einen forschenden Blick zuwerfend. »Würden Sie an meiner Stelle –«

»Ich enthalte mich jedes Rathes,« unterbrach Heinrich ihn gemessen, »Jeder muß selbst wissen, was er thun und lassen darf.«

Bertram Scheerenberg unterschrieb das Papier und nahm ohne Zögern an dem Spiel wieder Theil.

Er bemerkte weder den verstohlenen, bedeutsamen Blick, den die Beiden einander zuwarfen, noch das boshaft triumphirende Lächeln, welches flüchtig über das Gesicht Heinrich's glitt.

Die Kugel rollte wieder und Scheerenberg verlor einen Einsatz nach dem andern.

Nach einer Stunde war der letzte Rest der geliehenen Summe ebenfalls verloren.

Noch einmal redeten die Beiden in ihrer kalten, fast verletzenden Weise dem jungen Manne zu, noch einmal unterzeichnete Scheerenberg einen Solawechsel, lautend auf achthundert Thaler.

Wieder verfloh eine Stunde, wieder zog der Bankhalter den letzten Thaler seiner Summe ein.

Bertram war der Verzweiflung nahe.

»Sechszehnhundert Thaler,« sagte er mit dumpfer, tonloser Stimme, »ich weiß nicht, woher ich die Mittel nehmen soll, diese enorme Summe zu decken. Gönnen Sie mir Zeit, Herr Liebmann; ich werde suchen, die Wechsel binnen Jahresfrist einzulösen.«

»Spielschulden sind Ehrenschulden,« erwiderte Liebmann mit scharfer Betonung, »der Ehrenmann sucht sie binnen vierundzwanzig Stunden zu tilgen.«

»Aber ich besitze augenblicklich nicht die Mittel!«

»Bedaure – Sie hätten das vorher bedenken müssen.«

»Aber es ist ja für Sie doch nur gewonnenes Geld!« fuhr Scheerenberg gereizt auf.

»Freilich, indeß werden Sie nicht leugnen können, daß wenn ich verloren hätte, Sie von mir ebenfalls Deckung gefordert haben würden.«

»Sie wollen mir also keinen Ausstand geben?«

»Nein.«

»Sie werden schon morgen die Wechsel zur Zahlung präsentieren?«

»Gewiß!«

»Und wenn ich nicht zahle.«

»Lasse ich die Wechsel protestiren und mache die Klage gegen Sie anhängig.«

»Das können Sie nicht!« rief Scheerenberg, den Wuth und Verzweiflung zu übermannen drohten. »Spielschulden haben vor dem Gesetz keine Gültigkeit.«

»Ich weiß es und weil ich voraus sah, daß Sie diesen Einwurf erheben würden, lieh ich Ihnen das Geld nicht auf Ehrenwort, sondern gegen Wechselsicherheit.«

»Sie befinden sich in einer sehr fatalen Lage,« nahm Heinrich mit kalter Ruhe das Wort. »Sie haben nicht die Mittel, die Wechsel einzulösen und werden deshalb sich genöthigt sehen, *Pater peccavi* zu sagen, das heißt, Ihrem gestrengen Herrn Papa Ihre Schuld zu beichten. Das ist allerdings ein unangenehmer Schritt, denn soweit ich Herrn Peter Paul Scheerenberg kenne, glaube ich die Ueberzeugung hegen zu dürfen, daß er nach dieser Beichte Sie unter strenge Kontrolle stellen wird. Sie haben nun einmal den dummen Streich gemacht und ich hoffe, Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen nicht dazu gerathen habe. Herr Liebmann ist in seinem Recht, wenn er die Zahlung fordert, und wenn Sie die Schuld nicht tilgen, wird er Sie möglicherweise in Schuldarrest bringen lassen. Den einzigen Weg, auf welchem Sie allen diesen unangenehmen Folgen vorbeugen und sich mit Ehren aus der Schlinge ziehen könnten, haben Sie selbst sich verschlossen.«

»Welchen Weg?« fragte Scheerenberg, aus seinem Brüten emporfahrend.

»Den meiner Intervention.«

»Was verstehe ich darunter?«

»Hm, ich würde Ihnen die Summe vorgestreckt haben, wenn Sie nicht so feindselig gegen mich aufgetreten wären!«

Bertram fuhr mit der Hand über Stirne und Augen, als ob er die düstern Bilder verscheuchen und die Ereignisse früherer Stunden in sein Gedächtniß zurückrufen wolle.

»Wann und inwiefern bin ich feindselig gegen Sie aufgetreten?« sagte er.

»Wann? Heute! Inwiefern? Insofern, als Sie Ihrem Vater gerathen haben, meinen Vorschlag zurückzuweisen.«

»Aber mein Gott, so ernst war das ja nicht gemeint,« lenkte Bertram ein, der ohne Bedenken sich an den Strohalm klammerte, der ihm im letzten Augenblick geboten wurde. »Ich habe allerdings abgerathen, aber nachdem ich Ihre Pläne kenne, bin ich eher für als gegen Ihren Vorschlag.«

»Das sagen Sie jetzt!«

»Es ist meine aufrichtige Meinung.«

»Sie wären also bereit, den Gesellschaftsvertrag mit mir, unter den Ihrem Vater vorgeschlagenen Bedingungen zu schließen?«

»Gewiß!«

»Liebmann, Sie sind Zeuge.«

»Sehr wohl.«

»In diesem Falle übernehme ich die Verpflichtung, die Wechsel einzulösen. Uebertragen Sie dieselben auf mich, Liebmann, nachdem der Vertrag geschlossen und unterzeichnet ist, werde ich die Wechsel dem Aussteller zurückgeben.«

Bertram Scheerenberg athmete erleichtert auf, eine schwere Last war ihm von der Seele gefallen.

»Ich werde morgen früh mit meinem Vater reden,« sagte er, »Ihre Bedingungen sollen erfüllt werden.«

Er nahm seinen Hut und forderte Heinrich auf, ihn zu begleiten.

»Ich habe mit meinem Freunde noch einige Worte zu reden,« erwiderte Heinrich ruhig, »gehen Sie mir voraus, ich komme gleich nach. – Er ist ein bornirter Mensch,« fuhr er fort, als Scheerenberg sich entfernt hatte, »solche Leute in die Falle zu locken, macht wenig Vergnügen.«

»Wirft aber desto mehr ab,« erwiderte Liebmann achselzuckend.

»Bah, was haben wir gewonnen? Sechszehnhundert Thaler, achthundert für Sie, achthundert für mich, der ganze Gewinn fällt in Ihre Tasche, weil ich die Schuld des Narren übernommen habe.«

»Dafür sind Sie Associé des Hauses –«

»Das ist das Einzige, – ich kann nun auftreten, wie ich will. Uebrigens wird die Firma Peter Paul Scheerenberg selige Wittve nicht lange mehr existiren, sie muß der Firma: Heinrich Schenk weichen.«

Liebmann setzte das Glas an die Lippen und blickte über den Rand desselben seinen ehrenwerthen Genossen fragend an.

»Glauben Sie, ich werde für diese beiden beschränkten Krämerseelen, Vater und Sohn, arbeiten?« fuhr Heinrich geringschätzend fort. »Lassen Sie mich nur erst im Sattel sein, ich werde schon sorgen, daß ich festsitze. Morgen verkaufe ich fünftausend Ohm Rüböl und fünftausend Malter Korn, Mai lieferbar, die Preise stehen hoch und man glaubt allgemein, daß sie im Mai noch höher stehen werden. Ich weiß das besser, es sind bedeutende Vorräthe noch zurück, wenn sie auf den Markt gebracht

werden, müssen die Preise sinken. Ich gewinne mindestens zwanzigtausend Thaler und das soll ich mit diesen beiden Dummköpfen theilen?«

»Wenn Sie Associé sind –«

»Natürlich, gleiche Brüder, gleiche Kappen, aber ich werde die Fonds überwachen, über kurz oder lang müssen sie mir insgesamt zufallen. – Geben Sie mir die beiden Wechsel, ich werde den Rest von vierhundert Thalern Ihnen in den ersten Tagen auszahlen.«

»Sie schenken dem künftigen Associé doch die Schuld?« fragte Liebmann, während er seinem Genossen die Documente überreichte.

»Bewahre, ich werde ihn dafür belasten und das Geld aus unsrer Kasse nehmen. – Apropos, lieber Freund, Sie wissen ja, daß ich auf Fräulein Bertha, Ihre Schwester, schon seit längerer Zeit ein Auge geworfen habe, darf ich als Associé der Firma Peter Paul Scheerenberg selige Wittwe hoffen, von Ihrem Vater nicht abschlägig beschieden zu werden, wenn ich mir erlaube, um die Hand seiner Tochter zu werben?«

»Darauf kann ich Ihnen in der That keine genügende Antwort geben,« erwiderte Liebmann gleichgültig. »Sie müssen den Versuch wagen.«

»Aber Ihr Vater muß doch einsehen –«

»Lieber Freund, mein Vater hat seine eigenen Ideen und er ist gewohnt, seinen Willen durchzusetzen. Er verlangt von mir, ich solle mich um Herz und Hand des Fräulein Eugenie Schirmer bewerben, und ich sehe voraus, daß ich diesem Verlangens nachgeben muß, trotzdem es

mir nicht behagt. Ich weiß nun nicht, ob er für Bertha schon auch eine Wahl getroffen hat, aber ich glaube das nicht, weil ich in diesem Falle etwas Näheres gehört haben würde.«

»Sie werden ein gutes Wort für mich einlegen.«

»Herzlich gerne, wenn ich's vermag. Mein Vater betrachtet die Heirath seiner Kinder als eine Geschäftssache, ich rathe Ihnen, sie ebenfalls als solche zu behandeln.«

»Und wann werden Sie um die Hand des Fräulein Schirmer werben?« forschte Heinrich.

»Ich weiß das selbst noch nicht.«

»Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie einen Nebenbuhler haben.«

»In der That?« fragte Liebmann kühl. »Wen?«

»Meinen Bruder.«

»Den Schlossergesellen?«

Der ironische Zug, der bei dieser Frage über das fahle, verlebte Gesicht Liebmann's glitt, bewies sehr deutlich, daß der Sohn des Fabrikanten diesen Nebenbuhler nicht fürchtete.

»Ich glaube sogar, daß es Ihnen schwer fallen wird, ihn aus dem Sattel zu heben,« erwiderte Heinrich.

Die beiden ehrenwerthen jungen Herren hatten sich erhoben, sie trafen Anstalten, den Heimweg anzutreten.

»Warten wir das ab,« sagte Liebmann ruhig, »wenn ich mit einem Vermögen von achtzigtausend Thaler auftreten werde, muß dieser armselige Schlossergeselle das Feld räumen.«

Er reichte nach diesen Worten dem Genossen die Hand und schritt, eine Opernarie trällernd, rasch von dannen.

## ZWÖLFTES KAPITEL. DIE TOCHTER DES FABRIKANTEN.

Theodor Liebmann war ein sehr reicher Mann und er bildete sich auf diesen Reichthum mehr ein, als er vor den Menschen und, seinem eigenen Gewissen verantworten konnte.

Er war ein Emporkömmling, durch eine reiche Heirath, gemachte Speculationen und, wie man behaupten wollte, durch einen betrügerischen Bankerott, den man ihm nicht beweisen konnte, hatte er sich ein bedeutendes Vermögen erworben.

Trotz diesem Bankerott und trotz den Gerüchten, die über ihn im Umlauf waren, stand er überall in hoher Achtung und großem Ansehen; – vor dem reichen Schuft zieht Jeder den Hut, auf den ehrlichen Bettler sieht man mit Geringschätzung hinab.

Es ist eine alte Wahrheit, daß ein mit Gold beladener Esel die höchste Mauer übersteigt, und daß für Gold Alles, Ehre, Ruhm, Ansehen, Achtung, käuflich ist.

Zwei Dinge sind für alle Schätze der Erde nicht zu haben: ein ungetrübtes Glück und ein ruhiges Gewissen, diese Gottesgaben sind Schätze, die der Reiche dem Armen nicht rauben kann.

Theodor Liebmann war, ebenso wie sein ehrenwerther Sohn, ein höchst aufgeblasener, dünkelfhafter Mensch, ein herzloser Egoist, der seiner verknöcherten Selbstsucht Alles opfern konnte.

Und ebenso kalt, ebenso herzlos und selbstsüchtig war seine Tochter.

Aufgewachsen und erzogen im Luxus, gewohnt, jeden Wunsch erfüllt zu sehen, schon von Kindheit an darauf aufmerksam gemacht, daß der Reiche sich Alles erlauben dürfe und die unteren Stände nur dazu da seien, ihm zu dienen, sich seinem Willen zu unterwerfen, konnte es nicht ausbleiben, daß das weiche Gemüth des Kindes sich verhärtete, daß Stolz, Eitelkeit und Selbstsucht alle edleren Gefühle verdrängten.

Theodor Liebmann ging seinen Kindern in dieser Beziehung mit gutem Beispiele voran, er bestrafte sie nie für ihre Ungezogenheiten, selbst wenn diese einen böswilligen Anstrich hatten.

Wenn die Lehrer oder Diener sich beschwerten, so zuckte er die Achseln und es war sogar vorgekommen, daß er im Beisein der Kinder geäußert hatte, seine Kinder seien zum Herrschen, nicht zum Dienen geboren und wer ein Meister werden wolle, der übe sich schon bei Zeiten.

Solche Saat mußte böse Frucht tragen!

Bertha war eine vollendete Schönheit, aber diese Schönheit blendete nur, sie bezauberte nicht.

Die vollen üppigen Formen, das herrliche Profil des Gesichts; die hohe, weiße Stirne, umrahmt von einer dichten Lockenfülle, die großen, dunklen Augen und die Feinheit der Züge, – Alles konnte man bewundern, aber es war unmöglich, sich für diese Schönheit zu erwärmen.

Es war die Schönheit einer Marmorstatue!

So war Alles in dem großen, eleganten Hause des Fabrikanten!

Aeußerlich glänzend und strahlend, innerlich hohl und schaal.

Die einzelnen Glieder der Familie gingen kalt und gleichgültig an einander vorbei, kein Band der Liebe oder anderer Freundschaft fesselte sie, – sie bildete den vollständigen und scharf begrenzten Gegensatz zur Familie Schirmer, in der Alles Liebe, Frieden und Glück war.

Kalt und herzlos im Geschäft, war Theodor Liebmann es auch im häuslichen Kreise, und ebenso kalt und herzlos waren seine Kinder gegen ihn.

Die Mutter, welche vielleicht zwischen ihnen und dem Vater hätte vermitteln können, ruhte längst unter dem Rasen, Niemand dachte mehr an sie, nur der marmorne Denkstein auf ihrem Grabe gab noch Zeugniß, daß sie einst gelebt hatte.

Zwei Tage waren nun seit jener Nacht verstrichen, in der Heinrich mit Hülfe seines Freundes den Sohn seines Principals zur Genehmigung des Gesellschaftsvertrages gezwungen hatte, als die Post unter anderen Briefen dem Fabrikanten auch das Circulair der Firma Peter Paul Scheerenberg selige Wittwe brachte, in welchem der Chef dieser Firma seinen Geschäftsfreunden anzeigte, daß er seinen Sohn Bertram und seinen langjährigen treuen Mitarbeiter Heinrich Schenk, als Theilhaber in sein Geschäft aufgenommen habe.

Theodor Liebmann las das Circulair flüchtig und legte es dann gleichgültig bei Seite.

Carl nahm diese Gelegenheit war.

Er pries das Talent und die Kenntnisse Heinrich's und sprach die Ueberzeugung aus, daß dieser junge Mann im Laufe der Zeit zu großem Reichthum gelangen werde.

Der Fabrikant nickte dazu; es war offenbar, er legte nicht den geringsten Werth auf diese Mittheilungen, deren tiefere Bedeutung er nicht ahnte.

Eine Stunde später fuhr ein Wagen vor.

Heinrich Schenk im schwarzen Frack, mit weißer Weste und weißen Glacéhandschuhen bat den Fabrikanten um eine kurze, vertrauliche Unterredung.

Theodor Liebmann, dem, wie jedem Emporkömmlinge, das aristokratische, distinguirte Auftreten des jungen Herrn imponirte, führte den Gast in eines seiner eleganten Zimmer und schob eigenhändig ihm einen Sessel hin.

»Mein Name ist Heinrich Schenk, Associé der Firma Peter Paul Scheerenberg selige Wittwe,« begann der junge Mann in kühlem, geschäftsmäßigem Tone, »mein Anliegen an Sie ist ein rein persönliches.«

Liebmann verbeugte sich.

»Ich bin mit einem Kapital von zwanzigtausend Thalern eingetreten,« fuhr Heinrich fort, »das ist allerdings noch nicht viel, aber ich habe mir vorgenommen, dieses Kapital binnen Jahresfrist auf hunderttausend Thaler zu erhöhen.«

»Sie haben sich das vorgenommen?« fragte der Fabrikant ruhig, der das ganz in der Ordnung zu finden schien.

»Allerdings, und ich hege die Ueberzeugung, daß mir dieses Vorhaben gelingen muß.«

»Durch welche Mittel?«

»Durch Börsenspeculationen.«

»Ein schlüpfriger Weg.«

»Ich kenne ihn.«

Der Fabrikant verbeugte sich abermals, die Ruhe und Sicherheit des jungen Herrn machten Eindruck auf ihn.

»Im Vertrauen gesagt, habe ich die Association, welche Scheerenberg mir anbot, nur deshalb angenommen, um ein gut fundirtes Haus als Grundlage meiner Speculationen zu gewinnen,« nahm Heinrich wieder das Wort, »später werde ich unter eigenem Namen das Geschäft fortsetzen.«

»Und welchem Umstande verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?« fragte Liebmann.

»Dem Wunsche, mir die Hand Ihres Fräulein Tochter zu gewinnen,« erwiderte Heinrich mit derselben kühlen Gelassenheit mit der er sich vorgestellt hatte.

Der Fabrikant zog die Augenbraunen in die Höhe und blickte den jungen Mann eine geraume Weile schweigend und scharf prüfend an.

»Sie kennen Bertha?« fragte er.

»Nein.«

»Was bewegt Sie denn, um ihre Hand zu werben?«

Ueber die Züge Heinrich's glitt ein bedeutsames, verständnißreiches Lächeln.

»In erster Reihe der Wunsch, mich mit der schönen Tochter eines Kaufmannes zu verbinden, dessen Firma an der Börse –«

»Halt, lieber Freund,« unterbrach Liebmann ihn rasch. »Verbinden Sie vielleicht damit den Wunsch, meine Firma zu Ihren Speculationen zu benutzen?«

»Durchaus nicht, obschon ich nicht abgeneigt bin, an voraussichtlich gewinnbringenden Geschäften Sie theilnehmen zu lassen.«

»So, so – und in zweiter Reihe?«

»Der Wunsch, eine so schöne Dame meine Gattin nennen zu dürfen,« sagte Heinrich ruhig.

Theodor Liebmann verschränkte die Arme und blickte eine geraume Weile schweigend auf den kostbaren Teppich, der den Fußboden bedeckte.

»So ist also mit dürren Worten gesagt, diese Angelegenheit für Sie nicht mehr noch weniger als eine Geschäftssache?« fragte er nach einer Pause.

»Das wage ich eben nicht zu behaupten, obschon –«

»Ich verstehe. Wohlan kommen wir zum Schluß. Was können Sie meiner Tochter bieten?«

»Wir werden natürlich einen Ehevertrag schließen, in welchem alle Fälle Berücksichtigung finden?«

»Gewiß.«

»Gut, welche Mitgift wird Fräulein Bertha erhalten?«

»Eine Aussteuer von sechstausend Thalern.«

»Und in Baar?« forschte Heinrich.

Der Fabrikant zuckte die Achseln.

»Nur der Thor zieht sich aus, ehe er zu Bett geht,« erwiderte er gelassen. »Meine Tochter wird dereinst ein bedeutendes Vermögen erben.«

»Sehr wohl – vorausgesetzt, daß –«

»Lieber Herr, ich stehe auf sehr soliden Füßen, es ist also anzunehmen, daß Fräulein Bertha mindestens achtzig bis hunderttausend Thaler erben wird. Ich bin nicht abgeneigt, ihr am Tage der Hochzeit zwanzigtausend Thaler in Staatspapieren zu übergeben, unter der Bedingung, daß diese Summe ihr ausschließliches Eigenthum bleibt und daß Sie denselben Betrag hinzufügen. Diese ganze Summe soll dann gewissermaßen zur Sicherstellung der Zukunft meiner Tochter dienen, man kann ja nicht wissen, welche Fälle vielleicht eintreten, die solche Garantien wünschenswerth machen. Die Zinsen des Betrags könnten dann als Nadelgeld angesehen werden.«

»Sagen Sie dreißigtausend Thaler,« warf Heinrich ein.

»Werden Sie denselben Betrag zahlen?«

»Ja.«

»Gut. So wären wir über diesen Punkt einig. Es versteht sich von selbst, daß Sie Ihrer Gattin die Stellung geben, auf welche sie, vermöge ihrer Erziehung, ihrer Bildung und ihres Vermögens Anspruch machen muß.«

»Natürlich.«

»Daß Sie ferner dem Willen und den Wünschen Ihrer Gemahlin, insofern dieselben nicht in die geschäftlichen Verhältnisse eingreifen, in keiner Weise entgegenreten.«

»Auch das finde ich gerechtfertigt.«

»So werde ich den notariellen Ehevertrag in den nächsten Tagen ausfertigen lassen und Ihnen das Nähere seiner Zeit mittheilen.«

Heinrich gab durch ein Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen; die beiden Herren erhoben sich, um die

Einwilligung Bertha's in diese Anordnungen und Bedingungen einzuholen.

Theodor Liebmann würde, wenn Heinrich Schenk dies beantragt hätte, den Vertrag sofort ausgesetzt und unterschrieben haben, ohne zuvor seine Tochter davon zu benachrichtigen, er handelte, wie in seinen geschäftlichen, so auch in allen häuslichen Angelegenheiten nach seinem Gutdünken, seinem Willen mußte Alles sich unterordnen. Daß Bertha gegen seine Anordnungen irgend etwas einzuwenden finden könne, hielt er für unmöglich, er mußte ja besser, wie sie, wissen, in welcher Weise ihre Zukunft gesichert und ihr Glück begründet werden konnte.

Ihr Glück? – Bah, den herzlosen Egoisten kümmerte es nicht, ob sie an der Seite des Mannes, dem er ihre Hand eigenmächtig zusagte, glücklich wurde oder nicht, er beschränkte sich ganz allein darauf, ihr eine angesehene Stellung in der Gesellschaft zu sichern, das Andere war für ihn Nebensache.

Und Bertha entsprach, Dank ihrer Erziehung, ganz den Erwartungen des Vaters.

Ihrer Seele war bisher jedes erhebende, beseligende Gefühl fremd geblieben. Stolz, Eitelkeit und Genußsucht waren die einzigen Triebfedern ihres Thuns und Denkens.

Sie empfing die beiden Herren in ihrem Boudoir.

Schon die Einrichtung dieses Boudoirs warf ein helles, bezeichnendes Streiflicht auf den Charakter und das Gemüth dieser jungen Dame.

Wohin der Blick fiel, traf er einen übertriebenen Luxus, der nur den Zweck zu haben schien, den Reichtum des Fabrikanten hervorzuheben.

Die Gardinen waren aus den schwersten Seidenstoffen gefertigt, auf den kostbarsten Möbeln sah man die theuersten Porzellan- und Silbergeräthe.

Prachtvolle Gemälde in breiten Goldrahmen zierten die mit einer werthvollen Sammettapete bekleideten Wände und der feinste, türkische Teppich deckte den Fußboden.

Aber all' diese Pracht und Eleganz ließ kalt, ihr fehlte der belebende Hauch, den nur eine sinnige Anordnung ihr geben kann.

Man konnte sich inmitten dieses Luxus nicht behaglich fühlen, weil man sofort die Absicht, mit ihm zu prunken und zu prahlen, ahnte.

Und mitten in dieser Pracht und diesem Luxus glich die Tochter des Fabrikanten um so mehr einer schönen, aber leblosen Statue, einem schönen Gebilde, welches kein Leben einflößen konnte, weil es kein Leben ausströmte.

Mit wenigen, kühlen Worten stellte Theodor Liebmann seiner Tochter den jungen Herrn als ihren Verlobten und zukünftigen Gatten vor, und Bertha reichte schweigend ihre feine, weiße Hand dem Verlobten, mit dem sie bisher noch kein Wort gewechselt hatte.

Der Fabrikant theilte ihr die Bedingungen mit, unter denen er ihre Hand dem jungen Börsenspeculanten zugesagt hatte, und Bertha erklärte sich ohne Widerrede mit seinen Anordnungen einverstanden.

Es war eine kalte Verlobung, ein Bund ohne Liebe, ohne eine freundschaftliche Neigung, wie er in jenen Kreisen so oft geschlossen wird.

Ueber die Wichtigkeit und hohe Bedeutung dieses Schritts dachten Beide nicht nach, ihnen genügte der goldene Reif und der Ehevertrag, Herz und Gemüth waren nicht berechtigt, ihre Stimmen geltend zu machen.

Sie reichten einander die Hand und tauschten einige alltägliche Redensarten aus, an die Zukunft und die möglichen Folgen einer Ehe ohne Liebe dachten Beide nicht.

Bertha war mit der Hoffnung, an der Seite eines reichen Mannes eine bedeutende, vielbeneidete Rolle spielen zu können, zufrieden und Heinrich – ja, wenn Liebmann die geheimen Absichten und Pläne seines zukünftigen Schwiegersohnes geahnt hätte, würde er vielleicht seine Einwilligung nicht gegeben haben.

Nachdem die nöthigen Verabredungen über die Unterzeichnung des Ehevertrags und die Feier des Verlobungsfestes getroffen waren, stieg Heinrich wieder in den Wagen, um seine Eltern von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

Der biedere Schenkwrith war Anfangs erfreut über die Verlobung seines Sohnes mit der schönen Tochter des reichen Fabrikanten, aber als er reiflich darüber nachdachte, stiegen doch manche Bedenken in seiner Seele auf.

Heinrich hielt es nicht der Mühe werth, einen Versuch zur Beseitigung dieser Bedenken zu machen, er wußte ja, daß sein Vater im Hause nichts galt, und seitdem er dies

wußte, behandelte er den alten Mann mit einer Geringschätzung, die diesem manche trübe Stunde bereitete.

Frau Schenk nahm natürlich die Partei ihres Sohnes, ihrem Stolze schmeichelte die reiche Verwandtschaft, sie konnte sich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, zwischen Heinrich und seinem Bruder Otto einen Vergleich zu ziehen und die Ansicht zu äußern, daß Heinrich berufen sei, ihrem Namen Glanz und Ansehen zu geben, während Otto stets der Slave Anderer bleiben werde.

Hätte die gute Frau in die Zukunft blicken können, so würde sie entdeckt haben, daß der vielgepriesene Liebling schon jetzt auf der Bahn des Verderbens wanderte, daß er unaufhörlich auf dieser Bahn fortschreiten mußte, wenn er die ersehnten Früchte seiner bösen Saat ernten wollte.

### DREIZEHNTES KAPITEL. AUF DER WANDERSCHAFT.

Franz Werner, der Elsässer Schlossergeselle, hatte seine Denunciation gegen die beiden Deutschen so vortrefflich abgefaßt, daß Nikolas schon im ersten Verhör die Gefahr, welche ihm drohte, in ihrem ganzen Umfange erkennen mußte.

Ganz besonders auf Nikolas hatte Werner es abgesehen, er glaubte, wenn er diesen vernichtete, die stolze Tochter des Schlossers am empfindlichsten zu treffen, und das letztere war ja der einzige Zweck seines Rachewerks.

Er hatte Nikolas der öffentlichen Aufwiegelung beschuldigt, und es war ihm gelungen, einige Zeugen zu finden, welche diese Anklage bekräftigten.

Vergeblich leugnete der Gefangene, umsonst berief er sich darauf, daß er kein Redner sei und niemals öffentlich gesprochen habe, vergebens legte er zu verschiedenen Malen Protest ein, indem er sich darauf berief, daß er kein Franzose, sondern ein Deutscher sei und deshalb ausgeliefert werden müsse, der Proceß gegen ihn wurde fortgesetzt und es stand zu erwarten, daß er verurtheilt wurde.

Schon war der Tag der Gerichtssitzung nahe, als eines Abends die Thüre der Zelle, welche Nikolas bewohnte, geöffnet wurde und Marie eintrat.

Nikolas erkannte sie im ersten Augenblick nicht, sie trug die Uniform eines französischen Beamten.

Als sein Blick auf sie fiel, bemerkte er, daß sie verstohlen durch einen Wink ihm zu verstehen gab, er möge schweigen und sie nicht verrathen.

Was sie vorhatte, konnte er nicht errathen, aber er ahnte, daß sie kam, um ihn zu befreien und daß er nichts Besseres thun konnte, als ihren Anordnungen sich geduldig zu fügen.

Marie wechselte mit dem Schließer einige Worte, welche Nikolas nicht verstand, dann überreichte sie ihm ein Papier, auf welchem der Gefangene ein großes Siegel bemerkte.

Der Schließer steckte das Papier ein und Marie näherte sich jetzt rasch dem Gefangenen, der mit wachsendem Erstaunen sie unverwandt anblickte.

»Vorwärts,« sagte sie barsch, »Sie sind hier nicht mehr sicher, es ist Befehl gekommen, Sie in ein anderes Gefängniß zu bringen.«

Diese Worte waren nicht geeignet, dem jungen Manne einen Schlüssel zur Lösung des Räthsels zu bieten.

»Vorwärts, wir haben keine Zeit zu verlieren,« fuhr das Mädchen fort, »der Wagen wartet schon seit einer halben Stunde.«

Mechanisch gehorchte Nikolas, er begriff das Alles nicht, zwar ahnte er, daß Marie ihn befreien wollte, aber daß die Befreiung auf diesem Wege geschehen könne, schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit.

Der Schließer ging den Beiden voraus, er öffnete mehrere Thüren und zuletzt das Thor und Marie forderte den Gefangenen durch einen gebieterischen Wink auf, in den Wagen zu steigen, der vor dem Thore hielt.

Nikolas bemerkte, daß schon ein französischer Gensd'arm in dem Wagen saß; bei dem Anblick dieses Beamten erhielt seine zuversichtliche Hoffnung auf Befreiung einen gewaltigen Stoß.

Er stieg ein, Marie setzte sich ihm gegenüber und der Wagen rollte mit rasender Eile von dannen.

Schon diese Eile hätte dem Gefangenen verrathen müssen, daß man triftige Gründe hatte, die Stadt so rasch wie möglich zu verlassen und daß man befürchtete, verfolgt und eingeholt zu werden.

Aber Nikolas war kein scharfer Denker, er dachte nicht gerne über Dinge nach, die über seinen Verstand hinausgingen, die er nicht sofort übersehen und begreifen konnte. Zudem erwartete er, daß Marie ihm das Räthsel lösen werde, und da sie schwieg, hielt er es nicht für rathsam, eine Frage an sie zu richten, so lange der Gensd'arm noch anwesend war.

Marie unterhielt sich unausgesetzt mit diesem Beamten, es schien fast, als ob sie absichtlich jeder Frage des Gefangenen ausweichen wollte.

Nikolas war der französischen Sprache noch nicht so mächtig, daß er die Unterredung verstehen konnte, das Wenige, was er verstand, bezog sich nicht auf ihn, sondern auf einen Andern, dessen Haß man zu fürchten schien.

Der Wagen hatte längst die Stadt verlassen, in einem ziemlich weit entfernten Dorfe machte er Halte,

Der Gensd'arm stieg aus und der Wagen setzte gleich darauf ohne ihn die Reise fort.

Jetzt erst wandte Marie sich zu dem Gefangenen, ein bezauberndes, verführerisches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie ihm die Hand reichte.

»Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Befreiung,« sagte sie, »wenigstens hoffe ich, mich jetzt der Gewißheit hingeben zu können, daß das Wagestück gelungen ist.«

Nikolas hatte das nicht erwartet, er fand Anfangs keine Worte für das Gefühl der Freude und des Dankes, welches ihn beseelte. Das war so rasch, so unerwartet gekommen, daß er noch immer nicht so recht daran glauben konnte.

»So war das Alles eine Komödie?«

»Natürlich,« erwiderte Marie, »und Sie werden nicht leugnen können, daß ich meine Rolle gut gespielt habe.«

»Vortrefflich! Aber ich begreife das nicht. Der Schließer und der Gensd'arm –«

»Lieber Freund, der Schließer war bestochen und der Gensd'arm, ein Geselle meines Vaters, den ich in's Vertrauen gezogen hatte.«

Die Ueberraschung des jungen Mannes wuchs; er erkannte jetzt, was Marie für ihn gewagt hatte.

»Wenn Sie im Gefängnisse blieben, so wurden Sie zu mehrjähriger Kerkerhaft verurtheilt,« fuhr das Mädchen nach einer kurzen Pause fort, »Franz Werner, unser gemeinschaftlicher Feind, hatte seine Vorkehrungen gut getroffen, es würde Ihnen nicht gelungen sein, die gegen Sie erhobene Anklage zu entkräften. Ich erfuhr das Alles durch den Schreiber des Maire's, der mit meinem Bruder befreundet ist. Wenn Sie gerettet werden sollten, so konnte das nur auf einem Wege geschehen, auf dem der Flucht. Wie aber sollte das ermöglicht werden? Nur durch List konnte dieser Weg geöffnet werden, mit Gewalt war nichts auszurichten.«

Nikolas nickte gedankenvoll, sein Blick ruhte mit dem Ausdruck der Bewunderung auf dem schönen Mädchen,

welches ihm nie vordem so schön und liebreizend erschienen war, wie in diesem Augenblick.

»Wie aber kamen Sie auf diese abenteuerliche Idee?« fragte er.

»Der Schreiber des Maire's entwarf den Plan, der nur dann ausgeführt werden konnte, wenn der Schließer im Gefängnisse gewonnen war. Die Möglichkeit lag ja nahe, daß der Schließer mich trotz der Verkleidung erkannte, und dann war natürlich Alles verloren. Daß der Wachtposten Verdacht schöpfen könne, befürchteten wir nicht, zumal, wenn ein Gensd'arm mich begleitete. Der Schließer, ein sehr habgieriger Mensch, erklärte sich nach langem Zögern bereit, Sie entwischen zu lassen, unter der Bedingung, daß ich ihm ein Document zurückließ, auf welches er sich seinen Vorgesetzten gegenüber berufen konnte. Mein Vater durfte von dem abenteuerlichen Plane nichts erfahren, er würde ihn verworfen und die Ausführung desselben verhindert haben. Ich mußte also hinter seinem Rücken handeln. Der Schreiber verschaffte mir das Document, laut welchem die Regierung befahl, Sie in ein anderes Gefängniß zu bringen, dieses Schriftstück und eine nicht unbedeutende Summe, theils aus meinen Ersparnissen, theils aus dem Verkauf meiner Schmuck-sachen herrührend, beseitigten die letzten Bedenken des Schließers. Ein Geselle meines Vaters übernahm die Stelle des Gensd'armen, einer seiner Freunde, ein Deutscher, die des Kutschers. Damit mein Vater sich nicht beunruhigte, ließ ich in meinem Zimmer einen Brief an ihn zurück –«

»So weiß auch Henri nichts davon?« fragte Nikolas, sie unterbechend.

»Nein, er würde ebenfalls ernste Besorgnisse gehegt und vielleicht andere, minder gefährliche Pläne entworfen haben, denen ich meine Zustimmung nicht geben konnte.«

Nikolas war in Nachdenken versunken.

Er bewunderte den Muth und die Kühnheit des Mädchens und doch erschreckten sie ihn auch, mußte er sich doch sagen, daß durch seine Befreiung ihm Verpflichtungen auferlegt worden seien, denen er sich jetzt nicht mehr entziehen könne.

Es unterlag keinem Zweifel, daß Marie für die Gefahr, der sie sich ausgesetzt und für das Opfer, welches sie gebracht hatte, Dank forderte, und Nikolas hatte triftige Gründe, diese Forderung zu fürchten.

Die Nacht war inzwischen angebrochen, der Wagen rollte unaufhaltsam weiter.

Auch Marie schwieg, vielleicht wollte sie den Gedankengang des jungen Mannes nicht unterbrechen, in der Hoffnung, Nikolas werde nun erkennen, was er ihrer Liebe und Aufopferung schuldig sei.

Es war Mitternacht, als der Wagen vor einem kleinen, bescheidenen Hause hielt.

Dieses Haus lag vereinzelt an der Landstraße, so viel Nikolas erkennen konnte, war es eine Herberge für Fuhrleute und Fußreisende.

Marie erklärte ihrem Begleiter, daß sie hier übernachten wolle; als der Wirth nach langem Pochen endlich die

Thür geöffnet hatte, ließ das Mädchen sich sofort ein Zimmer für die Nacht anweisen.

Der Wirth konnte seine Ueberraschung nicht verhehlen, als er so plötzlich einen höheren Beamten vor sich sah, aber die Uniform hatte das Gute, daß sie ihn einschüchterte und ihn bewog, sich eines höflichen und sehr zuvorkommenden Benehmens zu befleißigen.

Nikolas zog sich ebenfalls in das ihm angewiesene Zimmer zurück, er fühlte sich erschöpft.

Als er am andern Morgen erwachte, war es noch ziemlich früh, der Tag graute kaum.

Aus dem tiefen Schlummer, in dem er lag, hatte ihn ein ungestümes Pochen geweckt; er begriff sofort, daß die Reise unverzüglich fortgesetzt werden sollte.

Der Wirth führte ihn in das Zimmer Marie's, dort erwartete ihn das Frühstück.

Marie trug nicht mehr die Uniform, sondern ihre eigenen Kleider, das überraschte den jungen Mann, weil er es nicht erwartet hatte.

Er setzte sich an den Tisch, der düstere Ernst in den schönen Zügen des jungen Mädchens befremdete ihn.

»Sie haben sehr viel für mich gewagt und mir ein großes Opfer gebracht, Marie!« sagte er, »das werde ich Ihnen nie vergessen.«

»Es freut mich, wenn Sie einsehen, daß es ein großes Opfer ist,« erwiderte Marie, über deren Lippen ein bitteres Lächeln glitt; »ich habe Ihnen Alles geopfert, Alles, was mir lieb und theuer war. In die Heimath zu meinem Vater darf ich nicht mehr zurückkehren, man wird heute

den Betrug entdecken und Franz Werner ist klug genug, sofort zu errathen, wer Sie befreit hat. Sein Haß würde mich vernichten und meinem Vater ein frühes Grab bereiten.«

Nikolas erschrack, daran hatte er noch nicht gedacht.

»Es ist wahr,« sagte er mit gepreßter Stimme, »die Heimath haben Sie verloren.«

»Verloren? O nein,« fuhr das Mädchen lächelnd fort, »meine Heimath ist nicht die Scholle, auf der ich meine Kindheit verbrachte; sondern Frankreich, mein ganzes, schönes Frankreich. Nikolas, – zum letzten Male frage ich Sie, wollen Sie dieses Herz und diese Hand annehmen, wollen Sie mit mir den Heerd gründen, der mich für das, was ich Ihretwegen verloren habe, allein entschädigen kann? Wir haben beide nichts, aber wir sind Beide jung und rüstig und eine bescheidene Existenz genügt uns. Sie finden rasch Arbeit, ich werde auch arbeiten und mich bemühen, Ihnen ein glückliches Dasein zu bereiten.«

Der junge Mann blickte in düstrem Schweigen lange vor sich hin.

Er hatte diese Frage erwartet und es that ihm weh, abermals diese Frage verneinen zu müssen.

»Sie kennen jetzt die Fülle und Tiefe meiner Liebe,« fuhr Marie fort, »Sie wissen, was ich opfern kann für Sie und dennoch vermag es Ihr kaltes Herz nichts zu erwärmen. Ich lese in Ihrem Blick, daß ich Ihnen gleichgültig hin, daß –«

»Marie, wenn Sie in dieses Herz hineinblicken könnten, Sie würden mir nicht so wehe thun durch Ihre harten Worte,« unterbrach Nikolas sie wehmüthig. »Es ist wahr, wir Deutsche sind kalte, nüchterne Naturen, das Blut wallt nicht so rasch und stürmisch in unsern Adern, aber dafür halten wir auch fest an den Banden, die uns umschlingen und fesseln. Ich habe eine Braut in Deutschland, ihr Bild ist meiner Seele zu tief eingepägt, als daß irgend Etwas es verdrängen oder verwischen könnte. Sie fordern Liebe von mir, Marie, und doch haben Sie selbst ja erfahren, daß –«

»Brechen wir ab,« sagte das Mädchen mit schneidender Kälte. »Was ich für Sie gethan habe, bereue ich nicht, ich mußte ja voraussehen, daß ich keinen Dank dafür ernten würde.«

»Marie! Meine Freundschaft –«

»Ich mag sie nicht, ich will sie nicht, ich will keine kalte nüchterne Freundschaft für glühende Liebe eintauschen. Sie können nun Ihre Reise fortsetzen, wann es Ihnen beliebt, nur hüten Sie sich, der Behörde wieder in die Hände zu fallen, denn wir werden fortan getrennt sein und bleiben, ich vermag jetzt nichts mehr für Sie.«

Das Mädchen hatte sich erhoben, stolz und hoch aufgerichtet stand sie dem Manne gegenüber. Ihr Blick war kalt und drohend, eine trotzigte Herausforderung lag in ihren Zügen.

»Marie, Sie thun mir Unrecht, wenn Sie mich des Undanks zeihen,« nahm Nikolas noch einmal das Wort, »sagen Sie mir, was ich thun soll, und ich werde Ihren Befehl

erfüllen, selbst auf die Gefahr hin, mein Leben zu verlieren.«

»Wie edelherzig und großmüthig!« spottete Marie und es lag etwas Schneidendes, Verletzendes in ihrem Spott. »Ich verlange Ihr Leben nicht, ich verlange nur, daß Sie Ihrer Braut entsagen, die nichts für Sie gethan hat und nichts für Sie thun würde!«

»Ich kann nicht!«

»Sie können nicht? Bah – wenn Ihre Braut Freiheit, Ehre und Leben für Sie einsetzen sollte, würde sie auch sagen: Ich, kann nicht, aber ich will für Dich beten.«

»Spotten Sie nicht,« erwiderte Nikolas kopfschüttelnd. »Es ist nicht Jedem gegeben, Leben, Ehre und Freiheit für einen Andern einsetzen zu können und im Gebet liegt auch eine Macht, die –«

»Ah – wenn ich mich damit begnügt hätte, für Sie zu beten, würden Sie Ihre Freiheit erst nach Jahren zurückerhalten haben!«

»Wissen Sie das so gewiß? Marie, es gibt eine Vorsehung, die Alles lenkt, die dem Bedrängten beisteht und den Uebermüthigen züchtigt.«

Das Mädchen zuckte die Achseln.

»Ich mag darüber mich mit Ihnen in keinen Wortwechsel einlassen,« sagte sie kalt, »Sie sind ein Träumer, eine kalte, engherzige Natur. – Gehen Sie nach Lyon, Ihr Freund hat geschrieben, daß Sie dort ihn finden würden.«

»Und wohin wollen Sie reisen?« fragte Nikolas besorgt.

»Nach Paris.«

»Was wollen Sie dort?«

»Ich weiß es noch nicht, aber ich hege die Ueberzeugung, daß ich dort nicht nur ein Unterkommen finden, sondern auch eine große Rolle spielen werde.«

»Sie sind von allen Mitteln entblößt –«

»Einerlei, ich habe Muth und Verstand, ich werde mir meinen Weg bahnen und am Ziele ankommen.«

»Ein junges, schönes Mädchen, allein, ohne Freund und Beschützer in jener Stadt –«

»Sorgen Sie nicht für mich, sorgen Sie für Ihr eigenes Wohl. Ich würde Ihnen gerne das nöthige Reisegeld geben, aber ich besitze selbst nur noch zehn Franken, und von dieser Summe kann ich nichts entbehren, – leben Sie wohl, wir sehen uns wieder, dann aber unter anderen Verhältnissen.«

Marie eilte nach diesem kalten, frostigen Abschiede hinaus und Stieg in den Wagen, der schon seit einer geraumen Weile ihrer harrte.

Der Wagen rollte von dannen, und das Geräusch der Räder war längst verhallt, ehe Nikolas für sein Erstauen über diesen kurz abgebrochenen, fast feindseligen Abschied Worte fand.

#### VIERZEHNTE KAPITEL. EIN BRESLAUER WEBER.

Nikolas besann sich nicht lange; er wußte, daß jeder unnöthig verlorene Augenblick ihm Gefahren bringen konnte.

Wenn man in Mülhausen seine Flucht entdeckte – und es lag auf der Hand, daß dies sehr bald geschah – so durfte er sich auf die Verfolgung gefaßt machen, und dann hatte er keinen Freund mehr, auf dessen Beistand er rechnen durfte.

In Lyon sollte er Otto finden, es lag in seinem Interesse, diese Stadt so rasch wie möglich zu erreichen.

Gepäck besaß er nicht, Alles, was er besaß, trug er auf dem Leibe, seine Uhr, seine Börse und seine Briefftasche lagen noch im Gerichtsgebäude in Mülhausen.

Unter solchen Umständen war die Fortsetzung der Reise allerdings eine mißliche Sache, aber dem jungen Manne blieb kein anderer Weg übrig, er mußte auf sein gutes Glück vertrauen und seine Hoffnung auf die Mildherzigkeit der französischen Landbewohner setzen.

Er trat mit diesem Vertrauen und diesen Hoffnungen den weiten Weg an, und es währte nicht lange, so gesellte ein zweiter Handwerksbursche sich zu ihm.

Dieser Handwerksbursche war eine kleine, dürre und schwächliche Gestalt, aber er trug sein Felleisen so leicht und marschirte so rüstig, daß man glauben konnte, er besitze die Kräfte und Ausdauer eines Riesen.

Der Ausdruck seiner Züge war nicht sehr einnehmend, es lag etwas Verschmitztes darin, etwas, was an die Schlaueit und die Tücke eines Luchses erinnerte, aber wenn man sie genauer betrachtete, so fand man in ihnen einen vorwiegenden Zug deutscher Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit.

»Holla – wohl auch ein deutsches Kind?« sagte dieser Handwerksbursche, als er Nikolas erreicht hatte. »Der Deutsche kann seine Natur nie verleugnen, ich sehe Euch an den Augen an, daß Ihr jenseits des Rheines geboren seid.«

Nikolas hatte seine deutsche Muttersprache lange nicht mehr so rein, so kräftig und voll gehört, ihr Klang machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

»Ihr habt Recht,« erwiderte er, »ich bin ein Deutscher, und hoffe, wir halten gute Kameradschaft, so lange wir beisammen sein werden.«

»Bin's von Herzen zufrieden,« fuhr der Handwerksbursche fort, während er mit einem treuherzigen Blick ihm die Hand reichte. »Bin ein schlichter Webergeselle aus Breslau und heiße Kunibert Scharf, und Ihr?«

»Nikolas Schwarz, Schlossergeselle aus Köln am Rhein.«

»Also zwei Unterthanen des Königs von Preußen, na, das hat immerhin mehr Gewicht, als ein Reuß-Schleiz-Greiz-Lobensteiner Bürger. Woher kommt Ihr?«

»Von Mülhausen.«

»Und wohin?«

»Nach Lyon.«

»So gehen wir mitsammen. Hoffentlich habt Ihr etwas mehr in der Tasche, als einen armseligen Zehrpennig, ich bin vollständig abgebrannt.«

Nikolas schüttelte mit einem trüben Lächeln das Haupt. Er theilte dem biedern, offenherzigen Weber seine Erlebnisse in Frankreich mit und bedauerte dabei, nicht

in der Lage zu sein, dem Leidensgefährten unter die Arme greifen zu können.

»Na, macht Euch deshalb keine Sorgen,« sagte der Breslauer treuherzig, »unser Herrgott verläßt keinen Deutschen nicht, wir beide werden schon durchkommen. Versteht Ihr irgend eine Kunst, durch die man sich mit Ehren ein Stück Brod und ein Nachtlager erwerben kann?«

»Welche Kunst meint Ihr?«

»Hm – könnt Ihr Witze?«

»Nein.«

»Singen, oder die Guitarre spielen?«

»Nein.«

»Zeichnen, auf dem Seile tanzen, oder ohne besondere Vorbereitungen etliche Taschenspieler-Kunststückchen ausführen?«

»Auch das nicht.«

»Dann seid Ihr allerdings einzig und allein auf das Fechten angewiesen, und das ist auch eine Kunst. Ich will sehen, was Ihr darin leisten könnt. Seht, wir sind vor einem Dorfe angelangt, nehmt Ihr jene Seite, ich nehme diese; wenn wir hinter dem Orte wieder zusammentreffen, wollen wir sehen, wer das Meiste erhalten hat.«

Nikolas nahm den Vorschlag an, die Noth trieb ihn dazu.

Er wanderte von Haus zu Haus, fast überall wurde er abgewiesen, und wo er etwas empfing, da war's eine Kleinigkeit, die er unter andern Verhältnissen dem Geber vor die Füße geworfen haben würde.

Als er das Dorf hinter sich hatte, setzte er sich auf einen Meilenstein, um seinen Kollegen zu erwarten. Aber eine Stunde verstrich, und schon hegte Nikolas die Besorgniß, der Breslauer Weber sei zum Maire gegangen, um ihn zu verrathen, als Kunibert Scharf endlich zwischen den entlaubten Hecken erschien. Die kleinen, grauen Augen des Webers leuchteten, und eine freudige Genugthuung drückte sich in seinem hagn Antlitz aus.

»Das war eine reiche Ernte!« sagte er, »diese Franzosen haben für Noth und Elend immer ein Herz.«

»Eine reiche Ernte?« versetzte Nikolas verstimmt. »Ich kann nicht sagen, daß ich zufrieden mit ihr bin.«

»He – wie viel habt Ihr denn zusammengefochten?«

»Nur fünf Sous.«

»So liegt die Schuld an Euch.«

»Habt Ihr mehr erhalten?«

»Drei Franken.«

»Das begreife ich nicht.«

»Außerdem eine Wurst, ein halbes Brod und ein halbes Litre Branntwein.«

»Ihr scherzt.«

»Keineswegs, seht hier.«

Der Breslauer Weber holte aus den weiten Taschen seines Rockes die Viktualien, die er genannt hatte, und Nikolas ließ sich nicht lange nöthigen, zuzugreifen.

»Ihr kennt das noch nicht,« sagte Scharf, während er ein großes Stück von der Wurst abschnitt. »Habt Ihr den jungen Dirnen, welche Euch die Thüre öffneten, einige schmeichelhafte Worte gesagt?«

»Nein.«

»Habt Ihr den Bauern interessante politische Neuigkeiten in's Ohr geflüstert?«

»Ich wußte keine.«

»Bah, man muß sie erfinden können. Seht, das ist die ganze Kunst, man muß Jedem sofort an der Nase ansehen können, was er am liebsten hört, das Ohr ist der sicherste Kanal, der zum Herzen führt.«

»Aber du lieber Himmel, welche Neuigkeiten hätte ich den Bauern zuflüstern können?« sagte Nikolas, der sich durch einen kräftigen Zug aus der Flasche gestärkt hatte.

Kunibert Scharf zuckte gleichmüthig die Achseln.

»Man muß den Rummel kennen,« erwiderte er. »Der Bauer, der mir dieses ausgezeichnete Frühstück gab, war ein Mann von der alten Garde, ich sagte ihm, der alte Napoleon sei, verbürgter Nachricht zufolge, noch unter den Lebenden und schon unterwegs, um das alte Kaiserreich in Frankreich wieder aufzurichten.«

»Das glaubte er?« fragte Nikolas erstaunt.

»Natürlich, diese Leute glauben Alles, wenn man es versteht, ihnen die Sache faßlich zu machen. Ein Anderer gab mir in seiner Herzensfreude einen halben Franken für die Nachricht, die französische Armee habe Befehl erhalten, an den Rhein zu marschiren. Einen Dritten köderte ich durch die Mittheilung, der Friede sei gesichert, – wie gesagt; man muß die Leute kennen und zu behandeln wissen.«

Nikolas schüttelte gedankenvoll das Haupt, das begriff er nicht.

»Wir werden uns schon durchschlagen,« fuhr der Breslauer mit zuversichtlicher Ruhe fort, »verlaßt Euch auf mich, ich kenne den Rummel.«

Er erhob sich nach diesen Worten und setzte, ein deutsches Wanderlied anstimmend, den Weg fort.

Nikolas folgte ihm, die Ruhe und Sicherheit seines Kollegen ermuthigten ihn.

»Ein Narr wart Ihr doch, daß Ihr das schöne Mädchen zurückgewiesen habt, welches so viel für Euch gewagt und geopfert hatte, nahm Scharf nach einer Weile wieder das Wort, »wenn man in der Fremde ist, darf man nicht gar so ängstlich sein. Eure Braut hätte es nicht erfahren, wenn Ihr mit der schönen Französin nach Paris gegangen wäret, hol' mich der Kuckuck, ich würde mich keine Minute besonnen haben.«

»So wie Ihr mag Mancher denken,« erwiderte Nikolas ruhig, »ich kann nicht anders handeln.«

»Hm – Ihr wolltet nicht, Ihr seid eine kalte Natur, Freund Rheinländer, und ich glaube Euch vorhersagen zu können, daß Ihr mit Eurer strengen Ehrlichkeit und dem eigensinnigen Charakter es niemals sehr weit bringen werdet. Da sind wir Schlesier ganz anders! Wir nehmen mit, was wir haben können, sind immer fidel und wissen den Augenblick zu benutzen.«

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen verstrich der Tag rasch.

Das Geld, welches die Beiden besaßen, wurde im Laufe des Tages verzehrt, und als sie in der Abenddämmerung ermüdet vor der Schenke standen, in der sie übernachteten

wollten, konnten sie über keinen Sous mehr verfügen, indeß das trübte die gute Laune des Webers nicht.

»Im äußersten Falle setzt uns der Wirth morgen an die Luft,« sagte er gelassen, als Nikolas ernste Bedenken äußerte, »Hiebe und Püffe müssen wir uns gefallen lassen, ohne sie kommt kein ehrlicher Handwerksbursche durch die Welt.«

Nikolas folgte zögernd seinem Genossen, der mit einer Zuversicht die Schwelle überschritt, als ob er sich bewußt sei, eine wohlgefüllte Börse zu besitzen.

Der Breslauer warf sein Felleisen auf die Bank und forderte in befehlendem Tone eine Flasche Wein.

Der Wirth aber musterte die beiden Gäste vom Scheitel bis zur Fußsohle, und es hatte den Anschein, als ob er ihnen kein besonderes Vertrauen schenke.

»Eine Flasche Wein, Butter, Brod und Käse!« wiederholte der Breslauer mit einem sehr geringschätzenden Seitenblick auf den Wirth. »Und das rasch, wenn ich bitten darf, denn wir sind ermüdet von dem weiten Marsche und wollen morgen früh wieder aufbrechen, um rechtzeitig in Paris bei dem Einzuge Napoleon's zugegen zu sein.«

Außer den Beiden befanden sich nur noch drei Gäste in dem Schenkzimmer, Bauern aus der Nachbarschaft, und diese drei brachen sofort ihre Unterhaltung ab, um den interessanten Mittheilungen der Handwerksburschen ihre Aufmerksamkeit zu widmete.

»Welchen Napoleon meint ihr?« fragte einer der Gäste.

»Welchen?« erwiderte der Breslauer erstaunt. »Seid Ihr denn so schlecht unterrichtet, daß Ihr das nicht einmal wüßt?«

»Was sollen wir wissen,« fragte der Wirth, neugierig näher tretend.

»Daß der Tod Napoleon's nur eine Komödie war?«

»Unsres alten Kaisers?«

»Desselben?«

»Ihr seid nicht recht bei Sinnen!«

»Donner und Doria, es ist ja ein öffentliches Geheimniß!«

»Aber die Asche Napoleon's ist ja in Paris.«

»Wißt Ihr das so gewiß?« spottete der Breslauer.

»Napoleon ist damals von der Insel Helena entwichen und nach Amerika geflüchtet. Dort hat er eine Farm gehabt und die Engländer, um sich nicht zu blamiren, haben ausgestreut, er sei gestorben. Wie gesagt, der alte Kaiser ist schon unterwegs, binnen acht Tagen wird er in Paris eintreffen.«

Die Bauern setzten volles Vertrauen in die Wahrheit dieser Mittheilungen, sie stießen auf das Wohl des Kaisers an und wünschten ihm eine glückliche Ankunft.

Der Wirth aber schien sehr starke Zweifel zu hegen, er zuckte die Achseln und ging hinaus, um den Wein und das Abendbrod zu holen.

»Der Kerl ist ein mißtrauischer Patron,« flüsterte der Breslauer seinem Kollegen zu, »wir werden kein freies Nachtlager haben.«

»Und was dann?« fragte Nikolas beunruhigt.

»Geduld, laßt mich sorgen.«

Nachdem die Beiden ihr Abendbrod mit gutem Appetit verzehrt hatten, hielt der Breslauer seinen Teller über die Lampe, so daß die innere Fläche desselben von dem Ruß geschwärzt wurde.

Nachdem dies geschehen war, zeichnete er mit einer Federmesser Klinge das Haus des Wirths sammt der nächsten Umgebung auf der geschwärzten Fläche, so daß die Zeichnung selbst in weißen Strichen auf dem dunklen Hintergrunde hervortrat. Darauf forderte er ein Ei und einen feinen, weichen Pinsel. Der Wirth, der mit wachsendem Erstaunen dem Beginnen seines geschickten Gastes zusah, brachte Beides. Kunibert Scharf zerbrach das Ei und überzog die Zeichnung sehr fein und behutsam mit dem Eiweiß.

»So,« sagte er, »laßt das trocknen und Ihr habt einen Teller, der unter Brüdern zwanzig Franken werth ist, ich hoffe, Ihr werdet uns dafür freie Zeche geben.«

»Oho!« fuhr der Wirth auf. »Ist es darauf abgesehen? Ich sah Euch Beiden gleich an der Nase an, daß Ihr Vagabunden seid.«

»Gemach,« fiel der Breslauer ihm energisch in's Wort, »wartet zuvor ab, ob wir die Zeche berichtigen werden, oder nicht. Ihr seid ein grober Geselle, wenn Ihr alle Gäste in dieser Weise behandelt, werdet Ihr bald die Boutique schließen können.«

»Das sage ich auch,« nahm einer der Gäste das Wort, »Eure Grobheit ist erst dann angebracht, wenn Ihr wüßt, daß die Leute nicht zahlen können. Ich gebe Euch einen

Franc für den Teller, und einen zweiten, wenn Ihr auf einem andren Teller das Portrait des Kaisers Napoleon zeichnet.«

Der Wirth schwieg, er schien auf die Meinung des Gastes, der die Parthei des Handwerksburschen ergriffen hatte, einigen Werth zu legen.

Der Breslauer führte den Auftrag aus und strich die zwei Franken ein.

Da keiner der andren Gäste geneigt war, für ein solches Kunstwerk etwas zu zahlen, so forderte Scharf den Wirth auf, ihm und seinem Freunde ein Zimmer anzuweisen.

»Wir haben zwei Franken,« sagte er, als er sich mit Nikolas allein befand, »sie reichen nicht hin, die Zeche zu berichtigen, zudem wollen wir auch morgen frühstücken. Also bleiben uns zwei Wege, entweder wir opfern das Geld und lassen uns für den Rest hinauswerfen und das ist meine Liebhaberei nicht, oder wir drücken uns heimlich, was nach meiner Ansicht das Rathsamste ist.«

Nikolas, der ehrliche, biedere Schlossergeselle, konnte dem letzten Vorschlage seine Zustimmung nicht geben. Er erbot sich, dem Wirth ihre Verhältnisse der Wahrheit gemäß vorzustellen und ihn zu bitten, Nachsicht mit ihnen zu haben, zumal ja die Zeche nicht viel mehr als zwei Franken sein könne.

Aber der Breslauer wies dies Anerbieten zurück und ließ seinem Genossen nur die Wahl, entweder ihn zu begleiten, oder allein zurückzubleiben und sich auf die Barmherzkeit des Grobians zu verlassen.

»Das Terrain ist günstig,« sagte er, während er einen prüfenden Blick durch das Fenster warf, »unter unserm Fenster liegt ein ziemlich hoher Düngerhaufen, ein kühner Sprung und wir sind draußen. Wir werden bis drei Uhr der Ruhe pflegen und dann unsern edlen Vorsatz ausführen; wenn der Wirth unsere Flucht erfährt, sind wir längst über alle Berge.«

Nikolas sträubte sich lange, aber der Breslauer ließ keine Bedenken, keine Warnungen und Vorstellungen gelten.

Von den Strapazen der weiten Wanderung ermüdet, schiefen die Beiden bald ein, und als der Morgen dämmerte, fiel das fahle Licht der Dämmerung durch das geöffnete Fenster auf ein verlassenes Lager.

#### FÜNFZEHNTE KAPITEL. DER MORDVERSUCH.

Otto Schenk hatte in einer mechanischen Werkstätte in Lyon sehr rasch lohnende Arbeit gefunden.

Er wollte hier den Freund erwarten und wenn dieser nicht in den nächsten Wochen eintraf, nach Mülhausen zurückkehren, um die Befreiung desselben zu versuchen. Marie hatte ihm geschrieben, er möge sich beruhigen, sein Freund werde vor dem Tage der Verurtheilung das Gefängniß verlassen, und da er den energischen Charakter des Mädchens kannte, so glaubte er, auf die erhaltene Zusicherung vertrauen zu dürfen.

Der Besitzer der Werkstätte beschäftigte sehr viele Arbeiter, er besaß ein großes, ausgedehntes Etablissement,

in welchem Otto Manches lernen konnte, was ihm bisher noch unbekannt war.

Der junge Mann versäumte nicht, diese Gelegenheit zu benutzen und Herr Leroy, sein Principal, bemerkte mit Wohlgefallen den Fleiß und die Fortschritte des strebsamen Deutschen, der in der Regel am Morgen der Erste und am Abend der Letzte in der Werkstätte war.

Oft war Otto von seinen Collegen aufgefordert worden, mit ihnen an einem Zechgelage Theil zu nehmen, er hatte das stets zurückgewiesen und sich den Namen eines Duckmäuser's erworben, was ihn aber nicht abhielt, seinen soliden Grundsätzen treu zu bleiben.

Er benutzte seine freien Stunden dazu, sich in den theoretischen Kenntnissen zu vervollkommen, er studirte eifrig Mathematik und las alle in dieses Fach einschlagende Bücher, deren er nur habhaft werden konnte.

Der alte Werkmeister, der in dem Etablissement Leroy's die Oberaufsicht führte, unterstützte ihn in dem Bestreben, sich Kenntnisse zu verschaffen, so viel er es nur vermochte und Otto ließ keine Minute unbenutzt verstreichen.

Wenn er nicht in der Werkstätte arbeitete, saß er in seinem bescheidenen Stübchen und die Kenntnisse, die er allmählich sammelte, gaben ihm bald ein Uebergewicht über seine Kameraden, die ihre freien Stunden in den Schenken verbrachten.

So waren mehrere Wochen verstrichen, schon beunruhigte Otto sich ernstlich über das Schicksal seines in Mülhausen verhafteten Freundes, und schon machte er

sich ernste Vorwürfe darüber, daß er damals den Versicherungen Marie's vertraut und nicht selbst energische Schritte zur Befreiung des Gefangenen gethan hatte, als eines Abends Nikolas in Begleitung des Breslauer Webergesellen eintrat.

Wenn auch Nikolas berechtigt gewesen wäre, dem Freunde vorzuwerfen, daß er ihn im Stiche gelassen hatte, so dachte er doch in diesem Augenblick nicht daran, solche Vorwürfe zu machen, die Freude des Wiedersehens wurde durch keinen Mißton getrübt.

Otto forderte den Freund auf, ihm seine Erlebnisse zu berichten, aber Kunibert Scharf, der Breslauer Weber, meinte, das lasse sich so rasch nicht abmachen und das Wiedersehen müsse doch auch hinter vollen Gläsern gefeiert werden.

Nikolas, der inzwischen an das vagabundirende Leben sich gewöhnt hatte, pflichtete dieser Ansicht bei und nach einigem Zögern gab Otto, wenn auch mit innerem Widerstreben nach.

Die Stunden verstrichen rasch, die beiden Freunde hatten einander viel zu berichten und da sie dabei dem feurigen Weine sehr tapfer zusprachen, so konnte es nicht ausbleiben, daß der Geist des Weines ihnen bald zu Kopfe stieg.

Zumal Otto, der nicht gewohnt war, geistige Getränke zu trinken, empfand bald die Wirkung des Weines, er hielt es für rathsam, heimzukehren.

Nikolas wollte bei seinem Kollegen, dem Breslauer Weber, bleiben und am nächsten Tage, wenn er in dem Etablissement Leroy's Arbeit fand, ein bescheidenes Zimmer für sich suchen.

Da Otto in seiner eignen Wohnung keinen Raum für den Freund hatte, so mußte er dieses Vorhaben billigen und allein den Heimweg antreten.

Mitternacht war nahe, die Nacht dunkel und stürmisch.

Der junge Mann durchwanderte langsam die öden, stillen Straßen, die kalte Nachtluft that ihm wohl, sie kühlte seine heiße Stirne und die glühenden Wangen.

In einer engen, dunklen Gasse vernahm er plötzlich in nächster Nähe eine Stimme, die ihn um ein Almosen ansprach. Der Ton dieser Stimme klang so flehend, daß Otto es nicht über sich gewinnen konnte, mitleidlos vorbeizugehen. Er blieb stehen, sein Blick fiel auf eine Frau, die in ein Tuch gehüllt, bittend zu ihm aufschaute.

So viel er in der Dunkelheit unterscheiden konnte, war diese Frau nicht jung mehr, auch lag in dem Ausdruck ihres welken Gesichts etwas, was ihm Mißtrauen emflößte.

»Erbarmen,« bat die Arme, während sie die zitternde Hand ausstreckte, »der Vater stirbt und die Kinder verhungern.«

Otto konnte sich trotz dem Mißtrauen einer Regung des Mitleids nicht erwehren.

»Wie kann der Einzelne solchem Elend steuern!« erwiderte er. »Da muß die Gemeinde sorgen –«

»Ah – Sie sind ein Deutscher!« unterbrach die Bettlerin ihn mit einem Ausruf der Freude. »Kommen Sie, mein Mann ist auch aus Deutschland, Sie werden Ihren Landsmann nicht im Stich lassen.«

»Wenn ich etwas für ihn thun kann –«

»O gewiß, gewiß, wäre es auch nur, daß Sie in seiner Muttersprache ihm Trost zuredeten. Hülflos liegt er auf seinem Schmerzenslager, die Kinder –«

»So führen Sie mich hin,« sagte Otto rasch entschlossen. »Was ich für ihn thun kann, soll gewiß geschehen.«

Die Bettlerin schritt rasch voran, Otto folgte ihr. Zwar besaß er selbst nicht die Mittel, um hier zu helfen, wie die Noth es verlangte, aber er konnte doch den Armen rathen und sich für sie verwenden.

Er hielt es für seine Pflicht, seinen Rath und Beistand dem unglücklichen Landsmanne zu gewähren, er dachte sich selbst in die Lage dieses Mannes hinein, die nach der Schilderung dieser Frau eine entsetzliche sein mußte.

»Sie werden entschuldigen, wenn der Weg etwas weit ist,« sagte die Bettlerin nach einer geraumen Weile, »die Noth hat uns getrieben, in dem elendsten Viertel der Stadt ein Obdach zu suchen.

Wäre Otto nüchtern und bei klarem Verstande gewesen, so würde er bemerkt haben, daß er im Zickzack durch die Stadt geführt wurde, und daß, als die Frau endlich stehen blieb, er sich ganz in der Nähe der Gasse befand, in der sie ihn angeredet hatte.

Mit seinen Gedanken über die Art und Weise, in der er dieser Familie rasch und sicher helfen konnte, beschäftigt, bemerkte er das nicht, sein Mißtrauen gegen die Bettlerin war geschwunden.

Er trat ohne Zögern in das dumpfe, finstre Haus, dessen Thüre die Bettlerin öffnete.

Sie führte ihn eine Treppe hinaus und öffnete hier eine zweite Thür.

Otto trat ein.

Es war ein niedriges, enges Gemach, welches nichts enthielt, als einen runden Tisch und eine Bank.

Die Wände und der Fußboden waren sehr unsauber, die Scheiben des kleinen Fensters zerbrochen.

Auf dem Tisch stand eine Lampe, die ein trübes Licht verbreitete.

Die Bettlerin bat den jungen Mann, sich einen Augenblick zu gedulden, sie wollte zu dem Kranken gehen und ihn auf den Besuch vorbereiten.

Als sie sich entfernt hatte, blickte Otto sich um. Das alte Mißtrauen erwachte wieder in seiner Seele, bange, drückende Ahnungen befielen ihn.

Die Ursache dieses Mißtrauens wußte er selbst sich nicht zu erklären, nichts desto weniger vermochte er dasselbe nicht zu beseitigen. Wenn die Familie sich schon seit längerer Zeit in solchen drückenden Verhältnissen befand, wie kam es, daß sie noch immer zwei Räume bewohnte?

Wenn auch der Raum, in welchem er sich befand, eben nicht wohnlich genannt werden konnte, die Familie benutzte ihn und mußte auch für ihn ohne Zweifel Miethzins zahlen.

Das enge Zimmer hatte etwas Unheimliches für Otto, die dumpfe, verdorbene Lust in diesem Raume drohte ihn zu ersticken.

Er wollte das Fenster öffnen, es war zugenagelt.

Das fiel ihm auf, es mußte ihn beunruhigen.

Er nahm die Lampe vom Tisch, um das Fenster zu untersuchen, und als nun sein Blick auf, die Wand fiel, glaubte er mehrere Blutflecken zu entdecken.

Ehe er sich von der Richtigkeit dieser Entdeckung näher überzeugte, eilte er zur Thüre.

Sie war ebenfalls geschlossen.

Vollständig vernichtet, wußte Otto jetzt, was ihm bevorstand, weshalb er in dieses Haus gelockt worden war.

Der alte Werkmeister hatte ihn oft vor solchen Abenteuern gewarnt und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß schon mancher Fremde in Frankreich spurlos verschwunden sei; er erinnerte sich jetzt dieser Warnung und machte sich bittere Vorwürfe, daß er so leichtgläubig gewesen war.

Eine Waffe besaß er nicht, außer seinem Stocke, der im Nothfalle als solche dienen konnte.

Dieser Stock war von Leder geflochten und mit einem schweren Bleiknopf versehen, ein kräftiger Hieb mit ihm konnte einen Schädelknochen zerschmettern, aber ehe

Otto vielleicht zum zweiten Hiebe ausholte, konnte er schon von seinen Gegnern überwältigt sein.

Er war entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen wenn man wirklich die Absicht hegte, ihn zu ermorden.

Otto rückte den Tisch und die Bank vor die Thüre und lauschte mit angehaltenem Athem. Draußen war Alles still, und diese unheimliche Stille erhöhte nur die Angst und die Befürchtungen des jungen Mannes, der jetzt, als die Lampe auf dem Fußboden stand, auch auf dem letzteren, trotz der Unsauberkeit, die Spuren früherer Blutlachen entdeckte.

An Flucht war nicht zu denken, zumal Otto die Entrichtung des Hauses nicht kannte.

Es wäre ihm vielleicht gelungen, die Thüre, die sehr alt und morsch zu sein schien, einzutreten, aber mußte er nicht befürchten, daß er alsdann den Mordgesellen in die Arme lief?

Das Beste, was er unter den obwaltenden Verhältnissen thun konnte, war, die kommenden Dinge geduldig zu erwarten um im entscheidenden Augenblick die Geistesgegenwart zu bewahren.

Eine halbe Stunde verstrich, schon glaubte Otto, die schwache Hoffnung hegen zu dürfen, daß er noch einmal mit dem Leben davon kommen werde, da ja die Bettlerin sich die Ueberzeugung verschafft haben mußte, daß bei ihm nichts zu haben war, als er plötzlich draußen vor der Thüre gedämpfte Stimmen vernahm.

Man schien sich zu berathen.

Otto legte das Ohr an die Thüre und horchte.

Er hörte, daß die Frau ihren verbrecherischen Genossen Vorwürfe machte darüber, daß sie so spät gekommen seien und daß eine rauhe Stimme ihr darauf mit einem Fluche erwiderte, man könne ihretwegen die andern Geschäfte nicht versäumen.

Er hörte ferner, daß diese rauhe Stimme fragte, ob es sich auch der Mühe lohne und daß die Frau hierauf entgegnete, der junge Mann besitze eine silberne Uhr und zwei Reihen der schönsten Zähne.

Otto erschrack. Er erinnerte sich in diesem Augenblick, daß ein französischer Polizeibeamter ihm einmal mitgeteilt hatte, man sei einer Bande auf der Spur, die in auffallender Weise einen Handel mit Menschenhaaren und Zähnen betreibe, von denen man nicht wisse, wie sie in solcher Menge in den Besitz dieses Gesindels gelangen könnten.

Er erinnerte sich auch, daß man ihn oft um seine Zähne beneidet hatte und er begriff, daß er verloren war, wenn die Mordgesellen ihn überwältigten.

Krampfhaft hielt seine nervige Faust den Stock umklammert, er war entschlossen, den Ersten, der eintrat, ohne Bedenken niederzuschlagen.

Er vernahm, daß die Frau mit gedämpfter Stimme sagte, sie wolle hineingehen und den jungen Mann holen, man könne ihn dann in dem finstern Gange niederstechen. Wenn der Stoß sicher geführt werde, so sei die Sache rasch und geräuschlos abgemacht.

Mit erhobenem Stock stand Otto in der Thüre.

Als die letztere geöffnet wurde, hielt die schwache, aus Tisch und Bank gebildete Barrikade für einen kurzen Augenblick Stand, und diesen Augenblick benutzte Otto, den Knopf seines Stockes wuchtig auf das Haupt der Bettlerin niederfallen zu lassen.

Lautlos sank das Weib zusammen, mit einem Fußtritt schleuderte Otto sie über die Schwelle zurück, dann warf er die Thüre wieder in's Schloß.

Die Genossen des Weibes ließen sich so rasch nicht zurückschrecken, im nächsten Augenblick standen sie auf der Schwelle.

Ihrer waren zwei, robuste kräftige Gestalten, deren Physiognomie verrieth, daß sie vor keinem Verbrechen zurückbebt.

Sie waren beide mit einem Dolch bewaffnet, und Otto erkannte sofort, daß sie sich kurz zuvor in der Branntweinschenke einen starken Rausch geholt hatten.

Als sie sahen, daß ihr Opfer mit einem Stocke bewaffnet war, drangen sie ohne Zögern auf den jungen Mann ein, der den Ersten niederschlug und dem Zweiten einen so empfindlichen Hieb auf den Arm versetzte, daß der Dolch der gelähmten Hand entfiel.

Es war ein sehr kurzer Kampf, aus dem Otto als Sieger hervorging.

Der Raubmörder hob den Dolch auf und zog sich zurück, er schien keine Lust zu haben, den Kampf fortzusetzen.

Otto sah sich wieder allein, die Thüre war noch offen, die Beiden, welche er niedergeschlagen hatte, lagen bewußtlos auf dem Boden.

Im ersten Augenblick beschloß der junge Mann, die Thüre wieder zu schließen und das Zimmer erst bei Tagesanbruch zu verlassen, aber nach kurzem Nachdenken sah er ein, daß mit der Ausführung dieses Vorhabens neue und ernstere Gefahren für ihn verknüpft sein konnten.

Die Möglichkeit lag nahe, daß die Mörder, wenn sie sich von ihrer ersten Niederlage erholt hatten, entweder in verstärkter Anzahl oder mit andern Waffen den Kampf fortsetzten und gegen eine Kugel konnte der Stock ihn nicht schützen.

Zudem mußte er sich sagen, daß dieses Gesindel ihn nicht mit dem Leben davonkommen lassen durfte, die eigne Sicherheit gebot ihm jetzt den Mord auszuführen.

Mit Rücksicht auf diese Gründe hielt Otto es für rathsam, die Flucht sofort zu versuchen, so lange zwei seiner Gegner noch bewußtlos und der Dritte kampfunfähig war. Er nahm das Licht und trat hinaus.

Draußen in dem engen, niedrigen Gange war es still und öde, Otto erreichte ungefährdet die Treppe.

Auch hier bemerkte er Niemanden, er eilte hinunter und fand zu seinem Erstaunen die Hausthüre offen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sein dritter Gegner sie offen gelassen, als er das Haus verließ, um Verstärkung zu holen.

Der junge Mann dachte nicht daran, das Haus und die Gasse seinem Gedächtnisse einzuprägen, fürchtend, daß man ihn verfolgen, oder aus einem Hinterhalt überfallen könne, eilte er auf's Gerathewohl in die Nacht hinaus und nach langem Umherirren langte er endlich in seiner Wohnung an, in der er, zitternd vor Aufregung, sich auf sein Lager warf.

Als er am nächsten Morgen in der Werkstätte den alten Werkmeister sah, theilte er ihm die Ereignisse der vergangenen Nacht mit; er bat ihn um Rath, auf welchem Wege er der Polizeibehörde die Anzeige davon machen solle.

Der alte Mann schüttelte sehr bedenklich sein graues Haupt und forderte Otto auf, ihn in's Cabinet des Herrn Leroy zu begleiten, der in dieser Angelegenheit jedenfalls den besten Rath ertheilen könne.

Leroy hörte den Bericht des jungen Mannes schweigend an, dann blickte er eine geraume Weile den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre sehr gedankenvoll nach.

»Sie kennen die Gasse und das Haus nicht, in welchem dieses Gesindel sich aufhält?« fragte er.

»Nein,« erwiderte Otto, »ich nahm mir nicht die Zeit es zu betrachten, als ich es verließ. Ich befand mich in einem Zustande der Aufregung, der mir nicht erlaubte, an irgend etwas Anderes, als an meine persönliche Sicherheit zu denken.«

»Aber Sie würden jenes Gesindel sofort wieder erkennen, wenn man die Scheusale Ihnen gegenüber stellte?«

»Gewiß.«

»Auch das Weib?«

»Ja.«

»Können Sie die Gasse, in der dieses Weib Sie anredete, genau bezeichnen?«

»Nein.«

Herr Leroy hatte sich von seinem Sessel erhoben, er wanderte lange, in Schweigen versunken, auf und ab.

»Sie sind nicht der Erste, der diesem Gesindel in die Hände gefallen ist,« nahm er nach einer Weile wieder das Wort. »Vor einem Jahre arbeitete in meiner Werkstätte ein geschickter, junger Mann, auch ein Deutscher, dem ich nichts vorwerfen konnte, als einen etwas allzu lockeren Lebenswandel. Er berichtete mir eines Morgens fast dasselbe, was Sie mir soeben mitgetheilt haben, nur mit dem Unterschiede, daß es ihm gelungen war, vor dem eigentlichen Angriff zu entweichen. Er hatte sich durch das Fenster geflüchtet und in seiner Angst und Verwirrung ebenfalls vergessen, das Haus seinem Gedächtnisse einzuprägen. Ich selbst machte der Behörde die Anzeige und die Polizeibeamten begannen augenblicklich mit rastlosem Eifer ihre Nachforschungen verhafteten einige verdächtige Subjecte und mein Geselle wurde vorgeladen, um über die Ereignisse jener Nacht vernommen und den Verhafteten gegenüber gestellt zu werden. Das geschah am zweiten Tage nach dem Vorfall; am dritten Tage sollte das Verhör stattfinden. Was geschah? Am Abend des zweiten Tages wurde der junge Mann auf dem Wege aus der Fabrik zu seiner Wohnung ermordet. Ein sicher und mit geübter Hand geführter Dolchstoß streckte ihn nieder, der Tod war augenblicklich erfolgt. Die einzige

Person, welche gegen das Gesindel zeugen und durch ihr Zeugniß das Verbrechen feststellen konnte, war beseitigt, die Verhafteten mußten schließlich wieder auf freien Fuß gesetzt werden.«

Der alte Werkmeister nickte.

»Ich erinnere mich dieses Falls sehr genau,« sagte er, »eins der Subjecte soll später öffentlich geäußert haben, ein solcher Mord sei das beste Mittel, sich eines unbequemen Zeugen zu entledigen.«

»Aber mein Gott, wie ist das möglich?« fragte Otto bestürzt.

Leroy zuckte die Achseln.

»Es muß eine sehr gut organisirte Verbrecherbande sein,« erwiderte er, »eine Bande, die ihre Maßregeln so vortrefflich getroffen hat, daß die Behörde sie so leicht nicht überführen kann. – Ich bedaure, Sie verlieren zu müssen, Herr Schenk, Sie sind nicht nur ein sehr geschickter, sondern auch ein sehr talentvoller Arbeiter, und ich hatte mich schon der Hoffnung hingegeben, Sie dauernd an mich fesseln zu können, aber unter den obwaltenden Verhältnissen kann ich Ihnen nur rathen, die Stadt eher heute wie morgen zu verlassen. Glauben Sie mir, der Sieg ist Ihnen nicht geschenkt, schon die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung gebietet der Bande, Sie aus dem Wege zu räumen.«

»Aber die Polizei –«

»Die Polizei ist dieser Bande gegenüber ohnmächtig, so lange es ihr nicht gelingt, das ganze Nest auszuheben. Folgen Sie meinem Rath, reisen Sie noch heute ab und

berichten Sie erst dann der Behörde Ihre Erlebnisse in jener Nacht, wenn Sie in Sicherheit sind. Der Werkmeister wird Ihnen Ihren rückständigen Lohn zahlen und ich will Ihnen Empfehlungsbriefe an die Eigenthümer sehr bedeutender Etablissements geben, für Ihre Zukunft bangt mir nicht. Gehen Sie mit Gott, und wenn Ihr Weg Sie später wieder einmal hierher führt, so erinnern Sie sich meiner und besuchen Sie mich, auch wird es mir lieb sein, brieflich etwas von Ihnen zu hören.«

Herr Leroy reichte mit den letzten Worten dem jungen Manne die Hand und Otto verabschiedete sich von dem edeln Biedermanne mit Thränen in den Augen.

»Ist es nicht, als ob ein Unstern mich verfolgte?« fragte er, als er seinem Freunde Nikolas die Ereignisse der jüngsten Nacht und den Rath Leroy's mitgetheilt hatte. »Hier konnte ich Etwas lernen und im Laufe der Zeit vielleicht mein Glück begründen, – nun muß ich ohne mein Verschulden wieder fort.«

»Wer weiß, wozu es gut ist,« erwiderte Nikolas treuherzig, »in Allem, was uns begegnet, müssen wir den weisen Rathschluß einer höheren Macht erkennen und diesem Rathschlusse uns geduldig fügen. Wohin gehen wir nun?«

»Du willst mich begleiten?«

»Natürlich. Was soll ich allein hier in Lyon?«

»Ich könnte Dir in dem Etablissement Leroy's Arbeit verschaffen.

»Nein, nein, ich will Freud' und Leid mit Dir theilen.«

»Wenn Du willst –«

»Ich denke, es wird Dir nicht unangenehm sein.«

»Im Gegentheil.«

»Wohl. Wohin werden wir gehen?«

»Vielleicht direkt nach Paris, ich muß abwarten, welche Empfehlungsbriefe ich von Leroy erhalte.«

Die beiden Freunde hatten inzwischen das Etablissement verlassen, sie gingen zur Wohnung Otto's, um ihre Vorbereitungen für die Reise zu treffen.

### SECHSZEHNTE KAPITEL. IM GOLDLANDE.

Es war zu Anfang des Monats Dezember, als der Dampfer unter anderen Passagieren auch den kölnischen Schlossermeister Peter Braun in Rio de Janeiro an's Land brachte.

Nach einer langen, stürmischen Fahrt, während der er oft dem Tode in's Auge geschaut hatte, betrat Peter Braun wieder festen Boden; er hatte in den jüngsten Wochen schon zu wiederholten Malen mit dem Leben abgeschlossen und dem Wucherer Jacob Herz, durch den er zu dieser Reise verleitet, ja gezwungen worden war, gewünscht, daß der Teufel ihn lothweise holen möge.

Nun, nachdem die Gefahr überstanden war und er sich einstweilen in Sicherheit sah, trat er mit der Zuversicht und der Unverschämtheit eines Mannes auf, der seit frühester Kindheit gewohnt ist, jeden Anderen nur als einen Slaven seiner Laune zu betrachten.

Er hatte kaum das Schiff verlassen, als er unter denen, die im Hafen müßig umher lungerten, scharfe Musterung hielt.

Er fand unter ihnen mehrere Deutsche, die sich als Diener und Dolmetscher ihm anboten, und nachdem er seine Wahl getroffen hatte, ließ er sich von seinem Diener in den ersten Gasthof der Stadt führen.

Die Großartigkeit dieser Stadt, die Pracht und Eleganz der Gebäude, das buntbewegte, geräuschvolle Leben und Treiben in den Straßen und die Verschiedenheit der malerischen Trachten machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn, er kam sich inmitten dieses Lebens, dieser Pracht und dieses Reichthums ziemlich klein und unbedeutend vor.

Seine Zuversicht wich einer gewissen Kleinmüthigkeit, als er sich von den Weißen, Mulatten, Kreolen und Negeren umringt sah, die das dienende Personal in dem großartigen, eleganten Gasthofs bildeten, und er, der sich vorgenommen hatte, nur im Salon des Gasthofes zu wohnen, wagte keinen Einwurf, als einer der Kellner ihn in ein bescheidenes Stübchen des höchsten Stockwerks führte mit der etwas ironischen Bemerkung, daß man von hier aus eine herrliche Aussicht habe.

Dieser Kellner hatte ihn sofort richtig taxirt und Peter Braun mußte sich die niedrige Taxe gefallen lassen.

Sein Diener und Dolmetscher war ein kleiner, unansehnlicher, bartloser Mensch, ein echtes Berliner Kind und dabei ein gewaltiger Aufschneider.

Er sprach deutsch, englisch, französisch und spanisch und war stolz auf diese Sprachkenntnisse, die seinen einzigen Erwerbszweig bildeten.

Natürlich interessirte es den Schlossermeister, die Vergangenheit seines Dieners kennen zu lernen und der letztere zeigte sich augenblicklich bereit, ihm darüber Bericht zu erstatten.

»Ich bin der Sohn eines Wirklichen Geheimraths,« sagte er, »Feodor von Wevelinghofen, Sie kennen vielleicht die Familie?«

»Erinnere mich nicht –«

»Na, schadet nischt. Ich habe studirt und mir auf mehreren Universitäten umhergetrieben, bis das Geld meines Alten alle war. Der Alte ließ mir mit dürren Worten wissen, er habe nun genug für mich gethan und ich könne nun sehen, wie ich mich durchschlage. Ich bitte Sie, ein wirklicher und dazu noch adeliger Geheimrath! Ich hätte mir an den König wenden können, aber sehen Sie, das ist auch nicht immer angebracht, und mein Alter verstand keinen Spaß. Also fasse ich mir kurz, verkaufe Alles, was ich noch habe, und nehme ein Billet nach Amerika, dem gelobten Lande.«

»Und was wollten Sie hier?« fragte Peter Braun, dessen kleine, stechende Augen unverwandt den Sohn des Wirklichen Geheimraths anblickten.

»Na, ich dachte, hier fließe Milch und Honig, aber prosit die Mahlzeit, hier kann eben so gut wie drüben in Deutschland der vernünftige Mensch verhungern. Mein Alter schickte mir Empfehlungsschreiben an Kunz und Klas, nur kein Geld. Ich habe die Briefe nicht abgegeben, sie konnten mir nichts nutzen.«

»Und was begannen Sie, als sie hier angekommen waren?«

»Ich ließ mich als Zahnarzt nieder.«

»Als Zahnarzt?«

»Ja,«

»Verstanden Sie denn etwas –«

»Natürlich! Einen Zahn auszuziehen ist eine Kleinigkeit, man muß nur die Kunst verstehen, seinen Patienten so fest zu halten, daß er nicht fortlaufen kann. Wenn der Knochen glücklich heraus ist, sind auch die Schmerzen verschwunden. Aber man muß Kraft in den Beinen haben, verstehen Sie? Der Kopf des Patienten muß so fest wie in einem Schraubstock sitzen – das ist der ganze Kunstgriff.«

»Nun, wie ging das Geschäft?«

»Vortrefflich. Wissen Sie, ich gab einigen armen Teufeln ein paar Milreis –«

»Was ist das?«

»Eure spanische Münze, die hier kursirt, gilt nicht einmal einen Groschen. Dafür stellten mir diese Leute ein Attest aus, wie ich es haben wollte, und diese Atteste ließ ich in die Zeitung einrücken. Die Patienten kamen scharenweise, ich war ein berühmter Mann.«

»Da hätten Sie ja reich werden müssen,« sagte Braun erstaunt.

Der Berliner zuckte die Achseln.

»Wenn man viel verdient, gibt man auch viel aus, das ist eine alte Geschichte,« fuhr er fort, »und ich war nicht

der Mann, der sich krumm legen konnte, wenn er etwas in der Tasche hatte.«

»Aber weshalb gaben Sie das Geschäft auf?«

»Ja so! Sehen Sie, daran sind die faulen, brasilianischen Zustände Schuld.«

»Wie so?«

»Sehr einfach! Kommt eines Tages ein junges, schönes Mädchen zu mir und will einen Zahn ausgezogen haben. Geld hatte sie nicht, aber reich wollte sie sein, sie sagte, sie habe ihre Börse vergessen. Faule Geschichten, denke ich, aber das Mädchen hatte Eindruck auf mir gemacht. Man ist doch auch nicht von Stroh! Also ich gebe mir an die Arbeit. Das Frauenzimmer schrie, daß man's sechs Häuser weit hören konnte und der Backzahn saß verteuelt fest. Endlich habe ich ihn erwischt und denken Sie sich – jetzt sagt mir das Frauenzimmer, ich habe nicht den richtigen Zahn ausgezogen. Gut, sage ich, so ziehen wir jetzt den kranken Zahn unentgeltlich aus und das war, meine ich, aller Ehren werth. Aber sie wollte nichts wissen davon und mir auch nicht bezahlen. Etwas mußte ich für meine Mühe haben, ich hatte mir wahrhaftig über die Maßen angestrengt. Also nehme ich sie in den Arm und gebe ihr einen Kuß. Herrgott, den Lärm hätten Sie hören sollen! Bei uns in Berlin wäre das gar nicht gefährlich gewesen, aber hier hatte es unangenehme Folgen. Eine Stunde später fallen mir drei rohe Gesellen in die Bude und fordern Rechenschaft von mir. Ich sollte für den Kuß fünfhundert Reis bezahlen und ich hatte keine

zehn im Vermögen. Sie machten kurzen Proceß, zerschlugen Alles, was ich besaß und es kam ihnen gar nicht darauf an, wenn dazwischen auch einmal ein Hieb mir traf. Zerschlagen, an allen Gliedern gelähmt und geschunden blieb ich unter den Scherben liegen, meine Laufbahn als Zahnarzt war beendet.«

»Wieso? Sie konnten ja wieder von vorne anfangen.«

»Ja wohl, am andern Tage berichtete die Zeitung den Skandal und ich wurde in einer Unmasse von Annoncen als ein Scheusal bezeichnet, das nicht werth sei, daß ihn die Sonne bescheine.

»Hm, das hätte im Laufe der Zeit sich verwischt.«

»Dachte ich auch. Aber die Patienten blieben aus und als nach mehreren Tagen endlich einmal wieder einer gekommen war, erschienen gleich darauf auch die rohen Burschen wieder, um zum zweitenmale mit ihren Bambusrohren mich durchzuprügeln. Da habe ich denn die Bude geschlossen und bin seitdem auf keinen grünen Zweig mehr gekommen.«

Der Schlossermeister weit entfernt, irgendeinen Zweifel in die Wahrheit dieser Mittheilungen zusetzen, fühlte einiges Mitleid mit dem ehemaligen Zahnarzte, zugleich aber auch eine gewisse Genugthuung bei dem Gedanken, daß dieser Mann jetzt sein Diener war.

Er verschaffte sich das Vergnügen, den Sohn des Wirklichen Geheimraths sein Joch fühlen zu lassen, indem er ihn beauftragte, die Kleider zu reinigen und die Stiefel zu putzen.

Als dies geschehen war, befahl er ihm, ihn zum preussischen Consul zu führen.

Der Consul ließ den Blick lange forschend auf dem Manne ruhen, der sich ihm als Bevollmächtigter des Wirthes Bertram Schenk in Köln vorstellte.

Wenn Peter Braun eine scharfe Beobachtungsgabe besessen hätte, würde er bemerkt haben, daß er auf den Consul durchaus keinen günstigen Eindruck machte, ja, es würde ihm nicht entgangen sein, daß die beiden Schreiber des Consuls, welche ebenfalls ihn vom Scheitel bis zur Sohle musterten, gegenseitig Bemerkungen über ihn austauschten, die keineswegs schmeichelhaft zu sein schienen.

Der Consul prüfte die Papiere, welche Braun ihm überreicht hatte, und lud ihn darauf durch einen Wink ein, Platz zu nehmen.

»Sie sind bevollmächtigt; die Erbschaftsangelegenheit des Schenkwirths Bertram Schenk in Köln zu ordnen,« sagte er. »Ich finde diese Papiere in Ordnung, begreife aber nicht, daß der Erbe nicht selbst gekommen ist, da es sich um eine sehr bedeutende Summe handelt.«

Peter Braun war auf jede Frage, jeden Einwurf vorbereitet, er hatte während der Ueberfahrt Zeit genug gefunden, über alle möglichen Vorkommnisse nachzudenken.

»Bertram Schenk ist ein alter und dabei kränklicher Mann,« erwiderte er ruhig.

»Aber er konnte einen seiner Söhne hierherschicken.«

»Gewiß. Indeß würde die lange Reise ihre Carriere unterbrochen haben. Bertram Schenk weiß, daß er mir vertrauen darf.«

Der Consul nickte.

»Friedrich Schenk, der Erblasser, wohnte in Ouro-Preto, Provinz Minas Geraes,« fuhr er fort, »Sie werden dorthin reisen müssen, um das Erbe in Empfang zu nehmen. Die Besizung ist sammt dem Inventar und den bedeutenden Viehheerden versteigert worden und die Regierung hat das Geld zur einstweiligen Aufbewahrung an sich genommen. Sie kennen die Berechnung der spanischen Münzen, die hier coursiren, nicht?«

»Sie sind auch der spanischen Sprache nicht mächtig?«

»Ich habe bereits einen Dolmetscher engagirt.«

»Vertrauen Sie ihm nicht zu sehr. Ich werde Sie mit den nöthigen Documenten ausrüsten und Sie können schon morgen die Reise antreten. Reiten Sie?«

»Nein.«

»Dann werden Sie einen Wagen nehmen müssen. Die Gesamtsumme der Erbschaft beträgt ungefähr achtzigtausend Dollars. Sie werden wohl thun, sich mit Waffen zu versehen, wenn unsere Banditen erfahren, daß Sie eine so bedeutende Summe bei sich führen –«

»Ich werde zu schweigen wissen.«

»Gehen Sie nicht so leicht darüber hinweg, diese Leute haben ihre guten Freunde und Spione sogar unter den Beamten der öffentlichen Behörden.«

Der Schlossermeister konnte seine Bestürzung und Unruhe nicht verhehlen.

»Dann wäre es also gewissermaßen unvermeidlich, mit diesen Banditen zusammen zu treffen?« fragte er.

»Allerdings, vorausgesetzt, daß es Ihnen nicht gelingt, durch List die Pläne dieser Hídalgos zu durchkreuzen. Sie werden übrigens schon in Ouro-Preto darauf aufmerksam gemacht werden, ich gebe Ihnen ein Schreiben an einen mir befreundeten Deutschen mit, der dafür sorgen wird, daß Sie nicht ohne Schutz die Rückreise machen.«

Peter Braun hatte noch manche Frage auf der Zunge, aber der Consul gab ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er anderweitig beschäftigt sei und deshalb für heute die Unterredung abubrechen wüñsche.

»Kommen Sie morgen früh hierher,« sagte er, »bis dahin werden die Papiere für Sie bereit liegen.«

Dem Schlossermeister war keineswegs wohl zu Muth, wenn er an die Gefahren dachte, denen er entgegengehen sollte. Er suchte bei seinem Diener Trost und Ermuthigung, aber der ehemalige Zahnarzt schien ein besonderes Interesse daran zu haben, die Angst und Unruhe seines Herrn zu erhöhen.

Er war unermüdlich in seinen Mittheilmigen über die Verwegenheit und Grausamkeit der brasilianischen Banditen und prophezeite schon jetzt seinem Herrn, daß er nicht allein das Geld, sondern auch sein Leben verlieren werde.

»Wissen Sie, das Gescheidteste, was Sie thun können, ist, daß Sie mir das Geld anvertrauen,« schloß er seine Mitheilungen. »Die Banditen werden mich, den Diener

nicht beachten, während Sie sich mit Ihnen herumschlagen, mache ich mich aus dem Staube.«

»Wirklich?« spottete Braun, der sofort die Absicht seines schlauen Dieners errieth. »Sie flüchten sich mit dem Gelde und mich ermorden –«

»Bewahre! Wenn die Banditen sehen, daß sie überlistet sind, werden sie Ihnen aufgeben, für das Lösegeld zu sorgen und dann kann ich mit ihnen unterhandeln. Wir retten dadurch wenigstens einen Theil der Summe.«

Peter Braun wies diesen Vorschlag sehr energisch zurück, die Trefflichkeit der Gründe, welche der ehemalige Zahnarzt für ihn anführte, wollte ihm nicht einleuchten. Er kehrte in den Gasthof zurück und sandte seinen Diener aus, mit dem Auftrage, einen Wagen für ihn zu mieten.

Er bereute bereits, daß er dem ehemaligen Zahnarzt den Zweck seiner Reise genannt hatte, aber es war nun einmal geschehen und es blieb ihm nichts übrig, als seinen Diener scharf zu beobachten und sich so gut wie möglich vor dem Verrath zu sichern.

Ungefähr eine Stunde mochte verstrichen sein, als der Diener in Begleitung eines Indianers zurückkehrte.

Beim Anblick dieser hohen, kräftigen Gestalt konnte der Schlossermeister sich eines leisen Entsetzens nicht erwehren. Das wilde, trotzige Gesicht mit dem scharfen, durchdringenden Blick, die sehnigen, muskulösen Arme, die einen Stier mit einem einzigen Hiebe niederstrecken

konnten, das scharfe blitzende Beil und das Scalpiermesser, die an dem mit bunten Federn verzierten Gürtel hingen, die drohende, herausfordernde Haltung dieses braunen Sohnes der Wildniß – das Alles flößte dem Deutschen, der noch nie einen Indianer gesehen, aber oft genug von ihrer Wildheit und Grausamkeit gehört hatte, eine unbesiegbare Furcht ein.

»Ein Häuptling der Corrados,« sagte der ehemalige Zahnarzt, den die Furcht seines Herrn zu ergötzen schienen. »Die Corrados sind ehrliche Leute, treu und gutmüthig, so lange sie nicht gereizt werden.«

»Du lieber Himmel, was kümmert das mich?« stotterte Braun verwirrt, »bleiben Sie mir doch mit diesen Menschen vom Leibe.«

»Dieser Häuptling hat sich erboten, mit einigen seiner Leute uns das Geleit auf dem Rückwege zu geben,« fuhr der Diener fort, »sie thun's billig und lassen, wenn es sein muß, das Leben für uns.«

Der Schlossermeister warf einen scheuen, verstohlenen Blick auf den Indianer-Häuptling, der mit ernster, gemessener Ruhe vor ihm stand und ihn unverwandt anblickte.

»Ich will lieber allein reisen, als in Begleitung dieses Subjects,« sagte er.

Der ehemalige Zahnarzt unterhielt sich eine geraume Weile mit dem Häuptling in spanischer Sprache, die lebhaften Gesticulationen und die laute eindringliche Stimme des letzteren ließen Peter Braun errathen, daß der

Indianer sehr triftige Gründe für seine Begleitung vorbrachte.

»Er sagt, die Corrados seien ehrlich, treu und tapfer,« wandte der Diener sich wieder zu seinem Herrn, »der weiße Mann dürfe ihnen vertrauen. Er fordert nach preußischem Gelde ungefähr sechszig Thaler –«

»Und wenn er's umsonst thäte, ich will seine Begleitung nicht!« rief der Schlossermeister erregt.

Der Indianer verstand die Worte nicht, aber er errieth ihren Sinn. Er näherte sich langsam dem kleinen, unteretzten Manne und legte seine Hand auf den rothbehaarten Schädel desselben.

Peter Braun aber fuhr zurück, als ob eine Tarantel ihn gestochen habe, seine Seele durchfuhr blitzschnell die Ahnung, der entsetzliche Mensch beabsichtige nichts Anderes, als sich seiner Kopfhaut zu bemächtigen.

Feodor von Wevelinghofen lachte laut auf, und dieses Lachen vermehrte das Entsetzen des geängsteten Schlossermeisters.

Er stürzte zum Glockenzuge und läutete, als ob er die Todten aus den Gräbern erwecken wolle.

Mehrere Kellner stürzten herbei, je mehr ihrer kamen, desto toller wurde das Lachen des ehemaligen Zahnarztes.

Der Indianer stand ruhig inmitten des Tumults, er hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gepreßt, seine glühenden Augen schienen den rothhaarigen Deutschen durchbohren zu wollen.

»Befreit mich von diesem Scheusal!« schrie Peter Braun. »Hinaus mit dem Mörder und Räuber!«

Feodor trat rasch auf seinen Herrn zu.

»Treiben Sie's nicht zu weit,« flüsterte er warnend. »Diese Indianer sind brave Leute, aber wenn sie gereizt werden –«

»Hinaus! Hinaus!« rief der Schlossermeister in wachsender Erregung. »Wenn er nicht gutwillig gehen will, so –«

Er beendete den Satz nicht, der Blick, den der Indianerhäuptling ihm zuwarf, machte ihn erbeben.

Neben einer würdevollen Hoheit und einer tiefen Verachtung spiegelte sich in diesem Blick eine Gluth des Hasses, die den Schlossermeister erkennen lassen mußte, daß er diesen Mann tödtlich beleidigt hatte.

Der Häuptling der Corrados legte die Hand auf den Stiel des Beils, welches an seinem Gürtel hing, und ging dann langsam hinaus.

Die Kellner, welche im ersten Augenblick ihn umringt hatten und große Lust bezeigten, dem Befehle des Gastes Folge zu leisten, wichen schüchtern zurück, sie wagten nicht, den Sohn der Wildniß anzugreifen.

»Mein Gott, was haben Sie gethan?« sagte der ehemalige Zahnarzt bestürzt, als der Kianer sich entfernt hatte. »Wissen Sie auch, daß Sie diesen Mann tödtlich beleidigt haben?«

»Wenn ich das gethan habe, so ruht die Verantwortung allein auf Ihnen,« erwiderte Braun, der noch immer nicht

seine Erregung bemeistern konnte. »Ich habe Sie nicht beauftragt, mit diesem Scheusal zu unterhandeln.«

Feodor von Wevelinghofen schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß dieser Häuptling ein Ehrenmann sei, dem man Vertrauen schenken dürfe?« versetzte er. »Glauben Sie mir, hier sind die Indianer ehrlicher, wie die Weißen, und wenn man ihnen die Rechte einräumen wollte, die sie beanspruchen dürfen, so würden wir wahrhaftig nicht schlecht dabei fahren. Sie haben einen Ehrenmann ein Scheusal, einen Räuber und Mörder genannt –«

»Bah – er hat's nicht verstanden!«

»Er hat in Ihrem Gesicht die Beleidigung gelesen und was er nicht verstanden hat, das haben die Kellner ihm verdolmetscht. Eine solche Beleidigung aber vergißt und verzeiht ein Indianer nie.«

»Meinetwegen,« brummte Peter Braun verdrießlich.

»Ah – Sie denken, er könne Ihnen nicht schaden?«

»So denke ich allerdings.«

»Wir werden sehen.«

»Scheeren Sie sich zum Kuckuck, Herr!« rief der Schlossermeister gereizt. »Sie liegen mit dem ganzen Gesindel unter einer Decke!«

Der ehemalige Zahnarzt näherte sich langsam der Thüre.

»Sie haben mich engagirt, und ich bleibe bei Ihnen,« sagte er ruhig, »Ihre Beleidigungen treffen mich nicht, denn ein Mensch wie Sie kann mich nicht beleidigen.

Wenn Sie auf meinen Rath, auf meine Warnungen keinen Werth legen, so ist das Ihre Sache und die Folgen werden Sie allein treffen. Später aber werden Sie einsehen, daß meine Ansichten gut waren und daß die Beschuldigung, ich liege unter einer Decke mit diesem Gesindel, aus der Luft gegriffen ist.«

Er ging stolz, mit hoch erhobenem Haupte hinaus und überließ es seinem Herrn, über seine guten oder bösen Absichten nachzudenken.

Peter Braun zuckte gleichmüthig die Achseln, er fürchtete den Häuptling der Corrados weniger wie die brasilianischen Banditen.

#### SIEBENZEHNTE KAPITEL. EIN SCHURKE ÜBERLISTET DEN ANDERN.

Als Peter Braun am nächsten Tage in das Bureau des Consuls trat, um die nöthigen Papiere zur Erhebung der Erbschaft in Empfang zu nehmen, bemerkte er, daß der Consul unfreundlicher und förmlicher, wie am Tage vorher war.

»Die Papiere liegen bereit,« sagte der Letztere, »ich werde Ihnen einen zuverlässigen Herrn mitgeben, der an Ort und Stelle Ihnen mit Rath und That zur Seite stehen wird.«

Der Schlossermeister verbeugte sich. Er ahnte nicht, welchen geheimen Auftrag dieser Begleiter hatte.

»Auch ist heute Morgen mit dem Dampfer, der Sie hierher brachte, ein Brief für Sie angekommen,« fuhr der Consul fort, »und der Ton, in welchem er das sagte,

klang gedehnt, just, als ob der Consul von diesen Worten einen sehr bedeutenden Eindruck erwarte. »Kennen Sie die Handschrift?«

Peter Braun war überrascht, er warf einen Blick auf die Adresse, sie trug die Handschrift des Wucheres Jacob Herz.

»Sie werden die Handschrift kennen,« wiederholte der Consul, dem die Ueberraschung des Schlossermeisters nicht entgangen war. »Jedenfalls enthält der Brief geheime Instructionen, die erst hier Sie erreichen sollten.«

Peter Braun legte den Brief uneröffnet in sein Portefeuille, den Inhalt desselben erfuhr er ja immer noch früh genug.

»Sie haben einen Wagen gemiethet?« fragte der Consul.

»Mein Diener hat dafür gesorgt.«

»Gut, der Herr, der Sie begleitet, wird die Reise zu Pferde machen.«

»Ich glaube, diese Begleitung ist unnöthig,« warf der Schlossermeister ein, »sie vermehrt die Kosten –«

»Und bürgt für Ihre Sicherheit,« unterbrach der Consul ihn ruhig. »Wann wollen Sie abreisen?«

»Sofort.«

»Warten Sie bis heute Abend.«

»Wenn Sie es wünschen –«

»Allerdings.«

»So sei es.«

Peter Braun kehrte in den Gasthof zurück.

Je länger er über die Worte und das kalte, abgemessene Benehmen des Consuls nachdachte, desto mehr fühlte er sich beunruhigt.

Hatte Jacob Herz an ihn geschrieben und ihn gebeten, den Bevollmächtigten zu überwachen?

Das war allerdings sehr wahrscheinlich, der Brief des Wucherers hatte das Mißtrauen des Consuls geweckt und ihn veranlaßt, dem Bevollmächtigten die Begleitung eines Vertrauensmannes aufzudrängen.

Diese Vermuthung gewann an Wahrscheinlichkeit, als Peter Braun den Inhalt des empfangenen Briefes las.

Jacob Herz machte in diesem Briefe ihn darauf aufmerksam, daß er sofort für das Geld Wechsel einzukaufen und ihm diese einzusenden habe. Er stellte ihm ferner frei, entweder zurückzukehren oder in Brasilien zu bleiben, im erstern Falle sollte er den bedungenen Lohn nach seiner Rückkehr erhalten, im andern Falle wollte der Wucherer ihm nach Erhalt der Wechsel die versprochene Summe sofort übersenden.

Auch hierüber hatte Braun während der Ueberfahrt sehr reiflich nachgedacht.

Wenn er die ganze Summe für sich behielt, Brasilien verließ und in einem andern Theile Amerika's sich ansiedelte, was konnte Jacob Herz ihm anhaben?

Der Wucherer durfte ihn nicht verfolgen, that er es und ließ er sich sogar verleiten, ihn des Betrags und der Unterschlagung, zu beschuldigen, so fiel diese Beschuldigung auf ihn selbst zurück, er war ja selbst in dieser Sache ein Fälscher und Betrüger.

»Ich sehe nicht ein, was mich bewegen könnte, diesen Mann so ehrlich zu bedienen,« murmelte er, während er in seinem Zimmer gedankenvoll auf- und abwanderte, er selbst ist ein Betrüger, ein Schuft, der den Galgen verdient hat. Ich soll die Gefahren bestehen, mein Leben dabei auf's Spiel setzen und mich nachher mit einem Bettelgroschen begnügen? – Bah – wer das Kreuz in der Hand hat, segnet sich und ich wär' ein Narr, wenn ich's nicht thäte!«

Er blieb am Fenster stehen und blickte lange schweigend hinaus.

»Abgemacht,« fuhr er endlich fort, »ich kassire Geld ein, schiffe mich ein, um den Consul nicht auf arge Gedanken zu bringen und lasse mich irgend an einer Küste an's Land setzen. Von da segle ich nach New-York und bin ich einmal in Nordamerika, so soll meine Spur rasch verwischt sein. Mit achtzigtausend Dollars kann ich meine Zukunft sicher stellen, wenn Jacob Herz einen Andern um diese Summe betrügen will, so sehe ich nicht ein, weshalb ich nicht das Recht habe, ihn auch um das Geld zu betrügen.«

Nachdem der Schlossermeister diesen Vorsatz reiflich überlegt und die Ausführung desselben beschlossen hatte, zerriß er den Brief des Wucherers, um an diesen Mann durch Nichts mehr erinnert zu werden.

Seine einzige Sorge war jetzt noch die Furcht vor den Banditen, und es reute ihn fast, daß er das Anerbieten des Indianerhäuptlings nicht angenommen hatte.

Am Abend fand der Herr, den der Consul ihm zum Begleiter erkoren hatte, sich ein.

Sennor Olivarez war ein junger, hübscher Mann von hohem, schlanken Wuchs, einem kräftigen Körperbau und einnehmenden, intelligenten Zügen.

Er trug auf dem Rücken eine Doppelbüchse und im Gürtel einen Revolver nebst einem sehr fein gearbeiteten Dolch; die Eleganz seiner Kleidung ließ erkennen, daß er nicht zu der dienenden Klasse zählte.

Er war ein vortrefflicher Reiter, und das Pferd, auf welchem er die Reise zu machen gedachte, war ein flinkes Thier von prächtigem Wuchs und unermüdlicher Ausdauer.

Peter Braun empfand gegen diesen jungen Mann ein Mißtrauen, für welches er schwerlich Gründe anführen konnte, umso weniger, als Sennor Olivarez in seinem Auftreten und Wesen etwas Offenherziges und Zutrauliches hatte, welches jeden Andern für ihn eingenommen haben würde.

Der Wagen stand vor der Thüre; Peter Braun berichtigte seine Zeche und nahm an der Seite seines Dieners Platz, der sich erlaubt hatte, schon vor seinem Herrn den Wagen zu besteigen.

Es war eine wunderbar schöne Reise, aber Peter Braun hatte keinen Sinn für die Naturschönheiten, die ihn umgaben.

Er beobachtete kaum die herrlichen Tropenpflanzen mit ihren märchenhaften Blüten, die dichten, schattigen Wälder mit ihrem berausenden Duft, die in allen Farben schillernden Vögel, das reine azurne Blau des Himmels und die wunderbare Schönheit der Nacht, er dachte einzig und allein an das Gold, welches ihn erwartete, an die Luftschlösser, die er für die Zukunft baute.

Feodor unterließ nicht, ihn bald auf Dieses, bald auf Jenes aufmerksam zu machen und Sennor Olivarez, der neben dem Wagen ritt, bemühte sich, die nöthigen Erklärungen zu geben, aber der Schlossermeister legte nicht das geringste Interesse für diese Schönheiten an den Tag.

Er schenkte keinem seiner Begleiter Vertrauen, weder seinem Diener, noch dem Sennor, noch dem Creolen, der den Wagen führte, und er dachte schon jetzt darüber nach, ob und auf welchem Wege er sich in Ouro-Preto dieser Begleiter entledigen könne.

Wäre nur die Furcht vor den Banditen nicht gewesen, er würde sich sofort entschlossen haben, nach Empfang des Geldes von Ouro-Preto heimlich abzureisen und seinen Begleitern das Nachsehen zu lassen.

Seine Verstimmung und seine Schweigsamkeit weckten in der Seele des ehemaligen Zahnarztes mancherlei Vermuthungen.

Er wollte den Grund erforschen und lenkte deshalb am zweiten Tage der Reise das Gespräch auf den Häuptling der Corrado's.

Peter Braun ging über die Vermuthung, daß der Indianer sich wegen der ihm widerfahrenen Schmach rächen

könne, mit einer an Verachtung grenzenden Gleichgültigkeit hinweg.

»Was vermag dieses Gesindel?« erwiderte er gering-schätzend. »Die Indianer sind nicht mehr das, was sie waren, sie müssen zufrieden sein mit den Brosamen, die von den Tischen der Weißen fallen.«

Sennor Olivarez schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Wer Ihnen das gesagt hat, war sehr schlecht unterrichtet,« versetzte er, »haben wir auch die Indianer weit zurückgedrängt, und decimirt, sie sind noch immer mächtig genug, eine Beleidigung zu rächen. Sie hätten nicht so schroff und brutal auftreten sollen, mein Herr, um so mehr, als eine Ursache dazu nicht vorhanden war. Die Indianer haben die Treue, aber auch die Wildheit eines Hundes, es kommt nur darauf an, wie man sie behandelt.«

Peter Braun legte achselzuckend die Hand auf den Kolben seines Revolvers.

»Was könnte er, der Einzelne, gegen uns ausrichten?« sagte er zuversichtlich, aber das letzte Wort war kaum über seine Lippen, als der Creole mit einem Ruf des Entsetzens von seinem Sitz emporfuhr.

Sennor Olivarez, wohl wissend, daß der Führer des Wagens diesen Schrei nicht ausgestoßen haben würde, wenn nicht triftige Gründe dafür vorhanden wären, riß die Büchse von der Schulter.

»Die Indianer!« sagte er.

Peter Braun hatte seine Ruhe und Zuversicht vollständig verloren.

Er sah in der Ferne einen Trupp von mindestens zwanzig dieser Rothhäute auf ihren flinken Pferden heransprengen, er wagte jetzt nicht mehr, zu fragen, was sie gegen ihn und seinen Revolver ausrichten könnten.

Ja, er vergaß ganz, daß er im Besitz einer Waffe war, und es war in der That auch überflüssig, sich dessen zu erinnern, denn die Uebermacht war zu groß, als daß man sich der Hoffnung hätte hingeben können, in einem Kampfe mit ihnen den Sieg davon zu tragen.

Sennor Olivarez sprach das unverholen aus.

»Es sind die Corrados,« sagte er, »wenn sie mit uns anbinden wollen, so können wir nichts Besseres thun, als uns zu ergeben.«

»Zum Teufel, das ist ein schöner Schutz, den der Consul mir aufgedrungen hat,« fuhr Braun auf, als Feodor ihm die Ansicht des Sennor's verdolmetscht hatte. »Wenn wir den Häuptling niederschießen so –«

»So sind wir sämmtlich verloren,« unterbrach Feodor ihn rasch. »Vergießen wir das Blut eines Einzigen, so dürfen wir getrost unser Testament machen.«

»Und wenn wir uns ergeben?«

»Retten wir wenigstens das Leben.«

Die Indianer hatten inzwischen den Wagen erreicht, Peter Braun bemerkte, daß der Häuptling, der durch ihn so schwer gekränkt worden war, sich an ihrer Spitze befand.

Sennor Olivarez ritt ihnen entgegen, der Trupp machte Halt und der Häuptling unterhielt sich lange und lebhaft mit dem Spanier.

Plötzlich stürzten sich die Indianer mit einem wilden betäubenden Geschrei auf den Wagen, aber nicht den Passagieren, sondern den Pferden und dem Wagen galt ihr Angriff.

Der Schlossermeister und dessen Diener wurden von dem Wagen hinuntergeschleudert und als sie sich von dem Sturz erholt und erhoben hatten, sahen sie in weiter Ferne die Indianer mit dem Wagen und den Pferden davonjagen. Sennor Olivarez saß noch im Sattel, ein ironisches Lächeln umspielte seine Lippen.

»Hoffentlich wird diese Lehre Ihnen genügen,« sagte er, »der Häuptling hatte es nur auf diese Rache abgesehen, obschon er, wie er mir sagte, tödtlich beleidigt worden ist.«

»Eine schöne Rache!« versetzte Braun gereizt. »Die Rache eines Schulbuben!«

»Sie werden ihre Bedeutung empfinden, wenn wir einige Stunden marschirt haben,« erwiderte der ehemalige Zahnarzt mit stoischer Ruhe. »Wir haben noch eine weite Strecke zu wandern, ehe wir an Ort und Stelle sind, und es ist nicht daran zu denken, daß wir unterwegs einen Wagen oder Pferde finden.«

»So trifft diese Rache auch Sie!« sagte der Schlossermeister mit einer gewissen Genugthuung.

»Durchaus nicht, ich bin an solche Strapazen gewöhnt und wenn ich mich zu sehr ermüdet fühle, wird der Sennor mir gerne für einige Stunden sein Pferd anvertrauen, da Sie nicht reiten können, so –«

»Hol der Teufel dieses Gesindel!« rief Braun bebend vor Wuth. »Hätte ich nur den Schnft niedergeschossen!«

»Ich kann Ihnen nur wiederholen, was Sennor Olivarez vorhin sagte,« warnte Feodor, »lassen Sie es sich zur Lehre dienen und begegnen Sie diesen Leuten in Zukunft höflicher.«

Der Schlossermeister schwieg, aber der finstere, feindselige Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß er ohne Zögern den Häuptling erschossen haben würde, wenn er in diesem Augenblick ihm gegenüber gestanden hätte. Es war ein weiter, beschwerlicher Marsch, oft glaubte Peter Braun, umsinken zu müssen, dann aber drang Sennor Olivarez ohne Erbarmen auf Fortsetzung der Reise und der Schlossermeister mußte seine letzten Kräfte wieder anspornen, wenn er nicht allein in dem fremden Lande zurückbleiben wollte.

Jetzt erst lernte er die Rache des Häuptlings in ihrer ganzen Bedeutung und ihrem ganzen Umfange kennen, aber weit entfernt, daraus eine Lehre zu ziehen, vermaß er sich hoch und theuer, dem rothhäutigen Gesindel diese Rache entgelten zu lassen.

Nur Eins vermochte ihn zu trösten und zu ermuthigen, der Gedanke an den Reichthum, der ihn erwartete, und er war jetzt fester denn zuvor entschlossen, diesen Reichthum ganz und allein für sich zu behalten.

Nach einer bangen, mit vielen Gefahren und Strapazen verknüpften Wanderung kamen die Drei in Ouro-Preto an. Sennor Olivarez begleitete den Schlossermeister zu

dem Beamten, in dessen Händen die Erbschaftsangelegenheit ruhte.

Er gab dort seine Papiere und Briefe ab und forderte Braun auf, ebenfalls seine Vollmacht vorzulegen.

Der Beamte prüfte die Papiere lange und hielt dann eine ebenso lange Unterredung mit dem Sennor, ohne der wachsenden Ungeduld des Schlossermeisters die geringste Beachtung zu schenken.

»Was haben die Beiden so angelegentlich miteinander zu verhandeln?« fragte Peter Braun seinen Diener, der sehr aufmerksam zuhörte. »Macht der Beamte vielleicht Schwierigkeiten?«

»Durchaus nicht,« erwiderte Feodor, »Sennor Olivarez wünscht für die Summe Wechsel auf New-York oder London zu kaufen und pflegt darüber Rath mit dem Beamten.«

Dem Schlossermeister schoß das Blut in die Wangen.

»Was kümmert ihn das?« fuhr er auf. »Das ist meine Sache, ich bin allein berechtigt, das Geld in Empfang zu nehmen.«

Der Sohn des Wirklichen Geheimraths schüttelte bedeutsam das Haupt.

»Das scheint mir nun doch nicht der Fall zu sein,« sagte er, »der Sennor tritt so entschieden und selbstständig auf, als ob er allein der Universalerbe sei.«

»So sagen Sie ihm, ich wünsche, daß er mir überlasse, das Geld nach meinem eigenen Gutdünken zu verwenden,« erwiderte Braun, in dessen Seele bange Ahnungen

aufstiegen, »ich bin bevollmächtigt, das Geld zu empfangen und nicht geneigt, mich bevormunden zu lassen.«

Feodor theilte dem Sennor den Wunsch des Schlossers mit. Sennor Olivarez überreichte darauf dem Bevollmächtigten einen Brief. Peter Braun erschrack, er erkannte die Handschrift des Wucherers, Jacob Herz und errieth augenblicklich, was dieser Brief enthielt. Jacob Herz theilte darin dem Consul mit, er sei von dem Schenkwrith Bertram Schenk laut beigefügtem Document bevollmächtigt, die Erbschaft in Empfang zu nehmen. Da Bertram Schenk seinem ersten Bevollmächtigten Peter Braun kein besonderes Vertrauen schenke, er aber auch wünsche, daß eine so große Geldsendung nicht an ihn adressirt werde, für welchen Wunsch er sehr triftige Gründe habe, so bitte er den Consul, das Geld in Empfang zu nehmen und für den ganzen Betrag, mit Ausnahme von fünfhundert Dollars, gute Wechsel auf London, Paris und, New-York zu kaufen und diese an Jacob Herz zu adressiren, der den Auftrag habe, die Wechsel einzuziehen und das Geld dem Erben auszuzahlen. Die fünfhundert Dollars möge der Consul in Baar dem Bevollmächtigten Braun zur Rückreise überreichen. Dem Brief selbst lag die notarielle Vollmacht Bertram Schenk's bei.

Im ersten Augenblick wollte der Schlossermeister in seiner Wuth darüber, daß er überlistet war, den ganzen Betrug entdecken, aber er war klug genug, sich eines Bessern zu besinnen.

Wenn er diesen Vorsatz ausführte, so entlarvte er sich selbst als den Mitschuldigen des Betrügers und es stand

zu erwarten, daß er die Strafe theilte, welche den Wucherer traf. Zudem blieb ihm ja noch immer, außer den fünfhundert Dollars, die Möglichkeit, den Wucherer zur Zahlung einer größeren Summe zu zwingen.

Diese Gründe bewogen ihn zu schweigen, aber seine Seele erfüllte ein glühender Haß gegen den Wucherer.

Sennor Olivarez hatte inzwischen seine Unterhaltung mit dem Beamten beendet, er ließ durch Feodor dem Schlossermeister mittheilen, daß er die Angelegenheit ordnen und ihm die fünfhundert Dollars am nächsten Tage auszahlen werde.

Peter Braun versuchte zwar, noch einmal Protest dagegen zu erheben, aber er mußte voraussehen, daß dieser Protest als unbegründet zurückgewiesen wurde.

Von Feodor begleitet kehrte er in den Gasthof zurück.

Der ehemalige Zahnarzt, der die Sachlage errieth, suchte ihn zu beruhigen, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß die Gefahr, den Banditen in die Hände zu fallen, nun bedeutend verringert sei, aber Peter Braun wollte in seiner wachsenden Wuth von diesem Troste nichts wissen.

Er war entschlossen, mit dem nächsten Schiffe nach Europa zurückzukehren und den Wucherer durch Drohungen zur Zahlung einer bedeutenden Summe zu zwingen, daß ihm das gelingen mußte, bezweifelte er durchaus nicht.

Es sollte anders kommen, wie er dachte und hoffte.

Peter Braun hatte eben sich hingesetzt, um zu Nacht zu speisen, als plötzlich die Thüre geöffnet wurde und der Häuptling der Corrado's auf der Schwelle erschien.

Beim Anblick dieses Mannes, der ihm so viele Strapazen und Gefahren bereitet hatte, loderte die Wuth des Schlossermeisters in wilder Gluth empor.

Er sprang von seinem Sitz auf und ergriff den Revolver, der vor ihm auf dem Tische lag.

Feodor, das Vorhaben seines Herrn ahnend, warf sich entsetzt zwischen ihn und den Indianer, der ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, stehen blieb.

»Mäßigen Sie sich, das Geschehene ändern Sie nicht!« rief er in ernstem, eindringlichem Tone. »Wenn Sie nur ein Haar auf dem Haupte dieses Mannes krümmen, sind Sie verloren.«

»Fort!« schrie Braun, unfähig, sich zu bemeistern, »dieses Räubergesindel muß vom Erdboden vertilgt werden.«

Der Indianerhäuptling erhob abwehrend den Arm und forderte durch einen gebieterischen Wink seinen Gegner auf, die Waffe sinken zu lassen.

»Er wird Ihnen noch einmal seine Begleitung anbieten wollen,« sagte Feodor. »Wenn Sie dieselbe nicht wünschen, so nenne ich ihm ruhig die Gründe, welche seinen Schutz unnöthig machen.«

»Hinaus mit dem Schuft!« rief Peter Braun. »Wenn er sich nicht augenblicklich entfernt, schieße ich ihn nieder.«

Feodor wandte sich zu dem Indianer, dessen dunkle, blitzende Augen den Schlossermeister durchbohren zu wollen schienen.

Er sprach hastig einige Worte mit ihm; der Häuptling schüttelte ablehnend das Haupt.

War es Zufall, oder Absicht, in diesem Augenblick krachte der Schuß!

Die Kugel streifte den Kopfputz des Indianers, die zerschossenen Federn bedeckten den Fußboden.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Feodor auf seinen Herrn zu, um ihm die Waffe zu entreißen; der Häuptling war kaltblütig stehen geblieben.

Peter Braun ließ die Waffe sinken, eine Ahnung sagte ihm, daß dieser Schuß böse Folgen haben werde.

Und er fand die Bestätigung dieser Ahnung in dem finstern, drohenden Gesicht des Indianers, der ihm einen Blick des glühendsten Hasses zuschleuderte und darauf langsam sich entfernte.

»Mein Gott, was haben Sie gethan!« sagte Feodor vorwurfsvoll. »Sie haben diesen Mann, der friedlich zu Ihnen kam, der nicht die mindeste feindselige Absicht gegen Sie hegte, meuchlings erschießen wollen –«

»Friedlich?« unterbrach Braun ihn höhrend. »Ich denke doch, dieses Subject hat genugsam bewiesen, daß es keine friedlichen Absichten hegt.«

»Sie konnten sich damit begnügen, seine Begleitung abzulehnen.«

»Nun habe ich ihm gezeigt, daß ich ihn nicht fürchte.«

»Und das wird böse Folgen haben.«

»Bah – ich fürchte sie nicht.«

Peter Braun sprach nicht, wie er dachte. Er wollte sich den Anschein eines bis zur Verwegenheit muthigen Mannes geben, aber er zitterte bei dem Gedanken an die Rachsucht des gereizten Indianers.

Er bereute seine Tollkühnheit und doch wollte er diese Reue nicht zeigen.

Am nächsten Tage erklärte Sennor Olivarez ihm, er könne das Geld ihm erst in einigen Tagen zahlen, da der Beamte in Bezug auf die Aushändigung der Erbschaft Schwierigkeiten erhebe, die zuvor beseitigt werden müßten.

Dem Schlossermeister war der Aufschub unangenehm, aber er mußte sich gedulden.

Um die Langeweile fern zu halten, machte er einen Spaziergang, und so sehr Feodor ihm auch abrieth, die Stadt zu verlassen, that er es dennoch, um den Gold- und Diamantgruben in der Umgegend einen Besuch abzustatten.

Aber kaum hatte er die letzten Häuser der Stadt hinter sich, als er plötzlich sich von einem Trupp Indianer umringt sah.

Im Nu hatte einer dieser Rothhäute ihm eine Schlinge über den Kopf geworfen, die er so fest zuzog, daß der Gefangene keinen Laut von sich geben konnte.

Im nächsten Augenblick lag er an Händen und Füßen gefesselt auf dem Rücken eines Pferdes und mit lautem Geschrei jagten die Rothhäute mit ihm von dannen.

ACHTZEHNTE KAPITEL. DIE BRAUT DES ARMEN.

Das Fest der Weihnachten war gekommen.

Auch im Hause des Bankiers Otto Schirmer wurde der Christbaum geschmückt; der alte Herr liebte es, dieses Fest in derselben Weise zu feiern, wie es im Hause seiner Eltern, in den schönen, unvergeßlichen Jahren seiner Kindheit gefeiert worden war.

Wenn die Wachslichtchen brannten und Tante Therese durch die Schelle das Zeichen gab, daß Alles bereit sei; wenn dann der Bankier mit seinen Kindern in das hell erleuchtete Zimmer eintrat und sein Blick auf den geschmückten, im Lichtglanz strahlenden Baum und den mit Geschenken beladenen Tisch fiel, dann glaubte er sich in die eigene Kindheit zurückversetzt und sein Herz durchströmte wieder der ganze Zauber der Jugend mit Blüthenduft und Sonnenschein.

Er liebte es, an diesem heiligen Abend zu überraschen und überrascht zu werden, er freute sich auf diese Ueberraschungen schon Wochen lang voraus, und er suchte Alles zu vermeiden und zu beseitigen, was ihm die Freude hätte trüben können.

Und wie der Vater, so auch die Kinder.

Alfred und Eugenie konnten sich ein Weihnachtsfest ohne Christbaum und Ueberraschungen nicht denken.

Tante Therese hatte dann freilich alle Hände voll.

Sie mußte den Baum schmücken und die Geschenke ordnen, sie mußte die Vertraute jedes Familiengliedes sein und was das eine ihr anvertraute, durfte sie dem

andern nicht verrathen. Sie mußte in Küche und Keller wirtschaften, den großen Weihnachtskuchen und manches andere Festgebäck backen, sie mußte das Haus vom Dache bis zum Keller reinigen lassen und oft bis spät in die Nacht hinein, wirtschaften – sie wußte manchmal selbst nicht, wo sie beginnen und wo sie beenden sollte.

Das war ein Leben, ein Wirtschaften, ein Heimlichthun, daß es dem alten Herrn oft schwül in seinen eigenen Räumen wurde und er das Haus verlassen mußte, um sich in irgend einer stillen Weinschenke zu erholen und zu sammeln, aber ohne dieses Geschwirre, dieses Treppauf- und abrennen, dieses Flüstern und Verbergen hätte auch er keine rechte Freude an dem Feste.

Das Alles war nun auch in diesem Jahre geschehen, nur mit dem Unterschiede, daß Eugenie nicht die rege, lebhafteste Theilnahme wie in den früheren Jahren gezeigt hatte.

Sie war still, in sich gekehrt, oft saß sie stundenlang in träumendem Sinnen versunken, oft auch zeigte sie eine Heiterkeit, die etwas Erzwungenes, Unnatürliches hatte.

Otto Schirmer war schon oft im Begriff gewesen, mit Tante Therese darüber zu reden, aber die kleine runde Dame wich einer Antwort auf jede Frage, welche diesen Punkt berührte, aus, und es lag in der Natur der Sache, daß dieses Ausweichen den alten Herrn nur noch mehr beunruhigte.

Als nun Alfred von der Universität eintraf, um die Weihnachtsferien bei seinen Angehörigen zu verbringen, war es das Erste, was der Bankier that, daß er ihn bat,

den Grund jener Einsilbigkeit und Träumereien zu erforschen.

Alfred kannte diesen Grund sehr bald, Eugenie nahm keinen Anstand, dem Freunde ihres Geliebten ihn mitzutheilen.

Der junge Mann schätzte und achtete den Freund und wenn er auch seiner Schwester nicht verhehlte, daß ihre Wahl ihrem Stande nicht entspreche, und daß sie manches Hinderniß antreffen werde, bevor sie das ersehnte Ziel erreiche, so konnte er doch diese Wahl auch nicht mißbilligen.

Otto Schirmer schüttelte sehr bedenklich das Haupt, als sein Sohn ihm das Resultat seiner Unterredung mit der Schwester mittheilte, aber er beruhigte sich bald mit der Hoffnung, daß diese Liebe nicht Stand halten werde.

Einstweilen wollte er durch sie die Festfreude sich nicht trüben lassen.

Es war ein schöner Abend, reich an Freude und Glück.

Der schön geschmückte, im blendenden Lichtglanz strahlende Baum stand in der Mitte des mit einfacher, solider Eleganz eingerichteten Zimmers und in diesem Lichtmeere wanderten vier glückliche Menschen von Tisch zu Tisch, um sich an den eigenen Gaben und der Freude der Anderen zu erfreuen.

Tante Therese war die Aufopferung selbst, sie eilte hinaus, um Vergessenes herbeizuholen, sie trat wieder ein, um die brennenden Wachslichtchen zu überwachen und ihr Backwerk anzubieten.

Der Bankier erquickte sein Herz an der Freude seiner Kinder, die manchen geheimen Wunsch erfüllt fanden, ohne sich erinnern zu können, daß sie ihn je ausgesprochen hatten.

Er war selbst wieder ein Kind geworden, der alte Herr, und er schämte sich der Thränen nicht, die ihm in die Augen schossen, als er auf den Lippen seiner Tochter nach langer Zeit wieder ein Lächeln des Glücks bemerkte.

»Wie herzensgut Du bist!« sagte Eugenie bewegt, während sie den Vater umarmte, und einen Kuß auf seine Stirne drückte. »Wolle der Himmel verhüten, daß ich jemals Dir diese Güte mit Sorgen und Kummer lohne!«

»Liebes Kind, was hast Du?« fragte der alte Herr bestürzt. »Du weinst? Weshalb?«

»Der Gedanke, daß das jemals der Fall sein könnte, macht mich unglücklich, Vater!«

»Und wie könnte das je der Fall sein, mein süßes Herz? Du bist so lieb, so gut –«

»Und ich möchte es immer gegen Dich sein, mein Vater.«

Tante Therese war besorgt näher getreten.

»Lassen Sie das Kind,« flüsterte sie dem alten Herrn zu, »sie denkt noch immer an die Verlobung mit Liebmann, die Sie damals –«

»Still, still,« unterbrach der Bankier sie leise, »es ist ja kein Gedanke daran, daß ich sie jemals zwingen würde, eine Ehe gegen ihre Neigung zu schließen.«

Eugenie erhob das Köpfchen, ein dankbarer Blick traf aus ihren großen blauen Augen den Vater.

Sie hatte die letzten Worte vernommen, und mehr, als alle Geschenke erfreute sie diese Zusicherung.

»Sei ruhig, mein Kind, es wird noch Alles gut werden,« fuhr Otto Schirm fort, während er das Mädchen an seine Brust drückte, »vertraue auf den, der die Geschicke Allen lenkt, er wird wissen, was da gut ist.«

Die Wolke, welche das Fest zu trüben drohte, war glücklich verschwunden.

Eugenie war an diesem Abend heiter und gesprächig, ihre Seele war von einem schweren Druck befreit.

Alfred theilte Mehreres von seinen Erlebnissen in der Universitätsstadt mit, Tante Therese gedachte der früheren Weihnachtsfeste und der Bankier war unermüdlich in Mittheilungen aus seinen Kinderjahren.

So schwand der Abend rasch, und als nun Eugenie sich zur Ruhe begeben wollte, flüsterte Tante Therese ihr zu, sie habe in ihrem Zimmer noch eine angenehme Ueberraschung für sie, die ihr große Freude bereiten werde.

Eugenie ahnte sofort, welche Ueberraschung sie erwartete, und sie fand sich in dieser Ahnung nicht betrogen.

Als die beiden Damen sich im Gemach der Tante befanden, holte die letztere einen Brief aus ihrem Arbeitskästchen.

»Aus Paris,« sagte sie lächelnd, während sie Eugenie einen Blick auf die Adresse werfen ließ, »der Postbote hat ihn heute Abend gebracht.«

Eugenie hatte schon die kleine Hand ausgestreckt, aber Tante Therese zog mit einem schalkhaften Lächeln den Brief zurück.

»Sie vergessen, daß dieser Brief an mich adressirt ist,« fuhr sie fort, »und in die Briefe eines jungen Herrn läßt man nicht gerne ein fremdes Auge blicken. Sie sind ohnehin zu aufgeregt, um die Zeilen zu lesen, setzen Sie sich dorthin und geben Sie Acht! Also: ›Meine liebe, gute, mütterliche Freundin!‹ Das ›mütterliche‹ hätte er sich ersparen können. ›Wie sehr danke ich Ihnen für die lieben Zeilen, die Sie mir vor einigen Tagen geschickt haben. In der Fremde thut Einem jedes Lebenszeichen aus der theuren Heimath wohl, zumal, wenn es aus solchen Händen kommt. Meinen Brief, den ich vor der Abreise von Lyon an Sie schrieb, haben Sie erhalten, wie wenige Tage liegen dazwischen und wie viel habe ich Ihnen zu berichten! Und doch muß ich mich kurz fassen, denn dieser Brief soll zum Fest noch in Ihre Hände gelangen, ich denke mir, er wird Ihnen eine rechte Festesfreude bereiten. Also übergehe ich die kleinen Abenteuer und Strapazen während der Reise, die zudem kaum der Erwähnung werth sind. Ein Empfehlungsbrief des Herrn Leroy in Lyon adressirte mich an einen Herrn Michelet, der ein sehr bedeutendes Maschinen-Etablissement in der unmittelbaren Nähe von Paris besitzt. Der Empfang von Seiten dieses Herrn übertraf meine kühnsten Erwartungen. Ich denke mir, daß Herr Leroy ihm Mittheilungen über meine Kenntnisse und mein redliches Streben gemacht hatte, denn nach einer kurzen Prüfung engagirte Herr

Michelet mich als Werkführer in der Werkstätte für die mechanischen Arbeiten. Es sind dazu viele mathematischen Kenntnisse erforderlich, und ich gestehe, daß mir Anfangs bangte, ich werde diesen Posten nicht ausfüllen können, aber es ward mir leichter, wie ich gedacht hatte, und es ist mir auch gelungen, die Liebe meiner Vorgesetzten und meiner Kameraden mir zu erwerben. – Will's Gott, so bleibe ich hier, bis ich die Mittel zur Selbstständigkeit finde.

›Nikolas arbeitet in der Schlosserwerkstätte, von dem Fenster aus, an welchem ich arbeite, kann ich ihn rüstig handthieren sehen. Er ist ein treuer biedrer Freund. Die Sonntage und auch die Abende in der Woche benutzen wir, Paris kennen zu lernen, es geht jetzt recht bunt hier zu, die verschiedenen Partheien liegen einander in den Haaren und das Volk überwacht ängstlich seine Freiheiten.

›Ich muß schließen, meine gute liebe Freundin, grüßen Sie Alle recht innig von mir, besonders sie, an die ich im Wachen und Träumen denke, deren Bild mich niemals verläßt. In unwandelbarer Treue Ihr Otto Schenk.«

In den Augen Eugenie's leuchtete eine stolze Freude.

›Er wird sein Ziel erreichen,‹ sagte sie, ›er ist der Mann, der Alles niederwirft, was ihm hindernd in den Weg tritt.‹

Tante Therese nickte.

›Aber mit dem Niederreißen allein ist es nicht gethan,‹ erwiederte sie, ›er muß auch aufbauen können.‹

›Das kann er und er wird es thun.‹

»Ich glaube es. Ihnen bleibt nichts Anders übrig, als geduldig und muthig auszuharren, gebe Gott, daß Sie nicht gar, lange zu warten brauchen.«

Als Eugenie das Zimmer der Tante verließ, um sich in ihr Schlafzimmer zu verfügen, umspielte ein Lächeln des Glücks und der Freude ihre Lippen.

Sie war stolz auf den Geliebten, der durch seine eigene Kraft sich zu einer geachteten Stellung emporschwingen wollte, daß ihm das gelingen würde, bezweifelte sie nicht.

Sie war bereit und entschlossen, ihre Liebe zu vertheidigen, fest und treu an ihr zu halten und wenn es sein mußte, ihr Alles, Alles zu opfern. Schon am nächsten Tage sollte sie ihren Muth und ihre Standhaftigkeit beweisen.

Es war kurz vor Mittag, als ein Wagen am Hause Schirmers vorfuhr.

Dem Bankier, der in seinem Cabinet mit der Durchsicht alter Briefschaften beschäftigt war, wurde der Besuch des Herrn Liebmann angemeldet.

Der junge Herr hatte eine Toilette gemacht, als ob er einen Casino-Ball besuchen wolle und er trat mit einer solchen Zuversicht auf, als ob die Erfüllung seines Wunsches über jeden Zweifel erhaben sei.

Otto Schirmer lud ihn ein, Platz zu nehmen, er wußte schon, was den jungen Herrn zu ihm führte, die Toilette desselben hatte es ihm verrathen.

»Sie werden wissen, Herr Schirmer, daß ich der Associé meines Vaters bin,« begann Liebmann nach den ersten

Begrüßungen, »und ich hege die Ueberzeugung, daß Sie auch wissen, wie solide unser Haus ist.«

»Das unterliegt keinem Zweifel,« entgegnete Schirmer ruhig.

»Wohl, wenn ich dies vorausschicke, so geschieht es nur, um Sie auf den Zweck meines Besuchs vorzubereiten,« fuhr der junge Herr fort, während er sein nach *Eau des milles fleurs* duftendes Battisttuch aus der Tasche seines Fracks zog und damit die bereits gefurchte Stirne rieb. »Mein Herr, ich habe die Ehre, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu werben und ich gebe mich der angenehmen Hoffnung hin –«

»Ich hatte das erwartet,« fiel Schirmer ihm kühl in's Wort, »es bedarf keiner langen Auseinandersetzung zwischen uns beiden, Herr Liebmann. Wenn meine Tochter einwilligt Ihre Gattin zu werden, so bin ich gerne bereit, mit Ihnen oder Ihrem Herrn Vater die näheren Bedingungen des Ehevertrags zu berathen. – Versuchen Sie nur Ihr Glück bei der jungen Dame, Eugenie hat in diesem Punkte Ihren freien Willen.«

Der junge Herr verbeugte sich.

»Wenn ich Sie bitten dürfte, mich Ihrer Fräulein Tochter vorzustellen –«

»Herzlich gerne. Kommen Sie.«

»Wenn ich ferner Sie bitten dürfte, ein gutes Wort für mich einzulegen –«

»Verlangen Sie das nicht; ich werde in keiner Weise den leisesten Einfluß auf den Willen meiner Tochter ausüben.«

»Aber als Vater –«

»Meinen Sie sei ich dazu verpflichtet?«

»Gewissermaßen allerdings.«

Der Bankier zuckte die Achseln.

»Das sind Ansichten,« sagte er, »ich erkenne eine solche Pflicht nur dann an, wenn das Kind sich auf einem Wege befindet, der in's Verderben führen muß.«

Die Beiden waren inzwischen die Treppe hinauf gestiegen, Otto Schirmer führte seinen Gast in's Empfangszimmer und bat ihn, sich einen Augenblick zu gedulden.

Die Pulse des jungen Herrn schlugen nicht rascher und nicht langsamer wie zu jeder anderen Zeit auch.

Carl Liebmann war seines Sieges gewiß, er beurtheilte Eugenie nach seiner eigenen Schwester, die ja auch ohne ein Wort der Widerrede in die Verlobung mit dem Manne eingewilligt hatte, der ihr von ihrem Vater vorgestellt worden war.

Wenn Otto Schirmer sich darauf stützte, seine Tochter habe ihren freien Willen, so war das vielleicht nur eine Redensart, durch die er jede Verantwortung von sich fern halten wollte.

An die Liebschaft mit dem Schlossergesellen hatte Liebmann freilich gedacht, aber er legte kein Gewicht darauf, vor ihm, dem Sohne und Associé des reichen Fabrikanten, mußte der arme Tagelöhner ja zurücktreten.

Eugenie trat ruhig und unbefangen ein, der Ausdruck ihres Gesichts war ernst und streng.

Sie erwiderte den Gruß des jungen Herrn höflich, aber kühl, und zurückhaltend und manchem Andern wäre schon jetzt der Muth entfallen.

Aber Liebmann war ja seiner Sache sicher!

Er, der nie ein tieferes Gefühl gekannt hatte, der seiner Selbstsucht Alles opferte, was jedem Gefühlsmenschen theuer und heilig war, er konnte nicht glauben, daß es eine Liebe gebe, die sich über Rang, Stand und Vermögen hinwegsetze.

»Ihr Herr Vater wird Ihnen vielleicht schon mitgetheilt haben, welche Wünsche und Hoffnungen mich hierherführen,« sagte er, »diese Hoffnungen sind so sehr mit meinem ganzen Sein verwachsen, daß es mir unendlich schmerzlich sein würde, ihnen entsagen zu müssen.«

»Dann bedaure ich, Ihnen diesen Schmerz bereiten zu müssen,« erwiderte Eugenie mit fester Ruhe.

Das hatte der junge Herr nicht erwartet. Weniger die Antwort selbst, als der Ton, in welchem sie gegeben wurde, ließ ihn sofort erkennen, daß er auf eine Erfüllung seiner Wünsche nicht hoffen durfte.

»Mein Fräulein, in einer so sehr wichtigen Angelegenheit, deren Ausgang vielleicht das Lebensglück eines Menschen entscheidet, darf man wohl Gründe verlangen,« sagte er und es lag sein Anflug von Gereiztheit in seiner Stimme. »Wenn diese Gründe derart sind, daß ich sie widerlegen oder beseitigen kann –«

»Sie werden keins von Beiden können, mein Herr,« unterbrach Eugenie ihn ruhig, »wer meine Hand haben will, muß zuvor mein Herz besitzen.«

»Und Sie glauben nicht, daß es mir gelingen wird, dieses Herz zu erobern?«

»Nein, ich glaube das nicht!«

»Mein Fräulein, mit welchem Rechte können Sie das behaupten? Lernen Sie mich kennen.«

Eugenie schüttelte ablehnend das Köpfchen.

»Sie haben den Grund gehört, der mich veranlaßt, Ihre Werbung zurückzuweisen, weshalb wollen Sie noch weiter in mich dringen?« erwiderte sie mit fester Entschlossenheit.

Die Erbitterung des jungen Mannes wuchs, er hatte es für unmöglich gehalten, daß Eugenie ihn, den Sohn des reichen Fabrikanten, entschieden und kühl abweisen würde.

Mußte er dem Schlossergesellen weichen?

Der Gedanke an die Möglichkeit dieses Grundes der Zurückweisung erfüllte seine Seele mit einer Wuth, die ihn alle Regeln des Anstandes und der Bildung vergessen ließ.

»Man spricht allerdings viel von einem Schlossergesellen, dem es gelungen sein soll, das Herz der schönen Bankierstochter zu erobern,« sagte er ironisch, »aber ich kann diesem Gerücht keinen Glauben schenken.«

»Und wenn es nun dennoch die Wahrheit behauptete?« fragte Eugenie, in deren blauen Augen es zornig aufblitzte.

Der junge Herr zuckte die Achseln, ein höhnendes Lächeln glitt über seine markirten, verlebten Züge.

»Die Braut eines armseligen Schlossergesellen!« erwiderte er mit beißendem Sarkasmus. »Ich finde das zu lächerlich, als daß ich es glauben könnte!«

Daß diese Sprache, dieser verletzende Ton, diese Rücksichtslosigkeit und dieser Hohn Eugenie erbittern mußten, lag in der Natur der Sache.

»Denken Sie darüber, wie Sie wollen,« sagte sie, mühsam an sich haltend, »ich versichere Sie, in meinen Augen steht der arme, sittenreine und rechtliche Arbeiter höher, als der reiche Wüstling. Und nun haben Sie meine Antwort, Herr Liebmann, Ihre eigne Schuld ist es, wenn sie derber ausfiel, als ich es wollte.«

Dem jungen Herrn war das Blut in die Wangen geschossen, er hatte geglaubt, das Mädchen demüthigen zu können und nun war er selbst der Gedeemüthigte.

Weniger der Korb, als die Worte, mit denen er ihm überreicht worden war, ärgerten ihn, er kam sich vor wie ein Schulbube, der eine verdiente Züchtigung empfängt.

»Wenn die Sachen so liegen, so bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu der Verlobung mit dem Handwerksburschen zu gratuliren,« sagte er, und der ganze Hohn, die ganze Wuth, deren seine Seele fähig war, spiegelten sich in diesen Worten. »Ich bedaure nur, daß Ihr Herr Vater mich davon nicht unterrichtet hat, denn offen gesagt, komme ich mir mit meiner Werbung um die Braut eines Schlossergesellen ziemlich albern vor.«

Eugenie hatte sich rasch der Thüre genähert.

»Der Ton, den Sie anschlagen, mag in die Kreise passen, in denen Sie zu verkehren gewohnt sind,« erwiderte

sie mit scharfer Betonung, »ich bin nicht gewohnt eine solche Sprache zu hören und noch weniger verpflichtet, mir in meiner eignen Wohnung solche Worte sagen zu lassen. Deshalb, und um Ihnen nicht Gelegenheit zu geben, in diesem Tone fortzufahren, ziehe ich vor, mich zu entfernen.«

Der junge Herr sah ziemlich verblüfft auf die Thüre, hinter der das Mädchen verschwunden war, er hatte nicht geahnt, daß dasselbe so resolut und energisch auftreten könne.

Es blieb ihm nun nichts andres übrig, als ebenfalls das Haus zu verlassen, und er stand schon im Begriff sich zu entfernen, als er sich plötzlich dem Bruder Eugenies gegenübersah, der mit blitzenden Augen und hochrothen Wangen auf dem Hausflur vor ihm stand.

»Mein Herr, Sie haben meine Schwester so tief beleidigt, daß ich mich genöthigt sehe, deshalb Genugthuung von Ihnen zu fordern,« sagte Alfred mit bebender Stimme. »Als gebildeter Mann werden Sie wissen, daß solche Beleidigungen nur durch Blut getilgt werden können.«

Carl Liebmann war seiner wahren Natur nach eine feige Memme, aber zugleich auch ein gewaltiger Renommist, der seine Feigheit hinter bramarbasirenden Redensarten zu verbergen suchte.

Er maß den Studiosus mit einem Blick der Geringschätzung vom Scheitel bis zur Sohle und zuckte dann verachtend die Achseln.

»Sie sind noch zu jung, als daß Sie über solche Dinge urtheilen könnten,« erwiderte er in kühlem, verletzendem Tone, »was ich mit Ihrer Fräulein Schwester geredet habe,« kümmert Sie nicht im Entferntesten.«

Hell loderte die wilde, verzehrende Gluth des Zornes in den Augen des Jünglings auf.

»Sie verweigern mir die Genugthuung?« fragte er mit gedämpfter Stimme.

»Ich wüßte nicht, was mich verpflichten könnte, sie Ihnen zu geben!«

»Auch dann nicht, wenn ich Ihnen in's Gesicht sage, daß ich Sie für einen rohen, ungebildeten Menschen halte, für einen Wüstling –«

»Mein Herr!«

»Ha, bringt das Ihr kaltes Fischblut in Wallung? Ja, Sie sind ein roher Tölpel, ein eingebildeter Pinsel, der mit seines Vaters Gelde Alles erzwingen zu können glaubt. Sie haben sich meiner Schwester gegenüber benommen, wie ein Schuhflicker –«

»Ah – Sie haben gelauscht?«

»Das Spioniren ist meine Sache nicht; einige Worte meiner Schwester genügten, mich über das Vorgefallene in Kenntniß zu setzen.«

»Na, dann werden Sie auch wissen, daß ich –«

»Daß Sie ein Lümmel, ein aufgeblasener, dünkelfhafter Flegel sind!« unterbrach Alfred ihn gereizt.

»Bah, – Sie können mich nicht beleidigen, Sie sind noch nicht trocken hinter den Ohren –«

Das letzte Wort war kaum über seine Lippen, als die Hand Alfred's sehr unsanft seine Wange berührte.

»So verschaffen wir Studenten uns Genugthuung für derartige Infamien, die ein Feigling uns in's Gesicht schleudert,« sagte Alfred, mühsam an sich haltend. »Stecken Sie den Denkkzettel ein, Sie haben ihn verdient; wenn Sie indeß das Gegentheil glauben, so stehe ich mit Vergnügen zu Diensten, Ihr Sekundant wird mich am Vormittage stets zu Hause treffen.«

In den Adern Liebmann's kochte das Blut, er hätte sich auf den Studenten stürzen und ihn mit der Faust niederschlagen mögen, aber er war zu feige dazu.

Er beschränkte sich darauf, seinem Gegner zu erklären, daß er den Schlag bereuen werde, dann wandte er sich, um das Haus zu verlassen.

Aber das Glück, welches ihn heute verfolgte, schien noch nicht müde zu sein.

Dicht vor der Hausthüre stolperte er über den Ring der Fallthüre, die in den Keller führte, er fiel und als er sich wieder erhob, machte er die sehr unangenehme Entdeckung, daß ein Aermel seines eleganten Fracks am Elbogen geplatzt war.

Da er unbegreiflicher Weise den Miethwagen, in welchem er gekommen war, fortgeschickt hatte, da er ferner, ebenfalls unbegreiflicher Weise vergessen hatte, einen Mantel oder Ueberzieher mitzunehmen, so war er genöthigt, zu Fuß nach Hause zurückzukehren.

Das aber machte der Riß im Aermel unmöglich, er setzte sich der Gefahr aus, von der allezeit bereitfertigen Jugend verspottet zu werden, zumal gerade jetzt der Gottesdienst in allen Kirchen beendet und also jede Straße sehr belebt war.

Rathlos stand er vor dem Hause des Bankiers.

Sein ungezogenes Benehmen erlaubte ihm nicht, wieder hineinzugehen und dort die Ankunft einer Droschke abzuwarten.

Da fiel sein Blick auf ein Schild mit der Inschrift ›Fritz Wacker, Schneidermeister‹ und rasch entschlossen, eilte er in dieses Haus, um den Schaden ausbessern zu lassen.

#### NEUNZEHNTE KAPITEL. DUNKLE WEGE.

Der Schneider Fritz Wacker war eine jener Naturen, die sich sehr leicht über die kleinen, wie die großen Sorgen hinwegsetzen, die aus der Vergangenheit keine ernste Lehre für die Zukunft zu schöpfen wissen und leichtfertig in den Tag hineinleben, mit dem sicheren Vertrauen, daß Gott, der die Sperlinge füttert und die Lilien kleidet, auch für sie sorgen werde.

Katharina, eine kleine, ziemlich wohlbeleibte Frau, huldigte denselben Grundsätzen, sie hegte das feste Vertrauen, daß einst das Glück in ihre bescheidene Wohnung einkehren und sein ganzes Füllhorn über sie ausschütten werde.

Wann und auf welchem Wege sich das verwirklichen sollte, wußte sie freilich nicht näher zu bestimmen, sie hoffte allerdings stark, daß ihr Gatte einmal das große

Loos gewinnen werde und der Schneider war durch dieses felsenfeste Vertrauen gezwungen worden, statt des bisherigen Viertel, nun ein halbes Loos zu nehmen, aber wenn auch diese Hoffnung sich nicht verwirklichte, das Glück mußte kommen, dieses stand bei der Frau des Schneidermeisters so fest, wie die Gewißheit, daß zweimal zwei vier war.

Möglicherweise konnte ja auch ihr einziges Kind, ihre Hermine, eine glänzende Partie machen; es war ja schon oft vorgekommen, daß ein Millionair ein armes Mädchen geheirathet hatte.

Der Schneidermeister schüttelte freilich zu diesen sanguinischen Hoffnungen seiner ehrsamen Eehälfte sehr ungläubig sein eckiges Haupt, aber er mußte doch auch zugeben, daß Hermine ein recht hübsches Mädchen war, welches durch seine Schönheit, seine Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit auf das Herz eines Mannes einen bleibenden Eindruck machen konnte.

Hermine selbst war mit diesen Wünschen und Hoffnungen ihrer Mutter sehr einverstanden, sie liebte den Putz und das Vergnügen, eine reiche Heirath wäre ganz nach ihrem Sinne gewesen.

Allerdings hatte sich bisher noch kein Herr aus den höheren Ständen gefunden, der geneigt zu sein schien, die Wünsche dieser ehrsamen Familie zu erfüllen, aber Hermine war noch jung und der Zufall konnte plötzlich verwirklichen, was man seit Jahren vergeblich ersehnt hatte.

Und ein solcher Zufall schien heute, am ersten Weihnachtstage, der Familie des Schneiders Fritz Wacker unter die Arme greifen zu wollen.

Hermine war allein zu Hause, als Carl Liebmann eintrat.

Ihre gewählte Toilette, welche den üppigen Wuchs und die vollen Formen scharf hervorhob, der kokettirende Blick und das verführerische Lächeln auf den rosigen Lippen konnten nicht verfehlen, auf den leicht erregten jungen Mann Eindruck zu machen.

Er nannte ihr den Grund seines Besuchs und Hermine bat ihn, sich einen Augenblick zu gedulden.

»Meine Eltern sind zur Kirche,« sagte sie, indem sie dem jungen Herrn einen Stuhl hinschob und bei dieser Gelegenheit verstohlen seine Toilette musterte, »sie werden aber sogleich zurückkehren.

»Inzwischen habe ich das Vergnügen, einige Minuten mit der schönsten jungen Dame, die je mir begegnet ist, zu verplaudern,« erwiderte Liebmann galant.

Fräulein Wacker fühlte sich geschmeichelt, sie senkte verschämt die Wimpern.

»Sie scherzen, mein Herr,« sagte sie leise.

»Durchaus nicht, schönes Kind, ich versichere Sie, daß ich selten so viel Schönheit und Unmuth vereint gefunden habe. Wie schade, daß eine solche Blume verborgen blüht! In unsern Kreisen würden Sie die gefeierte Königin aller Feste sein!«

War das Wahrheit oder Dichtung?

Hermine blickte verstohlen den jungen Herrn an, so glatt und süß waren ihr noch keine Worte eingegangen.

Sie fand, daß er ein sehr hübscher, interessanter und gebildeter Mann war, und seine Kleidung bewies, daß er zu den höheren, wenn nicht zu den höchsten Ständen zählte.

»Es hält so schwer, in diese Kreise hinein zu kommen,« sagte sie.

Carl Liebmann hatte den richtigen Weg eingeschlagen, er fand weniger Schwierigkeiten, als er erwarten durfte.

»Schwer?« erwiderte er. »Der Schönheit und Anmuth öffnen sich alle Thüren.«

»Aber nicht der Armuth. Ich bin die Tochter eines bescheidenen Handwerkers.«

Der junge Herr schüttelte den Kopf.

»Das sind thörichte Ansichten,« sagte er, »vor der Schönheit beugt sich Jeder. Wenn Sie mir gestatten wollten, mich über diesen Punkt mit Ihnen länger zu unterhalten, so würden Sie bald die Richtigkeit meiner Behauptungen einsehen, mein Fräulein, aber dazu ist leider jetzt die Zeit zu kurz.«

»Ach, ja, ich möchte das Leben in jenen Kreisen gerne einmal kennen lernen,« versetzte Hermine neugierig, »es muß wohl recht schön und glänzend sein?«

»Allerdings, liebes Kind, für den, der es nicht kennt, wenn man's kennt, hat man's bald satt.«

Ein trüber Schatten glitt über das Gesicht des Mädchens.

»Dann werden jene Kreise mir wohl verschlossen bleiben,« sagte sie wehmüthig.

Carl Liebmann triumphirte, er kannte den Charakter und die Neigungen der schönen Schneiderstochter schon so genau, daß er im Voraus seines Sieges gewiß war.

»Sie gehen nie allein spazieren?« fragte er.

Hermine blickte befremdet auf.

»Nein,« erwiderte sie.

»Ah – wie schade.«

»Weshalb?«

»Weil ich während eines solchen Spazierganges mir das Vergnügen machen könnte, mit Ihnen zu plaudern.«

»Das würde sich nicht schicken,« sagte Hermine erröthend.

»Weshalb nicht?«

»Weil Sie ein reicher, vornehmer Herr sind.«

»Darf ein reicher Herr nicht auch ein armes Mädchen lieben?«

»Die Leute denken gleich Arges.«

»Man muß es ihnen verheimlichen.«

»Das kann man nicht und ich fürchte, es kommt nichts Gutes dabei heraus.«

»Sie fürchten, die Liebe eines reichen Herrn könnte nicht aufrichtig sein?«

»Ja,« erwiderte Hermine, ihn mit großen Augen voll anblickend, »die reichen Herren meinen es selten ehrlich.«

Der Sohn des Fabrikanten lächelte, es war das Lächeln eines Teufels der sein Opfer so eng umstrickt hat, daß es ihm nicht mehr entrinnen kann.

Hermine war zu unerfahren, um etwas Anderes, als den Versuch, sie über ihre Zweifel zu beruhigen, in diesem Lächeln zu finden.

»Wenn Sie mir erlauben wollten, darüber länger und eingehender mit Ihnen zu reden, so würde ich Ihre Zweifel und Besorgnisse rasch beseitigt haben,« sagte Liebmann ruhig, »aber nicht hier, es würde Ihren guten Ruf gefährden, wenn ich Sie hier besuchen wollte. Man kommt, es werden Ihre Eltern sein. Sprechen Sie, wann werde ich Sie wiedersehen?«

Hermine senkte den Blick, dieses stürmische Werben schmeichelte ihrem Stolze, gegen die süßen, glatten Worte war ihr Herz nicht gewappnet.

»Ich werde heute Abend um fünf Uhr eine Freundin besuchen, die am Neumarkt wohnt,« flüsterte sie.

Der junge Herr nickte befriedigt, er hatte das Spiel gewonnen.

Was galt es ihm, ob er das Glück einer Familie vernichtete! Er ging gleichgültig über Blüten und Menschenherzen hinweg, seine Selbstsucht sagte ihm, daß er sie seinen Leidenschaften opfern dürfe. –

Der Schneider war sofort bereit, den Wunsch des jungen Mannes zu erfüllen.

Er schwang sich auf den Tisch und beseitigte mit kunstgeübter Hand den Schaden, während Madame

Wacker sich eifrig bemühte, den angesehenen Gast zu unterhalten.

Der Tochter wegen ging Liebmann auf das alltägliche Gespräch der Mutter ein, er zeigte sich so höflich und liebenswürdig, daß die Schneidersfrau nicht müde werden konnte, das Lob des jungen Herrn zu singen, nachdem dieser längst sich entfernt hatte.

Weder sie noch ihr Gatte ahnten im Entferntesten, was zwischen dem reichen Herrn und ihrer Tochter vor ihrer Heimkehr vorgefallen war, selbst die Einsilbigkeit und Nachdenklichkeit des Mädchens weckten in ihrer Seele keine beunruhigende Vermuthung.

Der Zorn über die Niederlage bei der Tochter des Bankiers wurde durch den Triumph über den Sieg bei der schönen Schneiderstochter ausgeglichen.

Nur Eins konnte Liebmann nicht vergessen, die Schmach die ihm von Seiten Alfred's widerfahren war.

Er fühlte, daß er sie nicht ruhig hinnehmen durfte, er mußte voraussehen, daß der Student damit öffentlich prahlen würde.

Aber er war auch zu feige, den Bruder Eugenie's herauszufordern, es unterlag ja keinem Zweifel, daß der junge Mediziner in der Führung jeder Waffe geübt war, während der Sohn des Fabrikanten nie eine Waffe in der Hand gehabt hatte.

Hier mußte Heinrich Schenk, sein vertrauter Freund, rathen, er hatte ohnedies über eine andere wichtige Angelegenheit mit ihm zu reden.

Wenn er einen Weg fand, auf welchem er sich an dem Bruder Eugenie's rächen konnte, ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen, so wollte er ihn gehen, ein glühender Rachedurst beseelte ihn.

Am Nachmittage suchte er seinen Freund auf.

Heinrich Schenk wohnte schon seit mehreren Wochen in dem Hause seines frühem Principals und nunmehrigen Associé's Peter Paul Scheerenberg, er hatte die schönsten Zimmer beansprucht und, Dank seiner Gewalt über den Sohn des alten Mannes, sie auch erhalten.

Diese Zimmer waren mit einem Luxus ausgestattet, der allzu übertrieben genannt werden mußte, als daß man ihn hätte billigen oder entschuldigen können.

Als der Sohn des Fabrikanten eintrat, fand er seinen Freund damit beschäftigt, bei einer Cigarre Siesta zu halten.

Heinrich Schenk lag auf dem Sopha und blickte sinnend den blauen Rauchwölkchen nach, die er behaglich vor sich hinblies.

Er erhob sich beim Eintritt des Freundes und zukünftigen Schwagers nicht, sondern begnügte sich damit, ihn durch einen Wink einzuladen, Platz zu nehmen.

»Ich vermuthe, Du bist abgewiesen,« sagte er, während er einen forschenden Blick auf das Gesicht des jungen Herrn warf, der mißmuthig ihm gegenüber in einem Sessel saß.

Liebmann nickte.

»Hätte es Dir vorhersagen können,« fuhr Heinrich gleichgültig fort, »die junge Dame hält an ihrer romanhaften Idee fest, es sollte mich nicht wundern, wenn sie sich zu guter Letzt durch den Schlossergesellen entführen ließe.«

»Mag sie's thun,« entgegnete Liebmann gereizt, »die Ernüchterung wird nicht ausbleiben.«

»Aber es ärgert doch.«

»Durchaus nicht.«

»Bah – weshalb willst Du es leugnen?«

»Auf Ehre, die Sache ist mir ziemlich gleichgültig.«

»Der Ausdruck Deines Gesichtes straft diese Worte Lüge.«

»Was mich ärgert, ist ein anderer Vorfall,« entgegnete Liebmann. »Der Bruder der jungen Dame hat mich tödtlich beleidigt.«

»Ah – der Student?«

»Ja.«

»Welche Ursache hatte er dazu?«

»Na, ich will nicht leugnen, daß ich dem Fräulein zu der Verlobung mit dem Schlossergesellen in ziemlich ironischem Tone Glück gewünscht habe. Der Student hat entweder gelauscht, oder durch seine Schwester meinen Glückwunsch erfahren, – genug, er trat mir auf dem Hausflur entgegen und versuchte, mich zu einem Duell zu zwingen.«

»Du hast ihm diesen Gefallen natürlich nicht erzeigt?«

»Nein.«

»Kann mir's denken. Der Herr Studiosus wurde durch Deine Weigerung übermüthig und gab Dir Worte zu hören, die Deine Ehre angriffen.«

»Das nicht allein –«

»Ah, er ging zu Thätlichkeiten über?« fragte Heinrich, sich rasch erhebend.

»Freilich.«

Heinrich schüttelte bedenklich das Haupt.

»Ich weiß nicht, was dem vorhergegangen ist,« sagte er, »jedenfalls mußt Du Eugenie oder deren Bruder sehr schwer beleidigt haben.«

»Berechtigte ihn das, sich mir gegenüber wie ein Karrenbinder zu benehmen?« fuhr Liebmann auf.

»Nein, indeß die Herren Studenten –«

»Sind mitunter rohe Burschen, die einen ganz besonderen Begriff von Ehre haben.«

Heinrich zuckte die Achseln und schwieg.

»Ich darf das so geduldig nicht einstecken,« fuhr Liebmann nach einer Pause fort, »der Mensch wird in allen Schenken und Kneipen damit renommiren und ich verliere Achtung und Ansehn, wenn ich den Schlag nicht räche.«

»So fordere ihn heraus,« sagte Heinrich ruhig.

»Das wäre der kürzeste und sicherste Weg, meinem Leben ein Ende zu machen. Ich habe nie eine Waffe in der Hand gehabt.«

»Wenn Du das nicht willst, auf welchem andern Wege glaubst Du Dir Genugthuung verschaffen zu können?«

»Ich will ihn vernichten.«

»Ohne Dich selbst einer Gefahr auszusetzen? Hm – ich kann Dir dazu nicht rathen. Es gibt freilich Subjecte genug in der Stadt, die für einen Schoppen Branntwein einen Mann überfallen und ihm die Knochen entzwei schlagen, aber es ist ein gefährliches Ding, sich mit ihnen einzulassen.«

Carl Liebmann wanderte unruhig auf und ab.

»Das will ich nicht,« sagte er, »eine solche Rache genügt mir nicht. Könnte man ihn nicht denunciiren? Ihm irgend etwas anhängen, was ihn für einige Jahre in Haft brächte?«

Heinrich blickte lange nachdenkend vor sich hin.

»Wenn ich Dir einen guten Rath geben soll, so laß die Sache fallen,« erwiderte er, »es kommt nichts Gescheidtes dabei heraus und die Zeit ist zu kostbar, als daß man sie mit solchen unnützen Dingen vergeuden dürfte. Der Student wird sich hüten, mit der Geschichte zu renommiren, es kann nicht in seinem Interesse liegen, die Verlobung seiner Schwester mit dem Handwerker an die große Glocke zu hängen.«

»Aber –«

»Lieber Freund, thu' was Du willst, nur laß mich aus dem Spiele, ich habe weder Zeit noch Lust, mich mit solchen Dingen zu beschäftigen.«

Liebmann blieb stehen, sein Blick ruhte mit dem Ausdruck des Unmuths auf den gleichmüthigen Zügen seines Fremdes.

»Das ist also der Dank dafür, daß ich Dir in der Angelegenheit mit Scheerenberg so treu zur Seite gestanden

habe?« sagte er grollend. »Wenn ich das vorher gewußt hätte, würde ich wahrhaftig –«

»Sei nicht ungerecht, Dein Beistand in jener Angelegenheit hat Dir sechszehnhundert Thaler eingebracht –«

»Die längst wieder verloren sind!«

»Was kümmert das mich? Bertram Scheerenberg hat sich seit jenem Abend dem Spiel leidenschaftlich ergeben, ich hege die Ueberzeugung, daß Du das noch immer zu benutzen weißt.«

Liebmann warf dem Freunde einen Blick voll Gift und Spott zu.

»Wer hat den größeren Nutzen daran, Du oder ich?« fragte er gereizt. »Du weißt sehr genau, wie unsere Angelegenheiten stehen, ich habe ebensowohl, wie Bertram Scheerenberg, Wechsel acceptiren müssen, die auf hohe Summen lauten.«

Heinrich stieß mit einer Geberde der Geringschätzung die Asche von seiner Cigarre.

»Wer hat Euch beide gezwungen, dem Hazardspiel diese Summen zu opfern?« fragte er ruhig. »Es ist Euer eigener, freier Wille, Ihr könnt es thun, oder lassen, Niemand legt Euch Zwang auf. Aber so seid Ihr, wenn Ihr Glück habt, möchtet Ihr gerne mit einem Schlage reich werden, wenn Ihr verliert, wollt Ihr das Verlorene wieder haben.«

»Es fehlte noch, daß Du mir eine moralische Vorlesung halten wolltest!«

»Ich denke nicht daran!«

»Man weiß ja sehr genau, daß es Deine Absicht ist, Bertram Scheerenberg zu ruiniren, ihn mit seinem Vater zu entzweien und das ganze Geschäft an Dich zu reißen.«

»Wer weiß das so genau?« fragte Heinrich spottend.

»Ich.«

»Das heißt, Du vermuthest es.«

»Wenn Vermuthungen durch Beweise bestätigt werden, so –«

»Und wenn ich wirklich diese Absicht hegte, wen kümmert es vielleicht? Mag Jeder zusehen, daß er fest steht, wir Menschen gehen Alle darauf aus, die Höherstehenden zu verdrängen. Sie sind wie die Käsemilben, einer frißt den Andern auf und wer das meiste Geschick dazu besitzt, kommt am Besten fort.«

»Schöne Grundsätze!« höhnte Liebmann.

»Kannst Du vielleicht Dich davon freisprechen? Du bist nicht weniger selbstüchtig wie jeder Andere, könntest Du die Wechsel, welche Du acceptirt hast, decken, so wäre es Dir höchst gleichgültig, ob dadurch eine ganze Familie ihr Glück und ihren Frieden einbüßen müßte.«

»Mit all' diesen Redensarten wird mir nicht geholfen,« sagte Liebmann ungeduldig, »ich muß Geld haben, um die Wechsel decken zu können.«

»Laß' Deinen Vater dafür sorgen.«

»Es kommt mir fast vor, als ob Du es darauf anlegen wolltest, mich zu verspotten,« fuhr Liebmann erbittert fort. »Du weißt sehr gut, daß mein Vater von der Existenz dieser Wechselschulden nichts wissen darf.«

»Bah – Du bist Associé –«

»Aber mein Vater führt die Cassa, er wird die Wechsel nicht einlösen.«

»So mußt Du sie verlängern lassen.«

»Das ist leicht gesagt.«

»Und eben so leicht gethan. Wer ist im Besitz der Wechsel?«

»Jacob Herz.«

»Der Wucherer?«

»Freilich.«

»Na, er wird die Wechsel prolongiren, wenn Du ein kleines Opfer nicht scheust.«

»Das heißt, wenn ich statt achttausend neuntausend Thaler acceptire.«

Heinrich zuckte gleichmüthig die Achseln, ein scharfer Beobachter würde entdeckt haben, daß die Verlegenheit seines Freundes ihm eher angenehm, als unangenehm war.

»So werde ich mich genöthigt sehen, die Wechsel von Monat zu Monat mit schweren Opfern prolongiren zu lassen,« fuhr Liebmann fort, »bis Jacob Herz zuletzt sein Geld verlangt. Was aber dann?«

»Das weiß ich nicht,« sagte Heinrich kalt. »Dann wird freilich nichts Anderes übrig bleiben, als daß Du Deinen Herrn Vater um Verzeihung bittest und Besserung gelobst.«

»Zum Teufel –«

»Weshalb regst Du Dich auf, dadurch besserst Du nichts! Es liegt ja in der Möglichkeit, daß Du inzwischen eine bedeutende Summe gewinnst, dann kannst Du den

Betrag der Wechsel decken. Man muß nicht so rasch den Kopf verlieren, kommt Zeit, kommt Rath!«

»Und wenn mein Vater sich weigert?«

»Hm – dann weiß ich freilich keinen Rath, Jacob Herz ist ein Blutsauger. Aber weshalb beunruhigst Du Dich schon heute? Warte es ruhig ab.«

Liebmann nahm seinen Hut.

»Ich hoffe, im Nothfalle wirst Du mir die Hand reichen,« sagte er.

»Wenn ich kann –«

»Gewiß kannst Du es.«

»Wer behauptet das?«

»Du hast Dir binnen wenigen Monaten ein hübsches Vermögen erworben.«

»Vermuthungen, mein Freund,« entgegnete Heinrich gleichgültig, »ich habe Glück gehabt, es ist, wahr, aber das Gerücht vergrößert es.«

»Ich kann mich also auf Dich verlassen?«

»Wir wollen sehen, wenn ich das Geld gerade flüssig habe, gewiß; aber in den nächsten drei Monaten ist es mir unmöglich. Uebrigens wird der Wucherer gerne die Wechsel so lange prolongiren.«

Carl Liebmann entfernte sich, er mußte eingesehen haben, daß er von seinem Freunde keine Hülfe erwarten durfte.

Heinrich wanderte eine geraume Weile nachdenklich auf und ab, dann setzte er sich an seinen eleganten, mit

Schnitzwerk überladenen Schreibtisch. Er nahm aus einer Schublade ein kleines Buch und warf einen Blick hinein.

»Vierzigtausend Thaler beträgt heute mein eigenes Vermögen,« sagte er, mit sich selbst redend, »das Glück hat mich begünstigt. Die Oel- und Getreide-Speculationen werden im Mai einen Gewinn von mindestens dreißigtausend Thaler abwerfen, macht siebenzigtausend. Hierzu die Mitgift Bertha's mit dreißigtausend, – in Summa hunderttausend Thaler!

»Das wäre das Fundament, rechnen wir weiter.

»Bertram Scheerenberg wird die Wechsel nicht decken können, die er acceptirt hat, die bereits eingeleiteten Machinationen müssen einen Bruch zwischen ihm und dem alten Manne herbeiführen.

»Ist das gelungen, so wird Bertram beseitigt und der Alte – – –«

Heinrich blickte sich um, in seinem wirren, verstörten Blick, spiegelte sich die Besorgniß, daß er überrascht oder belauscht werden könne.

»Der Alte?« fuhr er nach einer Weile nachdenklich fort.

»Er macht schon jetzt den Eindruck eines Mannes, dessen Verstand gestört ist, wenn er nach dem Unglück in seiner Familie Irrenhaus gebracht wird, so kann das keinem Menschen auffallen!

»Natürlich fällt die ganze Hinterlassenschaft an mich, ich werde es so einzurichten wissen, daß die Anverwandten meines Associés keine Activa vorfinden.

»Nun zu Liebmann!

»Der Fabrikant hat ein Vermögen von hundert und fünfzigtausend Thaler.

»Carl Liebmann wird denselben Weg wandern, den sein Genosse Bertram Scheerenberg wandern muß, darüber werde ich noch reiflich nachdenken.

»Stirbt der Alte, so ist Bertha die Universalerbin und stirbt sie später auch, so fällt das ganze Vermögen mir zu, das unterliegt keinem Zweifel.

»Gut – ich kann mit diesen Aussichten zufrieden sein, glückliche Speculationen werden auch das ihrige thun, warten wir also den Gang der Dinge ruhig ab.«

Er legte nach diesem Selbstgespräch das Buch wieder in die Schublade und schloß die letztere sehr vorsichtig.

Darauf trat er vor den Spiegel, um seinen Anzug zu mustern, und wenige Minuten später verließ er mit der Miene eines sehr heitren und glücklichen Menschen das Haus.

## ZWANZIGSTES KAPITEL. IN DER WELTSTADT.

Otto und Nikolas hatten in der That in Paris eine ausgezeichnete Stellung gefunden.

Herr Michelet, der Besitzer des bedeutenden Etablissements, achtete und bevorzugte die beiden Deutschen, und diese bemühten sich, das Vertrauen ihres Chefs in immer höherem Grade sich zu erwerben.

Herr Michelet war seit vielen Jahren Wittwer, er hatte aus der Ehe mit einer geliebten und angebeteten Gattin nur ein Kind, eine Tochter behalten, die übrigen Kinder waren früh gestorben.

Valerie war ein hübsches Mädchen, wenn sie auch auf den Namen einer vollendeten Schönheit keinen Anspruch machen konnte, so lag doch in ihrer Erscheinung, ihrem Auftreten und in ihrem ganzen Wesen ein Zauber, der ihr alle Herzen gewinnen mußten.

Die Arbeiter ihres Vaters nannten sie einen Engel, und die Liebe und Hochachtung, welche Alle für sie hegten, bewies, daß Valerie in der That diesen Leuten als ein guter Geist aus dem Jenseits erscheinen mußte.

Sie war die Wohlthäterin der Armen, kein Unglücklicher wandte sich vergeblich an sie und die Familien der Arbeiter wußten manchen erhebenden Zug ihrer Gutherzigkeit und freudigen Opferwilligkeit zu berichten.

Michelet selbst hatte keine Zeit, sich um das Privat- und Familienleben seiner Arbeiter zu kümmern, aber er war deshalb nichts weniger als ein herzloser Egoist.

Was seine Tochter that, billigte er, wenn sie eine Summe zu wohlthätigen Zwecken forderte, bewilligte er sie ohne Widerrede, er ließ Valerie schalten, wie es ihr gefiel, und war stolz auf das Lob und die Bewunderung, welche seine Arbeiter ihr zollten.

Als die Stürme des Jahres 1848 über das schöne Frankreich hinwegbrausten, als das Proletariat sich erhob, um den Druck, unter welchem es seufzte, abzuschütteln, da mußte mancher Fabrikant entgelten, was er in den Jahren vorher an seinen Arbeitern verbrochen hatte.

Da machte mancher Krösus die bittere, aber gerechte Erfahrung, daß an seinem Gelde das Blut und der Schweiß seiner Arbeiter klebte und daß nun die Tage der

Abrechnung gekommen waren, in denen er erntete, was er gesäet hatte.

In dem Etablissement des Herrn Michelet aber ging Alles seinen ruhigen, gewohnten Gang, nur ein Arbeiter, der erst vor wenigen Wochen eingetreten war, wollte dem reichen Fabrikant, wie er sagte, zur Ader lassen, aber er hatte kaum diese Aeüßerung fallen lassen, als seine Kameraden ihn unverzüglich vor die Thüre setzten.

Ja die gesammten Arbeiter hatten sich mit Waffen versehen, um das Etablissement und das Wohnhaus ihres Herrn vor einem Angriff von Außen zu schützen und sie würden es bis zum letzten Athemzuge vertheidigt haben, wenn der gefürchtete Angriff erfolgt wäre.

Daß in diesem Etablissement überall in jeder Werkstätte eine recht freudige und einmüthig herzliche Stimmung herrschte, lag in der Natur der Sache und wenn man dieser seltenen Eintracht auf den Grund ging, so fand man, daß sie in der Liebe zu Valerie gipfelte.

Am Weihnachtstage hatte Michelet seinen Arbeitern ein großes, sinniges Fest bereitet.

Sie wurden insgesamt mit ihren Familien im Schlosse, wie man das Wohnhaus nannte, bewirthet und nachher beschenkt.

Daß bei diesem Fest Valerie nicht fehlte, war natürlich und es war rührend zusehen, wie sie von den Arbeitern und ihren Frauen vergöttert wurde.

Wenn sie einen dieser gebräunten, robusten Männer anredete, so sah man eine stolze Freude in seinen Augen aufleuchten und dieser leuchtende Blick folgte ihr noch

lange, wenn sie sich wieder entfernte, um einem Andern einige freundliche Worte zu sagen.

Auch die beiden Deutschen, die in einer Fensternische plaudernd beisammen standen, wurden nicht vergessen.

Von ihrem Vater geführt, trat Valerie zu ihnen.

»Sie werden an diesem Tage Ihr schönes Deutschland sehr entbehren?« wandte sie sich lächelnd zu Otto. »Ich habe einmal einem Weihnachtsfeste in Deutschland, in Wien, beigewohnt und vergesse dieses Fest nie. Die Herzlichkeit und trauliche Gemüthlichkeit, die dort herrschten, kennen wir Franzosen nicht.«

»Und doch habe ich selten ein so schönes, herzliches und gemüthliches Fest, wie das heutige, gefeiert,« erwiderte Otto treuherzig.

»Ah, – das ist eine Schmeichelei.«

»Gewiß nicht, mein Fräulein. Diese Eintracht, diese Liebe und Herzlichkeit in dem großen Kreise findet man auch in Deutschland selten oder nie. Freilich, wenn Sie

–«

»Sehen Sie, Ihr Lob soll nur eine Schmeichelei für mich sein, ich weise es als unverdient zurück. Glauben Sie, daß unter unsern Arbeitern diese Herzlichkeit herrschen würde, wenn sie nicht alle unverdorbene Naturen wären? Es ist wahr, ich zeige an Allem, was sie betrifft, eine rege Theilnahme und es mag wohl sein, daß das sie mit ihrem Slavenlose aussöhnt, aber fern sei es von mir, glauben zu wollen, daß dies allein das Band bildet, welches sie Alle umschlingt und zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Nein, nein, dieses Band ist die Zufriedenheit, sie

sind genügsam, und bescheiden sich mit dem, was sie haben –«

»Und sie wissen sehr wohl, daß sie eine einzige große Familie bilden, daß alle ihre Sorgen, ihre kleinen Leiden und Freuden im Herrenhause ein Echo finden. Das macht sie so freudig zur Arbeit, so einmüthig und zufrieden.«

»Sie haben Recht,« sagte Michelet, der lächelnd zugehört hatte, »und ich versichere Sie, ich bin stolz darauf, an der Spitze dieser kleinen Colonie zu stehen. Meine Leute wissen sehr gut, daß ein einziges räudiges Schaaf die ganze Heerde vernichten kann, deßhalb halten sie selbst auf Zucht und Ordnung und ich hege die Ueberzeugung, daß ich in der Wahl neuer Arbeiter nicht allzu schwierig zu sein brauche. Die alten Arbeiter verdrängen die, welche Unfrieden säen wollen, rasch.«

»Und wenn der Stamm gesund ist, kann man getrost ein jedes neues Reis pflanzen,« fügte Valerie hinzu, »es bringt entweder gute Frucht, oder es muß verdorren.«

»Und ich hoffe, Sie werden noch recht lange bei diesem Stamme bleiben,« fuhr Michelet fort, während er den Beiden die Hand reichte, »ich habe Großes mit Ihnen vor.«

Otto verbeugte sich, er mußte für den Freund das Wort führen, Nikolas wurde gleich verwirrt, wenn ein höher stehender Mensch ihn anredete.

»Auch unser Wunsch ist es, hier zu bleiben und recht viel zu lernen,« erwiderte er.

Michelet und Valerie grüßten und wanderten weiter.

»Dieses Mädchen ist wirklich ein Engel,« sagte Otto, »man muß es begreiflich finden, daß sie von Allen geliebt wird, die ihr nahe kommen.«

Nikolas nickte.

»Auch ihren Vater muß man hochachten und lieben,« entgegnete er, »Michelet ist ein herzensguter, gemüthreicher Mensch, wenn er je einem Schurken in die Hände fiele, würde er bald ein Bettler sein.

»Wenn Du das glaubst, so verkennst Du ihn, er weiß sehr wohl die Menschen zu beurtheilen und mit energischer Strenge durchzugreifen, wenn es nöthig ist.«

»Ich hatte gedacht, Du würdest ihn um Rath fragen, des Briefes wegen, der uns so vieles Kopfbrechen gemacht hat,« sagte Nikolas.

Otto machte eine ablehnende Bewegung.

»Wozu das?« erwiderte er. »Wir vermuthen ja, wer den Brief geschrieben hat und sind entschlossen, der Aufforderung Folge zu leisten, was bedarf es da noch eines Rathes?«

Nikolas schüttelte bedenklich das Haupt.

»Ich traue der Sache nicht,« versetzte er. »Daß der Brief eine Dame geschrieben hat, steht fest und wir vermuthen, daß Marie Latour die Schreiberin ist. Sie fordert uns auf, heute Abend uns in einer uns unbekanntem Straße einzufinden und –«

»Wir werden die Straße und das Haus finden,« unterbrach Otto ihn ruhig, »wir werden hingehen und hören, was man von uns will.«

»Und wenn Marie jenen Brief geschrieben hat?«

»Wohl – was soll's?«

»Sie haßt mich.«

»Wäre das der Fall, würde sie Dich nicht befreit haben.«

Sie that es in der Hoffnung, meine Liebe dadurch zu gewinnen.«

»Und diese Hoffnung bewegt sie vielleicht auch, Dich einzuladen.«

»Aber Du weißt doch –«

»Still, mein Freund, man muß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Du bist dem Mädchen Dank schuldig und das Geringste, was Du thun kannst, um diesen Dank zu beweisen, ist, daß Du ihre Wünsche anhörst.«

»Aber, wenn ich diese Wünsche nicht erfüllen kann?«

»Das ist eine Sache für sich. Weißt Du vielleicht, welche Wünsche sie hegt?«

»Ich ahne es, und wenn ich auch diese Liebe nicht begreifen kann –«

»Lieber Junge, in Frankreich liebt man leidenschaftlicher, wie in unserm Deutschland. Hier ist die Liebe glühender und deshalb verzehrend und auch wieder rasch erloschen, bei uns ist sie eine schöne, duftige Blume, die Duft und Schönheit verliert, wenn sie mit rauhen Händen berührt wird. Wir gehen hin und handeln, wie die Verhältnisse, die wir noch nicht kennen, es erfordern.«

Die beiden Freunde hatten während dieser Unterredung das Haus verlassen, sie schritten in der Abenddämmerung auf die Weltstadt zu.

Eine geraume Weile stockte die Unterhaltung, endlich nahm Nikolas wieder das Wort.

»Es ist leichtsinnig, daß wir dieser anonymen Aufforderung Folge leisten,« sagte er, »zumal Du schon in Lyon ein sehr ernstes Abenteuer bestanden hast, welches Dein Leben in große Gefahr brachte.«

Otto zuckte die Achseln, ein Zug der Geringschätzung glitt über sein Gesicht.

»Wenn man sich stets von Bedenken und Befürchtungen leiten lassen will, so wird man es nie zu etwas Besonderem bringen,« erwiderte er. »Der Gefahr muß man mit ruhiger Stirne entgegengehen können, sie stählt die Nerven. Ich muß noch einmal auf das Thema zurückkommen, über welches Du mir bisher nie Rede stehen wolltest. Du sagst, Du habest eine Braut in Deutschland und doch schreibst Du nie an sie, noch empfängst Du je einen Brief von ihr. Jeder Frage über diese Braut weichst Du aus –«

»Das erscheint Dir sonderbar?«

»Muß es mich nicht befremden?«

Nikolas schwieg, er schien nachzudenken.

»Es ist wahr, es muß Dich befremden,« sagte er nach einer Pause.

»Aber ich will lieber Worte der Befremdung als des Spotts über diesen Punkt von Deinen Lippen hören. Spott und Hohn könnte ich nicht ertragen,« fuhr er sich ereifernd fort, »das sage ich Dir, Otto, ein einziges verletzendes Wort könnte mich bewegen, mich von Dir zu trennen.«

»Lieber Himmel, Du ereiferst Dich ohne Grund –«

»Ich weiß, daß Du eine beißende Bemerkung machen wirst –«

»Ich verspreche Dir, es nicht zu thun.«

»Willst Du mir auch geloben, Deine offene, ehrliche Ansicht, frei von jeder Leidenschaft, zu äußern?«

»Wenn Du es wünschest.«

»Ich wünsche es.«

»So verspreche ich es Dir.«

»Vor allen Dingen mache ich Dich noch einmal darauf aufmerksam daß das Mädchen, welches ich so tief und innig liebe, von dieser Liebe nichts weiß und daß sie erst dann Alles erfahren soll, wenn ich ihr eine Existenz bieten kann und ihr Herz und ihre Hand alsdann noch frei sind.«

»Ich weiß das und ich glaube, Dir schon meine ernstesten Bedenken darüber mitgetheilt zu haben.«

»Und wenn ich Dir nun sage, daß dieses Mädchen Deine Schwester ist; wirst Du auch dann noch mir rathen, schon jetzt mir Gewißheit zu holen?«

Otto war stehen geblieben, diese Mittheilung hatte ihn überrascht, aber nicht der leiseste Zug des Spottes oder der Mißbilligung glitt über sein Gesicht.

»Wenn mich das überrascht, so hat es seinen Grund darin, daß Du nicht eher mir Dein Vertrauen geschenkt hast,« sagte er ruhig. »Wie konntest Du von meiner Seite Spott und Hohn erwarten? Ich weiß, daß Helene an Deiner Seite eine, wenn auch bescheidene, doch glückliche Existenz finden wird und wenn sie Deine Liebe erwidert,

was könnte mich bewegen, zwischen Euch beide zu treten?«

»So billigst Du diese Liebe?«

»Weshalb soll ich sie mißbilligen?«

»Sie kann höhere Ansprüche machen, ich weiß, daß ich es nie höher als zu einem –«

»Lieber Freund, auf die Stellung in der Gesellschaft kommt es nicht an, die Hauptsache ist, ob der Mensch charakterfest, brav und gut ist, ich reiche lieber dem ehrlichen Tagelöhner die Hand, als dem reichen Schurken. – Soll ich für Dich bei Helene anklopfen?«

»Nein, nein –«

»Aber weshalb nicht?«

»Ich will sie nicht binden. Wenn sie mich zurückweist, habe ich den Muth und die Freudigkeit verloren, da will ich lieber in dieser Ungewißheit bleiben und an meinen Hoffnungen festhalten.«

»Nun, wie Du willst,« sagte Otto, indem er dem Freunde die Hand reichte, »sei versichert, daß es mir eine herzliche Freude bereiten wird, wenn Du das ersehnte Ziel erreichst.«

Nikolas drückte warm die Hand des Freundes, eine schwere, Last war ihm von der Seele gefallen.

Die Beiden hatten Paris erreicht.

Es gelang ihnen mit geringer Mühe, die Straße und das Haus zu finden, in welchem sie erwartet wurden.

Es war ein kleines bescheidenes Haus in einer ziemlich entlegenen, stillen Straße.

Otto zog die Glocke und noch in diesem Augenblick wiederholte Nikolas seinen Wunsch, der anonymen Aufforderung, die ihn beunruhigte, keine Folge zu leisten.

»Warten wir's ab,« erwiderte Otto ruhig.

Als die Thüre geöffnet wurde, erschien eine alte Frau auf der Schwelle, deren scharf markirte Physiognomie einen abschreckenden Eindruck auf die Freunde machte.

Sie blickte, während sie die Lampe empor hielt, mit ihren grauen, stechenden Augen die Beiden forschend an und forderte sie dann durch einen Wink auf, ihr zu folgen.

Gleich darauf befanden die Freunde sich in einem kleinen, sehr elegant eingerichteten Gemach.

Diese elegante, geschmackvolle und zugleich etwas überladene Ausstattung schien Nikolas nur noch mehr zu beunruhigen, er fühlte sich in solchen Räumen nicht wohl, weil er zu selten Gelegenheit gehabt hatte, sich in ihnen zu bewegen.

Otto dagegen harrte ruhig der kommenden Dinge, es überraschte ihn nicht, noch beunruhigte es ihn, als er in der jungen Dame, welche bald darauf eintrat, Marie Latour, die Tochter des Schlossers in Mülhausen, erkannte.

Marie war in diesem Augenblicke schöner, denn je.

Ihre elegante, verführerische Toilette hob die Schönheit ihres Wuchses und ihrer Formen hervor und die Gluth der Leidenschaft, die in ihren dunklen, glänzenden Augen loderte, hatte etwas Fesselndes, Berausches, dem nur ein fester Charakter widerstehen konnte.

Sie bat die Beiden Platz zu nehmen und ließ sich selbst auf ein Fauteuil nieder, der zwischen zwei mit blühenden Gewächsen reich garnirten Blumentischen stand.

»Ich danke Ihnen, daß Sie meine Bitte erfüllt haben,« sagte sie, »ich hege nun auch die Zuversicht, daß Sie mir nicht zürnen, werden, wenn Sie den Grund dieser Bitte vernehmen.«

»Ich glaube, wir kennen ihn bereits,« erwiderte Otto ruhig, »vielleicht ist es besser, Sie sprechen ihn nicht aus –«

»Mein Herr, es wird das letzte Mal sein,« fuhr Marie fort, über deren schönes Gesicht ein düstrer Schatten sich breitete. »Was die gewaltige Liebe zu diesem Undankbaren in meine Seele gehaucht hat, weiß ich nicht, es würde wohl auch zu keinem Resultate führen, wollte ich darüber nachgrübeln. Aber eine tiefe, gewaltige Liebe ist es, das beweisen wohl die Opfer, die ich gebracht habe. Ich habe die Heimath verlassen, mich einer Fälschung schuldig gemacht, meinem theuren Vater unsagbaren Kummer bereitet, und das Alles dieses Mannes wegen, der mir dafür mit Undank lohnt.«

»Mein Fräulein, was Sie für mich gethan haben, erkenne ich mit herzlichem Danke an,« erwiderte Nikolas, der in diesem Augenblick lieber hinter dem Schraubstock als in diesem eleganten Gemach gestanden hätte. »Ich habe Ihnen gesagt, daß ich bereit sei, Ihnen jedes Opfer zu bringen; nur das Eine, meiner Braut zu entsagen, dürften Sie nicht verlangen.«

Ein glühender Blick traf aus den blitzenden Augen des Mädchens den jungen Mann, ein Blick, der ihn zerschmettert haben würde, wenn er die Kraft eines Blitzstrahls besessen hätte.

»Alle diese Opfer habe ich gebracht,« fuhr sie fort, »und als er trotzdem meine Liebe verschmähte, da glaubte ich ihn hassen zu müssen. Aber den Haß gebiert die Liebe nur unter tausend Qualen und Schmerzen, es währt lange, ehe die Umwandlung sich vollzogen hat. Ich stehe nun am Scheidewege, einer führt zu dem Ziele, dem ich Alles geopfert habe, der andere führt zur Macht, zum Reichthum. Nicht ich habe die Wahl, sie liegt in dem Willen desjenigen, der den ersten Weg mir öffnen und verschließen kann.«

Otto blickte fragend den Freund an, der wehmüthig ernst das Haupt schüttelte.

»Der zweite Weg, mein Fäulein, führt vielleicht zum Reichthum, aber bittere Stunden der Reue werden am Ziele Sie erwarten,« sagte Otto, der die Absichten des Mädchens ahnte. »Weshalb wollen Sie nur die Wahl zwischen diesen Beiden? Kehren Sie in die Heimath zurück –«

»Ich kann es nicht!«

»Ihr Vater wird Sie mit offenen Armen empfangen.«

»Mein Vater wird mir die Thüre zeigen, wenn ich nicht am Arme des Mannes zurückkehre, für den ich meine Ehre und meinen guten Ruf hingegeben habe.«

»Suchen Sie hier eine Stelle.«

»Nein, ich mag nicht die Sclavin Andrer sein.«

»Sie wollen herrschen –«

»Ja, ich will herrschen, wäre es auch nur, um den vernichten zu können, der meine Liebe vergiftet und in Haß umgewandelt hat,« erwiderte Marie mit blitzenden Augen und es lag in dem Ausdruck ihrer Züge, wie in dem Ton ihrer Stimme eine solche Fülle von wilder, verzehrender Leidenschaft, daß Otto sein Entsetzen nicht verhehlen konnte.

»Was Sie auch thun mögen, mein Fräulein, beurtheilen Sie mich nicht falsch,« nahm Nikolas das Wort. »Liebe läßt sich nicht erzwingen, und wenn das Herz einmal liebt, so kann diese Liebe nicht mehr verdrängt werden. Müßten Sie selbst mich nicht verachten, wenn ich meiner Braut die Treue bräche, wenn –«

»Genug, mein Herr!« fiel Marie ihm in's Wort. »Ich könnte Ihnen erwidern, daß die Pflicht Ihnen gebiete, mich vor dem Sturz in den Abgrund zu bewahren, an den Sie mich geführt haben.«

»Ich?«

»Ja, Sie!«

Otto hatte sich erhoben.

»Beenden wir diese Unterredung, die zu keinem Resultate führen kann,« sagte er ruhig. »Ich kann Ihnen der Liebe zu meinem Freunde wegen nicht zürnen, mein Fräulein, aber mit Recht mache ich Ihnen den Vorwurf, daß Sie nicht versucht haben, diese Leidenschaft zu unterdrücken, als es noch Zeit war. Sie kannten die Gründe, welche diesen Mann nöthigten, das, was Sie ihm anboten, zurückzuweisen, Sie mußten diese Gründe ehren

und einsehen, daß es Ihnen nicht gelingen werde, sie zu beseitigen.«

Die vorhin noch so hochrothen Wangen des Mädchens waren erblaßt, ihre Lippen bebten vor innerer Aufregung.

»So kann nur ein Deutscher reden,« erwiderte sie, »ein Mann, der weder Herz noch Gemüth hat, in dessen Adern das kalte Blut der Amphibien wallt! Fort mit Euch, ich mag von Euch nichts mehr wissen, meine Liebe ist erloschen, fortan wird nur noch die Gluth des Hasses meine Seele durchströmen.«

Noch einmal versuchte Otto, den Freund zu rechtfertigen und ihr zu beweisen, daß der größere Theil der Schuld auf ihrer Seite sei, noch einmal bat Nikolas sie, sich mit seiner Freundschaft zu begnügen, mit finstern Schweigen hörte Marie sie an und als sie geendet hatten, wandte sie ihnen mit einem Blick der Verachtung den Rücken.

Die beiden Freunde hielten es unter diesen Umständen für rathsam, sich zu entfernen, und Marie ließ sie gehen, ohne den Versuch zu machen, sie zurückzuhalten

## EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DER BUND DER RACHE.

Wenn die beiden Fremide ein Interesse daran gehabt hätten, die Straße, an der das kleine Haus lag, zu beobachten, so würden sie bemerkt haben, daß ein Mann das Haus, welches sie verließen, scharf und unverwandt betrachtete.

Sie würden vielleicht näher getreten sein und in diesem Manne, der durch einen Mauervorsprung halb verdeckt war, Franz Werner erkannt haben, denselben Elsässer Schlossergesellen, dem sie ihre Verfolgung in Mülhausen damals zu verdanken hatten.

Sie sahen diesen Mann nicht und Franz Werner schien absichtlich die Begegnung mit ihnen vermeiden zu wollen, denn er drückte sich so viel wie möglich hinter den Vorsprung zurück, ohne sie indeß aus den Augen zu verlieren.

Als sie die Straße verlassen hatten, trat er hervor.

»Kein Zweifel,« sagte er leise, »in diesem Hause muß sie wohnen. Sie liebt diesen Mann noch immer gut, wir werden sehen, was zu thun ist.«

Er trat, rasch entschlossen, auf das Haus zu und zog die Glocke.

Die alte Frau öffnete.

Sie musterte den Fremden ebenso scharf, wie sie die beiden Deutschen gemustert hatte, dann fragte sie ihn, was ihn in dieses Haus führe.

»Sagt dem Fräulein Marie Latour, ein alter Bekannter wünsche einige Worte mit ihr zu reden,« erwiderte Werner kurz angebunden.

»Ein alter Bekannter,« höhnte die Alte. »Das Fräulein ist hier unbekannt.«

»Ein Bekannter aus Mülhausen.«

»Ah – was könnte er Gutes bringen! Ihr seid zu jung, um ihr Vater, und zu alt, um ihr Bruder zu sein, – geht,

das Fräulein hat Besseres zu thun, als mit Euch die Zeit zu verplaudern.«

Franz Werner ließ sich so rasch nicht abweisen.

»Es wird sich finden, ob Fräulein Latour mich anhören will oder nicht,« sagte er barsch, indem er die Frau sehr unsanft bei Seite drängte und rasch an ihr vorbeischnitt, »Ihr werdet wenigstens mich nicht hindern können, sie in diesem Hause aufzusuchen.«

Er öffnete, ohne die Erwidernng der bestürzten Frau abzuwarten, die erste Thüre, und stand in demselben Gemach, in welchem Marie die Deutschen empfangen hatte, dem Mädchen gegenüber.

Erschreckt trat Marie zurück, sie hatte noch nicht daran gedacht, daß sie diesem Feinde in Paris begegnen könne.

Franz Werner schloß hinter sich die Thüre und ließ sich auf einen Sessel nieder.

»Der Teufel, wie elegant und fein ist das Alles!« sagte er, erstaunt sich umblickend. »Gottes Blut, wenn ich dagegen bedenke, wie schlicht und einfach es im Hause Latour's war, so drängt sich mir die Vermuthung auf –«

»Mein Herr, was wünschen Sie von mir?« unterbrach Marie ihn, die ihre Fassung rasch wieder gefunden hatte. »Was bewegt und berechtigt Sie, in diese Wohnung so eigenmächtig und gewaltsam einzudringen?«

Franz Werner hatte inzwischen der eleganten Einrichtung die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, er blickte jetzt das Mädchen an, welches in drohender, fast feindseliger Haltung vor ihm stand.

»Was mich dazu berechtigt?« erwiderte er spottend. »Ich meine, die Antwort auf diese Frage liege sehr nahe. Gottes Blut, was hält mich ab, der Pariser Polizei Ihre Heldenthaten in Mülhausen zu berichten? Wenn ich das nicht thue und mir dafür nur erlaube, Ihnen einen freundschaftlichen Besuch zu machen, ist es nicht das kleinste Recht, auf welches ich Anspruch machen darf?«

»Und welchen Zweck hat dieser Besuch?«

»Hm – Sie wissen, was zwischen uns vorgefallen ist, Sie wissen auch, daß ich diesen deutschen Tölpel hasse, der sich zwischen Sie und mich gedrängt hat –«

»Er war die Ursache nicht, daß ich Ihre Werbung zurückwies.«

»Mag sein, aber ich hasse ihn, weil Sie ihn lieben.«

»Und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich ihn nicht mehr liebe?« fragte Marie, in deren Seele die Gluth der Leidenschaft neu aufflammte.

»He – das wäre –«

»Die Wahrheit!«

»Bah – haben Sie nicht mehr als zu viel für ihn geopfert?«

»Es ist wahr.«

»Und er sollte so kalt und gefühllos sein –«

»Er ist es.«

Mit wachsendem Erstaunen blickte Werner zu dem schönen Mädchen auf.

»Gottes Blut, war er denn nicht noch vor wenigen Minuten hier?« fragte er.

»Woher wissen Sie es?«

»Ich habe ihn gesehen, als er dieses Haus verließ.«

»Es ist wahr, er war hier und ich habe ihm gesagt, daß ich ihn fortan hassen werde,« erwiderte Marie so fest und ruhig, daß Werner keinen Zweifel in die Wahrheit ihrer Behauptung setzen konnte.

»Das ist sonderbar, sehr sonderbar, ein Räthsel, welches ich nicht begreifen kann,« sagte der Elsässer. »Nun wohl, dann sind Sie frei und ich darf es wagen, noch einmal um Ihre Hand zu werben.«

Marie schüttelte ablehnend das schöne Köpfchen.

»Lafsen wir alte Geschichten ruhen,« entgegnete sie, »nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, kann von einer solchen Werbung nicht mehr die Rede sein. Was wollen Sie hier? Sind Sie nur gekommen, um mir zu sagen, daß Sie jenen Deutschen hassen, wohl, so wissen Sie nun, daß auch ich ihn hasse, das mag Ihnen genügen und Sie aussöhnen mit der Zurückweisung Ihrer Werbung.«

Franz Werner verschränkte die Arme und blickte eine geraume Weile sinnend vor sich hin.

Er war klug genug, einzusehen, daß von einer Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen nicht mehr die Rede sein konnte und daß es ihm auch keinen Vortheil brachte, wenn er dafür sich dadurch rächte, daß er Marie der Polizeibehörde denuncirte.

»Und was wollen Sie nun thun?« fragte er.

»Ich weiß es noch nicht,« erwiderte das Mädchen ruhig.

»In die Heimath dürfen Sie nicht zurück.«

»Ich habe bereits darauf verzichtet.

»Ihr Vater hat gelobt, Sie nicht mehr als seine Tochter anzuerkennen.«

»Ich ahnte es.«

»Und das Alles haben Sie jenem Deutschen zu verdanken. Marie, wollen Sie sich dafür nicht an ihm rächen?«

»Was hätte ich durch die Rache gewonnen?«

»Wenigstens die Genugthuung, für jene Opfer sich entschädigt zu haben.«

»Nein, lassen Sie ihn, er wird später bereuen.«

»Bereuen?« forschte Werner. »Was sollte ihn dazu veranlassen? Gottes Blut, wenn ich an Ihrer Stelle wäre und ein Mann hätte meine Liebe verschmäht, in den Staub getreten, ich würde ihn vernichten!«

Der Blick des Mädchens ruhte lange auf dem Gesicht des Elsässers. Seine Worte weckten und nährten den Sturm, der ihre Seele durchtobte, – ja, sie wollte sich rächen, nur widerstrebte es ihr, den Beistand dieses Mannes anzunehmen.

»Ich weiß wohl, daß ich auf meine frühern Wünsche verzichten muß,« fuhr Werner fort, »nichtsdestoweniger empört mich die Handlungsweise dieses Mannes, die auf der andern Seite mir allerdings als eine gerechte Vergeltung der Zurückweisung meiner Werbung erscheinen könnte. Marie, so tief Sie auch damals mich gekränkt haben, biete ich dennoch mich Ihnen als Rächer an.«

»Und was verlangen Sie dafür?« fragte Marie.

»Nur die Erlaubniß, dann und wann mit Ihnen reden zu dürfen.«

»Weiter nichts?«

»Nein.«

»Ich werde reich werden, Werner, es werden Tage kommen, in denen ich eine hervorragende Stellung einnehme.«

»Träume, Marie.«

»Träume, die ich verwirklichen werde.«

Franz Werner konnte seine Ueberraschung nicht verhehlen.

»Das wissen Sie schon jetzt so sicher?« fragte er.

»Ich weiß es.«

»So haben Sie den Weg schon betreten, der zu diesem glänzenden Ziele führt?«

»Ja.«

»Ah, welcher Weg ist es?«

»Forschen Sie nicht darnach.«

»Doch, Marie, mir ahnt, daß es kein guter Weg ist, hören Sie den Rath eines Mannes, der Sie zu sehr liebt, als daß er Sie gleichgültig untersinken sehen könnte.«

Marie zuckte die Achseln.

»Ich werde nicht sinken, sondern steigen und wenn ich einst das Ziel erreicht habe, sollen meine Freunde mit mir zufrieden sein,« sagte sie. »Ihr Rath kann mich ebenso wenig zurückhalten, wie Ihre Bitten und Warnungen es thun würden, Werner, deshalb sparen Sie die Worte. Ich mag keine untergeordnete Rolle spielen, wo ich einmal daheim meine Ehre und meinen guten Ruf verloren habe, will ich mit dem, was mir blieb, wuchern, ich fühle, daß ich erkoren bin, zu herrschen, nicht zu dienen.«

»Aber die Reue –«

»Lassen wir das, wer die Reue fürchtet, darf nichts wagen, nichts unternehmen; ich fürchte die Reue nicht. Was wollen Sie? Wer reich ist, der ist auch angesehen und mächtig, der Arme aber kann sich niemals aus dem Staube erheben.«

Franz Werner nickte.

»Ja, ja, wer reich werden könnte!« sagte er sinnend.

»Bin ich's, so soll auch für Sie ein Theil dieser Glücksgüter, abfallen, vorausgesetzt, daß Sie mir in allen Dingen zur Seite stehen. Nicht mit Ihrem Rath, ich weiß selbst, was ich zu thun und zu lassen habe. Ich verlange von Ihnen nur, daß Sie treu und pünktlich meinen Willen ausführen.«

»Also gewissermaßen als Diener?«

»Ja. Es ist jedenfalls eine angenehmere Beschäftigung als die bisherige, und ich versichere Sie, daß Sie Reichtümer dabei sammeln können.«

Franz Werner wußte nicht, was er dazu sagen sollte, der Sinn dieser Worte war ihm unklar.

Aber er begriff, daß dieses Mädchen großartige Pläne entworfen hatte und die Zuversicht, mit der sie ihm den Reichthum in Aussicht stellte, mit der sie selbst über ihre eigene Zukunft redete, ließ ihn erkennen, daß sie des Erfolges ihrer Pläne sicher war.

Er selbst hatte nichts zu verlieren, er war ohne Arbeit und daneben auch nicht geneigt, sich wieder hinter den Ambos zu stellen.

Das Leben eines herrschaftlichen Dieners in glänzender Livree gefiel ihm besser und es lag ja in seinem freien

Willen, diesen Posten wieder zu quittiren, wenn er seinen Erwartungen nicht entsprach.

»Stellen wir die Bedingungen fest,« sagte er nach einer Weile, »wenn sie mir zusagen, gehe ich auf Ihren Vorschlag ein.«

Marie dachte eine Weile nach.

»Ueber die Bedingungen können wir uns später einigen,« erwiderte sie, »einstweilen erhalten Sie von mir, was Sie zum Leben bedürfen. Es kommt auf Sie an, ob die Trinkgelder der Herren, denen ich meine Salons öffnen werde, glänzend ausfallen. Die Kunst sie zu fordern, lernen Sie rasch.«

Jetzt begriff der Elsässer die Pläne der jungen Dame, und seine frühere Liebe war schon so sehr unter dem Egoismus und der Habsucht erstickt, daß er keinen Einwand mehr machte.

»Gut, ich nehme es an,« sagte er. »Aber hier werden Sie nicht mehr wohnen bleiben?«

»Nein.«

»Wir werden Wagen und Pferde haben?«

»Gewiß.«

»Dann kann es gelingen.«

»Sie geloben mir vor allen Dingen Treue und Verschwiegenheit –«

»Natürlich!«

»Und mich zu rächen an dem Deutschen?«

»Ja.«

»Wie wollen Sie das anfangen? Wenn Sie die Behörde auf ihn aufmerksam machen, so laufe auch ich Gefahr –«

»Das darf nicht geschehen. Wissen Sie, wo er arbeitet?«

»In dem Etablissement Michelets.«

»In der Mäßigkeits-Kolonie?« spottete Werner.

»Ich weiß das nicht, es soll ein sehr großes Etablissement sein.«

»Ich kenne es. Wenn Sie mir einige Tage Urlaub geben, werde ich den Deutschen dort eine Suppe einbrocken, an der sie ersticken sollen.«

»Den Urlaub gebe ich Ihnen gerne. Sie werden Ihren Dienst schon heute Abend antreten. Nehmen Sie diese Adresse und sagen Sie dem Herrn, ich erwarte ihn noch heute Abend.«

»Oh, – ein Bankier?« fragte Werner, einen Blick auf die Karte werfend.

Marie zuckte die Achseln.

»Er wird bald ruinirt sein,« erwiderte sie gleichmüthig.

»Wenn Sie diesen Auftrag ausgerichtet haben, so holen Sie Ihre Habseligkeiten –«

»Ich besitze keine –«

»Desto besser, ich werde morgen einen Schneider beauftragen, Sie mit der nöthigen Garderobe zu versehen. Sie kehren sicher zurück, meine Hauswirthin wird Ihnen ein Zimmer anweisen, welches Sie bis zu unserm bevorstehenden Umzuge benutzen können.«

»Und mein Taschengeld?«

»Nehmen Sie einstweilen diesen Louisd'or; er ist das Letzte von der kleinen Summe, die meine Wirthin mir

geliehen hat. Uebrigens bezweifle ich nicht, daß der Bankier Ihnen den Gang lohnen wird.«

Franz Werner eilte hinaus. Marie zog die Glocke und beauftragte die alte Frau, für ein Souper von zwei Couverts Sorge zu tragen.

»Endlich!« sagte die Alte, über deren häßliches Gesicht ein Zug triumphirender Genugthuung glitt. »Sehen Sie nun endlich ein, daß der Weg, den ich Ihnen zeigte, der beste ist?«

»Ja, Marguerite, ich sehe es ein,« erwiderte Marie gleichgültig, aber dem, der mich gezwungen hat, diesen Weg zu gehen, habe ich Rache geschworen.«

Die alte Frau nickte.

»Das gibt Abwechslung, wenn die Langeweile sich einstellt,« versetzte sie, »jetzt aber handeln Sie klug und vorsichtig, übereilen Sie nichts, das Glück ruht in ihren Händen. Sie werden vielleicht schon bald dieses Haus verlassen, nehmen Sie mich als Ihre Kammerfrau mit, ich vermiethe das Haus und wohne bei Ihnen.

»Ich wollte Ihnen diesen Vorschlag schon machen.«

»So sind wir also einig?«

»Vorausgesetzt, daß Sie niemals den Versuch machen wollen, mich in meinem freien Willen einzuschränken.«

»Ich werde Ihnen nur rathen.«

»Aber auch nur das?«

»Ja.«

»Gut, dann sind wir einig. Jetzt sorgen Sie für ein Abendessen. Die Auslagen erstatte ich Ihnen morgen zurück.«

Eine halbe Stunde später fuhr ein Wagen vor. Die Glocke wurde hastig gezogen, die Alte eilte zur Thüre, um zu öffnen.

Gleich darauf trat der Bankier ein.

Er war schon ziemlich bejahrt, eine untersetzte, wohlbeleibte Figur mit einer sehr gutmüthigen Physiognomie und den Spuren einer werdenden Glatze.

Man sah ihm sofort an, daß er ein Emporkömmling war; denn er trug seine goldne Kette, seine Ringe und andere Schmucksachen mit einer solchen Ostentation zur Schau, daß man sofort erkennen mußte, welchen Werth er auf sie legte.

»Sie haben befohlen, schönes Fräulein,« sagte er, während er sich rasch dem Fauteuil näherte, »ich hoffe, Sie werden in meinen Augen lesen, wie glücklich –«

»Ich habe Sie gebeten, mich zu besuchen, weil ich mit Ihnen über den Brief reden möchte, den Sie vor drei Tagen an mich schrieben,« unterbrach Marie ihn ruhig. »Dieser Brief hat mich überrascht. Sie werben um meine Gunst und doch kann ich mich nicht erinnern, Sie je zuvor gesehen zu haben.«

»Aber ich sah Sie, mein schönes Kind –«

»Erlauben Sie, die Vertraulichkeiten beginnen erst dann, wenn ich mich von der Wahrheit Ihrer Liebe zu mir überzeugt habe.«

»Fordern Sie Beweise!«

Der Blick, den Marie dem verliebten Narren zuwarf, hatte etwas Verführerisches, dieser Blick mußte die Leidenschaft des Bankiers zu heller Gluth anfachen.

»Wenn die Liebe wahr sein soll, muß sie vor allen Dingen opferwillig sein,« sagte sie und ein bezauberndes Lächeln umspielte ihre Lippen.

»Stellen Sie mich auf die Probe!« erwiderte der Bankier.

Marie schüttelte zweifelnd das schöne Köpfchen und entkorkte eine Champagnerflasche.

»Ich bezweifle, daß Sie die Probe bestehen werden,« versetzte sie, nachdem sie an dem perlenden, schäumenden Weine leicht genippt hatte. »Wenn ich einmal aus meiner einsamen Zurückgezogenheit in die Welt hinaustrete, dann will ich auch mit dem Glanze auftreten –«

»Sie sollen es. Befehlen Sie –«

»Ueberstürzen wir nichts. Eine schöne, elegante Wohnung, die mit allem Comfort, allem Luxus eingerichtet sein muß –«

»Ueberlassen Sie es mir, diesen Wunsch zu erfüllen. Ich kenne eine solche Wohnung, die Räume sind hoch, luftig, elegant, ich werde für eine fürstliche Ausstattung Sorge tragen.«

»Die Einrichtung dieser Wohnung muß natürlich mein alleiniges Eigentum sein.«

»Es würde mich beleidigen, wenn Sie mir nicht erlauben wollten, sie Ihnen als ein geringes Zeichen meiner Liebe anzubieten.«

»Greifen Sie zu, mein Lieber, dieses Geflügel ist vortrefflich zubereitet. – Dann müßte ich eine Equipage und Pferde besitzen.

Der Bankier nickte.

»Ich dachte schon darüber nach, ob ein zweisitziger oder ein viersitziger Wagen vorzuziehen sei.«

»Nehmen wir beide.«

»Wenn Sie es wünschen.«

»Natürlich werden die Kosten der Haushaltung nicht unbedeutend sein.«

»Meine Kasse steht Ihnen immer offen!«

»Sie werden mir monatlich zehntausend Francs zahlen?«

»Zehntausend?«

»Ich fürchte, es ist zu wenig.«

Der Bankier war in diesem Augenblick unfähig, über die Folgen der Verpflichtungen, die er einging, nachzudenken.

Die Blicke, das Lächeln und der Ton der Stimme be rauschten und verwirrten ihn.

»Wenn Sie nicht auskommen, nehmen Sie das Fehlende aus meiner Kasse,« sagte er.

Marie füllte wieder die Gläser und warf über den Rand des schäumenden Kelches dem Bankier einen glühenden Blick zu.

»Natürlich wird meine Schmuckschatulle mit der Einrichtung meiner Wohnung übereinstimmen müssen,« sagte sie. »Ich gestehe offenherzig, daß ich außer einem einfachen Ringe nichts besitze –«

»Ah – mein süßes Kind, ich werde den Laden des ersten Juweliers für Sie plündern!«

»Auch bin ich augenblicklich ohne Geldmittel, Sie werden die Güte haben, mir morgen die erste Monatsrate zu schicken.«

»Mit Vergnügen!«

»Und wann werden Sie mich in meine neue Wohnung führen?«

»Spätestens binnen sechs Tagen.«

»Also noch vor Jahresschluß?«

»Unter allen Umständen.«

Der Bankier hatte sich inzwischen erlaubt, der jungen Dame näher zu rücken, er wollte seinen Arm um ihre Taille schlingen.

Marie erhob sich, ein halb zürnender, halb aufmunternder Blick traf den verliebten Narren, der im Begriff stand, seiner unsinnigen Leidenschaft sein ganzes Vermögen und vielleicht auch die Ehre seines Namens zu opfern.

»Ich sagte Ihnen schon, daß ich jetzt noch keine Vertraulichkeiten dulde,« versetzte sie.

»Aber das ist grausam!« erwiderte der Bankier.

»Durchaus nicht.«

»Meine Liebe –«

»Reden Sie nicht von ihr, bevor ich von ihrer Wahrheit überzeugt bin.«

»Habe ich Ihnen nicht die Beweise dafür gegeben?«

»Habe ich Ihnen nicht die Erfüllung aller Wünsche zugesagt?«

»Freilich, aber –«

»Aber?«

»Wer bürgt mir dafür, daß Sie Ihr Versprechen einlösen werden?«

»Wie? Sie zweifeln daran?«

»Ja. Ich zweifle stets, so lange ich nicht überzeugt bin.«

Der Bankier schüttelte den Kopf, er begriff das nicht. Es überraschte ihn, daß das Mädchen plötzlich so kalt, so spröde war, er hatte das nicht erwartet.

Aber vergeblich verschwendete er die schönsten Worte, Marie, verlangte vor allen Dingen die Erfüllung seiner Versprechungen und erklärte ihm, daß sie erst dann ihn wiederzusehen wünsche, wenn er komme, um sie in ihre neue Wohnung zu führen.

Diese Erklärung wurde in einem so entschiedenen, festen Tone gegeben, daß der Bankier keinen Widerspruch wagte, weil er befürchtete, durch denselben Alles zu verderben, er verabschiedete sich mit dem Versprechen, schon am nächsten Tage Beweise für die Aufrichtigkeit und Opferwilligkeit seiner Liebe zu geben.

Hätte er das Lächeln kalten Hohnes gesehen, welches über das schöne Gesicht des Mädchens glitt, als er kaum hinausgegangen war, so würde er vielleicht ernstlich über die unausbleiblichen Folgen seiner Thorheit nachgedacht haben und möglicherweise zurückgetreten sein, so lange es noch Zeit war.

»Der Narr!« murmelte Marie, während sie die Glocke zog. »Er wird sich ruiniren eines schönen Gesichtes wegen! Mag er's thun, ich werde ihn nicht bedauern, ich will über dieses ganze Geschlecht, welches sich das starke zu nennen beliebt, triumphiren!«

Auf den Ruf der Glocke war Franz Werner herbeigeeilt.

»Sie können morgen Ihren Urlaub antreten,« wandte Marie sich zu ihm, »aber richten Sie sich so ein, daß Sie binnen drei oder vier Tagen wieder zu meiner Verfügung sind.«

»Und der Bankier?« fragte Werner lauernd.

»Er war hier.«

»Ich weiß es, er schien, als er Sie verließ, sehr übel gelaunt zu sein.«

»Desto besser. – Gab er Ihnen etwas?«

»Ich sagte ihm, Sie hätten mich bedeutet, er werde den Botenlohn mir zahlen.«

»Und wie viel gab er?«

»Fünf Franken.«

»Ah – er ist ein Knauser, es ist gut, daß ich es weiß. Jetzt gehen Sie und sagen Sie Marguerite, daß ich mit ihr zu reden wünsche.«

Die alte Frau fand sich sofort ein, und Marie pflog, ehe sie zu Bett ging, lange Rath mit ihr. Das Ergebniß dieser Unterredung war der ehrenwerthe Entschluß, den Bankier an den Bettelstab zu bringen und ihm zuletzt mit kaltem Spott die Thüre zu zeigen.

## ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DIE KINDER DER ARBEIT.

Die Weihnachtstage waren verstrichen. In dem großen Etablissement Michelet's arbeiteten die gewaltigen Maschinen und die fleißigen Hände rüstig und unermüdlich.

Otto saß in seiner Werkstatt mit der Konstruktion einer neuen Maschine beschäftigt, deren Zeichnung vor ihm lag.

Es war eine mühsame Arbeit, alle diese verwickelten Berechnungen zu machen, eine Arbeit, die Geduld, Kenntnisse und Ausdauer erforderte.

Und dazwischen beschäftigte ihn noch immer die Unterredung mit Marie Latour, deren Drohungen ihn doch nicht so kalt und gleichgültig ließen, wie er sich seinem Freunde gegenüber den Anschein geben wollte.

Er hatte den Charakter und die Willenskraft dieses Mädchens genugsam kennen gelernt, um zu wissen, daß sie fähig war, ihre Drohungen auszuführen und es bedurfte ihrerseits ja nur einer geheimen Benachrichtigung der Behörde, wenn sie die beiden Burschen zwingen wollte, Frankreich zu verlassen.

Mit seinen Gedanken über diese Angelegenheit sowohl wie auch über die vor ihm liegende Zeichnung beschäftigt, war es ihm unangenehm, daß der Werkmeister der Schlosserwerkstätte ihn darin unterbrach.

Aber der Grund dieser Unterbrechung war allerdings auch für ihn sehr wichtig, so wichtig, daß er sich durch ihn veranlaßt sah, seine Arbeit liegen zu lassen.

»Schwarz schickt mich zu Ihnen,« sagte der Werkmeister; »er läßt Sie bitten, einen Augenblick zu ihm herüber zu kommen.«

»Sagen Sie ihm, es sei mir augenblicklich unmöglich, seinen Wunsch zu erfüllen,« erwiderte Otto, »Sie sehen,

ich bin mit dem Entwurf einer neuen Maschine beschäftigt, auf dessen rasche und gründliche Prüfung Herr Michelet großen Werth legt.«

»Ich habe ihm das bereits bemerkt,« fuhr der Werkmeister kopfschüttelnd fort, »aber Schwarz meint, der Punkt, über den er mit Ihnen reden müsse, sei so wichtig, daß Sie –«

»Kennen Sie diesen Punkt?«

»Ja.«

»Gut, so lassen Sie hören.«

»Es betrifft einen neuen Gesellen, den Herr Michelet diesen Morgen meiner Werkstätte überwiesen hat.«

Otto blickte fragend zu dem Werkmeister auf.

»Nun wohl, hat Schwarz vielleicht –«

»Er kennt diesen Gesellen.«

»Ein Deutscher?«

»Nein. Er sagt, er habe ihn in Mülhausen kennen gelernt und zwar von einer sehr unvortheilhaften Seite.«

»In Mülhausen?«

»In der Werkstätte eines Schlossers Latour.«

Otto erhob sich, eine Ahnung sagte ihm, daß dieser Geselle Franz Werner sei.

»Sie haben Recht, diese Angelegenheit ist allerdings sehr wichtig,« sagte er, während er sich rasch der Thüre näherte.

»Wenn dieser neue Arbeiter derselbe Mensch ist, der in Mülhausen –«

»Schwarz hat mir gesagt, er sei ein Störenfried –«

»Das ist er in der That.«

»Aber Herr Michelet hat ihn engagirt.«

»Er würde es nicht gethan haben, wenn er die Vergangenheit dieses Mannes gekannt hätte.«

Die Beiden hatten jetzt die Schlosserwerkstätte erreicht.

Als Otto eintrat, fiel sein erster Blick auf Werner, der rüstig die Feile handhabte, und er glaubte zu bemerken, daß ein boshaft höhrendes Lächeln die Lippen dieses Mannes umspielte.

Auch in dem Blick, den Werner flüchtig ihm zuwarf, las Otto eine tückische Bosheit, die nur zu sehr geeignet war, ihn zu erschrecken und zu beunruhigen.

Er trat zu seinem Freunde und fragte ihn, ob Werner schon ein Zeichen seiner Feindseligkeit gegeben habe, Nikolas verneinte es.

»Er ist kaum seit einer Stunde hier,« erwiderte er, »ich begreife nicht, daß Herr Michelet diesen Menschen engagirt hat, dem doch das Vagabundenleben auf der Stirne geschrieben steht. Ich kann den Verdacht nicht zurückweisen, daß Werner mit der Tochter Latour's ein Bündniß geschlossen hat –«

»Wie kommst Du darauf?«

»Ich weiß es nicht.«

»Erinnere Dich des Auftritts an jenem Abend zwischen Latour und seinen Gesellen –«

»Freilich, freilich, aber dieser Mensch hat gewußt, daß wir hier arbeiten –«

»Ich bezweifle das nicht.«

»Und wer anders kann es ihm mitgetheilt haben, als –«

»Lieber Freund, woher hat Marie es erfahren? Wir wissen das ebenfalls nicht; aus derselben Quelle kann Werner geschöpft haben.«

Nikolas schüttelte zweifelnd das Haupt, während er einen verstohlenen Blick auf den Elsässer warf, der die Feile ruhen ließ und mit verschränkten Armen die beiden Deutschen scharf beobachtete.

»Ich habe darüber sehr reiflich nachgedacht,« sagte er. »Wenn dieser Mann uns Unannehmlichkeiten bereiten wollte, so wäre der einfachste und kürzeste Weg der, die Polizei auf uns aufmerksam zu machen.«

»Das gebe ich zu.«

»Wohlan, weshalb thut er es nicht? Weil er fürchtet, Marie zu compromittiren. Werden wir verhaftet, so kommt jedenfalls meine Flucht aus dem Gefängnisse in Mülhausen zur Sprache – und dann ist es kaum zu vermeiden, daß Marie ebenfalls verfolgt und in den Proceß verwickelt wird.«

»Auch das ist richtig.«

»Eben deshalb wählt er einen andren Weg und daß er ihn wählt, genügt mir als Beweis dafür, daß er sich mit Marie verständigt hat.«

Otto konnte diese Gründe nicht verwerfen, sie hatten Manches für sich.

»Was dieser Mensch thun wird, um uns zu verderben, kann ich freilich nicht voraus wissen,« fuhr Nikolas fort, »aber daß er es vor hat und daß seine Pläne entworfen sind, das habe ich in seinen Augen gelesen.«

»Und wenn dies der Fall ist, kennst Du ein Mittel, durch welches wir uns schützen und seine Pläne vereiteln können?« fragte Otto.

Nikolas zuckte die Achseln.

»Man müßte Herrn Michelet bitten, diesen Arbeiter wieder zu entlassen.«

»Wird er es können?«

»Gewiß.«

»Aber –«

»Wenn Du ihm reinen Wein einschenkst und die Gründe nennst, so wird er gewiß Deine Bitte erfüllen.«

»Ich bezweifle es.«

»So versuche es wenigstens. Herr Michelet hält große Stücke auf Dich, er weiß, daß Du einer seiner besten Arbeiter bist, ich bin überzeugt, so ohne Weiteres wird er Deine Bitte nicht zurückweisen.«

Nach einigem Zögern entschloß Otto sich, den Versuch zu machen.

Es war für ihn ein schwerer Gang, und doch mußte er ihn machen, schon, um späteren Vorwürfen vorzubeugen.

Herr Michelet empfing den jungen Mann sehr höflich. Er bot ihm einen Stuhl an und sprach sein Erstaunen darüber aus, daß Otto so rasch mit der Prüfung der Zeichnung fertig geworden.

»Nicht das ist es, was mich zu Ihnen führt,« erwiderte Otto beklommen, »eine andere Angelegenheit nöthigt mich, Sie zu belästigen.«

»Eine Privatangelegenheit?«

»Ja.«

»So reden Sie, ich bin sehr gerne bereit, Ihnen in allen Stücken mit Rath und That zur Seite zu stehen, obschon es, offen gesagt, mir lieber wäre, wenn Sie damit bis zum Schluß der Arbeit warteten.«

»Ich wollte das auch thun, aber Nikolas meinte –«

»Es betrifft Ihren Freund?«

»Uns beide.«

»So fassen Sie sich recht kurz.«

»Sie haben heute Morgen einen neuen Arbeiter engagirt.«

»Einen Schlosser, ganz recht.«

»Dieser Mensch hat in Mülhausen mit uns in einer Werkstätte gearbeitet und auf uns beide einen glühenden Haß geworfen.«

»Weshalb?«

»Die Tochter unsres Meisters liebte meinen Freund, sie hatte vorher diesem Gesellen einen Korb gegeben.«

»Also Eifersucht?«

»Jawohl.«

»Und das beunruhigt Sie heute noch.«

»Allerdings. Werner wählte, um uns zu verderben, einen Weg, den kein Ehrenmann gehen würde. Er denuncirte uns der Behörde als Aufwiegler.«

»Haben Sie zu dieser Denunciation Anlaß gegeben?«

»Ich habe allerdings im vertrauten Freundeskreise einige Worte geredet, die indeß sehr unschuldiger Natur waren. Die Polizei hat nun auf jene Denunciation hin uns verfolgt, aber es gelang uns, ihr zu entweichen.«

Michelet wanderte eine geraume Weile nachdenklich in seinem Cabinet auf und ab.

»Das ist mir sehr, sehr unangenehm,« sagte er nach einer Pause. »Hätte ich es vorher gewußt, würde ich natürlich diesen Mann nicht engagirt haben, nicht nur aus Rücksicht auf Sie, sondern auch meines Etablissements wegen. Aber er besaß ausgezeichnete Zeugnisse und augenblicklich fehlt es mir an tüchtigen Arbeitskräften. Ich habe ihn engagirt und kann ihn nun auch nicht so mir nichts, dir nichts entlassen.«

Otto nickte, er hatte darauf ja schon seinen Freund aufmerksam gemacht.

»Zu einer Entlassung gehören Gründe,« erwiderte er, »und die haben Sie nicht. Wenn Sie ihm sagen, sein Charakter, seine Vergangenheit und seine politische Haltung gefalle Ihnen nicht, so kann er Ihnen erwidern, das seien böswillige Verläumdungen und auf seine Arbeit könne es keinen Bezug haben.«

»So ist es,« fuhr Michelet fort, »mir fehlen alle Gründe, welche die plötzliche Entlassung rechtfertigen können. Zudem glaube ich auch nicht, daß Sie von ihm etwas zu befürchten haben, zeigt er sich als ein Störenfried, so dürfen Sie versichert sein, daß meine Arbeiter ihn sehr rasch hinaus schaffen werden, und mit Aufhetzungen gegen Sie kommt er nicht durch, Sie genießen die Achtung und Liebe eines jeden Kameraden.«

»Dennoch kann ich die Befürchtung nicht zurückweisen –«

»Bah, – Sie sind zu ängstlich. Was will er, der Einzelne, gegen Sie unternehmen? Sucht er Streit, so zeige ich ihm die Thüre, will er im Stillen gegen Sie –«

»Er wird meine Kameraden gegen die beiden Deutschen aufhetzen!« warf Otto ein.

»Vertrauen Sie ruhig auf den gesunden Sinn Ihrer Kameraden, sie lassen sich nicht aufhetzen.«

Otto hätte gerne noch einige Bedenken geäußert, aber er durfte nicht wagen, die Unterredung in die Länge zu ziehen, Michelet trat an sein Schreibpult und gab ihm dadurch deutlich zu verstehen, daß er beschäftigt sei und nicht länger gestört zu werden wünsche.

Er näherte sich mit schwerem Herzen der Thüre.

»Nur nicht ängstlich,« sagte Michelet noch einmal, »Sie wissen, daß ich in jedem Falle Sie beschützen werde. Kehren Sie ruhig zu Ihrer Zeichnung zurück und prüfen Sie dieselbe recht sorgsam und scharf; ich vermuthete, daß Sie manchen Fehler in ihr entdecken, die englischen Zeichnungen sind mitunter ziemlich oberflächlich.«

Dem jungen Manne blieb nun nichts Anderes übrig, als sich zu entfernen.

Sein Weg führte ihn an der Werkstätte vorbei, in der Nikolas arbeitete, und trotz dem Geräusch, welches die Maschinen, die Hämmer und Feilen verursachten, glaubte er schon von Weitem lauten Wortwechsel zu vernehmen. Von einer bangen Ahnung getrieben, öffnete er die Thüre. Franz Werner stand in der Mitte des Raumes, umringt von dem gesammten Personal der Werkstätte, nur Nikolas war an seiner Bank geblieben.

In dem Augenblick, in welchem Otto eintrat, hörte er, daß Werner die Deutschen Spione und Intriguanen nannte, die nichts weiter bezweckten, als Frankreich seiner blühenden Industrie zu berauben.

»Gesindel ist es!« rief er. »Lumpiges Gesindel, welches hier lernen will, um in Deutschland arbeiten zu können. Wenn wir diese Spione in unsrer Mitte dulden, werden wir bald in Deutschland Arbeit suchen müssen, dort entsteht schon jetzt ein Etablissement für Maschinenbau nach dem andern und was da verdient wird, hat man uns gestohlen.«

»Oho!« warf ein Arbeiter ein. »Ihr seid ja ein grundgescheidter Prophet! Was haben Euch die Deutschen gethan, daß Ihr –«

»Was sie mir, was sie uns, was sie Frankreich gethan haben, fragt Ihr?« fuhr Werner, ihn unterbrechend fort. »Haben Sie nicht unsern Kaiser gemordet, unser Land geplündert, unsere Väter erschlagen? Wer mit einem Deutschen sympathisiren kann, der ist kein Franzose und nicht werth, daß die Sonne Frankreichs ihn bescheint.«

»Wollt Ihr wissen, weshalb dieser Vagabund uns haßt?« rief Otto in den Tumult hinein, der diesen Worten gefolgt war. »Rachsucht ist es, Rachsucht wegen verschmähter Liebe. Diese Rachsucht hat ihn verleitet, uns in Mülhausen der Polizei zu denunciren; ein Mensch, der sich dazu hergeben kann, sollte nimmer unter ehrlichen Männern geduldet werden!«

»Ein Denunciant?« schrieen Einige. »Hinaus mit dem Schuft!«

»Eine Lüge ist es,« rief Werner, der nicht bemerkt hatte, daß Otto eingetreten war.

»Eine Lüge?« donnerte Otto. »Kameraden, Ihr kennt meinen Freund und mich, ich glaube nicht, daß einer von Euch einen Stein auf uns werfen kann! Nun wohl, seit wann kennt Ihr diesen Mann, der Euch das Märchen vom Diebsgelüste der Deutschen und dem Untergang Eurer Industrie aufbinden will?«

»Recht gesprochen,« sagte ein herkulischer Schlossergeselle, »seit wann kennen wir ihn?«

»Er ist kaum warm geworden hier,« erwiderte ein Anderer.

»Und da will er schon Hader und Zwietracht stiften?« fragte ein Dritter.

»Hinaus mit dem Lump!« riefen Mehrere. »Wir lassen uns nicht aufhetzen.«

»Laßt ihn,« sagte Otto, »es wird ihm eine Lehre sein und ihn einsehen lassen, daß hier nicht der Boden ist,« auf dem seine Saat Früchte tragen kann.«

Werner warf dem jungen Mann einen Blick voll des glühendsten Hasses zu.

»Versucht es, mich anzurühren!« rief er. »Wer es wagt, der ist fortan seines Lebens nicht mehr sicher. Ich habe Euch die Augen öffnen wollen, Ihr aber seid zu dumm, um mit sehenden Augen sehen zu können.«

»Hoho, er droht mit der Polizei!«

»Sollen wir es dulden, daß dieser Vagabund hier das große Wort führen will? Ist er vielleicht besser oder nur ebenso gut, wie diese Deutschen es sind?«

Der herkulische Schlossergeselle hatte sich an diesen Rufen nicht betheiliget.

Er war, während seine Kameraden ihrer Entrüstung in Worten Luft machten, auf den Störenfried zugetreten, hatte ihn trotz allem Sträuben, Drohen und Protestiren gleich einer Strohpuppe unter den Arm genommen und mit bewundernswerther Gemüthsruhe hinausgetragen. Vor der Thüre konnte er sich allerdings das Vergnügen nicht versagen, mit einem so kräftigen Fußtritt Abschied von ihm zu nehmen, daß die Nase Franz Werners mit den Steinplatten des Corridors in sehr innige Berührung kam.

Darauf kehrte er in die Werkstätte zurück, und das gesamte Personal nahm sofort seine Arbeit wieder auf.

Nur der Werkmeister entfernte sich für eine kurze Zeit, um dem Chef des Etablissements den Vorfall zu berichten, was um so nöthiger war, als man voraussehen mußte, daß Werner sich im Comptoir über die ihm widerfahrere Behandlung beschweren würde.

Franz Werner schäumte vor Wuth, er wollte Genugthuung haben und glaubte sie durch den Chef zu erhalten.

Daß Michelet bereits unterrichtet war, ahnte er um so weniger, als er ja das Verhältniß zwischen diesem Herrn und seinen Arbeitern nicht kannte.

Um so mehr überraschte es ihn, als der Chef des Etablissements ihm mit kühler Ruhe erwiderte, er hege die Ueberzeugung, daß ihm eine ganz gerechte Behandlung widerfahren sei und daß ihm nun nichts mehr übrig bleibe, als die Fabrik möglichst rasch zu verlassen.

Werner protestirte gegen diese Behauptung, und während er noch protestirte trat der Werkmeister ein.

Von ihm ließ Michelet sich Bericht erstatten und als der Werkmeister damit zu Ende war, legte er die Hand an den Glockenzug.

»Ich gebe Euch zwei Minuten,« wandte er sich an den Störenfried, »habt Ihr bis dahin das Haus nicht verlassen, so werdet Ihr auf demselben kurzen Weg hinaus befördert, auf welchem Ihr vorhin an die Luft gesetzt wurdet. Also entschließt Euch kurz!«

Werner wartete eine Wiederholung dieser Aufforderung nicht ab, seine Wahl war unter den obwaltenden Umständen rasch getroffen.

Er entfernte sich, mit einem glühenden Haß gegen die beiden Deutschen, gegen Michelet und das gesammte Personal in der Seele, und er hatte die Schwelle des Etablissements noch nicht überschritten, als er schon über die Mittel nachdachte, durch welche er sich an Allen für die ihm widerfahrene Schmach rächen konnte.

### DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL. GEWITTERWOLKEN.

Es gibt in Paris, dieser Riesenstadt, zahlreiche Schenken, die nur das Proletariat besucht.

Und unter diesen finden sich wiederum mehrere, in denen nur das Vagabundenthum verkehrt.

Da finden die Taschendiebe und Gauner, die Bettler und die aus dem Zuchthause entlassenen Verbrecher, Arbeiter, die aus irgend einem Grunde keine Arbeit finden

können, die kaum engagirt, sofort wieder entlassen werden, weil sie mehr Liebe zu einem lüderlichen Lebenswandel als zur Arbeit haben, sie alle finden sich hier zusammen und es ist ihnen ein Bedürfniß, hinter dem Branntweinglase sich mit ihren Thaten zu rühmen, die jeden ehrlichen Menschen mit Abscheu und tiefer Entrüstung erfüllen müssen.

In diesen Höhlen des Lasters und des Verbrechens werden Pläne entworfen und berathen, Handlungen ersonnen, die später den Einen oder Andern in's Zuchthaus oder gar auf's Schaffot bringen, Verbrecher werden hier herangebildet und mit allen Kniffen und Ränken der Verbrecherlaufbahn bekannt gemacht – kurz, diese Schenken sind die Hochschule für alle die Handlungen, welche das Tageslicht fürchten müssen.

In einer solchen Schenke saß am Sylvester-Abend Franz Werner.

Marie Latour, seine Gebieterin, hatte ihn für diesen Tag beurlaubt und dabei nicht unterlassen, die Hoffnung auszusprechen, daß es ihm gelingen werde, einen bessern wirksameren Weg für die Ausführung seiner Rache an den beiden Deutschen zu finden.

Der Plan, den Werner entworfen hatte, richtete sich nicht allein gegen die beiden Deutschen, sondern auch gegen Michelet und dessen gesamntes Personal.

Aber allein konnte er ihn nicht ausführen, er bedurfte dazu des Beistandes mehrerer Personen und diese hoffte er sehr rasch zu finden.

Er legte die feine elegante Kleidung ab, welche der Schneider ihm gleich nach Weihnachten geliefert hatte und zog die Kleidung wieder an, welche er früher bei der Arbeit getragen hatte, darauf begab er sich in die Schenke. Mit scharfem Blick musterte er die anwesenden Gäste, er hatte unter diesen Vagabunden bald den Mann herausgefunden, den er suchte.

Dieser Mann war, nach seiner Kleidung, seinem Körperbau und seinen groben, schwierigen Händen zu urtheilen, ebenfalls ein Eisenarbeiter, und es bedurfte keines besondern Scharfblicks, um zu erkennen, daß er sich schon seit längerer Zeit ohne Arbeit und Verdienst befand.

Diesem Arbeiter gegenüber nahm Franz Werner Platz. Er forderte Branntwein und stieß, bevor er das Glas zum Munde führte, mit dem Vagabunden an.

»Seid wohl auch ohne Arbeit?« fragte er. »Na, ja, wer heutzutage nicht den Schafspelz umhängen kann, der verkommt in Noth und Elend.«

»Was meint Ihr damit?« fragte der Vagabund.

»Gottes Blut, man hat nur nöthig, sich umzusehen, so findet man schon die Antwort auf Eure Frage,« fuhr Werner im Tone der Gewißheit fort. »Ist es recht, daß ausländische Arbeiter uns vorgezogen werden? Ist es recht, daß die Fabrikanten es billigen, wenn ein französischer Arbeiter von diesen Deutschen hinausgeworfen wird? Ha – geht nur in die Fabrik Michelets, in diese Musterkolonie, wenn Ihr mit einem Fußtritt hinaus geworfen sein wollt.«

»Oho!« fuhr der Vagabund auf. »Das sollte mir Jemand bieten!«

»Sie würden es Euch dort bieten, so gut, wie sie es mir geboten haben. Die Arbeiter dort sind scheinheilige Heuchler, die ihrem Herrn die Fußsohle küssen, mit der sie kurz vorher getreten worden sind.«

»Von wem redet Ihr?« mischte hier ein Anderer sich in die Unterhaltung.

»Denkt Euch, dieser Mann will mir aufbinden, bei Michelet würden die Arbeiter wie die Hunde behandelt!« rief der Vagabund.

»Da hat er Recht,« nahm ein anderer Gast das Wort, der eine wahre Galgenphysiognomie besaß. »Michelet ist ein scheinheiliger Schuft, bei dem kein Arbeiter einen Tropfen Brantwein trinken darf.«

»Während er selbst wohl im Champagner schwelgt!« schrie ein Vierter.

»Was er selbst thut, erfährt Niemand,« entgegnete Werner, der wohl einsah, daß er jetzt das Feuer schüren mußte, »man darf ja nicht laut darüber sprechen, er hat seine Spione überall.«

»Aber seine Arbeiter sind zufrieden mit ihm,« wagte ein Gast einzuwerfen.

»Zufrieden?« spottete Werner. »Na, ja, sie müssen es sein, wenn sie es nicht sind, werden sie vor die Thüre gesetzt. Diese Fabrikanten, die uns wie ihre Sklaven behandeln, die von unserm Schweiß und Blut sich mästen, müßten ausgerottet werden, wir können selbst die Herren spielen, wenn es darauf ankommt.«

»Ja, ja, das können wir,« riefen Mehrere zugleich.

»Und wenn wir in unserer eigenen Werkstätte arbeiten, so hat das einen ganz andern Klang,« fügte der Eisenarbeiter hinzu. »Wir haben keine Maschinen nöthig, wir können selbst arbeiten, die Maschinen sind es, die uns das Brod stehlen.«

»An die Laterne mit den Schurken, die uns betrügen und sich von unserm Schweiß mästen!« schrie ein halbberauschter Bettler. »Wenn die Republik uns nicht schützt, so müssen wir selbst uns schützen.«

»Das ist es, was allein uns helfen kann,« sagte Werner, der im Stillen schon triumphirte. »Wir selbst müssen uns schützen, aber wie?«

Die Brandfackel war in die Leidenschaft hineingeschleudert, die Gluth loderte hell und wild empor.

»Wenn wir uns unser Recht verschaffen wollen, dann müssen wir vor Allem die vernichten, die dieses Recht seit Jahren in den Staub getreten haben,« nahm einer der Vagabunden das Wort. »Wir müssen dasselbe Mittel wählen, welches damals in der Schreckenszeit unter diesen reichen Blutsaugern aufgeräumt hat, – die Guillotine. Es lebe die Guillotine!«

»Das ist das richtige Mittel!« rief Werner. »Aber haben wir die Gewalt? Nein! Sind die, welche die Gewalt haben, geneigt, auf die Wünsche des Proletariats zu hören? Nein. Also?«

»Also müssen wir uns selbst Recht verschaffen!« schrie der Eisenarbeiter.

»Wir müssen denen, die an der Spitze der Republik stehen, zeigen, daß wir auf ihre Hülfe nicht warten können und wollen!« fügte ein Anderer hinzu.

»Und wodurch zeigen wir es ihnen?« fragte Werner mit scharfer Betonung. »Allein dadurch, daß wir einige dieser mißliebigen Fabrikanten aufknüpfen, ihre Etablissements zerstören und allen denen Krieg erklären, die für sie sind.«

»Das wollen wir!« riefen Mehrere. »Was haben wir gethan, daß wir von Allen gemieden und von der Behörde überwacht werden? Wir haben Arbeit gesucht und sie nicht gefunden, die Noth hat uns gezwungen, zu stehlen, Weib und Kind durften nicht verhungern.«

»Ah – seht Ihr erst jetzt ein, wie ungerecht man gegen uns ist?« spottete Werner. »Wenn wir arbeiten wollen, zeigt man uns die Thüre, weil andere, fremde Leute unsere Plätze schon einnehmen; wenn die Noth, Elend und Hunger uns zwingen, um Unterstützung zu bitten, so erwidert man uns, wir könnten arbeiten und sollten unsere Kräfte verwerthen und wenn wir dann, vom Elend genöthigt, nehmen, was wir finden, so kommt das Gesetz und schickt uns in's Zuchthaus. Ist das Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Die Fabrikanten ersticken in ihrem eignen Fett, wir sind es, die mit ihrem Schweiß sie mästen, – nieder mit ihnen!«

Es war natürlich, daß diese Worte auf den rohen Haufen einwirken mußten.

Unter all' denen, welche in der Schenke anwesend waren, befand sich nicht einer, der etwas zu verlieren hatte,

außer seinem armseligen Leben, wohl aber hoffte Jeder durch die Vernichtung der Fabrikanten und ihrer Etablissements etwas zu gewinnen.

Auch einige Weiber hatten sich inzwischen eingefunden und diese waren es vorzugsweise, welche den Ansichten und Behauptungen Werners beipflichteten.

Eine von ihnen kannte die Tochter Michelets, sie nannte sie eine vollendete Heuchlerin, welche absichtlich die Rolle einer Wohlthäterin spiele, um sich dadurch für ihre heimlichen Sünden Verzeihung zu erwerben.

Es ist eine bekannte Sache, daß dem Bösen jede gute That ein Dorn im Auge ist.

Während der gute, edel denkende Mensch für jede schlechte That eine Entschuldigung sucht und betrübt ist, wenn er eine Entschuldigung nicht finden kann, gewährt es dem Bösen eine Genugthuung, jede gute That zu begeifern, ihre Reinheit in Zweifel zu ziehen und ihr besondere Gründe unterzulegen.

Franz Werner hatte unter dieser Rotte von Vagabunden und ehrlosem Gesindel leichtes Spiel.

Er konnte und mußte seinen Zweck um so leichter und rascher erreichen, weil es allgemein bekannt war, daß Michelet der Freund und Vater seiner Arbeiter war und daß er in seinem Etablissement nichts Schlechtes duldete.

Ein Wort gab das andere, Jeder wollte jetzt den Fabrikanten und dessen kleine Kolonie kennen, Jeder suchte jetzt einen Stein, den er auf ihn werfen konnte, und

Franz Werner schürte emsig die Gluth, die er angefacht hatte.

Und als die Gluth wild emporschlug, rückte er mit seinem Plane heraus.

»Man muß an diesem Manne ein Beispiel feststellen,« sagte er, »ein Beispiel, welches die Anderen warnt und abschreckt. Brechen wir auf, zerstören wir die Fabrik und geben wir den Arbeitern Michelets die Freiheit, nach der sie schmachten!«

Wäre die Rotte nüchtern gewesen, so würde sie vielleicht die möglichen Folgen dieses Schrittes bedacht und reiflich erwogen haben, aber Werner hatte dafür gesorgt, daß sie sich nicht mehr in der Verfassung befand, klar und ruhig nachzudenken.

Während er mit diesen Vagabunden unterhandelte, hatte er sie reichlich mit Branntwein regalirt und der Geist des Alkohols das Seinige gethan.

Die Lunte war in's Pulverfaß geworfen, die Explosion erfolgte augenblicklich.

»Vorwärts! Vorwärts!« erscholl es an allen Tischen, »wir werden unseren Kameraden zeigen, auf welchem Wege man sich seine Rechte verschaffen und sichern muß.«

Franz Werner triumphirte, er hegte die Ueberzeugung, daß der entsetzliche Plan ihm gelingen mußte.

»Wie viel sind unserer?« fragte er.

»Dreiundzwanzig, ohne die Weiber,« lautete die Antwort.

»Weshalb werden die Weiber nicht mitgezählt?« fuhr Werner fort, der sehr wohl wußte, daß gerade diese seine besten Verbündeten waren. »Sie gelten so viel, wie wir auch, sie haben dieselben Rechte, wie wir, sie werden eben so tapfer, wie wir, diese Rechte zu vertheidigen wissen. Wir müssen Waffen haben. Gehe Jeder, um eine Waffe zu holen, sei es ein Brecheisen, eine Axt oder eine Muskete, ohne Kampf wird es vielleicht nicht abgehen. Können wir Verbündete gewinnen, so ist es um so besser, je zahlreicher wir sind, desto sicherer ist uns der Sieg, und wir werden genug finden, um uns für die Mühen und Strapazen zu entschädigen.«

»Wir werden natürlich auch in's Schloß eindringen?« fragte eines der Weiber.

»Gewiß,« erwiderte Werner, »sollen wir dem Schuft als Eigenthum lassen, was er seinen Arbeitern gestohlen hat?«

»Ich werde das Fräulein, diesen Tugendspiegel, besuchen,« höhnte ein anderes Weib, »sie soll erfahren, daß man ihre heuchlerische Maske durchschaut.«

Nach kurzer Berathung entfernte das Gesindel sich, um die nöthigen Werkzeuge und Waffen zu holen.

Es war beschlossen worden, daß man erst nach Mitternacht aufbrechen wollte, weil man annehmen mußte, daß Michelet und die Mehrzahl seiner Arbeiter in der Sylvesternacht das neue Jahr wachend erwarteten.

Mehrere unter den Vagabunden versprachen, bis dahin neue Freunde anzuwerben, nach ungefährender Schätzung konnte Werner darauf rechnen, an der Spitze von vierzig

bis fünfzig Personen zu stehen, die insgesamt nur von dem Wunsche beseelt waren, die Geld- und Silberschränke des Fabrikanten zu plündern.

Aber trotzdem diese Rotte aus charakterlosen Vagabunden zusammengesetzt war, befand sich dennoch ein Verräther unter ihnen.

Und dieser Verräther war derselbe Eisenarbeiter, an den Werner zuerst sich gewandt hatte.

Anfangs mit Leib und Seele auf die Ideen Werner's eingehend und den Ansichten desselben beipflichtend, hielt er es, nachdem der definitive Entschluß gefaßt worden war, für rathsam, die Angelegenheit von zwei Seiten zu betrachten.

Und da fand er denn, daß auf der andern Seite möglicherweise sich ihm Vortheile boten, die zurückzuweisen eine unverzeihliche Thorheit gewesen wäre.

Er fühlte, daß er sich nicht in der Verfassung befand, über diese Vortheile auf der einen und die Nachtheile auf der andern Seite klar und scharf nachzudenken, und diese Einsicht bewog ihn, seinem umnebelten Verstande durch ein kaltes Sturzbad zu Hülfe zu kommen.

Er trat in den Hof und hielt sein schweres Haupt unter das Rohr der Pumpe.

Der eiskalte Wasserstrahl that seine Wirkung, er verscheuchte die Nebel des Alkohols.

Der Vagabund dachte nun reiflich nach, er fand, daß er mehr gewinnen konnte, wenn er Michelet vor der ihm drohenden Gefahr warnte, als wenn er sich bei dem Sturm auf das Etablissement betheiligte, in welchem er

sich außerdem der Gefahr aussetzte, sein Leben zu verlieren.

Nachdem ihm das klar geworden war, zögerte er nicht, seinen Vorsatz auszuführen.

Um jedem Mißtrauen in der Seele Werners vorzubeugen, sagte er ihm, daß auch er eine Waffe holen und Verbündete werben wolle.



Michelet feierte die Sylvesternacht im Kreise seiner Arbeiter.

Er hatte sich nun einmal so sehr daran gewöhnt, sie als seine Familie zu betrachten, daß er ohne sie kein Fest feiern konnte, und so hatte er sie denn auch heute zur Feier des Jahreswechsels eingeladen.

Gesänge und Toaste wechselten mit einander ab, die Stunden verstrichen rasch und schon harrte man des ersten Glockenschlags, der den Anbruch des neuen Jahres verkünden sollte, als der Pförtner mit verstörtem Gesicht die Meldung machte, ein Vagabund wünsche augenblicklich mit dem Chef des Etablissements zu sprechen, unter dem Vorwande, er bringe eine sehr wichtige und dringende Nachricht, die nichts Geringeres, als das Wohl des ganzen Etablissements betreffe.

Es war nicht das erstemal, daß man gedroht hatte, das Etablissement zu zerstören, Michelet besaß so gut, wie

jeder andre Mann, der eine hervorragende Stellung einnimmt, seine Feinde, und er war nicht so thöricht, sich darüber leichtfertig hinweg zu setzen.

Er gab Befehl, den Fremden einzulassen und hörte die Mittheilungen desselben ruhig an.

Darüber, daß Franz Werner der Anführer der Bande war, herrschte kein Zweifel, wenn auch der Vagabund behauptete, den Namen dieses Anführers nicht zu kennen.

»Ich rathe Ihnen, machen Sie diesen Verräther unschädlich, bis der Angriff zurückgewiesen ist,« flüster-te Otto seinem Chef zu, der in Nachdenken versunken schweigend vor sich hin blickte. »Wer kann wissen, ob dieser Verrath nicht eine abgekartete Sache ist?«

»Das glaube ich nicht,« erwiderte Michelet ruhig, der seine Fassung nicht verlor, »dennoch hat Ihr Rath Manches für sich. Wie stark ist die Bande?« wandte er sich zu dem Verräther, dem inzwischen ein Arbeiter ein volles Glas gereicht hatte.

»Vielleicht vierzig Mann.«

»Und wann soll der Angriff stattfinden?«

»Gleich nach Mitternacht.«

»Wir werden sie empfangen, daß sie daran denken sollen,« sagte ein Werkmeister, während er seinen Blick mit dem Ausdruck freudiger Siegesgewißheit über seine Kameraden schweifen ließ. »Dieses Gesindel wird entschlossene muthige Männer finden, die –«

»Sagen Sie das nicht mit dieser Sicherheit, lieber Herr,« warnte Michelet, »solchen Gefahren muß man ernst begegnen. Das Proletariat ist im Zustande der Wuth und

Gereiztheit wild und blutdürstig, es schont im Vernichtungskampfe das eigne Leben nicht. – Was hat Sie bewogen, mir diese Mittheilungen zu machen? Haben Sie auf eine Belohnung gerechnet, so werden Sie mich bereit finden, Ihnen den Lohn zu zahlen, vorausgesetzt, daß Sie bescheiden in Ihrer Forderung sind.«

Das klang gerade nicht erbaulich, der Vagabund mußte aus diesen Worten entnehmen, daß Michelet ihn durchschaute und zu behandeln wußte.

»Ich befinde mich schon seit mehreren Monaten ohne Arbeit,« sagte er verwirrt.

»Ah – ist es das? Was sind Sie?«

»Eisengießer.«

»Und was war die Ursache, daß Sie aus Ihrer früheren Arbeit entlassen wurden?«

»Ich wurde nicht entlassen.«

»Sie gingen freiwillig?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Weil der Arbeitslohn zu niedrig war.«

Michelet schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Eines solchen Grundes wegen wird kein vernünftiger Arbeiter Feierabend machen,« sagte er ernst, »ein niedriger Lohn ist immer besser wie kein Lohn, man bleibt und wartet ruhig ab, bis eine bessere Stelle sich findet. Sie hoffen nun, bei mir Arbeit zu finden?«

Der Vagabund nickte.

»Wohl, wenn ich diese Hoffnung erfüllen wollte, würden Sie sich manchen Bedingungen fügen müssen, von

denen ich annehmen, darf, daß sie Ihnen lästig und unangenehm wären.«

»Ich würde mich ihnen unterwerfen.«

Der Blick Michelets ruhte scharf prüfend auf dem Gesicht des Vagabunden, er las in diesen Zügen, daß der Verräther seinen Verrath schon bereute, weil er die an ihn geknüpften Erwartungen nicht erfüllt fand.

»Ich halte es für besser, sowohl in Ihrem eignen, wie in meinem Interesse, daß Sie auf diesen Wunsch verzichten,« sagte er ruhig, »wir würden nicht lange beisammen bleiben. Zudem dürfen Sie nicht übersehen, daß, wenn Sie ein Engagement bei mir annehmen, jene Bande Sie als den Verräther bezeichnen und für den Verrath züchtigen wird. Sie bleiben bis morgen früh hier, ich werde Ihnen einen Raum anweisen lassen, in welchem Sie übernachten können und mache Sie darauf aufmerksam, daß jeder Fluchtversuch Ihrerseits Ihnen das Leben kosten könnte.«

»Ist das der Dank?« fuhr der Vagabund gereizt auf.

»Der Dank wird sich morgen früh finden, die Vorsicht gebietet mir, mich vor einem möglichen doppelten Verrath sicher zu stellen.«

Auf den Wink Michelet's näherten zwei Arbeiter sich dem Verräther und forderten ihn auf, sie zu begleiten.

Knirschend vor Wuth leistete der Vagabund dieser Aufforderung Folge, es wäre Thorheit gewesen, sich derselben widersetzen zu wollen.

Michelet traf unverzüglich seine Maßregeln zum Empfang der Bande.

Er bewaffnete seine Arbeiter und wies jedem einen Standpunkt an, von welchem aus die Vertheidigung des Etablissements sicher und wirksam bewerkstelligt werden konnte.

Dann bat er Otto, die Leitung der Vertheidigung zu übernehmen und nachdem dies Alles geschehen war, ging er in das Wohnhaus zurück, um seine Tochter zu beruhigen.

Eine Viertelstunde später sah man in der Ferne die Bande anrücken.

Einige von ihnen trugen brennende Pechfackeln, in dem rothen Scheine dieses Lichtes konnte man die Waffen der Vagabunden erkennen.

#### VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DIE RACHE DES INDIANERHÄUPTLINGS.

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß wir den Kölnischen Schlossermeister Peter Braun in dem Augenblick verließen, in welchem die Corrados mit ihrem Gefangenen von dannen jagten.

Peter Braun lag an Händen und Füßen gefesselt auf dem Rücken eines Pferdes und die beiden Indianer, welche zu beiden Seiten neben ihm ritten, waren nicht im Entferntesten darauf bedacht, ihm seine Lage bequemer zu machen.

Die Jagd ging durch große dichte Wälder, über weite Prairien, durch Bäche und Flüsse unaufhaltsam vorwärts, und nicht eine dieser Rothhäute schien daran zu denken,

daß ihr Gefangener an solche Strapazen nicht gewöhnt war.

Unfähig ein Glied zu rühren, verschmachtet vor Durst und dabei gewissermaßen überzeugt, daß er nicht mit dem Leben davon kommen werde, litt der Schlossermeister entsetzlich unter den Folterqualen des Leibes und der Seele.

Was half ihm nun die Reue? Sie kam zu spät, hätte er den Rath und die Warnungen seines Dieners beachtet, würde er all' diesen Gefahren und Strapazen entgangen sein.

Weshalb hatte der Häuptling der Corrados ihn nicht sofort getödtet?

Auch diese Frage drängte sich dem Gefangenen auf, und die einzige Antwort, die er darauf fand, war keineswegs geeignet, ihn zu beruhigen, oder Hoffnungen in seiner Seele zu wecken.

Es unterlag ja keinem Zweifel, daß der Häuptling eine grausame Rache an ihm üben wollte und Peter Braun hatte in früheren Jahren von der Rachsucht und Grausamkeit dieser Söhne der Wildniß so Manches gehört und gelesen, daß er nur mit Entsetzen an das Loos, welches ihn erwartete, denken konnte.

Nach einer zweitägigen Reise, während der die Indianer nur einmal Halt gemacht hatten, um die Pferde zu tränken und ein Mahl zu halten, erreichte der Trupp das Dorf, in welchem der Stamm dieses Häuptlings wohnte.

Es waren dreißig bis vierzig Hütten, aus Baumstämmen und Erde aufgeführt und mit einer dichten Reihe von Bäumen umgeben, welche dieses Dorf bildeten.

Die heimkehrenden Rothhäute wurden von ihren Weibern und Kindern mit lautem Geheul empfangen und schon jetzt richtete zum Entsetzen des Schlossermeisters mancher Speer sich auf die Brust des Gefangenen, der ihn unfehlbar durchbohrt haben würde, wenn nicht der Häuptling rechtzeitig ihn beschützt hätte.

Aber dieser Schutz konnte in der Seele Brauns keine Hoffnung wecken; sah er doch, daß der Häuptling und mehrere seiner Begleiter mit den Zurückgebliebenen einige Worte wechselten, worauf diese ihn mit Blicken betrachteten, in denen sein Loos deutlich genug ausgedrückt war.

Man befreite ihn von seinen Fesseln und führte oder, besser gesagt, trug ihn in eine der Hütten.

Diese Hütte schien einzig und allein für die Gefangenen des Stammes bestimmt zu sein, sie enthielt außer einer Steinbank und einem Lager von dürrem Laub nichts, was zur Bequemlichkeit hätte dienen können.

Ein Indianer, mit Speer, Beil und Messer bewaffnet, folgte ihm in diese Hütte, und während Peter Braun völlig erschöpft auf dem dürren Laube lag, kauerte der Indianer am Eingange, den glühenden Blick unverwandt auf den Gefangenen gerichtet.

Man brachte Beiden Wasser und halbbrohes Fleisch, sowie ein Stück schlecht gerösteten Brodes, und der Hunger zwang den Gefangenen, das Beispiel seines Hüters zu befolgen und diese Nahrungsmittel zu verschlingen.

Am nächsten Morgen trat der Häuptling, begleitet von einem zweiten Indianer ein.

Dieser letztere schien vielfach mit Deutschen verkehrt zu haben, er sprach wenn auch nicht geläufig doch ziemlich verständlich deutsch und diente seinem Stamme als Dolmetscher, so oft dieser mit Deutschen in Berührung kam, die der spanischen Sprache nicht mächtig waren.

Dieser Dolmetscher erklärte dem Gefangenen, daß er sich auf seinen Tod vorbereiten müsse.

Peter Braun hatte das erwartet, aber er hoffte noch immer, daß irgend ein Zufall ihm das Leben retten könne.

Nun er entdeckte, daß er sich dem Häuptling verständlich machen konnte, bestärkte dies ihn in seiner Hoffnung.

Er erwiderte dem Dolmetscher, daß er sich keiner Schuld bewußt sei, daß der Häuptling ihn gereizt habe und der Consul in Rio de Janeiro den Mord rächen werde, der ihm nicht verschwiegen bleiben könne.

Der Indianer schüttelte sein Haupt und entgegnete, der Häuptling habe ihm seine Freundschaft angeboten, er sei zu ihm gekommen in friedlicher Absicht und trotzdem empfangen worden wie ein Räuber und Mörder. Die Schuld des weißen Mannes sei es nicht, wenn die Kugel

den Häuptling nicht getroffen habe, der große Geist habe dieser Kugel eine andere Richtung gegeben. Den Consul fürchteten die Corrados nicht, er wisse, daß sie die Freunde der Weißen seien und daß sie nur dann feindlich gegen sie aufträten, wenn man sie gereizt und tödlich beleidigt habe. Dasselbe thäten die Weißen auch.

Peter Braun sah ein, daß sein Protest nichts fruchtete, er nahm seine Zuflucht zu Bitten und Versprechungen. Er bot dem Häuptling Alles an, was er besaß, wenn man ihm dafür das Leben schenken wollte, er gelobte sogar, ihm hundert Dollars zu zahlen, wenn man ihn nach Rio de Janeiro zurückgeleitete.

Aber weder seine Bitten noch seine Versprechungen hatten den gewünschten Erfolg.

Der Häuptling ließ ihm erwidern, eine Beleidigung könne nur durch Blut getilgt werden, und er müsse sein Blut fließen sehen.

Der Dolmetscher fügte hinzu, daß der ganze Stamm den Tod des weißen Mannes verlange und alle Vorbereitungen für die Festlichkeit bereits getroffen seien, er möge sich bereit halten, bei Sonnenuntergang werde man ihn an den Pfahl binden.

Die Worte: ›Festlichkeit, Sonnenuntergang und Pfahl‹ erklangen dem Schlossermeister wie die Posaunen des jüngsten Gerichts, sie ließen das Blut in seinen Adern stocken. Der letzte Anker, an den er sich geklammert hatte, war seinen Händen entfallen, Verzweiflung und Todesangst erfüllten seine Seele.

Der Häuptling und dessen Begleiter hatten sich entfernt, Peter Braun sah sich wieder mit seinem Hüter allein, der ihn unausgesetzt beobachtete und den glühenden, stechenden Blick nicht von ihm wandte.

Er versuchte, sich diesem verständlich zu machen, es gelang ihm, durch bezeichnende Geberden, deren Sinn der Sohn der Wildniß rasch errieth, ihm seine Wünsche mitzuthemen.

Wohl funkelten die Augen des Indianers bei dem Anblick der Goldstücke, welche der Gefangene ihm anbot, aber die ehrliche Rothhaut wies sie kopfschüttelnd zurück.

So war auch die letzte, schwache Hoffnung geschwunden, von der Peter Braun sich hätte sagen müssen, daß schon der Gedanke, an die Möglichkeit ihrer Erfüllung eine Thorheit gewesen wäre.

Denn selbst, wenn es ihm wirklich gelungen wäre, den Indianer zu bestechen und die Hütte zu verlassen, mußte er nicht voraussehen, daß es für ihn ein Ding der Unmöglichkeit war, aus dem Bereich des Stammes zu entkommen?

Der Gefangene erinnerte sich, früher einmal gehört zu haben, daß selbst ein zum Tode verurtheilter Weißer sein Leben retten könne, wenn er sich bereit erklärte, eine Indianerin zu heirathen.

Er erinnerte sich, daß solche Fälle vorgekommen waren und er würde ohne Bedenken diesen Weg der Rettung gewählt haben, wenn man ihm denselben angeboten hätte.

Das sagte er dem Dolmetscher, der nach mehreren, qualvollen Stunden wieder erschien, um den Gefangenen noch einmal darauf aufmerksam zu machen, daß jede Hoffnung für ihn verloren und sein Tod unwiderruflich beschlossen sei.

Der Indianer aber zuckte spöttisch lächelnd die Achseln und erwiderte, bei den Corrados sei es nicht Sitte, einen Weißen in den Stamm aufzunehmen; selbst wenn eine Tochter des Stammes die Ehe mit ihm begehre, würde der Häuptling die Erfüllung dieses Verlangens nicht zugeben.

Abermals verstrichen einige Stunden, die dem Gefangenen eine Ewigkeit däuchten und doch auch wieder ihm zu rasch entschwanden.

Als die beiden Indianer eintraten, welche ihn auf seinem letzten Gange begleiten sollten, fanden sie den Gefangenen mehr todt als lebendig und es blieb ihnen nichts übrig, als den weißen Mann zur Richtstätte zu tragen, da dieser, den letzten Muth der Verzweiflung zusammenraffend, sich energisch weigerte, dahin zu gehen.

Der Richtplatz befand sich vor dem Dorfe.

Es war ein ziemlich großer, freier Platz, den mehrere Reihen hoher, schattiger Bäume umgaben.

Die ganze Einwohnerschaft des Dorfes war auf dem Platze versammelt, die Weiber und Kinder hockten auf dem Boden, die Männer, sämmtlich mit ihren Speeren und Messern bewaffnet, bildeten einen Halbkreis, in dessen Mitte der Häuptling stand.

Dem Häuptling gegenüber, am entgegengesetzten Ende des Platzes war der Pfahl eingerammt, an welchen die Indianer den Gefangenen mit Stricken festbanden. Der Schlossermeister sah die Blicke Aller auf sich gerichtet und er las in dem Blick eines Jeden, daß er unrettbar verloren war.

Jetzt hegte er nur noch den einen Wunsch, daß man es kurz machen möge, ihn schauderte vor dem Gedanken daran, daß man ihn zollweise zu Tode martern könne.

Das letztere aber schien in der Absicht der Rothhäute zu liegen.

Sie begannen einen Tanz, einen wilden, leidenschaftlichen Tanz, in welchem jeder Tänzer seinen Speer auf die Brust des Gefangenen richteten.

Das laute, wilde Geheul, untermischt mit einem einförmigen Gesang und den dumpfen, unharmonischen Klängen verschiedener Instrumente, die drohenden Geberden und die blutdürstenden Blicke – das Alles erhöhte die Todesangst des Verurtheilten und bildeten allein schon eine entsetzliche Folterqual.

Als der Tanz beendet war, stellten die Indianer sich dem Gefangenen gegenüber auf und schleuderten ihre Speere nach ihm. Peter Braun hörte manchen an seinem Haupte vorbeischwirren, aber manchen fühlte er auch in sein Fleisch eindringen.

Es schien auch dieser Prozedur eine raffinierte Grausamkeit zu Grunde zu liegen, denn nicht ein einziger Speer traf die Brust oder das Haupt, die Indianer wollten ihr Opfer zu Tode martern. Wieder begann der wilde,

leidenschaftliche Tanz, wieder erscholl das laute, betäubende Geheul.

Dem Gefangenen schwanden die Sinne, er wäre dem, der ihm den Todesstoß gegeben hätte, dankbar gewesen.

Da horch – Pferdegetrappel in der Ferne!

Mit rasender Eile kam es näher und näher, Schüsse fielen, heulend und kreischend eilten die Weiber in ihre Wigwams zurück, während die Männer hinter den Bäumen Schutz und Deckung vor dem ersten Angriff suchten.

Peter Braun war ohnmächtig, das Haupt auf die Brust gesenkt, sah und hörte er nicht, was um ihn vorging.

Für ihn war das ein Glück, die Indianer wähten, er sei todt, hätte er nur ein leises Lebenszeichen gegeben, würde einer der Rothhäute ihm unfehlbar seinen Speer in die Brust geschleudert haben.

An der Spitze der Reiter, die, mit den Büchsen und dem Revolver in der Faust, sich dem Platze näherten, befanden sich Sennor Olivarez und der ehemalige Zahnarzt Feodor von Wevelinghofen.

Sennor Olivarez gebot den Reitern Halt und forderte den Häuptling auf, den Gefangenen herauszugeben.

Der Häuptling berieth eine kurze Weile mit seinen Genossen und erwiderte, daß er geneigt sei, diesem Verlangen nachzugeben, unter der Bedingung, daß man mit dem weißen Manne abziehe, ohne an dem Stamme Rache zu nehmen.

Feodor war abgestiegen, er hatte sich dem Gefangenen genähert und die Wunden desselben untersucht.

Er erklärte dem Sennor, daß keine dieser Wunden lebensgefährlich sei, auf diese Erklärung hin nahm Olivarrez die Bedingungen an.

Es wäre für die Reiter vielleicht ein Leichtes gewesen, unter den Rothhäuten ein Blutbad anzurichten, ihre Wigwams zu zerstören, ihre Weiber und Kinder zu ermorden, zumal sie sich in dem Vortheil vor jenen befanden, daß sie beritten und gut bewaffnet waren, aber dies hätte die Indianer nur zur Wiedervergeltung gereizt und es war rathsam, das zu vermeiden, wenn man es konnte.

Die Indianer ließen es ruhig geschehen, daß der Gefangene von seinen Fesseln befreit und verbunden wurde.

Es ärgerte sie allerdings, daß man ihnen ihr Opfer entriß, aber sie fanden doch eine Genugthuung darin, daß dieses Opfer todt und ihre Rache also befriedigt war.

Als sie aber bemerkten, daß der Verwundete in dem Augenblick, in welchem er auf ein Pferd gehoben wurde, die Augen wieder öffnete und deutliche Lebenszeichen gab, stießen sie ein wildes Geheul aus und sie schienen große Lust zu haben, den Kampf mit den Weißen zu eröffnen.

Der Häuptling mochte einsehen, daß ein solcher Kampf zur Vernichtung des Stammes führen konnte, er suchte seine Genossen zu beschwichtigen, aber mehr als seine Worte, schüchterten die drohende Haltung der Weißen und die Mündungen der Feuerwaffen die Rothhäute ein.

Sennor Olivarez beobachtete die Söhne der Wildniß scharf und unverwandt; während Feodor für seinen verwundeten Herrn Sorge trug, er war bereit und entschlossen, sofort den Kampf zu beginnen, wenn die Indianer den Vertrag brachen.

Als der ehemalige Zahnarzt die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, sprengten die Reiter rasch von dannen, begleitet von dem Wuthgeheul der Rothhäute.

#### FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DER STURM AUF DIE FABRIK.

Die Vagabunden ahnten nicht, daß in dem Etablissement Michelets zu ihrem Empfange Alles bereit war, und da Otto die Vorsicht gebraucht hatte, alle Lichter, welche von Außen bemerkt werden konnten, auslöschen zu lassen, so mußte dies die Bande nur noch mehr in Sicherheit wiegen.

Sie war stärker als der Verräther angegeben hatte, so viel man in dem ungewissen Schein des Fackellichts bemerken konnte, bestand sie aus ungefähr sechszig Personen, die insgesamt mit den nöthigen Waffen und Werkzeugen versehen waren. Die Vagabunden machten vor dem Etablissement Halt, sie beriethen eine geraume Weile mit einander.

»Aufgepaßt!« flüsterte Otto seinen Kameraden zu. »Sobald ich rufe: »Fertig!« werden die Gewehre angelegt, aber Niemand schießt, bevor ich dazu Befehl gegeben habe.«

Die Vagabunden schienen ihren Angriffsplan entworfen zu haben.

Zwei von ihnen begannen die Mauer, welche das Etablissement umschloß zu übersteigen, offenbar in der Absicht, das Thor von innen zu öffnen und so ihren Genossen den Weg zu bahnen.

Als sie auf der Mauerkrone standen, rief Otto, ihnen ein gebieterisches ›Halt‹ zu.

Die beiden Vagabunden stutzten.

»Hinunter oder ich lasse feuern!« rief Otto. »Was wollt Ihr hier?«

»Ihr werdet es erfahren, wenn wir drinnen sind,« erwiderte einer der Beiden trotzig.

»Da werdet Ihr lange warten können,« fuhr Otto spottend fort, »hinein kommt Ihr nicht.«

»Das ist der Deutsche!« rief eine Stimme hinter der Mauer. »Jagt ihm eine Kugel in den Schädel!«

»Bah, weshalb sollen wir unnöthigen Lärm machen?« entgegnete einer der Beiden. »Wir werden den deutschen Hund an eine Laterne hängen.«

Otto zögerte mit dem Befehl zum Feuern, er fürchtete die Verantwortung um so mehr, als er sich noch der Hoffnung hingab, den Angriff ohne Blutvergießen zurückweisen zu können; zudem war es der Wille Michellet's, daß nur im äußersten Nothfalle von der Schußwaffe Gebrauch gemacht werden solle.

Dadurch aber, daß er seiner Drohung die That nicht folgen ließ, ermuthigte er die Bande, die jetzt die Ueberzeugung hegte, daß man sie nur habe einschüchtern wollen.

Die Vagabunden waren hinunter gesprungen, und an's Thor geeilt, sie begannen, dasselbe mit ihren Brecheisen zu bearbeiten.

Vor dem Thore stand die ganze Bande schreiend und lärmend, den vereinten Bemühungen mußte es bald gelingen, dasselbe zu erbrechen.

Die Arbeiter Michelets standen an den Fenstern und erwarteten mit wachsender Ungeduld den Befehl zum Feuern, und als nun Otto noch immer damit zögerte, wurden Stimmen laut, die mit steigender Entrüstung sich über dieses Zögern beschwerten.

»Wenn wir hier noch lange geduldig zusehen, werden die Mordbrenner uns wie die Fliegen todtschlagen,« murrte ein Maschinenbauer.

»Ruhe!« gebot Otto.

»Zum Teufel!« rief ein Zweiter. »Was hält uns ab, dieses Lumpengesindel nieder zu schießen? Wir müssen uns unsrer eignen Haut wehren.«

Lautes Jauchzen drang vom Hofe herauf.

Das Thor war erbrochen, die Bande stürmte hindurch.

In diesem Augenblick fiel der erste Schuß, er war das Signal zum Kampfe.

Der Maschinenbauer hatte diesen Schuß abgefeuert, Otto besaß jetzt nicht mehr die Macht, dem Kampfe Einhalt zu gebieten.

Die Arbeiter schossen auf's Geradewohl in den Haufen hinein, einige Vagabunden stürzten, andere, wahrscheinlich verwundet, zogen sich hinter die Mauer zurück.

Aber eingeschüchtert wurde die Rotte dadurch nicht.

Die Verwundung ihrer Kameraden reizte den Haß und die Wuth der Uebrigen und vorzugsweise die Weiber bemühten sich, die wilde Gluth der Leidenschaft zu nähren.

Nachdem die Bande die Thüren, welche in das Etablissement führten, erreicht hatte, waren die Schußwaffen nutzlos geworden.

Mit ihren Aexten, Brecheisen und anderen Instrumenten zertrümmerten die Vagabunden die Thüren, man hörte deutlich das Krachen und Zersplittern der schweren eichenen Bohlen.

Wenn es ihnen gelang, in das Gebäude einzudringen, so war die Zerstörung desselben, die Zertrümmerung der Maschinen und Geräthschaften nicht zu vermeiden.

Man konnte mit ziemlicher Sicherheit voraussehen, daß dieses auf's Aeüßerste gereizte, wüthende Gesindel die Vertheidiger überwältigen würde, zumal die Munition der Letzteren beinahe verbraucht war, während die Angreifenden von ihren Schußwaffen noch nicht Gebrauch gemacht hatten.

Zudem war durch das willkürliche Abfeuern der Gewehre die unbedingt nöthige Disciplin gelockert, von einem einmüthigen, erfolgreichen Zusammenwirken konnte nicht mehr die Rede sein.

Zwar versuchte Otto noch einmal, seine Autorität geltend zu machen, auch Michelet, der inzwischen herbeigeeilt war, bemühte sich, das Personal unter seinem Befehl zu vereinigen, – aber es war zu spät.

Der Eine wollte diese, der Andere jene Treppe verteidigen, der Eine glaubte hier, der Andere dort den am meisten bedrohten Punkt suchen zu müssen.

Endlich gelang es Otto, sechs seiner Kameraden, unter denen auch Nikolas sich befand, von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen. Er stellte sich mit ihnen der Hauptthüre gegenüber, um hier die Mordbrenner zu erwarten, während Michelet durch Bitten und ernste Drohungen einige Andere bewog, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Haupttreppe zu richten, die nach seiner Ueberzeugung zumeist bedroht war.

Inzwischen hatten die Vagabunden mit unermüdlichem Eifer ihre Arbeit fortgesetzt.

Krachend flog die zertrümmerte Thüre aus ihren Angeln, das Gesindel zeigte sich auf der Schwelle.

Die Arbeiter, welche dieser Thüre gegenüber standen feuerten in den Haufen hinein, der Anfangs bestürzt zurückwich, dann aber, die Verwundeten zurücklassend, mit wildem Geschrei hineinstürzte.

Die Arbeiter fanden nicht einmal Zeit, ihre Gewehre wieder zu laden, sie mußten schleunig zurückweichen.

Während nun ein Theil des Gesindels in die Räume des Erdgeschosses eindrang, um hier zu zerstören und zu plündern, verfolgte der andere Theil die zurückweichenden Arbeiter, welche jede Treppenstufe mit todesverachtendem Muthe vertheidigten.

Mehrere Vagabunden fielen, einige Arbeiter mußten sich verwundet zurückziehen.

Otto und Michelet feuerten die Arbeiter an, sie selbst gingen ihnen mit gutem Beispiel muthig voran, aber die Uebermacht war trotz den Vortheilen, denen die Vertheidiger sich erfreuten, zu groß.

Das Gesindel rückte immer näher, wenn es ihm gelungen war, die Corridore zu gewinnen und in denselben festen Fuß zu fassen, so hatte es den Sieg errungen.

Man mußte voraussehen, daß der Plünderung, der Zerstörung und dem Morde die Brandstiftung folgte, und wenn auch Niemand wußte, was dieses Gesindel veranlaßt hatte, mit solcher Wuth ein Etablissement anzugreifen, welches so manche Familie ernährte und weit und breit in hoher Achtung stand, so ahnte doch ein Jeder, daß nur die gänzliche Vernichtung desselben diese Wuth befriedigen würde.

Auf beiden Seiten wurde mit dem Muthe und der Erbitterung der Verzweiflung gekämpft, auf beiden Seiten waren schon Viele verwundet, und die Wuth der Mordbrenner schien noch immer im Wachsen begriffen.

Auch Otto hatte bereits eine leichte Wunde am Arme erhalten, – er trat zurück, um sie nothdürftig zu verbinden und alsdann sich am Kampfe wieder zu betheiligen.

Da näherte sich ihm einer seiner Kameraden, dessen sichtbare, gewaltige Aufregung den jungen Mann Schlimmes befürchten ließ.

»Das Gesindel ist bereits in's Wohnhaus eingedrungen,« sagte dieser hastig, »wenn Sie dort hineingehen, können Sie sich davon überzeugen.«

Erschreckt trat Otto in das ihm bezeichnete Zimmer.

Er warf einen Blick durch das Fenster und fand die entsetzliche Nachricht seines Kameraden bestätigt.

Im Wohnhause waren mehrere Fenster hell erleuchtet, auf den weißen Vorhängen zeichneten sich die Schatten der Vagabunden ab, die, wie es schien, sich bereits mit der Ausräumung der Schränke beschäftigten.

Der erste Gedanke Otto's galt der Tochter seines Principals.

Sie befand sich allein mit einigen Mägden in dem Hause, für welches keine Maßregeln zur Vertheidigung getroffen worden waren, weil man nicht daran gedacht hatte, daß die Bande dieses hinter dem Etablissement liegende Haus gleichzeitig mit jenem angreifen würde.

Ein Theil der Bande mußte das Etablissement umgangen haben.

Der Arbeiter, welcher zuerst die Entdeckung gemacht hatte, wollte Michelet benachrichtigen, Otto hielt ihn zurück.

»Hier kann nur eine muthige Entschlossenheit Hülfe bringen,« sagte er, »Michelet würde verwirrt das Etablissement preisgeben, um seine Tochter zu beschützen, dann wäre Alles verloren. Rufen Sie Nikolas, und einige Leichtverwundete, wir haben den Vortheil für uns, daß wir jenem Gesindel in den Rücken fallen.«

An der Spitze von sieben Kameraden verließ Otto durch eine Hinterpforte das Fabrikgebäude und eilte über den Hof dem Wohnhause zu.

Er hatte dasselbe noch nicht erreicht, als er einen lauten, verzweifelten Hülferuf vernahm.

Die Arbeiter fanden Hausflur und Treppe frei, sie eilten hinauf.

Das Gesindel hatte sein fluchwürdiges Werk schon rüstig begonnen, die Scherben werthvoller Glas- und Porzellangeschirre deckten bereits überall den Fußboden, in jedem Zimmer, deren Thüren offen standen, bemerkte man die Spuren der Verwüstung.

Zwei Vagabunden, welche sich mit der Plünderung eines Silberschranks beschäftigten, schlug Otto mit dem Kolben seiner Büchse nieder, einige Andere, die ihnen auf dem Corridor begegneten, fanden dasselbe Schicksal.

Wo aber war Valerie?

Daß der Hülfesruf von ihr oder einer in ihrer Nähe befindlichen Dienerin ausgegangen war, unterlag keinem Zweifel, man durfte nicht ruhen, bis man sie gefunden hatte.

Die Schlafzimmer lagen im obern Stock, es war sehr wahrscheinlich, daß Valerie sich dorthin geflüchtet hatte.

Die Arbeiter stürmten hinauf.

Der Schall mehrerer Stimmen führte sie, Otto unterschied deutlich die Stimme Valerie's.

Die Thüre des Gemachs war geschlossen, Otto bat die junge Dame, zu öffnen.

Ein lauter Hülfesruf war die Antwort, dieser Ruf bewies, daß Valerie sich in der Gewalt ihrer Feindes befand.

Mit einem kräftigen Fußtritt sprengte Nikolas die Thüre und eine Entsetzen erregende Scene bot sich den Arbeitern dar, die unwillkürlich auf der Schwelle stehen blieben.

Valerie lag, an Händen und Füßen gefesselt, in einem Sessel, zu beiden Seiten stand einer dieser Mordbrenner, vor ihr ein häßliches, zerlumptes Weib.

Es war ein widerwärtiges Geschöpf von hohem, starken Körperbau, eine kräftige, knochige Gestalt, die selbst mit einem starken Manne einen Faustkampf meist aufnehmen konnte.

Das stark ergraute Haar hing in einzelnen dünnen Strähnen wirr auf den Nacken hinunter, in dem eckigen, hageren Gesichte drückte eine ganze Fülle von teuflischer Bosheit, Rachsucht und Haß sich aus.

»Was hat Euch diese gethan?« donnerte Otto das anfangs erschreckt zusammenfahrende Gesindel an. »Bei Gott, Ihr sollt Eure verwegene Bosheit auf der Galeere büßen!«

»Hoho – habt Ihr vor diesem deutschen Hunde den Muth verloren?« schrie das Weib ihren Genossen zu. »Nieder mit ihm und den Anderen, das ganze Nest muß ausgerottet werden.«

Einer der Arbeiter legte das Gewehr an.

»Laßt,« sagte Otto, »dieses Gesindel kann uns nicht mehr entwischen, wozu unnöthiges Blutvergießen.«

»Kein Stein darf auf dem andern bleiben!« fuhr die Megäre kreischend fort, »diese Blutsauger haben sich lange genug von unserm Schweiß gemästet! Das zarte Püppchen will ich in die Schule nehmen, es soll nun auch einmal lernen, selbst sein Brod zu verdienen. Wird wohl noch manche Thräne und manchen Schlag kosten, aber ich setze es durch!«

Bei den letzten Worten hatte das Weib das große Messer, welches sie in der Hand hielt, gleich einer Wahnsinnigen über ihrem Haupte geschwungen, mit einem wilden Schrei stürzte sie sich jetzt auf Otto, der sie mit dem Kolben so derb vor die Brust stieß, daß sie zurücktaumelte.

Die Genossen des Weibes hatten inzwischen auch den Kampf mit den Arbeitern begonnen.

Es war ein kurzer, erbitterter Kampf.

Mit dem Kolben schlugen die Arbeiter das Gesindel nieder und befreiten darauf die junge Dame von ihren Fesseln.

Valerie lag in Ohnmacht, Otto eilte hinaus, um eine Dienerin zu suchen.

Während er die Zimmer durchlief, vernahm er draußen auf dem Hofe den Hufschlag mehrerer Pferde; er konnte sich nicht enthalten, hinaus zu blicken, und eine schwere Last fiel ihm von der Seele, als sein Blick auf mehrere französische Gensd'armen fiel, die mit der flachen Klinge das Gesindel vor sich her trieben und bereits viele Gefangene gemacht hatten.

Er eilte in das Zimmer Valerie's zurück und fand eine Dienerin mit ihrer Herrin beschäftigt.

Er wollte nun in das Etablissement gehen, aber im Begriff, das Wohnhaus zu verlassen, sah er sich plötzlich dem Manne gegenüber, der schon in Mülhausen ihn mit seinem Haß verfolgt hatte.

Franz Werner ließ dem jungen Mann keine Zeit, darüber nachzudenken, wie er ihm entgentreten solle, Otto hatte ihn kaum bemerkt und erkannt, als er, einen stechenden Schmerz in der Brust fühlend, ohnmächtig niedersank.

## SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL. IN DEN NETZEN DES WUCHERERS.

Jacob Herz hatte Nachrichten aus Rio de Janeiro erhalten. Der Consul schrieb ihm, daß Alles nach Wunsch besorgt sei und der Betrag der Erbschaft mit dem nächsten Schiffe folgen würde, da der Ankauf der Wechsel mehrere Tage erfordere. Auch das Schicksal Peter Braun's hatte der Consul ihm mitgetheilt, soweit er selbst es kannte.

Der Wucherer rieb sich vergnügt die Hände, ein boshafter Triumph leuchtete in seinen Augen.

»Es macht sich besser, wie man erwarten konnte,« sagte er, während Bernhard Schenk, sein Schreiber, den Brief las.

»Binnen sechs bis acht Wochen spätestens wird das Geld in meinem Besitz sein und nicht ein Pfening kann mir streitig gemacht werden. Peter Braun befindet sich in der Gewalt eines rachsüchtigen Indianerhäuptlings, na, ich hoffe, die Rothhäute werden kurzen Proceß mit ihm machen. Der Consul zweifelt ja selbst an der Möglichkeit seiner Rettung.«

Der Schreiber nickte.

»Er meint, es unterliege keinem Zweifel, daß die Indianer den Gefangenen morden,« warf er ein.

»Hm – er hat es selbst verschuldet,« fuhr Herz achselzuckend fort, »weshalb war er so dumm, den Häuptling zu beleidigen? Mir hat er durch diese Dummheit einen großen Gefallen erzeugt, insofern, als ich nun nicht mehr nöthig habe, ihm den versprochenen Lohn zu zahlen, was auch ohnehin nicht geschehen wäre.«

»Nicht?« fragte der Schreiber befremdet.

»Nein!«

»Aber Sie hatten es ihm versprochen.«

»Allerdings. Es wird viel versprochen und wenig gehalten, wer so dumm ist, sich ein Versprechen nicht schwarz auf weiß geben zu lassen, der verdient nichts besseres, als daß er darum betrogen wird.«

»Das ist eine eigenthümliche Ansicht,« meinte Schenk, in dessen Seele plötzlich die Befürchtung auftauchte, daß auch er um den damals ihm versprochenen Lohn betrogen sein könne.

»Es sind die Ansichten eines erfahrenen Mannes,« erwiderte der Wucherer rauh, »eines Mannes, der keinen Groschen ausgibt, ohne ihn vorher sechsmal umzuwenden.«

»Wenn Ihre Schuldner –«

»Bah – meine Schuldner sind so fest an mich gekettet, daß sie sich nicht loßreißen können.«

»Also Sie erkennen nur die Verpflichtungen an, die Sie schriftlich eingegangen sind?«

»Ja.«

»Auch mir gegenüber?«

Der Wucherer blieb stehen, sein stechender Blick ruhte durchbohrend auf dem hageren, bleichen Gesicht des Schreibers.

»Sind Sie vielleicht besser, wie jeder Andere?« fragte er.

»Das nicht, aber –«

»Na, dann werden Sie die Antwort auf Ihre Frage selbst finden können.«

Bernhard Schenk schüttelte mißbilligend sein kahles Haupt, ein düsterer Schatten breitete sich über seine Züge.

»Ich verdenke Ihnen nicht, wenn Sie Ihren Vortheil wahren, wenn Sie den Dummen übertölpeln und sich Verpflichtungen entziehen, die ohne Furcht vor dem Gesetz umgangen werden können,« sagte er. »Man weiß ja einmal, daß das Geld der Götze ist, den Sie anbeten –«

»Das Geld? Wer kann behaupten, daß ich Geld habe? Mein Geld liegt fest, ich habe kein geheimes Versteck, keine eisernen Kisten, keine –«

»Wer spricht davon? Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß es in dieser Sache Ihr Vortheil nicht sein kann, wenn Sie die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen.«

Jacob Herz schob seine fuchsige Perrücke zurecht und band die Kordel, welche den alten, zerlumpten Schlafrock über den Hüften zusammenhielt, fester.

»Wie meinen Sie das?« fragte er lauernd.

»Sie werden sich des Morgens erinnern, an welchem der Brief aus Rio de Janeiro ankam.«

»Natürlich, solche Ereignisse vergesse ich nie.«

»Sie erkannten zuerst die Vortheile, welche durch eine Unterschlagung und Benutzung dieses Briefes sich Ihnen boten.«

»Ganz recht.«

»Ich weigerte mich, auf Ihren Plan einzugehen.«

»Weil Sie mit Ihrem beschränkten Verstande nicht einsehen konnten –«

»Erlauben Sie, weil mein Rechtlichkeitsgefühl mir sagte, daß –«

»Bah, kommen Sie mir nicht mit diesem Unsinn!«

»Nun wohl, Sie wußten meine Besorgnisse zu beseitigen und meine Verschwiegenheit dadurch sich zu sichern, daß Sie mir einen Theil der Erbschaftssumme versprachen.«

»Haben Sinn schriftlich?« spottete Herz.

»Leider nicht. Sie versprachen mir zehntausend Dollars.«

»Mensch, sind Sie wahnsinnig!« rief der Wucherer mit vortrefflich erheucheltem Erstaunen. »Ich soll Ihnen zehntausend Dollars versprochen haben?«

»Das thaten Sie.«

»Gehen Sie in's Irrenhaus, guter Freund, bei Ihnen rappelt's im Oberstübchen. Lassen Sie die Schraube, die sich in Ihrem Schädel gelöst hat, wieder befestigen, dann wollen wir weiter über die Sache reden.«

Jetzt riß auch dem Schreiber der Faden der Geduld.

»Ich kann's beschwören, daß Sie mir diese Summe versprochen haben!« rief er mit wachsender Erregung.

Ein Zug unbeschreiblichen Hohnes glitt über das pergament-farbene Gesicht des alten Mannes

»Zehntausend Dollars?« fragte er.

»Ja.«

»Was haben Sie denn in der Sache gethan, daß ich Ihnen dafür dieses riesige Kapital versprochen, haben soll?«

»Geschwiegen.«

»Oh – so hoch taxiren Sie Ihre Verschwiegenheit?«

»In gewissen Dingen ja.«

»Na, ich muß zugeben, daß Ihr Wahnsinn wenigstens Methode hat,« sagte der Wucherer kalt, während der Schreiber mit dem Aermel seines fadenscheinigen Rockes die Stirne trocknete, auf welcher der Schweiß in großen Tropfen perlte. »Aber ich rathe Ihnen, diese fixe Idee fallen zu lassen, lieber Freund, sie könnte mich veranlassen, Sie einer Irrenanstalt zu überweisen.«

»Sie sind ein Lump!« fuhr Schenk gereizt auf.

»Das hat mir schon Mancher gesagt,« erwiderte Herz achselzuckend, »aber bisher hat noch Niemand mir dadurch einen Groschen aus der Tasche gelockt.«

»Ein nichtswürdiger, betrügerischer Schuft!«

»Gehören diese Redensarten mit zu Ihrer fixen Idee?«

»Ich werde Ihre Pläne durchkreuzen.«

»Können Sie es?«

»Ich werde dem rechtmäßigen Erben den Betrug eröffnen, dem Oberprocurator Anzeige machen –«

»Ereifern Sie sich doch nicht,« unterbrach Jacob Herz ihn kühl. »Was wollen Sie, jämmerliche Käsemilbe, gegen mich unternehmen? Falle ich, so fallen Sie mit, ich

werde nicht allein auf der Anklagebank sitzen. Können Sie mir beweisen, daß ich den Betrug ersonnen und ausgeführt habe? Haben Sie nicht die Briefe an den Consul geschrieben mit verstellter Handschrift, he? Haben Sie nicht die Vollmachten Bertram Schenk's unterzeichnet und dabei die Unterschrift so täuschend nachgeahmt, daß selbst ein Sachverständiger die Fälschung nicht entdecken kann? Gehen Sie und reden Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht, den Rest Ihres armseligen Lebens im Zuchthause zu verbringen, Ihren Händen, die bisher nur die Feder geführt haben, dürfte es schwer fallen, den Schubkarren zu ziehen.«

Der Blick des Schreibers ruhte stier, mit dem Ausdruck der Bestürzung, auf dem Wucherer, der hohnlächelnd ihn unverwandt anschaute.

Er konnte nicht leugnen, es lag Wahrheit in diesen Worten, die ihren Zweck, ihn einzuschüchtern, nicht verfehlten.

»So werden Sie also den Raub ganz allein für sich behalten?« fragte er nach einer langen Pause.

»Hm – es kommt darauf an,« erwiderte Herz zögernd. »Ich sehe eigentlich die Nothwendigkeit, einen Theil davon abzugeben, nicht ein, denn ich habe die ganze Angelegenheit geordnet, die, wenn sie nicht geordnet worden wäre, mich eine bedeutende Summe gekostet hätte. Indeß werde ich ein kleines Opfer bringen, um Sie für Ihre Verschwiegenheit zu belohnen, obgleich Sie selbst zugeben müssen, daß diese Verschwiegenheit ebenso wohl in Ihrem, wie in meinem Interesse liegt.«

»Und was nennen Sie ein kleines Opfer?«

»Je nach den Umständen!«

»Vielleicht fünfundzwanzig Thaler?«

»Na, ja –«

»Sie sind ein nichtswürdiger Mensch!« fuhr der Schreiber erbost auf.

»Gemach, lieber Freund,« entgegnete der Wucherer Kühl, »wenn mir diese Redensarten unbequem werden, so zeige ich Ihnen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Was dann? Glauben Sie, anders wo ein Unterkommen zu finden?«

»Ja.«

»Ah – Sie haben schon –«

»In diesem Falle würde ich das Zuchthaus dem Obdach unter freiem Himmel vorziehen,« fuhr der Schreiber fort, »ich hätte wenigstens die Genugthuung, Sie ebenfalls im Schubkarren zu sehen. Vielleicht würde ich mich zum Aufseher emporschwingen, dann könnte ich Ihnen Alles das vergelten, was Sie seit einer Reihe von Jahren mir angethan haben.«

In den kleinen, stechenden Augen des Wucherers blitzte es auf, es war das Wetterleuchten, welches dem Gewitter voranzugehen pflegt.

Aber Jacob Herz sah auch ein, daß er sich bezwingen mußte, daß es nicht gut war, wenn er es ganz mit seinem Schreiber verdarb.

Er hatte ihn allerdings, wie man zu sagen pflegt, in der Hand, das Wohl und Wehe dieses Menschen hing ganz

von ihm ab, aber allzu straff durfte er die Stricke nicht anspannen, wenn sie nicht reißen sollten.

»Sie sind ein Narr,« sagte er nach einer Weile, mühsam an sich haltend. »Was verlangen Sie mehr vom Leben, als die leibliche Nahrung? Und ich denke, eine bessere Existenz als die bisherige finden Sie nirgends. Sie sind nicht überbürdet, Sie können über eine schlechte Behandlung sich nicht beschweren –«

»Nicht?«

»Nein, gewiß nicht. Wenn auch einmal ein hartes Wort fällt, das ist gegenseitig, Sie sparen die groben Worte auch nicht, wenn Sie glauben, Anlaß dazu zu haben. Lassen Sie den Dingen ihren Lauf, als Rentner würden Sie bald untergehen, die Langeweile würde Sie Betrügnern in die Hände führen und was wären Sie, wenn Sie das kleine Vermögen verloren hätten? Ich will Ihnen ein etwas höheres Gehalt zahlen, damit Sie dann und wann ein Glas Bier trinken können, – mehr zu verlangen, wäre Unrecht.«

Bernhard Schenk zuckte die Achseln.

»Was würde der Betrogene mir zahlen, wenn ich sprechen wollte?« entgegnete er. »Wenn ich –«

»Bah – er würde Ihnen vielleicht eine namhafte Summe versprechen, aber sein Wort zurücknehmen, sobald er erführe, daß auch Sie sich an dem Betrage beteiligt haben. – Still, man kommt.«

Mit einer Behendigkeit, die man dem alten Manne nicht zugetraut haben würde, hatte Jacob Herz seinen Platz am Schreibpult eingenommen, eine Feder hinter

das Ohr gesteckt und einen Aktenstoß vor sich ausgebreitet, der Eintretende mußte sofort die Ueberzeugung gewinnen, daß der Wucherer sehr beschäftigt und seine Zeit knapp bemessen sei.

Dieser Eintretende war Carl Liebmann, der Sohn des Fabrikanten.

Er trat nicht mit der gewohnten Sicherheit, dem dückelhaften Hochmuth auf, in seinem ganzen Wesen lag etwas Gedrücktes, dessen Ursache Jacob Herz augenblicklich erkannte.

Der Wucherer wußte sofort, daß der Besuch dieses jungen, elegant gekleideten Herrn nicht ihm, sondern seinem Gelde galt.

Er erhob sich von seinem Sitz und lud durch eine Handbewegung seinen Gast ein, Platz zu nehmen.

»Mein Schreiber!« sagte er, als Antwort auf den fragenden Blick, den Liebmann auf Schenk warf.

»Es wäre mir lieb, mit Ihnen unter vier Augen reden zu können,« erwiderte Liebmann leise.

»Ich liebe das nicht,« versetzte Herz, »meine Geschäfte mache ich stets hier ab und vor diesem Manne habe ich keine Geheimnisse.«

»Aber die, welche zu Ihnen kommen, könnten Geheimnisse haben –«

»Welche? Mich besuchen nur diejenigen, welche die Noth zu mir treibt.«

Der stechende Blick des alten Mannes ruhte scharf forschend auf den Zügen Liebmann's, der einen so rauhen, barschen Empfang nicht erwartet hatte.

»Sie machen also alle Geschäfte in diesem Raume ab?«  
fragte Liebmann.

»Ja.«

»Und Ihr Schreiber ist stets zugegen?«

»Weshalb soll er es nicht sein? Muß er nicht die Geschäfte in die Bücher eintragen? Er ist ein verschwiegener, zuverlässiger Mann, Sie dürfen in dieser Beziehung ganz unbesorgt sein.«

Carl Liebmann holte sein Portefeuille aus der Tasche und nahm aus demselben zwei Wechsel, welche er dem Wucherer überreichte. »Ich wünsche, diese Wechsel zu versilbern,« sagte er.

Jacob Herz setzte seine Brille so langsam und bedächtig auf die Nase, als ob er während dieser Operation Zeit gewinnen wolle, über das ihm angebotene Geschäft recht gründlich nachzudenken.

Er prüfte die beiden Wechsel sehr sorgfältig und schob dann die Brille auf die Stirne, um den jungen Herrn eine geraume Weile forschend anzublicken.

»Eine sehr große Summe!« versetzte er.

»Für Sie nicht?« erwiderte Liebmann achselzuckend.

»Für mich nicht? Herr, Sie glauben gar, ich sei ein Krösus, der bis an den Elbogen in die Goldhaufen hineingreifen könne?«

»Das nicht, aber ich hege die Ueberzeugung, daß es Ihnen leicht sein wird, diese Wechsel zu discountiren.«

»Zehntausend Thaler!«

»Wenn Sie Ihre Zinsen abrechnen –«

»Ist die Summe noch immer sehr bedeutend.«

»Desto besser für Sie,« erwiderte Liebmann, der seinen Gleichmuth wieder gefunden hat, »je höher die Summe, desto lohnender der Gewinn.«

Jacob Herz schüttelte bedenklich das Haupt.

»Sie sind Aussteller, Bezogener und Acceptant in einer Person,« sagte er.

»Und ich hoffe, Sie werden wissen, daß ich als Associé der Firma Theodor Liebmann und Sohn für diesen Betrag gut bin,« unterbrach der junge Herr ihn ungeduldig.

»Heute noch, – vielleicht! »Wie es morgen aussehen wird, kann Niemand wissen.«

»Mein Herr –«

»Erlauben Sie, muß es mich nicht befremden, daß Sie als Associé dieser Firma Solawechsel von solchem Betrage ausstellen?«

»Daran sind triftige Gründe –«

»Ich vermuthe es, ohne diese Gründe ahnen zu können.«

»Aber was kümmert das Sie?« fuhr Liebmann mit wachsender Erregung auf. »Ich stelle die Wechsel aus, Sie zahlen mir den Betrag und erhalten am Verfalltage das Geld zurück.«

»Und wenn das Letztere nicht geschieht?«

»Bah – drei Monate ist eine lange Zeit, bis dahin werde ich Rath geschafft haben.«

»Das hat noch Jeder gesagt, dem ich für solchen Wisch mein gutes Geld gab; wenn der Verfalltag kam, mußte der Wechsel prolongirt werden.«

»War das für Sie ein Unglück?«

»Ein Glück wahrlich nicht.«

»Ah – ich meine eine solche Prolongation werfe den größten Gewinn ab.«

Jacob Herz zuckte die Achseln.

»Davon verstehen Sie nichts,« sagte er, »ich muß stets darauf rechnen, meine Ausstände am Verfalltage zurück zu erhalten, ich habe auch Verbindlichkeiten zu erfüllen, denen ich mich nicht entziehen kann.«

»Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie bei mir darauf rechnen können?«

»So ist das für mich noch lange kein Evangelium. Sie haben als Privatmann diese Wechsel ausgestellt, wenn Ihr Vater sich weigert, sie einzulösen, so kann ich Ihnen nachlaufen.«

Darin lag Logik, Liebmann mußte es zugeben.

»Wenn Sie diese Wechsel auf Ihre Firma gezogen und die Firma sie acceptirt hätte, ließe ich es mir noch gefallen,« fuhr der Wucherer nach einer Pause fort; »das wäre wenigstens eine Bürgschaft.«

»Kann denn die Firma nicht auch falliren?«

Ein sarkastisches Lächeln glitt über das dürre Gesicht des alten Mannes.

»Wenn Sie in dieser Weise fortfahren, allerdings,« sagte er kühl. »Sind dies die einzigen Schulden, welche Sie haben?«

»Wer sagt Ihnen, daß es Schulden sind?«

»Na, lehren Sie mich das nicht kennen, der Wein, das Spiel und die Weiber haben schon Manchen zu Grunde gerichtet. Ich frage Sie, ob diese Wechsel –«

»Sie sind die einzigen.«

Der Wucherer wanderte eine Weile nachdenklich auf und ab.

»Wenn nun Ihr Vater die Zahlung verweigert, was dann?« fragte er.

»Er kann sie nicht verweigern,« erwiderte Liebmann, mehr und mehr gereizt durch die Bedenken und die beißenden Bemerkungen des alten Mannes. »Ich bin sein einziger Sohn, und meine Ehre –«

»Erlauben Sie, Sie sind der einzige Sohn, aber nicht das einzige Kind,« fiel Herz ihm mit scharfer Betonung in's Wort. »Sie haben noch eine Schwester.«

»Allerdings.«

»Sie ist verlobt.«

»Ganz recht.«

»Wenn nun diese Schwester und deren Bräutigam ihrem Vater die Augen öffnen und Herr Theodor Liebmann es für rathsam hält, Sie unter Curatel zu stellen, – was dann?«

Dem jungen Herrn schoß das Blut in die Wangen, er sah den höhnischen Seitenblick des Schreibers, den diese Unterredung ergötzte.

»Das sind Combinationen, die ich albern finde,« erwiderte er trotzig. »Ja, oder nein, wollen Sie das Geschäft mit mir schließen?«

»Nur unter der Bedingung, daß Sie die Wechsel umschreiben und zwar, wie ich es wünsche,« sagte Jacob Herz gemessen.

»Ich soll die Summe auf die Firma ziehen?«

»Ja.«

»Und im Namen der Firma acceptiren?«

»Allerdings.«

»Wer bürgt mir aber dafür, daß die Wechsel dann nicht schon vor dem Verfalltage vorgezeigt werden?«

»Niemand.«

»Aber sie behalten doch die Wechsel an sich?«

»Gewiß, indeß können Fälle eintreten, die mich nöthigen, sie weiter zu verkaufen.«

»Welche Fälle zum Beispiel?« fragte Liebmann, der seine, Erregung mühsam bemeisterte.

»Jenun, Sie wissen selbst, daß ich sehr oft ein vortheilhaftes Geschäft machen kann, habe ich dann die Mittel nicht flüssig, so suche ich sie flüssig zu machen, in Geschäftssachen haben alle Rücksichten ein Ende.«

»Aber wenn ich die Bedingung stelle, daß die Wechsel bis zum Verfalltage hier liegen bleiben müssen?«

»So nöthigt die Bedingung mich, einen höheren Zinsfuß zu übernehmen.«

Carl Liebmann biß auf die Unterlippe, daß sie blutete. Er trat an's Pult, nahm aus seinem Portefeuille ein Wechselschema und ergriff eine Feder.

»Sie wissen, Ihren Vortheil wahrzunehmen,« sagte er unmuthig, während er das Schema ausfüllte.

Wieder glitt jenes sarkastische Lächeln über das Gesicht des Wucherers.

»Wer das nicht versteht, kommt niemals vorwärts,« erwiderte er ruhig, »ich habe mit manchen Entbehrungen

und Sorgen kämpfen müssen, ehe ich es so weit gebracht hatte, daß ich ruhig in die Zukunft blicken konnte.«

»Und jetzt sind Sie ein gemachter Mann!«

»So glaubt man und ich sehe nicht ein, weshalb ich den albernen Gerüchten über meinen Reichthum entgegen-treten soll. Es sind alberne Gerüchte, reich bin ich nicht, ich speculire mit dem Gelde Anderer, die natürlich auch so viel wie möglich verdienen wollen.«

Liebmann legte die Feder hin.

Der Wucherer unterwarf den Wechsel einer scharfen Prüfung und legte ihn dann wieder auf das Pult.

»Zehntausend Thaler,« sagte er. »Davon gehen also ab die Zinsen für drei Monate mit zehn Prozent, macht tau-send Thaler.«

»Zehn Prozent?« rief Liebmann entrüstet.

Jacob Herz blickte ihn betroffen an.

»Finden Sie den Satz zu niedrig?« fragte er.

»Zehn Prozent für drei Monate sind ja vierzig Prozent für das Jahr.«

»Sie rechnen anders, wie ich. Ich schlage mein Kapital sechsmal im Jahre um, jeder Termin wird bei mir für ein volles Jahr gerechnet.«

»Ah – das ist stark!«

»Durchaus nicht. Bedenken Sie das Risiko! Gutes Geld für schlechtes Papier.«

»Schlechtes –«

»Glauben Sie, ich habe keine Verluste? Fragen Sie mei-nen Schreiber, er wird's Ihnen schwarz auf weiß bewei-sen können.«

»Verluste hat Jeder –«

»Mag sein, ich aber suche die meinigen auszugleichen.«

»Durch Wucherzinsen.«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen; wenn Sie glauben, den Wechsel besser verwerthen zu können, so versuchen Sie es,« sagte der Wucherer ruhig.

»Zahlen Sie mir die neuntausend Thaler,« entgegnete Liebmann ungeduldig, »ich sehe wohl, daß ich in den sauren Apfel beißen muß.«

Der Wucherer nahm den Bleistift und rechnete weiter.

»Zinsen: Tausend Thaler. Ferner ein halb Prozent Incassospesen: Fünfzig Thaler, ein Prozent dafür, daß der Wechsel bis zum Verfalltage liegen bleibt: Hundert Thaler, ein halb Prozent Provision: Fünfzig Thaler, Summa: Zwölfhundert Thaler. Somit wären zu zahlen achttausendachthundert Thaler, für deren Hälfte Sie nach dem Geschäftsgebrauch Waaren von mir zu nehmen hätten.«

Der junge Herr stand auf glühenden Kohlen. Er haßte diesen Wucherer so gründlich, daß er ihn hätte niederschlagen mögen und schon stand er einmal im Begriff, den Händen desselben den Wechsel zu entreißen, als er noch rechtzeitig sich entsann, daß dieser Geschäftsbrauch schon oft im Kreise seiner Bekannten zur Sprache gekommen war und daß jeder Wucherer die Befolgung desselben zur Bedingung machte.

»Sie können wählen,« fuhr Jacob Herz mit einem hämischen Lächeln auf den Lippen fort, »Wein, Cigarren,

Leinwand, Tuch, Edelsteine – ich habe ein großes Lager und feste Preise.«

»Feste Preise! Das kann ich mir denken,« spottete Liebmann, bebend vor Wuth. »Was aber soll ich mit den Waaren beginnen?«

»Ach – es finden sich überall Käufer. Ich selbst bin sogar geneigt, die Waaren zurückzukaufen.«

»Zu denselben Preisen?«

»Das gerade nicht – Jeder muß von seinem Geschäft leben.«

Bernhard Schenk hielt den Blick unverwandt auf den jungen Herrn gerichtet, es gewährte ihm eine besondere Genugthuung, daß der Wucherer mit diesem reichen, angesehenen Manne dasselbe Spiel trieb, welches er kurz vorher mit seinem Schreiber getrieben hatte.

»Wir können's ja in Bausch und Bogen abmachen,« fuhr Herz nach einer Pause gleichgültig fort, schlagen wir den Verlust gering an, auf vier Prozent, so ziehe ich diese von der Summe und wir ersparen uns dadurch das Aussuchen der Waaren.«

Dem jungen Herrn blieb nur die Wahl zwischen der Verzichtleistung und diesem neuen Opfer, er wählte das Letztere.

Natürlich zog Herz von der ganzen Summe die vier Prozent ab trotz dem Protest Liebmanns, der mit einem Fluch auf den Lippen seine achttausend vierhundert Thaler einsteckte und darauf ohne Gruß mit haßerfülltem Herzen das Haus verließ.

Der Wucherer schien die Unhöflichkeit nicht einmal zu bemerken.

»Ein feines Papierchen!« sagte er schmunzelnd, während er den Wechsel in seinen eisernen Schrank legte. »Der junge Herr dauert mich, er wird entweder am Galgen oder im Armenhause enden.«

»Und daran werden Sie die Hauptschuld tragen,« warf der Schreiber ein.

»Ich? Unsinn! Wenn er einem Andern in die Hände gefallen wäre, würde es ihm nicht besser ergangen sein. Wenn sich Jemand mit Gewalt in's Wasser stürzen und mich vorher zum Erben einsetzen will, kann ich ihn davor nicht hindern!«

Bernhard Schenk hatte eine sehr beißende Bemerkung auf der Zunge, aber ehe er Zeit fand sie fallen zu lassen, trat ein zweiter Gast in die Schreibstube, bei dessen Erscheinen Jacob Herz sofort eine Thür öffnete, die in ein anstoßendes Zimmer führte.

Dieses Zimmer war ebenfalls ärmlich, aber doch mit etwas mehr Rücksicht auf Bequemlichkeit ausgestattet.«

Es war die Wohnstube des Wucherers, in der die Unterhandlungen gepflogen wurden, die wenigstens theilweise dem Schreiber verschwiegen bleiben sollten.

Der neue Ankömmling war Heinrich Schenk, er mußte bei dem Wucherer in hohem Ansehen stehn, das bewies die fast kriechende Höflichkeit, mit der Jacob Herz ihn empfing.

Heinrich lehnte die Einladung, auf dem alten Sopha Platz zu nehmen, ab, er legte seinen Hut auf den Tisch und warf den Mantel über einen Stuhl.

»Carl Liebmann war vorhin hier?« fragte er.

Der alte Mann nickte.

»Ich sah, daß er Ihr Haus verließ und kann mir denken, weshalb er Sie besuchte.«

»Sie kennen seine Verhältnisse?« fragte Herz.

»Habe ich Ihnen nicht schon vor acht Tagen gesagt, daß er kommen würde?«

»Ja, ja, aber –«

»Aber?«

»Ich habe das Geschäft ungern gemacht.«

»Ungern? Weshalb?«

»Die Summe ist zu hoch.«

»Wie viel beträgt sie?«

»Zehntausend Thaler.«

Ueber das Gesicht Heinrich's glitt ein boshafter Zug, es lag in diesem Ausdruck etwas, was unwillkürlich die Vermuthung wecken mußte, daß Heinrich eine tückische Freude über die Verlegenheiten seines zukünftigen Schwagers empfand.

»Das ist allerdings viel,« sagte er, »aber Sie werden Ihr Schäfchen dabei geschoren haben.«

Jacob Herz machte eine Bewegung des Unmuths und der Ungeduld.

»Sie kennen seine Verhältnisse,« erwiderte er, »Sie sind ja mit seiner Schwester verlobt, glauben Sie, daß sein Vater den Wechsel honoriren wird?«

»Sofort nicht.«

»Dann –«

»Beunruhigen Sie sich deshalb nicht, warten Sie's ruhig ab und lassen Sie es bei dieser Summe bewenden.«

»Sie glauben also, daß ich mein Geld erhalte?«

»Wenn Sie klug sind und meinen Rath befolgen, ja!«

»Gut, dann bin ich ruhig, ich weiß, daß man auf Sie vertrauen darf.«

»Es freut mich, daß sie dies wissen,« erwiderte Heinrich kühl, »vergessen Sie indeß nicht, daß Sie nur so lange auf meine Hülfe vertrauen können, als Sie, meinem Rathe folgen und nur von diesem sich leiten lassen. Carl Liebmann wird vielleicht den Wechsel später prolongiren lassen, wenn er es wünscht, erfüllen Sie seinen Wunsch.«

Betroffen blickte der Wucherer den jungen Mann an.

»Auf diesem Wege werde ich niemals mein Geld zurückerhalten,« sagte er.

»Ist das Ihr Vertrauen?«

»Aber –«

»Herr Herz, Sie werden diesen Wechsel prolongiren und auch später jedem Wunsche Liebmanns in dieser Beziehung nachkommen, so lange, bis ich Ihnen sage, daß Sie nun ohne Nachsicht gegen Ihren Schuldner vorgehen sollen!«

Jacob Herz schüttelte bedenklich das Haupt, er begriff offenbar nicht, welcher Nutzen ihm aus diesen Prolongationen erwachsen konnte.

»Wenn Sie das nicht wollen, so sind wir geschiedene Leute,« fuhr Heinrich in einem Tone fort, der keinen Widerspruch duldete, »Sie mögen dann zusehen, ob und durch welche Mittel Sie die verlorenen Posten eintreiben können.«

»Verlorene Posten?« fragte Herz bestürzt.

»Allerdings! Oder glauben Sie, Ihre Forderungen an Scheerenberg und Liebmann seien Ihnen sicher? Ich bin der Associé Scheerenberg's und der Schwager Liebmanns, in meinen Händen liegt es –«

»Aber Sie selbst haben mir doch gerathen, den Beiden die Summen vorzustrecken!« unterbrach der Wucherer ihn mit wachsender Besorgniß.

»Es ist wahr, ich rieth Ihnen dazu, weil ich meine besonderen Absichten dabei habe. Diese Absichten kann ich jetzt erreichen, ohne die Summen opfern zu müssen.«

Jacob Herz blickte den jungen Herrn, der das so kühl und gemessen sagte, als ob es sich um ein ganz unbedeutendes Geschäft handle, eine Weile forschend an. Seine Erregung, die in seinem ganzem Wesen sich kundgab, bildete einen auffallenden Contrast zu der Ruhe Heinrich's.

»Ich glaube Ihre Absichten zu errathen,« sagte er nach einer langen Pause. »Sie wollen die Beiden verderben, vernichten, um –«

»Erlauben Sie, was ich beabsichtige, kümmert Niemand,« fiel Heinrich ihm kalt und mit scharfer Betonung in's Wort, ich verbitte mir in diesem Punkte jede Einmischung. Ich frage Sie nur, wollen Sie meinen Rath befolgen und meinem Willen sich unterwerfen?«

»Ich muß wohl!«

»Wenn Sie zu Ihrem Gelde kommen wollen, gewiß!«

»Gut, ich will.«

»Sie werden also den Wechsel verlängern?«

»Ja, aber die Summe wird dadurch höher werden.«

»Einerlei.«

»Dann aber bürgen Sie mir dafür, daß –«

»Bürgschaft übernehme ich nie, Herr Herz, mein Wort muß Ihnen genügen.«

Der Wucherer senkte das Haupt, zum erstenmale in seinem Leben sah er sich überlistet.

»Die Wechsel auf Peter Paul Scheerenberg seelige Wittwe, sind morgen fällig,« fuhr Heinrich fort, »wie hoch ist der Betrag?«

»Fünftausend Thaler.«

»Sie werden den Wechsel morgen vorzeigen.«

»Bertram Scheerenberg war schon gestern hier, er –«

»Sie haben doch nicht prolongirt?« fragte Heinrich hastig.

»Nein, er will heute wieder kommen.«

»Ich rathe Ihnen, gehen Sie rücksichtslos zu Werke, wenn Sie Ihr Geld haben wollen.«

Der Wucherer nickte.

»Nun noch Eins. Sie werden nie, sei es wo und bei wem es wolle, eine Silbe über mein Verhältniß zu Ihnen fallen lassen – verstehen Sie?«

»Sehr wohl.«

»Unsere Unterredungen müssen streng verschwiegen bleiben.«

»Ich werde nicht plaudern.«

»Thun Sie es, so ist es Ihr eigener Schaden.«

Heinrich hatte den Mantel umgeworfen und seinen Hut ergriffen, er legte die Hand auf die Schloßkrücke.

»Ich wiederhole Ihnen, gehen Sie schonungslos gegen Scheerenberg vor,« sagte er, »wahrscheinlich erhalten Sie morgen das Geld noch nicht, aber das mag Sie nicht beunruhigen, Sie werden es empfangen. Was auch im Hause Scheerenberg's vorkommen mag, kümmern Sie sich nicht darum, wir beiden sind einander ganz fremd, sollte ich Ihnen in unserem Bureau Grobheiten sagen, so denken Sie an den Gewinn, den Sie gezogen haben und stecken Sie die Grobheiten geduldig ein.«

Der Wucherer nickte, ihn befremdeten diese Worte nicht, er begriff, daß der junge Mann an List und Schlaueit ihm überlegen war und daß er nichts Besseres thun konnte, als die Absichten desselben zu unterstützen.

Bertram Scheerenberg fand sich eine Stunde später ein, um seine Bitte zu wiederholen.

Der Wucherer erklärte ihm mit verletzender Barscheit, daß er ihn in's Schuldgefängniß bringen lassen werde, wenn er sein Geld nicht erhalte.

## SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DIE FOLGEN DES LEICHTSINNS.

Peter Paul Scheerenberg hatte sich mit der ihm aufgedrungenen Association seines früheren Commis vollständig ausgesöhnt.

In den letzten Monaten war viel Geld gewonnen worden und die noch schwebenden Geschäfte versprachen ebenfalls einen reichen Gewinn.

Selbst der alte, vorsichtige Buchhalter, der Anfangs sehr bedenklich sein graues Haupt geschüttelt und unausgesetzt die Besorgniß geäußert hatte, die Firma müsse durch die gewagten Speculationsgeschäfte zu Grunde gehen, mußte jetzt zugeben, daß seit dem Eintritt Heinrich Schenk's die Firma an Ansehen und Solidität bedeutend gewonnen habe und daß sie einst am kaufmännischen Horizont als Stern erster Größe glänzen werde, wenn es in dieser Weise fortgehe. Aber je mehr das Ansehen und die Macht der Firma wuchs, desto eitler und hochfahrender wurde Heinrich, der sich bei jeder Gelegenheit den Anschein gab, als ob das Geschäft sein alleiniges Eigenthum und der alte Gründer desselben nur ein geduldeter Miethling sei.

Die beiden Herren Scheerenberg hatten unter diesem Hochmuth viel zu leiden, aber sie empörten sich nicht gegen ihn aus triftigen, Gründen.

Der alte Herr drückte ein Auge zu, weil er wußte, daß er durch diesen hochfahrenden Associé mit jedem Tage reicher wurde und Bertram wagte nicht, gegen Heinrich aufzutreten, weil er ihn fürchtete.

Bertram war überhaupt in der letzten Zeit ein Anderer geworden.

Er zeigte zur Arbeit keine Lust mehr, scheu und gedrückt, schlich er umher, jedes laute Wort, jedes plötzliche Geräusch erschreckte ihn.

Seine Wangen waren fahl und eingefallen, sein Blick unstät, er machte den Eindruck eines Menschen, der den Keim einer schweren, unheilbaren Krankheit in sich trägt.

Der alte Herr äußerte oft ernste Besorgnisse, er bat den Sohn, einen solideren Lebenswandel zu beginnen, Abends bei Zeiten heimzukehren und das Wirthshaus für einige Wochen ganz zu meiden, aber Bertram erwiderte darauf stets, er fühle sich wohl und seine Lebensweise schade seiner Gesundheit nicht.

Heinrich, der allein die Ursache dieser auffallenden Veränderung kannte, schwieg darüber, der alte Mann erfuhr sie ja bei der unausbleiblichen Katastrophe immer noch früh genug.

Und diese Katastrophe mußte heute eintreffen.

Bertram hatte, ehe er hinunter in's Comptoir ging, in welchem sein Vater schon seit einer halben Stunde thätig war, eine lange Unterredung mit Heinrich in dem Wohnzimmer des Letzteren.

Aber das Resultat dieser Unterredung war für ihn keinesfalls ein befriedigendes, denn als er das Zimmer verließ, glich er in seiner äußeren Erscheinung einem Menschen, der seine letzten Hoffnungen zu Grabe getragen und sich ganz der Verzweiflung in die Arme geworfen hat.

Er ging in's Comptoir und blieb hier, den stieren Blick fast unverwandt auf die Thüre gerichtet, unthätig sitzen.

Heinrich beobachtete ihn scharf und verstohlen, einmal, als Bertram sich erhob und es den Anschein hatte, als ob er das Comptoir verlassen wolle, trat Heinrich rasch in die Nähe der Thüre.

Der Unbefangene konnte in diesen Bewegungen nichts Auffallendes finden, wenn er sich aber die Mühe geben wollte, die Beiden scharf zu beobachten, so mußte er entdecken, daß zwischen ihnen ein Geheimniß bestand, dessen Enthüllung der Eine fürchtete, der Andere dagegen wünschte.

Es war zwischen neun und zehn Uhr, als Jacob Herz eintrat und nach kurzem Gruß sein Portefeuille aus der Tasche zog.

Die beiden Associé's hatten zugleich sich von ihrem Sitz erhoben; Heinrich nahm den Wechsel, den der Wucherer ihm überreichte, in Empfang.

»Lösen Sie den Wisch ein und schreiben Sie den Betrag mir in Rechnung,« sagte Bertram leise, »ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie die Geschichte verheimlichen.«

Heinrich schüttelte ablehnend das Haupt.

»Sie wissen, was ich Ihnen heute Morgen gesagt habe,« erwiderte er barsch, »solche Verschwendung muß das Geschäft ruiniren.«

»Aber mein Gott, für uns sind doch fünftausend Thaler eine unbedeutende Summe!«

»Für uns?« spottete Heinrich. »Sind Sie vielleicht fähig, diese unbedeutende Summe im Laufe eines Jahres zu verdienen? Kommen Sie mit, Herr Herz, ich fürchte, der Wechsel wird nicht honorirt.«

Er schritt rasch in das Cabinet, in welchem Peter Paul Scheerenberg bei seinen Talg- und Fettmustern saß.

Jacob Herz folgte ihm und Bertram, der sich ein Herz zu fassen schien, schloß sich ihm an.

»Da wird so eben ein Wechsel im Betrage von fünftausend Thaler vorgezeigt,« wandte Heinrich sich zu dem alten Herrn, der erstaunt zu dem Wucherer aufblickte. »Ist Ihnen davon etwas bekannt?«

»Satan!« knirschte Bertram.

»Fünftausend Thaler? Wechsel?« erwiderte Scheerenberg bestürzt, während er einen prüfenden Blick auf das Papier warf. »Bertram hat ihn ausgestellt und acceptirt – lieber Gott – ich weiß nicht – Bertram, wie verhält sich die Sache?«

»Er sagt, es seien Privatschulden,« fuhr Heinrich fort, ehe Bertram das Wort ergreifen konnte, »derartige Schulden dürfen indeß nach meiner Ansicht nicht auf solchem Wege gedeckt werden.«

Der alte Herr war von seinem Stuhl in die Höhes gefahren, sein Blick ruhte mit dem Ausdruck des Entsetzens auf dem Sohne, der bleich, mit schwankenden Knieen, gleich einem ertappten Diebe vor ihm stand.

»Privatschulden?« fragte er. »Fünftausend Thaler?«

»Spielschulden!« warf Heinrich ein.

»Herr meines Lebens, das ist ja nicht möglich!« rief Scheerenberg.

»Das Geschäft kann solche Auslagen nicht tragen,« sagte Heinrich gedehnt, »bei solchen Verlusten werden

wir bald an den Bettelstab kommen. Es ist nicht das Privatvermögen allein, es sind auch die Geschäftsfonds, die dadurch in Gefahr kommen, denn wie Sie sehen, lautet der Wechsel auf die Firma, die Firma hat acceptirt, also ist sie auch gesetzlich verpflichtet, zu zahlen.«

»Ganz recht,« versetzte der Wucherer, »die Firma muß den Betrag zahlen.«

Der alte Mann blickte, vollständig verwirrt, bald den Einen, bald den Andern an, er konnte es noch nicht fassen, daß dies Wahrheit und nicht ein wirrer Traum sein sollte.

In der Seele Bertram's aber wuchs der glühende Haß gegen Heinrich, dessen Absichten er zwar noch nicht durchschaute, wohl aber ahnte.

»Es ist so,« sagte er mit dem Muthe der Verzweiflung, »ich habe gespielt und verloren. Die Nothwendigkeit, meine Ehrensulden zu decken, zwang mich, zu diesem Mittel meine Zuflucht zu nehmen.«

»Zu diesem Mittel!« erwiderte Scheerenberg erbittert.

»Weshalb schenktest Du mir kein Vertrauen? Weshalb sagtest Du mir nicht –«

»Herr Schenk rieth mir davon ab.«

»Das ist ein Irrthum,« sagte Heinrich achselzuckend. »Ich habe nicht im Entferntesten geahnt, daß ein solcher Wechsel auf uns in Umlauf sein könne.«

»Sie haben es gewußt!« fuhr Bertram zornig auf. »Ihnen ist dieser Wechsel sehr willkommen –«

»Ereifern Sie sich nicht, mein Bester,« fiel Heinrich ihm gelassen in's Wort. »Hätte ich es gewußt, so würde ich

Ihrem Vater längst die Mittheilung gemacht haben. Glauben Sie, es könne uns Beiden gleichgültig sein, welche Summen Sie vergeuden?«

»Ah, es ist Ihnen sehr angenehm, durch diese Vergeudung eine Handhabe zu gewinnen,« erwiderte Bertram gereizt. »Wer hat mich zum Hazardspiel verführt? Sie!«

»Ich?« spottete Heinrich mit einer Miene, als ob er den gesunden Verstand seines Associés bezweifle.

»Ja, Sie! Erinnern Sie sich des Abends, an welchem Sie mich in's silberne Lamm lockten, um über unsere Association mit mir zu reden. Sie verleiteten mich, an dem Hazardspiel Theil zu nehmen, ich verlor sechszehnhundert Thaler.«

»Es ist wahr, daß Sie die Summe verloren,« sagte Heinrich kühl, »aber es ist unwahr, daß ich Sie verleitet habe. Und was that ich nachher? Ich übernahm die ganze Schuld für Sie und habe von Ihnen bisher noch keinen Pfennig zurückgefordert. Sind wir später vielleicht noch einmal gemeinschaftlich im silbernen Lamm gewesen? Durch Andere erfuhr ich, daß Sie hingingen und Sie werden nicht leugnen können, daß ich Sie oft und ernst gewarnt habe. Jetzt wollen Sie auf mich die Schuld schieben?«

»Bertram, Bertram, das ich das erleben muß!« seufzte der alte Herr.

»Ich denke, das Alles können Sie nachher unter sich abmachen,« sagte der Wucherer ungeduldig, »zahlen Sie mir das Geld –«

»Mit welchem Rechte fordern Sie es?« unterbrach Heinrich Schenk ihn rauh. »Sie wußten sehr gut, daß es keine reine Sache war, als Herr Scheerenberg Ihnen diesen Wechsel zur Versilberung anbot, als ehrlicher Mann hätten Sie ihn zurückweisen und auf das Geschäft verzichten müssen.«

»Die Unterschriften sind ächt,« entgegnete Herz ruhig, »als Associé der Firma hat der junge Herr das Recht, im Namen der Firma zu acceptiren.«

»Das bestreite ich.«

»Sie wollen also nicht zahlen?«

»Nein!«

»So werde ich den Proceß gegen die Firma einleiten.«

»In Gottes Namen.«

»Bedenken Sie –«

»Mein Herr, ich bedenke, daß nicht die Firma, sondern dieser Herr Ihr Schuldner ist,« erwiderte Heinrich wüthend, »halten Sie sich an ihn, als Vertreter der Firma werde ich vor Gericht erklären, daß die Firma keine Verbindlichkeiten gegen Sie hat.«

Jacob Herz legte den Wechsel in sein Portefeuille.

»Und Sie, Herr Schenk, haben nicht das Recht, die Zahlung zu verweigern,« versetzte Bertram gereizt. »Mein Privatvermögen als Associé reicht hin, die Summe zu decken.«

Ein sarkastisches Lächeln glitt über das Gesicht Heinrich's.

»Ihr Privatvermögen!« höhnte er. »Glauben Sie vielleicht, der dritte Theil der Geschäftsfonds bilde Ihr Vermögen? Wenn Sie noch nicht wissen, daß die Geschäftsfonds niemals von einem Associé zu Privatzwecken ange tastet werden dürfen, so stecken Sie gütigst die Nase in unsern Gesellschaftsvertrag, da werden Sie's schwarz auf weiß finden. Erzeigen Sie mir den Gefallen, Herr Herz, »und fügen Sie sich, ohne Proceß erhalten Sie Ihr Geld nicht.«

»Aber wozu der Proceß und die unnützen Kosten?« warf Scheerenberg ein. »Zahlen müssen wir, durch den Proceß blamiren, wir uns, – kommen Sie morgen wieder, ich will mit meinen Associé's darüber reden.«

Der Wucherer nickte und ging hinaus.

»So kann das nicht fortgehen,« sagte Heinrich mit einer Entschiedenheit, die jedem Widerspruch vorbeugte, »ich habe keine Lust, für einen Spieler und Verschwen der zu arbeiten.«

Der alte Herr wanderte mit verschränkten Armen auf und ab; von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um die nasse Stirne zu trocknen und seinem Sohne einen ernsten, vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen.

»So kann es allerdings nicht gehen,« erwiderte er. »Was wir sauer verdienen, sollen wir in der nächsten Minute vergeudet sehen, – nein, nein, das dürfen wir nicht dulden. Ich begreife in der That nicht, daß diese unselige Leidenschaft Dich so sehr unterjochen konnte, Bertram; Dich, den nüchternen, vernünftigen Mann, dem ich ruhig Alles anvertraut hätte.«

»Rechte deshalb nicht mit mir, sondern mit Diesem,« sagte Bertram düster. »Er weckte diese Leidenschaft in meiner Seele –«

»Wieder diese Albernheit!« fiel Heinrich mit beißendem Hohn ihm in's Wort. »Wenn mich ein Vorwurf treffen kann, so ist es der, daß ich, um ihren Vater nicht zu betrüben, an jenem Abend ihre Spielschulden aus meiner Tasche deckte. Ich ahnte nicht, daß Sie, trotz den gemachten Erfahrungen, zum grünen Tische zurückkehren würden.«

»Sie hätten ihn zurückhalten sollen!« sagte Scheerenberg verweisend.

»Du lieber Himmel, welchen Grund und welches Recht besaß ich dazu? Er wollte im Spiel sein Glück versuchen, das kann man Niemandem verwehren.«

»Wir müssen einen Weg suchen, auf welchem wir uns vor der Möglichkeit einer Wiederholung dieses Vorfalles sichern können,« meinte Scheerenberg nach einer Weile. »Und da bleibt uns kein anderer Weg, als daß wir Dir durch Circular die Unterschrift so lange entziehen, bis wir die Ueberzeugung hegen dürfen, daß –«

»Vater, das kannst und darfst Du nicht thun!« rief Bertram bestürzt. »Jedermann würde den Grund wissen wollen, meine Ehre wäre vernichtet und ich könnte Niemandem mehr offen in's Auge schauen.«

Ein hämisches Lächeln umspielte die Lippen Heinrich's, eine tückische Schadenfreude leuchtete aus seinen Augen.

»Diesen Schritt dürfen wir allerdings nicht thun,« sagte er gemessen, »er würde unsern Credit untergraben. Wir müssen ein anderes Mittel suchen.«

»Welches?« fragte Scheerenberg. »Ich finde keins. Bertram, Du wirst fortan nicht mehr ausgehen, sondern die Abende hier verbringen, ich halte es für unbedingt nöthig, daß Du Dich für einige Zeit aus der Gesellschaft zurückziehst. Du wirst ferner mir über jeden Thaler, den Du aus der Kasse nimmst, Rechenschaft ablegen und Dich meinem Willen streng unterordnen. Einen Spieler und Verschwender muß man unter Curatel stellen, wenn man ihn kuriren will. Jetzt geh' hinaus, ich werde mit Herrn Schenk über den Hauptpunkt berathen und Dir später mittheilen, was wir beschlossen haben.«

Bertram wagte nicht, eine Einwendung zu machen, er fürchtete weniger den schroffen Charakter seines Vaters, als den Hohn Heinrich's, gegen den er keine Waffe besaß.

Der alte Mann warf sich gleich einem Verzweifelnden in den Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Heinrich hörte ihn schluchzen und stöhnen, ein Zug verachtender Geringschätzung glitt über sein Gesicht.

Was galt ihm der Schmerz dieses Mannes!

Ihm war es gleichgültig, ob der Gram das Herz dieses schwer geprüften Vaters brach; gefühllos, ohne Schonung und Erbarmen trat er jedes Hinderniß in den Staub, welches zwischen ihm und seinem Ziele stand. Was kümmerte es ihn, ob dieses Hinderniß ein Menschenherz war, er schritt gleichgültig über dasselbe hinweg:

»Ich nehme herzlichen Antheil an dem Schicksal, welches Sie so plötzlich betroffen hat,« sagte er, und es gelang ihm vortrefflich, den Ton einer warmen Theilnahme anzuschlagen, »hoffen wir, daß Bertram zur Einsicht kommen und seiner Leidenschaft entsagen wird.«

Scheerenberg blickte mit seinen trüben, feuchten Augen den Heuchler bittend an.

»Glauben Sie, daß er ihr noch immer stöhnt?« fragte er. Heinrich zuckte die Achseln. »Es ist eine alte Erfahrung, daß, wenn solche Leidenschaften einmal Wurzel gefaßt haben, es schwer, wenn nicht unmöglich ist —«

»Mein Gott, dann wäre ja jede Hoffnung vergeblich?«

»O nein, mit Strenge und ernster Wachsamkeit kann man viel ausrichten, so rasch dürfen wir nicht verzagen.«

»Und halten Sie es auch für nöthig, daß ihm die Unterschrift entzogen wird?«

»Ja.«

»Aber vorhin —«

»Ich pflichtete Ihnen nicht bei, weil ich den Weg, den Sie wählten, für verderblich und gefährlich halte.«

»Aber wenn wir ihm die Unterschrift entziehen wollen, müssen wir dies öffentlich thun.«

»Durchaus nicht. Wir machen das unter uns ab und Benachrichtigen nur diejenigen Leute, bei denen allein Bertram in seiner Verlegenheit Hülfe suchen kann.«

»Die Wucherer?«

»Ja.«

Scheerenberg dachte lange nach.

»Es ist ein schwerer Schritt,« sagte er.

»Wir müssen ihn thun, wenn wir uns nicht der Gefahr eines Bankerotts aussetzen wollen,« entgegnete Heinrich fest.

»Sei es denn. Wollen Sie ihn von diesem Entschluß in Kenntniß setzen?«

»Thun Sie es.«

»Ich fürchte, mich zu sehr aufzuregen. Sagen Sie ihm, daß er mir einen großen Kummer bereitet habe und daß ich erst dann ihm verzeihen könne, wenn ich, von seiner Besserung überzeugt sein dürfe. Den Wechsel werden wir einlösen müssen.«

»Ich glaube es auch.«

»Wohl, ordnen Sie diese Angelegenheit nach bestem Ermessen, ich überlasse es Ihnen ganz.«

Als Heinrich das Cabinet verließ, sah er die Blicke des Buchhalters und des übrigen Personals forschend auf sich gerichtet.

Sie alle ahnten, daß in dem Cabinet ernste, wichtige Dinge berathen worden waren, aber sie entdeckten in den Zügen Heinrich's nichts, was ihnen irgend einen Aufschluß geben konnte.

Bertram hatte sich in sein Privatzimmer zurückgezogen, Heinrich suchte ihn jetzt dort noch nicht auf, er verschob die Unterredung mit ihm auf den Abend.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL. EIN GAST AUS  
BRASILLEN.

»Sagt, was Ihr wollt, mit Eurer Tochter ist's keine richtige Sache!« rief Caspar Melchior Gabel gereizt, indem

er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrend in die Höhe fuhren. »Und wenn Ihr sie zehntausendmal in Schutz nehmt, ich bleibe bei meiner Behauptung.«

Bertram Schenk, der behäbige Wirth, klopfte nachdenklich auf den Deckel seiner runden Schnupftabaksdose und blickte dabei den Schneider, der dem Barbier gegenüber saß, mit seinen klugen glänzenden Augen recht bedenklich an.

»Ja ja, Eure Hermine schlüpft Euch unter den Fingern durch, wenn Ihr die Zügel nicht straffer anzieht,« sagte er ernst. »Das Mädchen macht seit einiger Zeit einen Aufwand, den man nicht billigen kann, wenn man Eure Verhältnisse kennt, Wacker.«

Der Schneider schüttelte mit einem Lächeln der Geringschätzung auf den Lippen sein semmelblondes Haupt.

»Was Ihre doch alles faselt!« erwiderte er. »Meine Hermine ist ein hübsches Mädchen und sie weiß, daß sie es ist, na, wenn ein hübsches Mädchen sich gerne putzt – darum keine Feindschaft nicht. In China –«

»Wir leben nicht in China,« fiel der Barbier ihm in's Wort, dessen Nase im dunkelsten Carmin glühte, »wir leben in Europa, in Deutschland, in der alten heiligen Stadt Köln.«

»Na, da wird man denn doch wohl sich kleiden können, wie man Lust hat!« fuhr der Schneider auf. »Ihr seid allemal der fertige, welcher den Splitter in den Augen Anderer entdeckt, aber an den eigenen Balken nicht denkt.«

»Hört Ihr's?« wandte Gabel sich zu dem Wirth. »Er will das Mädchen entschuldigen, mit seinen blöden Augen

kann er nicht sehen, daß das eitle Ding sich über die Gebühr putzt! Wacker, Wacker, mögen Euch nicht zu spät die Augen geöffnet werden.«

»Inwiefern?« fragte der Schneider verdrießlich.

»Insofern, als ein hübsches und dazu eitles, gefallsüchtiges Mädchen stets der Verführung ausgesetzt ist, lieber Freund. Ihr könnt die Augen nicht überall haben, deshalb steuert bei Zeiten und rottet das Uebel an der Wurzel aus.«

»Weshalb laßt Ihr das Mädchen jeden Abend allein ausgehen?« fragte der Schenkwrith. »Man spricht in der ganzen Nachbarschaft darüber, nur Ihr –«

»So laßt doch die Leute schwätzen, was sie wollen!« rief der Schneider gereizt. »Ich kann Ihnen den Mund nicht stopfen.«

»Wohl könntet Ihr's, wenn Ihr nur wolltet,« erwiderte der Barbier, bedenklich das Haupt schüttelnd. »Gebt ihnen keinen Anlaß zu solchem Gerede –«

»Ach was, wer etwas suchen will, kann allenthalben etwas finden.«

»Freund, es gibt keinen Rauch ohne Feuer, das ist ein altes wahres Wort. Glaubt nicht, daß ich Euch das Alles sage, nur um einen Stein auf Hermine werfen zu können,« fuhr der Barbier mit wehmüthigem Ernst fort, »unser Herrgott allein weiß, wie – sehr es mich schmerzt, in dieser Weise mit Euch reden zu müssen. – Seht, ich habe es noch keinem Menschen anvertraut, aber Euch will ich's heute sagen, auf daß Ihr Euch über meine ersten Warnungen ein richtiges Urtheil bilden könnt. Ich

habe Hermine schon seit Jahren geliebt und wenn ich mir nicht selbst sagen müßte, daß ich ein Narr wäre, wollte ich um die Hand des schönen Mädchens werben, so würde ich längst mit der Sprache herausgerückt sein. Aber unser Herrgott hat aus mir eine Vogelscheuche geschaffen, ich weiß das sehr gut und da darf ich mich der Hoffnung nicht hingeben –«

»Weshalb nicht?« unterbrach der Wirth ihn rasch. »Ihr seid ein ehrenwerther Mann –«

»Mag sein, daß Ihr mich dafür haltet, aber bei den jungen Mädchen thut's der ehrenwerthe Charakter allein nicht. Ich bitte Euch, wenn ich Euch sagte, daß ich in Eure Tochter verliebt sei, würdet Ihr nicht recht herzlich über mich lachen?«

»Durchaus nicht.«

»Dann würdet Ihr mich bedauern, denn daß Eure Tochter mir einen Korb geben würde, unterläge doch wahrscheinlich keinem Zweifel.«

»Und deshalb fallt Ihr wohl über meine Hermine her!« spottete der Schneider. »Ihr wüßt, daß sie Euch abweisen würde und nun gönnt Ihr sie auch keinem Andern.«

Der Barbier zuckte die Achseln.

»Ihr seid vernarrt in das hübsche Gesicht Eurer Tochter,« erwiderte er, »Ihr hegt möglicher Weise die Ueberzeugung, daß sie dieses Gesichtes wegen eine ausgezeichnete Parthie machen müsse.«

»Wäre es unmöglich?«

»Das nicht, aber unwahrscheinlich.«

»In China suchen die reichsten Herren ihre Frauen in den untersten Klassen –«

»Hier thun sie's nicht.«

»Sogar die chinesischen Prinzen ziehen Schönheit des Körpers dem Reichthum vor.«

»Ihr seid ein Hansnarr,« sagte der Barbier anmuthig, indem er sich erhob. »Ihr solltet lieber an Eure Haushaltung, an Euer Weib und Eure Tochter denken, als fortwährend in Gedanken im chinesischen Reiche umherzuschweifen. Ihr wüßt soviel von China, wie die Kuh vom Sonntage, aber Ihr meint, Euch mit Euren Lügen und Aufschneidereien einen großartigen Anstrich geben zu können. Ich fürchte, Ihr werdet's noch einmal bereuen, daß Ihr hier die Augen nicht offen gehalten habt, dann aber dürfte die Reue zu spät kommen. – Nichts Neues von Otto?«

Bertram Schenk machte eine verneinende Geberde.

»Habe, seitdem er mir zum neuen Jahre gratulirte, nichts mehr von ihm gehört,« erwiderte er, »ich denke mir, daß er sehr beschäftigt ist und nichts Bemerkenswerthes mir mitzutheilen weiß.«

»Heinrich wird nun wohl bald seine Hochzeit feiern?« fragte der Schneider, der die Grobheiten seines Nachbarn geduldig eingesteckt hatte.

Ueber das runde gemüthliche Gesicht des Schenk-wirths glitt ein düsterer Schatten.

»So viel wie ich höre, im Frühjahre,« sagte er kurz angebunden.

»Wer das Glück hat, führt die Braut heim,« fuhr Wacker fort, »Euer Heinrich hat wirklich Glück gehabt.«

»Ja, ja, wenn das Geld glücklich machen kann –«

»Na – ich wüßte nicht, was er noch wünschen könnte! Eine reiche Braut, ein schönes Geschäft –«

»Wollen's abwarten,« sagte der Wirth rasch, »man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.«

Der Barbier nickte. »Es ist schon Mancher hoch gestiegen, um bald darauf wieder tief zu fallen,« versetzte er, »ich preise keinen Menschen seines Geldes wegen glücklich.«

Er ging nach diesen Worten hinaus, der Schneider blickte ihm achselzuckend nach.

»Wenn er nur Geld hätte!« spottete er. »Ihm geht's auch, wie dem Fuchs, der die Trauben sauer fand, weil sie ihm zu hoch hingen. Gute Nacht, Nachbar.«

Der Wirth nahm nachdenklich eine Prise und ergriff die leeren Gläser, um sie hinaus zu bringen.

Auf der Schwelle des Zimmers begegnete ihm ein hochgewachsener Mann mit einem wettergebräunten Gesicht, der nach kurzem Gruß sich am Gasttische niederließ.«

Er war der einzige Gast, und der Wirth, der sich nach Ruhe sehnte, hätte es lieber gesehen, wenn derselbe nicht bei ihm eingekehrt wäre.

Mit einem kurzen und keineswegs einladenden ›Wohl bekomm's!‹ setzte er das gefüllte Glas vor ihn hin.

»Eine Frage, wenn ich bitten darf,« nahm der Fremde das Wort, als der Wirth ihm Begriffe stand, das Zimmer

wieder zu verlassen, »wohnte nicht ein Bruder von Ihnen in Brasilien?«

Bertram Schenk blickte überrascht den Fragenden an.

»Freilich,« erwiderte er, »wie kommen Sie darauf?«

»Ich kannte ihn persönlich.«

»Friedrich Schenk?«

»Ja. Er wohnte in Ouro-Preto in Minas Geraes.«

»Ganz recht.«

»Er starb im Jahre 1847 im Herbst.«

Der Wirth hatte dem Fremden gegenüber Platz genommen, nach langer Zeit sah er endlich seinen Wunsch, über seinen Bruder etwas Näheres zu erfahren, erfüllt.

»Sie waren also mit ihm befreundet?« fragte er.

»Befreundet eben nicht, aber ich kannte ihn sehr gut. Habe manches Geschäft mit ihm gemacht.«

»So, so –«

»Er war ein sehr thätiger Mann und ein herzensguter Mensch.«

»Etwas leichtfertig wohl auch?«

»Das ich nicht wüßte. Im Gegentheil, er machte auf mich den Eindruck eines sehr ernstesten, soliden Menschen.«

»Sie sahen ihn wohl oft?«

»Von Vierteljahr zu Vierteljahr. Ich sprach einmal mit ihm über Deutschland, unsere gemeinsame Heimath, und da sagte er mir, daß ein Bruder in Köln wohnte. Er beklagte sich, daß er so selten Nachricht von Ihnen erhalte.«

»Das war gegenseitig,« erwiderte Bertram Schenk, während er dem Fremden eine Prise anbot, »ich habe alle seine Briefe beantwortet, und wenn meine Antwort nicht so rasch erfolgte, wie er es wünschte, so lag die Schuld wahrlich nicht an mir. Man hat nicht immer Zeit und Lust, Privatbriefe zu schreiben. – Er hatte wohl Viehzucht?«

»Ja, daneben eine kleine Goldgrube, die ihm manchen Groschen einbrachte.«

»Ah, das wußte ich noch nicht,« sagte der Wirth, aufmerksam werdend, »also verdiente er viel Geld?«

»So glaube ich.«

»Verheirathet war er nicht?«

»Nein.«

»Ein trauriges, einsames Leben –«

»Na, er fühlte sich wohl dabei, ich glaube, es war seine Absicht, später nach Europa zurückzukehren.«

»Es ist besser so, wie es gekommen ist,« erwiderte der Wirth nachdenklich, »hier wäre er seinen Verwandten zur Last gefallen, und wenn ich ihn auch mit offenen Armen aufgenommen hätte – na, man weiß ja, wo eine Frau im Hause ist, sind die Ansichten immer verschieden.«

Mit sichtbarem Erstaunen hatte der Fremde diese Worte angehört.

»Seinen Verwandten wäre er doch wohl nicht zur Last gefallen?« sagte er. »Er war ja ein reicher Mann, der hier sehr bequem von seinen Zinsen leben konnte.«

»Ein reicher Mann?« fragte Schenk überrascht.

»Natürlich.«

»Ah – das weiß ich besser, mein Herr, er hatte mehr Schulden, wie Vermögen.«

Der Fremde lächelte ungläubig.

»Wie können Sie das wissen und behaupten?« sagte er. »Ich gebe Ihnen mein Wort, Friedrich Schenk war in Ouro-Preto als ein sehr reicher Mann bekannt.«

»Der Schein trügt oft,« fuhr der Wirth fort. »Ich wurde von der brasilianischen Regierung aufgefordert, die Hinterlassenschaft meines Bruders in Empfang zu nehmen und schrieb deshalb an den preußischen Consul in Rio Janeiro. Sehen Sie hier die Antwort, die ich erhielt.«

Der Wirth hatte aus der Brusttasche seines Rockes ein Portefeuille hervorgeholt und dem Fremden den Brief überreicht, den dieser rasch öffnete.

»Seitdem habe ich nichts mehr von der ganzen Geschichte gehört,« setzte Schenk hinzu, »ich ließ die Angelegenheit fallen, weil ich keine Lust hatte, die Schulden meines Bruders zu bezahlen.«

Der Fremde prüfte den Brief sehr aufmerksam, er las ihn mehrere Male und unterzog auch die Adresse, das Siegel und die verschiedenen Poststempel einer sorgfältigen Prüfung.

»Das begreife ich nicht,« sagte er, »fast möchte ich behaupten, daß Sie das Opfer eines raffinirten Gauners geworden sind.«

»Wir wäre das möglich?«

»Weshalb soll es unmöglich sein?«

»Aber ich bitte Sie, der Consul selbst –«

»Wissen Sie, ob die Unterschrift des Consuls ächt ist?«

Der Wirth zuckte die Achseln.

»Es ist doch nicht anzunehmen, daß ein solcher raffinirter Gauner im Consulat zu suchen wäre,« erwiderte er.

»Das Siegel trägt das preußische Wappen –«

»Freilich, freilich – ich begreife das selbst nicht.«

»Nein, mein Herr, die Sache ist nach meiner Ansicht sehr klar und einfach,« fuhr Schenk im Tone der Ueberzeugung fort.

»Mein Bruder hat sich den Anschein eines reichen Mannes zu geben gewußt und es steckte nichts dahinter.«

»Aber seine Viehherden, sein Haus, seine Aecker, seine Goldgruben –«

»Reichten alle nicht hin, die Schulden zu decken.«

»Ich wiederhole Ihnen, daß ich es nicht begreife,« sagte der Fremde, »aber ich werde der Sache auf den Grund kommen, wenn, Sie mir die Untersuchung anvertrauen wollen. Im Frühjahr denke ich nach Brasilien zurückzukehren, ich werde nach meiner Ankunft unverzüglich die nöthigen Nachforschungen anstellen und Ihnen dann das Nähere mittheilen.«

»Es sind vergebliche Hoffnungen,« wandte der Wirth ein. »Sie bemühen sich umsonst –«

»Und wenn auch, was thut's! Ich vermuthete, daß meine Bemühungen nicht vergeblich sein werden.«

Der Fremde hatte sich erhoben.

»Morgen bleibe ich noch hier,« setzte er hinzu, »wenn Sie ein Stündchen für mich übrig haben –«

»Gewiß.«

»Gut. Wann?«

»Ich würde Sie gerne zu Tisch laden, aber meine Frau ergreift jede Gelegenheit, über die brasilianische Erbschaftsgeschichte ihre Glossen zu machen, Sie begreifen, daß mir das unangenehm sein muß, Wenn ich Sie bitten darf, nach Tisch zu kommen –«

»Sehr gerne –«

»Wir werden dann ungestört sein.«

»Gut, erwarten Sie mich gegen zwei Uhr.«

Der Fremde schritt in die Nacht hinaus, der Wirth schloß die Thüre, löschte das Licht und ging, in Nachdenken versunken in sein Schlafgemach.

## NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL. MUTTER UND TOCHTER.

Fritz Wacker, der ehrsame Schneidermeister, mußte doch über die Worte nachdenken, die seine beiden Nachbarn zu ihm geredet.

Wenn er auch ihre Befürchtungen ebenso wenig theilte, wie er ihren Anschauungen beipflichten konnte, so mußte er doch zugeben, daß Hermine wirklich in der jungsten Zeit den geschwätzigsten Zungen manchen Anlaß zu unnützem Gerede gegeben hatte.

Und so ganz gleichgültig war es ihm denn doch nicht, wie die Nachbarn über seine Tochter urtheilten.

Es konnte also nicht ausbleiben, daß der Schneider verstimmt und übelgelaunt heimkehrte und die Entdeckung, die er beim Eintritt in seine Wohnstube machte,

war keineswegs geeignet, ihn zu erheitern und die Wolken von seiner Stirne zu scheuchen.

Hermine stand vor dem Spiegel und betrachtete sich mit eitlem Wohlgefallen in dem Glase, während die Mutter das Licht hielt.

Der Schneider bemerkte sofort die lange goldene Kette und den feinen Spitzenkragen, mit denen das Mädchen sich geschmückt hatte, auch entging es ihm nicht, daß sein plötzlicher Eintritt die Beiden sehr unangenehm überraschte. Die Bestürzung stimmte mit den Warnungen des Barbiers allzusehr überein, als daß der Schneider leichtfertig über sie hätte hinweggehen können, er mußte ihre Ursache erforschen.

Frau Wacker stellte die Lampe auf den Tisch und fragte den Gatten mit schlecht verhehltem Unmuth, weshalb er schon so früh heimkehre.

»Weshalb?« erwiderte der Schneider gereizt. »Es kann manchmal nicht schaden, wenn man einen Blick hinter die Coulissen wirft.«

»Ah Du warst im Theater?« fragte die Mutter.

»Jawohl in einem Theater, in welchem man Wahrheiten zu hören bekommt, die –«

»Was soll diese gereizte Sprache?« unterbrach die Hausfrau den sich mehr und mehr ereifernden Gatten, der keinen Blick von seiner Tochter wandte. »Wenn Dich etwas Unangenehmes begegnet ist, so werden wir doch nicht dafür büßen sollen!«

Fritz Wacker hatte sich rasch dem Mädchen genähert.

»Woher hast Du die Kette?« fragte er mit bebender Stimme.

»Ist es das?« nahm die Mutter für Hermine das Wort. »Weshalb soll das Mädchen nicht eine goldne Kette tragen dürfen, so gut wie die vornehmen Damen?«

Dem Schneider war das Blut in die Wangen geschossen.

»Das ist eine saubere Frage,« erwiderte er, »eine Frage, die weder Hand noch Fuß hat. Ich will Antwort, woher kommt die Kette?«

»Vom Goldschmied!« sagte Frau Wacker kühl. »Sprich Du, Hermine –«

»Mein Gott, ich werde doch ein Geschenk annehmen dürfen!« erwiderte das Mädchen trotzig.

»Ein Geschenk! Ah – von wem?«

»Fritz, so lange Du in dieser gereizten Aufregung Dir befindest, kannst Du nicht verlangen, daß –«

»Mein Gott, ich bin ja ruhig –«

»Das sieht man. Roth wie ein gesottener Krebs und wild wie ein losgelassener Bullenbeißer. Schöne Ruhe!«

Der kalte Spott seiner Frau reizte den Schneider nur noch mehr.

»Jetzt habe ich's satt!« rief er. »Wenn man mir nicht Rede und Antwort steht, trommle ich die Nachbarn zusammen!«

»Nach Belieben!« erwiderte Frau Wacker gelassen. »Du wirst das wohl in China gründlich gelernt haben.«

»Sei ruhig, Vater, und Du sollst Alles erfahren,« sagte Hermine begütigend.

»Ruhig, ruhig!« polterte der Schneider. »Der Kuckuck soll ruhig bleiben, wenn man im Wirthshause solche Dinge hören muß.«

»Welche Dinge?« fragte die Mutter mit einem lauernenden, stechenden Seitenblick auf den Gatten, der, offenbar in der Absicht, seiner Erregung Herr zu werden, mit großen Schritten auf- und abwanderte.

»Welche Dinge?« fuhr Wacker fort. »Glaubt Ihr denn, die Nachbarn hätten keine Augen?«

»Daß Hermine sich nicht mehr ihrem Stande gemäß kleidet, daß –«

Das höhrende Lachen seiner Gattin bewog den Schneider, mitten im Satze abubrechen. »Ihrem Stande gemäß!« spottete Frau Wacker. »In Lumpen müßte Hermine also gehen, wenn die Nachbarn –«

»Unsinn! Zwischen Lumpen und der einfachen bürgerlichen Kleidung ist ein gewaltiger Unterschied. Hermine trägt sich zu auffallend, an allen Ecken guckt der Hochmuth heraus und die Nachbarn haben wohl ein Recht, zu fragen, woher die Mittel zur Bestreitung dieses übertriebenen Putzes kommen.«

»Natürlich, wenn Du ihnen dieses Recht einräumst –«

»Ich kann ihnen nicht wehren, daß sie es sich nehmen. Woher kommen diese Mittel? Ich will es wissen.«

»Die Nachbarn sollen vor ihren eigenen Thüren kehren,« sagte Hermine erbittert, »aber der Neid läßt sie nicht ruhen.«

»Das ist es,« erwiderte die Mutter, mit dem Kopfe nickend, »ich an Deiner Stelle würde ihnen die Meinung

mit derben Worten gesagt haben. Du aber hast natürlich geschwiegen und möglicherweise sogar mit ihnen eingestimmt, der gute Ruf Deiner Frau und Deines Kindes ist Dich ja höchst gleichgültig! Das wird wieder heiter hergegangen haben hinter dem Bierglase!«

»So wollte ich doch, daß das Gewitter hineinschläge!« rief der Schneider erbost. »Wird man mir nun endlich einmal Rede stehen? Ich will wissen, wer die Kette und alle die anderen Geschichten geschenkt hat.«

Frau Wacker warf ihrer Tochter einen vielsagenden Blick zu. Es lag in diesem Blicke Etwas, was Hermine aufforderte, zu schweigen und ihr die nöthigen Mittheilungen zu überlassen und daneben auch eine gewisse Schadenfreude darüber, daß der Schneider trotz seinem Zorn und seinem Aerger seines Wunsches Erfüllung nicht erzwingen konnte.

»Die Sache ist sehr einfach,« sagte sie ruhig. »Hermine ist – aber kannst Du auch schweigen?«

»Wenn es sein muß!«

»Es muß sein!«

»So werde ich schweigen.«

»Also, Hermine ist verlobt!«

»Mit einem jungen, reichen Herrn,« setzte das Mädchen hinzu.

Der Schneider blickte bald seine Frau, bald seine Tochter an, er schien sehr starke Zweifel zu hegen.

»Seit wenn?« fragte er.

»Seit heute Abend, das heißt, sie hat den jungen Herrn schon früher kennen gelernt.«

»Und wer ist dieser Herr?«

»Ich will Dich seinen Namen nennen, aber Du darfst nicht weiter davon sprechen,« fuhr Frau Wacker mit einem Lächeln selbstbewußten Stolzes auf den Lippen fort.

»Kennst Du den Fabrikant Liebmann?«

»Cigarrenfabrikant Theodor Liebmann?«

»Ja. Sein Sohn, Herr Carl Liebmann, ist der Bräutigam unserer Tochter.«

Von der Stirne des Schneiders schwanden die düstern Wolken allmählich.

»Aber weshalb habe ich nichts davon erfahren?« fragte er.

»Weil die Verlobung erst heute Abend stattgefunden hat,« erwiderte Frau Wacker. »Du wirst begreifen, daß diese Verlobung einstweilen geheim gehalten werden muß, nicht allein der boshaften Nachbarn wegen, es sind auch andere Gründe zu berücksichtigen. Der alte Herr Liebmann wird ungern seine Einwilligung geben, Hermine's Verlobter muß eine günstige Gelegenheit abwarten, um seinen Vater vorzubereiten; wenn dem alten Herrn vorher etwas zu Ohren käme, würde das Brautpaar einen sehr schlimmen Standpunkt haben.«

Der Schneider nickte, er sah die Triftigkeit dieser Gründe ein.

»Aus diesen Gründen will Herr Liebmann auch erst dann uns besuchen, wenn er die Einwilligung seines Vaters hat,« fuhr die Mutter fort, »bis dahin kommt das Brautpaar bei einer Freundin Hermine's zusammen.«

»Aber der junge Mann muß doch persönlich uns um unsere Einwilligung bitten,« warf der Schneider ein.

»Er meint, dazu werde sich wohl nächstens einmal eine Gelegenheit finden,« sagte Hermine, während sie mit der goldenen Kette spielte, »einstweilen müsse er sich damit begnügen, daß ich –«

»Natürlich,« unterbrach die Mutter sie. »Der junge Herr muß Rücksichten nehmen, ich hoffe, daß man das einsieht.«

Die Verlobung seiner Tochter mit dem Sohn des reichen Fabrikanten schmeichelte dem Stolze des Schneiders zu sehr, als daß seine Seele für die so nahe liegenden Bedenken Raum gehabt hätte.

Er dachte an den Triumph, den er am Tage der Hochzeit über seine Nachbarn feiern würde und erinnerte sich dabei der Worte des Barbiers, die dieser in Bezug auf seine eigenen Wünsche und Hoffnungen gesprochen hatte.

Carl Liebmann und Caspar Melchior Gabel! Welch' gewaltiger Unterschied zwischen diesen beiden Werbern.

Dem Schneider fiel es nicht ein, darüber nachzudenken, welche Folgen die heimliche Verlobung haben könne, er sonnte sich bereits in dem Glanze, der nach seiner Meinung bald seine schöne Tochter umstrahlen mußte. Frau Wacker kannte ihren Gemahl sehr genau, sie las in seinen Zügen, was in seiner Seele vorging.

»Herr Liebmann hat uns eine Ehre erzeigt, die wir nicht hoch genug würdigen können,« sagte sie, »was will dagegen das Geschwätz neidischer Nachbarn bedeuten, die uns ein solches Glück nicht gönnen!«

»Wie sie sich erst ärgern werden, wenn mein Verlobter das Geheimniß veröffentlicht!« fügte Hermine hinzu, während sie wieder vor den Spiegel trat, um die goldene Kette zu bewundern.

»Wer sich zumeist ärgert, ist der Barbier Gabel,« entgegnete der Schneider, der jetzt vollständig beruhigt war, »er sagte mir, daß er ein Auge auf Dich geworfen habe und längst so frei gewesen wäre, um Deine Hand zu werben, wenn er nicht fürchte, seiner Häßlichkeit wegen abgewiesen zu werden.«

»Der?« spottete Frau Wacker mit beißendem Hohn. »Es fehlte noch, daß dieser Orang-Utang –«

»Na, von seiner Häßlichkeit abgesehen, ist er ein ganz ehrenwerther Mann,« fuhr der Schneider fort, »ein seelenguter Mensch, bei dem man es schon aushalten kann.«

»Aber er kann keine Familie ernähren,« warf Hermine ein.

»Ich begreife nicht, daß ein solcher Mann, der kaum das trockene Brod für sich hat, schon an's Heirathen denkt.«

Fritz Wasser zuckte die Achseln.

»Als ich Deine Mutter heirathete, war bei uns auch Schmalhans Küchenmeister,« sagte er, »nachher ging es ganz gut. – Na, wenn ich einmal das große Loos gewinne, sollst Du eine Aussteuer haben –«

»Wenn! Wenn!« unterbrach ihn die Hausfrau. »Du hast das schon seit Jahren gesagt.«

»Habe ich nicht in jedem Jahre meinen Einsatz gewonnen? Sind wir nicht so weit gekommen, daß ich jetzt schon ein halbes Loos spielen kann?«

Frau Wacker schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Besser wäre es, Du spieltest nur ein Achtel und legtest das Uebrige zurück!« sagte sie.

»Und was dann, wenn auf dieses Achtel ein bedeutender Gewinn fällt? Werden wir uns nicht ernste Vorwürfe machen? Wer nichts wagt, gewinnt nichts, ich aber weiß, daß ich etwas gewinnen werde.«

»Du weißt das so sicher?«

»Ja. Eine Ahnung sagt es mir. In China spielte ich auch einmal in der kaiserlichen Lotterie, das heißt, ich wollte spielen, ich sah dreimal nach einander im Traume eine Nummer und nahm mir vor, sie zu besetzen. Aber ich hatte kein Geld und als es mir endlich gelungen war, dasselbe aufzutreiben, war die Nummer schon in andern Händen. Der Glückliche gewann das große Loos und ich hatte das Nachsehen.«

Frau Wacker ergriff die Lampe.

»Was Du nicht alles in China erlebt hast!« spottete sie.  
»Das Beste ist, daß Du selbst die Aufschneidereien für wahr hältst.«

»Aufschneidereien? Ich sage Dir –«

»Ja, ja, – komm, wir wollen zu Bett gehen, es ist spät genug geworden.«

DREISSIGSTES KAPITEL. VERGIFTET.

Heinrich hatte den Nachmittag des Tages, an welchem Jacob Herz den Wechsel präsentierte und Bertram Scheerenberg seine Rechte als Associé der Firma verlor, dazu benutzt, einen früheren Schulkamerad zu besuchen, mit dem er noch vor einem Jahre sehr befreundet gewesen war.

Werner Wartenberg hatte gemeinschaftlich mit ihm das Gymnasium besucht und sich später dem Studium der Chemie gewidmet.

Heinrich war hauptsächlich durch die Chemie mit ihm befreundet geworden, die Beiden hatten im Hause Wartenbergs ein kleines Laboratorium errichtet und in ihren Mußestunden manches belehrende und manches ergötzliche Experiment gemacht.

Später hatte Heinrich sich mehr und mehr zurückgezogen, er war nur noch selten gekommen und endlich ganz ausgeblieben, und da Wartenberg selten seine Wohnung verließ, so war es begreiflich, daß die Beiden seitdem einander nicht wiedersahen.

Nun trat Heinrich an diesem Nachmittage unerwartet in das Laboratorium seines Freundes, der mit einer sehr wichtigen Analyse beschäftigt war.

»Wenn man nicht zu Dir kommt, sieht man Dich nie,« sagte Heinrich, indem er dem Freunde die Hand reichte, der überrascht aufblickte, »ich hatte erwartet, Du würdest mich besuchen, um mir Glück zu wünschen zu der Association mit meinem früheren Principale und zu

meiner Verlobung. Aber wer nicht kam, war mein guter Freund Wartenberg, der mich ganz vergessen zu haben scheint.«

»Das nicht,« erwiderte Werner kopfschüttelnd, »aber Du weißt, ich dränge mich nicht gerne auf. Ich konnte ja nicht wissen, ob ich Dir angenehm kam –«

»So sehr zweifelst Du an meiner Freundschaft?«

»Lieber Junge, mit der Freundschaft hat's eine eigene Bewandniß; wenn sie auf der einen Seite erkaltet –«

»So soll die andere desto stärker glühen, Werner. Mich haben die Geschäfte so sehr in Anspruch genommen, daß ich kaum an etwas Anderes denken konnte. Du glaubst nicht, wie anstrengend der Dienst im Joche Merkur's ist.«

Werner drehte die Spirituslampe höher und hielt den Blick unverwandt auf die Retorte gerichtet, aus deren Rohr ein weißlicher Dampf quoll.

»Ich glaub's gerne und beneide Dich nicht darum,« erwiderte er, »aber Du fühlst Dich wohl in diesem Joch und hast also keine Ursache, Dich zu beklagen. Es geht Dir gut?«

»Gott sei Dank, ja.«

»Man sagt, Du werdest durch die Heirath mit Fräulein Liebmann ein reicher Mann?«

»Du kennst die junge Dame nicht?«

»Nein. Ich gehe wenig aus, komme nirgend hin.«

»Na, ja, sie hat Vermögen.«

Einen Augenblick stockte die Unterhaltung.

Werner beschäftigte sich mit der Retorte, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und Heinrich

sah, in Ermanglung anderer Beschäftigung, dem Treiben des Freundes zu.

»Es ist schön, daß Du gekommen bist,« nahm Werner nach einer Weile wieder das Wort, »ich dachte schon, das Glück habe Dich hochmüthig gemacht.«

Ein stechender Blick traf aus den Augen Heinrich's den Freund, ein Blick, der einem scharfen Beobachter den Beweis geliefert haben würde, daß diese anscheinend absichtslos hingeworfenen Worte einen wunden Fleck getroffen hatten.

»Ich sagte Dir schon, daß ich im Drange der Geschäfte an meine Freunde nicht denken konnte,« erwiderte Heinrich ruhig. »Heute Morgen dachte ich an Dich, im Traume vergangene Nacht warst Du mir erschienen.«

»So, so!«

»Ja. Es war ein sehr lebhafter und sehr schöner Traum. Er versetzte mich zurück in die Zeit, in der wir hier gemeinschaftlich Chemie trieben. Du Erinnerst Dich dieser Zeit wohl auch noch?«

»Gewiß.«

»Wir haben manches interessante Experiment gemacht.«

»Und manchen Groschen unnütz vergeudet.«

»Mag sein, damals schlugen wir es nicht an.«

»Du nicht, Du hattest immer Geld vollauf.«

»Weißt Du noch, daß wir einmal Blausäure fabricirt haben?«

»Ja, aber sie war nichts werth.«

»Na, wir haben doch trotz aller Salmiakverschwendung acht Tage hindurch die schönsten Kopfschmerzen davon getragen.«

Der Chemiker zuckte geringschätzend die Achseln und goß neuen Spiritus auf die Lampe.

»Dennoch war sie nichts werth,« sagte er, »mir ist das auch erst später klar geworden.«

»Du hast wohl seitdem manches Gift fabricirt?«

»Wie meinst Du das?«

»Je nun, Du beschäftigtest Dich ja stets gerne mit der Bereitung der Gifte.«

»Lieber Freund, Alles was wir durch unsere chemischen Prozesse gewinnen, ist in höherem oder geringerem Grade Gift.«

»So meine ich das nicht.«

Werner nickte.

»Ich weiß, was Du sagen willst,« fuhr er fort. »Es ist wahr, die Concentrirung und Zersetzung der Giftstoffe, wie die Auffindung neuer Giftarten war und ist auch noch mein Lieblingsstudium. Aber ich kann an dieses Fach nicht mehr so viel Zeit verwenden, die Jahre verstreichen und wenn ich einmal selbstständig werden und auf einen grünen Zweig kommen will, muß ich mehr wissen.«

»Da hast Du recht.«

»Ich habe in voriger Woche einige sehr schöne Präparate erhalten, wenn Du sie sehen willst, sie stehen dort im Schrank. Da kannst Du echte Blausäure sehen.«

»In der That?« erwiderte Heinrich, der sich bereits erhoben und den großen Schrank geöffnet hatte, in welchem eine Anzahl von Büchsen, Dosen, Flaschen und Fläschchen standen. »Ah –, dieses hier?« fuhr er fort, indem er ein kleines Krystallfläschchen ergriff. »Du glaubst, daß es die echte Blausäure sei?«

»Gewiß.«

»Du selbst hast sie bereitet?«

»Ja. Bitte, öffne das Fläschchen nicht, sie verdunstet so sehr rasch und entwickelt einen Duft, der mir sehr unangenehm ist.«

Heinrich stellte das Fläschchen wieder hin.

»Ist es denn wirklich wahr, daß diese Säure einen Ochsen augenblicklich tödten kann?« fragte er, indem er zu seinem Sitz zurückkehrte.

»Es ist wahr,« erwiderte der Chemiker ruhig.

»Das heißt, es kommt auf das Quantum an.«

»Durchaus nicht, einige Tropfen genügen. Die Blausäure wirkt fabelhaft schnell, wenn sie mit einer Wunde in Berührung kommt.«

»Und ein Gegengift gibt's nicht?«

»Nein.« –

»Es ist doch ein schönes Studium, das der Chemie,« nahm Heinrich nach einer Pause wieder das Wort. »Wenn ich nicht Kaufmann wäre –«

»Möchtest Du Chemiker sein.«

»Gewiß.«

»Zwei Dinge gehören nothwendig dazu, Talent und Geld. Freilich Du hast Geld genug.«

»Fehlt es Dir daran?«

»Mitunter.«

»Du hättest Dich an mich wenden sollen.«

Werner blickte freudig überrascht den Freund an.

»Das thut man nicht gerne,« sagte er, »in Geldsachen hat alle Freundschaft ein Ende.«

»Wie schlecht Du mich kennst,« erwiderte Heinrich vorwurfsvoll. »Bist Du augenblicklich in Verlegenheit?«

»Ja und Nein. Ich habe keine Bedürfnisse, Du weißt es, das Einzige, was ich mir augenblicklich wünsche, ist ein neuer, sehr complicirter Apparat und da ich weiß, daß ich ihn mir nicht verschaffen kann, so suche ich den Wunsch zu vergessen.«

»Ein Apparat? Wie viel wird er kosten?«

»Mindestens fünfzig Thaler.«

Heinrich griff in die Brusttasche und holte sein Portefeuille hervor.

Er öffnete es und legte eine Banknote auf den Tisch, an welchem der Chemiker saß.

»Kaufe den Apparat und betrachte ihn als ein Andenken an die schönen Stunden, die wir hier in diesem Raume gemeinsam verbracht haben,« sagte er.

»Du willst mir das Geld schenken?« fragte Werner überrascht.

»Ja.«

»Aber ein so großes Opfer –«

»Für mich ist es kein Opfer, ich habe heute Morgen Tausende verdient; es freut mich, mit einer solchen Kleinigkeit einen Wunsch meines Freundes verwirklichen zu können.«

Werner versuchte noch einige Einwendungen zu machen, aber Heinrich beharrte dabei, daß er die Banknote annehmen müsse, wenn er den Freund nicht erzürnen wolle.

»Du kannst mir dagegen auch einen Gefallen erzeigen,« sagte er.

»Welchen?« fragte Werner.

»Mir ein Glas Wasser holen.«

»Herzlich gerne.«

Der Chemiker hatte sich erhoben.

»Aber meine Retorte,« sagte er zögernd.

»Ich werde Acht geben,« erwiderte Heinrich ruhig. »Du bist ja rasch zurück.«

»Die Pumpe ist auf dem Hofe –«

»Sage mir nur, was ich zu thun habe.«

»Weiter nichts, als zu beobachten, daß die Dämpfe sich gleichmäßig entwickeln und die Lampe nicht erlischt.«

»Gut, gut.«

»Es wäre mir sehr unangenehm, wenn –«

»Aber so geh' doch, ich werde schon Acht geben.«

Kaum hatte Werner das Zimmer verlassen, als Heinrich sich rasch erhob. Er öffnete den Schrank, zog ein kleines Flaçon aus der Tasche und goß in dasselbe vielleicht den vierten Theil der Blausäure.

Ein scharfer durchdringender Geruch, ähnlich dem der bitteren Mandeln, verbreitete sich in dem engen niedrigen Raume.

Heinrich schloß den Schrank, schob das Flaçon in seine Tasche und setzte sich wieder hin.

Das Alles war das Werk eines kurzen Augenblicks gewesen.

Aber der Chemiker mußte, wenn er zurückkehrte, sofort errathen, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, der Duft verrieth es ihm. Heinrich ergriff ein mit Wasser gefülltes Gefäß und ließ auf die weiß glühende Retorte einige Tropfen fallen.

Eine heftige Detonation erfolgte augenblicklich, klirrend flogen die Glasscherben umher, die Lampe erlosch, ein dichter, erstickender Qualm füllte das Laboratorium.

Im nächsten Augenblick hatte Heinrich beide Fenster geöffnet und den Inhalt einer mit Salmiakgeist gefüllten Flasche über den Fußboden ausgegossen. Bleich, athemlos stürzte Werner herein.

»Was ist geschehen?« fragte er mit zitternder Stimme.

»Beruhige Dich, es hätte schlimmer ablaufen können,« erwiderte Heinrich, »die Retorte ist zersprungen, ich war in Lebensgefahr.«

»Aber mein Gott, wie ist das möglich?«

»Lieber Junge, daß es möglich war, siehst Du, vielleicht war es eine fehlerhafte Retorte.«

Der Chemiker begann seine Untersuchung und Nachforschungen.

»Ich begreife es nicht,« sagte er kopfschüttelnd.

»Und doch ist es geschehen,« entgegnete Heinrich ruhig, »sei froh, daß die Sache so gut abgelaufen ist.«

»Mein schönes Präparat –«

»Du wirst den Proceß noch einmal von vorne beginnen.«

»Ein theures –«

»Wenn es das ist, Werner, den Schaden will ich gerne ersetzen, nimm diese zehn Thaler –«

»Nein, nein –«

»Ich sage ja.«

»Wenn Du keine Schuld daran trägst, so wäre es unrecht –«

»So viel ich weiß, trage ich keine Schuld daran, aber ich hätte selbst mir das Glas Wasser holen und Dich nicht stören sollen. Nimm das Geld, mein Junge von einem Freunde darfst Du es annehmen.«

»Es ist zu viel, Heinrich.«

»Ah – Ihr Chemiker habt ja immer Verwendung für die überflüssigen Groschen.«

»Das wohl, aber – Du bist doch nicht verletzt?«

»Nein. Nur einen gelinden Schreck hat mir die Explosion eingejagt,« erwiderte Heinrich, indem er seinen Hut ergriff. »Ich hoffe, Du wirst mir nicht zürnen, Werner, ich bedaure sehr, daß dieser Vorfall sich gerade während meiner Abwesenheit ereignen mußte.«

»Ich bitte Dich –«

»Du erlaubst mir, daß ich noch einmal wiederkommen darf?«

»Du wirst mir stets willkommen sein.«

»Ich danke Dir. Lebe wohl.«

Der Abend dämmerte schon, als Heinrich die Wohnung seines Freundes verließ, er zog den Mantel fest um sich und kehrte mit raschen Schritten in sein Geschäftslokal zurück.

»Ich werde zu Bertram gehen und ihm unsere Uebereinkunft, mittheilen,« sagte er zu seinem früheren Principale, nachdem das Personal sich entfernt hatte, »wo treffe ich Sie nachher?«

»Ich werde hier unten bleiben,« erwiderte der alte Mann verstört, »gehen Sie nicht zu rauh mit ihm um, ich denke noch immer, daß es nur eine augenblickliche Verirrung war und dann erreicht man durch Güte vielleicht mehr, als durch eine rücksichtslose Strenge.«

Heinrich nickte, den Zug kalten Hohnes, der über sein Antlitz glitt, bemerkte Scheerenberg nicht. Er ging langsam die Treppe hinauf und trat in das Zimmer Bertram's.

»Wir wollen über das Vorgefallene vernünftig mit einander reden,« sagte er, nachdem er seinem Associé gegenüber Platz genommen hatte, »es ist nöthig, daß wir diese Angelegenheit ganz gründlich verhandeln. Ihr Herr Vater will Ihnen unter allen Umständen die Unterschrift entziehen, ich habe einen harten Kampf mit ihm gehabt.«

»Sie?« spottete Bertram und sein stierer Blick wie die bebenden Lippen verriethen die gewaltige innere Erregung. »Sie haben mich absichtlich zum Spiel verführt –«

»Lassen Sie diese Albernheit beiseite,« unterbrach Heinrich ihn unmuthig, »ich habe Ihnen heute Morgen meine Meinung darüber deutlich genug gesagt. Bin ich

vielleicht ein leidenschaftlicher Hazardspieler? Und doch setze ich auch gerne einige Goldstücke, wenn der Zufall mich an den grünen Tisch führt. Man muß stets wissen, wie weit man gehen darf. Zur Sache! Der Wechsel wird gedeckt werden; natürlich sind Sie für diese Summe unserer Schuldner so lange, bis Ihr Privatvermögen die Schuld deckt. Damit aber dieser Vorfall sich nicht wiederholen kann und er würde es wahrscheinlich thun, wenn Sie die alte Unterschrift behielten, werden Sie einen Revers unterzeichnen, in welchem Sie sich uns gegenüber verpflichten, kein Document ohne unser Wissen und gegen unsere Einwilligung zu unterschreiben. Diesen Revers werden wir allen denen durch einen Vertrauensmann vorzeigen lassen, die sich damit beschäftigen, Kapitalien anzuleihen und Wechsel zu discountiren. Für uns ist das eine Bürgschaft, für Sie eine Schranke, ich hoffe, Sie werden damit einverstanden sein.«

Ein Blick des glühendsten Hasses traf aus den Augen Bertrams den Redenden, der jetzt eine Cigarre anzündete und geduldig die Antwort erwartete.

»Ich muß wohl damit einverstanden sein,« sagte Bertram grollend, »Sie haben ein Interesse dabei, mich zu blamiren und mir das Herz des Vaters zu entfremden, und was Sie wollen, das setzen Sie durch.«

Heinrich schüttelte gleichmüthig das Haupt.

»Wenn Sie nicht so sehr gereizt und aufgereggt wären, würden Sie selbst finden, daß Sie da eine große Dummheit gesagt haben,« erwiderte er. »Nutzt es der Firma

oder schadet es ihr, wenn einer der Associé's sich öffentlich blamirt? Ich denke bewiesen zu haben, daß mir der Glanz und die Macht der Firma mehr am Herzen liegen, wie mein eigenes Wohl und Wehe. Aber so gut die im Namen der Firma einen Wechsel, auf fünftausend Thaler lautend, acceptiren können, um Ihre Spielschulden damit zu decken, ebensogut können Sie einmal in unserm Namen an der Börse ein Geschäft abschließen, welches uns lästige und unvortheilhafte Verbindungen auferlegt. Was speciell Ihre Ansichten über mich betrifft, so beurtheilen Sie mich falsch, aber ich halte es jetzt nicht der Mühe Werth, Sie eines Besseren zu belehren.«

»Es wäre auch vergebliche Mühe!« warf Bertram ein.

»Eben deshalb thue ich's nicht.«

»Ich kenne und durchschaue Ihre Pläne und Absichten. Sie wollen allmählich mich und meinen Vater verdrängen, das ganze Geschäft in den Sack stecken – aber es wird Ihnen nicht gelingen. Mein Vater protegirt Sie, weil Sie bisher Glück mit Ihrer Speculation gehabt haben, das Blatt kann sich wenden –«

»Gewiß, es würde sich wenden, wenn wir Sie nach Gutdünken schalten und walten lassen wollten. Das Hazardspiel und die andern Leidenschaften, die sich hinzugesellen, würden unsere Fonds verschlingen und uns nach wenigen Jahren an den Bettelstab bringen. Daß wir dem steuern, ärgert Sie und doch sollten Sie uns Dank wissen, daß wir so nachsichtsvoll und milde Sie behandeln.«

»So sprechen sie Alle, die darauf ausgehen, Andern die Gurgel zuzuschnüren,« entgegnete Bertram gereizt, »von Ihrer Milde und Nachsicht mag ich nichts wissen.«

Ein bedeutsames und wie es schien versöhnliches Lächeln glitt über das Gesicht Heinrich's.

»Sie haben Ihren Haß auf mich geworfen,« sagte er, »wenn Sie wüßten, was ich für Sie gethan habe und was ich noch für Sie zu thun bereit hin, so würden Sie diesen Groll fahren lassen und anders über ich denken.«

»Was Sie für mich gethan haben?«

»Ja. Es hat mir Mühe genug gekostet, Ihren Vater zu versöhnen und zur Nachsicht zu bewegen, dennoch hege ich die Hoffnung, daß es mir gelingen wird, ihn sogar zu veranlassen, von jedem feindseligen Schritt abzustehen, wenn Sie mir Vertrauen schenken wollen.«

»Kann ich es?« fragte Bertram, zweifelnd.

»Das hängt von Ihnen allein ab. Sie müssen natürlich feierlich versprechen, Ihren Leidenschaften zu entsagen, Sie müssen sich von Allem zurückhalten, was diese Leidenschaft wieder wecken kann, und ich denke mir, dies werden Sie am Besten dadurch erreichen, daß Sie eine Geschäftsreise unternehmen. Dadurch werden Sie aus den gefährlichen Kreisen der hiesigen Freunde für eine geraume Zeit entfernt und es ist Ihnen später leichter, diese Kreise zu meiden. Wollen Sie das, so geben Sie mir das Versprechen schriftlich, dort ist Schreibzeug und Papier, ich werde das Schriftstück Ihrem Vater verlegen und mit aller Energie in ihn dringen, meinen Vorschlag anzunehmen.«

Der Blick Bertram's ruhte fragend auf dem Antlitz des Associé's. Sollte er sich wirklich in diesem Manne so sehr getäuscht haben?

Der Vorschlag desselben war sehr vernünftig und annehmbar, zudem hatte Bertram sich schon im Stillen gelobt, eine ganz andere, bessere Lebensweise zu beginnen und der Verführung aus dem Wege zu gehen. Es war ja kaum denkbar, daß hinter diesem Vorschlag eigennützige Absichten sich bergen sollten.

»Ist das wirklich Ihr Ernst?« fragte er nach einer langen Pause.

»Welchen Grund könnte ich haben, über diese Angelegenheit zu scherzen?«

»Ich will Ihnen das Versprechen geben, oder besser, ich händige selbst es meinem Vater ein.«

»Dadurch würden Sie Alles verderben, Ihr Anblick würde den alten Mann aufregen –«

»Sie mögen Recht haben – – aber wenn Sie mich betrügen –«

»So lassen Sie doch endlich einmal Ihren Argwohn fallen. Schreiben Sie, ich will inzwischen eine Flasche Wein holen, damit ich mit Ihnen auf unsere Versöhnung anstoßen kann.«

Heinrich ging nach diesen Worten hinaus.

Eine geraume Weile blieb Bertram in Sinnen versunken, dann ergriff er hastig die Feder.

Weshalb sollte er diesem Vorschlage mißtrauen, der ihn vor der Schande schützte und die völlige Aussöhnung mit dem Vater anbahnte?

Er fand keinen Grund zu solchem Mißtrauen.

Schon nach wenigen Minuten kehrte Heinrich zurück. Er stellte drei Flaschen und zwei Gläser auf den Tisch und bot seinem Associé eine Cigarre an.

»Weshalb sollen wir selbst uns das Leben verbittern?« sagte er, während er die Gläser füllte. »Einen dummen Streich macht Jeder einmal in seinem Leben, man muß nicht Alles gleich so scharf nehmen.«

Bertram stieß mit dem Associé an.

»Auf gute Freundschaft!« versetzte er.

»Bis in's Grab!« rief Heinrich.

Die Beiden leerten ihr Glas bis auf den Grund.

»Teufel, der Wein ist stark,« sagte Bertram.

»Sie werden doch Ihres Vaters Weinkeller kennen,« scherzte Heinrich. »Der alte Mann trinkt nichts Schlechtes.«

»Aber dieser Wein ist schlecht.«

»Ah – das ist ein Irrthum.«

»Nein, nein, er scheint mit Spiritus versetzt zu sein.«

Der Blick Heinrich's ruhte unverwandt auf dem Gesicht des Associés.

»Bah, was schadet es!« sagte er. »In Ermangelung einer besseren Sorte müssen wir uns mit dieser begnügen. Stoßen Sie mit mir an – denn, was wir lieben!«

Bertram kam der Aufforderung nach.

Heinrich lenkte jetzt das Gespräch auf das Geschäft. Er entwickelte seine Pläne für die Zukunft, sprach über die noch schwebenden Geschäfte, berechnete den Gewinn,

der nach seiner Ueberzeugung aus ihnen der Firma erwachsen mußte und baute Luftschlösser, die an Glanz und Pracht nichts zu wünschen ließen.

Er wußte die Aufmerksamkeit seines Associé's so sehr zu fesseln, daß Dieser nicht bemerkte, wie rasch die zwei ersten Flaschen geleert wurden.

Heinrich forderte von Zeit zu Zeit unter verschiedenen Vorwänden zum Trinken auf und während er sehr wenig trank, sorgte er dafür, daß das Glas seines Zechgenossen stets gefüllt war.

Die dritte Flasche war angebrochen, Bertram fühlte, daß er schon zuviel getrunken hatte.

Die Zunge war ihm so schwer wie Blei, sein Blick stier, seine Hände zitterten.

Der Tabaksqualm, der das Zimmer füllte, ließ ihn kaum noch die Person seines Associé's unterscheiden, der abermals die Gläser füllte.

»Noch einmal auf gute Freundschaft!« sagte Heinrich, indem er das Glas seines Zechgenossens ergriff und sein eigenes auf die Stelle des Ersteren schob. »Leeren wir das Glas noch einmal auf ein treues Zusammenhalten und gutes Gelingen.«

Bertram hatte den Umtausch der Gläser nicht bemerkt, er nahm mechanisch das Glas, welches vor ihm stand.

»Ich kann nicht mehr,« stammelte er.

»Bah – ein einziges Glas.«

»Es geht nicht.«

»Es ist das letzte.«

»Sie haben mir zu sehr zugesetzt.«

»Lieber Gott, können Sie so wenig vertragen?« spottete Heinrich.

»Ich habe Ihnen treulich Stand gehalten und weiß wirklich nicht, daß ich etwas getrunken habe. Also, das letzte Glas!«

Bertram erhob das Glas, es schwankte in seiner Hand.

»Das ist ja ein betäubender Geruch,« sagte er.

»Und das bemerken Sie erst jetzt?« fragte Heinrich ruhig.

»Die dritte Flasche war eine bessere Sorte, starke Blume, edles Gewächs.«

»Es ist mir unmöglich, ihn über die Lippen zu bringen.«

»Gilt Ihnen meine Freundschaft so wenig? Vorwärts, eins – zwei – drei!«

Die Gläser klirrten; Heinrich blickte stier den Associé an, der mit unsicherer Hand das Glas zum Munde führte. Kaum war der Inhalt des Glases verschwunden, als das Glas klirrend niederfiel.

Lautlos war Bertram vom Stuhle gesunken, das krampfhaftes Zucken der Glieder war das letzte Zeichen des entfliehenden Lebens.

Heinrich erhob sich, er beugte sich über die Leiche und blickte lange in das starre, verzerrte Antlitz.

»Nummer Eins!« sagte er kalt. »Armseliger Schächer, weshalb stelltest Du Dich mir in den Weg? Entweder erreiche ich mein Ziel, oder ich gehe unter, eine andere Wahl gibt es für mich nicht.«

Er öffnete leise und behutsam das Fenster und warf das Papier, auf welchem Bertram sein Versprechen niedergeschrieben hatte, in's Feuer. Darauf schrieb er selbst rasch einen Vertrag nieder, in welchem Bertram sich verpflichtete, ohne Vorwissen und Einwilligung seiner Associé's keine Verbindlichkeit irgend welcher Art im Namen der Firma einzugehen und so lange auf die Gültigkeit seiner Unterschrift zu verzichten, als sein Vater und Heinrich Schenk diese Beschränkung nöthig erachteten.

Dieses Schriftstück legte er auf den Tisch neben das kleine Flaçon, in welchem sich kein Tropfen Blausäure mehr befand. Darauf schloß er das Fenster wieder.

Das Zimmer, in welchem das Verbrechen stattgefunden hatte, stand mit dem Schlafzimmer Bertram's in Verbindung und aus diesem Schlafzimmer führte eine Thüre in eins der Gemächer, welche Heinrich bewohnte.

Vor dieser Thüre stand in dem Schlafzimmer Bertrams ein Kleiderschrank, der sie völlig verdeckte. Heinrich schloß in beiden Zimmern die Thüren, welche in den Corridor führten, von innen und rückte darauf den großen aber nicht sehr schweren Schrank so weit ab, daß er hinter demselben die Thüre öffnen konnte.

Als er sich in seinem Gemach befand, zog er den Schrank wieder fest an die Wand; es war eine mühsame Arbeit, die er, auf den Knien liegend, verrichten mußte, aber sie gelang ihm vortrefflich.

Nachdem er nun auch diese Thüre wieder geschlossen und den Schlüssel eingesteckt hatte, stieg er langsam die

Treppe hinunter. Scheerenberg erwartete schon seit einer halben Stunde seinen Associé mit wachsender Ungeduld.

Er konnte nicht begreifen, weshalb derselbe so lange da oben weilte, nach seiner Ansicht mußte die Unterredung mit Bertram sehr rasch zu Ende sein.

Und als Heinrich nun eintrat und der alte Herr die düsteren Wolken auf der Stirne seines Associés bemerkte, da ahnte er sofort, daß zwischen den Beiden ein heftiger Wortwechsel stattgefunden haben müsse.

»Er will sich unsern Anordnungen nicht fügen,« sagte Heinrich.

»Anfangs geberdete er sich wie ein Tobsüchtiger und nachher schwieg er wie ein Taubstummer.«

»Nicht fügen?« erwiderte Scheerenberg entrüstet. »Er muß sich fügen, einen Hazardspieler –«

»Das Alles habe ich ihm vorgestellt,« unterbrach Heinrich ihn ruhig, »er aber meint, keinen Fehltritt begangen zu haben. Er könne über sein Privatvermögen verfügen, wie es ihm beliebt, erklärte er mir und er werde nie dulden, daß man ihn behandle, wie einen Schulbuben.«

»Ist er berechtigt, eine solche Sprache zu führen?« brauste der alte Herr gereizt auf. »Er mag über sein Taschengeld nach eigenem Gutdünken verfügen, aber die Fonds der Firma soll er nicht antasten.«

»Glauben Sie nicht, daß ich ihm das Alles recht eindringlich vorgestellt habe?« erwiderte Heinrich achselzuckend. »Er ließ mich kaum zu Wort kommen und als ich ihm endlich in festem entschiedenen Tone, erklärte, wenn er das Document, welches ich ihm vorlegte, nicht

unterschreibe, so würden wir öffentlich ihm die Unterschrift entziehen, da fuhr er gegen mich auf wie ein gereizter Kampfhahn. Er habe nie etwas vom Leben gehabt, sagte er, jetzt wolle er, das Leben auch einmal genießen und wenn ihm das verweigert werde, so ziehe er den Tod einem armseligen Leben vor. Der Zuchtruthe des Vaters sei er längst entwachsen, unter Curatel lasse er sich nicht mehr stellen.«

Dem alten Herrn war das Blut in die Wangen geflossen.

»Das ist der Dank für unsere Nachsicht?« fragte er gereizt. »Er mag sich hüten, wenn er nicht hören will, muß er fühlen und ich bin entschlossen, ihn wenn es sein muß mit Gewalt auf den besseren Weg zurückzuführen. Sie haben also keine Einigung mit ihm erzielt?«

»Nein.«

»So werde ich morgen früh mit ihm reden.«

»Er forderte Wein, ich erfüllte seinen Wunsch, weil ich hoffte, beim Glase besser mit ihm unterhandeln zu können, aber diese Hoffnung war eine vergebliche. Je mehr Bertram trank, desto aufgeregter ward er und mit seiner Aufregung wuchs auch seine Tobsucht. Ich legte endlich das Schriftstück vor ihn auf den Tisch und verließ ihn, hoffentlich wird er über Nacht sich eines Besseren besinnen.«

Scheerenberg schüttelte bedenklich das Haupt.

»Ich begreife das nicht,« sagte er, »Bertram hat nie bewiesen, daß er so hart und eigensinnig ist.«

»Seine Ehre –«

»Ah – bedenkt er denn nicht, daß seine Ehre vollständig vernichtet ist, wenn wir Jacob Herz nöthigen, des Wechsels wegen mit uns zu prozessiren?«

»Er sagte, ihm sei das gleichgültig, die Firma müsse den Wechsel einlösen.«

»Sie haben ihm vielleicht harte Worte gesagt?«

»Durchaus nicht. Im Gegentheil, als ich seine Gereiztheit bemerkte, hielt ich es für rathsam, mit Ruhe und Sanftmuth ihm entgegen zu treten. – Ich weiß nicht, worauf er sich stützte, aber er muß einen gewissen Haltpunkt haben, der ihm erlaubt, in dieser Weise gegen uns aufzutreten. Er sprach von einem letzten Mittel, welches er anwenden würde, wenn man dabei beharre, ihn moralisch zu tödten –«

»Welches Mittel war es?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber Sie ahnen es.«

»Ich? Wie könnte ich –«

»Leugnen Sie nicht, ich lese in Ihren Zügen, daß Sie mehr wissen, als Sie sagen wollen.«

»Wissen kann ich nichts, denn Bertram ist nicht der Mann, der so leicht einen Andern in seine Geheimnisse einweihet,« erwiderte Heinrich ausweichend, »und was meine Vermuthungen betrifft, so lege ich selbst keinen Werth darauf. Ich habe schon daran gedacht, ob Bertram vielleicht den Vorsatz hege, sich durch den Tod der Schande zu entziehen –«

»Selbstmord?« rief Scheerenberg bestürzt.

»Unmöglich wäre das nicht,« fuhr Heinrich gelassen fort, »indeß, auf der einen Seite traue ich ihm den Muth nicht zu und auf der andern Seite glaube ich auch nicht, daß er eine Waffe besitzt.«

Der alte Herr wanderte unruhig auf und ab. »Ich möchte wohl selbst hinaufgehen und mit ihm reden,« sagte er nach einer Pause, »wer weiß, wozu er in seiner Verzweiflung fähig ist.«

»Bah – gönnen Sie ihm Zeit bis morgen; diese Aufregung wird nicht Stand halten.«

Scheerenberg ging, ohne ein Wort zu erwidern, hinaus.

Er stieg die Treppe hinauf und pochte an die Thüre Bertram's an.

Niemand antwortete, nichts regte sich in dem Zimmer.

»Er schläft,« sagte Heinrich ruhig, der dem alten Herrn gefolgt war, »lassen Sie ihn ruhen.«

»Aber er müßte doch mein Pochen hören!«

»Wenn er nüchtern wäre, würde er freilich erwachen, aber als ich ihn verließ, war er stark berauscht.«

Scheerenberg schüttelte den Kopf, er pochte noch einmal.

Endlich entfernte er sich. Am Fuße der Treppe trennten die beiden Associé's sich, mit der Verabredung, am nächsten Morgen gemeinschaftlich die Unterhandlungen mit Bertram fortsetzen zu wollen.

Der Morgen kam, es war ein trüber, nebliger Morgen, der einen unfreundlichen Tag versprach.

Die Frühstückstunde war längst verstrichen, im Comptoir arbeitete das Personal schon rüstig, der alte Herr hatte bereits in seinen Fettbüchsen fleißig gewirthschaftet, Heinrich verschiedene Briefe erledigt, aber Bertram erschien nicht.

Scheerenberg konnte endlich seine wachsende Unruhe nicht mehr bemeistern, er ging hinauf, um seinen Sohn zu wecken.

Eine Viertelstunde später wurde die Thüre des Cabinets geöffnet, das verstörte Gesicht des alten Mannes blickte hindurch, und Heinrich, der den Wink verstand, eilte in's Cabinet und schloß hinter sich die Thüre.

»Was ist vorgefallen?« fragte er.

»Ich weiß es noch nicht, aber mir ahnt Schlimmes,« erwiderte Scheerenberg vor Aufregung zitternd, »die Thüren sind noch verschlossen, ich habe angeklopft, als ob ich die Todten wecken wollte, aber keine Antwort erhalten.«

»Eigensinniger Trotz –«

»Nein, nein, ich habe gelauscht und nicht das mindeste Geräusch gehört.«

»Vielleicht schläft er noch.«

»Um elf Uhr Vormittags?«

»Es ist wahr, Ihr Pochen müßte ihn geweckt haben.«

»Mein Gott – ich weiß nicht –«

»Ruhe,« beschwichtigte Heinrich den verwirrten, geängsteten Mann, was auch vorgefallen sein mag, die Wahrheit darf außer uns Beiden Niemand erfahren. Ich

vermuthe, er hat während der Nacht das Haus heimlich verlassen.«

»Wenn es nur das wäre!«

»Ist eine andere Vermuthung zulässig?«

»Sie selbst sagten gestern Abend –«

»Bah, denken Sie doch nicht gleich an das Schlimmste!« entgegnete Heinrich ruhig. »Bertram hat nicht den Muth zu einem solchen Schritt –«

»Die Verzweiflung kann ihn dazu getrieben haben,« jammerte der alte Mann.

»Verlieren wir die Geistesgegenwart nicht,« fuhr Heinrich fort.

»Sie haben einen Hauptschlüssel?«

»Desto besser, so haben wir keinen Schlosser nöthig. Wir werden die Thüre öffnen und uns von der Sachlage überzeugen. Wie dieses aber auch sein mag, nicht allein unseres Credits, auch der Ehre Bertrams wegen müssen wir die Wahrheit streng geheim halten.«

»Können wir es?«

»Gewiß. Hat Bertram das Haus verlassen, so sagen wir, er habe heute in der Frühe eine Geschäftsreise angetreten.«

»Das Personal wird es nicht glauben.«

»Dafür lassen Sie mich sorgen.«

»Aber wenn nun der schlimmste Fall eingetreten ist.«

»So erklären wir, der Schlag habe Bertram gerührt.«

»Der Arzt –«

»Lassen Sie mich mit ihm reden. Und nun kommen Sie, damit wir Gewißheit erhalten.«

Der alte Mann öffnete mit seinen zitternden Händen eine Schieblade seines Schreibtisches und suchte mit Fieberhast unter den Papieren. Er durchsuchte eine zweite und dritte Schieblade, endlich hatte er den Schlüssel gefunden.

Mit schwankenden, unsichern Schritten ging er hinauf.

Heinrich folgte ihm, in dem Gesicht des letzteren verrieth kein Zug die leiseste Spur innerer Erregung.

Scheerenberg öffnete die Thüre und blieb entsetzt auf der Schwelle des Zimmers stehen, sein erster Blick fiel auf die Leiche seines Sohnes, die vor dem Tische auf dem Teppich lag.

Heinrich trat rasch ein.

»Fassung!« sagte er. »Geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen. Mir scheint, ein Schlagfluß – aber halt – was ist das? Ein kleines Flaçon, – dieser Geruch – ah, jetzt begreife ich. Er hat Blausäure genommen, der Tod muß augenblicklich erfolgt sein.«

Der alte Mann war auf einen Stuhl gesunken, sein stierer Blick ruhte mit dem Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes auf der Leiche.

Es war ein entsetzlicher, unheimlicher Blick, – Heinrich schien ihn nicht zu bemerken.

»Wir müssen einen Arzt rufen und ihn zu bewegen suchen, die Ursache des Todes zu verheimlichen,« sagte er, »an die große Glocke darf dieser Vorfall nicht kommen. Wird er bekannt, so werden die Leute auch bald wissen, welche Ursache ihm zu Grunde liegt, dann ist die Ehre

des Todten noch im Grabe geschändet. Von unserm Credit will ich nicht reden, ich könnte den Gerüchten an der Börse vielleicht entgegentreten, aber wie rasch verbreitet es sich nach Außen. Sind Sie nicht auch meiner Ansicht?«

»Fragen Sie mich nicht,« erwiderte Scheerenberg mit dumpfer Stimme, »ich bin in diesem Augenblick unfähig, zu denken und eine Ansicht zu äußern.«

»Dann überlassen Sie es mir, diese Angelegenheit im Interesse des Todten und der Firma zu ordnen, nur Eins bitte ich Sie, nicht zu vergessen, nämlich, daß ein Schlagfluß Ihren Sohn getödtet hat.«

Heinrich eilte hinaus und schickte einen Lehrling zum Hausarzt Scheerenberg's.

»Herr Bertram Scheerenberg ist in vergangener Nacht plötzlich verschieden,« sagte er im Comptoir so kühl und gleichmüthig, als ob es sich um eine sehr geringfügige Sache handle, »ein Schlagfluß hat seinem Leben ein Ziel gesetzt. Haben Sie die Güte, die Laden halb zu schließen, sollte es dadurch zur Arbeit hier zu dunkel werden, so müssen Sie Licht anzünden.«

Er kehrte, nachdem er diese Anordnung getroffen hatte, in das Sterbezimmer zurück und erwartete hier den Arzt, der schon nach wenigen Minuten erschien.

In ausführlicher und erschöpfender Weise theilte Heinrich ihm Alles mit, was am Tage vorher zwischen Bertram und seinen Associé's vorgefallen war, er hielt es für nöthig, ihm darüber Bericht zu erstatten, um ihn über die Ursache dieses Aktes der Verzweiflung Aufschluß zu geben.

Diesen Mittheilungen fügte er, unter Angabe seiner Gründe, die Bitte hinzu, die Ursache des Todes geheim zu halten.

Der Arzt erkannte die Ursache sofort, er verlangte zu wissen, woher der Todte sich die Blausäure verschafft habe.

Darüber konnte weder Heinrich, noch der alte Mann Aufschluß geben, aber Scheerenberg erkannte das Flaçon als sein Eigenthum.

Der Arzt konnte die Bitte nicht erfüllen, seine Pflicht gebot ihm, den Fall anzuzeigen, aber er versprach für seine Person strenge Verschwiegenheit zu beobachten und wenn möglich auch den betreffenden Beamten zu bewegen, den Vorfall nicht ruchbar werden zu lassen.

Das hatte Heinrich erwartet, die Behörde durfte der Arzt nicht umgehen.

Eine Stunde später erschienen mehrere Beamte.

Schon der Umstand, daß die Thüren von innen geschlossen gewesen waren, mußte jeden Zweifel, jedes Bedenken beseitigen, abziehen davon, daß die vorliegenden Gründe für den Selbstmord nie bestritten werden konnten.

Nachdem das Alles durch die Untersuchung festgestellt war, bewilligten die Beamten gerne die Bitte Heinrich's, die Gründe, welche ihn zu dieser Bitte bewogen, als gerechtfertigt anerkennend.

Von diesem Augenblick an stand es fest, daß Bert-ram Scheerenberg am Gehirnschlage gestorben war, und wenn auch das Personal im Comptoir heimlich darüber

miteinander flüsterte, im Beisein Heinrich's wagte Niemand, einen Zweifel zu äußern.

Heinrich löste selbst den Wechsel ein, bevor Jacob Herz die Nachricht von dem Tode seines Schuldners erhalten haben kannte.

Scheerenberg ließ sich in den Tagen vor der Beerdigung im Comptoir nicht sehen. Er blieb aber in seinem Wohnzimmer und nur Heinrich durfte ihn besuchen.

Was dieser ihm mitzuthemen hatte, hörte er schweigend an, er schien für nichts mehr Interesse zu haben.

Erst als der Hügel sich über dem Sarge geschlossen hatte und die beiden Associé's des Todten vom Friedhofe zurückgekehrt waren, brach der alte Mann sein Schweigen.

Er machte sich Vorwürfe, daß er zu streng gegen seinen Sohn aufgetreten sei und warf auch Heinrich vor, den Todten zur Verzweiflung getrieben zu haben, dadurch, daß er so energisch die Deckung des Wechsels zurückgewiesen habe.

Heinrich ließ diese Vorwürfe ruhig über sich ergehen, aber als der alte Mann schwieg, machte er ihn darauf aufmerksam, daß man die Thatsachen nehmen müsse, wie sie in Wirklichkeit seien, nicht, wie sie sein könnten, und daß es besser sei, einen Todten, als den schimpflichen Bankerott einer geachteten Firma hetrauern zu müssen.

Der alte Mann wußte darauf nichts zu erwidern; am nächsten Tage begann er seine Thätigkeit im Geschäft wieder und allmählich breitete über seinen Schmerz und seine Trauer die Zeit ihren mildernden Schleier.

Bertram Scheerenberg war verschwunden und bald vergessen, das Geschäft ging seinen ruhigen, gewohnten Gang, und Heinrich schwang sich jetzt mehr und mehr zum alleinigen Chef desselben empor.

#### EINUNDDREISZIGSTES KAPITEL. EINE SCHWERE PROBE.

Der Dolch Werner's hatte getroffen.

Nur dem Umstand, daß die Klinge auf eine Rippe gestoßen und abgeprallt war, hatte Otto sein Leben zu danken.

Und wohl auch nicht diesem Umstande allein, sondern hauptsächlich der sorgsamem und unermüdlichen Pflege Valerie's.

Michelet hatte in seinem Hause dem Verwundeten ein Zimmer eingeräumt und sofort seinen Hausarzt rufen lassen, der, als er die Wunde sondirte, sehr bedenklich das Haupt schüttelte.

Aber durch dieses Kopfschütteln und Achselzucken ließ Valerie sich nicht beirren, sie hegte die feste Ueberzeugung, daß es ihr gelingen müsse, dem jungen Manne das Leben zu retten, und diese Ueberzeugung verlieh ihr Kraft und Muth, sich ganz der schweren Ausgabe zu widmen.

Tage, Wochen verstrichen, noch immer lag Otto in den Phantasien des Wundfiebers, und in diesem Delirium kam manches Wort über seine Lippen, welches er im bewußten Zustande gewiß im Innersten seiner Seele verborgen gehalten hätte.

Valerie saß oft an seinem Bett, der Wärterin allein wollte sie die Pflege nicht anvertrauen.

Und als nun endlich Otto aus seinen Phantasien zum Bewußtsein erwachte, als der Arzt erklärte, das Leben des Verwundeten sei gerettet, da fühlte Valerie sich reichlich belohnt für ihre Mühen, ihre Sorgen und Ent-sagungen.

Sie mußte jetzt die weitere Pflege der Wärterin über-lassen, das weibliche Zartgefühl verbot ihr, länger noch am Bette des Genesenden zu weilen, aber sie überwachte diese Pflege mit strenger Sorgfalt.

Was war es, weshalb sie sich so sehr für Otto interessirte? Was bewog sie, oft, wenn er schlief, leise einzutreten und den Blick lange auf ihm ruhen zu lassen?

Es herrscht eine gefährliche Luft im Krankenzimmer, eine Luft, welche in die Herzen eindringt und in der Seele Gefühle weckt, von denen sie vordem keine Ahnung hatte.

Sie nahmen alle Theil an dem Schicksal Otto's: Michelet, Nikolas und die übrigen Kameraden, aber sie Alle lie-ßen sich beruhigen durch die Erklärung, daß die Gefahr geschwunden sei.

Nur Valerie begnügte sich mit dieser Beruhigung nicht, sie opferte auch jetzt noch manche Nacht, wenn der Zu-stand des Kranken einen Rückfall befürchten ließ.

Noch manche Woche verstrich, ehe der Arzt eine Un-terhaltung erlaubte.

Die Frühlingssonne schien bereits warm durch die offenen Fenster, die Veilchen blühten bereits zwischen Primeln und Aurikeln, als Otto das Bett verlassen und im Sessel am geöffneten Fenster die würzige Luft einathmen durfte.

Und jetzt ließ Valerie es sich nicht nehmen, ihm Gesellschaft zu leisten und mit ihm über die schrecklichen Tage der jüngsten Vergangenheit zu plaudern.

Otto erinnerte sich dunkel, daß Franz Werner den Stoß geführt hatte, aber er war zu edel, sich an diesem Schurken zu rächen.

Die Vagabunden, welche die Gensd'armen in jener Nacht ergriffen hatten, waren bereits verurtheilt und streng bestraft worden; es widerstrebte dem edlen Charakter Otto's, nachträglich noch den Mann namhaft zu machen, der jene Bande aufgewiegelt und ihm, den Dolch in die Brust gestoßen hatte.

Zwar hatte die Behörde lange auf diesen Menschen gefahndet, Michelet, die Arbeiter in seinem Etablissement und auch die verhafteten Vagabunden bezeichneten ihn als den Anstifter, aber alle Nachforschungen waren vergeblich gewesen.

Niemand ahnte, daß dieser junge Mann und der Hausmeister einer gefeierten Schönheit, in deren Salon die angesehensten und reichsten Herren sich versammelten, eine und dieselbe Person waren.

Auch jetzt, als Valerie ihn fragte, ob er sich des Meuchelmörders entsinnen könne, wich Otto der Antwort aus, unter dem Vorwande, daß er diesen Menschen nur

flüchtig gesehen habe und das Bild desselben seinem Gedächtniß entschwunden sei.

Dieselbe Antwort gab er dem Beamten, der ihn besuchte, um diese Frage an ihn zu richten.

Sogar Nikolas erlangte kein besseres Resultat, Otto rieth ihm nur, eine Begegnung mit Werner zu vermeiden.

Die Kräfte kehrten langsam zurück; Dank der guten Pflege, der erheiternden Unterhaltung mit Valerie und der milden, schönen Luft erholte Otto sich dennoch rascher, als es unter andern Umständen der Fall gewesen wäre.

Die herzliche, innige Theilnahme Valerie's, ihre rührende Sorgfalt, ihr schlichtes, offenherziges Wesen führten zwischen dem Genesenden und seiner Pflegerin bald zu einer geschwisterlichen Vertraulichkeit, zu einem ebenso zarten als innigen Verhältnisse, welches die beiden Seelen immer enger an einander kettete.

Valerie dachte nicht an den Abstand zwischen ihr und dem Arbeiter ihres Vaters, und Otto vergaß, daß sie die Tochter seines Chefs war.

Die gründliche und gediegene Bildung des jungen Mannes, seine Kenntnisse, seine gesunden Lebensanschauungen und vor Allem die edlen Tugenden des Gemüths und Charakters bildeten eine feste Brücke über die Kluft, die nach den Gesetzen der Convenienz ihn von Valerie trennen mußte.

Er hatte vor ihr keine Geheimnisse mehr, sein ganzes vergangenes Leben lag wie ein offenes Buch vor ihr, und

was sie in diesem Buche las, das mußte ihre Achtung vor ihm nur erhöhen.

Ob es ihr nicht einen Stich in's Herz gab, als er Eugenie mit warmen beredten Worten pries, mit Worten, in denen die ganze Fülle seiner Liebe sich offenbarte?

Sie hörte ihm schweigend zu, und es war schwer zu entscheiden, ob das Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, der Ausdruck freudiger Theilnahme oder nur eine Maske war, hinter der ein bitterer Schmerz sich barg.

Jedenfalls hätte Otto etwas Befremdendes darin finden müssen, daß Valerie niemals die Rede auf Eugenie brachte, und daß, wenn er seiner Geliebten Erwähnung that, die junge Dame sich plötzlich erinnerte, daß die Erfüllung irgend einer Pflicht sie nöthigte, sich für einen Augenblick zu entfernen.

Otto bemerkte das nicht, er war weit entfernt, zu ahnen, daß Valerie ein anderes Gefühl als das der Schwesterlichen Zuneigung für ihn hegen könne.

Es erging ihm, wie seinem Freunde Nikolas in Mülhausen, er war mit sehenden Augen blind, ein Anderer mußte ihn über das, was um ihn vorging, belehren.

Und jetzt war es Nikolas, der in die Seele Valerie's hinein schaute und den Freund auf das, was er in ihr entdeckte, aufmerksam machen zu müssen glaubte.

Otto saß im Garten in einer Laube, als Nikolas ihn aufsuchte, um den Sonntag Nachmittag mit ihm zu verplaudern.

»Du wirst nun bald wieder so weit hergestellt sein, daß wir an unsere Abreise denken können,« sagte Nikolas im

Laufe der Unterhaltung, und der ernste, fast düstere Ton, den er anschlug, mußte Otto noch mehr befremden als die Worte es thaten.

»An unsere Abreise?« erwiderte er überrascht. »Gefällt es Dir hier nicht mehr?«

»Das wohl, aber –«

»Nun, dann sei auch nicht so eilig, ich denke, es kann uns nicht schaden, wenn wir noch einige Monate bleiben. Ich schulde unserm edlen Chef so viel Dank, daß ich ihm gerne einen Beweis meiner Dankbarkeit geben möchte, ehe ich Abschied von ihm nehme.«

Nikolas nickte.

»Ich glaube das gerne,« sagte er, »aber welchen andern, besseren Beweis kannst Du ihm geben, als –«

»Lieber Junge, weshalb so ernst, so, ich möchte fast sagen, feindselig düster? Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet, so sag's gerade heraus, hast Du einen Wunsch, den Du gerne erfüllt sehen möchtest, so sprich ihn aus, Du mußt doch wissen, daß ich Dir in allen Dingen gerne mit Rath und That zur Seite stehe.«

»Gewiß, gewiß, – aber –«

»Aber? Ich begreife Dich nicht. Du willst plötzlich von hier fort und kannst mir für diesen Entschluß doch keine Gründe angeben, Du gibst mir zu, daß ich unserm Chef meine Dankbarkeit beweisen muß, und dennoch suchst Du mich davon zurückzuhalten. Ich habe in den jüngsten

Wochen mich sehr angelegentlich mit der neuen Maschine beschäftigt, die wir in London anfertigen lassen wollten. Ich meine, diese Maschine könne bedeutend einfacher und zweckmäßiger gebaut werden – aber Du verstehst davon leider nichts!«

»Ich höre Dir mit lebhaftem Interesse zu.«

»Dann ist an der Maschine ein ganz bedeutender Fehler, der beseitigt werden muß, wenn sie ihrem Zweck ganz entsprechen soll, und ich glaube, daß es mir schon in den nächsten Tagen gelingen wird, eine bessere Zeichnung zu entwerfen, nach der wir selbst diese Maschine mit geringen Kosten anfertigen können. Sobald ich wieder hinunter in die Werkstätte darf, was wohl in dieser oder der nächsten Woche der Fall sein wird, so baue ich sofort ein kleines Modell und Du sollst sehen, Michelet wird durch diese Maschine über die Engländer einen Triumph erringen, der Aufsehen erregen muß.«

»Das ist Alles recht schön, aber –«

»Mit Deinem ewigen, unausstehlichen ›Aber!‹ fuhr Otto erzürnt fort. »So sage doch, was Du auf dem Herzen hast! Was treibt Dich von hier fort?«

»Mich? Nichts,« erwiderte Nikolas verlegen. »Was mich betrifft, so gestehe ich unverholen, daß ich am Liebsten hier bleiben möchte, bis ich mir soviel erspart habe, um eine eigene Werkstätte in der Heimath errichten zu können. Aber es ist da ein triftiger Grund, der uns nöthigen wird, den Wanderstab wieder in die Hand zu nehmen.«

»Welchen Grund?« fragte Otto befremdet.

»Er betrifft Dich.«

»Ah – ich bin neugierig.«

»Kannst Du ihn nicht errathen?«

»Nein.«

»Hm – ich hab's mir gedacht. Du erinnerst Dich wohl noch des Abends in Mülhausen, an welchem Du mich darauf aufmerksam machtest, daß die Tochter unsres Meisters –«

»Ja, ja.«

»Nun, heute erzeige ich Dir denselben Dienst, Otto.«

Dem jungen Mann schoß das Blut in die Wangen, sein Blick ruhte fragend mit dem Ausdruck fieberhafter Spannung auf dem Gesicht des Freundes, der mit sichtbaren Zeichen der Verlegenheit und Verwirrung ihm gegenüber saß.

»Das muß ein Irrthum sein,« sagte er ernst, »Du deutetest vielleicht einige Worte, einen Blick falsch.«

»Nein, nein, ich habe nicht eher reden wollen, bis ich meiner Sache sicher war.«

»Du glaubst, Valerie –«

»Liebt Dich, Otto.«

»Ich bitte Dich, sie, die reiche, schöne, angesehene Dame!«

»Ist es vielleicht noch nie vorgekommen, daß eine schöne, reiche und angesehene Dame einen armen Teufel geheirathet hat? Du bist arm, aber geschickt, talentvoll und gebildet, wenn Du an der Spitze dieses Etablissements stündest, würde Niemand Dir aus Deiner Vergangenheit einen Vorwurf machen.«

»Könnte er es vielleicht?«

»Nein, Du hast von der Pike auf gedient, und so wenig man einem Marschall vorwerfen kann, er habe früher die Muskete getragen, so wenig könnte man Dir verwerfen, Du seiest vordem ein armer Arbeiter gewesen. Wer sich aus dem Staube zu einer geachteten Stellung empor-schwingt durch sein Talent und seiner Hände Arbeit, der ist ein Ehrenmann. Und glaubst Du nicht, daß Fräulein Michelet gerade so denkt? War nicht zwischen mir und Marie Latour auch eine Kluft, freilich nicht so groß wie diese, aber doch groß genug, als daß ich es gewagt haben würde, sie zu überspringen? Und nun berücksichtige die Verhältnisse, welches das Erwachen der Liebe in der Seele Valerie's begünstigt haben. Ihretwegen hast Du Dein Leben gewagt, sie war Deine Pflegerrin –«

»Beweise! Beweise!« unterbrach Otto ihn mit wachsender Erregung. »Sie wußte, daß das Bild einer Anderen meine Seele erfüllt, daß ihre Liebe hoffnungslos wäre, daß –«

»Lieber Freund, wußte Marie Latour das nicht auch? Diese Französinnen halten uns Deutsche für egoistische Naturen, die materiellen Vortheilen ihre heiligsten Gefühle opfern können.«

»Vergleiche Valerie nicht mit Marie Latour, Nikolas.«

»Bah, auch sie denkt, Du werdest den Vortheilen, die an ihre Hand sich knüpfen, nicht widerstehen können! Und in der That, diese Vortheile sind so verlockend, daß mir selbst bangt, Du wirst sie nicht zurückweisen. Reichtum, Ansehen, eine hohe Stellung –«

»Nichts davon, Du kennst meinen Charakter und meine Gesinnungen. Zudem würde ja auch Michelet niemals seine Einwilligung zu diesem Bunde geben.«

»Sage das nicht. Michelet ist ein praktischer, vorurtheilsfreier Mann, er gibt die Hand seiner Tochter lieber einem armen talentvollen Arbeiter, als einem reichen Verschwender. Man spricht ja schon im Etablissement ziemlich ungenirt darüber.«

»Worüber?«

»Ueber das vertrauliche Verhältniß zwischen Dir und dem Fräulein!«

»Unnöglich!« rief Otto bestürzt.

»Andere Leute haben auch Augen, was der Eine nicht steht, bemerkt der Andere.«

»Aber ich hätte es doch auch bemerken müssen!«

»Hast Du vielleicht an die, Möglichkeit einer Verbindung mit Fräulein Michelet gedacht?«

»Nein.«

»Also –«

»Und ich sage noch immer, ich kann es nicht eher glauben, bis ich Beweise habe.«

Nikolas schüttelte mit ernster Mißbilligung das Haupt.

»Warte nicht zu lange mit Deiner Abreise,« sagte er, »je eher wir scheiden, desto besser ist es. Willst Du Beweise haben, so beobachte Fräulein Valerie, wenn Du ihr sagst, daß es Dein Entschluß sei, abzureisen. – Zwei Wege stehen Dir offen, Otto, willst Du den einen verfolgen, darfst Du den andern nicht betreten. Entweder Treue Deiner Geliebten oder –«

»Du kennst mich.«

»Wohl, aber es ist eine schwere Probe, die unter hundert Menschen vielleicht nicht achtzig bestehen. Ich kann Dir heute dasselbe sagen, was Du damals mir vorhieltst: »Eugenie Schirmer ist noch nicht Deine Braut, es steht Dir frei, zurückzutreten und eine andere Wahl zu treffen.« Aber was Du auch thun magst, Otto, vergiß nicht, daß Reichthum und Ansehen die Stimme des Gewissens niemals beschwichtigen können. Sei ein Mann –«

»Glaubst Du wirklich, daß ich schwanken könne?« fragte Otto ruhig. »Wenn es ist, wie Du sagst, dann hast Du Recht, wir müssen fort, je eher, desto besser.«

Nikolas reichte dem Freunde die Hand.

»Dort kommt die junge Dame,« sagte er leise, »wenige Worte werden die Richtigkeit meiner Mittheilungen beweisen können. Ich gehe und lasse Dich allein mit ihr, schone sie, sie hat es wahrlich um Dich verdient –«

Er brach ab, Valerie war rasch näher gekommen, sich vor der jungen Dame verneigend, entfernte er sich.

Der Blick Valerie's ruhte forschend auf den Zügen Otto's, der vergeblich sich bemühte, seine Aufregung zu verbergen.

»Brachte Ihr Freund Ihnen eine unangenehme Botschaft?« fragte sie.

»Ja und nein,« erwiderte Otto, den Blick senkend. »Er will fort von hier, sobald ich soweit hergestellt bin, daß ich ihn begleiten kann.«

»Auch Sie wollen scheiden?« unterbrach das Mädchen ihn rasch und der Ton ihrer Stimme verrieth dem jungen Manne, wie sehr sein Freund Recht hatte. »Weshalb wollen Sie uns verlassen?«

»Weshalb?« fuhr Otto verwirrt fort. »Ich kann nicht leugnen, daß ich ungern und mit schwerem Herzen von hier scheide, aber es muß sein.«

»Es muß sein?«

»Ja, mein Fräulein. Der Zweck, meiner Reise war ja in der Hauptsache meine Ausbildung, und da muß ich wohl, wenn ich ihn erreichen will, auch die englischen Etablissements besuchen.«

»Ah – das ist es nicht. Seien Sie aufrichtig, Otto. Mein Vater hat mir oft gesagt, Ihre Kenntnisse und Ihr Talent seien über alles Lob erhaben.«

»Ich bin Herrn Michelet für das Vertrauen, welches er mir schenkt, sehr verbunden, aber ich selbst fühle wohl am Besten, wo es mir noch fehlt,« sagte Otto kopfschüttelnd. »Wenn man etwas will, so muß man es ganz wollen, auf halbem Wege darf man nicht stehen bleiben.«

Valerie blickte, in düsteres Sinnen versunken, vor sich hin.

»Wenn ich auch Ihre Gründe billigen muß,« erwiderte sie, »so begreife ich doch nicht, daß Sie schon so bald von hier scheiden wollen. Sie sind noch Reconvalescent, die schwere, neblige Luft in England kann Ihnen nicht zuträglich sein, bleiben Sie wenigstens, bis Sie ganz wieder hergestellt sind.«

»Nikolas wünscht die Abreise zu beschleunigen.«

»Was kann das Sie kümmern? Sie sind Ihr eigener Herr; wenn er gehen will, hat es auf Sie einen entscheidenden Einfluß?«

»Gewiß.«

»Inwiefern?«

»Insofern, als wir einander gelobt haben, beisammen zu bleiben und uns nicht zu trennen.«

Eine Wolke des Unmuths glitt über das feine Gesicht der jungen Dame.

»Und wenn ich nun wünsche, daß Sie bleiben?« fragte sie.

»Ah – dann erschweren Sie mir den Abschied, mein Fräulein,« erwiderte Otto bestürzt. »Ihr Wunsch müßte mir Befehl sein, denn Ihnen danke ich ja mein Leben, aber ich hege die Ueberzeugung, Sie werden diesen Wunsch nicht aussprechen.«

»So hat Ihr Freund also den Vorzug,« sagte das Mädchen leise. »Sie retteten mir das Leben, also sind Sie mir keinen Dank schuldig dafür, daß ich in den Tagen ihrer Lebensgefahr über Sie wachte.«

»Gegen Sie das nicht, mein Fräulein, ich werde nie vergessen, wie viel Dank ich Ihnen schulde! Glauben Sie mir, der Abschied von Ihnen und Ihrem Herrn Vater geht mir nahe, aber bedenken Sie daneben auch, daß eine Braut sehnsüchtig meine Heimkehr erwartet, eine Braut, der ich gelobt habe –«

»Das steht im Widerspruch mit Ihren früheren Mittheilungen,« fiel Valerie ihm in's Wort, die sich rasch erhoben hatte. »Sie haben mir gesagt, daß Sie Fräulein Eugenie

liebten, aber erst dann um sie werben wollen, wenn sie ihr eine gesicherte Zukunft bieten könnten. Also fesselt Sie nichts, als ihr eigenes Gefühl an diese Dame. Sie sind undankbar, Otto, aber ich hoffe, Sie werden nach ruhigem Nachdenken Ihren Entschluß wieder fallen lassen. Keinesfalls dürfen Sie vor der völligen Genesung die Reise antreten.«

Ehe Otto Zeit fand, hierauf etwas zu erwidern, war die junge Dame verschwunden. Es war eine schwere Probe, und wenn auch der Entschluß Otto's felsenfest stand, wenn er auch nicht schwankte in der Wahl, die er treffen sollte, so verkannte er doch nicht, daß er der Geliebten ein großes Opfer brachte, ein Opfer, welches ihr die Innigkeit seiner Liebe und die Festigkeit seines Charakters beweisen mußte.

Er sah voraus, daß es noch einen harten Kampf kosten werde, bevor er seinen Entschluß ausführen konnte, aber er hoffte, in diesem Kampfes würde Michelet ihm zur Seite stehen.

Der reiche, angesehene Fabrikant konnte ja in die Verbindung seines einzigen Kindes mit einem armen Arbeiter nicht einwilligen, er mußte die Gründe ehren, die Otto bewogen, das Etablissement zu verlassen und wenn dies geschehen war, so mußte auch er im Laufe der Zeit einsehen, daß Otto durch seinen Abschied sie vor einer Thorheit bewahrt hatte.

So dachte der junge Mann, er konnte nicht glauben, daß die Liebe Valerie's zu ihm mehr als ein romanhafter

Rausch war, der bei ernstem Nachdenken rasch wieder verfliegen mußte.

Er hatte sie nun darauf vorbereitet und nach seiner Ansicht ihr über das, was sie erwarten durfte, die Augen geöffnet; ihren Wunsch, die Abreise bis zu seiner völligen Genesung zu verschieben, wollte er gerne erfüllen.

Nikolas schüttelte zwar mißbilligend das Haupt, als Otto ihm dies mittheilte, aber auch er mußte zugeben, daß es besser sei, wenn sein Freund in der milden Luft des sonnigen Frankreichs seine Herstellung erwartete.

## ZWEIUNDDREISZIGSTES KAPITEL. EIN EDLER FABRIKANT.

Sobald Otto sich wieder in seiner Werkstätte beschäftigen konnte, begann er unverzüglich mit der Erbauung des Modells, über welches er mit seinem Freunde gesprochen hatte.

Natürlich mußte dieses Modell ein Geheimniß bleiben, wenigstens so lange, bis man die Brauchbarkeit desselben erprobt hatte, es konnte ja unter den Kameraden Otto's einer sich befinden, der darnach trachtete, den Ruhm und den Nutzen der Erfindung für sich in Anspruch zu nehmen, wenn er den letzteren kennen lernte.

Es war überhaupt seit dem Angriff in der Sylvesternacht der alte Geist der Liebe und Eintracht allmählich geschwunden, Otto bemerkte es sofort, als er zum erstenmale die Räume des Etablissements wieder durchwanderte.

Einige seiner Kameraden empfangen ihn mit warmer Herzlichkeit, Andere, und zwar die Mehrzahl, hatten kaum ein Wort der Theilnahme für ihn.

Das mußte den jungen Mann befremden, umsomehr, als er ja in jener Nacht sein Leben für Alle gewagt, und dem Liebling Aller das Leben gerettet hatte, er konnte sich den Grund dieser auffallenden Kälte nicht, erklären und nahm darüber mit Nikolas Rücksprache, der ihm mit wenigen Worten die Ursache klar machte.

»In der Hauptsache ist es der Neid darüber, daß Michelet, und Valerie Dich, den Deutschen, so sehr bevorzugen,« sagte er achselzuckend. »Dann auch ärgert es sie, daß seit Deiner Verwundung Fräulein Valerie Ihnen nicht mehr das frühere warme Interesse zeigt, und, was ist natürlicher, als daß sie dies in Einklang bringen mit Deiner Bevorzugung und deshalb ihm ganzen Groll auf Dich werfen? Sie erinnern sich der frühern Zeit, in der sie eine einzige Familie bildeten, und nun sehen sie in Dir den Störenfried, der –«

»Aber mein Gott, sie können doch nicht verlangen, daß Valerie ihretwegen auf Alles verzichten soll!« fiel Otto ihm in's Wort.

»Sie verlangen das auch nicht, aber es ärgert sie, daß ein Deutscher sich in diese Familie eindringt, daß ein Deutscher einst an ihrer Spitze stehen soll.«

Otto blieb lange in düstrem Nachdenken versunken.

»Du hast recht,« sagte er, »die Pflicht und der Dank, den ich unserm Chef schulde, gebieten mir, die Abreise zu beschleunigen. Nur noch so lange möchte ich bleiben,

bis das Modell fertig und erprobt ist, ich will es als ein bleibendes Andenken an mich hinterlassen.«

Rüstiger und eifriger denn zuvor setzte Otto jetzt seine Arbeit fort.

Es widerstrebte seinem Charakter, länger als eben nöthig, in dem Etablissement zu bleiben, in welchem er mit seinem Fremde allein unter Feinden und Neidern stand, die alle ihn als den Störenfried ihres früheren Glücks betrachteten, die Alle sehnsüchtig den Augenblick seiner Abreise herbeiwünschten.

Zwar wagte noch Keiner, ihm in offener Feindschaft entgegen zu treten, aber in den Blicken und Mienen Aller las er, daß die augenblickliche Ruhe und Zurückhaltung nur die schwüle Ruhe vor dem Gewitter war, der vielleicht schon bald ein verheerender Orkan folgen konnte.

Und die Vorboten dieses Gewitters zeigten sich schon nach wenigen Wochen.

An dem Tage, an welchem Otto die letzte Hand an sein Modell gelegt und sich die Ueberzeugung verschafft hatte, daß diese Maschine allen Anforderungen, die man an sie stellen durfte, entsprach, sollte seine Freude und sein ehrlicher Stolz über das gelungene Werk empfindlich getrübt werden.

Er wollte, da es schon spät war, erst am nächsten Morgen seinen Chef mit dieser Erfindung überraschen und da er sich ermüdet und geistig abgespannt fühlte, so verließ er heute früher wie sonst die Werkstätte, um in den Gartenanlagen auszuruhen und sich zu erholen.

Er hatte sich auf eine Bank niedergelassen und saß hier in Gedanken über die Zukunft versunken, als er plötzlich durch eine rauhe Stimme aus seinem Brüten und Träumen geweckt wurde.

Er blickte auf, vor ihm standen drei Arbeiter Michelets, drei Eisengießer, deren trotzige herausfordernde Haltung ihn ahnen ließ, daß sie keine freundschaftlichen Gesinnungen für ihn hegten.

Einer dieser drei bekleidete den Posten eines Werkmeisters, er schien auch jetzt von seinen Kameraden dazu ausersehen zu sein, ihre Interessen wahr zunehmen.

»Wir haben gehört, daß Sie abreisen wollen,« sagte dieser Werkmeister, einen rauhen, barschen Ton anschlagend, »die Nachricht hat uns bewogen, bis heute zu schweigen, aber es scheint, daß es nur Flausen waren. Sie treffen noch keine Anstalten, das Etablissement zu verlassen, und bevor wir uns an Herrn Michelet wenden, möchten wir von Ihnen selbst hören, ob wir uns darauf verlassen können, daß Sie in den nächsten Tagen sich entfernen werden.«

Diese kurze fast befehlende Art und Weise, Wünsche geltend zu machen, die möglicherweise das ganze Lebensglück eines Menschen auf's Spiel setzten, trieb dem jungen Manne die Galle in's Blut.

Wie durften diese Leute sich erlauben, ihn zur Abreise zu nöthigen?

Einen triftigen Grund konnten sie für dieses Verfahren nicht angeben, es sei denn, daß man die Forderungen

ihrer Selbstsucht für einen triftigen Grund gelten lassen wollte.

»Was soll das?« fragte er mit scharfer Betonung. »Wen kümmert es, ob ich bleibe oder abreise?«

»Uns Alle!« erwiderte der Eisengießer unwirsch. »Sie sind der Störenfried in unserm Etablissement.«

»Der Störenfried?«

»Ja. Ihretwegen haben die Pariser Vagabunden das Etablissement zerstören wollen –«

»Wer kann das behaupten?«

»Die Leute selbst haben es ausgesagt.«

»Und wenn sie die Wahrheit gesagt hätten, trifft mich die Schuld?«

»Das wollen wir eben nicht behaupten. Aber seitdem Sie hier sind, ist die alte Eintracht geschwunden, die Herzen Michelets des Fräuleins sind uns entfremdet, und das allein Ihretwegen.«

»Ah – ist es das?«

»Genügt es nicht, uns zu erbittern gegen Sie? Wir wissen wohl, was Sie beabsichtigen, und wir Alle sind entschlossen, dieser Absicht entgegenzutreten. Wenn Sie aber dennoch sie erreichen, so fordern wir insgesamt unsere Entlassung, für einen Deutschen arbeiten wir nicht.«

Ein ironisches Lächeln glitt über das Gesicht Otto's.

»Aber wenn dieser Deutsche sein Leben verloren hätte für Euch und Euren Liebling, so würdet Ihr das Opfer angenommen haben,« sagte er, »trotzdem Ihr ihm jetzt keinen Dank dafür wißt?«

Der Werkmeister zuckte gleichmüthig die Achseln.

»Ich denke, es war Ihre Schuldigkeit, mehr zu wagen, wie jeder Andre,« entgegnete er, »wir hätten's ja bequemer haben und manchem Kameraden ein langes Schmerzenslager ersparen können, wenn wir so feige und ehrlos gewesen wären, Sie den Vagabunden auszuliefern. Sie haben dem Fräulein das Leben gerettet und das Fräulein hat durch ihre aufopfernde Pflege Sie ebenfalls dem Tode entrissen, nun sind Sie quitt miteinander.«

»Und was weiter?«

»Was weiter? Wenn Sie ruhig nachdenken, so werden Sie einsehen, daß –«

»Daß ich der Störenfried bin?«

»So ist es!«

»Und Sie wollen mich zwingen, das Etablissement zu verlassen?«

»Wenn wir es können, ja!«

»Durch Gewalt nöthigenfalls?«

»Nein, vergreifen werden wir uns nicht an Ihnen. Wenn der Hohn und die Verachtung Ihrer Kameraden Sie gleichgültig lassen, so können wir das, was Sie vorhaben, nicht verhindern, wir werden dann aber Feierabend machen und Sie mögen zusehen, wo Sie neue Arbeiter finden.«

»Seid Ihr denn nicht kindische Thoren!« sagte Otto ruhig. »Was würdet Ihr durch einen solchen Schritt gewinnen? Ihr brächtet Euch und Eure Familien dadurch außer Brod und die Stunde würde bald kommen, in der Ihr zu Kreuze kriechen müßtet! Was kann es Euch gelten, in

wessen Händen das Kapital ist, wenn es nur gut verwaltet wird! Ihr könnt ohne das Kapital nicht leben und das Kapital kann ohne Euch nicht gedeihen und Nutzen bringen. Jeder Gewaltakt, den Ihr gegen das Kapital unternimmt, fällt mit seinen schweren Folgen zuletzt auf Euch zurück, das laßt Euch gesagt sein. Wenn ich wirklich die Absicht hegte, die Ihr mir zuschieben wollt, was würdet Ihr dadurch verlieren? Ist vielleicht Einer von Euch fähig, sich an die Spitze dieses Etablissements zu stellen und es zu leiten? Müßt Ihr nicht froh sein, wenn diese Leitung sich in den Händen eines Mannes befindet, der ihr gewachsen ist? Und daß ich das bin, werde ich Euch in den nächsten Tagen beweisen. Blickt Euch nicht untereinander so bedeutungsvoll an, fürchtet nicht, ich hege diesen maßlosen Ehrgeiz, mich so rasch empor schwingen zu wollen, ich weiß sehr wohl, daß ich noch Vieles lernen muß, um auf solcher Höhe mich behaupten zu können. Man hat Euch gesagt, ich werde abreisen; wenn es Euch beruhigt, will ich Euch wiederholen, daß dies allerdings mein fester Entschluß ist.«

»Und wann –«

»Lieber Gott, könnt Ihr mir nicht gönnen, daß ich zuvor mich gänzlich erholen will?«

»Wenn wir nur wissen, daß es Ihr fester Entschluß ist, und daß –«

»Er ist er.«

»Und daß Sie ihn bald ausführen werden.«

»Jedenfalls in der nächsten Woche.«

»Dann sind wir zufrieden.«

»Und das ist das ist Alles, was Ihr verlangt?«

»Ja.«

Otto schüttelte das Haupt.

»Mir bangt, die Stimde könne kommen, in der Ihr Euch Vorwürfe darüber macht, daß Ihr dazu beigetragen habt, mich von hier zu vertreiben,« sagte er. »Es ist nicht immer gut, wenn man seinen Willen durchsetzen will, man thut gut, vorher die möglichen Folgen zu bedenken.«

»Welche Folgen könnte Ihre Abreise haben?« erwiderte der Werkmeister mit einem Anfluge von Spott. »Nach unserer Ueberzeugung kehrt durch sie unsere frühere Eintracht zurück.«

»Ich wünsche, daß diese Ueberzeugung Euch nicht trügen möge, weiter weiß ich nichts zu sagen.«

Otto wandte nach diesen Worten seinen Kameraden den Rücken und schritt von dannen.

So weit also war es schon gekommen, daß die eignen Kameraden, die ihn früher so sehr geachtet und geschätzt hatten, die Forderung an ihn stellten, er möge sich entfernen!

Was hatte er ihnen gethan?

Wahrlich nichts, seine ganze Schuld war, daß Valerie ihn liebte!

Konnte ein lächerlicherer Grund gefunden werden? Und doch hatte er Bedeutung, er stützte sich auf die Selbstsucht und das beleidigte Nationalgefühl.

Daß er, der Deutsche, vorgezogen wurde, konnten diese Franzosen ihm nicht verzeihen, wäre er selbst ein

Franzose gewesen, so hätten sie, als die Ersten, ihm zu diesem fabelhaften Erfolge Glück gewünscht.

»Bleibe im Lande und nähre dich redlich,« sagte Nikolas, als Otto ihm seine Unterredung mit den Kameraden berichtet hatte, »in der Fremde machen Wenige ihr Glück, und denen es gelingt, die haben zumeist auf krummen Wegen ihr Ziel erreicht.«

---

Am nächsten Morgen ließ Otto seinen Chef bitten, ihn in seiner Werkstätte zu besuchen.

Michelet kam. Der junge Mann enthüllte sein Modell und erklärte ihm die Vorzüge, die es vor der englischen Maschine hatte.

Michelet betrachtete das Werk lange, eine stolze Freude leuchtete in seinen Augen.

»Das ist eine herrliche Erfindung,« sagte er, »eine Erfindung, durch welche Sie Ihr Talent glänzend bewiesen haben. Ha – wie sie jenseits des Kanals sich ärgern werden, wenn meine Maschine ihr so hochgepriesenes Werk verdunkelt! Herr Schenk, wie viel verlangen Sie für dieses Modell? Fordern Sie, ich zahle Ihnen jeden Preis und meine Dankbarkeit bleibt Ihnen außerdem. Wir werden unverzüglich die Maschine bauen, Sie sollen selbstständig das Werk leiten.«

Otto schüttelte wehmüthig ernst das Haupt, sein Blick ruhte düster auf dem Modell, dessen einzelne Theile der Fabrikant aufmerksam prüfte.

»Ich schulde Ihnen so vielen Dank, daß es mich beleidigen würde, wollten Sie für dieses aus Ihrem Material und von einem Ihrer besoldeten Arbeiter verfertigte Modell mir eine Belohnung anbieten,« erwiderte er ruhig. »Ich habe mir auf meinem Schmerzenslager vorgenommen, Ihnen für alle Ihre Güte und Freundschaft ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit zu hinterlassen, – wohlan, möge dieses Werk ein Andenken an mich sein, mögen Sie beim Anblick desselben sich meiner erinnern, dann hat es den Zweck, den ich damit beabsichtigte, erfüllt.«

Michelet blickte betroffen auf.

»Das verstehe ich nicht,« sagte er. »Fast glaube ich aus Ihren Worten entnehmen zu müssen, daß Sie den Vorsatz hegen, mich zu verlassen.«

»So ist es, Herr Michelet,« entgegnete Otto, dem es Mühe kostete, die äußere Ruhe zu bewahren.

»Sie wollen wirklich fort?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Erlassen Sie es mir, Ihnen den Grund zu nennen.«

Der Blick Michelets ruhte forschend auf den Zügen des jungen Mannes, der vor diesem ernstesten, prüfenden Blick verwirrt die Wimpern senkte.

»Das begreife ich nicht,« sagte er. »Weshalb wollen Sie mir den Grund nicht nennen?«

»Weil ich Ihnen nicht wehe thun möchte!«

»Sie fürchte, ich werde ihn nicht anerkennen!«

»Nein, das fürchte ich nicht.«

»Nun wohl –«

»Dringen Sie nicht in mich, Sie erfahren ihn vielleicht, wenn ich fort bin.«

Michelet hielt noch immer den forschenden Blick unverwandt auf das Antlitz Otto's gerichtet.

»Das ist mir wirklich räthselhaft,« sagte er nach einer Pause. »Sie haben eine selbstständige Stellung und mein volles Vertrauen; sind Sie mit Ihrem Einkommen unzufrieden?«

»Durchaus nicht.«

»Es soll erhöht werden. Ich will Ihnen die Leitung des ganzen Etablissements übertragen und nun, man kann ja nicht wissen, was im Schooße der Zukunft schlummert, jedenfalls dürfen Sie darauf vertrauen, daß ich kein Opfer scheuen werde, um Ihre Kraft mir zu erhalten.«

Wieder schüttelte Otto den Kopf, wieder glitt jener wehmüthige Zug über sein Gesicht.

»Glauben Sie mir, auch mir wird der Abschied schwer,« sagte er leise.

»Aber mein Gott, weshalb wollen Sie denn fort?«

»Ich muß.«

»Sie müssen?«

»Ja.«

»Aber das wird ja immer toller und verwickelter!« rief Michelet ungeduldig. »Wer konnte Sie dazu zwingen?«

»Meine Kameraden.«

»Sie scherzen, oder –«

»Durchaus nicht!«

»Wer hat es gewagt, diesen Zwang ausüben zu wollen?« fuhr Michelet auf. »Nennen Sie mir die Leute und –«

»Die Leute sind gewissermaßen in ihrem Recht, Herr Michelet, zudem hatte ich auch meinen Entschluß schon gefaßt, ehe meine Kameraden mich auf die Nothwendigkeit meiner Abreise aufmerksam machten.«

Der Fabrikant wanderte auf und ab, eine gewaltige Erregung mußte sein Inneres erschüttern.

»Wenn das Alles wahr ist, so müssen Sie einen triftigen Grund haben,« nahm er nach einer Weile wieder das Wort, »Sie können mir nicht verdenken, wenn ich von Ihnen die Angabe dieses Grundes fordere.«

»Diese Forderung ist allerdings eine berechnete.«

»Wohl, Sie werden ihr also nachkommen?«

»Ja. Sie werden mir nicht zürnen?«

»Nein.«

»Dann erlauben Sie mir die Bemerkung daß es gefährlich ist, die Pflege eines Schwererkrankten einer jungen Dame anzuvertrauen,« sagte Otto mit gedämpfter Stimme. »Zumal dann, wenn Beide, der Patient und seine Pflegerin, jung sind.«

Von der Stirne Michelets war die düstere Wolke geschwunden, ein bedeutsames Lächeln umspielte seine Lippen.

»Ich verstehe Sie,« erwiderte er. »Ich begreife auch, daß dieser Grund Ihnen triftig genug scheint, uns zu verlassen und ich ehre Ihre Gesinnungen, die bei dieser Gelegenheit ein glänzendes Licht auf Ihren Charakter werfen. Unterbrechen Sie mich nicht. Es mag sein, daß in Ihrem Vaterlande die reichen Leute bei der Verlobung ihrer Kinder zuerst auf Rang und Reichthum sehen und Charakter und Gemüth erst in zweiter Reihe berücksichtigen. Ich denke anders. Was ist Reichthum? Ein todter Götze, den die Faust des Schicksals über Nacht zertrümmern kann. Was ist Rang? Eine glänzende Maske, hinter der ja oft Schutt und Moder sich bergen. Ich achte das Talent und den redlichen Willen des strebsamen Mannes höher, mir gilt ein fester Charakter und ein unverdorbenes Gemüth mehr als hoher Rang und Reichthum. – Nun wissen Sie, woran Sie sind, und ich hoffe, Sie werden einsehen, daß einstweilen noch kein Grund vorliegt, der Sie nöthigen könnte, uns zu verlassen.«

»Tausend Dank für diesen Edelmuth, für diesen mich so sehr ehrenden Beweis Ihres Vertrauens und Ihrer Anerkennung,« sagte Otto, der die Antwort nicht erwartet hatte. »Und doch möchte ich wünschen, Sie hätten diese Worte mir nicht gesagt, sie machen mir das Scheiden nur noch schwerer.«

»Sie reden noch immer vom Scheiden?

»Glauben Sie, daß ich es thun würde, wenn ich nicht müßte? Meine Ehre gebietet mir es, Herr Michelet, Sie werden mir Recht geben, wenn Sie meine Gründe hören.

Ich bemerkte das Erwachen der Liebe in der Seele meiner schönen Pflegerin nicht, erst als mein Freund mich darauf aufmerksam machte und ich, um mir Gewißheit zu verschaffen, mit ihr über meine Abreise redete, gewann ich die Ueberzeugung, daß diese Liebe schon tief ihre Wurzeln geschlagen hatte.«

Michelet nickte.

»Ich weiß es,« sagte er ruhig, »ich selbst habe es bemerkt.«

»Nun wohl, in Deutschland harrt meiner eine Braut, die ihr ganzes Vertrauen auf mich gesetzt hat, deren ganzes Lebensglück davon abhängt, daß ich mein Ziel erreiche, um sie heimführen zu können. Darf ich dieses Vertrauen täuschen? Darf ich über ein gebrochenes Herz mit ruhigem Gewissen vor den Traualtar treten? Gott weiß, wie tief es mich schmerzt, meiner Pflegerin mit Undank lohnen zu müssen, aber sie selbst könnte mich ja nicht mehr achten, wenn ich materieller Vortheile wegen ein vertrauendes, liebendes Herz zertreten wollte. Das ist es, was mich fortreibt von hier, ich denke mir, wenn Fräulein Valerie mich nicht mehr sieht, so wird die Zeit sie vergessen lassen, daß das Schicksal ihr die Erfüllung eines schönen Wunsches verweigerte.«

Michelet reichte dem jungen Manne die Hand.

»Sie sind ein Ehrenmann,« sagte er, »Sie können nicht anders handeln, aber der Himmel erbarme sich meines armen Kindes. Ich fürchte, ich fürchte, diese Maschine wird mich bald an ein Grab erinnern, in welchem mein

Theuerstes ruht. Sagen Sie mir jetzt nichts mehr, verschieben Sie Ihre Abreise noch um einige Tage, ich kann jetzt mit Ihnen reden über das, was Sie vorhaben, und, ohne Empfehlungen lasse ich Sie nicht fort.«

Otto war erschüttert, sein Blick ruhte stier auf der Thüre, hinter der Michelet verschwunden war.

Eine ganze Fülle von Angst, Seelenschmerz und Verzweiflung lag in dem Tone, in welchem Michelet jene Worte gesprochen hatte und Otto konnte diesen Schmerz, diese Verzweiflung begreifen.

Aber sie bestürzte und erschütterte ihn, weil er in ihr den Beweis fand, daß die Liebe Valerie's schon mit ihrem ganzen Sein innig verwachsen war.

#### DREIUNDDREISZIGSTES KAPITEL. EIN BESORGTER VATER.

Michelet ging nach seiner Unterredung mit Otto in sein Wohnhaus, es war ihm nicht möglich, in sein Cabinet zurückzukehren, um dort zu arbeiten.

Seine schönsten Hoffnungen waren zertrümmert, mit banger Besorgniß blickte er in die Zukunft.

Er kannte die leidenschaftliche Gluth in der Seele Valerie's, er wußte, daß es eine verzehrende Gluth war, die nichts mehr dämpfen konnte.

Er hatte sein Kind beobachtet und Anfangs sich Vorwürfe gemacht, daß er nicht vorsichtiger gewesen war.

Dann aber befreundete er sich allmählich mit dem Gedanken an die Verbindung seiner Tochter mit dem talentvollen Arbeiter, dessen ehrenhafter Charakter ihm für das Lebensglück Valerie's genügende Bürgschaft gab.

Er selbst sprach mit Valerie darüber, er selbst baute schon Luftschlösser für die Zukunft; – daran, daß Otto die Hand der reichen Erbin ausschlagen könne, dachte er nicht im Entferntesten.

Freilich, die Gründe, die den jungen Mann zwangen, dies zu thun, mußte er anerkennen und ehren, wenn sie auch seine Hoffnungen vernichteten und dem Herzen Valerie's eine tiefe Wunde schlugen.

Es war besser, wenn er sein Kind darauf vorbereitete, als wenn Valerie plötzlich jene Gründe erfuhr.

Er trat in das Boudoir seiner Tochter und nahm anscheinend heiter und sorglos auf dem Fauteuil Platz.

»Otto Schenk wird uns verlassen,« sagte er, hinter der Maske einer heitern Ruhe seine Aufregung verbergend, »er hat mir so eben mitgetheilt, daß er in den nächsten Tagen abzureisen gedenkt.«

Valerie nickte. Ihre großen schönen Augen blickten düster auf die Stickerei, die vor ihr lag.

»Du weißt das schon?« fuhr Michelet fort. »Hat er vielleicht selbst mit Dir darüber gesprochen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Vor mehreren Wochen,« erwiderte Valerie leise, »ich weiß, daß er ein Undankbarer ist, der –«

»Liebes Kind, diese gewaltige Aufregung ist unbegründet,« fiel Michelet begütigend ihr in's Wort. »Otto ist bereits verlobt –«

»Sagte er das?«

»Ja.«

»Dann hat er Dich betrogen, Vater, er ist nicht verlobt.«

Michelet schüttelte mißbilligend das Haupt, eine düstere Wolke glitt über seine Stirne.

»Weshalb sollte er mich getäuscht haben?« erwiderte er. »Hat er einen Grund dazu? Er würde gewiß mit beiden Händen das Glück festhalten, welches ihm hier geboten wird, wenn die Verhältnisse es ihm gestatteten. Otto ist ein Ehrenmann, Valerie, er darf und will sein Wort nicht brechen, das Vertrauen seiner Braut nicht täuschen. Wir müssen das anerkennen und auf die Erfüllung des Wunsches verzichten, der, ich gestehe es unverholen, mir sehr, sehr lieb geworden war. Ich hatte es mir so schön gedacht, daß Otto einst die Leitung meines Etablissements übernehmen werde und vorhin noch hatte ich Gelegenheit zu erfahren, daß sie keinen besseren Händen anvertraut werden kann. Aber wenn das Schicksal uns etwas versagt, so müssen wir geduldig uns fügen und Verzicht leisten.«

»Müssen wir das?« fragte Valerie mit wachsender Erregung. »Müssen wir in den Abgrund hinunterspringen, wenn das Schicksal uns an den Rand desselben führt? Weshalb dürfen wir nicht versuchen, eine Brücke zu bauen, die uns sicher hinüberführt! Vater, wenn Otto geht, dann ist für mich Alles aus, mein Glück ist nur an seiner Seite.«

»Und ich?« fragte Michelet, bestürzt über diese wild auflodernde Gluth der Leidenschaft. »Gelte ich Dir nichts mehr?«

»Vergib mir, Vater, wenn ich Dir wehe gethan habe,« bat das Mädchen mit zitternder Stimme. »Du weißt ja, wie sehr ich Dich liebe! Aber es ist doch eine ganz andere, gewaltigere Liebe, die mich an Otto kettet, die mein ganzes Sein mit ihm so innig verbindet, daß eine Trennung nicht nur mein Glück, auch mein Leben vernichtend treffen würde.«

»Die Zeit lindert den Schmerz, jede Wunde kann vernarben; sei stark, mein Kind, bedenke, daß ich nur Dich habe.«

Valerie schüttelte traurig das Köpfchen.

»Das habe ich mir Alles schon unzählige Male gesagt, ich habe versucht, das Bild zu verdrängen, aber wer kann dem Gram gebieten? Ich vermag es nicht, Vater! Ich habe sogar versucht, den Undankbaren zu hassen, aber wie kann ein Herz hassen, das ganz von Liebe erfüllt ist? Ich denke, es gibt vielleicht noch einen Weg, der über diesen Abgrund hinüberführt. Otto ist nicht verlobt. Er liebt eine junge Dame in seiner Vaterstadt und hat noch nicht gewagt, ihr sein Herz und seine Hand anzubieten. Es ist eine platonische Liebe und er vermuthet nur, daß sie Erwidern findet. So hat Otto selbst mir gesagt, eine Tante der jungen Dame correspondirt mit ihm; von einer gegenseitigen Verpflichtung, von einem Treueschwur ist keine Rede gewesen. Also bindet ihn nichts an sie; wenn sie mit einem Andern sich verbindet, so hat Otto keine Berechtigung, ihr deshalb einen Vorwurf zu machen. Wie darf er nun sagen, seine Ehre gebiete ihm, meine Liebe zurückzuweisen?«

Im Sinnm versunken, blickte Michelet lange schweigend vor hin.

»Und wenn das auch ist, wenn auch kein Gelübde ihn bindet, so begreife ich dennoch den Grund, der ihn zwingt, uns zu verlassen,« erwiderte er endlich. »Jene Dame erwidert seine Liebe und er weiß es, sie erwartet seine Heimkehr und darf die Ueberzeugung hegen, daß er alsdann ihr Herz und ihre Hand noch offen findet.«

»Aber sie kann ihn nicht so lieben, wie ich.«

»Liebes Kind –«

»Nein, Vater, so tief und innig kann keine Andere ihn lieben.«

Michelet hatte sich erhoben; er war an's Fenster getreten.

»Mein Gott, wie wird das enden!« sagte er leise. »Ich blicke mit ernster Besorgniß in die Zukunft, die wie eine schwarze Nacht vor mir liegt. – Aber du sprachst ja vorhin von einer Brücke, was meinstest Du damit?«

»Es ist eine Hoffnung, freilich eine schwache, aber auch die letzte Hoffnung.«

»Sprich sie aus.«

»Man müßte jene Dame zu bewegen suchen, freiwillig Verzicht zu leisten.«

Michelet schüttelte ablehnend das Haupt.

»Das wird Dir nicht gelingen,« sagte er.

»Wenn ich ihr mittheile, was hier vorgefallen ist, wenn ich sie einen Blick in meine Seele werfen lasse, so muß ihr Zartgefühl ihr sagen, daß sie nicht zwischen mich und

ihn treten darf. Und wenn Du der Tante schreibst, so hoffe ich, wird auch diese ihr zureden, freiwillig zurückzutreten.«

»Und gesetzt, sie thut es, was hast Du erreicht?«

»Ach, dann kann Otto diese Verlobung, wie er es nennt, nicht mehr vorschieben.«

»Glanbst Du, er wird die Verzichtleistung aimehmen? Ich glaube es nicht, Valerie, ein Ehrenmann –«

»Versuchen wir es, Vater!«

»Wohl, ich will Deinen Wunsch erfüllen, obschon ich voraussehe, daß Deine Hoffnung eine vergebliche ist. Ich werde mit dem Freunde Otto's reden.«

»Wozu das?«

»Er soll mir die Adresse der Tante geben –«

»Ich kenne sie.«

»Aber ich halte es für gut, durch ihn vorher etwas Näheres über die junge Dame zu erfahren.«

»Er wird seinem Freunde unser Vorhaben verrathen,« sagte Valerie besorgt.

»Ich werde sorgen, daß es nicht geschieht, schreibe Du den Brief an die Dame und überlasse mir das Andere –«

Eine Stunde später trat Nikolas in das Cabinet Michelets, in welches er durch einen Werkmeister beordert worden war.

Der Fabrikant schloß die Thüre und forderte ihn auf, Platz zu nehmen.

»Ich wünsche über Ihren Freund mit Ihnen zu reden,« sagte er, »Sie wissen wohl, daß er uns verlassen will und

ich vermuthe, Sie kennen auch die Gründe dieses plötzlichen Entschlusses?»

»Wenn Otto sie Ihnen nicht genannt hat –«

»Er hat sie mir genannt, Sie kennen Sie auch?«

»Ja.«

»So habe ich also nicht nöthig, sie zu wiederholen. Otto stützt sich auf die Verlobung einer jungen Dame –«

»Fräulein Schirmer in Köln.«

»Ganz recht, diese Dame ist aber seine Braut nicht, es mag sein, daß sie seine Liebe erwidert, aber nichts bindet ihn an sie. Nun wohl, wenn Otto von hier scheidet, so werde ich mein Kind wohl bald zu Grabe geleiten müssen.«

»Das verhüte Gott!« sagte Nikolas bestürzt. »Fräulein Valerie wird –«

»Wird ihrem Grame erliegen, ich kenne ihre Leidenschaftlichkeit,« fuhr Michelet in dumpfem Tone fort. »Mir bleibt nur noch eine Hoffnung, die, daß Fräulein Schirmer Verzicht leistet und ihre Rechte an meine Tochter abtritt.«

Nikolas nickte gedankenvoll.

»Es wäre entsetzlich, wenn dieses Schicksal Sie und Ihr einziges Kind treffen sollte,« sagte er. »Aber ich kann es nicht glauben, eine Reise wird Fräulein Valerie zerstreuen, ein anderes Bild wird das meines Freundes verdrängen –«

»Sagen Sie das nicht, ich weiß besser, wie es kommen wird. Ich habe beschlossen, der jungen Dame zu schreiben, und ich hoffe, sie wird eine Entscheidung treffen, die ihrem Herzen Ehre macht.«

»Und was hoffen Sie dadurch zu erreichen?« fragte Nikolas, »Otto liebt das Mädchen seit seiner Kindheit, die Bande, die ihn an sie fesseln, sind zu stark, es wird Ihnen nicht gelingen, sie zu lösen.«

»Ich fürchte das auch,« erwiderte Michelet, »aber ich will den Versuch machen, um späteren Vorwürfen vorzubeugen. Wollen Sie mir bei diesem Versuche beistehen?«

»Wenn ich es vermag –«

»Sie vermögen viel über Ihren Freund.«

»Glauben Sie das nicht, Otto läßt sich von Andern nicht leiten.«

»Aber Sie werden ihm zureden, ihn darauf aufmerksam machen, daß Valerie ohne ihn nicht leben kann.

»Ich werde ihm das sagen.«

»Natürlich, ohne unsre Unterredung zu erwähnen, er darf nicht wissen, daß wir gewissermaßen ein Complot gegen ihn geschmiedet haben.«

»Sie haben Recht,« sagte Nikolas, »wenn er dies erführe, würde er sofort abreisen. Ich will mit ihm reden, aber ich hege nicht die Hoffnung auf ein günstiges Resultat.«

Michelet blieb lange in Nachdenken versunken, nachdem Nikolas sich entfernt hatte.

Auch er hegte keine Hoffnung, er würde ja an Stelle Otto's ebenso wie dieser und nicht anders gehandelt haben, so sah er, denn recht düster und mit bangem schweren Herzen in die Zukunft.

Was hatte er nun von seinem Reichthum?

Der Verlust des Liebsten, was er besaß, stand ihm bevor, und alle seine Schätze reichten nicht aus, diesem Verlust vorzubeugen.

#### VIERUNDDREISZIGSTES KAPITEL. DER LIEBE KAMPF.

Seitdem Carl Liebmann mit seiner Werbung um die Hand Eugenie's so energisch zurückgewiesen war, hatte er nicht mehr gewagt, sich noch einmal dem jungen Mädchen zu nähern.

Anfangs war er entschlossen gewesen, sich an dem Bruder Eugenie wegen der ihm wiederfahrenen Schmach zu rächen, aber da er keinen Weg fand, auf welchem er diesen Entschluß ohne Gefahr für seine eigne Person ausführen konnte, so ließ er ihn einstweilen wieder fallen, mit dem Vorsatz, eine günstige Gelegenheit dazu abzuwarten.

Der Bankier verlor über die Werbung und deren Zurückweisung keine Worte, er wollte den Willen und die Wahl seiner Tochter nicht beeinflussen.

Angenehm war es ihm freilich nicht, daß diese Wahl auf Otto Schenk gefallen sein sollte; Tante Therese wußte das sehr genau, denn mit ihr hatte der alte Herr zu verschiedenen Malen sehr ernst darüber geredet, aber es fiel ihm nicht in den Sinn, hier energisch einzuschreiten, er

hoffte, Eugenie werde selbst einsehen, daß eine Heirath mit dem Handwerker, der es nach seiner Ansicht nicht viel weiter als zum Schlossermeister bringen konnte, ihren Verhältnissen und ihrer Stellung im socialen Leben nicht angemessen sei.

Diese Hoffnung wurde dadurch bestärkt, daß Eugenie nie ein Wort über den jungen Mann äußerte, daß nie ein Brief aus Frankreich an sie ankam und daß auch die Schwester Otto's keinen Versuch machte, ein vertrauliches Verhältniß mit der Geliebten ihres Bruders anzuknüpfen.

Das letztere hätte ja sehr nahe gelegen, Helene Schenk war nicht nur die Nachbarin, sondern auch die einstige Schulkameradin Eugenie's und schon aus dieses beiden Gründen einigermaßen berechtigt, sich der jungen Dame zu nähern.«

Aber von alledem geschah nichts, das beruhigte den Bankier, trotzdem Alfred von der Rückkehr zur Universität ihm die Versicherung gegeben hatte, Otto und Eugenie würden nie von einander lassen.

Freilich wußte der alte Herr nicht, was hinter seinem Rücken geschah.

Er hatte keine Ahnung davon, daß Tante Therese fleißig mit dem jungen Manne correspondirte, daß sie sehr oft die Mutter Otto's besuchte und daß Eugenie stets von Allem, was den Geliebten betraf, sehr genau unterrichtet war.

Er wußte auch nicht, daß der Barbier Gabel der Tante Therese alle Vorfälle in der Familie Schenk brühwarm

berichtete, also gewissermaßen der Zwischenträger war, der die Familien immer enger verknüpfte.

Das Alles wußte er nicht, also hatte er auch keinen Grund sich zu beunruhigen.

Lange Zeit waren von Otto keine Nachrichten eingetroffen, endlich kam ein Brief von Nikolas, der die Eltern von der Verwundung ihres Sohnes benachrichtigte, zugleich aber auch die tröstende Mittheilung enthielt, daß Otto sich schon auf dem Wege der Genesung befinde.

Für Eugenie waren das trübe, traurige Tage gewesen, Tante Therese hatte große Mühe, sie von ihrem Entschlusse, sofort hinzureisen, um die Pflege des Verwundeten zu übernehmen, abzuhalten.

Nikolas schrieb nun öfter, seine Briefe beruhigten das Mädchen.

Dann kam auch ein Brief von Otto an Tante Therese mit der Nachricht, daß es mit seiner Genesung rasch vorwärts schreite, und dieser Brief traf an demselben Tage ein, an welchem Heinrich Schenk seine Hochzeit mit Bertha Liebmann feierte.

Diese Hochzeit wurde, wie man das nicht anders erwarten konnte, in einer so großartigen Weise gefeiert, daß sie sogar in einigen Kreisen das Tagesgespräch bildete.

Auch im Hause Schirmer's kam sie zur Sprache und bei dieser Gelegenheit erfuhren die beiden Damen, daß der alte Herr keine besondere Achtung vor dem Bräutigam hegte.

»Er ist ein Schwindler,« sagte er, »ein leichtsinniger Speculant, dem man einiges Talent nicht absprechen kann, der aber mehr Glück wie Verstand hat.«

»Aber Liebmann hat ihm doch die Hand seiner Tochter gegeben,« warf Tante Therese ein, »und Liebmann ist als ein sehr vorsichtiger Mann bekannt.«

»Hm, was will das heißen!« fuhr Schirmer achselzuckend fort, während er emsig die Gläser seiner goldenen Brille putzte.

»Liebmann ist ein Parvenu, einer von derselben Sorte, zu der sein Schwiegersohn zählt. Ich weiß übrigens aus zuverlässiger Quelle, daß Liebmann vor seiner Einwilligung dem jungen Herrn sehr scharf auf den Zahn gefühlt und Garantien gefordert hat.«

»Garantien?« fragte Eugenie befremdet.

»Ja. Heinrich Schenk hat sich im Ehevertrage verpflichtet müssen, ein Kapital von dreißigtausend Thaler für seine Gattin zu deponiren. Liebmann hat dieselbe Summe hergegeben, die Zinsen dieses Gesamtkapitals bilden das Nadelgeld der jungen Frau. Kein Gläubiger kann dieses Geld angreifen, es ist das unbestrittene Eigenthum der Frau, die damit nach Belieben schalten und walten darf.«

»Hat denn der junge Mann schon ein so großes Vermögen sich erworben, daß er diese Summe deponiren konnte?« fragte Tante Therese.

»Glück – reines Glück!« erwiderte Schirmer. »Er hat im vergangenen Herbst und im Winter viel gewagt und viel gewonnen. Freilich hätte es schief gehen können, aber

ich glaube nicht, daß er sich daraus etwas gemacht haben würde. Diese Leute spielen *va banque*, haben sie genug gewonnen, so ziehen sie sich zurück, um fortan von ihren Renten zu leben, verlieren sie Alles, so werfen sie um und fangen dann wieder von vorne an. Heinrich Schenk hat enorme Summen gewonnen, freilich ist es ihm dabei ganz gleichgültig ob durch solche Speculationen die nothwendigsten Lebensbedürfnisse des Proletariats und des Arbeiterstandes in die Höhe getrieben werden, wenn er nur sein Schäfchen scheert, die Andern mögen seinetwegen verhungern.«

»Aber das ist ja entsetzlich und unverantwortlich, daß es geduldet wird!« sagte Eugenie.

»Liebes Kind, der Staat darf den Handel nicht einschränken, es gibt manchen Krebs Schaden, der nicht zu heilen ist. – Na, nun kam noch dazu, daß ein Associé Schenk's starb –«

»Ah – Bertram Scheerenberg,« fiel Tante Therese ein.

»Er war ja auch ein Harzardspieler?«

Der alte Herr nickte.

»Und man sagte damals, er habe sich erschossen.«

»Erschossen nicht, aber man sprach davon, er habe sich das Leben genommen. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, genug, er starb und laut Gesellschaftsvertrag fiel ein Theil seines Vermögens an Schenk, der außerdem den Vortheil hatte, von allen späteren sehr bedeutenden Gewinnen die Hälfte statt ein Drittel, zu erhalten.«

Tante Therese blickte nachdenklich vor sich hin.

»Da wird der alte Schenk wohl bald seine Wirthschaft schließen,« sagte sie nach einer Pause.

»Was sollte ihn dazu veranlassen?« fragte Schirmer.

»Nun, ich denke doch, der reiche Sohn wird seinen Eltern keinen Heller herausgeben, darauf kannst Du Dich verlassen. Ich habe den jungen Herrn an der Börse kennen gelernt und taxire ihn für einen Menschen ohne Herz ohne Gefühl. Und es wird ihm auch kaum etwas übrig bleiben von seinem Einkommen, er macht ein großes Haus, wirft das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus und zeigt überall, daß er ein reicher Mann ist, der etwas draufgehen lassen kann.«

»Aber seinen Bruder könnte er unterstützen!« meinte Tante Therese.

»Den erst recht nicht!« erwiderte Schirmer. »Es würde seinen Stolz empfindlich beleidigen, wenn sein Bruder sich hier als Schlossermeister etabliren wolle. Auf den Handwerker sehen diese Leute mit souverainer Verachtung hinab.«

In diesem Augenblick meldete die Magd, der Barbier wünsche sein Geschäft zu verrichten.

»Nur herein!« rief Schirmer. »Da hören wir vielleicht noch interessante Einzelheiten über die Hochzeit.«

Caspar Melchior Gabel trat mit einem sehr selbstbewußten Lächeln auf den Lippen ein. Man sah ihm an, daß er verschiedene Neuigkeiten im Sack hatte und daß er stolz darauf war, den überraschenden Inhalt dieses Sackes auszuschütten.

»Na, Sie sehen ja so vergnügt in's Wetter, als ob Ihnen etwas sehr Angenehmes begegnet sei,« sagte der Bankier, nachdem er sich hingesetzt hatte. »Spielen wohl in der Lotterie – he?«

»Nein, das besorgt mein Nachbar Wacker für mich mit,« erwiderte der Barbier, während er langsam seine Messer wetzte und dabei bald die Damen, bald den kleinen Herrn so pfiffig anblickte, als ob er sie darauf aufmerksam machen wolle, daß er mehr wisse, als er sagen dürfe. »Wenn der einmal das große Loos gewinnt, wird's einen gewaltigen Halloh geben. – Ich mag's ihm gönnen,« fuhr er gleich darauf mit gedämpfter Stimme fort, »er wird ohnehin in der nächsten Zeit vielen Kummer erleben.«

»Kummer?« fragte Tante Therese neugierig, die sich für alle Nachbarn interessirte.

»Inwiefern?«

»Ah, das wissen Sie nicht?«

»Nein, nein.«

»Sie wissen nicht, daß seine Tochter – ah, Fräulein Schirmer, entschuldigen Sie, ich hatte ganz vergessen, daß Sie anwesend sind.«

»Darf ich's nicht hören?« fragte Eugenie lächelnd.

»Na, man spricht nicht gern darüber im Beisein junger Damen.«

»Na, was ist's denn?« fragte der Bankier ungeduldig.

»Hm, das Fräulein liebt den Putz und das Vergnügen und die Mutter ist eine zwar recht wackere, aber ziemlich

einfältige und eitle Frau. Man sagt, sie habe das Verhältniß begünstigt, und ich glaub's gerne, weil es ihr ähnlich sieht.«

»Welches Verhältniß?« fragte Tante Therese.

»Na, mit einem reichen jungen Herrn. Es hieß, sie sei mit ihm verlobt, aber man dürfe noch nicht davon sprechen, so lange der Vater nicht seine Einwilligung gegeben habe,«

»Ah – nun?«

»Sie hat sich etwas allzutief mit diesem Verlobten eingelassen, – und ich begreife nicht, daß die Eltern das noch nicht bemerkt haben.«

Der Bankier schüttelte den Kopf, sprechen konnte er nicht, der Barbier hatte ihn inzwischen eingeseift.

»Mich dauert das arme Mädchen,« sagte Tante Therese, »es ist wahrlich kein Kunststück, ein Mädchen aus diesem Stande zu verführen.«

»Aus diesem Stande?« erwiderte Gabel aufblickend.

»Ich versichere Sie, der Stand ist nicht so schlimm, wie er gemacht wird. Tugend und Ehre sind bei uns keine leeren Begriffe. Freilich, ein Mädchenherz zu gewinnen, ist so schwer nicht, wenn man ein schönes Gesicht und die Tasche voll Geld hat, aber dieses Fräulein ist durch ihren Hochmuth und ihre Putzsucht gefallen. Ich hatte es gut mit Hermine Wacker vor, konnte ich ihr auch kein glänzendes Dasein bieten, sie würde bei bescheidenen Ansprüchen an meiner Seite ein recht glückliches Leben gefunden haben. Aber der Bartkratzer war ihr zu gering und meine Nase gefiel ihr auch nicht; du lieber Gott,

ich würde sie natürlich besser gemacht haben, wenn ich selbst sie mir in's Gesicht gesetzt hätte, nun sie aber einmal ein solches Scheusal ist, kann ich's doch nicht ändern!«

»Natürlich nicht,« sagte Tante Therese, »übrigens gewöhnt man sich rasch an den Anblick. Wer ist denn eigentlich der Verlobte des Mädchens?«

»Das habe ich auch schon gefragt,« fuhr der Barbier fort, »aber weder Hermine, noch die Eltern wollen mit der Sprache herausrücken. Es sei ein reicher Herr, sagen sie, aber sein Name müsse einstweilen noch verschwiegen bleiben. Nun frage ich Sie, ist das eine richtige Sache?«

»Er wird wohl ein Ehrenmann sein und sie heirathen,« sagte der Bankier.

Der Barbier schüttelte den Kopf.

»Wissen Sie, ich bin von Natur ziemlich phlegmatisch,« entgegnete er, »aber in solchen Fällen steigt mir denn doch die Galle rasch in's Blut. Ich wollte wissen, wer der Schuft war, und um das zu erfahren, folgte ich gestern Abend dem jungen Mädchen, als es in der Dämmerung das Haus verließ. Sie bemerkte mich nicht, ich sah, daß sie in ein Haus ging und dachte mir, in diesem Hause müßten die geheimen Zusammenkünfte stattfinden. Na, es währte denn auch nicht lange, als ein junger Herr hineinging und dieser Herr wird schwerlich sie heirathen.«

»Sie kennen ihn?« fragte Tante Therese.

»Wir alle kennen ihn.«

»Nun?«

»Seine Schwester feiert heute Hochzeit.«

»Liebmann?« rief Eugenie überrascht.

»Er selbst,« erwiderte der Barbier mit bekräftigendem Kopfnicken.

»Liebmann!« sagte der Bankier nachdenklich. »So haben wir diesen Menschen richtig taxirt. Daß er sich dazu verstehen wird, die Tochter des Schneiders zu heirathen, ist allerdings unwahrscheinlich.«

»Das arme Mädchen!« versetzte Tante Therese.

»Na, sie mußte das voraus wissen,« erwiderte Gabel vorwurfsvoll, »so viel Erfahrung und Einsicht hat doch ein Jeder. Aber wie ich Ihnen sagte, Hochmuth und Putzsucht, von einer innigen Neigung kann doch hier wohl keine Rede sein, denn Liebmann ist ein ganz charakterloser Mensch. – Auf dieser Hochzeit könnte man überhaupt Studien machen,« fuhr er fort, während er seine Messer behutsam in die Serviette wickelte, »von außen Pracht und Glanz und drinnen Moder! Das Brautpaar geht gleichgültig aneinander vorbei, nicht die Liebe, das Gold hat diese Ehe geschlossen. Der Bruder der Braut, der dort natürlich unter den jungen Damen eine große Rolle spielen wird, ein herzloser Schuft, der Associé des Bräutigams –«

»Der alte Herr Scheerenberg?« fragte Schirmer, als der Barbier zögerte. »Was ist's mit ihm?«

»Das werden Sie doch besser wissen, wie ich.«

»Ich weiß überhaupt nicht, worauf Sie anspielen.«

»Man spricht doch an der Börse darüber.«

»Ueber Scheerenberg?«

»Na ja.«

»Ich versichere Sie –«

»Na, ich hab's von mehreren Seiten, mit dem alten Herrn soll es schlimm aussehen.«

»Inwiefern?«

»Man sagt, sein Verstand habe gelitten.«

»Davon habe ich nichts gehört,« sagte der Bankier überrascht.

»Dann wird man's wohl verheimlichen wollen, der Firma wegen,« erwiderte der Barbier. »Begreiflich ist es, der plötzliche Tod seines einzigen Sohnes muß ihn angegriffen haben, er hatte auf ihn seine Hoffnungen gebaut.«

Der alte Herr nickte gedankenvoll.

»Begreiflich wäre es,« sagte er, »aber ich kann's doch nicht gut glauben.«

Der Barbier näherte sich der Thüre.

»Trotz all' diesem Elend wird die Hochzeit mit einem Glanze gefeiert, als ob sie der Vermählung einer Fürstentochter gelte,« versetzte er, »es ist unglaublich, was da Alles gegessen und getrunken werden soll! Da werden der Frau Schenk die Augen überlaufen, – na, ich sage Ihnen, die dünkelfhafte Aufgeblasenheit dieser Frau übersteigt alle Grenzen! Der Heinrich ist das Goldsöhnchen, seitdem er sich mit der reichen Dame verlobt hat, die anderen Kinder gelten nichts mehr.«

Der Bankier schritt, nachdem der Barbier sich entfernt hatte, lange nachdenklich auf und ab.

»Von außen Glanz,« sagte er nach einer Weile, »aber wenn man einen Blick hinter die Couliissen werfen kann, sieht man ja oft das Elend und das Laster!«

»Da ist es denn doch besser, die Zukunft seines Kindes dem ehrlichen, strebsamen Handwerker anzuvertrauen, als dem reichen Wüstling und Verschwender!« erwiderte Tante Therese.

Der alte Herr warf ihr einen Blick zu, der deutlich verrieth, daß er die Absicht dieser Antwort durchschaute.

»In jedem Stande gibt's tugendhafte und lasterhafte Menschen,« entgegnete er ruhig, »man darf nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Sie sind nicht alle, wie dieser Liebmann, Gott sei Dank, aber man muß die Augen offen halten und nicht auf den äußeren Schein allein gehen. Einstweilen können wir uns freuen, daß Herr Liebmann sich hier einen Korb geholt hat.«

Er nahm nach diesen Worten seinen Hut und ging hinaus.

## FÜNFUNDREISZIGSTES KAPITEL. HINTER DEN COULISSEN.

Im Hause Liebmann's ging es in der That so hoch her, daß man hätte glauben sollen, der Bewohner dieses Hauses müsse sein Vermögen nach Millionen schätzen können. Eine ganze Orangerie war im Vorhause aufgepflanzt, die Steinplatten des Hausflurs deckten weiche Teppiche; Marmorstatuen und kostbare Vasen auf hohen Postamenten standen zwischen den Lorbeer- und Orangen-Bäumen und ein reich gallonirter Diener, der

nichts weiter zu thun hatte als die Thüre zu öffnen und die Gäste zurechtzuweisen, wandelte mit gravitatischer Miene unter dem dunklen Grün auf und ab.

Die Treppe, die hinauf zum Saale führte, war mit Blumen-Guirlanden geschmückt, Blumen lagen auf jeder Stufe, zarte, duftige Kinder des Frühlings, die gepflückt waren, um zertreten zu werden.

Oben auf dem Corridor stand ein zweiter Diener in reicher Livree und mit weißen Handschuhen, er führte die Gäste zur Garderobe und aus dieser geleitete ein dritter Diener sie in den Saal, in welchem das Fest gefeiert wurde.

Die Ausschmückung des Saales mußte jeden Eintretenden überragen.

Man konnte nicht sagen, daß sie sinnig war, im Gegentheil, man mußte sie überladen und geschmacklos nennen, aber sie erfüllte doch insofern ihren Zweck, als sie den Reichthum Liebmann's Jedem in's Auge fallen ließ.

Reiche Draperien von Sammet oder Seide in den grellsten Farben wechselten mit Kränzen und Guirlanden ab, kostbare Oelgemälde in breiten, schweren Goldrahmen schmücken die mit einer dunklen Sammettapete bekleideten Wände.

Im Hintergrunde sah man einen mit silbernen Geschirren beladenen Tisch, und da bereits auf der Tafel eine Unzahl von solchen Geschirren in allen denkbaren Formen prangte, so mußte man sich unwillkürlich fragen, wozu

jene dienen sollten, wenn sie nicht allein den Zweck hatten, den Reichthum des Parvenues zu beweisen.

Spiegel, die vom Fußboden bis hinauf zur bemalten Decke reichten, werthvolle Penduluhren, silberne Armleuchter und Pokale, kostbare Porzellanvasen und Nipp-sachen, Gruppen und Statuetten sah man überall, wohin man auch den Blick wenden mochte.

Und nun erst die Tafel selbst, an der mehr denn hundert Personen saßen!

Sie brach fast unter der Last der silbernen, krystallinen und porzellanenen Gefäße, in denen die seltensten Gerichte, die theuersten Weine und die feinsten Früchte aufgetischt waren.

Einige zwanzig Diener wanderten hinter den Stühlen umher, bald hier, bald dort einen Gast bedienend, während aus einem Nebenzimmer, welches mit seinen Bäumen und blühenden Staudengewächsen einem Garten glich, die heiteren Klänge der Musik in den Saal hineinschallten.

Und inmitten dieses Glanzes und dieser überladenen Pracht saß die Braut an der Seite ihres nunmehrigen Gatten strahlend wie eine Königin.

Das Diamanten-Diadem auf ihrem Haupte funkelte in allen Farben, es wetteiferte mit dem Blitzen des Geldes und dem matten Glanz der Perlen, die Hals und Busen schmückten.

Bertha war eine blendende Schönheit, man mußte es zugeben, aber ihre Schönheit erwärmte und bezauberte nicht, sie ließ kalt, man konnte sie nur bewundern.

Auch Heinrich war ein schöner Mann, und wenn man die Beiden beisammen sah, mußte man gestehen, daß sie in allen Stücken zueinander paßten, ihre äußere Schönheit war eine trügerische Hülle, hinter der dunkelhafter Hochmuth und Herzlosigkeit sich bargen.

Schon aus dem Arrangement der Tafel ging dieser Hochmuth deutlich hervor.

Liebmann, der reiche Fabrikant und dessen Sohn, die Freunde des ersteren, unter denen einige Commerzienräthe und Bankiers sich befanden, sowie die reichen Freundinnen der Braut saßen am oberen Ende der Tafel in der Nähe des Brautpaares, während die schlichten Eltern Heinrich's unten beim Comptoirpersonal vorlieb nehmen mußten.

Bertram Schenk erkannte die Absicht und es lag in der Natur der Sache, daß seine ohnehin nicht sehr zufriedene Stimmung dadurch nur noch mehr getrübt wurde, während die Mutter Heinrich's in dem Glücke schwelgte, an der Tafel dieses reichen Mannes sitzen zu dürfen.

Sie ließ es sich auch nicht nehmen, in die Unterhaltung am oberen Ende einzugreifen, unbekümmert darum, daß sie dadurch die Regeln des Anstandes und der Bildung verletzte, sie mußte doch zeigen, daß sie berechtigt war, eine Hauptrolle bei diesem Festes zu übernehmen. Sie bemerkte nicht einmal, daß sie durchaus nicht beachtet wurde, daß sogar mitunter ein Blick der Geringschätzung sie traf, und als Bertram Schenk es endlich für seine Pflicht hielt, seine Gattin darauf aufmerksam zu machen, erwiderte sie achselzuckend, sie wisse sehr

wohl, daß man sie beneide, indeß Neider seien besser, wie Mitleider.

Mancher Trinkspruch wurde ausgebracht, auf das Brautpaar, auf Liebmann, auf die anwesenden Damen, auf das deutsche Vaterland und so weiter, nur die Eltern Heinrich's erfreuten sich dieser Ehre nicht und dem Bräutigam fiel es nicht in den Sinn, die anwesenden Gäste auf seinen biedern, ehrenwerthen Vater aufmerksam zu machen. Der Mutter fiel dies nicht auf, sie legte keinen Werth auf eine solche Ehrenbezeugung, aber der Schenkwrith fühlte die Geringschätzung heraus, sie bewog ihn, die Tafel zu verlassen, bevor das Dessert aufgetragen wurde und heimzukehren.

Niemand nahm davon Notiz, nicht einmal Heinrich's Mutter, die ruhig sitzen blieb, mit dem Vorsatz, bei ihrer Heimkunft dem Herrn Gemahl gründlich den Kopf zu waschen.

Als die Stunde der Abreise des Brautpaares nahe gerückt war, gab Heinrich seinem alten Buchhalter einen Wink.

Die Beiden gingen hinaus und traten in ein anstoßendes Gemach.

»Wir haben bereits ziemlich ausführlich über die Leitung des Geschäfts während meiner Abwesenheit geredet,« nahm Heinrich das Wort, nachdem die Beiden Platz genommen hatten, »aber es ist da noch ein Punkt, auf den ich Sie aufmerksam machen möchte, da man ja nicht wissen kann, was möglicherweise sich ereignet. Ist Ihnen

in dem Wesen und Benehmen Scheerenberg's nichts Besonderes aufgefallen?«

Der alte Mann blickte befremdet den Fragenden an und schüttelte dann ablehnend das Haupt.

»Ich wüßte nicht, was mir aufgefallen sein sollte,« erwiderte er. »Seit wann?«

»Im Allgemeinen schon seit dem Tode seines Sohnes, im Besonderen erst in den jüngsten Wochen.«

»Er ist so schweigsam und gedrückt –«

»Haben Sie nicht etwas Wirres in seinem Blick bemerkt?«

»Nein.«

»Etwas Unheimliches?«

»Durchaus nicht.«

»Ah, dann sind Sie ein schlechter Beobachter,« sagte Heinrich unmuthig, »mir ist das sofort aufgefallen, der alte Mann hat sich ja seit jenem Tage ganz bedeutend verändert.«

Der Blick des Buchhalters ruhte mit dem Ausdruck wachsender Bestürzung auf den Zügen des jungen Mannes.

»Sie vermuthen doch nicht –«

»Lieber Herr, ich vermuthe nichts mehr, seitdem ich Gewißheit habe,« unterbrach Heinrich ihn rasch, »ich kann jetzt nur noch fürchten. Ich verlasse mich auf Ihre Verschwiegenheit; der Verstand des alten Mannes hat so sehr gelitten, daß ich ernstlich einen Ausbruch von Tobsucht befürchte.«

»Mein Gott!«

»Still, die Sache muß unter uns bleiben, ganz unter uns, verstehen Sie?«

»Aber es ist ja nicht möglich!« sagte der Buchhalter entsetzt.

»Nicht möglich?« bemerkte Heinrich achselzuckend. »Bedenken Sie den jähen, herben Verlust, – es hat Mancher über geringfügigere Dinge den Verstand verloren. Bedenken Sie, was dem plötzlichen Tode seines Sohnes vorherging, die Vorwürfe, die der alte Mann sich später darüber gemacht hat, daß der Wechsel nicht sofort eingelöst worden ist –«

»Aber er ist so vernünftig, so ruhig –«

»Natürlich, wenn Sie ihn für einen kurzen Augenblick sehen, bemerken Sie die Geistesabwesenheit nicht, so weit ist die Zerrüttung seines Verstandes noch nicht gediehen, daß ein oberflächlicher Beobachter sie sofort entdecken müßte. Aber mir, der ich häufiger mit dem alten Manne verkehre, konnte dieser traurige Zustand nicht verborgen bleiben.«

Der Buchhalter machte eine Geberde, welche noch immer starken Zweifel ausdrückte.

»Geben Sie Acht, es wird nicht lange mehr währen,« fuhr Heinrich ruhig fort, »jedenfalls ist es rathsam, bei Zeiten Vorkehrungen zu treffen. Haben Sie die Güte, den alten Herrn genau zu beobachten, aber nicht so, daß es ihm auffallen muß; sobald Sie ein Symptom bemerken, welches Anlaß zu ernsten Besorgnissen gibt, theilen Sie es mir sofort mit, ich werde in diesem Falle meine Reise abbrechen und unverzüglich zurückkehren.«

Der alte Mann nickte.

»Lange bleibe ich ohnehin nicht, das Geschäft erlaubt mir nicht, eine weite Reise zu machen. Ich werde über Paris nach London reisen und mich in beiden Städten nur einige Tage aufhalten, hauptsächlich, um dort Geschäftsverbindungen anzuknüpfen.«

»Also mehr Geschäftsreise?« warf der Buchhalter ein.

»Versteht sich, so lange man jung ist, muß man die Zeit benutzen, später findet sich zum Vergnügen immer noch Zeit genug.«

»So werden Sie binnen vierzehn Tagen wohl zurück sein.«

»Hoffentlich, ich schreibe Ihnen darüber noch näher. Also Sie halten ein scharfes Auge auf den alten Herrn gerichtet?«

»Wenn Sie es wünschen.«

»Das Interesse der Firma fordert es.«

»So werde ich natürlich Ihrem Wunsche nachkommen, lehne aber jede Verantwortlichkeit ab.«

»Ich übernehme sie,« entgegnete Heinrich kühl. »Nur Eins fordere ich vor Allem, Verschwiegenheit!«

»Sie dürfen sich auf mich verlassen.«

»Gut, nach meiner Rückkehr werde ich über die Erhöhung Ihres Gehaltes mit Ihnen reden. Sie werden ohnehin eine freiere, selbstständigere Stellung in meinem Hause erhalten, wenn der alte Herr – indeß, wir wollen hoffen, daß es nicht so weit kommt. Leben Sie wohl, ich erwarte Ihren ersten Brief in Paris.«

Der Buchhalter hatte sich erhoben, er stand im Begriffe, sich zu entfernen, als Carl Liebmann hastig mit unverkennbaren Zeichen der Aufregung eintrat.

Heinrich winkte dem alten Manne, das Zimmer zu verlassen, und richtete an seinen Schwager die Frage, was die Ursache dieser ihm auffallenden Aufregung sei.

»Du mußt mir helfen,« erwiderte Liebmann, »die Kohle liegt mir auf dem Fuß, der elende Wucherer will sein Geld haben und ich kann doch jetzt nicht meinem Vater sagen, wie die Dinge stehen.«

»Weshalb nicht?« fragte Heinrich ruhig. »Einmal muß es doch geschehen.«

»Ja, ja, das sehe ich wohl ein, aber jetzt nicht.«

»Bah – je eher, je besser!«

»Heinrich, ich begreife nicht, wie Du mir das anrathest!« erwiderte Liebmann fieberhaft erregt. »Du weißt doch selbst, daß die Rechnungen, die morgen und übermorgen einlaufen, ihn verstimmen werden, in diese Stimmung mag ich nicht hineinfallen mit meinen Geständnissen!«

»So muß der Jude prolongiren!« sagte Heinrich kühl.

»Er will nicht.«

»Ah – weshalb nicht?«

»Er meint, die Summe sei nun groß genug.«

»Wie groß ist sie?«

»Jetzt zwölftausend Thaler.«

»Dann ist sie in der That groß genug.«

»Du gibst ihm Recht?«

»Gewiß. Würdest Du an seiner Stelle vielleicht nicht Dein Geld verlangen?«

Liebmann zuckte die Achseln.

»Davon ist keine Rede,« erwiderte er, »was ich an seiner Stelle thun würde, weiß ich nicht, ich habe mich noch nie in dem angenehmen Falle befunden, eine so große Summe ausstehen zu haben.«

»Aber was Du ausstehen hattest, hast Du stets sehr rasch einzutreiben gewußt. Was willst Du nun von mir?«

»Du mußt mir helfen.«

»Zeige mir den Weg.«

»Lieber Gott, wozu die vielen Worte!« sagte Liebmann ungeduldig, »Du hast das Geld flüssig, strecke mir die Summe vor, Du weißt ja, daß Du sie zurückerhalten wirst.«

Ein ironisches Lächeln glitt über das Gesicht Heinrich's.

»Das ist sehr leicht gesagt,« erwiderte er. Eine Summe von zwölftausend Thaler hat ein Geschäftsmann niemals flüssig.«

»Aber Du hast ja von meinem Vater gestern dreißigtausend Thaler erhalten!«

»Und ich habe zu dieser Summe dasselbe aus meiner eigenen Kasse, hinzuzahlen müssen,« sagte Heinrich gemessen, »dieser ganze Betrag liegt fest in Staatspapieren, über welche nur Deine Schwester verfügen kann. Dein Vater ist ein Schlaukopf, Carl, er zieht sich nicht eher

aus, bis er zu Bett geht. Du kannst denken, daß die Zahlung von dreißigtausend Thaler, die ich dem Geschäftsfonds entziehen mußte, mich sehr stark angegriffen bat, ich könnte es nicht verantworten, wollte ich eine weitere Summe herausnehmen, die Existenz der Firma würde dadurch bedroht werden.«

»Redensarten!« spottete Liebmann gereizt, »Dir stehen so viele Wege offen –«

»Aber nicht ein einziger, auf dem ich das Geld scheffelweise finde,« fuhr Heinrich, ihn unterbrechend, fort. »Ich kann Dir nicht helfen.«

»Dann muß ich Bertha bitten –«

»Dort kommt sie, ich glaube nicht, daß Du noch Zeit findest, ihr Dein Anliegen vorzutragen, wir wollen sogleich abreisen.«

Die junge Frau stand auf der Schwelle des Zimmers, sie hatte ihr Reisekleid bereits angelegt.

»Es ist Zeit,« sagte sie kühl, sich zu ihrem Gatten wendend, »der Wagen wartet.«

»Ein Wort, Bertha!« versetzte Liebmann, und in dem Tone, in welchem er das sagte, lag so viel Angst und fieberhafte Aufregung, daß Bertha ihm unmöglich die Bitte abschlagen konnte.

»Mach's kurz,« nahm Heinrich das Wort, »Du hörst, der Wagen wartet schon und Du kannst nicht verlangen, daß wir Deinetwegen unsere Reise aufschieben sollen.«

Bertha blickte fragend bald den Gatten, bald den Bruder an, die kalte, gemessene Ruhe des Einen und die

furchtbare Erregung des Andern mußten sie in hohem Grade befremden.

»Um was handelt es sich?« fragte sie.

»Mit wenigen Worten, um eine Summe von zwölftausend Thaler, die Du ihm von Deinem Heirathsgut vorstrecken sollst,« fuhr Heinrich mit schneidender Kälte fort. »Er hat das Geld am Spieltisch verloren und fürchtet nun die Vorwürfe und den Zorn des Vaters. Morgen soll er das Geld zahlen, der Wechsel ist in den Händen eines Wucherers, der voraussichtlich mit aller Strenge gegen ihn vorgehen wird.«

»Und da soll ich das Geld dazu hergeben?« erwiderte Bertha überrascht.

»Heinrich sagte mir, Du könntest allein über Deine Mitgift verfügen,« warf Liebmann ein, auf dessen Stirne der Schweiß in großen Tropfen perlte.

»So ist es in der That.«

»Und da dieses Heirathsgut sechszigtausend Thaler beträgt –«

»So meinst Du, ich könne davon zwölftausend ohne Weiteres zum Fenster hinauswerfen?«

»Ich zahle sie Dir sammt den Zinsen von meinem Erbe zurück.«

Bertha blickte fragend ihren Gatten an.

»Das ist eine schlechte Sicherheit,« sagte Heinrich achselzuckend, »wer weiß, welche Forderungen später an dieses Erbe gemacht werden!«

Liebmann warf seinem Schwager einen zornigen Blick zu.

»Du hast doch wahrhaftig keine Ursache, mir zu mißtrauen und mich der Verzweiflung in die Arme zu schleudern,« erwiderte er, »bedenke gütigst Deine Vergangenheit –«

»Da siehst Du, welchen Dank Du ernten würdest,« wandte Heinrich sich zu seiner Gattin. »Der ersten Anleihe würden andere folgen und wenn Dein ganzes Heirathsgut durch seine Hände gewandert wäre, hättest Du statt der Rückerstattung des Geldes nur den Hohn eines Undankbaren zu erwarten.«

»Das glaube ich auch,« sagte Bertha kalt. »Zudem kann ich die Zinsen meines Heirathsgutes nicht entbehren und Du wirst sie schwerlich mir zahlen können. Ich bedaure; wende Dich an den Vater, er kann Dir ja einen Theil Deines zukünftigen Erbes vorab geben.«

»Herzlose Egoisten!« knirschte Liebmann, während er den Beiden, die das Gemach verlassen wollten, rasch in den Weg trat. »Ihr wißt selbst sehr wohl, daß der Vater diesem Verlangen nicht Folge geben wird, daß mir nichts übrig bleibt, als eine Wahl zwischen der Schande und dem Tode! Haha, Heinrich versteht es ja meisterhaft, denen, die er beseitigen will, diese Wahl aufzudrängen, Bertram Scheerenberg war der Erste, ich soll, wie es scheint, der Zweite sein.«

Ein glühender Blick des Hasses traf aus den Augen Heinrich's den jungen Mann, der, ein Bild der Verzweiflung, mit verzerren Zügen und geballten Fäusten vor ihm stand.

»Ueber diese Anklage gehe ich ruhig hinweg,« sagte er, »sie trifft mich nicht. Ich kann Dir kein Geld geben und daß Bertha es nicht thun will, verdenke ich ihr nicht. Gehe zu dem Wucherer hin, er ist mir zu Dank verpflichtet und wird mir zu Liebe warten, bis ich von der Reise zurückgekehrt bin. Sage ihm, das sei mein Wunsch, auf dessen Erfüllung ich vertraue; wenn ich wieder hier bin, wollen wir sehen, was zu machen ist, vielleicht rede ich selbst mit dem Vater. Jetzt geh', wir haben keinen Augenblick mehr zu verlieren.«

Liebmann trat beiseite, er sah ein, daß er nichts erreichen konnte.

Theilnahmlos, ohne ein Wort der Ermuthigung, kaum das Haupt zum Abschiedsgruße neigend, schritten die Beiden an ihm vorbei.

Vor der Thüre auf dem Corridor erwartete die Mutter Heinrich's das junge Ehepaar, offenbar in der Absicht, Abschied von ihm zu nehmen.

Ueber das schöne, stolze Gesicht Bertha's lagerte sich eine düstere Wolke.

»Sie wird uns eine Scene machen,« flüsterte sie ihrem Gatten zu. »Bedenkt diese Frau denn nicht, daß die Dienerschaft sich darüber lustig machen wird?«

Heinrich nickte; er schritt rasch auf seine Mutter zu, die mit freudestrahlendem Gesicht ihm entgegen kam.

»Geh' hinein,« sagte er leise, »überall gaffen die Diener, das Brautpaar muß man unbemerkt abziehen lassen.«

Verdutzt blickte die alte Frau den Beiden nach, die mit stolz erhobenem Haupte die Treppe hinunter stiegen. Sie

schüttelte den Kopf, eine solche Zurechtweisung war ihr noch nicht vorgekommen.

Aber Heinrich mußte ja wissen, was sich schickte, es war vielleicht besser, daß er sie darauf aufmerksam gemacht hatte.

Sie kehrte in den Saal zurück, und das stolze, selbstbewußte Lächeln umspielte wieder ihre Lippen, als sie neben dem alten Buchhalter Platz nahm.

#### SECHSUNDDREISZIGSTES KAPITEL. GEHEIME INSTRUCTIONEN.

Jacob Herz hatte heute seinem Schreiber erlaubt, den Nachmittag zu einem Ausfluge zu benutzen, er war sogar so freigebig gewesen, ihm einen Thaler hinzuwerfen mit dem Bemerken, er möge sich einmal einen recht vergnügten Nachmittag machen.

Bernhard Schenk hatte von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht, es kam so selten vor, daß er sich ein Vergnügen bereiten durfte, weshalb sollte er heute die Gelegenheit, nach der er so oft sich sehnte, zurückzuweisen?

Was sein Principal vorhatte, wußte er nicht, aber daß ein wichtiges Geschäft, welches dem Schreiber geheim bleiben sollte, ihn zu jener Freigebigkeit bewog, unterlag für ihn keinem Zweifel.

Er haßte diesen Mann, seitdem er so schnöde um den versprochenen Lohn in der Erbschaftsangelegenheit betrogen worden war, aber er konnte einstweilen diesen Haß noch nicht befriedigen, weil zu starke Bande ihn an den Wucherer fesselten.

Das Geld aus Rio de Janeiro war in guten Wechseln angekommen, die Quittung darüber schon an den Consul zurückgegangen, aber bis heute hatte Jacob Herz noch keine Silbe über die Belohnung seines Schreibers fallen lassen.

Bernhard Schenk war wüthend darüber, aber er konnte ihn nicht zwingen, sein damaliges Versprechen, wenn auch theilweise nur, zu erfüllen.

Er konnte eben so wenig ihm den Raub entreißen; denn er selbst war ja der Mitschuldige, das Urtheil, welches über den Wucherer gesprochen wurde, traf auch ihn.

Selbst wenn er dem rechtmäßigen Erben unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Betrug berichtete, die gerichtlichen Verhandlungen mußten seine Theilnahme an's Licht bringen und seine Verhaftung zur Folge haben.

Das Alles wußte Jacob Herz sehr wohl, und deshalb auch fiel es ihm nicht ein, die Verschwiegenheit seines Schreibers zu erkaufen, der zufrieden sein mußte, wenn der Wucherer ihm die Mittel zur Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse gab.

Während nun Bernhard Schenk an dem heiteren, sonnigen Nachmittage über den Rhein wanderte, um in Mülheim den Thaler zu verjubeln, schritt Jacob Herz nachdenklich in seinem Bureau auf und ab.

»Er hat ein rasendes Glück,« sagte er, nachdem er, seine Wanderung unterbrechend, den offenen Brief, der auf seinem Pulte lag, noch einmal gelesen hatte, »ein Glück,

welches ich nicht begreifen kann! Ah – er speculirt vortrefflich, dieser junge Herr. Laß' sehen, der alte Scheerenberg wird beseitigt, dann ist das ganze Geschäft sein alleiniges Eigenthum, das Geschäft sammt den Fonds! Ferner, dieser Carl Liebmann soll genöthigt werden, sich den Paß für das Zuchthaus auszustellen – vortrefflich, er wird moralisch und bürgerlich todtgeschlagen, der Alte aufgehetzt, ihn zu enterben – hm, hm, – der junge Mensch hat Verstand! Uebrigens mir kann's gleichgültig sein, durch ihn habe ich ein gutes Geschäft gemacht, und es ist nicht mehr als recht und billig, daß ich ihn unterstütze. Das liegt ja auch in meinem Interesse. Weigere ich mich, seinen Anordnungen Folge zu leisten, so ist mein Geld verloren, trotz Wechsel und Unterschrift.«

Der alte Mann nahm seine Wanderung wieder auf, er blieb einer Weile am Fenster stehen und blickte auf den Hofraum hinaus.

Lange ruhte sein Blick stier und nachdenklich auf dem Schutthaufen, dann und wann bewegte er die Lippen oder er zuckte die Achseln, oder er machte eine andere unwillkürliche Geberde, aus der hervorging, daß seine Seele sich sehr angelegentlich mit der Verfolgung eines Gedankens beschäftigte.

»Wenn man hinter den Schleier blicken könnte!« sagte er endlich leise. »Richtig ist die Sache nicht. Ein Schlagfluß soll ihn getödtet haben? Bah, weshalb wird es verheimlicht, daß der junge Mensch selbst sich das Leben genommen hat? Wie sagte auch noch der Gerichtsschreiber, der es aus bester Quelle wußte? Blausäure! Wie kommt

ein Mensch auf die Idee, sich mit Blausäure zu vergiften? Und woher hat er sie erhalten? Ich habe dem jungen Herrn auf den Zahn gefühlt, ich sah, daß er erschrack, als ich ihm den Namen ›Blausäure‹ in's Gesicht warf. – Wenn man dahinter kommen könnte! Na weshalb zerbreche ich mir den Kopf darüber? Mich kümmert's ja weiter nicht. – Aber es wäre wegen der brasilianischen Erbschaft gut, wenn ich's wüßte. Gesetzt, Bertram Schenk wittert Lunte und stellt Nachforschungen an, so könnte ich ihm im entscheidenden Augenblicke die Wahl stellen zwischen der Verzichtleistung auf die Erbschaft oder der Veröffentlichung jenes Geheimnisses, die seinen Sohn auf's Schafot bringen würde.«

Wieder schritt der Wucherer lange auf und ab, er dachte offenbar über die Wege nach, auf denen er dieses Ziel erreichen konnte.

Als der Abend dämmerte, bemächtigte sich seiner eine wachsende Unruhe, er warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Schwarzwälder Uhr, die an einer Ecke des Zimmers hing, und schüttelte dann jedesmal bedenklich das Haupt.

»Er wird nicht kommen,« sagte er, »Schenk hat sich verrechnet. Wahrscheinlich zieht er vor, seinem Vater gute Worte zu geben, – mir kann's recht sein, wenn ich mein Geld erhalte, bin ich's zufrieden.«

Er zündete die Lampe an und öffnete eine eiserne Schatulle, in der er seine Documente aufbewahrte.

Eine Stunde mochte verstrichen sein, während welcher Jacob Herz den Inhalt der Schatulle sorgfältig geprüft hatte, als plötzlich die Hausglocke ungestüm gezogen wurde.

Der Wucherer ging hinaus, um zu öffnen, er kehrte gleich darauf, von Carl Liebmann begleitet, zurück.

Der junge Mann trug unter dem Paletot noch den Frack und die weiße Weste, aber der Ausdruck seiner verstörten Züge und sein wirrer Blick ließen ihn eher als einen Leidtragenden, denn als einen Hochzeitsgast erscheinen.

»Ich komme noch einmal zu Ihnen,« sagte er, »trotzdem Sie heute Morgen mich so barsch abgewiesen haben. Sie müssen mir noch einmal einen Ausstand bewilligen.«

»Ich habe Ihnen die Gründe genannt, die mir das verbieten,« unterbrach der Wucherer ihn rauh, »ich meine, diese Gründe müßten Sie anerkennen!«

»Aber Sie haben doch früher nie an diese Gründe gedacht,« fuhr Liebmann mit wachsender Erregung fort, »Sie waren doch früher stets bereit, die Wechsel zu prolongiren.«

»Ja früher – aber endlich muß es doch einmal ein Ende haben,« sagte Herz barsch. »Die Summe ist nachgerade hoch genug angelaufen, auf dem Papier nützt sie mir nichts.«

In den Augen Liebmann's blitzte es auf.

»Wodurch ist sie so hoch angelaufen?« erwiderte er gereizt. »Durch Ihre Zinsrechnung. Sie beträgt jetzt schon

nach sechs Monaten zwölf tausend Thaler, und doch habe ich damals nur achttausend vierhundert Thaler erhalten.«

Der Wucherer nickte, ein höhnendes Lächeln umspielte seine Lippen.

»So ist es,« sagte er ruhig, »aber bedenken Sie auch den Risiko!«

»Welchen Risiko?«

»Du lieber Gott, ist mir denn das Geld so sicher? Sie haben einen reichen Vater, ich gebe es zu, aber wenn dieser Herr Ihre Schulden nicht tilgen will?«

»So bleibt Ihnen –«

»Natürlich das Schuldfängniß! Ich kann Sie hinein bringen und dort für meine Rechnung füttern lassen.«

»Wozu der Spott?« fuhr Liebmann auf. »Mein Vater lebt nicht ewig, wenn er die Augen geschlossen hat, können Sie auf mein Erbe Beschlag legen.«

»Sonderbar,« spottete der Wucherer, »ich habe noch keinen Schuldner Ihres Schlages gehabt, der sich nicht auf diese faule Redensart gestützt hätte. Und doch wissen die Herren sehr genau, daß sie bis zu einer gewissen höchst unbedeutenden Summe enterbt werden können, daß der Erblassende in seinem Testamente Bestimmungen treffen kann, die den Gläubigern seines hoffnungsvollen Sohnes das leere Nachsehen lassen.«

»Befürchten Sie das auch bei mir?« fragte Liebmann, dem das Blut in die Wangen schoß.

Jacob Herz zuckte die Achseln.

»Ich kenne die Menschen,« fuhr er mit kühler Gemessenheit fort, »so lange sie mich nöthig haben, beugen sie den stolzen Nacken vor mir, und wenn es sein muß, küssen sie sogar meine Schuhsohlen. Aber hinter dem Rücken wünschen sie, daß der Teufel mich lothweise holen möge und wenn sie mich um meine Forderung betrügen können, thun sie es mit boshafter Freude. Ich traue Keinem weiter, als ich ihn sehe und ich gestehe Ihnen aufrichtig, es wäre mir lieber, wenn ich das Geschäft mit Ihnen nicht gemacht hätte!«

»Das sind Voraussetzungen, die meine Ehre beleidigen,« entgegnete Liebmann, bebend vor Wuth. »Trotzdem Sie mich über den Löffel barbirt haben, werde ich meine Schuld auf Heller und Pfennig tilgen.«

»Es wird mir lieb sein.«

»Aber morgen kann ich es noch nicht.«

»Natürlich, und wenn Sie es könnten, thäten Sie es nicht. Es ist so bequem, die Erfüllung lästiger Verbindlichkeiten bis zum Tode des Vaters zu verschieben. Ich werde mein Geld schon erhalten, verlassen Sie sich darauf.«

»Wenn Sie das wissen, weshalb wollen Sie mir den Ausstand nicht bewilligen? Sie verdienen dabei wieder eine hübsche Summe.«

»Ich kann mit dem baaren Gelde mehr verdienen.«

»Fordern Sie.«

»Bah – ich ziehe vor, das Geld einzukassiren.«

»Warten Sie wenigstens so lange, bis mein Schwager zurück ist.«

»Wird er Ihnen helfen?« spottete Herz.

»Er hat es mir versprochen.«

»Bringen Sie mir seine Bürgschaft schriftlich.«

»Sie hören ja, daß er verreist ist,« sagte Liebmann ungeduldig. »Er erklärte mir, Sie seien ihm zu Dank verpflichtet und würden seinen Wunsch, mir Ausstand zu geben, gewiß erfüllen.«

»Was nützt mir der Wunsch?« erwiderte der Wucherer mürrisch. »So sehr bin ich ihm nicht verpflichtet, daß ich dieser Verpflichtung wegen zwölftausend Thaler in die Schanze schlagen müßte.«

»Wenn er diesen Wunsch ausgesprochen hat, wird er auch dafür sorgen, daß Sie durch die Erfüllung desselben nicht in Verlust kommen.«

»Das sagen Sie!«

»Herrgott, ist Ihnen denn mein Schwager nicht gut für den Betrag?«

»Wenn ich seine Bürgschaft habe, allerdings.«

Liebmann stampfte mit dem Fuß auf den Boden und warf einen Blick des glühendsten Hasses dem alten Manne zu, der eine unerschütterliche Ruhe bewahrte, aber nichts desto weniger seinem Schuldner sehr scharf beobachtete.

»Mein Schwager wird entweder nach seiner Rückkehr die Bürgschaft übernehmen, oder mit meinem Vater reden,« sagte er, »geschieht nichts von den Beiden, so bleibt Ihnen ja noch immer der Weg offen, gegen mich vorzugehen.«

Jacob Herz versank in Nachdenken, Liebmann athmete auf, er glaubte, hoffen zu dürfen.

»Wie lange wünschen Sie den Ausstand?« fragte der Wucherer nach einer Weile.

»Drei Monate.«

»Das ist sehr lange.«

»Ich fürchte, eine kürzere Frist wird mir nicht viel nützen.«

»Bleibt Ihr Schwager so lange aus?«

»Das nicht, aber er muß einen günstigen Augenblick abwarten, wenn er mit meinem Vater darüber reden will.«

»Drei Monate,« erwiderte Herz nachdenklich. »Das ist eine lange Zeit, ich könnte mit dem baaren Gelde in dieser Frist mindestens tausend Thaler verdienen.«

»Das scheint mir denn doch etwas zu hoch gegriffen,« sagte Liebmann erbittert.

»Durchaus nicht.«

»Tausend Thaler für drei Monate? Das wären ja, auf's Jahr berechnet, drei und dreißig ein drittel Prozent.«

»Ich kann mit dem baaren Gelde fünfzig verdienen,« fuhr Herz gleichmüthig fort. »Fragen Sie Ihren Vater, wie viel er an seinen Cigarren verdient, es werden wohl auch vierzig Prozent heraus kommen.«

»Sei es dam,« erwiderte der junge Mann mit gepreßter Stimme, »ich will das Opfer bringen.«

Er hatte bereits die Feder ergriffen und aus seinem Portefeuille ein Wechselformular genommen.

»Halt,« sagte der Wucherer, dessen stechender Blick mit durchdringender Kraft auf dem Antlitz Liebmann's ruhte, »verständigen wir uns zuvor über die Sicherheit, die Sie mir geben wollen.«

Liebmann blickte befremdet auf.

»Wir vernichten den alten Wechsel und ich stelle einen neuen aus,« entgegnete er, »so haben wir's ja bei jeder Prolongation gehalten.«

»Das genügt mir nicht mehr.«

»Weshalb nicht?«

»Ein Wechsel auf Ihre Firma bietet mir keine Sicherheit mehr. Ich kann nicht wissen, ob Ihr Vater nicht Wind über Ihre Lebensweise und Ihre Schulden erhalten hat, ob das Circulair, in welchem er Ihnen die Unterschrift entzieht, nicht schon in der Druckerei liegt. Was ist dann der Wechsel für mich? Ein werthloser Wisch, der mich nur berechtigt, Sie, nicht aber die Firma einzuklagen.«

Die Adern auf der Stirn des jungen Mannes waren drohend angeschwollen.

»Was wollen Sie Besseres von mir?« erwiderte er mit heiserer Stimme. »Ich kann Ihnen keine Bürgschaft beibringen.«

»Ziehen Sie den Wechsel auf ein anderes hiesiges Geschäftshaus.«

»Glauben Sie, ein anderes Geschäftshaus wird meine Schulden bezahlen?« spottete Liebmann.

»Das nicht, aber ich darf dann die Ueberzeugung hegen, daß Sie Alles aufbieten werden, um der Vorzeigung dieses Wechsels zu verhüten.«

»Aber wozu das?« rief Liebmann ungeduldig. »Das sind Nebenwege, die –«

»Die mir eine Bürgschaft bieten.«

»Worin sollte die Bürgschaft liegen?«

»In Ihrer Furcht vor dem Criminalgericht.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Na, wenn Sie ein falsches Accept –«

»Das muthen Sie mir zu?« unterbrach Liebmann den Wucherer erbost. »Ich soll einen falschen Wechsel anfertigen?«

»Ich muthe Ihnen nichts zu,« erwiderte Herz ruhig. »Ihrem freien Ermessen überlasse ich's, ob Sie meinen Vorschlag annehmen wollen oder nicht.«

Liebmann trocknete die nasse Stirne und blickte lange düster vor sich hin.

»Ich kann das nicht,« sagte er.

»Gut, so werde ich morgen den Wechsel vorzeigen und, wenn er nicht eingelöst wird, Protest erheben lassen.«

»Mein Gott, bin ich denn schon so tief gesunken, daß ich die Bahn des Verbrechens betreten muß?« rief der junge Mann verzweifelnd.

»Und das ist Ihre Schuld allein,« entgegnete der Wucherer achselzuckend. »Ich will den Wechsel auf jede beliebige Firma ausstellen, wenn Sie das wünschen, aber das falsche Accept erlassen Sie mir.«

»Eben das verlange ich.«

»Sie wollen mich also zwingen, ein Fälscher zu werden?«

»Ich will mir die Sicherheit verschaffen, daß Sie bis zum Verfalltage für Deckung sorgen werden.«

»Mein Schwager –«

»Was er thun wird, kümmert mich einstweilen noch nicht, er wird keine Bürgschaft für Sie übernehmen.«

Liebmann hatte die Feder hingelegt, das Haupt auf den Arm gestützt, sah er stier vor sich hin.

»Sie stellen den Wechsel aus, acceptiren ihn im Namen des Bezogenen und ich lasse ihn in meiner Kasse liegen bis zum Verfalltage. Lösen Sie ihn dann ein, so wird Niemand die Fälschung erfahren.«

»Und wenn ich es nicht thue?«

»Ah – sehen Sie, da haben wir's schon! Sie haben nicht den ernstesten Willen –«

»Mein Gott, wenn ich nun nicht kann!«

»Ihr Schwager will Ihnen ja helfen!«

»Ganz gut, – aber –«

»Sehen wir davon ab,« sagte Herz kalt, »sorgen Sie dafür, daß das Geld morgen bereit liegt, so ist die Geschichte geordnet. Ohne Geld oder eine sichere Bürgschaft warte ich nicht länger.«

»Sie sind ein Teufel!« knirschte Liebmann. »Wer Ihnen in die Hände fällt, der ist verloren.«

»Weshalb sind Sie hineingelaufen?« spottete Herz. »Ich habe Sie nicht gerufen.«

»Damals sagten Sie mir, wenn ich nicht zahlen könne –«

»Brechen wir ab, wir haben Worte genug verschwendet, ich werde morgen –«

»Sei es denn, ich will den Wechsel ausstellen,« unterbrach der junge Mann ihn.

»Und acceptiren?«

»Ich muß ja. Aber nur unter der Bedingung, daß Sie schweigen und den Wechsel in Ihrer Kasse liegen lassen. Also, dreizehntausend Thaler?«

»Sagen Sie fünfzehntausend.«

»He – Sie wollen –«

»Ruhig. Ich denke mir, Sie sind augenblicklich abgebrannt, schreiben Sie fünfzehntausend, so zahle ich Ihnen achtzehnhundert Thaler aus. Es wäre ja möglich, daß Sie mit diesem Gelde am grünen Tisch Glück hätten!«

Liebmann nickte, das Anerbieten war ihm sehr willkommen, er hätte nichts gewagt, den Wucherer um ein weiteres Darlehn anzusprechen.

»Auf wen soll ich den Wisch ausstellen?« fragte er.

»Nehmen Sie irgend eine Firma – warten Sie, hier habe ich die Unterschrift der Herren Otto Schirmer und Sohn, die Handschrift ist der Ihrigen ziemlich ähnlich.«

Der junge Mann füllte das Formular aus; noch einmal zögerte er, es schien fast, als ob er die Vorwürfe des Vaters dem Verbrechen vorziehen wolle, denn er machte eine Bewegung, als ob er entschlossen sei, die Feder niederzulegen und den Wechsel wieder zu vernichten. Aber diesen Entschluß, wenn er wirklich in seiner Seele erwacht war, ließ er sehr rasch wieder fallen, mit fester Hand unterzeichnete er das Accept.

Die Fälschung war geschehen, es hing jetzt nur noch von dem Wucherer ab, ob die Thore des Zuchthauses sich für den Sohn des reichen Fabrikanten öffnen sollten.

Jacob Herz prüfte den Wechsel sehr sorgfältig und überreichte darauf dem jungen Herrn einige Päckchen Banknoten, die dieser, ohne sie zu zählen, in die Tasche schob.

»Ich hoffe, Sie werden nun den Verfalltag nicht vergessen,« sagte er ernst, »Sie wissen ja, wie schwer das Gesetz die Wechselfälschung bestraft.«

»Und ich hoffe, Sie werden Ihr Wort halten und den Wechsel nicht aus den Händen geben,« erwiderte Liebmann noch immer fieberhaft erregt, »thun Sie das letztere, so erhalten Sie von Ihrer ganzen Forderung keinen rothen Pfennig.«

Er eilte hinaus, ohne das höhnende, teuflische Lächeln zu bemerken, welches bei seinen letzten Worten über das hagere Gesicht des Wucherers glitt. Er war sich sehr wohl der schweren Schuld bewußt, die er sich aufgeladen hatte, er kannte sehr genau die Folgen, welche sie haben konnte und wenn es ihm jetzt noch freigestanden hätte, den geschehenen Schritt rückgängig zu machen, so würde er es ohne Bedenken gethan haben.

Es war zu spät! Liebmann konnte dem Netze, in welchem er gefangen war, nicht mehr entringen.

Er würde das schon jetzt gewußt haben, wenn er geahnt hätte, daß Jacob Herz nach den geheimen Instructionen Heinrich Schenk's handelte.

SIEBENUNDDREISZIGSTES KAPITEL. DER KAMPF DER  
LIEBE.

Mehrere Tage waren nach der Hochzeit Heinrich's verstrichen, als Tante Therese und Eugenie die Briefe Michels und Valerie's erhielten.

Das war ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, der in die schönen herrlichen Luftschlösser vernichtend hineinfuhr.

Eugenie las den Brief Valerie's zu verschiedenen Malen, der Inhalt desselben bestürzte und erschütterte sie.

Auch Tante Therese, die sonst nicht so leicht ihre heitere Laune verlor, die stets in allen Verhältnissen sofort einen Ausweg fand, war bestürzt und rathlos.

»Das ist ein harter, schwerer Kampf,« sagte sie, »ein Kampf zwischen Liebe und Pflicht. Die Menschenpflicht gebietet Dir, zurückzutreten, »Deinen Ansprüchen zu entsagen und dadurch das Leben derjenigen zu retten, die ihm das Leben gerettet hat.«

Eugenie nickte wehmüthig, eine Thräne schimmerte in ihren großen schönen Augen.

»Kann ich denn Ansprüche und Rechte geltend machen?« erwiderte sie. »Er ist nicht an mich gebunden, er weiß ja nicht, daß und wie sehr ich ihn liebe.«

»Dennoch glaube ich nicht, daß Otto das Opfer annehmen wird,« fuhr Tante Therese fort, »er weiß von diesem Schritt nichts, er hat das Anerbieten des Fabrikanten mit fester Entschlossenheit zurückgewiesen.«

Weiter waren die Verhandlungen noch nicht gediehen, als die Magd die Nachricht brachte, Frau Schenk lasse Fräulein Therese Stern um eine kurze Unterredung bitten. Tante Therese nickte bedeutsam.

»Die weiß es auch schon,« sagte sie, und es schien, als ob diese Nachricht ihr die ganze Elasticität ihres Geistes zurückgegeben habe, »sie wird mich bestimmen wollen, Dich zur Entsagung zu bewegen, ich kenne diese würdige Dame, die vor allen Dingen den materiellen Werth im Auge hat.«

»Geh' hinüber und höre, was sie will,« erwiderte Eugenie, »ich werde inzwischen meinen Entschluß fassen.«

»Nur nicht übereilt, liebes Kind.«

»Was wäre da zu übereilen? Diese junge Dame hat gerechte Ansprüche auf seine Liebe, er kann und darf nicht undankbar sein –«

»Bah, das ist romantische Mondscheinschwärmerei,« warf Tante Therese geringschätzend ein. »Wenn Otto Dir treu bleiben will, so hast Du kein Recht, ihm deshalb zu zürnen.«

Tante Therese bekräftigte ihre letzte Ansicht durch ein sehr lebhaftes Kopfnicken und entfernte sich mit dem Versprechen, so rasch wie möglich zurückzukehren.

Frau Schenk hatte nicht allein ihrem Gatten, sondern auch ihrer Tochter befohlen, bei der Unterredung mit Fräulein Stern zugegen zu sein und sie in ihrem Vorhaben kräftig zu unterstützen.

So fand denn Tante Therese die ganze Familie versammelt, sie errieth sofort die nahe liegende Absicht, die keineswegs geeignet war, sie zur Nachgiebigkeit geneigt zu machen.

»Wir haben einen Brief aus Frankreich erhalten,« nahm Frau Schenk das Wort, nachdem Tante Therese sich auf den ihr angebotenen Stuhl niedergelassen hatte. »Sie nehmen an unserm Sohne Otto einen herzlichen Antheil, daß wir Ihnen den Inhalt dieses Briefes nicht vorenthalten dürfen.«

»Otto selbst hat Ihnen geschrieben?« fragte Tante Therese, während sie mit ihren klugen Augen die Hausfrau forschend anblickte.

»Er selbst nicht, sein Principal,« fuhr die Mutter zögernd fort, »es handelt sich um die Zukunft unseres Sohnes. Die Tochter seines Principals liebt Otto, Sie wissen ja, daß sie ihn in seiner Krankheit so aufopfernd gepflegt hat. Herr Michelet ist ein sehr reicher Mann und Valerie sein einziges Kind.«

»Ich gratulire!« sagte Tante Therese trocken.

»Soweit sind wir noch nicht,« warf Bertram Schenk ein, während er geräuschvoll eine Prise nahm. »Es ist da noch ein Haar in der Butter –«

»Welches sich aber sehr leicht entfernen läßt,« ergänzte Frau Schenk, ihrem Gatten einen unwilligen Blick zuwerfend.

»Herr Michelet ist bereit, seine Einwilligung in die Verlobung seiner Tochter mit unserm Sohne zu geben und

ihm nach der Hochzeit die Leitung des ganzen Etablissements zu übertragen, aber Otto glaubt sich gebunden. Er hat seinem Principal erklärt, er dürfe die Liebe des Fräuleins nicht erwidern, weil er bereits verlobt sei. Ich begreife nicht, weshalb er sich dieser Lüge schuldig gemacht hat.«

»Eine Lüge?« fragte Tante Therese ruhig.

»Allerdings, Sie wissen doch auch, daß zwischen Fräulein Schirmer und unserm Sohne eine Verlobung nicht stattgefunden hat?«

»Ach so! Nein.«

»Also ist es eine Lüge gewesen.«

»Eine Lüge nun wohl nicht, Mutter,« sagte Helene, »Otto liebt Fräulein Schirmer und hegt die Ueberzeugung, daß seine Liebe erwidert wird –«

»Was weißt Du davon?« fuhr Frau Schenk, über diesen Widerspruch entrüstet, auf. »Selbst, wenn dem so wäre, ein Spatz in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache! Und hier hat er die Taube in der Hand, während der Spatz auf dem Dache sitzt.«

»Ein sehr schmeichelhafter Vergleich für Fräulein Schirmer, Madame!« sagte Tante Therese ruhig. »In der That, sie mit einem Spatz auf dem Dache zu vergleichen –«

»Ich sagte das nur in Bezug auf das Vermögen.«

»Ach so!«

»Herr Michelet ist ein steinreicher Mann, ich weiß nicht, wieviele Arbeiter er beschäftigt, aber es geht in die Tausende hinein.«

»Ich denke, bei der Wahl der Lebensgefährtin handelt es sich in der Hauptsache doch nicht um die Mitgift,« wandte der Schenkwrith ein. »Ob sie einige Groschen mehr oder weniger hat –«

»Das ist Dir natürlich gleichgültig!« spottete die Mutter. »Wenn's nach Deinem Kopf gegangen wäre, hätte Heinrich Fräulein Liebmann auch nicht geheirathet –«

»Nein, wahrhaftig nicht!« platzte Bertram Schenk heraus. »Ich hasse nichts mehr, als diesen dünkelfaften Hochmuth!«

»Und wenn Du eine solche Stellung einnähmest und ein so großes Haus machen könntest, würdest Du nicht besser sein, wie alle Andern,« fuhr die Hausfrau mit beißender Ironie fort. »Schließlich freut es Dich doch recht innig, daß unser Heinrich ein so reicher, angesehener Mann geworden ist.«

Der Schenkwrith zuckte die Achseln und nahm eine Prise; was er dachte, durfte er nicht sagen.

»Und ebenso reich und angesehen wird unser Otto, wenn er sein Glück festhalten will, ich begreife nicht, daß er das nicht einsieht, Fabrikant klingt doch besser, wie Schlossergeselle –«

»Mit Deinen großen Rosinen, die Du stets im Sack gehabt hast, ist es allein auch nicht gut,« entgegnete Schenk, den der Hochmuth seiner Gattin erbitterte. »Otto ist ein vernünftiger, ehrenwerther Mensch, er wird selbst am besten wissen, weshalb er auf das ihm angebotene Glück, wie Du es nennst, verzichtet.«

»Weshalb?« fuhr Frau Schenk auf. »Herr Michelet schreibt es ja ganz ausführlich. Wegen der angeblichen Verlobung mit Fräulein Schirmer. Eine schöne Verlobung! Die Beiden haben nie ein Wort miteinander gewechselt, und wenn Otto um die Hand dieses Fräuleins werben wollte, würde Herr Schirmer dem armen Schlossergesellen mit dürren Worten die Thüre zeigen.«

»Na, was kümmert das uns!« sagte der Schenk wirth ungeduldig. »Otto muß wissen, was er zu thun hat, in dergleichen Dingen sollen die Eltern nicht eingreifen,«

»Das sage ich auch,« erwiderte Tante Therese, die noch nicht zu Wort kommen konnte, man muß in diesem Punkt den Dingen ruhig ihren Lauf lassen.«

»Wenn Otto zweifelhaft wäre, würde er doch selbst geschrieben haben,« meinte Helene.

Frau Schenk schien diese Opposition nicht erwartet zu haben.

»Wenn man das nicht einsieht, dann will man's nicht einsehen,« sagte sie, sich mehr und mehr ereifernd, während sie mit den Händen auf dem Tisch einen Parade-marsch trommelte, »ein solches Glück wird Wenigen und auch diesen nur einmal im Leben geboten! Freilich, wenn die gebratenen Tauben angeflogen klimmen, darf man den Mund nicht schließen, wer das thut, ist ein Thor und ein Narr zugleich. Fräulein Schirmer kann durchaus keine Ansprüche auf unsern Sohn machen, Fräulein Stern, das bitte ich zu berücksichtigen, sie hat nicht das

Recht, sich zwischen Otto und Fräulein Michelet zu stellen und die Beiden eines Glückes zu berauben, welches ihnen wohl nie wieder geboten wird!«

»Hei, das geht ja, wie ein Rad am Dampfwagen!« sagte der Schenkwrith, während er zu dem Parademarsch den Takt auf dem Deckel seiner Dose schlug.

»Fräulein Schirmer wird also nichts dagegen einwenden können, wenn ich sie bitte, in diesem Sinne an Fräulein Michelet zu schreiben,« fuhr die Mutter fort, ohne den Einwurf ihres Gatten zu beachten, »das wird unserm Sohne die Augen öffnen und ihn von der thörichten Idee, daß eine frühere Verlobung ihn binde, heilen.«

Ein sarkastisches Lächeln umspielte die Lippen der Tante Therese.

»Das wäre ein Vorschlag zur Güte,« spottete sie. »Fräulein Schirmer soll an Fräulein Michelet schreiben, sie kenne zwar den Menschen von Ansehn, aber Ansprüche könne sie an ihn nicht machen und weil sie das nicht könne, so verzichte sie auf alle Rechte. Natürlich soll ich das Fräulein dazu überreden, es handelt sich ja um eine glänzende Stellung für Ihren Herrn Sohn, der, Gott sei Dank, gesündere Ansichten hat, wie seine Frau Mutter! Ich danke für diesen Auftrag, bin überhaupt der Meinung, daß man in solchen Dingen sich ganz zurückhalten soll. Ehen werden im Himmel geschlossen, Madame, nicht im Familienkreise, und ich denke, Otto und Eugenie können's beide noch ruhig abwarten. Otto hat Verstand und Talent, er wird seinen Weg zu finden wissen, vor einem Manne, der sein Glück durch eine Heirath gründen muß, habe

ich keine Achtung. Und mit dem Haschen nach Reichtum und Ansehen kommt man gemeiniglich auch nicht weit; – wie gewonnen, so zerronnen!«

Der Schenk wirth lächelte und nickte und machte sogar einen Versuch, mit den kleinen runden Händen Beifall zu klatschen, nur ein strafender, zürnender Blick seiner Gattin hielt ihn ab, dieses Vorhaben auszuführen.

In den Augen der Mutter sprühte und loderte eine verzehrende Gluth, aus dem Parademarsch war ein vollständiger Trommelwirbel geworden.

»Ah – Sie denken, wenn unser Sohn einmal reich sei und dann als angesehener Fabrikant zurückkehre –«

»Davon kann vorläufig keine Rede sein,« fuhr Tante Therese, der gereizten Frau in's Wort fallend, fort, »ich habe mir Ihres Sohnes wegen noch keine Illusionen gemacht und finde auch keinen, Grund, das jetzt zu thun. Meinetwegen mag er Fräulein Michelet heirathen, ich werde ihm nichts in den Weg legen, im Gegentheil, es würde mich freuen, wenn er sein Glück dadurch begründete, aber es soll mir nicht einfallen, ihn direct oder indirect zu diesem Schritt zu zwingen.«

»Dasselbe habe ich auch gesagt,« versetzte Schenk, »wenn Otto unsern Rath hören wollte, würde er selbst geschrieben haben. Er hat dies nicht gethan, also ist er auch einig mit sich über das was er thun darf und muß.«

Frau Schenk zuckte mit einer Geberde der Geringschätzung die Achseln, aber der innere Groll prägte sich

deutlich in ihrem Blick und ihren Zügen aus; Sie erwiderte kaum den Gruß der Tante Therese, die es für rathsam hielt, sich zu entfernen; aber die Thür war hinter der letzteren noch nicht in's Schloß gefallen, als das Gewitter sich über den Schenkewirth entlud, der es gewagt hatte, den Ansichten und Behauptungen seiner Gattin so energisch entgegenzutreten.

Eugenie hatte inzwischen nach einem schweren, bittern Kampfe ihren Entschluß gefaßt.

Sie wollte zurücktreten, weil sie dadurch das Glück Otto's und ihrer Nebenbuhlerin zu begründen hoffte.

Sie wußte ja nicht, wie drüben die Dinge lagen, sie vermuthete, Otto erwidere die Liebe Valerie's, und in dem Schweigen des Geliebten fand sie eine Bestätigung dieser Vermuthung.

Otto glaubte sich vielleicht gebunden dadurch, daß er der Tante Therese Eröffnungen gemacht hatte; möglicherweise hatte er selbst Valerie und deren Vater bewogen, diesen Schritt zu thun, um Eugenie zu bewegen, freiwillig zurückzutreten.

Wie dem auch sein mochte, Eugenie sagte sich, daß sie kein Recht habe, zwischen die Beiden zu treten und in diesem Sinne beantwortete sie den Brief Valerie's.

Sie saß noch am Schreibtisch, als Tante Therese zurückkehrte.

Was drüben zwischen der Mutter Otto's und der Tante vorgefallen war, las Eugenie augenblicklich in den Zügen der letzteren; sie wußte, daß ein heftiger Wortwechsel

stattgefunden hatte, noch ehe Tante Therese Bericht erstattete.

»Und was hast Du dadurch erreicht?« fragte sie, bedenklich das Köpfchen schüttelnd, als die Tante berichtet hatte.

»Weiter nichts, als die Feindschaft dieser Frau –«

»Ich habe ihr wenigstens die Wahrheit gesagt,« unterbrach Tante Therese sie triumphirend, »mir hat's lange auf der Seele gelegen, ihr einmal zu sagen, was ich von ihrem dünkelhaften Hochmuth halte, nun ist es herunter, sie weiß jetzt, daß sie bei mir mit ihrer Prahlerei nicht mehr ankommt. Du schreibst schon an Fräulein Michélet?«

»Ja.«

»Was, wenn ich fragen darf?«

»Daß ich durchaus keine Ansprüche auf Otto geltend machen kann.«

»Ah – das darfst Du nicht. Ich weiß sehr wohl, daß Du von Otto nicht lassen kannst, weshalb –«

»Mein Entschluß steht fest,« entgegnete Eugenie ruhig, »ich will nicht zwischen die Beiden treten, Otto ist an mich nicht gebunden; wenn er in dieser Verbindung sein Glück findet, welches Recht habe ich, ihm dasselbe zu rauben? Ich leugne es nicht, daß die Entsagung mir unsagbar schwer fällt, aber ich kann nicht anders handeln, wie ich handle, und so thue ich denn, was mein Gewissen mir gebietet und vertraue auf den lieben Gott, der ja allein weiß, was uns Allen gut ist.«

Tante Therese zuckte schweigend die Achseln, es lag in dieser Geberde ein energischer Protest gegen die Ansicht Eugenie's und zugleich auch der Vorsatz, diesen Protest durch Thaten zu beweisen.

Sie ging in ihr Zimmer und schrieb ebenfalls einen Brief, – nicht an Michelet, sondern an Otto, dem sie das Vorgefallene ausführlich mittheilte.

Dieser Brief ging gleichzeitig mit der Antwort Eugenie's ab.

Wenn der letztere geeignet war, das Band zu lösen, so mußte der Inhalt des ersteren dasselbe wieder neu und dauerhafter denn zuvor befestigen.

#### ACHTUNDDREISZIGSTES KAPITEL. DIE LIEBE SIEGT!

Valerie glaubte das Spiel gewonnen zu haben, als sie den Brief Eugenie's gelesen hatte.

Auch Michelet hegte die Hoffnung, daß Otto auf diesen Brief hin das ihm angebotene Glück nicht länger zurückweisen werde.

Nikolas dagegen, den der Fabrikant in's Vertrauen gezogen hatte, äußerte starken Zweifel, er konnte nicht glauben, daß Otto sich durch diesen Brief bestimmen lassen werde, seiner Jugendliebe zu entsagen.

Noch an demselben Morgen, an welchem der Brief angekommen war, ließ Michelet den jungen Mann in sein Cabinet rufen.

Er sagte ihm, daß Valerie an Fräulein Schirmer geschrieben, habe und daß die Antwort der letzteren eingetroffen sei; er legte ihm diese Antwort vor und bat ihn,

nun einen Entschluß zu treffen, wie er ihn vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne.

Otto war darauf vorbereitet, er hatte den Brief der Tante Therese bereits erhalten.

Er las das Schreiben Eugenie's sehr aufmerksam und überreichte darauf seinem Chef den Brief, den er empfangen hatte.

»Lesen Sie das,« sagte er, »dann werden Sie die Ueberzeugung erhalten, daß Fräulein Schirmer jene Zeilen mit blutendem Herzen geschrieben hat, daß ich ein ehrloser Mensch wäre, wenn ich das Vertrauen und die Hoffnungen meiner Geliebten täuschen wollte.«

Die Stirne Michelet's umdüsterte sich mehr und mehr, ein tiefer Seelenschmerz prägte sich in seinen Zügen aus.

»So schütze Gott mein armes Kind,« seufzte er, nachdem er den Brief gelesen hatte. »So schwer es mir auch wird, ich muß Ihnen Recht geben, Sie können nicht anders handeln, wenn Sie Ehre und Gewissen rein halten wollen.«

»Sie zürnen mir nicht deshalb?« fragte Otto.

»Weshalb sollte ich Ihnen zürnen?« fuhr Michelet leise fort. »Ich an Ihrer Stelle würde ja ebenso handeln und Sie tragen keine Schuld daran, daß mein Kind Sie so leidenschaftlich liebt. Ich habe oft auf mein Glück gepocht, nun bin ich mit einem Schlage ein armer Mann geworden, das Liebste, was ich besitze, wird mir genommen.«

»Das wolle Gott verhüten!« sagte Otto tief bewegt.

»Suchen Sie nicht, mich zu trösten, ich weiß, daß mein Kind diesen herben Schicksalsschlag nicht überleben wird.«

»Aber gibt es denn keinen Weg, dem vorzubeugen?«

Michelet schüttelte verneinend das Haupt.

»Wenn wir ihr Hoffnung ließen, wenn wir durch eine unter den obwaltenden Umständen gewiß gerechtfertigte Täuschung sie hinzuhalten versuchten, bis die Zeit ihren Schmerz gemildert und sie mit dem Gedanken an den Verlust ihrer Hoffnungen vertraut gemacht hätte, wäre das nicht ein Weg, den man wenigstens versuchen könnte?«

Der Fabrikant blickte gedankenvoll vor sich hin.

»Ich habe schon daran gedacht,« erwiderte er, »aber ich fürchte, Valerie wird die Absicht durchschauen.

»Das glaube ich kaum, sie wird sich Anfangs an diese Hoffnung anklammern –«

»Sie wird Beweise verlangen, ich kenne sie. Wenn Sie Valerie damit beruhigen wollen, daß Sie ihr geloben, später zurückzukehren, so wird sie von Ihnen ein bindendes Versprechen verlangen.«

»Gut, beugen wir dieser Forderung vor.«

»Wodurch?«

»Ich gehe, ohne Abschied von ihr zu nehmen. Nach meiner Abreise übergeben Sie ihr meinen Brief, in welchem ich ihr mittheile, daß ich jetzt noch keinen Entschluß fassen könne, daß ich einstweilen nach England abgereist sei, später aber zurückkehren werde, um ihr meinen Entschluß zu nennen.«

»Werden Sie dieses Versprechen erfüllen?«

»Wenn die Umstände es fordern, ja.«

Die Beiden hatten nicht bemerkt, daß Valerie bei den letzten Worten eingetreten war. Bleich, mit bebenden Lippen, stand das Mädchen an der Thüre, die ganze Gluth der gewaltigen Leidenschaft, die sie beseelte, loderte in ihren dunkeln Augen.

»Wozu der Betrug?« sagte sie. »Ich würde mich durch ihn nicht täuschen lassen. Gehen Sie, Otto, ich will suchen, Sie zu vergessen, meines Vaters wegen.«

Bestürzt hatten die Beiden sich umgewandt.

Otto wollte sprechen; Valerie winkte ihm, zu schweigen.

»Rechtfertigen oder entschuldigen Sie sich nicht,« fuhr sie fort,« mühsam ihre Ruhe und Fassung behauptend, »ich will nichts hören. Ich will denken, es sei ein Traum gewesen und mich geduldig in den Sturz meiner schönsten Hoffnungen fügen. Leben Sie wohl, wenn wir einander nicht wiedersehen und Ihr Gewissen Ihnen einst Vorwürfe machen sollte, so denken Sie, ich habe Ihnen vergeben.«

Sie ging hinaus, ehe Michelet oder Otto Zeit fanden, sie über die Gründe aufzuklären, die den jungen Mann nöthigten, trotz dem Briefe Eugenie's, bei seinem Entschlusse zu beharren.

Michelet blickte düster vor sich hin.

»Es ist eine erzwungene Ruhe,« sagte er mit dumpfer tonloser Stimme, »Valerie will stark scheinen, um mich zu beruhigen.«

»Ich dagegen glaube, daß sie ruhig sein wird, sobald ich abgereist bin und sie einsieht, daß sie den Schicksalspruch nicht ändern kann,« erwiderte Otto. »Blicken Sie nicht so schwarz in die Zukunft, Fräulein Valerie ist ein kluges, vernünftiges Mädchen, sie wird, wenn auch langsam, das Bild aus ihrer Seele verdrängen.«

»Gott gebe, daß sie Recht behalten,« fuhr der Fabrikant fort, »ich will wenigstens das Meinige thun, sie zu zerstreuen. – Wohin gedenken Sie zu reisen?«

»Nach England.«

»Ich habe es mir gedacht, Sie können dort noch Manches lernen und wenn es auch nicht viel ist, so kann es Ihnen doch nicht schaden, wenn Sie die englischen Fabriken kennen gelernt haben. Sie werden zuerst nach London gehen und später auch die großen Etablissements in Birmingham und anderen Städten besuchen.«

»Das ist mein Plan.«

»Wird Ihr Freund Sie begleiten?«

»Ja.«

»Wie ist es mit Ihrer Kasse bestellt?«

»Ich hoffe für einige Monate auszureichen, bis dahin werde ich wohl Arbeit gefunden haben.«

Michelet öffnete seine Kasse und überreichte dem jungen Manne ein Tausend-Francis-Billet.

»Nehmen Sie das,« sagte er, »in London ist ein theures Pflaster und allzuviel werden Sie bei mir nicht erspart haben.«

»Otto zögerte.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich für einige Monate hinreichend versehen bin,« erwiderte er.

»Bah – wenn auch! Betrachten Sie's als einen Nothp-fennig, für den Fall Sie krank werden. Ich schulde Ihnen ja ohnehin für das Modell der neuen Maschine –«

»Herr Michelet, ich –«

»Weisen Sie dieses Billet zurück, so werde ich von dem Modell keinen Gebrauch machen.«

»Sei es denn,« sagte Otto, »diese Güte beschämt mich umsomehr, als ich mir sagen muß, daß –«

»Nichts mehr davon. Ich werde einige Empfehlungs-briefe schreiben, – wann wollen Sie abreisen?«

»Wenn möglich, noch heute Abend.«

»So bald schon?«

»Ich denke, es ist besser, der jungen Dame wegen. So lange sie mich noch hier sieht, wird ihre Aufregung fort-währen, da ist es besser, wenn ich mich je eher, je lieber entferne.«

»Sie mögen Recht haben. Heute Nachmittag sollen die Empfehlungen bereit liegen, ich hoffe, Sie werden drüben eine zuvorkommende Aufnahme finden.« –

Ein Blick Michelets bedeutete dem jungen Mann, daß der Fabrikant die Unterredung beendet zu sehen wün-sche, er entfernte sich und suchte seinen Freund auf, um ihn zu veranlassen, die nöthigen Vorkehrungen zur Ab-reise zu treffen.

Nikolas nickte schweigend, er hatte vorausgesehen, daß Otto bei seinem Entschlusse beharren werde und dieser Entschluß stimmte mit seinen eigenen Ansichten

zu sehr überein, als daß er dem Freunde hätte rathen können, auf die Wünsche Michelets einzugehen.

Die Vorbereitungen waren rasch getroffen, die wenigen Garderobestücke bald eingepackt.

Sie wollten am Abend das Etablissement verlassen, in Paris übernachten und am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge von dort abfahren.

Als die Stunde des Abschieds nahe rückte, traten die beiden Freunde mit schwerem Herzen in das Cabinet Michelets.

Sie schieden beide ungerne, aber es mußte sein, gegen die eiserne Nothwendigkeit konnten sie sich nicht sträuben. Michelet wechselte nur wenige Worte mit ihnen, er wollte sich und ihnen den Abschied nicht noch schwerer machen.

Otto nahm die Briefe in Empfang und schied mit warmen Worten des Dankes und der Theilnahme von dem edeln Manne, der den Charakter und das Talent des schlichten Arbeiters höher achtete, als Rang und Reichtum.

Eins mußte er ihm versprechen, daß er oft ihm schreiben und in Fällen der Noth sich vorzugsweise an ihn wenden wollte.

Sie schieden von ihm, wie von einem Freunde, während ihre Kameraden kaum ein herzliches Abschiedswort für sie hatten.

Als sie das Etablissement verließen und schweigend der Stadt zuschritten, blickten zwei feuchte Augen ihnen lange nach.

Valerie fühlte, daß der Mann alle Blüten ihres Frühlings geknickt hatte, sie wußte, daß sie fortan auf den Sonnenschein des Lebens verzichten mußte, daß es eine vergebliche Hoffnung war, an die Möglichkeit der Rückkehr des entschwundenen Lebensglücks zu denken, aber sie wollte wenigstens äußerlich stark und ruhig scheinen, um dem Vater keinen Anlaß zu Sorgen und Kummer zu geben.

Als die Beiden Paris erreicht hatten, sahen sie sich nach einer bescheidenen Herberge um, in der sie ein Obdach für die Nacht finden konnten.

Da sie am nächsten Morgen in aller Frühe die Reise antreten wollten, so zogen sie vor, in der Nähe des Bahnhofs zu übernachten und hier fanden sie bald, was sie suchten.

Sie ließen sich ein Zimmer anweisen, legten dort ihr Gepäck nieder und beschlossen, da es noch ziemlich früh war, vor ihrer Abreise die Boulevards noch einmal zu besuchen.

Die prachtvollen Schauläden mit ihren großen Fenstern, aus denen ein Lichtmeer sich über die Straße ergoß, die geputzten Damen, die eleganten Equipagen und das bunte, reichbewegte und geräuschvolle Leben fesselten ihre ganze Aufmerksamkeit so sehr, daß sie nicht bemerkten, daß schon seit einer geraumen Weile ein feingekleideter Herr ihnen folgte, der sie scharf und unverwandt beobachtete.

Sie sahen auch nicht, daß dieser Herr von Zeit zu Zeit mit einigen Herren, die ihm begegneten, leise einige Worte wechselte und dabei auf sie deutete, und daß, als jener Herr endlich in eine Seitenstraße einbog, ein Anderer die Verfolgung fortsetzte.

Sie wanderten langsam durch die Menge, bald hier, bald dort irgend einem Laden oder einer Person ihre Aufmerksamkeit widmend.

Plötzlich blieb Otto stehen, er umklammerte in fieberhafter Erregung den Arm seines Freundes und deutete auf eine offene Equipage, die langsam an ihnen vorbei fuhr.

In dieser Equipage saßen zwei Personen, ein Herr und eine Dame, beide noch jung, beide in eleganter, gewählter Toilette.

»Mein Bruder Heinrich,« sagte Otto mit lebhaften Zeichen der Ueberraschung, »wie kommt er hierher?«

»Es wird ein Irrthum sein,« erwiderte Nikolas zweifelnd, »wenn Dein Bruder wirklich hier wäre, würde er Dir doch zuvor geschrieben haben.«

»Das hätte ich auch erwartet, aber – nein, nein, er ist es, ich sehe es jetzt genau.«

Er wollte auf den Wagen zustürzen, Nikolas hielt ihn zurück.

»Ruhig,« sagte er; »diese lebhaftige Begrüßung könnte einen Auflauf hervorrufen, Du weißt ja, wie neugierig die Pariser sind. Wir wollen dem Wagen folgen und warten, wo er hält.«

Otto sah die Begründung dieses Rathes ein, die Beiden folgten in einiger Entfernung dem Wagen, der sehr langsam fuhr.

»Die junge Dame wird wohl seine Gemahlin sein,« nahm Otto nach einer Weile wieder das Wort, und es lag eine unverholene Bitterkeit in dem Tone, in welchem er das sagte.

»Meine Mutter hat mir wenigstens mitgetheilt, daß er sich verlobt habe mit der Tochter des Fabrikanten Liebmann, und wenn ich nicht irre, schrieb sie in ihrem letzten Briefe, die Hochzeit werde binnen Kurzem gefeiert werden.«

»Das ist Alles, was Du darüber weißt?« fragte Nikolas unwillig.

»Ja.«

»Dein Bruder hat Dir also keine Einladung zur Hochzeit geschickt?«

»Nein.«

»Ah, das finde ich sonderbar.«

»Ich nicht. Mein Bruder hatte immer eine starke Dosis Hochmuth, sein Streben und Trachten geht allein dahin, sich Reichthum zu erwerben, für seine Familie hat er nie ein Herz gehabt.«

Nikolas schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Ein sauberer Bruder!« sagte er.

»Jeder nach seinem Geschmack,« fuhr Otto achselzuckend fort, »wir sind nicht alle aus einem und demselben Metall gegossen.«

»Aber so viel hätte er doch thun können, daß er Dir mit wenigen Worten seine Verlobung oder Vermählung anzeigte –«

»Er hat's nicht gethan, weil er es für überflüssig hielt. Ich fürchte ein Haschen nach Ansehen und Reichthum, sein Verleugnen der Familie und der alten Freunde werden ihn noch einmal zu Fall bringen.«

»Na, dann möchte ich Dir rathen, Deinem Herrn Bruder auch nicht die Ehre Deines Besuchs zu schenken, ich hege die Ueberzeugung, daß Du Dich einer Demüthigung aussetzest.«

»Eine Demüthigung?« fragte Otto. »Mich kann nur der demüthigen, der mich eines Lasters oder eines Verbrechens zeiht, Nikolas, Geringschätzung demüthigt mich nicht.«

»Aber es wird Dich ärgern, wenn Dein Bruder so stolz auf Dich herabsieht.«

»Möglich, indeß hoffe ich, so sehr wird er mich das Uebergewicht seines Geldes nicht fühlen lassen.«

»Seine Frau –«

»Ist vielleicht nicht minder stolz, eitel und herzlos, wie er, ich gebe es zu, aber was kümmert sie mich! Ich werde von meinem Bruder hören, wie es zu Hause aussieht und dann wieder gehen, weiter will ich nichts von ihm.«

»Wenn er reich ist, könnte er Dir wohl eine Summe zur Gründung eines eigenen Etablissements vorstrecken,« meinte Nikolas nach einer Pause, »bei Deinem Talente und Deinem Fleiße ist ihm das Geld ja sicher.

Otto schüttelte den Kopf, ein höhrendes Lächeln glitt über sein biederer Gesicht.

»Ich mag nicht mit geliehenem Gelde anfangen,« sagte er, »am wenigsten aber mit dem Gelde meines Bruders, der diesen Vorschuß als ein Almosen betrachten und dennoch Wucherzinsen davon fordern würde.«

Der Wagen hielt vor einem Gasthofe ersten Ranges, das junge Ehepaar stieg aus und ging hinein.

»Teufel, die Dame ist schön,« sagte Nikolas, als der Lichtstrahl voll auf die Beiden fiel.

»Schön, aber kalt,« erwiderte Otto, »eine Marmorstatue.«

»Sie scheint in jeder Beziehung zu ihrem Gatten zu passen. Willst Du hier warten, oder in unsere Herberge zurückkehren?«

»Wenn Du nicht lange zu bleiben gedenkst.«

»Keinesfalls.«

»Dann ziehe ich vor, hier zu warten.«

»Vielleicht bin ich schon binnen wenigen Minuten zurück.«

Otto trat hinein, er wechselte mit dem Portier, der ihn vom Scheitel bis zu den Fußsohlen musterte, einige Worte, dann stieg er langsam die breite Treppe hinauf.

## NEUNUNDDREISZIGSTES KAPITEL. IM BOUDOIR!

Marie Latour saß, das Köpfchen auf die Hand gestützt, in Gedanken versunken in ihrem mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Boudoir.

Ein halb trotziges, halb wehmüthiges Lächeln umspielte ihre Lippen, und es konnte auch für den, der ihre Vergangenheit nicht kannte, keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Lächeln mit ihrem Denken in innigster Verbindung stand.

Wer aber konnte wissen, welche Bilder in diesem Augenblick an ihrer Seele vorüberzogen.

Dieses Lächeln konnte dem Hasse gelten, den sie noch immer gegen Nikolas hegte, es konnte auch der Ausdruck der Reue und des Bedauerns sein, des Bedauerns darüber, daß sie diesen Weg betreten hatte, der augenblicklich noch über lachende Gefilde führte, später aber voraussichtlich in einer trostlosen Wüste endete.

Wie Mancher würde behauptet haben, diese junge Dame müsse glücklich sein inmitten dieser Pracht und dieses Glanzes, ihrem Glücke könne nichts fehlen, da sie ja jeden ihrer Wünsche erfüllt sehe, noch ehe sie ihn ausgesprochen habe!

Und doch würde eine solche Behauptung durchaus falsch gewesen sein.

Wer hinein hätte blicken können in die Seele dieses schönen, viel beneideten, viel umschwärmten Mädchens, der würde mehr dunkle Flecken als Lichtschimmer in ihr gefunden haben, er würde zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß das reine Erdenglück nicht auf dem Golde allein ruht.

Marie erhob sich, sie trat an den Blumentisch und ließ ihren Blick sinnend auf den herrlichen Blüten und Blättern der exotischen Gewächse ruhen.

Leise fuhr ihre weiße, mit Diamanten geschmückte Hand über die Blätter hinweg, ein Seufzer entrang sich ihrem Busen.

Dann wieder blitzte es in ihren Augen aus, die wilde Gluth der Leidenschaft loderte hell empor.

Die kleinen Hände ballten sich, das krampfhafte Zucken der Lippen verrieth die gewaltige innere Erregung.

Da wurde plötzlich die Thüre rasch geöffnet, Franz Werner, der Hausmeister, trat hastig ein.

Niemand würde in dem elegant gekleideten Herrn den Schlossergesellen wieder erkannt haben, der damals in der Neujahrsnacht die Vagabunden zum Sturm auf das Etablissement Michelets verleitet hatte.

»Ich bringe eine interessante Neuigkeit,« sagte er, ehe Marie eine Frage an ihn richten konnte, »die Beiden sind in Paris.«

»Welche Beiden?« fragte Marie rasch.

»Die Deutschen.«

»Schenk und Schwarz?«

Werner nickte bejahend.

»Sie werden uns jetzt nicht mehr entrinnen,« fuhr er fort, »es kommt nur darauf an, daß wir unsern Plan fein einfädeln und dazu haben Sie die Mittel in der Hand.«

Mit blitzenden Augen stand Marie dem Hausmeister gegenüber, ihr Blick hing mit dem Ausdruck fieberhafter Spannung an seinen Lippen, »Sie wissen doch, daß die Beiden das Etablissement Michelets verlassen haben?«

Marie schüttelte verneinend das Köpfchen.

»Ah, dann fand ich noch keine Gelegenheit, es Ihnen mitzuthemen. Also müssen Sie wissen, daß der eine dieser Beiden, derselbe, den ich verwundet habe, mit der Tochter Michelets ein zartes Verhältniß angeknüpft hat, in Folge dessen ihm der Laufpaß gegeben wurde.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Marie überrascht.

»Bah – ich habe meine Spione überall, es hat uns allerdings eine kleine Summe gekostet, um über diese beiden Deutschen stets genau unterrichtet zu bleiben, aber das Geld ist nicht umsonst ausgegeben. Heute haben die Deutschen ihren Abschied erhalten.«

»Heute?«

»Ja, ich begegnete ihnen vorhin und denke mir, daß sie hier übernachten werden.«

»Und dann?«

Franz Werner zuckte die Achseln.

»Wahrscheinlich werden sie schon morgen abreisen,« erwiderte er, »hier können sie nicht mehr bleiben, Michelet wird es nicht dulden. Ich bin ihnen eine geraume Strecke gefolgt, mußte aber endlich von der Verfolgung absteigen, weil ich einen Plan entworfen hatte, dessen Ausführung Zeit erfordert. Ich gab einem geheimen Agenten den Auftrag, zu erforschen, wo sie logiren und wann sie abzureisen gedenken.«

Marie blickte gedankenvoll vor sich hin. »Mögen sie reisen,« sagte sie, »ich habe nichts mehr mit diesen Menschen zu schaffen.«

»So rasch ist Ihr Haß getilgt?« fragte Werner befremdet. »Das kann ich nicht glauben, erinnern Sie sich denn

nicht mehr, was Sie für diesen Mann geopfert haben? Lagen Sie nicht vor ihm auf den Knien, bettelten Sie nicht um seine Liebe, die er trotz all' den großen und schweren Opfer verweigerte?«

In den Augen des Mädchens flammte es auf, die Erinnerung an jene Tage hatten den Haß in ihrer Seele wieder geweckt.

Werner hatte Recht, dieser Haß war nicht erstorben, er schlummerte nur, jene Erinnerung mußte die Gluth neu anfachen.

»Ich habe einen ganz vortrefflichen Plan,« fuhr Werner nach einer Pause fort, »einen Plan, dessen Ausführung die Beiden in das Slavenjoch schmiedet und alle ihre Wünsche und Hoffnungen vernichtet. Sie werden dann nie mehr nach Deutschland zurückkehren und die blonde Braut dieses deutschen Elephanten wird darauf verzichten müssen –«

»Ah – ich errathe, was Sie beabsichtigen,« fiel Marie ihm rasch in's Wort. »Wie ich schon damals Ihnen gesagt habe, daß ich den Weg, auf welchem Sie mich zu rächen versucht haben, nicht billigen könne, so muß ich Ihnen heute wiederholen daß kein Blut mehr fließen darf. Ich will den Tod dieser Beiden nicht.«

»Wer spricht davon?« erwiderte Werner ruhig. »Ich denke nicht daran, die Hand eines Mörders zu bewaffnen.«

»Welchen andern Plan könnten Sie haben?«

»Einen bedeutend besseren. Wir lassen die Beiden in die Fremdenlegion einstecken. Das geht ganz vortrefflich. Sie wissen, daß Beide keinen deutschen Paß besitzen, der Maire in Mülhausen bat ihnen französische Pässe ausgefertigt. Diese sind ihre einzige Legitimation. Nun wohl, wenn wir den Verdacht auf sie werfen, daß sie preußische Deserteure seien, so rettet sie nichts vor dem Schicksale, in die Fremdenlegion eingesteckt und nach Algier geschleppt zu werden.«

»Das wäre in der That für mich eine befriedigende Genugthuung,« sagte Marie erregt. »Aber wird es gelingen?«

»Ich vertraue darauf. Sie müssen mit dem Polizeipräfekt reden, der ja jeden Abend uns besucht.«

Das Mädchen nickte.

»Er wird Ihnen den Gefallen gerne erzeigen. Er hat Ihnen ja auch damals einen Dienst erwiesen, als der Bankier, der sich zuerst für Sie ruinirt hatte, Ihnen so lästig fiel. Wissen Sie noch, der alte Narr drang gewaltsam hier ein, um Ihnen Vorwürfe zu machen –«

»Ganz recht, ich konnte mich vor diesem zudringlichen Bettler nicht mehr retten; ein Almosen wollte er nicht annehmen, er verlangte, ich sollte ihn entweder heirathen oder mein ganzes Vermögen ihm herausgeben.«

»Und als Sie das nicht wollten, ward er grob. Darauf schickten Sie zum Polizeipräfekt, der seitdem täglich kommen darf, und dieser Herr fand sehr rasch ein Mittel, den Unverschämten zu beseitigen und wird Ihnen auch jetzt wieder beistehen.«

»Ich zweifle nicht daran,« erwiderte Marie, »was aber soll ich ihm sagen? Ich muß ihm doch Gründe angeben, die mich nöthigen, seinen Beistand zu verlangen.«

»Sagen Sie ihm, Sie wüßten, daß die Beiden preußische Deserteure seien, Ihr Vater habe sich damals ihrer angenommen und ihnen Arbeit gegeben –«

»Wird das meinem Vater keine Unannehmlichkeiten zuziehen?« fragte Marie besorgt.

»Bewahre, es hängt ja ganz allein vom Polizeipräfekt ab, wie weit er diese Sache verfolgen will. Dann sagen Sie ihm, diese beiden Deserteure hätten schon damals in Mülhausen Sie verfolgt, nun seien sie in Paris Ihnen begegnet und Sie müßten befürchten, von denselben belästigt, vielleicht compromittirt zu werden. Das wird die Eifersucht des Präfekten erregen, er ist ohnehin ein sehr eifersüchtiger Herr.«

»Und Sie glauben, daß er dann ohne Weiteres die Beiden verhaften wird?«

»Gewiß. Es ist ja der einfachste Weg, sie zu beseitigen. Ich werde im Laufe des Abends erfahren, wo sie logiren und was sie vorhaben, Sie werden dem Präfekten die nöthigen Mittheilungen machen und ich versichere Sie, morgen oder übermorgen sind sie schon auf dem Marsche nach Marseille. Mit den Deserteuren macht Frankreich kurzen Proceß, sie sind Kanonenfutter für Algier.«

Marie wanderte in dem eleganten Gemach nachdenklich auf und ab.

»Dennoch möchte ich auf diese Rache verzichten,« sagte sie nach einer Weile. »Es ist wahr, Nikolas hat mich

schwach gesehen, er hat meine Liebe und meine Opfer verschmäh't, und das kann ich ihm nicht vergessen, aber soll ich deshalb sein ganzes Lebensglück vernichten? Und was hat der Andere mir gethan, daß ich auch ihn in's Elend stürzen soll?«

»Hat jener Mensch nicht auch Ihr Lebensglück vernichtet?« erwiderte Werner lauernd. »Hat er Mitleid mit Ihnen gehabt, als sie ihm sagten, daß ohne ihn das Leben für Sie keinen Werth mehr habe? Und hat der Andere ihn nicht darin bestärkt? Wenn Sie so wankelmüthig sind, dann bedaure ich, die schöne Zeit und das gute Geld nutzlos geopfert zu haben.«

Marie wollte den Vorwurf zurückweisen, sie fand keine Zeit dazu, ehe sie ein Wort erwidern konnte, wurde die Thüre geöffnet, Marguerite, die alte Kammerfrau und vertraute Freundin Marie's, trat hastig, mit sichtbaren Zeichen der Aufregung ein.

»Ein junger Herr wünscht mit Ihnen zu reden,« sagte sie, »er ist ein Fremder und nach seiner Kleidung zu urtheilen, nur ein Handwerker.«

»Er soll morgen wieder kommen,« erwiderte Marie ruhig.

»Ich habe ihn abgewiesen, aber er besteht darauf, daß er Sie sehen und mit Ihnen sprechen müsse –«

»Ich werde hinausgehen und ihn vor die Thüre werfen, wenn er nicht freiwillig geht,« versetzte Werner. »Wie darf ein solcher Lump wagen –«

Er brach ab, auf der Schwelle des Zimmers stand Henri Latour, der Bruder Marie's.

Sein ernster, strenger Blick ruhte prüfend auf der Gruppe, als Marie, überrascht, sich ihm nähern wollte, streckte er abwehrend die Hand aus.

»Schicke diese Leute hinaus,« sagte er in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, »ich habe mit Dir allein zu reden.«

Marie gab den Beiden einen Wink, sie wagte nicht, dem strafenden Blick des Bruders zu begegnen, mit gesenkten Wimpern erwartete sie seine Worte.

»Ist das nicht derselbe Mensch, der in der Werkstätte unseres Vaters arbeitete?« fragte Henri, während er dem Hausmeister nachblickte. »Werner, der Elsässer? Und dieses Subject ist jetzt – ah, Marie, wie sehr Recht hatte unser armer Vater, als er mir sagte, Du würdest nun so tief sinken, daß –«

»Halt ein, Henri,« rief das Mädchen erregt. »Verdamme mich nicht, ehe Du weißt –«

»Weiß ich nicht schon genug?« fuhr der junge Mann erbittert fort. »Diese Einrichtung, diese Toilette, diese elenden Subjecte, die Deine Vertrauten zu sein scheinen –«

»Meine Dienstboten, Henri!«

»Einerlei, wer solche Subjecte um sich duldet, der kann nicht besser sein, wie sie sind.«

»Werner ist mein Hausmeister –«

»Dein Hausmeister?« spottete Henri und der Ton seiner Stimme klang scharf und schneidend, »Du bist ja eine vornehme Dame geworden! Wodurch? Man sagt, Du hättest schon einen Bankier ruinirt und Viele lägen noch in Deinen Netzen, die Du ebenfalls ruiniren würdest. Das

Gerücht von Deiner Verschwendung, Deiner Lebensweise und Deinen Verirrungen ist bis zu uns nach Mülhausen gedrungen, es hat unserm armen Vater das Scheiden sehr schwer gemacht.«

Ein wilder Schrei entrang sich den bleichen Lippen des Mädchens.

»Er ist todt?« rief sie.

»Er ist todt,« erwiderte Henri dumpf, »ich bringe Dir die letzten Nachrichten von ihm. Seitdem Du die Ehre unseres Namens befleckt hast –«

»Henri!«

»Hast Du es nicht gethan? Kannst Du leugnen, daß Du unsern guten Namen geschändet und Deine eigne Ehre in den Staub getreten hast? Seit jenem Tage, an welchem Du heimlich unser Haus verließest, hat der Vater keine frohe Stunde mehr gehabt, der Gram hat ihm das Herz gebrochen. Später, als die Gerüchte zu uns drangen, als unsere Freunde und Bekannten spöttisch die Achseln zuckten, da –«

»Da wart Ihr natürlich die Ersten, die mich verurtheilten,« warf Marie gereizt ein. »Keiner von Euch dachte daran, die Ursachen, die mich zwangen, diesen Weg zu gehen, zu meiner Rechtfertigung geltend zu machen, der Stab wurde über mich gebrochen, ich hatte ja kein Recht, mich zu vertheidigen.«

Fest und durchbohrend blickte Henri die Schwester an, seine Hand umklammerte krampfhaft die Lehne eines Stuhles.

»Wie kannst Du von dem Rechte einer Vertheidigung reden?« sagte er ernst. »Für Deine Handlungen gibt's keine Entschuldigung.«

»O doch, doch! Meine Liebe zu jenem Manne verleitete mich, ihn aus dem Kerker zu befreien, ich that für ihn, was jedes andere beherzte Mädchen für den Geliebten gethan haben würde. Und als er nun trotz dem schweren und großen Opfer, welches ich ihm gebracht hatte, meine Liebe verschmähte, mußte nicht der Haß gegen ihn, gegen sein ganzes Geschlecht in meiner Seele erwachen?«

»Du hättest zurückkehren sollen –«

»Konnte ich es? Mußte ich nicht befürchten, daß man mich verhaften, daß der eigene Vater mir die Thüre zeigen werde?«

»Er hätte es nicht gethan!«

»O, er hätte es gethan, ich weiß das. Einer solchen Demüthigung mochte ich mich nicht aussetzen, mein Stolz sträubte sich dagegen.«

»Aber er sträubte sich nicht gegen die erbärmliche Rolle, die Du jetzt spielst.«

»Eine erbärmliche Rolle nennst Du es? In meinem Hause versammeln sich die reichsten und angesehensten Leute, Beamte der Republik, Offiziere, Deputirte – sie alle huldigen mir –«

»Und doch ist es eine erbärmliche Rolle,« fuhr Henri erregt fort, »ich möchte lieber eine Dienstmagd sein, als in Deinen Schuhen stecken. Sie alle huldigen Dir, so lange Du noch äußere Reize hast, aber nicht einer von ihnen achtet Dich, und wenn die Zeit Deine Schönheit zerstört

hat, so werden sie mit Spott und Hohn Dir den Rücken wenden. Vielleicht begegnen sie Dir dann einmal in ihren glänzenden Equipagen, während Du auf den Straßen die Lumpen zusammen suchst, vielleicht wirft Dir dann der Eine, oder der Andere ein Almosen zu, aus Mitleid mit Deinem Elend!«

»Du bist ungerecht, Henri,« entgegnete das Mädchen, »ich bin nicht so tief gesunken, wie Du vermuthest. Ich hasse sie Alle, die mir huldigen, ich ruinire Alle und doch können nur Wenige sich rühmen, daß sie mehr als ein freundliches Lächeln dafür erhalten haben. Ah – sie werden mich nicht in's Elend stürzen!«

Der junge Mann schüttelte das Haupt.

»Wir wollen darüber nicht streiten,« sagte er, »ich habe genug gesehen und gehört, ich weiß, was ich von Dir zu halten habe. Und der Vater wußte es auch, er konnte Dir nicht verzeihen. Er ist gestorben, ohne Dir seinen Segen zu hinterlassen.«

»Henri, ist es denn noch nicht genug?« schrie das Mädchen in wilder Verzweiflung. »Hast Du noch mehr Bitterkeit für mich, so gieße sie aus, die ganze Schale Deines Grolls nur nicht tropfenweise lass' sie mich kosten. Was ich gethan habe, das kann ich verantworten vor meinem Gewissen, und Niemand hat ein Recht, den Stab über mich zu brechen. Weshalb hast Du mir nicht geschrieben, daß der Vater krank und sein Ende nahe sei? Ich würde seine Verzeihung erhalten haben –«

»Er wollte Dich nicht sehen,« unterbrach Henri sie ernst, »Dein Anblick würde sein Ende beschleunigt haben.«

»So hast Du zwischen mir und ihm gestanden?«

»Nein, ich habe ihm nicht zugeredet, noch abgerathen, ich wußte, daß alles Zureden vergeblich gewesen wäre. Aber ich hielt es für meine Pflicht, Dich aufzusuchen, um Dir die Botschaft zu bringen und Dich zu fragen, wie Du es mit Deinem Erbtheil gehalten haben willst.«

»Ich verzichte darauf.«

»So werde ich es für spätere Zeiten Dir bei dem Maire deponiren, die Tage kommen ja doch, in denen Du nichts mehr haben wirst.«

»Nein, nein, behalte es,« erwiderte Marie rasch, »ich werde Dir noch eine Summe dazu geben, damit Du ein großes Etablissement gründen kannst. Ich will Dich unterstützen, Dir Alles geben –«

»Glaubst Du, ich würde von Dir ein Geschenk, oder eine andere Unterstützung annehmen?« fiel Henri ihr kalt in's Wort. »Seitdem mein armer Vater sich losgesagt hat von Dir, bist Du meine Schwester nicht mehr. Ich würde Dich bemitleiden, ich würde Dir eine Zuflucht anbieten, wenn eine Verirrung nur Deine Ehre befleckt hätte, aber Du hast diese Bahn betreten mit dem Bewußtsein und der Absicht, durch die Schande Dir ein genußreiches Leben zu bereiten. Du hast diese Absicht erreicht, aber zugleich auch die Bande gelöst, die Dich an Deine Familie fesselten. Das ist alles, was ich Dir zu sagen habe, ich kehre

zu dem Grabe meines Vaters zurück, auf dessen Hügel zu beten Du kein Recht hast.«

Er hatte sich bei den letzten Worten der Thüre genähert, umsonst bat Marie ihn, nicht so von ihr zu scheiden, vergeblich versuchte sie, ihn zurückzuhalten, er ging hinaus, ohne sie eines weiteren Wortes oder Blickes zu würdigen.

Der Blick des Mädchens ruhte lange stier auf der Thüre, hinter der Henri verschwunden war, die Nachricht, die er gebracht, die Worte, die er zu ihr gesprochen hatte, vermochte sie so rasch nicht zu fassen.

Sie hatte immer noch gehofft, der Vater werde ihr verzeihen, sie wollte später dem alten Mann ein sorgenfreies Alter bereiten und durch verdoppelte Liebe ihn mit der Vergangenheit aussöhnen, nun mußte sie erfahren, daß er gestorben war, ohne ein Wort der Liebe und des Segens ihr zu hinterlassen und nicht dies allein, auch der Bruder, der ihr diese Botschaft brachte, hatte kein Wort der Liebe und der Versöhnung für sie. Der Groll regte sich im Herzen, aus dem Funken loderte bald eine wilde Gluth hell empor.

Wer trug die Schuld an diesem Zerwürfniß, diesem Familienhaß, den nicht einmal der Tod tilgen konnte?

Nikolas allein, für ihn hatte sie das Alles gewagt und geopfert, wenn er dieses Opfers würdig gewesen und mit ihr zurückgekehrt wäre, so würde kein Flecken ihre Ehre getroffen haben und statt der Verachtung hätte sie Bewunderung und ein zwar bescheidenes, aber schönes

Glück geerntet. Die Erinnerung daran gab ihrem Hasse gegen diesen Mann neue Nahrung.

Er sollte büßen dafür, daß er das Opfer nicht anerkannte.

Marie zog die Glockenschnur, Franz Werner trat mit einem höhrenden Lächeln aus den Lippen ein.

»Er hat Ihnen wohl die Leviten gelesen?« fragte er spottend. »Der Herr Bruder war immer ein strenger Sittenrichter, aber er hat es trotzdem nie zu einer besonderen Stellung gebracht.«

»Nichts davon,« erwiderte Marie trotzig. »Suchen Sie zu erfahren, wo man die beiden Deutschen finden kann, wenn man sie sucht.«

»Ich habe soeben Nachricht erhalten. Mein geheimer Agent hat mir sie gebracht.«

»Sie wissen also, wo die Beiden logiren?«

»Ja.«

»Auch wie lange sie in Paris bleiben werden?«

»Auch das. Der Agent hat mit ihnen gesprochen, und die Beiden waren so offenherzig ihm ihren ganzen Plan mitzuteilen. Sie wollen morgen abreisen, morgen mit dem ersten Zuge.«

»Wann fährt er?«

»Gegen zehn Uhr.«

»Wohin wollen sie?«

»Nach London.«

»Gut, sie werden diese Reise nicht machen.«

»Ich wußte es,« sagte Werner ruhig, »diese Gelegenheit durfte man nicht unbenutzt lassen.«

Marguerite trat in diesem Augenblick ein, sie berichtete ihrer Herrin, daß schon seit einer halben Stunde mehrere Herren im Salon sie erwarteten.

»Ist der Polizeipräfekt unter ihnen?« fragte Marie.

»Nein.«

»Wenn er kommt, soll er hierher geführt werden, ich wünsche, mit ihm zu reden. Sobald er hier ist, benachrichtigen Sie mich.«

Ein Wink verabschiedete die Beiden.

Marie trat vor den Spiegel und musterte ihre Toilette. Nachdem sie hier eine Schleife, dort eine Locke geordnet hatte, ging sie, mit einem Lächeln der Heiterkeit und des Glücks auf den Lippen, in den Salon.

Niemand ahnte, welcher Sturm in der Seele dieses schönen strahlenden Mädchens tobte, welche Fülle von Haß und Rachsucht sie barg.

#### VIERZIGSTES KAPITEL. BRUDERLIEBE.

Als Otto die Thüre des Zimmers öffnete, welches der Portier ihm als die Wohnung des jungen deutschen Ehepaars bezeichnet hatte, fiel sein erster Blick auf den Bruder, der am Tische stand und einen offenen Brief in der Hand hielt.

Die junge Frau saß auf dem Sopha und blickte gelangweilt zu dem Gatten auf, der, wie es schien, aus diesem Briefe ihr vorgelesen hatte.

»Grüß' Gott, Heinrich,« sagte Otto treuherzig, indem er dem Bruder die Hand bot. »Ich hätte im Traume nicht daran gedacht, daß ich Dir hier begegnen würde.«

»Ich auch nicht,« erwiderte Heinrich kühl und offenbar unangenehm überrascht, während er seine Fingerspitzen in die harte, schwielige Hand des Arbeiters legte. »Es ist in der That ein sonderbarer Zufall –«

»Der Dir doch wohl nicht unangenehm sein wird?« fragte Otto.

»O, nein, nein, Du störst durchaus nicht,« fuhr Heinrich mit einem erzwungenen Lächeln auf den Lippen fort, »ich kann Dir bei dieser Gelegenheit ja meine Gemahlin vorstellen.«

Otto wollte auch ihr die Hand bieten, sie kam dem durch eine kalte, gemessene Verbeugung zuvor.

Otto wußte bereits, woran er war, er hegte schon jetzt die Ueberzeugung, daß er diesen Beiden keinen größeren Gefallen erzeigen könne, als den, daß er sich schleunigst wieder entfernte.

Aber gerade, weil er das wußte, gefiel es ihm, sie mit seiner Gegenwart noch länger zu belästigen, er wollte versuchen, einen recht tiefen Blick in die Seele beider zu werfen.

»Die Mutter hat mir vor einigen Wochen geschrieben, Du werdest nun bald Deine Hochzeit feiern,« nahm er nach einer Weile wieder das Wort, »aber ich wußte nicht, daß der Tag schon so nahe war.«

Heinrich mußte den Stich fühlen.

»Du hast doch meinen Brief erhalten, in welchem ich Dich einlud?« fragte er.

»Nicht eine Silbe,« erwiderte Otto, für den es keinem Zweifel unterlag, daß dies eine Lüge war.

»Dann muß der Brief verloren gegangen sein, – sonderbar!«

»In der That, – sehr sonderbar!«

»Du sagst das so ironisch, als ob Du bezweifeltest, daß ich die Einladung abgeschickt habe!«

»Durchaus nicht.«

»Und wenn es übersehen worden wäre, so könnten Sie es wohl damit entschuldigen, daß die Hochzeit im Hause meines Vaters gefeiert wurde,« sagte Bertha gemessen.

»Von der Familie meines Gemahls –«

»Ich finde das sehr begreiflich,« unterbrach Otto sie, den dieser steife gemessene Ton ärgerte. »Ich würde ja ohnehin nicht gekommen sein, weil ich noch nicht völlig hergestellt war.«

»Ach, es ist wahr, Du warst krank,« sagte Heinrich, der nicht einmal daran dachte,« seinem Bruder einen Stuhl, geschweige denn ein Glas Wein anzubieten. »Hoffentlich befindest Du Dich jetzt wieder wohl.«

»Ich danke.«

»Ich würde Dir längst einmal geschrieben haben, aber die Geschäfte nahmen meine Zeit so sehr in Anspruch, daß ich nicht daran denken konnte.«

»Hm – Du bist ja inzwischen ein reicher Mann geworden?«

»Wer hat Dir das gesagt?«

»Die Mutter schrieb es mir.«

Heinrich zuckte geringschätzend die Achseln.

»Was wissen solche Leute von Reichthum?« sagte er.  
»Wenn ich auch Wagen und Pferde halten könnte, reich bin ich darum doch nicht.«

»Aber vermögend.«

»Je nun – ja, aber die Fonds liegen fest, ich kann keinen Thaler entbehren, wenn ich mein Geschäft nicht schwächen will.«

Ein sarkastisches Lächeln glitt über das Gesicht Otto's.

»Du hast wohl noch nichts erworben?« fuhr Heinrich lauernd fort. »Damals, als Du Köln verließest, wolltest Du ja sehr bald ein reicher Mann sein.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Ich meine doch.«

»Nein, ich sagte nur, daß ich danach streben wollte, durch redliche Arbeit mir ein Vermögen zu erwerben.«

»Von fünfmalhunderttausend Thaler!« spottete Heinrich.

»Das habe ich auch nicht gesagt. Du bezeichnetest diese Summe als das Ziel Deines Strebens.«

»Bah, sie genügt mir nicht mehr.«

»Aber kann denn ein Schlosser so viel verdienen?« fragte Bertha geringschätzend

»Erlauben Sie, ich bin Maschinenbauer.«

»Also doch ein Handwerker?«

»Glauben Sie, ich schäme mich dessen?« fragte Otto ruhig. »Arbeit adelt den Mann –«

»Reichthum adelt ihn, guter Freund,« fiel Heinrich ihm in's Wort. »Wir wollen darüber nicht streiten.«

»Ich hoffe, Du berücksichtigst meine Gegenwart,« sagte Bertha mit scharfer Betonung.

»Gewiß,« fuhr Heinrich fort, »das Thema könnte Dich ja auch nicht interessiren. Du arbeitest hier in der Nähe?«

»Ich war Werkmeister in einem sehr bedeutenden Etablissement.«

»Du warst es? Weshalb –«

»Gründe, die ich nicht nennen kann, nöthigten mich zu kündigen.«

»Ah und jetzt?«

Otto errieth die Bedeutung des Blicks, der diese Frage begleitete, er las in ihm, daß sein Bruder fürchtete, auch in Köln wieder in nahe Berührung mit ihm zu kommen. Ihn ergötzte diese Besorgniß, die sich auch in den Zügen Bertha's spiegelte.

»Ich hatte einmal vor, nach Köln zurückzukehren,« erwiderte er.

»So rasch schon?«

»Ich habe genug gelernt in der Fremde.«

»Und was wollen Sie in Köln beginnen?« fragte Bertha, ihrem Gatten einen sehr bedeutungsvollen Blick zuwerfend.

Otto zuckte die Achseln.

»Rüstige Arme kann man überall gebrauchen,« sagte er.

»Aber in Köln würde man Dich sofort verhaften,« erwiderte Heinrich. »Die Barrikadengeschichte ist noch nicht niedergeschlagen.«

»Die Furcht vor der Verhaftung würde mich nicht zurückhalten.«

»Du hast damals den Schuß abgefeuert.«

»Ich kann beweisen, daß ich es nicht gethan habe.«

»Gesetzt, Du kannst es, welche Existenz findest Du in Köln? Die eines Schlossergesellen –«

»Ich dachte mir, Du und der Vater würden mir so viel vorstrecken, daß ich eine eigene Schlosserei errichten könnte.«

Heinrich schüttelte den Kopf.

»Darauf kannst Du keine Rechnung machen,« erwiderte er. »Der Vater hat kein Geld und ich darf meine Geschäftsfonds nicht angreifen.«

»So, so –«

»Wenn das nicht wäre, Du weißt ja, ich würde Dich gerne unterstützen.«

»Natürlich.«

»Du glaubst es nicht?«

»Nein,« erwiderte Otto scharf und fest, »ich glaube es nicht, ich kenne Dich besser. Deine Selbstsucht und Dein dauerhafter Hochmuth sind mir nie so klar geworden, wie heute. Du siehst in mir nicht den Bruder, sondern den armen Schlossergesellen, dessen Du Dich schämen zu müssen glaubst, Du hast kein Herz für Deine Familie und Deine Freunde, das Gold allein ist der Götze, den Du anbetest. Du darfst Dich beruhigen, ich werde nicht nach Köln reisen, ich gehe nach London. Aber auch wenn ich einst nach Köln zurückkehre, hast Du keinen Grund, zu befürchten, ich werde Dir lästig fallen! Ich werde Deine

Schwelle nicht überschreiten, denn nichts ist mir verhaßter, als dieser Hochmuth. – So, nun weißt Du, wie ich über Dich denke, nun wirst Du auch wissen, wie wir in Zukunft zu einander stehen werden. Um Deinen Reichtum beneide ich Dich nicht, wenn das Glück Dich verläßt, bist Du ärmer als ein Bettler, der sich mit dem begnügt, was er hat. Adieu!«

Bertha hatte sich erhoben, sprachlos vor Erstaunen und Entrüstung stierte das junge Ehepaar den schlichten Arbeiter an, der so verwegen war, ihnen diese Worte zu sagen.

Sie fühlten selbst, wie gerecht diese Worte waren, und gerade das erbitterte sie zumeist.

»Bah – es ist der Neid, der aus ihm spricht,« sagte Heinrich achselzuckend, als die Thüre hinter seinem Bruder in's Schloß gefallen war, »was kann es uns überhaupt kümmern, wie ein solcher Mensch über uns denkt!«

Nikolas aber schüttelte mißbilligend das Haupt, als Otto ihm den Inhalt der Unterredung berichtete.

»Ich habe es Dir vorausgesagt,« erwiderte er, »Du hättest es vermeiden sollen.«

»Weshalb das?« fragte Otto. »Mich freut es, daß ich die Last vom Herzen habe.«

»Er hätte Dir später nützen können.«

»Er?«

»Wenn Du vielleicht ihn um eine kleine Summe –«

»Brechen wir ab,« fiel Otto unmuthig dem Freunde in's Wort, »ich habe Dir schon gesagt, daß ich von ihm kein Darlehn haben möchte. Ich fühle die Kraft und den

Muth in mir, durch meiner Hände Arbeit mich empor zu schwingen und ich vertraue darauf, daß mir das ohne die Unterstützung Anderer gelingen wird.«

Nikolas schwieg, er konnte ja das Geschehene doch nicht ändern.

Als die Beiden in die Herberge zurückgekehrt waren, nahmen sie im Gastzimmer ihr bescheidenes Abendbrod ein und hier gesellte sich der geheime Agent, der Spion Werner's, zu ihnen.

Er begann ein Gespräch über alltägliche, unverfängliche Dinge und wußte sich durch seine Freundlichkeit und seine Theilnahme ihr Vertrauen so rasch zu erwerben, daß die Beiden ihm ohne Hehl ihre Absichten und Pläne entwickelten.

Als dieser Mann sie verlassen hatte, gingen sie in ihr Schlafgemach.

Sie sprachen hier noch lange über Michelet, Valerie und auch den Bruder Otto's und schliefen endlich, ermüdet von der anstrengenden Wanderung durch Paris ein.

Als Otto erwachte, graute der Morgen.

Im ersten Augenblick war es ihm, als ob ein ungewöhnliches Geräusch ihn geweckt habe, er fuhr im Bett in die Höhe, um zu lauschen.

Und in der That, dieses Geräusch wiederholte sich, es war ein sehr lautes und sehr ungestümes Pochen, und wenn Otto nicht irrte, so hörte er dazwischen auch das Aufstoßen von Gewehrkolben.

Was bedeutete das?

Otto war sich keiner Schuld bewußt und doch konnte er nicht bezweifeln, daß es französische Gensd'armen waren, welche zu dieser ungewohnten Stunde und in dieser beunruhigenden Weise Einlaß begehrten. Er weckte den Freund und machte ihn auf den Lärm aufmerksam.

»Im Namen des Gesetzes öffnet!« rief eine rauhe Stimme.

»Mein Gott, was bedeutet das?« fragte Nikolas erschreckt.

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Otto rathlos, »ich kann mir mir denken, daß es ein Irrthum ist.«

»Wird's bald?« rief die Stimme wieder. »Wollt Ihr uns zwingen, die Thüre einzustoßen?«

»So öffnet doch,« sagte der Wirth, »fliehen könnt Ihr ohnehin nicht, die Straße ist besetzt.«

Die beiden Freunde hatten sich nothdürftig angekleidet, Otto öffnete die Thüre.

Vier Gensd'armen, von einem höheren Beamten begleitet, traten ein.

»Sind Diese die beiden Deutschen, die gestern Abend hier einkehrten und ein Nachtlager verlangten?« fragte der Beamte den Wirth.

Der letztere bejahte.

»Dann haben wir die preußischen Deserteure,« fuhr der Beamte befriedigt fort. »Vorwärts; kleidet Euch an und rafft Eure Habseligkeiten zusammen.«

»Deserteure?« erwiderte Otto bestürzt. »Wir sind preußische Unterthanen und haben gute Pässe –«

»Deutsche Pässe?« fragte der Beamte scharf, während er die Beiden unverwandt beobachtete.

»Französische –«

»Ah, von dem Maire in Mülhausen?«

»Ja.«

»Wieder ein Beweis, daß es die sind, die wir suchen,« sagte der Beamte triumphirend. »Vorwärts.«

Die Freunde blickten einander mit wachsender Bestürzung an, sie begriffen sofort, daß irgend ein Feind sie denunciirt hatte, und die Besorgniß vor den Folgen dieser verläumderischen Denunciation war eine sehr gerechtfertigte.

»Ich versichere Sie, daß wir keine Deserteure sind,« sagte Otto, während er sich ankleidete. »Wenn das kein Irrthum ist, so ist es eine Verläumdung –«

»Wir sind unserer Sache sicher,« unterbrach der Beamte ihn barsch. »Weshalb haben Sie keine preußischen Legitimationspapiere? Sie sind von Saarlouis oder Luxemburg desertirt, haben in Mülhausen gearbeitet und dort sich französische Pässe zu verschaffen gewußt. Daraufhin haben Sie in dem Etablissement des Herrn Michelet Arbeit angenommen und jetzt wollen Sie nach London, weil Sie sich in Frankreich nicht mehr sicher fühlen.«

»Das Alles ist richtig, bis auf die Desertion selbst,« erwiderte Otto überrascht. »Daß Sie das wissen, beweist mir wiederum, daß ein boshafter Feind uns denunciirt hat.«

Der Beamte machte eine Geberde der Geringschätzung. »Wenn Sie protestiren wollen, können Sie es in Algier thun,« sagte er gemessen, »Sie werden sofort eingekleidet werden und abmarschiren. Wir haben weder Zeit noch Lust, die Sachlage gründlich zu untersuchen; dann hegen wir auch die Ueberzeugung, daß eine solche Untersuchung nur die Bestätigung der gegen Sie vorliegenden Beschuldigung ergeben würde.«

»Das ist eine heitere Geschichte,« wandte Otto sich zu dem Freunde, »nach Algier sollen wir geschleppt werden. Wer uns das nur angethan haben mag!«

Nikolas hatte seine Fassung vollständig verloren, er würde sofort einen Fluchtversuch unternommen haben, wenn er an die Möglichkeit des Gelingens geglaubt hätte.

»Vielleicht Dein Bruder,« sagte er verwirrt.

»Das kann ich nicht glauben,« erwiderte Otto, »für so niederträchtig halte ich ihn nicht.«

»Oder Franz Werner!«

»Das wäre eher möglich.«

»Aber wie kann dieser Vagabund solchen Einfluß haben?«

»Wer weiß, welche Kanäle ihm offen stehen! Kann er nicht geheimer Polizei-Agent geworden sein?«

»Das ist wahr.«

»Vorwärts, vorwärts!« drängte der Beamte ungeduldig.

Die beiden Freunde schnürten ihr Bündel, sie mußten der Gewalt sich fügen.

Der Beamte führte sie sofort in eine Kaserne, den Protest Otto's und dessen gerechte Forderung, sie vor den Richter zu führen, beachtete er nicht.

Ein alter Sergeant nahm sie in Empfang, auch er überging alle Proteste, Vorstellungen, Bitten und Drohungen mit Stillschweigen.

Otto drang darauf, sich an den preußischen Gesandten wenden zu dürfen, es wurde ihm nicht gestattet, er bat, man möge ihm erlauben, seinem früheren Principale Michelet einige Zeilen zu schreiben, die Erfüllung dieser Bitte wurde ihm verweigert.

Man gab ihnen ein Frühstück und sperrte sie, jeden absondert, ein, einige Stunden später wurden sie abgeholt, um eingekleidet zu werden

Schon am Mittag befanden sie sich in französischer Uniform, nur die Waffen hatte man ihnen noch nicht gegeben. Am nächsten Morgen sollten sie nebst einigen Andern nach Marseille transportirt werden, um hier zu einem Trupp zu stoßen, der seiner Einschiffung nach Algier harrete.

Im Laufe der Nachmittage wurden ihnen die Kriegartikel vorgelesen, die mehrere sehr angenehme Paragraphen über Galeerenstrafe, Zwangsarbeit und Erschießen im Falle der Desertion enthielten, darauf mußten sie den Fahneneid leisten und als sie wiederholt gegen dieses Ansinnen protestirten, wurden sie mit einer langen Liste von Strafen bekannt gemacht, die im fortgesetzten Weigerungsfalle über sie verhängt werden dürften.

So blieb ihnen denn nichts anderes übrig, als sich der Gewalt zu fügen, und als sie nun endlich gute Miene zum bösen Spiel machten, räumte man ihnen sofort einige Freiheiten ein.

Aber es blieb ihnen streng verboten, die Kaserne zu verlassen, und durch einen Brief oder einen Boten irgend Jemandem eine Nachricht über ihr Schicksal zukommen zu lassen.

Das mußte ihnen beweisen, daß ein mächtiger, einflußreicher Feind ihnen dieses Geschick bereitet hatte.

Am nächsten Morgen, als der Tag kaum graute, marschirte der Trupp unter starker Bedeckung ab.

Vor dem Abmarsch hatte die Begleitungsmannschaft ihre Gewehre geladen und der Offizier, der sie führte, ihnen mit lauter deutlicher Stimme befohlen, Jeden unverzüglich niederzuschießen, der einen Fluchtversuch mache.

#### EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL. HARTGESOTTENE SÜNDER.

Jacob Herz hatte wieder einmal ein gutes Geschäft gemacht und er stand eben im Begriff, in seiner Herzensfreude seinem Schreiber ein halbes Liqueurglas voll Rum einzuschenken, als plötzlich sehr hastig und ungestüm die Hausglocke in Bewegung gesetzt wurde.

Der Wucherer öffnete stets selbst die Thüre, er überließ das nie seinem Schreiber, weil er fürchtete, derselbe könne einmal bei einem seiner Kunden sich unliebsame Aeußerungen über ihn erlauben, gar mit demselben ein Complot gegen ihn schmieden.

So ging er denn auch jetzt hinaus, um zu sehen, wer Einlaß begehre.

Wäre ein Blitzstrahl aus heitrem Himmel plötzlich vor ihm niedergefahren, es hätte ihn nicht mehr entsetzen können, als der Anblick des Mannes, der vor der Thüre stand, es that.

Dieser Mann war der Schlossermeister Peter Braun, derselbe, den Herz als Bevollmächtigten nach Brasilien geschickt hatte.

Er glaubte ihn längst und für immer beseitigt, nun kehrte er unerwartet zurück und der Wucherer kannte den Zweck dieser Rückkehr sehr genau.

Aber die Geistesgegenwart verlor Herz so rasch nicht. Er war ja früher schon, noch ehe sein Bevollmächtigter die Reise nach Brasilien angetreten hatte, darüber mit sich vollkommen im Reinen gewesen, daß er diesen Mann um den versprochenen Lohn betrügen wollte, er hatte schon damals seine Pläne zur Ausführung dieses edlen Vorhabens entworfen, – so traf ihn also diese Begegnung keineswegs ganz unvorbereitet.

Mit der Schnelligkeit des Blitzstrahls durchzuckte seine Seele der Gedanke, daß Peter Braun als sein Mitschuldiger ihm nichts anhaben könne, er also keinen Grund habe, diesen Mann zu fürchten.

»Ah – Ihr seid wieder da?« sagte er so kalt und gleichmüthig als ob er erst am Tage vorher Abschied von ihm genommen habe. »Ich hatte Euch nicht erwartet.«

»Glaub's gerne,« erwiderte Braun kurz angebunden, während er rasch in das Schreibzimmer schritt, »es wäre

Euch natürlich lieber gewesen, wenn die schuftigen Rothhäute mir den Garaus gemacht hätten.«

Jacob Herz zuckte gelassen die Achseln.

»Ich wußte nicht, inwiefern mich das hätte interessiren können,« sagte er ruhig, »es war Eure eigne Schuld, daß Ihr diesen Leuten in die Hände fielt.«

»Ihr seid also unterrichtet?«

»Der Consul theilte mir die Geschichte mit!«

»Die Euch natürlich sehr angenehm war!«

»Ich bemerkte Euch schon –«

»Na, wir wollen das auf sich beruhen lassen,« fuhr Peter Braun fort, dessen ganze äußere Erscheinung den Eindruck eines Vagabunden machte. »Weshalb entzogt Ihr mir in Rio Janeiro die Vollmacht?«

Der Wucherer begegnete dem scharfen, stechenden Blick des Schlossers mit gemessener Ruhe.

»Weshalb?« erwiderte er gedehnt. »Ihr ließt vor Eurer Abreise einige Aeufferungen fallen, die mich bewogen, auf meiner Hut zu sein.«

»Ihr fürchtetet, ich werde Euch betrügen?«

»Hatte ich vielleicht Grund, die Möglichkeit eines Betrugens ganz und gar zu bezweifeln? Gelegenheit macht Diebe, und Eure Angelegenheiten hier hatten wahrlich nichts Verlockendes für Euch. Da hielt ich es für besser, den Consul zu beauftragen, mir direct die Summe in guten Wechseln zu senden.«

»Was hoffentlich auch geschehen ist?«

»Allerdings.«

»Und ich wurde mit fünfhundert Dollars abgespeist.«

»Genügte die Summe nicht?«

»Sie reichte eben hin, meine Rechnung im Gasthofs und die Kosten der Rückreise zu bestreiten.«

»Also genügte sie auch,« erwiderte der Wucherer kühl.

»Zu diesem Zwecke ja,« fuhr Braun fort. »Rechnen wir jetzt ab. Ihr verspracht mir damals, nach glücklicher Abwicklung des Geschäfts zehntausend Thaler zu zahlen.«

»Besitzen Sie darüber einen Schuldschein?« unterbrach Herz ihn ruhig.

Peter Braun warf dem Schreiber einen Blick zu, als ob er ihn um seinen Rath bitten wolle. Bernhard Schenk aber begnügte sich damit, die Achseln zu zucken.

»Einen Schuldschein?« erwiderte er. »Wir haben das ja mündlich abgesprochen.«

»Ah, dann könnte Jeder kommen und auf Grund einer solchen Absprache Geld von mir fordern!« spottete der Wucherer. »Ich erkenne prinzipiell nur die Schulden an, für deren Zahlung ich schriftlich mich verbürge!«

»Da haben wir den Schuft!« wandte Braun sich entzündet zu dem Schreiber. »Das also war die Hinterpforte, die er damals sich offen ließ? He – alter Sünder, am Ende seid Ihr noch gesonnen, Eure Ansprüche an mich wegen der früheren Schuld geltend zu machen?«

»Sobald Ihr etwas erworben habt,« entgegnete Herz, dessen kalte Ruhe einen scharfen Gegensatz zu der mehr und mehr wachsenden Erregung des Vagabunden bildete. »Glaubt Ihr, ich sei so leichtsinnig, das schöne Geld zu Fenster und Thüre hinaus zu werfen? Ihr schuldet mir zwölfhundert Thaler sammt den Zinsen von mehreren

Jahren, Eure Unterschrift unter dem Schuldscheine werdet Ihr nicht läugnen können.«

»So schlage doch ein Donnerwetter in diese infame Schurkerei!« rief der Schlossermeister, bebend vor Wuth. »Nachdem ich Euch die Kastanien aus dem Feuer geholt und mir dabei die Finger garstig verbrannt habe, – – zum Teufel, Herr, ich werde Euch zeigen, daß ich nicht mit mir spielen lasse! Zahlt Ihr mir die versprochene Summe nicht, dann –«

»Dann? Was dann?« spottete Herz, als Braun zögerte. »Ihr wollt am Ende mich verklagen, einen gerichtlichen Eid von mir fordern –«

»Bah – ein Meineid ist für Euch Kinderspiel! Ich müßte ein Narr sein, wollte ich diesen Weg einschlagen. Aber es gibt noch andere Wege, Mann Gottes, Ihr werdet noch auf den Knien vor mir liegen und mir mehr anbieten, als ich heut fordere.«

Ein boshaftes Lächeln glitt über das dürre, pergamentfarbene Gesicht des Wucherers.

»Das will ich ruhig abwarten, erwiderte er mit schneidendem Hohn, »ich zweifle sehr, daß Ihr diese Freude erleben werdet. Geht hin und posaunt die Geschichte aus, wir wollen sehen, wer den Kürzeren zieht. Ihr seid doch hingereist, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen, Ihr habt Euch gefälschter Papiere bedient und da wollt Ihr gegen mich auftreten? Mit solcher Sprache macht Ihr mich nicht mürbe, ich weiß sehr genau, daß Eure Freiheit Euch zu lieb ist, als daß Ihr sie der Befriedigung Eurer Rachsucht opfern möchtet. Bitten könnt Ihr, aber

ein Recht zu fordern habt Ihr nicht! Meinem Schreiber hat's nicht besser ergangen, er wollte auch seinen Antheil haben und hat doch keinen Heller erhalten. In solchen Dingen muß man vorsichtig sein, hättet Ihr damals Eure Hülfe von der Abschließung eines schriftlichen Contracts abhängig gemacht, so könntet Ihr heute gegen mich auftreten, daß Ihr es nicht thatet, ist meine Schuld nicht.«

Sprachlos vor Erstaunen und Entrüstung hatte Peter Braun diese Worte angehört und unwillkürlich trat der Wucherer einen Schritt zurück, als jetzt sein Blick auf den Vagabund fiel, der mit geballten Fäusten, blitzenden Augen und bebenden Lippen vor ihm stand. Und wenn nicht Bernhard Schenk zwischen die Beiden getreten wäre, so würde der Schlossermeister vielleicht den kleinen, dünnen Mann mit einem wuchtigen Faustschlage niedergestreckt haben.

»Ihr seid ein elender, feiger, betrügerischer Schuft!« schrie Braun, unfähig, seine Wuth zu bemeistern. »Wenn Euch einmal die gerechte Vergeltung trifft und Ihr zum Schaffot geführt werdet, will ich –«

»Ereifert Euch nicht so sehr, es schadet der Gesundheit,« unterbrach Herz ihn spottend. »Ihr werft mir Betrug vor, – was würdet Ihr gethan haben, wenn Ihr in Brasilien das Geld erhalten hättet, – he? Ah, ich kenne Euch, mit dem Raube würdet Ihr ruhig drüben geblieben sein und nicht einmal daran gedacht haben, mir meine Auslagen zu erstatten! Wir haben einander nichts vorzuwerfen, im Gegentheil, Ihr seid mir Dank schuldig dafür, daß Ihr durch mich eine gute Lehre erhalten habt.«

Peter Braun hatte, knirschend vor Wuth, mit der Mütze seinen rothbehaarten Schädel bedeckt, er machte Miene, sich auf den Wucherer zu stürzen, aber ein Blick und eine bezeichnende Bewegung des Schreibers hielten ihn zurück. Er begriff sofort, daß er an diesem Schreiber einen Verbündeten besaß, und daß derselbe ihn durch diese Geberde darauf aufmerksam machen wollte, er wisse einen bessern Weg, um den Wucherer zu züchtigen.

»Ihr wollt also meiner Forderung in keiner Weise Gehör geben?« fragte er.

»Nein,« erwiderte Herz entschlossen.

»Gut, dann erwartet die Folgen dieser niederträchtigen Handlungsweise, die Euch bitter gereuen wird.«

Mit einem lauten Knall flog hinter dem empörten Schlossermeister die Hausthüre in's Schloß, ein Zug der Befriedigung und der Verachtung zugleich breitete sich über das Gesicht des Wucherers.

»Der ist abgetrumpft,« sagte er, »die Hauptsache bleibt immer, daß man sich nicht in's Bockshorn jagen läßt.«

Der Blick des Schreibers ruhte lauernnd auf den Zügen des alten Mannes.

»Sie spielen noch immer ein sehr gewagtes Spiel!« erwiderte er.

»Bah, ich habe es längst gewonnen.«

»Wer weiß! Der Consul in Rio-Janeiro kann Verdacht geschöpft und direct an den rechtmäßigen Erben geschrieben haben.«

Der Wucherer war an's Fenster getreten, er blickte wieder hinaus auf den Schutthaufen.

»Hätte er es gethan, so wäre der Brief längst hier und die Untersuchung bereits eingeleitet,« sagte er, »nun dies nicht geschehen ist, liegt auch kein Grund zu einer Besorgniß vor.«

»Wenn das doch später geschieht?« fragte Schenk.

»So weiß ich, was ich zu thun habe.«

»Das heißt?«

»Was kümmert das Sie?« fuhr Herz auf. »Müssen Sie sich denn in Alles mengen?«

»Wenn ich das wollte, würde ich viel zu thun haben. Ich denke nicht daran, aber ich möchte doch gerne wissen, wie Sie in diesem Falle den Sturm beschwören wollten.«

»Und ich habe keine Lust, Ihnen das zu sagen,« erwiderte Herz unwirsch.

»Dann bin ich meiner Sache gewiß,« fuhr der Schreiber ruhig fort. »Sie wollen heimlich die Stadt verlassen und zwar so bald wie möglich, Ihnen graut vor den Folgen einer immerhin möglichen Entdeckung. Um denen vorzubeugen, haben Sie sich entschlossen, auszuwandern.«

Die Augen des Wucherers waren immer größer geworden, stier blickten sie den Redenden an, der seine Vermuthungen in einem Tone äußerte, welche eine über jeden Zweifel erhabene Ueberzeugung bekundete.

»Woher wissen Sie das?« fragte er.

Der Schreiber lächelte triumphirend, diese Frage lieferte ihm den vollgültigen Beweis, daß er sich nicht getäuscht hatte.

»Sie haben schon seit mehreren Monaten begonnen, Ihre Forderungen allmählich einzuziehen,« erwiderte er. »Sie leihen nicht gerne mehr Summen aus, Sie suchen im Geheimen einen Käufer für ihr Haus, – oh, ich bin nicht so dumm, wie Sie am Ende glauben. Sie wollen fort mit Ihrem Raube, an mich wird natürlich nicht gedacht.«

»Und wenn ich das wollte, könnten Sie es verhindern?« fragte Herz sarkastisch. »Wenn ich diesen Plan entworfen hätte, würde ich dabei auch an Sie gedacht haben, lassen Sie sich Ihrer Existenz wegen keine graue Haare wachsen, Sie werden nicht zu kurz kommen.«

Es schlug Mittag, der Schreiber legte die Feder hin und schloß die Bücher.

»Sie haben mir eine gute Lehre gegeben,« sagte er, während er den alten, zerrissenen Arbeitsrock auszog, »Sie haben mir gezeigt, daß man List gegen List setzen muß, ich werde diesen Wink zu benutzen wissen.«

Als der Schreiber die Straße verließ, an der das Haus seines Principals lag, sah er sich plötzlich dem Schlossermeister gegenüber.

Diese Begegnung überraschte ihn nicht, er hatte sie erwartet.

»Sie gaben mir vorhin einen Wink,« sagte Braun, »wenn ich Sie richtig verstanden habe, so –«

»So bin ich Ihr Verbündeter gegen diesen Schuft,« erwiderte Schenk ruhig, »Sie haben Recht. Kommen Sie nach Tisch auf die Schiffbrücke, ich werde einen Dritten mitbringen, der ebenfalls bei der Sache betheilig ist.

Wissen Sie, der Notariatsschreiber, der die falschen Documente angefertigt hat, Herz will auch ihm keinen Lohn zahlen.«

Peter Braun nickte.

»Ich werde mich einfinden,« sagte er, »wir müssen gemeinschaftlich handeln.«

»Das wollen wir.«

»Sie haben schon einen Plan?«

»Ja und nein. Warten wir bis nachher.«

Es war ein interessantes Kleeblatt, welches eine Stunde später über die Brücke nach Deutz wanderte. Der große hagere Schreiber mit seiner altmodischen Kleidung und dem scharf markirten, abgehärmten Gesicht, der kleine untersetzte, breitschultrige Schlossermeister mit der Galgenphysiognomie, und dem brandrothen Schädel, und der wohlgenährte, ziemlich sorgfältig gekleidete Notariatsschreiber, dessen aufgedunsenes, rothes Gesicht den Durst auf Spirituosen verrieth; sie gingen schweigend neben einander her und wer sie nicht kannte, dem mußte unwillkürlich die Vermuthung sich aufdrängen, daß es ein Gerichtsvollzieher mit seinen Gehülfen sei, der im Begriff stehe, eine Pfändung oder Verhaftung vorzunehmen.

Bernhard Schenk führte seine Begleiter in eine Bierchenke und die Drei nahmen in einem abgesonderten Zimmer Platz.

»Vorab eine Neuigkeit,« sagte Schenk. »Der Wucherer will heimlich die Stadt verlassen und auswandern.«

Ueberrascht blickten die Beiden auf.

»Man konnte das einigermaßen erwarten,« erwiderte Braun, »er muß ja die Entdeckung täglich befürchten.«

»Hat er selbst es Euch gesagt?« fragte der Notariatschreiber.

»Nein, aber ich fühlte ihm auf den Zahn. Ich sagte ihm geradezu, daß ich wisse, er hege die Absicht und aus seiner Antwort entnahm ich, daß ich mich in meinen Vermuthungen nicht täuschte.«

»So müssen wir rasch handeln,« sagte Braun. »Ich will an diesem Schuft eine Rache nehmen –«

»Still,« fiel Schenk ihm in's Wort, »mit diesen leidenschaftlichen Aufwallungen erreichen wir nichts. Wir müssen sehr vorsichtig zu Werke gehen.«

»Laßt Euren Plan hören,« sagte der Schreiber, der inzwischen sein Glas auf einen Zug geleert hatte.

»Wohl, man müßte den rechtmäßigen Erben anonym benachrichtigen und ihn auffordern, sich an einem gewissen Orte einzufinden. Hier können wir ihn bearbeiten. Wir stellen ihm unsere Bedingungen und –«

»Das ist nichts,« fiel der Notariatschreiber ihm in's Wort. »Wird die Sache ruchbar, kommt sie in die Hände des Gerichts, so müssen wir drei den Kopf auch in's Loch halten und dazu habe ich keine Lust.«

»Ich auch nicht,« brummte Braun.

»Er muß die Bedingung eingehen, die Sache nicht ruchbar machen zu wollen,« fuhr Schenk fort, »wenn er dem Wucherer droht, wird dieser mit dem Raube herausrücken.«

»Und was haben wir davon?« fragte der Schlossermeister mürrisch.

»Bertram Schenk wird uns natürlich eine namhafte Summe zahlen müssen –«

»Müssen? Wenn wir ihn an die Erfüllung dieser Bedingung erinnern, wird er uns auslachen, er hat ja dann auch gegen uns eine Waffe in der Hand.«

»So ist es,« sagte der Notariatsschreiber. »Ich habe über die Geschichte lange und oft nachgedacht und bin zu dem Schlusse gekommen, daß wir mit all' unseren Plänen nichts ausrichten werden. Wir sind eben in eine Falle hineingegangen.«

»Aus der wir uns befreien können, wenn wir nur den Muth dazu haben,« erwiderte Peter Braun ruhig. »Aber Muth und ein weites Gewissen gehören dazu und ich weiß nicht, ob Ihr –«

»Nur heraus mit der Sprache,« sagte Schenk, »was es auch sein mag, wir wollen wenigstens Euren Plan prüfen.«

Der Schlossermeister blickte sich vorsichtig um, er schien zu fürchten, daß ein unberufener Lauscher in der Nähe sein könne.

»Wenn wir dem rechtmäßigen Erben zu dem Gelde verhelfen, so gehen wir leer aus,« flüsterte er, »dadurch haben wir also nichts gewonnen. Ich meine, da sei es besser, wenn wir das ganze Vermögen unter uns theilen.«

»Wenn wir das könnten!« warf der Notariatsschreiber ein.

»Wir können es.«

»Durch Einbruch und Diebstahl?« warf Schenk ein. »Unsinn, »die Sache muß feiner angelegt werden. Habt Ihr noch nie gehört, daß ein Geizhals oder ein Wucherer sich erhenkt hat?«

»Selten.«

»Aber es ist schon vorgekommen.«

»Und Ihr glaubt, Jacob Herz –«

»Werde diesen Weg wählen, um die Menschheit von einer Pestbeule zu befreien? – Nein. Dazu ist dieser Schuft zu feige und –«

»Aber, was soll denn Eure Frage bedeuten?«

»Hm – wenn Ihr das nicht versteht, dann habt Ihr beide ein schweres Begriffsvermögen.«

Der Notariatsschreiber nickte.

»Ich verstehe es schon,« sagte er, »aber die Sache scheint mir denn doch zu gefährlich.«

»Es kommt alles darauf an, wie man's anfaßt,« erwiderte Braun ruhig. »Ihr könnt mir die Anordnungen ruhig überlassen, kein Hahn soll danach krähen. Ich gehe eines Abends hin und Ihr wartet in der Nähe, bis ich Euch nöthig habe. Am andern Morgen findet Schenk seinen Principal erhenkt, er macht Lärm, die Leiche wird abgeschnitten und beerdigt, und alle Welt glaubt, der Schuft sei seines Lebens überdrüssig gewesen.«

»Und seine Hinterlassenschaft?« fragte Schenk.

»Na, wir theilen sie unter uns.«

»Ihr vergeßt, daß das Gericht sofort die Siegel anlegen lassen wird.«

»Ganz gut, wenn ein Testament sich vorfindet, in welchem der Verstorbene Euch zum Universalerben einsetzt, muß das Gericht Euch die Hinterlassenschaft überantworten.«

»Ein Testament?«

»Na, ich denke, Ihr kennt die Handschrift Eures Principals so genau, daß es Euch nicht schwer fallen kann, ein solches Testament anzufertigen.«

Bernhard Schenk schüttelte mit bedenklicher Miene das Haupt.

»Diesem Plane kann ich jetzt noch nicht beistimmen,« sagte er, »ich muß mir das zuvor überlegen.«

»Ihr werdet so lange überlegen, bis wir Alle im Zuchthause sitzen,« spottete Braun. »Wir müssen rasch handeln.«

»Sehr rasch,« fügte der Schreiber hinzu. »Wenn wir unsere Vorkehrungen so treffen, daß wir den Rücken gedeckt haben, kann Niemand uns etwas anhaben und was die Sache selbst betrifft, so wird es mir keine Gewissensbisse verursachen, diesen Schurken in's Jenseits befördert zu haben.«

Bernhard Schenk hatte sich erhoben.

»Laßt mir Zeit,« erwiderte er, »daß etwas geschehen muß, sehe ich ein, aber den Mord möchte ich verhindern.«

»Wir werden durch ihn reiche Leute,« warf Braun ein.

»Ja, ja – aber –«

»Bah – was liegt an dem Leben dieses Schurken?«

»Ich muß gehen, heute Abend wollen wir weiter darüber reden. Unternehmt nichts ohne mich, wenn ich einsehe, daß kein anderer Weg offen ist, werde ich mich nicht länger sträuben.«

Bernhard Schenk eilte hinaus, er wußte, daß sein Principal ihn mit Vorwürfen empfangen würde.

Punkt zwei Uhr mußte er wieder am Pulte sitzen, und jetzt hatte es schon drei geschlagen.

Aber Jacob Herz empfing seinen Schreiber mit stoischer Ruhe, er ließ sich durch den Eintritt desselben in seiner Arbeit nicht stören.

Erst nachdem er diese Arbeit beendet und die Feder niedergelegt hatte, ließ er die Bemerkung fallen, Bernhard Schenk hege wohl die Absicht, daß er jetzt die Rolle eines Freiherrn spielen.

»Inwiefern?« fragte Schenk, dem der beißende Ton das Blut in die Wangen trieb. »Welche Gründe –«

»Ereifern Sie sich nicht, mein Bester,« schnitt der Wucherer ihm das Wort ab, »wenn ich auch nicht hinter die Coulissen sehen kann, weiß ich doch, was dort vorgeht. Sie hatten wohl eine sehr interessante Unterredung mit dem ehemaligen Schlosser – he?«

Schenk blickte betroffen den alten Mann an.

Woher konnte dieser schon die Zusammenkunft in Deutz erfahren haben?

»Sie wollen doch nicht leugnen, daß Sie mit Braun sich über mich unterhalten haben?« fuhr Herz fort, dessen

Blick durchdringend auf dem Gesicht des Schreibers ruhte. »Sie hätten wenigstens so klug sein sollen, die Comptoirstunde pünktlich einzuhalten –«

»Ah, das ist der Grund, auf den Ihre Vermuthung sich stützt?« fragte Schenk. »Ich fiel nach Tisch in Schlaf, als ich erwachte –«

»War es natürlich drei Uhr,« spottete der Wucherer. »Sie haben wohl auch geträumt, Bier getrunken zu haben – he? Den Wirthshausduft können Sie nicht verleugnen, er verräth Sie. Glauben Sie, ich habe den Wink nicht bemerkt, den Sie heute Morgen dem Vagabund gaben?«

»Sie sind mißtrauisch und das Mißtrauen –«

»Was ich mit meinen eigenen Augen sehe, lasse ich mir nicht abstreiten, mein Bester. Sie spielen überhaupt eine Rolle, die ich nicht länger billigen kann, ich wäre ein Narr, wollte ich Spione und Verräther um mich dulden.«

»Spione und Verräther?« fuhr Schenk auf. »Was berechtigt Sie, in dieser Weise –«

»Ihr Auffahren beweist mir am Besten, daß ich dazu berechtigt bin. Ich will Sie nicht sofort vor die Thüre setzen, obschon ich das Recht dazu habe, sehen Sie sich nach einer andern Stelle um, wir sind mit Ende dieses Monats geschiedene Leute.«

Bernhard Schenk errieth, daß sein Principal dies schon längst beabsichtigt und nur auf eine Gelegenheit gewartet hatte, die ihm erlaubte, sich von dem Mitschuldigen seiner Verbrechen zu trennen.

Diesen Vorwand hatte er heute gefunden, er benutzte ihn unverzüglich.

Der Schreiber wußte auch, daß weder Bitten noch Vorstellungen den alten Mann bewegen würden, die Kündigung zurück zu nehmen.

Sein Groll gegen den Wucherer stieg durch diese Handlungsweise auf's Höchste, ein glühender Haß und zugleich der Wunsch, Rache zu nehmen, erfüllten seine Seele.

Und das Mittel, diesen Haß zu befriedigen, hatte Braun ihm ja gezeigt, die letzten Bedenken waren jetzt geschwunden.

»Gut,« sagte er, indem er das Buch geräuschvoll zuschlug, »wenn wir schon so weit gekommen sind, dann ist es besser, wir machen ein rasches Ende. Zahlen Sie, was Sie mir noch schulden, so sind wir schon jetzt geschieden. Es hat mir schon lange widerstrebt, einem solchen Schuft dienstbar sein zu müssen, ich schüttele das Joch mit Vergnügen ab.«

»Um auf der Straße Hungers zu sterben,« höhnte der Wucherer. »Wie Sie wollen, – ich kann allein fertig werden, mein Schaden ist es nicht, wenn Sie sich sofort verfügen. Wie viel haben Sie noch zu fordern?«

»Das müssen Sie wissen,« sagte Schenk trotzig. »Ich überlasse es Ihnen, ob Sie Ihre Versprechungen –«

»Meine Ansicht darüber kennen Sie, ich habe sie noch nicht geändert. Sie haben noch drei Thaler und zehn Groschen zu fordern, hier sind sie und nun machen Sie, daß Sie hinaus kommen.«

Bernhard Schenk steckte das Geld ein.

»Das ist der Lohn für treue Dienste,« erwiderte er, – »bah, ich war ein Narr, wenn ich glaubte, von Ihnen Dank erwarten zu müssen.«

»Das waren Sie in der That.«

»Aber nach dieser Zeit wird eine andere kommen –«

»Das glaube ich auch.«

»Und dann werden Sie bereuen –«

»Möglich, daß ich dann bereue, Ihnen nicht schon früher den Laufpaß gegeben zu haben. Ich wußte nicht, was ich anders zu bereuen hätte.«

Der Schreiber hatte während diesem Zwiegespräch seinen Arbeitsrock eingepackt und die Mütze vom Nagel genommen. Er ging jetzt hinaus, ohne dem Wucherer ein Wort des Abschieds zu sagen und mit dem festen Entschluß, den Plan seiner Verbündeten nicht allein zu billigen, sondern sich auch bei der Ausführung desselben zu betheiligen.

## ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DER WERTH EINES ›TAUSEND‹-FRANCS-BILLETTS.

Otto und Nikolas fanden nicht sehr oft Gelegenheit, über ihre Lage mit einander zu reden.

Sie wurden nicht allein sehr scharf bewacht, sondern auch so viel wie möglich getrennt gehalten und sogar mit Kolbenstößen zurückgewiesen, wenn sie den Versuch machten, sich einander zu nähern.

Dennoch gelang es ihnen dann und wann, einige Worte mit einander zu wechseln.

Sie bezweifelten beide nicht, daß sie dem Schicksale, in Algier als Kanonenfutter benutzt zu werden, nur durch die Flucht entrinnen konnten, aber sie sahen auch beide ein, daß es gewissermaßen eine Thorheit war, an die Möglichkeit der Flucht zu denken.

Nicht allein auf dem Marsche, auch in den Quartieren wurden sie bewacht wie die gefährlichsten Staatsverbrecher, die Soldaten mit den geladenen Gewehren wichen ihnen nicht von der Seite.

Waren sie einmal auf dem Schiffe, welches sie hinüber bringen sollte, so war die letzte schwache Hoffnung verloren.

Otto hätte gerne mit dem Freunde darüber berathen, da er dies nicht konnte, mußte er versuchen, allein zu handeln. Fand er einen Weg, so war es, ehe er ihn betrat, immer noch früh genug, Nikolas zu benachrichtigen, auch beugte er dadurch, daß er allein handelte, jedem Verdacht vor.

Ein alter Sergeant befand sich fast stets, sowohl auf dem Marsche, wie im Quartier in der Nähe Otto's.

Dieser Sergeant war nicht so unfreundlich und unzugänglich wie seine Kameraden, er hatte schon oft eine Unterhaltung mit Otto angeknüpft und sogar, wenn auch nicht direkt, so doch mit unzweideutigen Worten das Loos der beiden Deserteure bedauert.

Ihn beschloß Otto in Versuchung zu führen, gelang es ihm, diesen Mann zu bestechen, so hatte er viel gewonnen.

Das mußte allerdings mit äußerster Vorsicht geschehen, er konnte sich ja in dem alten Soldaten irren und durch den Bestechungsversuch seine Lage verschlimmern.

Am letzten Marschtage faßte der junge Mann sich ein Herz.

Er bot dem Sergeanten die gefüllte Feldflasche an und knüpfte mit ihm ein Gespräch an, welches Anfangs nur alltägliche Dinge betraf, bald aber eine ernstere Wendung nahm.

Im Verlaufe dieses Gesprächs erfuhr der Sergeant alle Schicksale Otto's, das ganze bisherige Leben des jungen Mannes lag offen vor ihm.

»Ich bedauere Sie herzlich,« sagte er, als Otto schwieg, »aber an der Sache selbst ist nun nichts mehr zu ändern und da ist es das Beste, wenn man sich geduldig fügt.«

»Wer das kann!« seufzte Otto.

»Der Mann muß es können,« fuhr der Sergeant treuherzig fort. »Zudem – wer weiß, ob nicht eine Laufbahn vor Ihnen liegt, die zu einem glänzenden Glücke führt. Es ist Mancher Marschall geworden, der als gemeiner Soldat in der Fremdenlegion diente.«

»Das ist ein schlechter Trost,« erwiderte Otto. »Ich werde nie ein tüchtiger Soldat werden –«

»Sagen Sie das nicht!«

»Weshalb soll ich es nicht sagen? Ich weiß, daß ich keine energische Ader in mir habe, ebensowenig, wie mein

Freund. Hätte man mir in Paris erlaubt, unsern Gesandten oder auch nur meinen früheren Principal zu benachrichtigen, so würde ich wahrhaftig Paris nur verlassen haben, um meine Reise nach London anzutreten.«

»Daß man Ihnen dies nicht erlaubt hat, beweist mir, daß Sie einen einflußreichen Feind haben,« sagte der Sergeant, »aber dieser Einfluß wird hoffentlich nicht bis Algier reichen. Haben Sie eine bestimmte Anzahl von Jahren gedient, so werden Sie entlassen und Sie sind alsdann französischer Bürger, vielleicht Offizier.«

»Ich will auf Beides gerne verzichten, ich verlange nichts weiter, als nach England reisen zu können. Tausend Francs würde ich gerne zahlen, obschon sie mein ganzes Vermögen bilden, wenn ich mir und meinem Freunde dadurch die Freiheit verschaffen konnte.«

Der Sergeant blickte betroffen den jungen Mann an.

»Tausend Francs?« fragte er. »Mit diesem Gelde können Sie vielleicht in Algier – – na, ich rathe Ihnen, fügen Sie sich geduldig, so schlimm ist's drüben nicht. Habe schon Manchen hintransportirt, der mit schwerem Herzen hinging und später als angesehener Mann zurückkehrte.«

»Mag sein,« fuhr Otto fort, »ich würde das Geld gerne opfern.«

»Wissen Sie auch, welche Strafe auf Desertion –«

»Wohl weiß ich es, aber ich fürchte diese Gefahr nicht, und bin ich erst in England, so kann man mir nichts mehr anhaben.«

Der Sergeant schwieg, Otto konnte nicht ergründen, ob er seine Absicht erreicht oder verfehlt hatte, denn kein Zug in dem wettergebräunten Gesicht des alten Soldaten verrieth, was in seiner Seele vorging.

Er versuchte noch einmal, auf dieses Thema zurückzukommen, aber der Sergeant gab ihm keine Antwort, offenbar fürchtete er, sich zu compromittiren.

Dieses Schweigen war natürlich nicht geeignet, dem jungen Manne Hoffnung einzuflößen, er mußte aus demselben den Schluß ziehen, daß der Sergeant entschlossen sei, der Versuchung zu widerstehen.

Und diese Vermuthung fand darin eine Bestätigung, daß bald darauf der Sergeant dem Offizier, welcher den Trupp führte, eine Meldung machte, die den Offizier veranlaßte, sich sofort und hastig dem preußischen Deserteur zu nähern.

»Hüten Sie sich,« sagte er, »beim ersten Fluchtversuch werden Sie niedergeschossen, versuchen Sie noch einmal, einen treuen Soldaten der Republik zu bestechen, so werde ich sofort Ihnen Ketten anlegen lassen.«

Groll und Bitterkeit erfüllten die Seele Otto's.

Es drängte ihn, dem Sergeanten seine Ansicht über diesen nichtswürdigen Verrath unverholen mit derben Worten mitzutheilen, aber er wagte es nicht, weil er fürchten mußte, seine Lage dadurch zu verschlimmern.

Auch hielt der Sergeant sich ihm jetzt fern, er schien selbst zu fühlen, daß er eine Handlung begangen hatte, die sich mit seiner Ehre nicht wohl vertrug.

Als der Trupp in Marseille ankam und vor der Kaserne Halt machte, sprach der Sergeant lange mit dem Offizier, und der letztere übertrug die Bewachung der beiden preußischen Deserteure einem Unteroffizier, dem er im Beisein der Beiden einschärfte, ihnen nicht von der Seite zu weichen und sie unverzüglich niederzustoßen, wenn sie Miene machten, entweichen zu wollen.

Derselbe Sergeant, der Otto verrathen hatte, führte sie in ein Zimmer, welches mit seinen massiven Mauern, dem vergitterten Fenster und der mit mehreren Riegeln versehenen Thüre den Eindruck einer Kerkerzelle machte.

Aber ehe er diesen Raum wieder verließ, warf er verstohlen den beiden Freunden einen Blick zu, der mit seiner früheren Handlung in grellem Widerspruch stand.

Weder Spott, noch Schadenfreude noch ein boshafter Triumph spiegelte sich in diesem Blicke, vielmehr drückte in ihm sich ein Wohlwollen und zugleich eine schlaue Verschlagenheit aus, die Otto fast vermuthen ließen, daß er dennoch von diesem Manne Hülfe erwarten dürfe. Aber wenn diese Vermuthung richtig war, weshalb hatte der Sergeant sein Vorhaben verrathen?

Die Flucht war doch sehr erschwert durch die Anordnungen, welche der Offizier auf jene Meldung hin getroffen hatte.

»Warten wir's ab,« sagte Nikolas kopfschüttelnd, als Otto ihm Alles leise und in deutscher Sprache berichtet hatte, »ich hege keine Hoffnung mehr.«

Otto versuchte jetzt mit dem Unteroffizier, dem ihre Bewachung anvertraut war, ein Gespräch anzuknüpfen, aber wenn er je einen unhöflichen, ungebildeten Menschen kennen gelernt hatte, so war es jener.

Und doch gab es ein Mittel, ihm die Zunge zu lösen, ihn vielleicht freundlich und gesprächig zu machen, die rothe Nase und das aufgedunsene Gesicht deuteten auf dieses Mittel hin.

Aber woher wollte Otto es sich verschaffen?

Er wagte nicht, den Unteroffizier zu ersuchen, Branntwein zu holen, so gerne er auch das Geld dazu hergegeben hätte.

So verstrich der Nachmittag; als der Abend dämmerte, öffnete der Unteroffizier vorsichtig die Thüre. Er blickte lange horchend hinaus und verließ endlich das Gemach, dessen Thüre er hinter sich sorgfältig verriegelte.

»Was bedeutet das?« fragte Otto befremdet. »Will man uns Gelegenheit geben –«

»Still,« flüsterte Nikolas, »er kommt schon zurück. Versuche doch, ob er nicht in die Falle geht, er sieht mir aus wie Einer, der für ein Quart Branntwein dem Teufel seine Seele verschreibt.«

Die Thüre wurde geöffnet, aber statt des Unteroffiziers trat der alte Sergeant ein.

Er legte rasch in eins der Betten ein umfangreiches Packet und überreichte Otto eine große Flasche.

»Ich wußte, daß er hinausgehen würde, um die trockene Kehle zu befeuchten,« sagte er hastig, »gehen

Sie vorsichtig zu Werke, so wird's Ihnen gelingen. Trinken Sie selbst nicht aus dieser Flasche, wenn er sie hinter der Binde hat, wird er schlafen, wie ein Murmelthier. In jenem Packet sind Matrosenanzüge, ich erwarte Sie nach zehn Uhr hinter der Kaserne. Seien Sie behutsam, der Mann ist zwar ein Trunkenbold, aber wenn er Verdacht schöpft, ist Alles für Sie verloren.«

Ehe die Freunde Zeit fanden, eine Frage an ihn zurichten, war der Sergeant verschwunden.

»Was sagst Du nun?« fragte Otto.

»Ich weiß wahrlich nicht, was ich dazu sagen soll,« erwiderte Nikolas nicht minder überrascht, »dieser Sergeant scheint mir ein schlauer Fuchs zu sein.«

»Allerdings und wenn die Sache gelingt, werde ich von dem Tausend-Francs-Billet keinen Sous behalten.«

»Er steckt den Lohn ein und sein Kamerad muß dafür büßen.«

»Es ist wahr, im Grunde genommen ist's ein elender Streich, aber was kann es uns kümmern! Jeder ist sich selbst der Nächste und wir wären Narren, wollten wir die Gelegenheit nicht benutzen.«

»Zudem scheint die französische Armee an diesem Unteroffizier nicht viel zu verlieren.«

»Nein wahrhaftig nicht. Ich begreife nicht, daß der Offizier, ihm unsre Bewachung anvertraut hat.«

»Er wird ihn nicht kennen, jedenfalls hat der Sergeant ihn vorgeschlagen.«

Der Unteroffizier kehrte in diesem Augenblicke zurück. Nicht nur seine Nase, das ganze Gesicht glühte, er schien den Augenblick vortrefflich benutzt zu haben.

Die Beiden bemerkten, daß er von Zeit zu Zeit verstohlen aus einer kleinen Flasche trank, sie warteten nur ab, bis diese geleert war, um alsdann ihre Flasche ihm anzubieten.

Otto that dies mit der Aeußerung, er wünsche in ein kameradschaftliches Verhältniß mit ihm zu treten. Mißtrauisch blickte der Unteroffizier bald die Beiden, bald die Flasche an, man konnte in seinem Gesicht lesen, daß es ihm schwer fiel, der Versuchung zu widerstehen.

»Woher habt Ihr das?« fragte er, indem er dem jungen Manne rasch die Flasche entriß.

»Wir haben die Flasche aus dem letzten Quartier mitgebracht,« erwiderte Otto ruhig. »Wenn Sie nicht Bescheid thun wollen, so heben wir sie auf, bis wir auf dem Schiffe sind.«

Der Unteroffizier hatte die Flasche entkorkt, er hielt seine rothe Nase über die Oeffnung.

»Auf dem Schiff?« spottete er boshaft, »Ihr wollt ja desertiren?«

»Wer behauptet das?« fragte Otto.

»Sie haben's ja selbst gesagt.«

»Ein Mißverständniß, weiter nichts.«

»Haben tausend Francs geboten –«

»Ich würde das vielleicht gethan haben, wenn ich sie hätte.«

»Na ja, ich möchte auch wissen, woher ein preußischer Deserteur tausend Franques nehmen wollte,« fuhr der Unteroffizier fort, der inzwischen die Flasche an den Mund gesetzt und einen tüchtigen Zug gethan hatte. »Kerls, ich sage Euch, macht Ihr mir dumme Streiche, dann seid Ihr verloren, ich massakriere Euch!«

»Wir wissen das sehr wohl,« sagte Nikolas, »zudem wäre es ja Tollheit, hier an Flucht zu denken.«

»Gut für Euch, wenn Ihr das einseht,« brummte der Unteroffizier, der die Flasche umklammert hielt und fest entschlossen schien, sie nicht mehr abzugeben, so lange sich noch ein Tropfen in ihr befand. »Ich bin nicht der Mann der mit sich scherzen läßt. *Sacre nom du Dieu* – habe schon Manchen massakriert, der nicht pariren wollte! Werdet's auch lernen drüben in Algier!«

Die Flasche war schon zur Hälfte geleert, die Freunde bemerkten, daß der Geist des Branntweins seine Wirkung that.

Der Unteroffizier erhob sich, er mochte selbst fühlen, daß er des Guten schon zu viel gethan hatte.

»Weshalb trinkt Ihr denn nicht?« rief er, den Blick stier auf die Beiden richtend. »*Mort de ma vie* – Ihr Schufte wollt mich wohl betrunken machen – he? *Sacre nom du Dieu!* Kerl's, wenn ich das wüßte, stieße ich Euch sofort nieder. Seid ja doch nichts Besseres werth!«

Der Unteroffizier hatte bei den letzten Worten das Bajonett ergriffen, er schien seiner Drohung die That folgen lassen zu wollen.

»Das wäre ein Mord, dessen ein französischer Soldat sich nicht schuldig machen wird,« sagte Otto ruhig, aber mit scharfer Betonung. »Der französische Soldat wird die Lorbeeren seiner Armee nicht durch einen Mord mit Blut besudeln, das ist meine Ueberzeugung.«

Der Unteroffizier legte das Bajonett wieder hin.

»Habt Recht – es wäre ein Mord,« erwiderte er. »Aber weshalb gebt Ihr mir den Branntwein? Würdet ihn selbst saufen, wenn – – da trinkt mit!«

Otto nahm die Flasche, sie enthielt nur noch wenig. Er setzte sie an den Mund, ohne zu trinken, und Nikolas folgte seinem Beispiele.

Den Unteroffizier beruhigte dieses Manöver, er ließ mit sichtlichem Wohlbehagen den Rest durch die eigene Kehle laufen.

Der alte Sergeant hatte nicht zu viel behauptet.

Zehn Minuten später schlief der Berauschte so fest, daß kein Geräusch, kein Rütteln ihn zu wecken vermochte. Die beiden Freunde holten nun das Packet aus dem Bette hervor.

Da sie kein Licht besaßen, mußten sie in der Dunkelheit mit den ihnen ungewohnten und ganz unbekanntem Kleidungsstücken fertig zu werden suchen, so gut sie es vermochten.

»Was beginnen wir mit den Uniformen?« fragte Nikolas.

»Ich denke, wir lassen sie hier.«

»Keinesfalls,« erwiderte Otto, »thun wir das, so weiß man sofort, daß wir andere Kleidung tragen, während im

anderen Falle man nur auf französische Soldaten fahnden wird.«

»Aber wir können sie doch nicht mitnehmen!«

»Weshalb nicht?«

»Wenn wir angehalten würden, müßte der Inhalt des Packets uns verrathen.«

»Dennoch müssen wir's,« sagte Otto bestimmt, »ich hoffe, der Sergeant wird daran schon gedacht haben und Rath wissen.«

Der Schlüssel zur Thüre befand sich in der Tasche des Unteroffiziers. Otto holte ihn heraus und öffnete.

Frei waren die Beiden noch nicht. Im Corridor oder auf der Treppe konnte ihnen ein Soldat begegnen, dem die Anwesenheit der Matrosen natürlich ausfallen mußte. Geschah das, so war vielleicht Alles verloren.

Sie erreichten glücklich die Flur.

Hier stand ein Wachtposten, die Beiden hörten aus der Entfernung ihn auf den Steinplatten auf- und abgehen.

Otto blieb stehen und lauschte.

Die Beiden sahen deutlich das große Thor, durch welches sie die Kasernen verlassen mußten; es war nicht geschlossen.

Aber gerade vor diesem Thore marschirte der Posten auf und ab.

Otto gab seinem Freunde ein Zeichen.

Als der Posten auf seiner Wanderung das Thor eben passirt, hatte, schlichen die Beiden hinter seinem Rücken sich hinaus.

Er bemerkte sie nicht, er wanderte ruhig weiter.

Hinter der Kaserne erwartete der Sergeant die Flüchtlinge.

Er nahm das Packet mit den Uniformen in Empfang und forderte sie auf, ihm zu folgen.

»Die erste Gefahr ist beseitigt,« sagte er, »aber gerettet seid Ihr noch nicht. Indeß, das ist Eure Sache, ich habe nun das Meinige gethan und erwarte den versprochenen Lohn.«

»Hier ist er,« erwiderte Otto, indem er dem Sergeanten die Banknote überreichte.

»Papier?« fragte der Sergeant überrascht. »Ich glaubte, Ihr würdet in Gold zahlen.«

»Ist die Banknote nicht ebenso gut?«

»Nein, ich weiß nicht, wo ich sie wechseln lassen soll. Aber gleichviel, wenn's nicht anders ist, muß ich mich begnügen.«

»Und welchen Weg müssen wir nun einschlagen?«

»Ich habe schon dafür gesorgt. Im Hafen liegt ein Schiff, welches nach London fahren wird. Der Kapitän will Euch aufnehmen, ich habe ihm gesagt, Ihr seid Deutsche und da er selbst auch ein Deutscher ist, so –«

»Gott sei Dank!« unterbrach Nikolas ihn, erleichtert aufathmend. »Wann fährt das Schiff ab?«

»Vielleicht schon übermorgen. Aber ich sage Euch nochmals, die Gefahr ist noch nicht beseitigt. Man wird morgen früh Eure Flucht entdecken und die genauesten Nachforschungen anstellen, es ist sogar wahrscheinlich, daß man sämtliche Schiffe durchsuchen wird, dann hütet Euch und laßt Euch nicht blicken.«

Der kleine Trupp war inzwischen im Hafen angekommen.

Der Sergeant führte die Beiden zu einem Kahn, in welchem zwei Matrosen saßen und gab ihnen das Packet mit den Uniformen zurück.

»Sobald Ihr auf dem Schiffe seid, werft die Sachen in's Meer,« sagte er. »Und nun Gott befohlen, seid vorsichtig und verschwiegen.«

Der Kahn fuhr ab, der Sergeant blieb noch eine Weile stehen, dann kehrte er langsam in die Stadt zurück.

#### DREIUNDVIERZIGSTES KAPITEL. AUF HOHER SEE.

Der Kapitän des Schiffes empfing die Flüchtlinge mit Worten herzlicher Theilnahme.

Sie mußten ihm ihre Erlebnisse in gedrängter Kürze mittheilen und er versprach ihnen, sie ungefährdet nach England zu bringen, vorausgesetzt, daß sie seinen Anordnungen sich fügten.

Er wies ihnen einen versteckten Raum hinter mehreren Ballen und Fässern an und rieth ihnen, denselben nicht eher zu verlassen, bis die Anker gelichtet seien, da man nicht wissen könne, ob unter den übrigen Matrosen nicht ein Verräther sich befinde.

Und daß diese Vorsicht dringend geboten war, bewiesen die Ereignisse des nächsten Tages.

Früh am Morgen wurden plötzlich die Kanonen gelöst, die Schüsse verkündeten die Desertion zweier Soldaten, die Trommeln wirbelten, Hörner schmetterten, es war ein

Lärm, als ob die ganze Garnison aufgeboten werden sollte zur Verfolgung der Deserteure.

Der Hafen wurde von einer Truppen-Abtheilung besetzt, verschiedene Patrouillen auf die Schiffe geschickt.

Auch das Schiff, in welchem die Flüchtlinge sich befanden, sollte einer Durchsuchung unterworfen werden.

Anfangs protestirte der Kapitän unter dem Vorwande, daß er unter englischer Flagge fahre, nach einigem Zögern aber gab er nach.

Der Offizier, welcher von Paris aus den Trupp befehligt hatte, der alte Sergeant und vier Gemeine stiegen in die Kajüte und den Gepäckraum hinunter.

Die beiden Freunde zitterten in ihrem Versteck.

Wenn einer der Soldaten einen Blick hinter die Ballen und Fässer warf, so mußte es ihn befremden, hier zwei Matrosen, unthätig zu finden, während der Kapitän doch »alle Mann auf Deck« commandirt hatte.

Aber die Gefahr erreichte sie nicht. Niemand dachte daran, sie hier zu suchen Als die Soldaten das Schiff verlassen hatten, kam der Kapitän zu den Deserteuren hinunter.

»Einstweilen ist die Gefahr vorüber,« sagte er, »morgen früh segeln wir ab.«

»Und wenn wir nun gefunden worden wären?« fragte Otto, nachdem er dem muthigen Manne gedankt hatte. »Wir sind doch auf Ihrem Schiffe unter euglischem Schutz.«

Der Kapitän zuckte die Achseln.

»Ich würde vielleicht sofort die Anker gelichtet haben,« erwiderte er, »aber was konnte ich gegen die Gewalt ausrichten? Man würde Sie hinweggeführt und es mir überlassen haben, durch den englischen Gesandten mein Recht zu vertheidigen. Inzwischen wären Sie längst auf der Reise nach Algier gewesen.«

Den Tag über hielten die Beiden sich verborgen, einer der beiden Matrosen, die sie am Abend zuvor im Nachen zum Schiff gefahren hatten, brachte ihnen das Essen und eine Matratze, auf der sie sich ausruhen konnten.

Am nächsten Tage, als der Morgen kaum graute, wurden die Anker gelichtet, ein günstiger Wind blähte die Segel, das Schiff nahm den Cours nach England.

Jetzt kamen die Beiden aus ihrem Versteck hervor und mit lautem ›Hurrah‹ begrüßte die Mannschaft sie, als sie erfuhr, was der Kapitän gewagt hatte.

In den ersten Tagen war die Fahrt eine sehr günstige, kein Wölkchen trübte den Himmel, eine leichte Brise blähte die Segel, stolz und sicher durchschnitt der Kiel die Wogen.

Die beiden Freunde erwiesen sich nützlich, wo sie es nur vermochten.

Der Kapitän hatte erklärt, kein Passagiergeld von ihnen annehmen zu wollen, aber er wendete nichts dagegen ein, daß sie auf dem Schiffe und unten im Gepäckraume arbeiteten.

Man war der englischen Küste schon ziemlich nahe gekommen, als Otto eines Abends bemerkte, daß der Kapitän sowohl, wie der Steuermann sehr ernst und besorgt in die Ferne hinausschauten.

Wem galt diese Besorgniß?

Der Himmel war so heiter, das Meer so ruhig, Otto bemerkte nichts, was die Besorgniß rechtfertigen konnte.

Er fragte den Kapitän, als dieser in seine Kajüte hinunter gehen wollte.

Anfangs wich der Kapitän einer bestimmten Antwort aus, als aber Otto, dadurch noch mehr beunruhigt, ihm erklärte, er werde als Mann jeder Gefahr kühn die Stirne bieten, deutete der Kapitän in die Ferne.

»Sehen Sie die kleine weiße Wolke, die drüben sich zeigt?« fragte er.

»Sie meinen das Segel?«

»Es gleicht allerdings einem in der Ferne auftauchenden Segel; diese Wolke ist der Vorläufer eines Sturmes.«

»Aber der Sturm wird so rasch nicht ausbrechen –«

»Wir haben ihn in dieser Nacht. Das Zeichen trügt nie. Geben Sie Acht, binnen einer Stunde werden Sie schon die Vorzeichen sehr deutlich bemerken. Da wird jeder kräftige Arm willkommen sein, ich verhehle Ihnen nicht, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn der Sturm uns auf hoher See getroffen hätte.«

»Aber wir sind doch der Küste so nahe,« warf Otto ein, »wenn ich nicht irre, gedachten Sie schon morgen zu landen.«

»Eben deshalb ist die Gefahr bedeutend größer,« fuhr der Kapitän bedenklich fort, »wir befinden uns auf einer Stelle, auf der schon manches Schiff an den Klippen gescheitert ist. Ich habe keine Zeit, Ihnen das näher zu erklären, ich muß Vorkehrungen treffen, halten Sie sich bereit, wenn ich alle Mann auf Deck commandire.«

Er ging hinunter in die Kajüte, Otto suchte den Freund auf und theilte ihm die Befürchtungen des Kapitäns mit.

Schon an dem bewegten Leben und Treiben auf dem Verdeck, an den erregten, besorgten Mienen der Matrosen und der entschlossenen Haltung des Kapitäns mußten die Beiden den ganzen Ernst der drohenden Gefahr erkennen.

Sie griffen mit an, wo sie sahen, daß ihr Beistand wünschenswerth war.

Wie der Kapitän gesagt, hatten schon nach einer Stunde Himmel und Meer eine graue, gelbliche Farbe angenommen, die Wogen gingen bereits höher.

Aber was war dies im Vergleich zu dem Orkane, der plötzlich mit einer Wildheit ausbrach, die allen menschlichen Anstrengungen, ihr Widerstand zu leisten, spottete!

Die Wogen schleuderten das krachende Schiff bald hinunter in einen gähnenden Abgrund, bald hoben sie es empor zu schwindelnder Höhe, bald schlugen sie über dem Verdeck zusammen.

Dazwischen das Brüllen des Sturmes, das Rauschen des Meeres, das Krachen der Masten und die laute, befehlende Stimme des Kapitäns, – es war ein schreckliches, aber zugleich auch ein erhabenes Schauspiel.

Die beiden Freunde hatten dem Rathe des Steuermanns folgend, den Mast umklammert, die mächtigen Sturzwellen, die sich über das Verdeck ergossen, würden sie hinweg gefegt haben, wenn sie diese Vorsicht nicht gebraucht hätten.

Die Nacht war so finster, daß man kaum das Verdeck überblicken konnte.

Die Heftigkeit des Orkans nahm noch immer zu, trotzdem alle Segel eingerefft und mehrere Masten niedergelegt waren, warf der Sturm das Schiff, gleich einem leichten Federball, bald vorwärts, bald zur Seite.

So verstrichen mehrere Stunden, Stunden der entsetzlichsten Angst und Aufregung.

Ein alter Matrose stand neben den beiden Freunden, Otto konnte sich nicht enthalten, ihn um seine Meinung über dieses Toben der Elemente zu befragen.

»Wären wir auf hoher See, so bangte mir nicht, daß wir den Sturm überstehen würden,« erwiderte auch der Matrose, »es ist ein tüchtiges, gutes Schiff, aber hier an der Küste kann das beste Schiff scheitern.«

»So befürchtet Ihr einen Schiffbruch?« fragte Nikolas.

»Ich fürchte nichts, aber ich hoffe auch nichts,« lautete die Antwort, wir müssen auf Alles gefaßt sein.«

»Und wenn das Schlimmste eintrifft,« sagte Otto, »welchen Rath gebt Ihr uns?«

»Den einen, ruhig zu bleiben und die Geistesgegenwart nicht zu verlieren.«

»Wir können Beide schwimmen.«

»Darauf verlaßt Euch nicht, hier hat alle Schwimmkunst ein Ende.«

»Ich habe gehört, es sei am besten, wenn man sich an einen Balken anklammere,« warf Nikolas ein.

»Verhüte Gott, daß es so weit kommt,« fuhr der Matrose fort, »wenn's aber nicht abzuwenden ist, dann –«

Er beendete den Satz nicht, ein gewaltiger Stoß, der das ganze Schiff erschütterte, daß die Planken krachten, nöthigte ihn, abzubrechen.

»Was war das?« rief Otto bestürzt.

»Ruhig!« erwiderte der Kapitän, der in diesem Augenblick vorbeischnitt. »Wo ist der Schiffszimmermann! Vorwärts, alle Mann an die Pumpen, das Schiff hat einen Leck!«

Schon im nächsten Augenblick arbeiteten die Pumpen, aber trotz der Unermüdlichkeit, mit der Jeder seine Schuldigkeit that, konnte nicht verhindert werden, daß der Schiffsraum sich mehr und mehr mit Wasser füllte.

Das Schiff saß fest, es hatte einen gewaltigen Bruch erhalte, durch den das Wasser stromweise eindrang.

Der Zimmermann hatte mit Lebensgefahr versucht, das Loch zu verstopfen, vergebens, er mußte von der nutzlosen Arbeit abstehen.

Und als ob der Sturm nur beabsichtigt habe, dieses Schiff zu vernichten, begannen die Elemente jetzt, sich zu beruhigen.

Die beiden Freunde, die noch nie in solcher Lage sich befunden hatten, glaubten jetzt, neue Hoffnung schöpfen zu dürfen, sie sollten bald eines Anderen belehrt werden.

Das Schiff schwankte auf dem Riff, das Wasser im unteren Raume stieg immer höher, trotz der unausgesetzten Arbeit an den Pumpen.

Der Kapitän war hinuntergestiegen, auf seinen Befehl wurden die Kanonen gelöst.

Ob dieser Hülferuf ein menschliches Ohr erreichte?

Der alte Steuermann, der gemeinsam mit den beiden Freunden arbeitete, erklärte unverholen, er glaube es nicht.

»Unser Leben steht jetzt in Gottes Hand,« sagte er, »na, ich bin eine alte Seeratte, habe weder Weib noch Kind, wenn mein Stündlein gekommen ist, in Gottes Namen!«

»So schlimm wird's doch noch nicht sein,« erwiderte Otto. »Alle Hoffnung ist ja noch nicht verloren!«

»Welche bleibt uns noch?« fragte der Steuermann.

»Ich denke, wenn auch das Schiff bis zu einer gewissen Höhe sich mit Wasser füllt, untergehen kann's ja so leicht nicht, da es auf dem Riff festsetzt.«

»Sie kennen das nicht,« fuhr der Steuermann kopfschüttelnd fort, »es wird nicht manche Stunde mehr währen, so bricht das Schiff auseinander, dem gewaltigen Druck des Wassers kann es nicht widerstehen.«

Abermals wurden die Kanonen gelöst. Noch immer ging die See hoch, sie brandete an den Klippen und Rifften und warf ihren Gischt über das Verdeck.

»Wenn wir nur wüßten, wo wir wären,« nahm der Steuermann nach einer Weile wider das Wort, »man könnte vielleicht ein Boot ausschicken.«

»Da ist es am Besten, man sieht sich vor,« sagte Nikolas, »ich werde mich an den großen Mast anklammern, irgend wohin werden die Wellen mich wohl bringen.«

»Und was haben Sie gewonnen, wenn Sie den Strandräubern in die Hände fallen?«

»Den Strandräubern?« fragte Otto.

Der Steuermann nickte.

»Das ist ein entsetzliches Gesindel,« erwiderte er, »ich will lieber ertrinken, als –«

»Aber mein Gott, davon habe ich ja noch nichts gehört!«

»Nicht? Wissen Sie denn nicht, daß hie und da an den Küsten ganze Ortschaften von den Schiffbrüchen leben? Gerade da, wo die gefährlichen Klippen sind, oft in der Nähe der Leuchttürme, wohnt dieses Gesindel. Geht die See hoch, braust der Sturm über das Meer, so wandern sie Alle aus und jeder Nothschuß, den sie hören, ist für sie ein Freudenschuß. Am Strande hocken sie, mit Stricken, Haken und großen Stangen versehen, um aufzufischen, was die Wogen aus dem geborstenen Schiff heranspülen. Sie weigern sich nicht allein, Hülfe zu bringen, selbst wenn sie's mit leichter Mühe vermöchten, sie suchen sogar durch Signale das Schiff irre zu führen, so daß es scheitern muß.«

»Und das duldet die Regierung?« fragte Nikolas entsetzt.

»Bewahre, aber kann sie dieses Gesindel ausrotten? Wenn sie zehn in's Zuchthaus schickt, sind am andern Tage wieder zwanzig da, die jene zehn ersetzen. Zudem

fehlen ihr in den meisten Fällen die Beweise. Wer aus dem Schiffbruch sein Leben gerettet hat und ihnen in die Hände fällt, der wird niedergeschlagen, mit kaltem Blute ermordet, damit Niemand gegen sie auftreten kann.«

»Und solches Gesindel wohnt auch an den englischen Küsten?« fragte Otto.

»Hie und da – gewiß. Die Gelegenheit, ohne Mühe und Gefahr etwas erwerben zu können, ist ja zu verlockend.«

Der Tag war inzwischen völlig angebrochen. In weiter Ferne sah man Land, steile hohe Felsen, die in's Meer hineinragten.

Wieder donnerten die Kanonen, der Kapitän blickte durch sein Fernrohr scharf hinüber.

»Man will uns nicht helfen,« sagte er. »Drüben, am Fuße der Felsen sehe ich Menschen, aber sie bleiben unthätig.«

»Dann Gnade uns Gott,« sagte der Steuermann leise, »diese Menschen haben ein Interesse daran, daß wir untergehen.«

»Das Boot hinunter!« befahl der Kapitän. »Die beiden Fremden und die Schwächsten von der Mannschaft mögen hineinsteigen.«

»Und Sie?« fragte Otto.

»Ich bleibe auf meinem Posten.«

»Wenn Sie wissen, daß es ein verlorner Posten ist, so wäre es –«

»Beeilen Sie sich,« fiel der Kapitän dem jungen Manne in's Wort, »wenn Sie noch einen Platz haben wollen, ist es die höchste Zeit.«

Das Boot war in der That schon vollständig besetzt, die Matrosen hatten keine Sekunde gezögert, der Aufforderung Folge zu leisten und ebenso wenig auf die schwächeren Kameraden Rücksicht genommen, wie auf die beiden Freunde.

»Es ist zu spät,« sagte der Kapitän, »ich kann's jetzt nicht mehr ändern, meine Autorität hat ein Ende, sobald die Selbsterhaltung in's Spiel tritt.«

»In Gottes Namen,« erwiderte Otto, »so theilen wir das Schicksal, welches Sie trifft.«

Das Boot fuhr ab, es tauchte bald aus den Wasserbergen empor, bald wieder hinunter, endlich verschwand es ganz.

Das Schiff krachte in allen Fugen. Die Matrosen, welche zurückgeblieben waren, suchten Stricke und banden mit ihnen sich an den Mast fest.

Auch die Freunde wollten dies thun, der Kapitän hielt sie zurück.

»Von denen, die sich dort angebunden haben, wird nicht Einer sein Leben retten,« sagte er. »Bleiben Sie hier bei mir stehen, wenn das Schiff borstet, halten wir uns an diesem Wrack fest.«

»Der Steuermann sprach von Strandräubern,« nahm Nikolas das Wort, »was halten Sie davon? Glauben Sie, daß jene Menschen drüben –«

»Zu diesem Gesindel zählen? Gewiß und deshalb ist es mir gleichgültig, ob ich lebend jene Küste erreiche oder

nicht. Suchen wir nur beisammen zu bleiben, drei muthige, entschlossene Männer können diesen Schurken immer noch Respect einflößen.«

Wieder krachten die Planken, das Schiff schwankte, es neigte sich plötzlich zur Seite und nur noch ein Trümmerhaufen bezeichnete die Stelle, auf der es gescheitert war.

Der Kapitän hatte sofort einen schweren Balken, an welchem noch mehrere Planken befestigt waren, ergriffen.

Otto und Nikolas waren in seiner Nähe, es gelang ihnen nach schwerem Kampfe mit den Wogen, diesen Balken zu erreichen.

»Suchen wir den Balken vor uns herzuschieben,« sagte der Kapitän, »vielleicht gelingt es uns, jene Küste zu erreichen. Nur Muth, meine Freunde, Muth und Ausdauer, wenn wir verzagen, sind wir verloren.«

Es war eine schwere, mühsame Arbeit, den Balken durch die hochgehenden Wogen zu dirigiren, eine Arbeit, die sehr bald die Kräfte erschöpft hatte, so daß die Drei sich endlich genöthigt sahen, davon abzustehen und sich ganz den Wellen zu überlassen.

Im Anfang hatten sie einander Trost und Muth zugesprochen, aber in dem Maaße, wie ihre Kräfte erlahmten, verloren sie auch die Lust zum Reden.

Ein brennender Durst peinigte sie und dieser Durst folterte sie um so mehr, als sie ihn mit dem Wasser, welches oft ihnen bis zum Munde reichte, nicht löschen konnten.

Nikolas hatte versucht, das Seewasser zu trinken, aber der widerliche Geschmack desselben und die ernste Warnung des Kapitäns ließen es bei dem Versuche allein bewenden.

Die Sonne stand schon im Zenith, die Schiffbrüchigen hatten sich der Küste noch um nichts genähert.

Ringsum, so weit der Blick reichte, war das Meer mit Trümmern bedeckt, auch einige Leichen trieben an den Drei vorbei.

Der Kapitän entdeckte eine kleine Wassertonne, die noch gefüllt war, aber was nutzte sie ihnen! Sie konnten sie nicht öffnen und selbst wenn sie es ermöglicht hätten, wäre der Inhalt dennoch für sie verloren gewesen.

Der Abend dämmerte, als eine Strömung sie zur Küste mit fortriß.

Es war die höchste Zeit, sowohl Otto wie Nikolas fühlten sich so sehr erschöpft, daß sie einer Ohnmacht nahe waren. Wenn das Bewußtsein sie verließ, waren sie verloren, der Kapitän, der diese Schwäche bemerkte, wie er überhaupt die Beiden unverwandt beobachtete, rief ihnen zu, die letzten Kräfte anzuspannen.

Näher und näher kamen sie jetzt dem Strande, sie konnten schon deutlich die Gestalten unterscheiden, die dort mit ihren Stangen und Haken handthierten.

Sie sahen Männer, Weiber und Kinder, meist zerlumpete, abschreckende Gestalten, sie sahen die geraubten Waaren aufgestapelt und neben diesen mehrere Leichen.

Die Strömung trieb sie in gerader Richtung auf diesen Punkt zu.

Wenn sie nun auch lebend den Strom erreichten, was hatten sie gewonnen?

Sie besaßen keine Kraft mehr, um sich zu vertheidigen, abgesehen davon, daß sie nicht einmal Waffen hatten.

Jetzt unterschieden sie schon die Gesichtszüge der Strandräuber und so sehr sie vorhin sich danach geseht hatten, die Küste zu erreichen, ebenso sehr sehnten sie jetzt sich auf die hohe See zurück.

Der Kapitän besaß eine seltene Geistesgegenwart.

Er gab mit Aufbietung seiner letzten Kräfte dem Balken einen gewaltigen Stoß, der ihn der Strömung entzog und ihm eine andere Richtung anwies.

Eine halbe Stunde später fühlten die Schiffbrüchigen Boden unter ihren Füße, der Kapitän verließ auch jetzt seine Schicksalsgefährten nicht. Er brachte sie an Land und suchte zwischen den Felsen ein Versteck, welches sie den Blicken der Strandräuber entzog.

#### VIERUNDVIERZIGSTES KAPITEL. EINE VERFÜHRTE.

Hermine Wacker konnte nun die Folgen ihres vertraulichen Umgangs mit dem jungen Herrn Liebmann nicht mehr verbergen.

Aber noch immer waren die Eltern blind, noch immer billigten sie dieses Verhältniß im festen Vertrauen darauf, daß Liebmann sein Wort einlösen und die Braut heimführen werde.

In der Nachbarschaft sprach man ziemlich laut über die Geschichte, und da war nicht Einer, der das Mädchen in Schutz nahm.

Die Eitelkeit Hermine's, ihre Putzsucht und ihr Hochmuth hatten sie zu Fall gebracht, das raubte ihr jedes Mitleid.

Auch in dem Hause Bertram Schenk's unterhielten die Gäste sich oft sehr angelegentlich über die Familie des Schneiders und oft ward die Ansicht laut, es sei Pflicht, daß man diesem Manne endlich einmal die Augen öffne.

Die Person des Verführers kannte man auch, trotzdem die Verlobung so sehr geheim gehalten worden war, der Barbier Gabel hatte Sorge getragen, daß Niemand über den Stand und Namen dieses geheimnißvollen Bräutigams in Zweifel sein konnte.

Wie es in solchen Dingen sehr oft zu geschehen pflegt, bildete die Verführung Hermine's im ganzen Stadtviertel das Stadtgespräch, während den Betheiligten selbst darüber nichts zu Ohren kam.

Da theilte eines Abends Bertram Schenk dem Schneider mit, sein Sohn Heinrich lasse ihn um eine kurze Unterredung über eine sehr wichtige Angelegenheit bitten, er möge ihn am nächsten Tage in der Mittagstunde besuchen, vorläufig aber jedem, seiner Frau sowohl, wie seiner Tochter diesen Besuch verschweigen.

Fritz Wacker sann vergeblich darüber nach, welche wichtige Angelegenheit den reichen Herrn Schenk veranlassen könne, eine geheime Unterredung mit einem Flickschneider zu wünschen, er konnte sich das nicht enträthseln und kaum die Mittagstunde erwarten, um Gewißheit darüber zu erhalten.

Pünktlich, zur festgesetzten Zeit fand er sich in der Wohnung des jungen Herrn ein, die Magd ersuchte ihn, einen Augenblick zu warten, da die Herrschaft noch zu Tisch sitze.

Der Schneider fand das ganz in der Ordnung, er vertrieb sich die Zeit damit, daß er die Gemälde und Stiche betrachtete, welche die Wände des eleganten Zimmers schmückten.

Eine solche Pracht und Eleganz hatte er selten in einem Hause angetroffen und er war doch schon oft in den Empfangszimmern vornehmer und reicher Leute gewesen.

Er beneidete den jungen Herrn, der mit solchem Luxus sich umgeben konnte und nahm sich vor, diesem Beispiele zu folgen, wenn die Göttin Fortuna ihn einmal das große Loos gewinnen ließ.

Nach Verlauf einer halben Stunde führte die Magd ihn in das Speisezimmer.

Das junge Ehepaar saß beim Dessert, Heinrich forderte durch einen herablassenden Wink den Schneider auf, Platz zu nehmen.

»Ich weiß nicht, ob Sie die Gerüchte kennen, welche seit einiger Zeit in Ihrer Nachbarschaft in Umlauf sind,« begann er, während er langsam eine Birne schälte, »fast scheint es mir, als ob Ihnen dieselben ganz und gar unbekannt sind, denn Sie thun nichts, um ihnen entgegenzutreten.«

Fritz Wacker blickte mit wachsendem Erstaunen den jungen Herrn an.

»Ich weiß in der That nicht, welche Gerüchte Sie meinen,« erwiderte er betroffen.

»Dann halte ich es für meine Pflicht, Sie darüber aufzuklären,« fuhr Heinrich ruhig fort, »das liegt nicht allein in Ihrem, sondern auch in meinem Interesse. Oder vielmehr im Interesse meiner Gemahlin,« setzte er hinzu, indem er der jungen Dame einen bedeutsamen Blick zuwarf. »Sie haben eine Tochter?«

Der Schneider nickte bejahend.

»Man sagt, sie sei ein sehr schönes Mädchen.«

»Das müssen Sie selbst wissen,« erwiderte Wacker, »Sie haben Hermine ja oft gesehen.«

»Flüchtig – mag sein, ich erinnere mich ihrer nicht mehr, mir sind so viele Personen begegnet, daß ich unmöglich die äußere Erscheinung jedes Einzelnen im Gedächtniß behalten kann. Das Fräulein soll sich vor mehreren Monaten, – ich glaube, gleich nach Weihnachten verlobt haben

»So ist es, aber die Verlobung mußte bisher geheim bleiben.«

»Richtig, man sagt, der Bräutigam sei ein vornehmer, reicher Herr.«

»Ja, ja, er wünscht, die Sache so lange geheim zu halten, bis er mit Sicherheit auf die Einwilligung seines Vaters rechnen kann.«

Der Schneider bemerkte die verstohlenen, forschenden Blicke nicht, mit denen Heinrich seine Worte begleitete, während er anscheinend seine ganze Aufmerksamkeit dem Dessert widmete.

»Wenn das zu Gerüchten Veranlassung gegeben hat,« fuhr er fort, »so können mich dieselben nicht beunruhigen, ich weiß, was ich von dem Verlobten meiner Tochter zu halten habe und vertraue darauf, daß Hermine nichts thun wird, was auf ihre Ehre einen Fleck werfen könnte.«

Ein spöttisches Lächeln glitt über die schönen, kalten Züge Bertha's, während Heinrich geringschätzend die Achseln zuckte.

»Wenn Sie dieselben nicht beunruhigen, so müssen wir darauf dringen, daß Sie diesen Gerüchten mit aller Entschiedenheit entgentreten,« erwiderte er kühl, »etwas fällt immer auf die Familie zurück, trotzdem diese Familie sich über dieses Gewäsch erhaben fühlen kann. Wer ist dieser geheimnißvolle Bräutigam?«

»Entschuldigen Sie, wenn ich das Geheimniß wahre.«

»Wohlan, so will ich Ihnen beweisen, daß es längst kein Geheimniß mehr ist. Carl Liebmann ist der Bruder meiner Gemahlin, und in Ihrem Stadtviertel redet man über diesen Herrn in einer Weise, die uns empören muß. Ich will und kann nicht untersuchen, ob Herr Liebmann Ihre Tochter, oder Fräulein Hermine den jungen Herrn in's Garn gelockt hat, die Ansichten darüber sind sehr getheilt.«

Dem Schneider war das Blut in die Wangen geschossen, es empörte ihn, daß man in dieser wegwerfenden Weise über ein Verhältniß sprach, welches nach seiner Ueberzeugung das Glück seiner Tochter begründen mußte.

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen,« versetzte er. »Von einem ›in's Garn locken‹ kann hier keine Rede sein; Herr Liebmann hat meiner Tochter Herz und Hand angeboten und ihr zugeschworen, sie zum Altar zu führen, sobald sein Vater in diese Verbindung einwillige. Aber darum keine Feindschaft nicht, Herr Schenk, in China findet man in solchen Verhältnissen durchaus nichts Auffallendes.«

»So würde ich Ihnen den guten Rath geben, die Beiden nach China zu schicken,« spottete Heinrich, während er sein Weinglas füllte, »hier gibt man den Leuten gerechten Grund zu Vermuthungen, die sehr unangenehm sind. Was mein Schwager dem Mädchen zugeschworen hat, weiß ich nicht, so viel aber steht fest, daß Ihre Tochter hauptsächlich deshalb seinen Schwüren geglaubt hat, weil sie dadurch die Mittel zur Befriedigung ihrer Putzsucht erhielt. Ich will ihr keinen Vorwurf machen, wenn die Eltern so leichtsinnig sind, eine solche Verbindung zuzugeben und geheime Zusammenkünfte zu gestatten, wenn sie, wie man zu sagen pflegt, ihre Tochter dem ersten Besten an den Hals werfen, so trifft sie der größere Theil der Schuld. Das können Sie weder zurückweisen noch bestreiten, Herr Wacker, ich begreife nicht, daß Sie das Alles nicht schon längst eingesehen haben. Oder sollte es Ihnen denn noch immer unbekannt sein, daß die Folgen dieser geheimen Zusammenkünfte bereits das Stadtgespräch bilden? Man sagt, die Eltern seien blind für die Fehler ihrer Kinder, aber solche Fehler, denke ich, muß auch ein Blinder entdecken. Verzeihe, Bertha, wenn

ich diesen delikaten Punkt in Deiner Gegenwart zur Sprache bringe, Du siehst, es ist nicht möglich, ihn zu umgehen.«

Der Schneider war abwechselnd, bald blaß, bald roth geworden.

Er hatte plötzlich einen Aufschluß erhalten, an den nur im Entferntesten zu denken, ihm bisher noch nicht eingefallen war.

Aber trotzdem der junge Herr ihn im Tone überzeugender Gewißheit darauf aufmerksam gemacht hatte, konnte er doch nicht glauben, daß die Sachlage sich wirklich so verhalten sollte.

»Das sind Vermuthungen,« sagte er, »unbegründete Verleumdungen neidischer Zungen!«

Heinrich zuckte die Achseln und nahm eine Cigarre aus dem eleganten Etui.

»Man glaubt in der Regel, was man wünscht,« erwiderte er gemessen, »und wenn durch diese Wünsche ein Strich gezogen wird, so klagt man Gott und die Welt an, ohne über die eigene Schuld nachzudenken. Fragen Sie Ihre Tochter selbst, ich denke, das ist der einfachste Weg, sich Gewißheit zu verschaffen. Daß Herr Liebmann das Mädchen nicht heirathen wird, muß Jeder einsehen, der Ihre Verhältnisse und die meines Schwagers kennt.«

»Wenn das wäre, dann ist er ein Schuft,« fuhr der Schneider mit wachsender Erbitterung auf.

»Keineswegs, er hat die Gelegenheit wahrgenommen, wer will ihm das verübeln?«

»Wer so denkt –«

»Erlauben Sie, ich stelle mich auf den Standpunkt eines Mannes, der die Mittel besitzt, das Leben zu genießen. Denken Sie gütigst nach, wer ist hier der Schuldige, mein Schwager, der die Gelegenheit benutzte, oder Sie, der die Tochter so hoch wie möglich zu verkaufen suchte?«

»Herr Schenk!«

»Nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich Ihnen Worte sage, die Ihrem Zartgefühl etwas sehr nahe treten, eine Wunde, welche tief ist, muß gründlich sondirt werden, wenn die Sonde Nutzen bringen soll. Würden Sie die geheime Verlobung und die heimlichen Zusammenkünfte gestattet haben, wenn der Bräutigam ein Mann aus Ihrem Stande gewesen wäre? Wahrlich nicht! Der Reichtum Liebmann's bestach und blendete Sie, nun werden Sie erfahren, daß Sie einen dummen Streich begangen haben. – Was nun? Etwas muß geschehen, wenn Sie mich nicht zwingen wollen, energisch einzugreifen.«

Der Schneider blickte, in Gedanken versunken, vor sich hin. Er mußte zugeben, das in dem, was der junge Herr ihm gesagt hatte, manches wahre Wort war, und daß, wenn jene Gerüchte sich auf Wahrheiten gründete, der Verlobte seiner Tochter sich benommen hatte, wie ein charakterloser Wüstling.

»Was nun geschehen soll?« fragte er nach einer Weile. »Ich kann mir nicht denken, daß Herr Liebmann so ehr- und charakterlos sein wird, seinen Schwur zu brechen, Hermine hat ihm vertraut –«

»Und ich wiederhole Ihnen, er wird Ihre Tochter nicht heirathen,« fiel Heinrich ihm in's Wort. »Bedenken Sie doch den Standesunterschied!«

»Mein Bruder und die Tochter eines Schneiders!« spottete Bertha.

»Ist denn zwischen ihnen ein gar so gewaltiger Unterschied?« fragte Wacker entrüstet. »Haben Sie, Madame, nicht auch den Sohn eines Schenkwirthes geheirathet? Ah, es wäre niederträchtig, wenn Ihr Bruder meine Tochter verführt hätte mit dem Vorsatze –«

»Lieber Mann, ich sagte Euch schon, auf ihn allein dürft Ihr die Schuld nicht wälzen,« unterbrach Heinrich ihn kühl. »Auch machen Klagen und Vorwürfe das Geschehene nicht ungeschehen. Was wollt Ihr nun thun? Den Gesprächen muß ein Ende gemacht werden, thut Ihr es nicht, so thue ich's. Aber ich hoffe, Ihr werdet Vernunft annehmen –«

»Was ich thun werde?« fuhr der Schneider auf. »Er soll mir Rede stehen, zu seinem Vater will ich gehen und wenn Alles nicht hilft, so verklage ich ihn.«

»Was gewinnt Ihr dadurch? Nichts!«

»Gut, so erreiche ich doch Eins, daß ich ihn an den Pranger stelle, wie er es verdient hat!«

»Bah, Eure Tochter –«

»Sie meinen, sie werde dann am Pranger neben ihm stehen?«

»Das meine ich allerdings.«

»Sie irren, man wird ihn verurtheilen, sie bemitleiden.«

Heinrich schüttelte zweifelnd das Haupt.

»Wenn Ihr das glaubt, kennt Ihr die Menschen noch nicht,« erwiderte er, »erkundigt Euch doch in der Nachbarschaft, wie man bereits über die Geschichte redet. Macht die Sache still ab, das ist der beste Rath, den ich Euch geben kann. Mein Schwager oder dessen Vater wird sich vielleicht dazu verstehen, Eurer Tochter eine kleine Summe zu zahlen und auch später zur Erziehung des Kindes beizutragen, mehr könnt Ihr nicht verlangen, wie Ihr denn überhaupt kein Recht habt, etwas zu verlangen. Vielleicht findet sich dann auch Einer, der das Mädchen heirathet, auf den die ganze Schuld geschoben werden kann. Da ist zum Beispiel der Barbier Gabel, ich weiß, daß er Eure Tochter immer gerne gesehen hat –«

»Jetzt habe ich genug!« rief der Schneider, dessen Entrüstung den höchsten Punkt erreicht hatte. »Ihr Reichen glaubt mit Eurem Golde Alles kaufen zu können, die Ehre und der gute Name der Armen gelten Euch nichts – wohl deshalb, weil Ihr selbst keine Ehre im Leibe habt. Das war der saubere Plan, den Sie entworfen haben? Mit Geld soll sich mein armes Kind abfinden lassen? Pfui über diesen Vorschlag, den kein Ehrenmann mir gemacht haben würde!

»Sie mögen ein reicher Mann sein, Herr Schenk, den Vorzug muß ich Ihnen einräumen, obschon man auch nicht weiß, wodurch Sie sich diesen Reichthum erworben haben. Aber im Punkte der Ehre stelle ich mich über Sie, ich weiß nun, daß Sie ein herzloser Egoist sind, dem für Gold Alles feil ist! Leben Sie wohl, ich werde dieser

Unterredung gedenken, so oft ich Ihnen begegne, damit ich nie in Versuchung komme, Sie zu beneiden.«

Der Schneider stürmte hinaus.

In seinem Innern gährte und kochte es gewaltig; so tief hatte noch Niemand ihn gedemüthigt.

Wer gab diesem jungen, hochmüthigen Menschen das Recht, in dieser Weise gegen ihn aufzutreten?

Mußte er sich nicht schämen, dem tief gekränkten Vater einen solchen Vorschlag zu machen?

Und doch, er hatte ein Recht dazu, und dieses Recht hatte Wacker selbst ihm gegeben, dadurch, daß er so eitel und leichtfertig gewesen war, in die heimliche Verlobung einzuwilligen.

Hermine sollte dafür büßen!

Hermine und seine Frau, die Beide ihn durch ihren Spott, durch beißende Bemerkungen gezwungen hatten, zu schweigen und sich in Alles zu fügen.

Und wenn er mit ihnen abgerechnet hatte, dann wollte er auch die Rechnung mit Liebmann ordnen.

Mit diesem Entschluß trat er in seine Wohnung und jetzt, als er seine Tochter betrachtete, fiel ihm auf, was allen Anderen schon längst aufgefallen war.

»Da haben wir die Bescheerung,« wandte er sich zu seiner Frau, die strickend am Fenster saß und überrascht den polternden Gatten anblickte. »Das sind die Früchte der Saat Deines dünkelfaften Hochmuths! Ein sauberes Bürschchen ist dieser Herr Bräutigam!«

»He – – was soll dieser Wortschwall?« fragte Frau Wacker gereizt. »Was ist mit den Früchten und dem Bräutigam?«

»Herrgott hast Du denn noch nicht bemerkt, worüber schon die ganze Nachbarschaft sich aufhält?« rief der Schneider erbost. »Wofür bist Du denn Mutter, wenn Du das nicht einmal bemerkst? Schick' nur zur Hebamme, Weib, und Sorge, daß die Wiege in's Haus kommt, ehe es zu spät ist. Rasend möchte man werden, aber so geht's, wenn man den Weibern das Regiment im Hause überläßt! Dann hat man nur Schande und Unehre davon und hinterher soll man noch das Maul halten –«

»Vater, ich bitte Dich, sei doch ruhig,« fiel Hermine bitzend ihm in's Wort. »Jeder hat schwache Augenblicke im Leben –«

»Jetzt nennt sie's noch gar schwache Augenblicke!« fuhr der Schneider fort, während er gleich einem gefangenen Raubthiere in dem Gemach auf und ab wanderte. »Schwache Augenblicke! Eine Augenblicks-Sache ist das nach meiner Ansicht doch wohl nicht! Schöne Geschichten! In Ehren alt geworden, muß man in seinen alten Tagen noch die Schande erleben!«

Frau Wacker hatte mit weitgeöffneten Augen bald den Gatten, bald die Tochter angestiert.

»Das kommt davon, wenn man sich nicht um die Haushaltung und was damit zusammenhängt, bekümmert!« platzte sie heraus. »Das hätte ich ja längst erfahren müssen.«

»Natürlich,« erwiderte der Schneider und es lag ein beißender Hohn in dem Tone seiner Stimme. »Aber so geht's, die Mutter kümmert sich mehr um die Klatschvisiten und das Fräulein Tochter – – Herrgott, ich meine, der Kopf müsse mir zerspringen.«

»Na, dazu bedarf es eben keiner besonderen Gehirnerschütterung,« warf die Hausfrau ein, erbittert über den ihr gemachten Vorwurf, »Dein Gehirn vermag nicht viel zu fassen. Ich sehe nicht ein, daß man dieser Kleinigkeit wegen –«

»Kleinigkeit?« schrie der Schneider. »Haha, natürlich ist es eine Kleinigkeit, und was für eine Kleinigkeit! Ehe diese Kleinigkeit erwachsen sein wird, können Gram und Kummer mich längst in die Grube gebracht haben.«

»Er wird sein Kind nicht verleugnen,« sagte Hermine ruhig, »er hat mir zugeschworen, daß diese Verirrung mir nichts von seiner Liebe raube.«

»Kind, ich meine, ein solcher Fall sei oft genug vor der Hochzeit vorgekommen,« fügte die Mutter kopfnickend hinzu, »ohne daß man behaupten kann, die spätere Ehe sei deshalb unglücklich geworden.«

»Die spätere Ehe?« spottete Fritz Wacker. »Weißt Du denn so gewiß, daß die Hochzeit gefeiert wird? Hast Du's vielleicht schriftlich? Der Schwager dieses saubern Herrn hat mir soeben erklärt, daran sei nicht zu denken, der reiche Herr Liebmann könne eine Schneiderstochter nicht heirathen!«

»Was geht uns der Schwager an!«

»Na, der Schwager hat wahrscheinlich den Auftrag, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Er machte mir sogar den Vorschlag, ich möge mich mit einer kleinen Summe begnügen –«

»Das wäre eine Infamie!« rief Hermine entrüstet. »Dazu hat mein Bräutigam ihm keinesfalls Auftrag gegeben.«  
Frau Wacker zuckte geringschätzend die Achseln.

»Wenn Du Grütze im Kopfe hättest, würdest Du sofort herausgefunden haben, daß die Familie sich zwischen die Beiden stellen will, sie wollen es sich eine kleine Summe kosten lassen, um die Heirath zu verhindern, und mich wundert, daß Du nicht in die Falle gegangen bist.«

Fritz Wacker war ein sanguinische Natur, er ließ sich ebenso leicht beruhigen, als in Harnisch bringen.

Die Ansicht seiner Frau leuchtete ihm ein, es war ja möglich, daß die Familie auf eigene Faust handelte. Er blieb stehen, sein Blick ruhte fragend auf dem Gesicht Hermine's.

»Glaubst Du das auch?« fragte er.

»Gewiß,« erwiderte das Mädchen ruhig, »mein Verlobter ist ein Ehrenmann, der sein Wort nicht zurücknimmt.«

»Dann laß' Dir's schriftlich geben,« fuhr der Schneider fort, »ich kann mich nicht eher beruhigen, bis ich's schwarz auf weiß!«

»Aber wozu das?« fragte die Mutter. »Wenn Herr Liebmann sein Ehrenwort –«

»Schwarz auf weiß, das ist besser!«

»Ich will ihn heute Abend darum bitten,« nahm Hermine das Wort, »Du darfst Dich darauf verlassen, daß er die Bitte erfüllen wird.«

»Und dann wirst Du Dich wohl über das neidische Geschwätz der Nachbarn hinweg setzen,« sagte Frau Wacker ironisch, »die Leute gönnen ja Keinem das Weiße in den Augen.«

»Bringt mir das schriftliche Eheversprechen,« erwiderte der Schneider, »ich bezweifle noch sehr, daß Ihr es erhalten werdet.«

»Und was diesen Herrn Schwager betrifft, so mag ich von dem auch nichts wissen,« fuhr die Mutter fort, während sie eifrig weiter strickte, »er hat seinen Reichthum auch nicht auf ehrlichem Wege erworben, und wenn über Einen in der Stadt viel geschwätzt worden ist, so ist er es.«

»Was kümmert das Alles mich!« fuhr der Schneider auf. »Ich halte mich an die Thatsachen; so lange ich das Versprechen nicht mit meinen eignen Augen sehe, halte ich diesen Herrn Bräutigam für einen Schuft!«

Die Beiden schwiegen, aber ihre Geberden verriethen, daß sie auf dieses Urtheil nicht den mindesten Werth legten.

Fritz Wacker polterte noch lange, endlich schwieg er auch, aber die Hast, mit der er die Nadel führte, bewies, daß es in seinem Innern noch immer gewaltig tobte.

FÜNFUNDVIERZIGSTES KAPITEL. BETROGEN!

Hermine baute so fest auf die Treue und den Charakter ihres Bräutigams, daß sie nicht daran gedacht haben würde, jemals ein bindendes Versprechen von ihm zu verlangen, wenn ihr Vater dies nicht so energisch gefordert hätte.

Die Unterredung mit dem letzteren hatte nun doch in ihrer Seele, wenn auch kein ausgeprägtes Mißtrauen, so doch einige leise Zweifel geweckt.

Sie erinnerte sich, daß ihr Verlobter in der jüngsten Zeit oft sehr kalt und einsilbig gewesen war, daß er ihre Fragen über sein Verhältniß zu dem Vater stets ausweichend beantwortet hatte, und diese Erinnerung verbunden mit dem Vorschlage Schenk's und den Befürchnngen ihres Vaters war sehr wohl geeignet, sie zu beunruhigen.

War Hermine auch ein eitles, putzsüchtiges Mädchen, so stand ihr die Ehre doch noch immer zu hoch, als daß sie dieselbe für die Befriedigung ihrer Wünsche hingeben hätte.

Und ihre Ehre war für immer vernichtet, wenn Liebmann sie verließ und sein Wort zurücknahm.

Mit schwerem Heran betrat sie an diesem Abend die Wohnung der Freundin, in der die Zusammenkünfte stattgefunden hatten.

Sie wollte Gewißheit haben, die Eltern und sich selbst beruhigen.

Liebmann kam spät, er war verstimmt.

Den Gruß des Mädchens kaum erwidern, setzte er sich hin, um eine Cigarre anzuzünden und dann den blauen Rauchwölkchen sinnend nachzublicken.

Hermine blickte ihn eine Weile schweigend an, das Benehmen des Verlobten rief ihr alle Befürchtungen des Vaters in's Gedächtniß zurück.

»Du bist verstimmt,« sagte sie.

»Man kann nicht immer heiter gelaunt sein,« erwiderte er, kurz angebunden.

»Du solltest diese ernste, trübe Stimmung wenigstens nicht mit hierher bringen, Carl. Wenn Du im Geschäft Unannehmlichkeiten gehabt hast, weshalb soll ich dafür büßen? Ich habe auch manche Unannehmlichkeiten zu Hause, mein Weg führt auch nicht über Rosen.«

Ein ironisches Lächeln umspielte die Lippen des jungen Mannes.

»Du bist freilich sehr zu bedauern,« spottete er. »Die Dornen stechen wohl sehr?«

»Was berechtigt Dich zu dem Spott?« fuhr Hermine unmuthig fort. »Du hast wahrlich keinen Grund dazu, ich habe Dir Alles, mein theuerstes Gut geopfert –«

»Wie oft soll ich das noch hören!« fuhr Liebmann gereizt auf. »Du hast mich schon so oft auf dieses schwere Opfer aufmerksam gemacht, daß ich der ewigen Klagelieder bald überdrüssig bin.«

Auf der Stirne Hermine's zogen die Falten sich drohend zusammen. So hatte er noch nie zu ihr geredet.

»Meine Schuld ist es nicht, daß ich sie singen muß,« erwiderte sie, und es lag ein gewisser Trotz in dem Tone

ihrer Stimme, »Du hast es so weit gebracht, daß die Leute mit Fingern auf mich zeigen und thust dennoch keinen Schritt, um mich vor den Verlust meiner Ehre zu schützen.«

»Woher weißt Du das?«

»Hast Du vielleicht mit Deinem Vater geredet? Das wäre Deine Pflicht gewesen –«

»Ich fand noch keine Zeit dazu.«

»So sagst Du immer, inzwischen kennt Deine Familie unser Verhältniß, sie bemüht sich uns zu trennen.«

»Vermuthungen –«

»Durchaus nicht. Dein Schwager hat heute Mittag meinem Vater erklärt, von einer Heirath könne nie die Rede sein, er hat ihm eine Summe angeboten, für die ich auf meine Rechte verzichten will!«

Liebmann machte eine Bewegung der Geringschätzung.

»Für diese eigenmächtige Handlung meines Schwagers kann ich nicht verantwortlich gemacht werden,« erwiderte er kühl.

»Du? hast ihn also nicht dazu beauftragt?«

»Nein.«

»Aber mein Vater hat mir die heftigsten Vorwürfe gemacht, ich habe Worte hören müssen, die ich nicht gerne noch einmal hören möchte. Ich habe Dich vertheidigt.«

»Das ewige Einerlei, unterbrach Liebmann sie ungeduldig. »Ich kann's auch nicht ändern, wir müssen Geduld haben.«

»Aber wir müssen nun doch einmal wissen, woran wir sind,« fuhr Hermine mit wachsender Erregung fort; »mein Vater verlangt Sicherheit und Niemand kann bestreiten, daß er kein Recht hat, das zu verlangen. Was mich selbst betrifft, so baue ich noch immer auf die Redlichkeit Deiner Gesinnungen, aber meine Eltern, die Dich nicht kennen, wollen eine Bürgschaft haben, auf die sie sich stützen können, wenn sie den giftigen Zungen entgegengetreten.«

Mit unverholenen Zeichen der Ueberraschung und der Entrüstung hatte Liebmann diese Worte angehört.

Er stieß jetzt sehr energisch die Asche von seiner Cigarre und warf dabei dem Mädchen einen Blick zu, der ihr keinen Zweifel mehr darüber lassen konnte, daß sie ihre Ehre und ihr Lebensglück einem herzlosen Wüstling geopfert hatte.

»Das ist ein eigenthümliches Verlangen,« sagte er mit schneidender Kälte. »Welche Bürgschaft fordert er?«

»Ein schriftliches Eheversprechen.«

So boshaft dämonisch hatten die Augen Liebmann's noch nie das Mädchen angeblickt, wie sie es jetzt thaten.

»Ist das Alles?« fragte er höhrend. »Wenn Dein Vater meinen Worten nicht glauben will, kann ihm auch ein schriftliches Versprechen keine Bürgschaft bieten.«

»Es wird ihn beruhigen.«

»Natürlich, – er wird damit von Haus zu Haus gehen und sich mit dem reichen Schwiegersohn brüsten.«

»Das ist ungerecht, Carl.«

»Ich sehe das nicht ein. Habe ich nicht bisher Alles gehalten, was ich gethan? Du wolltest Schmucksachen und schöne Kleider haben, ich gab sie Dir, Du wolltest Bälle und Concerte besuchen, – ich führte Dich hin, Du hast eine Reise mit mir gemacht was verlangst Du nun noch?«

»Daß Du mich vor dem Verlust meiner Ehre schüttest,« erwiderte Hermine, fieberhaft erregt.

»Ehre? Was ist Ehre?« fragte Liebmann gemessen. »Ich weiß nicht, was Du mit diesem Wort willst. Wenn Du einmal reich wirst, bist Du auch geehrt und angesehen. Uebrigens bitte ich Dich, Deinem Vater zu erklären, ich wisse nicht, was er sich einbilde, er sei doch nur ein Flickschneider und als solcher –«

»Er ist ein Ehrenmann!« rief Hermine. »Gib mir das Versprechen schriftlich, dann wird er sich beruhigen.«

»Fällt mir nicht ein. Ich bin kein Freund von lästigen Fesseln.«

»Bist Du denn nicht schon an mich gefesselt?«

»Gesetzlich nicht.«

»Ah – also waren Deine Worte –«

»Eben nur Worte, insofern hast Du Recht. Du wirst selbst einsehen, daß es mich eine ungeheure Ueberwindung kosten muß, wenn ich Dich zum Altare führen soll, die Kluft zwischen uns ist gewaltig groß. Deshalb thust Du besser, mich nicht so oft daran zu erinnern, zumal ja von Deiner Seite von einem Opfer keine Rede sein kann. Ich habe mich Deinetwegen in Schulden gestürzt, nur, um Deine Wünsche befriedigen zu können; laß es einstweilen dabei bewenden; kommt Zeit, kommt

Rath. Ich werde die Kosten Deiner Niederkunft bestreiten und auch später Dich unterstützen, obschon ich gesetzlich nicht dazu verpflichtet bin. Wenn Deine Eltern mehr verlangen, dann ist es besser, wir trennen uns, den spießbürgerlichen Ansichten eines Flickschneiders kann und werde ich mich niemals fügen.«

Hermine hatte sich erhoben; mit zornblitzenden Augen und kreideweißen Lippen stand sie vor dem herzlosen Egoisten, der sich durch diesen Auftritt den Genuß seiner Cigarre nicht verkümmern ließ.

»Ist das Dein Ernst?« fragte sie, bebend vor Aufregung.

»Gewiß,« erwiderte Liebmann kalt. »So wenig ich auch zur Trennung geneigt hin, ziehe ich sie doch den ewigen Klageliedern vor.«

»Dann hast Du kein Herz für mich und für Dein Kind, dann bist Du ein –«

»Ereifere Dich nicht so sehr, wir können das ja in aller Ruhe abmachen. Ehrlich gesagt, war mir diese Verbindung schon lange etwas lästig, früher lebte man in Deiner Nähe auf, Du warst immer heiter und lustig und diese Heiterkeit verdeckte den Mangel an gesellschaftlicher Bildung, der schroff zu Tage getreten ist, seitdem Du so grieißgrämig geworden bist. Es ist möglich, daß ich damals Dir gesagt habe, ich wolle Dich heirathen, nun ja, man sagt oft viel, was man nicht als bindendes Versprechen betrachten kann. Sage selbst, welche Rolle würdest Du in unsern Kreisen spielen? Jeder muß in seiner Sphäre bleiben, wenn er sich nicht Demüthigungen aussetzen will.«

»So hast Du früher nie gesprochen.«

»Mag sein; wenn ich es nicht that, so dachte ich, Du selbst werdest so vernünftig sein, das einzusehen. Es ist besser für Dich, wenn Du in Deinen Kreisen bleibst, in den höheren Schichten würdest Du über die Achsel angesehen werden. Es ist ja nicht gesagt, daß wir deshalb uns trennen müssen,« fuhr Liebmann nach einer kurzen Pause gleichmüthig fort, »ich werde Dir den Verlust Deiner Hoffnungen und Wünsche zu ersetzen suchen.«

»Auch das noch!« sagte Hermine mit bebender Stimme. »Dieser Vorschlag krönt Deine Schurkerei, er beweist mir, daß Du nie die Absicht gehegt hast, mich zu heirathen. Zur Concubine bin ich Dir allenfalls gut genug, nachdem ich Dir Alles geopfert habe –«

»Weshalb hast Du mir Alles geopfert?« unterbrach Liebmann sie kalt. »Habe ich Dich dazu gezwungen? Glaubst Du deshalb die Rechte einer Gattin an mich geltend machen zu können, so rathe ich Dir, das Gesetz auch zu studiren und damit muß diese Unterredung ein Ende haben. Willst Du Dich mit dem bisherigen Verhältniß begnügen, so ist es mir recht, unter der Bedingung, daß Du nicht mehr über die gebrachten Opfer jammerst, mir ist dieses Gewinsel zuwider. Willst Du dies nicht, so sind wir fortan geschieden und ich werde Dir eine Summe übersenden, die Dich in den Stand fest, die Kosten Deiner Niederkunft und der ersten Pflege Deines Kindes zu bestreiten. Später, wenn ich im Besitz meines Vermögens bin, werde ich Dir jährlich eine Unterstützung zukommen lassen, aber ich mache Dich darauf aufmerksam,

daß dies nur dann geschieht, wenn Du Deine vermeintlichen Rechte ruhen läßt und mir durch Verfolgung derselben keine Unannehmlichkeiten bereitest. Adieu, Deinen Entschluß erwarte ich bis übermorgen.«

Sprachlos vor Bestürzung und Entrüstung blickte Hermine stier auf die Thüre, hinter der der herzlose Wüstling verschwunden war.

Ein Chaos von Gedanken wogte in ihrer Seele und aus diesem Chaos trat nur Eins klar und scharf hervor, die Gewißheit, daß sie entehrt und betrogen, daß ihr ganzes Glück vernichtet war.

Ihre Liebe war dem Haß gewichen, und doch hatte sie ihn je geliebt? Wenn sie gerecht sein wollte, mußte sie sich sagen, daß nicht die Liebe, sondern ihre Eitelkeit, ihr Hochmuth und ihre Putzsucht sie zu Fall gebracht hatten. Sie begriff nicht, daß sie diesen herzlosen Egoisten nicht schon früher durchschaut, daß sie so blind seinen Worten vertraut hatte.

Die Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Sie durfte nicht nachdenken über die Zukunft, über den Hohn und die Demüthigungen, die ihrer harrten, sie durfte nicht an den Gram der Eltern, an die eigne Schmach und den niederträchtigen Betrug denken, wenn sie ihre Seele frei von der Nacht des Wahnsinns halten wollte.

Wie sie nach Hause gekommen war, wußte sie selbst nicht, aus einer tiefen Ohnmacht erwachte sie in den Armen ihrer Mutter und ihr erster Blick fiel auf den Vater, der mit düsterer Miene vor ihr stand.

Sie wollte sich vor ihm niederwerfen, ihn um Verzeihung, bitten, er schloß sie in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

Sie war ja sein einziges Kind, und wenn sie gefehlt hatte, so war auch er nicht ganz frei von Schuld. Er erinnerte sich der Vorwürfe, die Heinrich Schenk ihm gemacht hatte, er mußte ihre Begründung anerkennen.

»Armes Kind!« sagte er leise. »Was zwischen Dir und ihm vorgefallen ist, lese ich in Deinem Gesicht.«

»Ich begreife es nicht,« versetzte Frau Wacker, »ich denke noch immer, es muß ein Irrthum sein. Vielleicht hat die Forderung Deines Vaters ihn erbittert und da mögen wohl in dieser gereizten. Stimmung Worte gefallen sein, die –«

»Worte, die mir beweisen, daß er ein ehrloser Mensch ist, ein Mensch, der weder Herz noch Charakter hat,« unterbrach Hermine sie erbittert.

»Er hat mir sogar den Vorschlag gemacht, es bei dem bisherigen Verhältniß bewenden zu lassen, er hat mich behandelt wie eine öffentliche Dirne, ha – und Niemand war da, der mich an diesem Schurken rächte!«

»Nun, nun, man muß nicht gleich die Sache über's Knie brechen,« begütigte die Mutter.

»Du willst diesen Schuft noch in Schutz nehmen?« fuhr der Schneider auf, unfähig, länger seine Wuth zu bemeistern. »Weib, wenn das Schicksal Deines Kindes Dir so gleichgültig ist, – aber freilich, Du mußt ihn ja zu entschuldigen suchen, Du hast ja –«

»Vater, keine Vorwürfe,« bat Hermine. »Ich bin allein die Schuldige, auf mich häufe Deinen ganzen Groll, aber wenn ich diese Schmach nicht erlebe, dann verzeihe mir wenigstens nach meinem Tode.«

»Du wirst das arme Kind mit Deinen harten Worten zur Verzweiflung treiben,« grollte Frau Wacker. »Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern –«

»Das weiß ich so gut wie Du,« erwiderte der Schneider, »und ich bin weit davon entfernt, der armen Betrogenen Vorwürfe, machen zu wollen, aber es empört mich, wenn man einen solchen Schuft in Schutz nehmen will, der nach göttlichen und menschlichen Gesetzen lebenslänglich im Zuchthause eingesperrt werden müßte. – Ich werde ihm und seinem Herrn Vater meine Ansicht darüber in sehr derben Worten sagen,« fuhr der kleine hagerre Mann, mehr und mehr sich ereifernd fort, während er mit den dünnen, spitzen Händen von Zeit zu Zeit durch sein impertinent blondes Haar fuhr, »ich werde ihnen beweisen, daß ich mich, trotzdem ich nur ein armer Flickschneider bin, ebenso hoch dünke, wie sie.«

»Und was glaubst Du, dadurch zu gewinnen?« fragte Frau Wacker.

»Nichts, ich weiß das, aber es wird mir wohl thun, wenn ich einmal die ganze Galle am geeigneten Orte ausschütten kann.«

»Sie werden Dir die Thüre zeigen, Vater,« sagte Hermine warnend.

»Mir?« rief der Schneider in einem Tone, als ob er an der Spitze eines ganzen Armeecorps stände. »Das sollen sie wagen! Oeffentlich würde ich sie blamiren –«

»Das ist der rechte Weg nicht,« unterbrach die Mutter ihn kopfschüttelnd. »Blamirst Du sie, so blamirst Du auch unser Kind!«

Fritz Wacker wanderte eine geraume Weile auf und ab, er schien ernstlich nachzudenken über die Schritte, die er thun konnte und durfte.

»Es ist wahr,« sagte er endlich ruhig, »zum Scandal darf ich's nicht treiben, leider Gottes werden solche Schurken noch immer in ihren Kreisen in Schuß genommen. Ueber das verführte und betrogene Opfer zuckt man die Achseln, was liegt auch an einer Schneiderstochter! – Aber dem alten Herrn will ich in's Gewissen reden, ich will ihm die Augen öffnen über seinen saubern Herrn Sohn, und erreiche ich auch dadurch auch weiter nichts, als daß er mir zeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat, so habe ich doch wenigstens die Genugthuung, daß sie wissen, wie ich über sie denke und wie sehr ich sie verachte. Du, Hermine, mußt die Stadt verlassen, den Leuten werde ich das Maul zu stopfen suchen. Du gehst zu Deiner Tante nach Mülheim, sie wird Dich aufnehmen, wenn ich ihr die Kosten vergüte. Warte dort Deine Niederkunft ab und gib das Kind irgendwo in Pflege, oder bring' es später mit.«

»Ich überlebe die Schande nicht, Vater!« seufzte das Mädchen.

»Laß' gut sein, Kind,« fuhr der Schneider fort, »eine Schande ist es nicht, wenn man betrogen wird, das kann Jedem begegnen, die Schande trifft ihn, nicht Dich.«

»Die Leute urtheilen anders.«

»Leider Gottes, aber können wir's ändern?«

»Mögen sie schwätzen,« sagte Frau Wacker gering-schätzend, »wir bleiben darum doch, was wir sind.«

»Und wenn ich einmal das große Loos gewinne, werden die Anbeter trotz allem Vorgefallenen dutzendweise Dich umschwärmen,« fügte der Schneider hinzu. »Wenn uns das Glück einmal bescheert würde! Ha, wie stolz und verächtlich wollte ich auf diese ganze Sorte herabsehen, und nicht Einer sollte sich meiner Freundschaft rühmen dürfen! Dieser Schenk, der früher ein einfältiger Junge war, dem ich oft begegnet bin, wenn er für seinen Principal die Packete dutzendweise zur Post trug – wie hoch-nasig sah er auf mich, den Freund seines Vaters, hinab! Hätte ich damals in China die Prinzessin geheirathet, die Prinzessin Tshi – Tscha – Fou – Tschum, könnte ich heute –«

»Du bist ein Narr sammt Deinen Prinzessinnen und Deinen Abenteuern in China,« unterbrach Frau Wacker zornig ihren Gatten, der über seinem Lieblingsthema bereits die ernstesten Forderungen der Gegenwart vergessen hatte, »geh' zu Bett und denk darüber nach, ob wir die Liebmann's nicht zwingen können, Hermine zu heirathen.«

»Zwingen?« rief der Schneider spottend. »Beide, Vater und Sohn? Sei doch vernünftig!«

»Und wenn wir sie zwingen könnten,« sagte Hermine erregt, »ja, wenn dieser meineidige Mensch vor mir auf den Knien um meine Hand bettelte, ich würde sie ihm nicht geben. Ich verachte ihn zu sehr, nachdem ich seinen Charakter kennen gelernt habe.«

Fritz Wacker gab durch ein Kopfnicken zu erkennen, daß er dieser Ansicht beipflichtete.

»Das sage ich auch,« versetzte er, »einen solchen Menschen kann man nur verachten. Aber sagen will ich es ihnen, sie sollen erfahren, daß man sich nicht als Leibeigene dieser Herren betrachtet.«

Frau Wacker bemühte sich vergeblich, ihren Gatten von diesem Vorhaben abzubringen, sie hoffte im Stillen noch immer, daß der Zwist beigelegt werden könne, es fiel ihr schwer, ihren lang gehegten Wünschen und Hoffnungen in Bezug auf die Zukunft Hermine's zu entsagen.

Der Schneider aber beharrte auch am nächsten Morgen noch bei seinem Entschluß, er hielt es für unvereinbar mit seiner Ehre, daß er diese Schmach geduldig und schweigend tragend sollte, er mußte seinem Herzen Luft machen, und so trat er denn am Vormittag den schweren Gang zum Hause des reichen Fabrikanten an.

#### SECHSUNDVIERZIGSTES KAPITEL. STOLZ UND EHRE.

Theodor Liebmann hatte in Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohne ein außerordentlich vortheilhaftes Geschäft an der Börse abgeschlossen.

Seitdem Heinrich Schenk von der Hochzeitsreise zurückgekehrt war, hatte der Fabrikant sich oft an einzelnen

Speculationsgeschäften des Hauses Peter Paul Scheerenberg selige Wittwe betheilt und schon manchen bedeutenden Gewinn eingestrichen.

Da war es natürlich, daß er auf seinen Schwiegersohn große Stücke hielt und daß der letztere einen immer größeren Einfluß auf den alten Herrn gewann, der dem Sohne Liebmann's verderblich werden sollte.

Carl Liebmann ahnte das nicht im Entferntesten, im Gegentheil, er freute sich dieses wachsenden Einflusses, weil er hoffte, Heinrich werde denselben zu Gunsten seines Schwagers benutzen.

Er hatte ihn schon oft gebeten, ihm die Summe zur Deckung des Wechsels zu verschaffen, aber Heinrich zeigte noch immer keine Lust dazu; er gab vor, daß er noch nicht wagen dürfe, mit dem alten Herrn darüber zu reden und er selbst die Mittel nicht besitze, den Wechsel zu decken.

Das Einzige, wozu er sich endlich verstand, war, daß er den Wucherer bewog, den Wechsel nochmals zu verlängern; wodurch er das erreicht hatte, blieb dem Schuldner ein Geheimniß.

So standen die Sachen an dem Tage, an welchem Liebmann mit der Tochter des Schneiders brach.

Heinrich suchte an demselben Abend seinen Schwager in der Weinschenke auf und sprach unverholen mit ihm über diese Liebschaft.

Da erfuhr er denn, was vorgefallen war, und es unterlag keinem Zweifel, daß der Vater des verführten Mädchens sich schon am nächsten Tage bei dem Fabrikanten beschweren würde.

Er kannte das leicht erregte, reizbare Temperament Wackers und den hochfahrenden Stolz Liebmann's, er sah voraus, daß es im Hause des letztern zu einem sehr heftigen Austritt kommen würde, und die Folgen dieses Auftritts auf den jungen Herrn zurückfallen mußten.

Woran er nie zuvor gedacht hatte, das that er heute, er besuchte am Vormittage seinen Vater, um zu hören, ob sein Bruder Otto etwas von sich hatte hören lassen. Bertram Schenk konnte sein Erstaunen über diesen unerwarteten Besuch und diese ungewohnte Theilnahme nicht verhehlen.

»Es ist schön,« sagte er, »daß Du endlich einmal an dem Schicksal Deines Bruders Antheil nimmst, ich meine, das hättest Du schon früher thun sollen.«

Heinrich trat an's Fenster und blickte auf die Straße hinaus.

»Ich hatte nicht die Zeit dazu,« erwiderte er achselzuckend, »wenn Du mir die Briefe Otto's zuschicken wolltest, so wäre mir das lieb.«

»Sehr gern,« fuhr der Schenk wirth fort, während er bedächtig eine Prise nahm, »aber ich fürchte, der letzte Brief wird Dich nicht angenehm berühren. Otto beklagt sich darin bitter über Dich.«

»Ueber mich?«

»Ja. In Paris —«

»Ach so – es ist wahr, ich hätte ihn freundlicher empfangen können, aber die unerwartete Begegnung, meine Abspannung –«

»Er schreibt, Du habest Dich herzlos benommen und Deine Frau sei so stolz und kalt gewesen –«

»Dafür wird er mich doch nicht verantwortlich machen wollen?« spottete Heinrich. »Er hat mir Worte gesagt, die mich, wenn ein Anderer sie mir gesagt hätte, bewogen haben würden, dem Unverschämten die Thüre zu zeigen. Und das ohne allen Grund! Ich weiß nicht, weshalb er diesen Groll gegen mich hegt, meine Schuld ist es doch nicht, daß er auf keinen grünen Zweig kommen kann. Wenn er neidisch auf mich ist, so läßt sich das erklären, aber er sollte wenigstens so klug sein, diesen Neid zu verbergen.«

Der Schenkwrith klopfte gedankenvoll auf den Deckel seiner Dose.

»Der arme Schelm hat wieder Unglück gehabt,« sagte er, ohne auf die Rechtfertigung seines Sohnes einzugehen. »Kurz nach der Zusammenkunft mit Dir wurde er verhaftet unter der Beschuldigung, er sei ein preußischer Deserteur. Er sollte in die Fremdenlegion eingereiht und nach Algier gebracht werden, es gelang ihm aber, in Marseille zu entfliehen.«

»Nun? Was weiter?« fragte Heinrich, der noch immer unverwandt hinausblickte.

»Ein Schiffskapitän nahm sich seiner und seines Freundes Nikolas Schwarz an. Das Schiff war nach London bestimmt, es scheiterte an der englischen Küste. Der

Schiffskapitän und die beiden Freunde waren die Einzigen, die mit dem Leben davorkamen, sie retteten sich dadurch, daß sie sich an einen Balken anklammerten, der sie nach einer Fahrt von über zwölf Stunden an Land brachte. Aber Du hörst ja nur halb –«

»Ich höre Alles, fahre nur fort.«

»Weißt Du, was Strandräuber sind?«

»Ich habe davon gehört. Gesindel, welches and den Küsten wohnt und –«

»Ganz recht, Kannibalen, die jeden Schiffbrüchigen berauben und ermorden, damit er ihr schändliches Verbrechen nicht verrathen kann. Unter dieses Gesindel fielen die Geretteten –«

Eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich in diesem Augenblick des jungen Mannes.

Er ergriff seinen Hut und eilte der Thüre zu.

»Das ist ja Alles sehr schön,« sagte er, »schicke mir doch den Brief, ich habe jetzt leider keine Zeit.«

Verduzt blickte Bertram Schenk seinem Sohne nach, der hastig hinausstürmte.

»Was bedeutet das?« brummte er, während er ihm folgte.

»Weshalb hat er's plötzlich so eilig?«

Der Schenkwirth fand auf diese Fragen keine befriedigende Antwort.

Als er die Hausthüre erreichte, sah er seinen Sohn in der Ferne davoneilen, einige Schritte hinter ihm ging der Schneider Wacker.

Daß Heinrich durch seinen Besuch nichts weiter beabsichtigt hatte, als den Augenblick abzuwarten, in welchem der Schneider den Weg zum Hause Liebmann's antrat, konnte der Schenkwrith freilich nicht ahnen.

Heinrich's eilte an den Schneider vorbei, der, in seinen Gedanken versunken, den jungen Herrn nicht einmal bemerkte und trat eine Viertelstunde später mit einem heitern Lächeln auf den Lippen in das Cabinet seines Schwiegervaters.

»Ich bringe gute Nachrichten,« sagte er, »die Course sind wieder gestiegen, wir werden mit unsern österreichischen Papieren ein ausgezeichnetes Geschäft machen. Es ist noch immer Zeit, zu kaufen, aber ein großes Geschäft gibt's nicht mehr, ich ziehe deshalb vor, meine Aufmerksamkeit andern Papieren zu widmen. Aber was haben Sie? Sie blicken ja so finster d'rein, als ob – – haben Sie unangenehme Nachrichten erhalten?«

Der Fabrikant fuhr mit der Hand über die Stirne und warf seinem Sohne einen Blick zu, in welchem Heinrich deutlich sah, daß zwischen den Beiden etwas vorgefallen sein mußte, was dem alten Herrn Anlaß zu ernstern Vorwürfen gegeben hatte.

»Es ist nichts,« erwiderte er ausweichend. »Also wieder gestiegen. In der That sehr angenehm. Wie viel werden wir verdienen?«

»Ich denke, nach ungefährer Berechnung Sie zwanzig, ich dreißigtausend Thaler.«

»Sie sind ein Glückskind!«

»Ich leugne das nicht. Sie werden aber auch zugeben, daß ich weiß, wie's gemacht wird! Wer etwas gewinnen will, muß auch etwas wagen können, – das ist das ganze Geheimniß.«

»Es kann auch einmal schief gehen,« warf Carl Liebmann, der ebenfalls heute sehr schlecht gelaunt zu sein schien, ein.

Heinrich zuckte die Achseln, ein ziemlich lautes, ungestümes Pochen hinderte ihn die Antwort zu geben, die ihm auf der Zunge schwebte.

Da er der Thüre zunächst stand, so beeilte er sich, dieselbe zu öffnen, er wußte sehr genau, wer Einlaß begehrte.

Fritz Wacker blieb auf der Schwelle des Gemachs stehen, sein Blick ruhte durchdringend auf dem Sohne des Fabrikanten, der beim Anblick dieses Mannes erbleichte.

»Da treffe sich ja die ganze Familie beisammen,« sagte er, »desto besser.«

Befremdet blickte Liebmann den Eintretenden an.

»Was wünscht Ihr?« fragte er in kurz angebundenem Tone. »Geht in's Comptoir –«

»Mein Besuch gilt Ihnen und Ihrem sauberen Herrn Sohne,« erwiderte der Schneider, der im Bewußtsein seines Rechtes entschlossen war, sich nicht einschüchtern zu lassen, »mit Ihrem Comptoir-Personal habe ich nichts zu schaffen.«

Liebmann warf seinem Sohne einen fragenden Blick zu.

»Was bedeutet das?« fragte er. »Wenn Du mit diesem Manne eine Privatsache zu ordnen hast, so führe ihn in Dein Zimmer, hier ist nicht der Ort dazu, derartige Angelegenheiten zu verhandeln.«

»Nein, hier, in Ihrem Beisein will ich diesem Herrn sagen, daß er ein Schuft ist,« fuhr der Schneider auf, den diese kurze, geringschätzende Abfertigung nur noch mehr erbitterte. »Wenn er's leugnen kann, mag er's thun, ich glaube nicht, daß er den Muth dazu hat.«

Carl Liebmann hatte seine Fassung wieder gefunden, er hoffte, den Flickschneider einzuschüchtern, wenn er ihm eine freche Stirne zeigte.

»Was sollen diese Redensarten?« erwiderte er. »Ich erinnere mich nicht, Euch je gesehen zu haben, was berechtigt Euch, hier, einzudringen und mir Grobheiten zu sagen, für die ich vor Gericht Euch belangen werde? Wer seid Ihr?«

»Ah, auch das noch!« sagte der Schneider mit dumpfer Stimme. »Aber freilich, ich hätte es erwarten können, es ist ja das einzige Mittel, meiner Anklage entgegenzutreten! Wer ich bin? Der Schneider Fritz Wacker, das wissen Sie so gut, wie ich selbst es weiß.«

»Ich habe nicht die Ehre,« spottete Liebmann.

»Macht's kurz,« sagte der Fabrikant. »Was wünscht Ihr?«

Fritz Wacker blickte abwechselnd bald den Vater, bald den Sohn an, es empörte ihn, sich so behandelt zu sehen.

»Ich will mich kurz fassen,« erwiderte er, »so kurz wie möglich. Mein Herr, ich habe eine Tochter, sie ist mein

einziges Kind. Dieser junge Mann nun hat meine Tochter verführt und entehrt und da meine ich wohl das Recht zu haben, für diese Schmach Genugthuung zu fordern. Er hat ihr die Ehe versprochen und nun, da sie ihn an sein Versprechen erinnert, weis't er sie mit Spott und Hohn zurück.«

Der Blick des Fabrikanten ruhte mit dem Ausdruck ernster Strenge auf dem Gesicht des jungen Mannes, der Anfangs trotzig diesem Blick begegnete, dann aber verwirrt die Wimpern senkte.

»Und was verlangt Ihr nun?« fragte Liebmann kalt. »Glaubt Ihr, ihn zwingen zu können, sein Versprechen einzulösen?«

»Nein, bei Gott, wenn ich es könnte, würde ich es nicht thun,« erwiderte der Schneider rasch. »Ich möchte diesem Menschen das Glück meines Kindes nicht anvertrauen.«

»Wenn Ihr das nicht wollt, was ist denn der Zweck Eures Besuchs?« fragte der junge Herr gereizt. »Uebrigens ist die Sachlage nicht so, wie Ihr sie schildert. Es ist mir nicht eingefallen, einer Schneiderstochter die Ehe zu versprechen –«

»Still!« unterbrach der Fabrikant ihn streng. »Ihr werdet einsehen, guter Freund, daß von einer Heirath zwischen meinem Sohne und Eurer Tochter nicht die Rede sein kann. Was zwischen den Beiden vorgefallen ist, weiß ich nicht, jedenfalls aber steht es fest, daß Eure Tochter die Hauptschuld trägt. Sie mußte wissen, daß die Kluft zwischen ihr und meinem Sohne zu groß war, wenn sie

dennoch sich verführen ließ, so darf sie sich wegen der Folgen nicht beklagen. Das ist meine Ansicht, der jeder vernünftige Mensch beipflichten muß. Indeß bin ich, um einen Eclat zu vermeiden, nicht abgeneigt, das Mädchen zu unterstützen –«

»Dieses Anerbieten hatte ich erwartet,« entgegnete der Schneider, »Herr Schenk hat's mir ja gestern schon gemacht. Hören Sie nun auch meine Antwort. Es ist wahrlich keine Kunst, ein Mädchen zu verführen; wer das versteht, der findet viele Wege, auf denen er seinen Zweck erreichen kann. In meinen Augen aber ist der, welcher darauf ausgeht, ein unschuldiges Mädchen zu bethören und ihr ganzes Leben zu vergiften, ein erbärmlicher Schuft, den jeder Ehrenmann verachten muß. Nicht minder erbärmlich ist es, den Verlust der Ehre mit Geld ausgleichen zu wollen, so viel Gold besitzen Sie nicht, daß Sie diesen Verlust mir ersetzen könnten.«

Der Fabrikant hatte die Glocke gezogen, die Adern auf seiner Stirn schwellen drohend an.

»Mäßigen Sie sich,« warnte Heinrich.

»Mäßigen?« fuhr der Schneider auf. »Wenn mir dieser Hohn geboten wird? Natürlich, wo das Geld ist, da ist auch Macht und Ansehen, wir Armen sind die Leibeigenen, die Alles ertragen, Alles dulden sollen. Vor dem ehrlichen Manne, wenn er arm ist, zieht Niemand den Hut, vor dem reichen Schurken kriechen Alle im Staube. Ich will damit nicht sagen, daß die Reichen alle herzlose, egoistische Menschen seien, Gottlob, es gibt Viele unter ihnen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, aber

diese Liebmann'sche Sippschaft ist von der richtigen Sorte –«

»Hinaus mit diesem arroganten Flegel!« donnerte der Fabrikant dem Hausknecht zu, der bei den letzten Worten des Schneiders eingetreten war.

Der Hausknecht, ein starker, robuster Mann, ergriff mit derber Hand den Rockkragen des Schneiders, und ehe Fritz Wacker nur daran denken konnte, einen Versuch zur Vertheidigung zu machen, befand er sich schon vor der Hausthüre, die geräuschvoll hinter ihm in's Schloß fiel.

Nichtsdestoweniger that es seinem Herzen wohl, den Beiden seine Ansicht in derben Worten gesagt zu haben, und dieses Gefühl der Befriedigung gab ihm seinen Humor zurück.

»Gerade, wie in China,« murmelte er, während er, ohne sich umzublicken und ohne die Schadenfreude der Zeugen dieser Scene zu bemerken, den Heimweg antrat, »wenn man den Leuten die Wahrheit sagt, erntet man nur Undank.«

Der Fabrikant stand mit verschränkten Armen seinem Sohne gegenüber.

In seinen Augen loderte ein wildes Feuer und der finstre Ausdruck seiner Züge verrieth das drohende Gewitter.

»Mir ist in den letzten Tagen Manches über Deine Lebensweise zu Ohren gekommen,« sagte er grollend, »Manches was mir nicht gefällt. Ich warne Dich, Carl, ich bin nicht gesonnen, das, was ich mir mühsam erworben

habe, durch Dich vergeudet zu sehen. Man sagt, Du seiest ein Hazardspieler –«

»Wer sagt das?« warf der junge Mann trotzig ein.

»Bertha!«

»Ah – sie möchte gerne –«

»Welche Absichten sie dabei hat, ist mir gleichgültig, daß ihre Behauptung wahr ist, wirst Du gegenüber den Beweisen, die ich besitze, nicht leugnen können. Nun kommt die fatale Geschichte mit der Schneiderstochter dazu. Ich verlange, daß diesem Lebenswandel gründlich ein Ende gemacht wird und will hoffen, daß nicht eines Tages Schulden aufgedeckt werden, die – – Du verstehst mich, richte Dich danach.«

Der alte Herr verließ nach diesen, in sehr ernstem, eindringlichen Tone gesprochenen Worten das Cabinet.

»Mein Gott, wie wird das enden!« seufzte Liebmann rathlos.

Heinrich zuckte gleichmüthig die Achseln.

»Du hast zu toll gewirthschaftet,« erwiderte er kühl, »wenn's dem Esel zu wohl wird –«

»Ah, Ihr Alle seid gegen mich verschworen!« rief Liebmann gereizt auf. »Du hast den Schneider mir auf den Hals gehetzt, Du hast Bertha bewogen, dem Vater Mittelheilungen zu machen, Du –«

»Nur immer weiter im Text,« unterbrach Heinrich ihn spottend. »Jemand muß ja die Schuld tragen, es ist so bequem, einen Sündenbock zu haben! Ich habe natürlich Dich zum Spiel verleitet, ich habe Dich veranlaßt, das

Mädchen zu verführen und den falschen Wechsel auszustellen.«

»Um Gotteswillen, sprich nicht so laut.«

»Weshalb nicht? Ich bin ja der Schuldige, was kann's Dich kümmern?«

»Ich bitte Dich, sei doch nicht gleich so aufgebracht. Ich habe ja nur Dich, der mir helfen kann, und Du mußt mir helfen, Heinrich, oder ich bin verloren.«

»Helfen?« fuhr Heinrich ruhig fort. »Du gleichst dem verwegenen Schwimmer, der im Uebermuth die reißendste Strömung durchschwimmen will. Wenn er nicht mehr die Macht hat, sich ihr entgegen zu stemmen, wenn der Wirbel ihn erfaßt hat, dann schreit er um Hülfe.«

»Aber Du kannst helfen.«

»Zeige mir die Mittel und ich will sehen, ob ich es kann.«

»Du bist reich.«

»Nur vermögend.«

»Du hast vorhin noch erklärt, daß Du dreißigtausend Thaler –«

»Ganz recht, aber dieses Geld ist nicht flüssig und, davon abgesehen, kannst Du nicht verlangen, daß ich sechszehntausend Thaler zum Fenster hinauswerfen soll.«

»Sie sind Dir nicht verloren.«

»So sagst Du.«

»Im Nothfalle wird Bertha –«

»Ich denke, sie hat Dir oft und deutlich genug gesagt, daß sie ihren Brautschatz nicht angreifen will.«

»Das heißt mit dürren Worten, Ihr wollt mir Beide nicht helfen,« erwiderte Liebmann im Tone der Verzweiflung. »Ihr habt ein Interesse dabei –«

»Wir haben nur das Interesse, daß wir unser gutes Geld nicht vergeuden wollen,« unterbrach Heinrich ihn kühl. »Ich wüßte nicht, welches andere Interesse uns leiten könnte. Uebrigens kannst Du das auch nicht verlangen, wir sind nicht verpflichtet, Deinen unverantwortlichen Leichtsinn gut zu heißen und die Summen, die Du verschwendet hast, zu ersetzen. Das wird selbst Dein Vater nicht thun, die Summe ist zu groß.«

»Du hast mir versprochen –«

»Mit Deinem Vater zu reden, allerdings. Aber kannst Du nach den Worten, die Du eben gehört hast, glauben, daß er den Wechsel einlösen wird? Ich will mit ihm reden, aber ich möchte Dir rathen, es nicht zu wünschen.«

»Aber, mein Gott, was soll ich denn thun?« fragte Liebmann, fieberhaft erregt.

»Da ist nur noch ein Weg, tritt eine Reise an, gleichviel, wohin und warte in der Ferne ab, bis die Geschichte hier geordnet wird. Will Dein Vater nicht zahlen, so kannst Du wenigstens nicht verhaftet werden, löst er den Wechsel ein, so ist, wenn Du zurückkehrst, sein erster Zorn verraucht. Das ist, nach meiner Ansicht, der beste Weg, ich muß es Dir überlassen, ob Du ihn gehen willst.«

Liebmann war in Gedanken versunken.

»Was werden die Leute sagen, wenn sie hören, daß ich mich heimlich entfernt habe!« sagte er. »Was werden

sie sagen, wenn das Haus Otto Schirmer und Sohn Dich verhaften läßt, wegen Wechselfälschung.«

»So weit wird es mein Vater nicht kommen lassen.«

»Du kennst sein jähzorniges Temperament –«

»Zudem habe ich ja auch nicht die Mittel, eine solche Reise zu machen.«

»Pah, als Associé des Geschäfts kann es Dir doch nicht schwer fallen, einige hundert Thaler einzukassiren!«

»Damit würde ich nicht ausreichen.«

»Für die ersten Wochen wäre es genug, später kann Rath geschafft werden. Für alle Fülle rathe ich Dir, den Ort, an welchem Du weilst, geheim zu halten, damit Dein Vater und Jacob Herz Dich nicht verfolgen können; Du kannst mir schreiben, ich werde Dir unter einer andern Adresse antworten, wie es hier aussieht. Sobald die Sache geordnet ist und Dein Vater sich in das Unabänderliche gefügt hat, kannst Du zurückkehren, ich werde Dir darüber ganz genaue Mittheilungen machen.«

»Am einfachsten wäre es –«

»Wenn ich den Wechsel einlöste,« fuhr Heinrich gemessen fort, während er seinen Hut nahm. »Du kennst die Gründe, welche mir verbieten, das zu thun, wenn ich aber in anderer Beziehung Dir nützlich sein kann, so soll das gewiß geschehen. Ueberlege Dir das; wenn Du hier bleibst, setzest Du Dich der Gefahr aus, eingesteckt zu werden.«

Er entfernte sich; daß seine Saat Früchte tragen werde, bezweifelte er durchaus nicht.

Als er den Weg zu seiner Wohnung einschlagen wollte, erinnerte er sich seiner Unterredung mit dem Vater und daß er diese so kurz abgebrochen hatte.

Er fühlte, daß es den alten Mann befremden und peinlich berühren mußte, wenn er nicht zurückkehrte, um sich über das Schicksal seines in England weilenden Bruders zu erkundigen.

So ging er denn hin, um, wenn auch nur zum Schein, seine Theilnahme zu beweisen und wegen seiner vorherigen eiligen und auffallenden Entfernung sich zu entschuldigen.

Bertram Schenk fühlte sich durch diese Entschuldigung in etwa mit dem Benehmen seines Sohnes ausgesöhnt, wenn er auch die Gründe der Entschuldigung selbst so unbedingt nicht gelten lassen konnte.

»Wenn Du auch ein wichtiges Geschäft vergessen hättest, so lange konntest Du doch warten, bis ich mit meinen Mittheilungen zu Ende war,« sagte er, während er mit einem vorwurfsvollen Blick auf den jungen Mann in die Dose griff. »So viel Liebe muß man für einen Bruder haben, daß man –«

»Daß ich sie habe, beweist meine Rückkehr,« unterbrach Heinrich ihn ruhig. »Also, wie ist's ihm weiter gegangen?«

»Also, ich sagte Dir, er sei unter die Strandräuber gefallen?«

»Ganz recht.«

»Der Schiffskapitän hat nun Otto und dessen Freund gerettet. Er brachte die Beiden, die ohnmächtig waren,

an eine Stelle, auf der sie von dem Gesindel so bald nicht entdeckt werden konnten. Nichts desto weniger sah der Kapitän, als er am Morgen erwachte, ein junges Mädchen vor sich, welches Miene machte, die Flucht zu ergreifen, wahrscheinlich, um den Genossen den Fund anzuzeigen. Der Kapitän sprang auf und zwang es, zu bleiben. Es gelang ihm, dieses Mädchen dadurch, daß er ihm einen Ring schenkte, zu bewegen, sie nicht zu verrathen und ihnen heimlich Speise und einen Trunk Wasser zu bringen. In jenem Versteck blieben die Drei bis zum Abend und Du kannst denken, daß sie in beständiger Todesangst schwebten. Neugestärkt, mit einigen Mundvorräthen versehen, schlichen sie am Abend davon. Das Mädchen hatte ihnen den Weg, so gut sie es vermochte, beschrieben und so gelangten sie denn, nach einer sehr langen, mühsamen und gefahrvollen Wanderung in eine Stadt, in der die Schiffbrüchigen eine recht herzliche Aufnahme fanden. Von hier aus wurden sie nach London befördert, wo Otto seine glücklicherweise geretteten Empfehlungsbriefe an ihre Adressen beförderte. Ein Herr Harrison, Besitzer eines sehr bedeutenden Etablissements, hat die Beiden gleich darauf engagirt und aus den Mittheilungen Otto's zu schließen, muß es ihnen dort recht wohl gehen.«

»Das freut mich,« sagte Heinrich kühl. »Hoffentlich wird er in England eine dauernde Stellung finden.«

Der Schenkwirth schüttelte den Kopf.

»Das glaube ich nicht,« erwiderte er. »Er sehnt sich nach Deutschland zurück, und das finde ich begreiflich,

ein Deutscher kann nie seine Heimath vergessen. Na, ich denke, wenn er sich genug Kenntnisse erworben hat, so wirst Du ihm wohl unter die Arme greifen, Du bist ja schon jetzt so reich –«

»Reich?« unterbrach Heinrich den Vater ruhig. »Ich weiß nicht, was die Leute wollen, die mich reich nennen. Das Wenige, was ich mir erworben habe, liegt fest, ich kann's in meinem Geschäfte nicht entbehren.«

»Nun, nun, er ist ja auch noch nicht hier; darüber werden immerhin noch einige Jahre verstreichen, bis dahin kannst Du, wenn's so fortgeht, Millionair sein.«

Heinrich schwieg, das spöttische Lächeln, welches seine Lippen umspielte, hätte dem alten Manne beweisen müssen, daß er auf eine Erfüllung dieser Hoffnung auch dann nicht rechnen durfte, wenn sein Sohn ein Krösus geworden war.

## SIEBENUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DER WEG DES VERBRECHENS.

Als Heinrich in seine Wohnung zurückkehrte, theilte der Buchhalter ihm mit, daß ein englischer Herr schon seit einer Stunde ihn im Cabinet erwarte.

Dieser Herr war ein großer, hagerer Mann, der trotz seiner eleganten, gewählten Kleidung, trotz seinen Brillantringen und seiner schweren goldenen Uhrkette, durch den finstern, tückisch lauernden Ausdruck seiner Züge einen sehr unangenehmen, abstoßenden Eindruck machte.

Es lag etwas Dämonisches in diesem Gesicht, Etwas, was dem Charakter dieses Mannes ein sehr schlimmes Zeugniß gab.

Er überreichte dem jungen Herrn seine Karte, die nur den Namen ›Merville‹ trug.

Lebhaft überrascht blickte Heinrich den Gast an.

»Ich hatte Sie erst Morgen erwartet,« sagte er, »aber je eher, desto besser. Sie haben den alten Herrn noch nicht gesehen?«

»Nein,« erwiderte Merville, der auf einen einladenden Wink des jungen Herrn hin Platz genommen hatte, »ich wollte vor allen Dingen mit Ihnen reden.«

Heinrich nickte.

»Sie sind also bereit, auf meine Vorschläge einzugehen?« fragte er.

»Vorausgesetzt, daß wir uns über die Bedingungen einigen.«

»Ich bezweifle keineswegs, daß dies geschehen wird.«

»Sie haben wahrscheinlich über meine Bedingungen schon nachgedacht?«

»Ja.«

Der stechende Blick des Engländers ruhte lauernd auf dem Gesicht Heinrich's, in welchem kein Zug verrieth, was in seiner Seele vorging.

»Ich habe Ihnen geschrieben, daß ich keine dieser Bedingungen fallen lassen könne,« sagte er.

»Ich weiß das,« erwiderte Heinrich ruhig. »Sie übernehmen es ganz allein, den Betreffenden in die Falle zu

locken und zwar so, daß, wenn es Ihnen nicht gelingen sollte, ich in keiner Weise compromittirt werden kann.«

»Das übernehme ich unter der Bedingung, daß Sie den alten Mann unter einem beliebigen Vorwande bewegen, mich freiwillig nach London zu begleiten.«

»Gut. Sie erhalten alsdann jährlich zweihundert Pfund Sterling und an dem Tage, an welchem Sie mir mittheilen, daß er gestorben sei, tausend Pfund. Ich denke, es kann Ihnen nicht, schwer fallen, diese Angelegenheit ganz nach meinem Wunsche zu ordnen, Irrsinnige sterben ja oft plötzlich.«

»Natürlich,« erwiderte Merville achselzuckend, »ich habe derartige Fälle oft gehabt. Mein Institut zeichnet sich sogar aus durch die vielen Todesfälle –«

»Und man hat nie Verdacht geschöpft?«

»Nie.«

»Aber ich setze den Fall, die Behörde ordnet plötzlich eine ärztliche Untersuchung ihrer Patienten an –«

»So sind Vorkehrungen getroffen, die mich vollständig sicher stellen.«

»Sie haben den Fall schon gehabt?«

»Zweimal.«

»Und die Herren Doctoren mußten unverrichteter Sache wieder abziehen?«

»Ja.«

»Dann müssen Sie in der That gute Vorkehrungen getroffen haben.«

Merville zuckte geringschätzend die Achseln.

»Wenn man mir sagt, der neu aufzunehmende Patient sei irrsinnig, so muß ich das glauben,« erwiderte er, »auch dann, wenn kein Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung vorliegt. Jeder Irrsinnige hat ja lichte Augenblicke und in einem solchen Augenblick darf man sich nicht täuschen lassen. Da habe ich ein gutes Mittel, um mir einen Beweis zu verschaffen. Ich sperre den Patienten in eine Zelle ein, in der einige Tobsüchtige, allerdings durch Ketten unschädlich gemacht, sich befinden. Wenn er diesen eine Zeit lang Gesellschaft geleistet hat und außerdem in der Kost ziemlich knapp gehalten worden ist, zeigt es sich, ob der Patient geisteszerrüttet ist, oder nicht –«

»Das heißt, wenn er es noch nicht war, muß er es in dieser Gesellschaft werden,« spottete Heinrich.

»Hm – das kann man natürlich nicht untersuchen, und die Verantwortung trifft ja die, welche mir den Patienten mit der Behauptung übergeben haben, er sei wahnsinnig.«

»Aber wie ist es, wenn eine von der Behörde beauftragte Commission Ihr Haus durchsucht?«

»Das geschieht nie, ohne daß ich nicht vorher einige Andeutungen erhalte. Alsdann werden die Patienten, die sehr stark an lichten Augenblicken leiden, in ein verstecktes Gemach geschafft und dort scharf bewacht. Wer ein Geräusch macht, wird in die Zwangsjacke gesteckt und außerdem mit der Peitsche gezüchtigt, in der Regel aber wissen diese Leute nicht, weshalb sie von ihren Gefährten abgesondert sind.«

»Nun aber verlangt die Commission gerade einen dieser Patienten zu sehen.«

»Ganz recht, das ist ja der einzige Zweck dieser Untersuchung. Da habe ich denn immer einige Subjecte in Bereitschaft, von denen ich den Einen oder den Andern vorführen lasse; natürlich ein recht tobsüchtiges Subject, welches, wenn die Commission Bedenken hegt und schärfer untersuchen will, sich plötzlich befreit und auf die Herren stürzt. Ich sage Ihnen, das hilft sofort, jeder Zweifel schwindet, die Herren eilen davon, so rasch sie es vermögen.«

Heinrich bot dem Engländer eine Cigarre an und zog die Glocke.

»Eine Flasche Wein und drei Gläser,« befahl er dem eintretenden Hausknecht. »Bitten Sie Herrn Scheerenberg, hierher zu kommen, ein fremder Herr wünscht mit ihm zu reden. – Ueberlassen Sie die Einleitung mir,« wandte er sich zu dem Letzteren, »gehen Sie auf den Plan, den ich mit wenigen Worten entwickeln werde, ein. Sie werden finden, daß er sehr einsilbig und mißtrauisch ist, behandeln Sie ihn vorsichtig.«

Gleichzeitig mit dem Hausknecht, der den Wein brachte, trat Scheerenberg ein.

»Herr Merville aus London!« stellte Heinrich den Fremden vor. »Er kommt, um uns ein sehr vortheilhaftes Geschäft anzubieten.«

Scheerenberg verbeugte sich.

»Ein Geschäft, an welchem wir, wenn wir in's Geschirr gehen, jedenfalls zehntausend Thaler verdienen,« fuhr

Heinrich gelassen fort. »Es handelt sich um einen bedeutenden Getreide-Ankauf, wir sollen die Lieferung übernehmen, die Preise, die mir geboten werden, sind äußerst günstig.«

»Ich verstehe davon nichts,« erwiderte der alte Mann ruhig; »Die Speculationsgeschäfte haben Sie ja bisher allein besorgt, wenn Sie also glauben, daß wir ein gutes Geschäft machen werden, so schließen Sie es in Gottes Namen ab.«

Heinrich füllte die Gläser und stieß mit den Beiden an.

»Halb und halb ist das schon geschehen,« sagte er, »aber es handelt sich hier darum, daß Einer von uns diesen Herrn begleitet, um drüben mit den Geschäftshäusern direkt abzuschließen. Herr Merville ist nur Agent. Ich würde sofort dazu bereit sein,« fuhr Heinrich in seiner Rede fort, »wenn ich hier abkommen könnte, aber die Geschäfte, die hier noch schweben, bedürfen einer steten Aufmerksamkeit und wir könnten Tausende verlieren, wenn nur etwas versäumt würde und ich habe das Herrn Merville schon erklärt, er meint, es sei eben so gut, wenn Sie ihn begleiten wollen.«

»Aber ich verstehe nichts davon,« entgegnete Scheerenberg ablehnend.

»Das thut zur Sache nichts,« sagte Merville, »Sie werden die Verträge einsehen und unterzeichnen unter Vorbehalt der Genehmigung Ihres Herrn Associés. Sie können also keinen Mißgriff begehen.«

Der alte Mann schüttelte bedenklich das Haupt.

»Ich habe keine rechte Lust, die weite Reise zu machen,« versetzte er, »ein alter Mann, wie ich –«

»Muß immer noch Interesse daran finden, andere Länder und Völker kennen zu lernen,« unterbrach Heinrich ihn ruhig. »Reisen Sie in Gottes Namen hin, Sie werden drüben in London recht interessante Tage erleben.«

»Ich spreche ja nicht einmal englisch.«

»Was das betrifft, so werde ich es mir zur Ehre rechnen Ihnen, so lange Sie in London weilen, zur Seite zu bleiben,« erwiderte Merville.

»Bedenken Sie den großen Gewinn!« sagte Heinrich.

Der alte Mann dachte nach; es war ihm unangenehm, auf seine Gewohnheiten, wenn auch nur für einige Tage, verzichten zu sollen, aber auf der andern Seite mußte er sich auch sagen, daß er das kleine Opfer nicht verweigern konnte, zumal ja bisher Heinrich Schenk fast allein das Geschäft geführt hatte.

Nach langem Zögern und nachdem alle seine Bedenken und Einwendungen als unbegründet erkannt worden waren, erklärte er sich bereit, am nächsten Morgen die Reise zu unternehmen.

Merville kehrte in den Gasthof, in welchem er abgestiegen war, zurück und hier besuchte ihn Heinrich im Laufe des Nachmittags, um eine zweite, sehr lange Unterredung hinter geschlossener Thüre mit ihm zu pflegen.

Scheerenberg benutzte den Nachmittag und Abend zum Einpacken seiner Reisebedürfnisse.

Er war damit eben fertig geworden, als Heinrich in das Zimmer trat.

»Ich beneide Sie wirklich um diese Reise,« sagte er, »ich versichere Sie, daß London eine sehr interessante Stadt ist.«

»Das bezweifle ich durchaus nicht,« erwiderte Scheerenberg einigermaßen verstimmt, »dennoch wäre es mir lieber, wenn ich hier bleiben könnte.«

»Sie fürchten die Seefahrt?«

»Das nicht, man muß sich von allen Gewohnheiten trennen und –«

»Bah, für einige Tage ist das nicht der Rede werth. Ich habe Merville gebeten, über Sie zu wachen, er scheint mir ein vortrefflicher Mensch zu sein.«

»Glauben Sie?«

»Ganz gewiß.«

»Ich kann nicht sagen, daß mir sein Aeußeres gefällt, er hat etwas in seinem Blick –«

»Er hat in früheren Jahren trübe Erfahrungen gemacht. Das Aeußere eines Menschen läßt nie auf seinen innern Werth schließen. – Es ist wahr,« fuhr Heinrich nach einer Pause fort, »wenn man eine solche Reise antritt, denkt man stets an den möglichen Fall eines Todes. So thöricht es auch ist, sich dadurch den Genuß zu verkümmern, da man ja ebenso rasch und plötzlich daheim sterben kann, grübelt man doch über diese Möglichkeit nach, und ich leugne nicht, daß ich es vernünftig finde, wenn man vor der Reise für einen solchen Fall seine Anordnungen trifft.«

Mit wachsendem Erstaunen blickte Scheerenberg seinen Associé an.

»Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?« fragte er.

»Es fiel mir plötzlich ein,« fuhr Heinrich fort. »Sie hinterlassen keine nahen Erben, für den Fall Ihres Todes haben wir keine Verabredung getroffen. Wenn ich sterbe, so fällt mein ganzes Vermögen an meine Frau, das ist bereits testamentarisch festgestellt, daß Sie aber an ein Testament gedacht haben, möchte ich bezweifeln.«

»In der That, ich habe noch nicht daran gedacht,« erwiderte Scheerenberg.

»Und ist es Ihnen nicht wünschenswerth, Verfügungen zu treffen, die –«

»Du lieber Gott, glauben Sie denn so sicher, daß ich von dieser Reise nicht zurückkehren werde?«

»Im Gegentheil, aber es ist gut, wenn man auf jeden möglichen Fall vorbereitet ist. Es würde eine heillose Verwirrung werden, wenn ich, ohne irgend einen Anhaltspunkt zu haben, Ihre Hinterlassenschaft ordnen sollte.«

»Da wird wenig zu ordnen sein,« sagte Scheerenberg ruhig. »Nahe Verwandten habe ich nicht, nur einen entfernten Vetter, der in Breslau wohnt. Dieser Mann hat sich nie um mich bekümmert und wie ich durch Andere erfuhr, soll er ein heruntergekommenes Subject sein.«

»Dann haben Sie also auch weder ein Interesse noch eine Verpflichtung, ihn zum Erben einzusetzen?«

»Gewiß nicht, ich muß ja die Ueberzeugung hegen, daß dieser Mensch das ganze Erbe verjubeln wird.«

»Und dazu ist es zu mühsam erworben.«

»Gewiß.«

»Was aber soll dann mit der Hinterlassenschaft –«

»Mein Gott, betrachten Sie mich denn schon jetzt als einen Todten?« fragte Scheerenberg befremdet. »Was kann es überhaupt Sie kümmern, wer mich beerben wird?«

Heinrich zuckte geringschätzend die Achseln.

»Mir ist es allerdings gleichgültig, wen Sie als Erben einsetzen werden,« erwiderte er, »obschon ich meine, daß ein Theil Ihres Vermögens von Rechtswegen an mich fallen müsse.«

»Ah – diese Ansicht –«

»Mag Sie überraschen, ich gebe es zu. Indeß können Sie auch nicht leugnen, daß Sie mir allein den größeren Theil Ihres Vermögens verdanken, aber wie gesagt, ich trete zurück.«

Der alte Mann blickte forschend seinen Associé an.

»Sie scheinen darauf anspielen zu wollen, daß es recht und billig sei, wenn ich ein Testament zu Ihren Gunsten mache,« sagte er, »ich sehe aber eine Verpflichtung dazu nicht ein. Wenn ich Ihnen den größeren Theil meines Vermögens verdanke, so haben Sie durch mein Kapital Ihr ganzes Vermögen erworben. Ich werde ein Testament machen, wenn ich einmal Zeit und Lust dazu habe, vielleicht finde ich dazu auf der Reise Gelegenheit. Damit Sie aber schon jetzt wissen, wie ich über mein Vermögen zu verfügen gedenke, erkläre ich Ihnen, daß dasselbe an die Armen der Stadt Köln fallen wird. Einzelne kleine Legate ausgenommen, die ich näher bezeichnen werde.«

»Ganz wie es Ihnen beliebt,« entgegnete Heinrich gleichgültig, »ich mache keinen Anspruch auf das Geld.«

»Dann hätten Sie auch die Fragen ruhen lassen sollen.«

»Sie geschahen in Ihrem Interesse.«

»Bah, welches Interesse kann es für mich haben?«

»Sind wir denn nicht wie die Kinder, daß wir uns über ungelegte Eier streiten?« unterbrach Heinrich den alten Herrn. »Reisen Sie mit Gott und schließen Sie drüben das Geschäft ab, ich hoffe, Sie binnen einigen Tagen wieder wohlbehalten hier zu sehen. Inzwischen sind auch hier einige noch schwebende Geschäfte abzuwickeln, die uns einen bedeutenden Gewinn versprechen.«

Scheerenberg schüttelte unmuthig das Haupt.

»Geld und immer Geld!« sagte er verdrießlich. »Sie denken nur an das Eine. Mich ekelt dieses Geld an, seitdem mein armer Sohn –«

»Lassen Sie die Todten ruhen.«

»Ich muß noch immer an ihn denken. Und dann erinnere ich mich stets, daß er Sie als seinen Verführer bezeichnete. Ich weiß nicht, oft kann ich mich eines sehr schlimmen Verdachtes nicht erwehren.«

»Welches Verdachtes?« fragte Heinrich ihn scharf.

»Daß Sie ihn auf jene Bahn geführt haben, um ihn zu beseitigen, um sich mehr und mehr –«

»Wenn Sie den Verdacht wirklich hegten, hätten Sie ihn früher aussprechen sollen,« unterbrach Heinrich den alten Mann barsch, »Sie würden mich zur Auflösung unseres Gesellschafts-Vertrages sofort bereit gefunden haben. Ich habe die Arbeit und die Sorgen, Sie bleiben gemüthlich hinter Ihren Fetttöpfen sitzen und streichen nachher den Gewinn ein. Im Uebrigen kann ich Ihnen

nur sagen, daß Ihr Herr Sohn einer von denen war, von welchen man zu sagen pflegt, stille Wasser gründen tief.«

Peter Paul Scheerenberg schwieg, er war in höherem Grade, als er selbst es wußte, der Slave seines früheren Commis geworden, er wagte nicht, gegen ihn aufzutreten, wie er es oft gerne gewollt hätte.

Heinrich Schenk wußte das, hätte er nicht die Absicht gehegt, sich des ganzen Vermögens seines Associés zu bemächtigen, würde er längst den Gesellschaftsvertrag mit ihm aufgelöst haben. Am nächsten Morgen fuhr der alte Herr in Begleitung Merville's ab.

#### ACHTUNDVIERZIGSTES KAPITEL. EINE UNERWARTETE BEGEGNUNG.

Wie Otto seinem Vater geschrieben hatte, war es ihm gelungen, den Strandräubern zu entrinnen und in London in dem sehr bedeutenden Etablissement Harrison's ein Unterkommen zu finden.

Er war mit seiner neuen Stellung außerordentlich zufrieden.

Harrison hatte sehr rasch entdeckt, daß Otto der warmen Empfehlung Michelet's Ehre machte, es lag in seinem Interesse, den talentvollen, strebsamen Arbeiter dauernd an sich zu fesseln.

Schon nach wenigen Wochen übertrug er ihm die Leitung der mechanischen Werkstätte, während Nikolas in der Schlosserei ebenfalls einen bevorzugten Posten erhielt.

Die beiden Freunde dachten jetzt ernstlich daran, sobald wie möglich in ihrer Heimath den eigenen Herd zu gründen, aber dazu war einstweilen noch keine Aussicht vorhanden.

Sie mußten einstweilen ihre Hoffnung darauf bauen, daß es ihnen gelingen werde, von ihrem sehr hohen Lohne eine Summe zu ersparen, die sie einst in den Stand setze, eigene Werkstätten zu errichten, und das nöthigte sie, eine sehr einfache Lebensweise zu führen und keinen Schilling unnütz auszugeben.

Zwar gingen die Wünsche Otto's höher, wie die seines Freundes.

Während der letztere sich gerne mit einer einfachen Schlosserwerkstätte zufrieden gab, ging das Sehnen und Trachten Otto's allein dahin, einst eine Eisengießerei und Maschinenfabrik zu besitzen.

Sein Ehrgeiz spornte ihn zu diesem Wunsche an; er hatte seinem Bruder gesagt, daß er ihm zeigen wolle, wie man durch seiner Hände Arbeit reich werden könne.

Heinrich war beinahe am Ziele seiner Wünsche angelangt, freilich an einem Wege, den Otto nicht billigen konnte. Umsomehr hielt der letztere es für Ehrensache, dem Bruder den Beweis zu liefern, daß auch andere ehrliche Wege zum Reichthum führten.

Wochen, Monate verstrichen, schon nahte der Herbst, als Otto eines Tages mit seinem Principale über sein Vorhaben und seine Wünsche offenherzig redete.

Harrison pflichtete ihm insofern bei, als er zugab, daß es ein edles Streben sei, sich aus dem Arbeiterstande emporzuschwingen, aber er unterließ auch nicht, den jungen Mann auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die er auf seinem Wege finden mußte.

Ihm selbst lag viel daran, die beiden Deutschen und vorzugsweise Otto zu fesseln, er erhöhte ihren Lohn und versprach ihnen, später sie zu unterstützen, wenn sie einige Jahre treu bei ihm ausgehalten hätten.

Zu einer Verpflichtung in dieser Beziehung wollte Otto sich, nicht verstehen, er hoffte, rascher ein Ziel zu erreichen, während Nikolas geneigt war, einen Vertrag für mehrere Jahre mit dem Fabrikant abzuschließen.

Die Beiden ahnten nicht, daß auch diese Luftschlösser zertrümmert werden sollten.

Eines Abends forderte Otto den Freund auf, ihn zu begleiten, er wollte für eine ziemlich bedeutende Summe bei einem Bankier deutsche Wechsel kaufen und diese seinem Vater zusenden, der sich erboten hatte, die Ersparnisse seines Sohnes zu verwalten.

Die beiden Freunde hatten das kleine Geschäft bald abgemacht.

Als sie den Betrag an der Kasse des Bankhauses zahlten, stand ein elegant gekleideter Herr neben ihnen, der, wie es schien, ebenfalls ein Geschäft mit dem Hause abgeschlossen hatte.

Dieser Herr ging gleichzeitig mit ihnen hinaus.

»Um Vergebung,« sagte er, als sie sich vor der Thüre befanden, »Sie sind Deutsche?«

»Allerdings,« erwiderte Otto überrascht. »Woraus schließen Sie das?«

Der Fremde lächelte bedeutsam.

»Der Deutsche kann sich nie verleugnen,« fuhr er fort, »jede Bewegung, jede Miene, jedes Wort verräth ihn. Wie lange sind Sie schon hier?«

»Seit mehreren Monaten.«

»Ah – Sie wohnen hier?«

»Ja. Wir arbeiten in dem Etablissement Harrison's.«

»Da gratulire ich,« sagte der Fremde, »dieses Etablissement hat einen sehr geachteten Namen und Herr Harrison soll einen sehr hohen Lohn zahlen.«

»Wir sind zufrieden,« erwiderte Nikolas, dessen Stolz es schmeichelte, daß dieser feine, vornehme Herr sich so freundlich mit ihnen unterhielt.

»Da begreife ich aber nicht, daß Sie noch nie im Klub Ihrer Landsleute waren,« nahm der Fremde nach einer Pause wieder das Wort, »jeder Deutsche besucht ihn von Zeit zu Zeit, um wieder einmal seine Muttersprache zu hören und sich über die Heimath unterhalten zu können.«

Nikolas, der zwar von der englischen Sprache so viel verstand, daß er zur Noth sich unterhalten konnte, blickte fragend seinen Freund an.

»Mir ist von einem solchen Klub nichts bekannt,« erwiderte. Otto ruhig.

»Ah – das bedaure ich für Sie – – darf ich fragen, welche deutsche Provinz Sie Ihre Heimath nennen?«

»Wir sind Preußen, – Rheinländer.«

»Rheinländer finden Sie sehr viele in dem Klub, Kölner und Koblenzer, meist politische Flüchtlinge. Wenn Sie erlauben, führe ich Sie heute Abend ein.«

»Sie sind sehr gütig,« erwiderte Otto ausweichend, »in der That, Herr –«

»John Williams.«

»Herr Williams, sehr gütig. Aber ich fürchte, unsre Toilette wird einigen Anstoß erregen –«

»Durchaus nicht, Sie finden viel Arbeiter dort, man wird Sie mit offenen Armen empfangen.«

»Glauben Sie?«

»Ganz gewiß! Würde ich Sie angeredet haben, wenn ich mich über Ihren ehrenwerthen Stand so hoch erhaben dünkte? Sie dürfen sich in dieser Beziehung beruhigen, ich versichere Sie, Sie werden mir Dank wissen.«

Otto wechselte mit seinem Freunde leise einige Worte, Nikolas gab seine Zustimmung.

»Wohlan, Herr Williams, wir nehmen Ihr freundliches Anerbieten mit großem Danke an,« sagte Otto, »aber wir müssen bitten, daß es uns überlassen bleibt, zu gehen, wann es uns beliebt.«

»Gewiß, gewiß,« erwiderte der Fremde, »wenn Sie einmal eingeführt sind, können Sie kommen und gehen ganz nach Belieben, keinem Mitgliede wird in dieser Beziehung ein Zwang auferlegt.«

John Williams führte die Beiden durch mehrere Straßen und Gassen und lud sie endlich ein, in einen Wagen

zu steigen, unter dem Vorwande, daß das Versammlungshaus des Klubs in einer Vorstadt liege und der Weg zu weit sei, um ihn zu Fuß zurückzulegen.

Durch welche Straßen der Wagen fuhr, konnte Otto nicht unterscheiden, es war eine ihm völlig unbekannt Gegend, und die Dunkelheit erlaubte ihm nicht, irgend ein besonderes Merkmal seinem Gedächtnisse einzuprägen.

Wozu auch? Wollten sie später noch einmal den Klub besuchen, so konnten sie ja eine genaue Adresse sich geben lassen und einen Kutscher beauftragen, sie hinzubringen.

Der Wagen fuhr sehr rasch, bald durch belebte bald wieder durch sehr einsame Straßen, bald an stolzen Palästen, bald an baufälligen Hütten vorbei.

Endlich hielt er.

Der Fremde zahlte das Fahrgeld und führte seine Begleiter abermals durch ein Labyrinth von Gassen.

Vor einem kleinen Hause, dessen äußere Erscheinung, so viel die Beiden in der Dunkelheit bemerken konnten, einen freundlichen Eindruck machte, blieb er stehen.

Er pochte mit der Krücke seines Stockes dreimal auf die Thüre, die geräuschlos von unsichtbarer Hand geöffnet wurde.

Ein wahres Lichtmeer strahlte den Eintretenden entgegen. Der Flur war mit Teppichen belegt, mit Lorbeerbäumen, Büsten und Gemälden geschmückt.

John Williams öffnete eine Thüre und lud die Beiden durch einen Wink ein, einzutreten.

»Ich werde Sie anmelden,« sagte er, »gedulden Sie sich, bis ich zurückkehre.«

Es war ein außerordentlich elegantes, mit allem Comfort ausgestattetes Gemach, in welchem die Beiden sich befanden.

»Wenn ich meine ehrliche Meinung sagen soll, so fürchte ich, man hat uns in eine Falle gelockt,« flüsterte Nikolas, während er sich nach allen Seiten hin umblickte, »diese Einrichtung –«

»Ich hege dieselbe Befürchtung,« unterbrach Otto ihn rasch, »aber wie dem auch sein mag, wir müssen uns jetzt fügen.«

»Das sehe ich nicht ein, benutzen wir die Abwesenheit dieses Herrn, um uns zu entfernen.«

»Glaubst Du, daß es uns möglich sein wird? Stecken wir in einer Falle, so werden auch Vorkehrungen getroffen sein, daß wir so leicht nicht entinnen können.«

»Aber was –«

»Geduld, wir müssen List gegen List setzen. Still – ich höre Schritte. Vorsichtig, ich werde Dir im rechten Augenblick ein Zeichen geben.«

John Williams bat die Freunde, ihm zu folgen.

Er führte sie eine Treppe hinauf in einen großen Saal, der ebenfalls glänzend beleuchtet und mit luxuriöser Eleganz eingerichtet war.

Eine ziemlich große Gesellschaft war in diesem Saale versammelt, nicht allein Herren, auch Damen, die in einzelnen Gruppen beisammen saßen.

Niemand schenkte den Eintretenden Beachtung. John Williams führte sie an einen der zahlreichen Tische und stellte sie der Gesellschaft, die an diesem Tische saß, vor.

Diese Gesellschaft bestand ebenfalls aus Damen und Herren, sie alle empfingen die beiden Deutschen sehr freundlich und liebenswürdig.

»Sie können hier Alles haben, was Ihr Herz begehrt,« flüsterte Williams ihnen zu, »Wein, Bier, Champagner, nur keine warmen Speisen.«

»Trinken wir eine Flasche Wein,« sagte Otto.

Während Williams einem jungen Manne, der den Dienst eines Kellners zu versehen schien, den Auftrag erteilte, musterte Otto flüchtig aber scharf die Anwesenden.

Sie waren Alle sehr gewählt gekleidet, aber in ihren Zügen, ihren Bewegungen, ihrem ganzen Wesen und Benehmen lag etwas, was mit dieser Kleidung nicht im Einklang stand.

Otto glaubte einige sehr scharf ausgeprägte Gaunerphysiognomien unter ihnen zu bemerken, und was die Damen betraf, so war er über ihre Stellung im socialen Leben sehr rasch mit sich im Reinen.

Deutsche bemerkte er gar nicht, nur ein Herr, der in Gesellschaft einiger Damen an einem entfernten Tische saß, schien ein Landsmann zu sein.

John Williams zuckte die Achseln, als Otto ihm sein Befremden darüber äußerte.

»Die Deutschen kommen in der Regel spät,« sagte er, »dann auch finden sie sich an manchen Tagen gar nicht

ein. Wie schmeckt Ihnen der Wein? Ein vortreffliches Gewächs.«

Das fand Otto nicht, ihm schien der Wein sehr schwer zu sein, aber die Höflichkeit gebot ihm, Bescheid zu thun.

Eine halbe Stunde verstrich, neue Gäste kamen nicht.

Da wurde plötzlich eine Flügelthür geöffnet, die Gesellschaft erhob sich und trat in den Nebensaal.

Williams forderte seine Begleiter auf, ihm zu folgen.

In diesem Nebensale stand ein langer mit grünem Tuch überzogener Tisch, am oberen Ende desselben saß eine junge, sehr schöne Dame, in der die Beiden beim ersten Blick Marie Latour, die Tochter des Schlossermeisters in Mülhausen, erkannten.

Auch Marie, die mit ihren dunkeln Augen jeden Eintretenden musterte, erkannte sie sofort.

Sie gab indeß weder Ueberraschung noch Bestürzung zu erkennen; die beiden Freunde durch ein leichtes Kopfnicken begrüßend, winkte sie ihnen, sich zu ihr zu setzen. Da nun die Freunde nicht wußten, daß sie die Verfolgungen in Paris dieser Dame verdankten und ebensowenig ahnen konnten, daß Franz Werner in ihren Diensten stand, so nahmen sie keinen Anstand, der Einladung Folge zu leisten, zumal kein Zug in diesem noch immer schönen Gesicht darauf hindeutete, daß sie ihnen noch grollte.

Während die übrige Gesellschaft sich um den Spielisch gruppirte, ließ Marie sich in der Kürze die Erlebnisse der Beiden mittheilen.

Sie schien herzlichen Antheil an ihrem dermaligen Geschick zu nehmen, Worte der Theilnahme und des Bedauerns, der Freude über die Flucht und die jetzige gute Stellung bethörten die Freunde, die beide für glatte Worte nicht unempfänglich waren.

»Es wird Sie überraschen, mich hier zu finden,« sagte sie, als Otto mit seinen Mittheilungen zu Ende war, »glauben sie mir, ich wäre lieber in Paris geblieben.«

»Und was trieb Sie von dort fort?« fragte Otto.

»Ein politisches Complot,« fuhr die junge Dame fort, »ich war zu leichtsinnig. Wenn die Sache gut ausgefallen wäre, würde ich gefeiert worden sein, man hätte mich die Retterin Frankreichs, gepriesen, aber unser Plan wurde verrathen und mir blieb nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen.«

»Und darauf gründeten Sie hier ein Spielhaus?«

»Ein Spielhaus kann man's nicht nennen, es ist eine Restauration, in der ich nur einen bestimmten Kreis ausgewählter Gäste empfangen.«

»Sonderbare Gäste!« dachte Otto, aber er schwieg.

»Später haben meine Gäste mich gebeten, ein Spiel zu arrangiren,« fuhr Marie fort, »und da ist's denn vor und nach zur Gewohnheit geworden. Hoch spielen wir nicht.«

Ein Diener brachte Champagner. Marie entkorkte eine Flasche und schenkte den beiden Deutschen ein.

»Was hinter uns liegt, wollen wir vergessen,« sagte sie, und ihre Unbefangenheit beruhigte die Freunde vollständig, »ich hätte ja schon damals einsehen müssen, daß es ein Traum war, der nicht erfüllt werden konnte.«

Das Spiel begann.

Einige setzten nur Gold, Andere Silber, wieder Andere Banknoten.

In dem Kästchen, welches vor der Bankhalterin stand, lagen fast nur Banknoten. Marie schien eine besondere Freude daran zu finden, sie gegen Gold umzutauschen. Wenn Sie verlor,« zahlte sie nur in Banknoten aus, gewann sie, so warf sie die Goldstücke in ein anderes Kästchen, in welchem sie liegen blieben.

Daß Marie ausschließlich gewann, konnte man nicht behaupten, der Gewinn war, so viel Otto die Sache überblicken konnte, gering.

»Sie spielen nicht?« fragte die junge Dame nach einer geraumen Weile.

Otto verneinte.

»Ah – das finde ich sonderbar, ein junger Mann –«

»Ich finde keinen Gefallen daran.«

»Sie fürchten sich, zu verlieren?«

»Das gerade nicht.«

»Sie können ja auch gewinnen. Keinesfalls sind Gewinn oder Verlust groß, Sie sehen ja, ich respectire jeden Einsatz.«

Nikolas warf einige Schillinge auf das grüne Tuch. Er gewann.

»Versuchen Sie's,« erweiterte die Dame Otto auf, »es kleidet den Mann schlecht, wenn er so ängstlich ist. – Oder – sollten Sie vielleicht nicht die Mittel besitzen? Wie viel wünschen Sie –«

»Erlauben Sie,« fiel Otto ihr in's Wort und das Blut schoß ihm dabei die Wangen, »ich besitze allerdings nicht die Mittel in baarem Gelde –«

»Ich strecke sie Ihnen vor.«

»Das wäre ein unbilliges Verlangen. Ich habe vorhin einen Wechsel aus Köln im Betrage von sechszig Pfund Sterling gekauft, das hat meine Kasse erschöpft.«

»Wie Sie wollen,« sagte Marie kühl, »ich will Sie nicht dazu nöthigen, um mir Vorwürfe zu ersparen im Falle Sie einige Schillinge verlieren sollten.«

Otto besaß ein sehr feines Zartgefühl, der Spott der jungen Dame kränkte und verletzte ihn.

Er glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, ihr den Beweis zu liefern, daß er so sehr nicht am Gelde hing; es war freilich ein falsches Ehrgefühl, aber es verlangte Berücksichtigung.

Zudem überzeugte er sich ja auch, daß es ein ehrliches Spiel war und daß Niemand gezwungen wurde, höher einzusetzen, alser wollte.

Nikolas hatte wieder gewonnen, Marie warf Otto einen Blick zu, in welchem eine verletzende Geringschätzung sich ausdrückte.

Dieser Blick entschied.

Otto zog sein Portefeuille aus der Tasche und legte den Wechsel vor Marie hin.

»Wenn Sie die Güte haben wollen, mir dieses Papier zu versilbern, so werde ich Ihnen beweisen, daß ich einen kleinen Verlust nicht fürchte,« sagte er.

Marie griff in ihre Schatulle und überreichte dem jungen Manne sechszig Pfund Sterling in Banknoten.

Diese Schatulle war beinahe geleert, während in der andern das Gold und Silber sich angehäuft hatte.

Otto, stand im Begriff eine Banknote auf den grünen Tisch zu legen, als plötzlich der schrille, scharfe Klang einer Glocke ertönte.

In demselben Augenblick erloschen alle Lichter.

»Was bedeutet das?« fragte Otto überrascht.

»Still,« flüsterte Marie, verhalten Sie sich ruhig, dieses Zeichen meldet die Ankunft der Polizei. Wenn sie uns beim Hazardspiel findet, werden wir Alle bestraft. Sobald die Gefahr vorüber ist, fahren wir fort.«

Im Hause blieb Alles still, plötzlich ertönte der schrille Klang noch einmal.

»Meine Damen und Herren, wir müssen schließen,« sagte Marie mit gedämpfter Stimme, »die Gefahr bedroht uns zu sehr. Ich werde die Thüre öffnen, die zur geheimen Treppe führt, eilen Sie hinaus, ich hoffe Sie morgen wiederzusehen!«

»Das letzte Wort war noch nicht gesprochen, als hinter ihr eine kleine Thüre geöffnet wurde.

Man sah durch dieselbe in einen schmalen schwach beleuchteten Gang, und die beiden Freunde bemerkten, daß die Gesellschaft sich beeilte, das Gemach zu verlassen.

»Säumen Sie nicht,« flüsterte John Williams den Beiden zu, »die englischen Gesetze strafen das Hazardspiel sehr streng.«

Marie war verschwunden. Williams führte dies Freunde hinaus.

Sie stiegen eine enge dunkle Treppe hinunter und standen bald darauf in einer ihnen ganz unbekanntem Gasse.

»Gehen Sie immer gerade aus,« sagte Williams, »wir müssen uns leider trennen, da mein Weg in entgegengesetzter Richtung liegt. Nach einer halbstündigen Wanderung werden sie eine Straße erreichen die Ihnen jedenfalls bekannt ist, zudem begegnen Ihnen Personen genug, welche Ihnen den Weg zeigen können. Gute Nacht!«

John Williams war ebenso rasch und spurlos verschwunden, wie Marie Latour.

»Das ist eines merkwürdige Begebenheit,« sagte Nikolas während die beiden Freunde rüstig von dannen schritten, »ich muß gestehen, daß ich die ganze Geschichte nicht begreife.«

»Dann geht's Dir, wie mir,« entgegnete Otto. »Wir können nicht behaupten, daß wir geprellt worden sind, und dennoch erscheint es mir unglaublich, daß – alle Wetter, wenn die Befürchtung, die plötzlich in meiner Seele auftaucht, begründet ist, dann Nikolas, ist Dir, als wir neben der jungen Dame saßen, nicht aufgefallen, daß sie ihre Verlustes nur in Banknoten auszahlte?«

»Ich habe es bemerkt, fand aber nichts Auffallendes darin.«

»Ich auch nicht, aber jetzt gibt es mir Veranlassung zu sehr ernsten Befürchtungen.«

»Inwiefern?«

»Insofern, als mir bangt, daß die Banknoten falsch sind. Weshalb bielt Marie das Gold und Silber zurück? Weshalb –«

»Wenn Du das glaubst, so, thun wir am Besten, die Sache sofort zu untersuchen und zur Anzeige zu bringen. Mir fiel es auch auf, daß ich kein Geräusch in dem Hause hörte, als uns gesagt worden war, die Polizei sei da. Und dieses plötzliche Verschwinden der jungen Dame sowohl, wie unseres Begleiters –«

»Sind nur zu sehr geeignet, meine Befürchtungen zu bestätigen,« fuhr Otto fort. »Aber welchen Nutzen haben wir, wenn wir der Behörde Anzeige machen? Wir können keine Beweise liefern; selbst wenn es uns gelingt, das Haus wieder zu finden, fehlen uns doch die Zeugen, ohne welche wir unsere Aussagen nicht zu bekräftigen vermögen. Da kann denn sehr leicht auch auf uns ein Verdacht fallen, und Marie Latour wird gewiß nicht versäumen, ihn auf uns zu lenken.«

»So bist Du der Ansicht, wir sollen die Sache auf sich beruhen lassen?« fragte Nikolas.

»Ja.«

»Aber bedenke das schöne, sauer ersparte Geld –«

Werde ich's auch im günstigsten Falle zurückerhalten? Wir wollen mit Herrn Harrison darüber reden, ich bin überzeugt er wird mir Recht geben.«

Nachdem die Freunde eine halbe Stunde gewandert waren, entdeckten sie, daß sie auf diesem Wege niemals nach London kamen, und diese Entdeckung mußte abermals ihre Befürchtung bestätigen.

Glücklicherweise begegnete ihnen ein Polizeibeamter, der sie eine Strecke begleitete und dann ihnen den Weg zeigte, auf welchem sie spät nach Mitternacht in ihrer Wohnung anlangten.

Am nächsten Morgen theilten sie ihrem Chef die Erlebnisse dieser Nacht mit.

Harrison prüfte die Banknoten und erklärte sie für falsch.

Auch er rieth den Freunden ab, selbst eine Anzeige zu machen.

»Diese Bande ist, wie es mir scheint, zu gut organisiert, als daß sie so leicht überführt werden könnte,« sagte er, »wenn nicht vollgültige Beweise gegen sie vorliegen und wenn es der Polizei nicht gelingt, sie während der Versammlung zu überraschen, so wird die Anklage immer auf den Kläger zurückfallen. Sie kennen die Schliche und Ränke dieses Gesindels nicht. Ueberlassen Sie es mir, einen tüchtigen Polizeiagenten mit der Verfolgung dieser Bande zu beauftragen und unternehmen Sie nichts in der Sache, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie scharf beobachtet werden.«

»Das Geld ist also verloren?« fragte Otto.

Harrison zuckte die Achseln.

»Sie werden noch mehr verlieren, wenn Sie Ihre schöne Zeit zur Wiedererlangung desselben opfern,« erwiderte er. »Da gebe ich Ihnen einen besseren Rath. Kennen Sie die Mischung der Metalle, die Anfertigung des Gußstahls?«

»Nein.«

»Studiren Sie dieses Fach und versuchen Sie, ob unser Gußstahl sich nicht verbessern läßt. Die Dichtigkeit desselben läßt noch Manches zu wünschen. Verbesserungen würden uns enormen Gewinn bringen.

## NEUNUNDVIERZIGSTES KAPITEL. IM NAMEN DES GESETZES!

Acht Tage waren seit jener Nacht verstrichen.

Otto dachte bereits nicht mehr an den Verlust, er wies jede Erinnerung an ihn zurück, um dem Aerger über denselben vorzubeugen.

Den Fingerzeig seines Chefs benutzend, beschäftigte er sich jetzt eifrig mit der Anfertigung des Gußstahls und den Verbesserungen, die derselbe möglicherweise noch erhalten konnte.

Da theilte Nikolas ihm eines Tages mit freudeleuchtenden Augen mit, er habe einen Brief aus Deutschland erhalten, von einem Freunde, an den er vor einem Vierteljahre geschrieben habe.

Dieser Freund sei bei einem sehr bedeutenden Bergwerke angestellt, er bekleide dort einen hohen Posten und habe ihm nun die Leitung der Schlosserei angeboten.

Otto las den Brief und so ungern er sich auch von dem Freunde trennte, konnte er ihm zu diesem Anerbieten doch nur Glück wünschen.

»Es ist der erste Schritt zur Selbstständigkeit,« sagte er, »ich kann Dir nur rathen, ihn zu thun.«

Nikolas nickte.

»Ich habe mir das auch gesagt,« erwiderte er. »Ich würde gerne hier bleiben, wir haben ja einander gelobt, uns nicht zu trennen.«

»Umstände ändern die Sache,« fiel Otto ihm in's Wort, »ich würde es Dir sehr verdenken, wenn Du meinetwegen das Anerbieten ablehnen wolltest. Du verdienst dort vieles Geld, kannst Dir in einigen Jahren so viel ersparen, als Du zur Errichtung einer eigenen Werkstätte bedarfst, außerdem befindest Du Dich in der Heimath.«

»Heimath? Wo ist meine Heimath? Ich habe weder Eltern, noch Geschwister, noch Verwandte –«

»Lieber Junge, Deine Heimath ist Köln, Dein ganzes Sehnen, alle Deine Gedanken ziehen Dich dorthin, und von Essen, Deinem künftigen Aufenthaltsorte, kannst Du binnen wenigen Stunden dorthin reisen. Das wirst Du auch thun, ich bezweifle es nicht. Grüße meine Eltern und meine Schwester, und wenn sie Dich fragt, was ich denn zu ihrer Verlobung mit Dir sagen werde, so –«

»O still, still, so weit sind wir noch nicht.«

»Aber Ihr werdet so weit kommen, und das sehr bald, wenn Du nur den Muth hast, um ihr Herz und ihre Hand zu werben. Helene hat mir vor einigen Tagen geschrieben, in ihrem Brief ist auch von Dir die Rede. Nur Muth, lieber Junge, die Mädchen lieben es, im Sturme erobert zu werden.«

Harrison gab, nachdem er den Brief gelesen hatte, gerne seine Einwilligung; auch er rieth dem jungen Manne, das Anerbieten anzunehmen.

Er zahlte ihm nicht nur den Lohn für den vollen Monat, er legte auch noch einige Pfund Sterling dazu und schied von dem jungen Manne mit der Erklärung, daß er stets bei ihm wieder eintreten könne, wenn er in Deutschland seine Erwartungen nicht erfüllt finde.

So reiste denn Nikolas schon am nächsten Tage ab, und den beiden Freunden wurde die Trennung sehr schwer. Otto stand jetzt ganz allein in der Fremde, er war nur auf sich angewiesen unter seinen Kameraden in dem Etablissement hatte er Keinen gefunden, an den er sich eng anschließen konnte.

Abermals verstrich eine Woche.

Harrison hatte eine kleine Reise angetreten, von der er binnen wenigen Tagen zurückkehren wollte.

Da traten eines Tages mehrere Herren in die Werkstatt, in der Otto arbeitete.

Sie forderten ihn auf, ihnen zu folgen und gingen gerades Weges in seine Wohnung, die in der Nähe der Fabrik lag.

Hier verlangten sie seine Schlüssel.

Mit wachsendem Erstaunen fragte Otto nach dem Grunde dieser ihn befremdenden und zugleich beunruhigenden Aufforderung.

»Sie werden das später erfahren,« entgegnete einer der Herren kühl. »Geben Sie uns die Schlüssel zu ihren Schränken und Koffern.«

»Hier sind sie,« sagte Otto, der nicht begreifen konnte, weshalb man bei ihm Haussuchung halten konnte, »indefß glaube ich das Recht zu haben, Sie zu fragen, was

Sie berechtigt, in dieser Weise in meine Wohnung einzudringen.«

Einer der Herren zog einen weißen Stab aus der Tasche, er legitimirte sich dadurch als Beamter der Polizei.

»Wenn wir dazu nicht berechtigt waren, würden wir die Haussuchung nicht vornehmen,« sagte er, während seine Begleiter die Durchsuchung bereits begannen, »aber was uns dazu berechtigt, werden Sie erst später erfahren.«

Otto sah dem Resultat dieser Durchsuchung mit unbefangener Ruhe entgegen, er war sich nicht der geringsten Schuld bewußt.

Als aber einer der Herren aus dem Handkoffer ein kleines Päckchen hervorholte und dieses öffnete, fiel dem jungen Manne die Erinnerung an die falschen Banknoten, die er von Marie Latour erhalten hatte, schwer auf die Seele.

Er hatte diese Banknoten derzeit nicht vernichtet, weil er hoffte, sie dereinst als Beweismittel benutzen zu können; wurden sie jetzt gefunden, so lag die Möglichkeit nahe, daß man ihn der Verbreitung derselben beschuldigte.

Und in der That schienen die Beamten nichts weiter zu bezwecken, der betreffende Herr überreichte die Banknoten seinem Kollegen und gab dem Polizeibeamten keinen Wink, dessen Bedeutung nicht den leisesten Zweifel zuließ.

»Wie kommen Sie zu diesen Banknoten?« fragte er den jungen Mann mit scharfer Betonung.

»Ich erhielt sie in einem Hause, in welches ich durch den Vorwand hineingelockt wurde, daß ich dort mehrere Landsleute finden werde,« erwiderte Otto unbefangen. »Dieses Haus war eine Spielhölle, ich wurde verleitet, am Spiele Theil zu nehmen und da ich kein baares Geld besaß, so sah ich mich genöthigt, einen Wechsel zu verkaufen, für den ich diese Scheine erhielt.«

»Ganz genau dasselbe Märchen,« sagte der Beamte triumphirend. »Wir sind, wie es mir scheint, auf der rechten Fährte. Junger Mann, ein offenes Geständniß wird das Urtheil mildern, wenn Sie sich hinter Lügen –«

»Mein Herr, ich sage Ihnen die Wahrheit,« unterbrach Otto ihn, der noch immer den Zusammenhang nicht errieth. »Ich bin um diese Summe betrogen worden.«

»In der That?« spottete einer der Herren. »Weshalb haben Sie dann der Behörde nicht sofort Anzeige gemacht?«

»Weil ich fürchtete, diese Anzeige würde kein Resultat haben.«

»Faule Ausreden!«

»Fragen Sie Herrn Harrison.«

»Gut, rufen Sie ihn.«

»Augenblicklich ist er verreist.«

»Ah – da haben wir's! Wäre er hier, würden Sie sich nicht auf ihn berufen.«

»Ich versichere Sie auf Ehrenwort –«

»Was gilt uns Ihr Ehrenwort! Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet.«

Ein Blitzstrahl aus heitrem Himmel hätte den jungen Mann nicht mehr erschrecken können, als diese Worte es thaten.

Bleich, mit dem Ausdruck des Entsetzens stierte er die Beamten an, die das Packetchen versiegelten und auf den Umschlag desselben einige Worte niederschrieben.

»Ich habe Herrn Harrison sofort am andern Morgen die Sache mitgetheilt,« sagte er verwirrt, »dieser Herr versprach mir, die nöthigen Nachforschungen anstellen zu lassen –«

»Das können Sie jetzt wohl sagen, da Sie wissen, daß Herr Harrison Ihre Aussagen weder bestätigen, noch dementiren kann,« erwiderte der Polizeibeamte, »die Untersuchung wird lehren, was daran wahr ist. Sie sind uns denuncirt als Mitglied einer Falschmünzerbande, Sie und ein Freund von Ihnen, der, klüger wie Sie, vor einigen Tagen Reißaus genommen hat, wie wir heute Morgen erfuhren.«

»Wer hat es gewagt, uns zu denunciren?« fuhr Otto entrüstet auf.

»Das kümmert Sie nicht,« lautete die barsche Antwort, »wir haben den Beweis, daß die Denunciation auf Wahrheit beruht.«

»Können Sie uns vielleicht das Haus zeigen, in welchem Sie die Scheine erhalten haben wollen?« fragte ein Anderer.

»Gewiß, wenn Sie mich in die Straße führen.«

»Ah – das ist eine vortreffliche Entschuldigung. Können Sie uns Namen nennen?«

»Nein.«

»Hm – ich hatte erwartet, Sie würden deren sofort ein halbes Dutzend herbeten. Einerlei, Sie sind verhaftet, und von Ihnen wird es jetzt allein abhängen, ob Sie als gemeiner Verbrecher, oder als Gentleman behandelt sein wollen.«

Otto fügte sich; er mußte sich ja der Gewalt fügen, wenn er ihr sich widersetzen wollte, so hatte er zu erwarten, daß er gleich einem gemeinen Verbrecher mit gefesselten Armen in's Gefängniß geführt wurde.

Die Beamten erlaubten ihm einen Wagen holen zu lassen, in diesem fuhr er, von Polizeiaagenten begleitet, zum Gefängniß.

Als er über seine Lage nachdachte, mußte er sich sagen, daß, nur eine sehr geringe Hoffnung für die Rettung seiner Unschuld vorhanden war.

Nikolas, der Einzige, dessen Zeugniß seine Aussagen bestätigen, konnte, war abgereist, die Möglichkeit, daß es gelingen werde, jenes Haus wieder zu finden, sehr zweifelhaft.

Auf der andern Seite sprach der Schein gegen ihn.

Man hatte die falschen Banknoten in seinem Koffer gefunden und wenn man ihm auch nicht beweisen konnte, daß er deren verausgabt hatte, so bewies doch schon der Besitz dieser Scheine, daß er mit den Falschmünzern in Verbindung stand.

Dieser Beweis genügte vielleicht dem Richter, das Urtheil über ihn zu sprechen, und Otto sah keine Möglichkeit, denselben durch Gegenbeweise zu entkräften.

Seine Besorgnisse nahmen nach dem ersten Verhör eher zu, als ab.

Der Untersuchungsrichter hatte seine Rechtfertigung kaum angehört, vielmehr einzig und allein in ihn gedrungen, seine Mitschuldigen zu nennen, das mußte dem Angeklagten beweisen, daß man von seiner Schuld bereits überzeugt war.

Harrison, der einige Tage später zurückkehrte, suchte vergeblich den Gefangenen zu befreien.

Trotzdem er die Behauptungen Otto's in allen Punkten bestätigte, weigerte die Behörde sich, den Angeklagten auf freien Fuß zu setzen.

Der Fabrikant fand das, als es ihm gestattet wurde, die Akten des Untersuchungsrichters durchzusehen, begreiflich. Der letztere war von der Schuld des Gefangenen überzeugt und seine Akten mußten auch dem unbefangenen Richter diese Ueberzeugung aufdrängen.

Unter diesen Umständen konnte Harrison nichts Anderes thun, als die Vertheidigung Otto's einem tüchtigen Anwalt anzuvertrauen und außerdem seine ganze Aufmerksamkeit auf die Entdeckung des Hauses, in welchem die Falschmünzerbande sich versammelte, zu richten.

Er stellte seinem Agenten eine namhafte Summe zur Verfügung und eine glänzende Belohnung für den Fall des Gelingens in Aussicht.

Das war das Einzige, was er thun konnte; bat er den Freund Otto's, herüber zu kommen, so war dadurch nur auch die Freiheit dieses Mannes gefährdet und für den Gefangenen selbst nichts gewonnen.

Aber ein Tag nach dem andern verstrich, der Agent entdeckte trotz dem unermüdlichen Eifer mit welchem er seine Aufgabe zu lösen suchte, nichts, was einen Anhaltspunkt bot.

Der Tag der Gerichtssitzung kam immer näher, Otto war durch seinen Vertheidiger bereits darauf vorbereitet worden, daß er sich auf vollständige Freisprechung keine Hoffnung machen durfte, vielmehr zufrieden damit sein mußte, wenn der Richter das niedrigste Strafmaß über ihn verhängte.

Wie sehr diese Erklärung den jungen Mann erschütterte, läßt sich denken.

Es hatte an der Hoffnung festgehalten, daß die Schuldigen entdeckt werden müßten, daß es unmöglich und mit dem Walten einer gerechten Vorsehung unvereinbar sei, daß er, das Opfer des Betruges, nun auch für den Betrug büßen solle, und nun war diese Hoffnung verloren, nun hatte sein Glaube an die Gerechtigkeit Gottes den Todesstoß erhalten.

In finsternes Brüten versunken, stand er in seiner Zelle am Fenster.

Es war ein stark vergittertes Fenster, aber es erlaubte doch dem Licht und der Luft freien Zutritt.

Freilich, die Aussicht war nichts weniger als erhebend.

Dem Gefängniß gegenüber lag ein großes, düsteres Gebäude mit vergitterten Fenstern, ein Gebäude, über

dessen Zweck Otto schon oft vergeblich nachgedacht hatte. Anfangs glaubte er, es sei ein Seitenflügel des Gefängnisses selbst, später überzeugte er sich, daß es ein von diesem ganz getrenntes, besonderes Gebäude war.

Er hatte dann und wann Gestalten an den Fenstern bemerkt, vor denen ihm graute, abgemagerte, mit Lumpen bekleidete Gestalten, und es zwar ihm oft vorgekommen, als ob einige dieser Gestalten schwere Ketten trügen, die sie am freien Gebrauch ihrer Glieder hinderten.

Dann auch hatte es ihm geschienen, als ob er in den Physiognomien dieser ihm unheimlichen Gestalten den Ausdruck des Irrsinns bemerkte, und mit dieser Beobachtung stand das laute gellende Schreien und Brüllen, welches oft aus jenem Hause herüberdrang, so sehr im Einklange, daß Otto endlich zu der Ueberzeugung gelangte das Gebäude müsse ein Irrenhaus sein.«

An diesem Nachmittage nun bemerkte er plötzlich an einem Fenster dieses Hauses das Gesicht eines Mannes, den er schon früher gesehen zu haben glaubte.

Es war ein hageres, dürres Gesicht mit hohlen, tief-liegenden Augen; ein Gesicht, in welchem Gram, Kummer, verhaltener Groll und eine tiefe Niedergeschlagenheit sich ausdrückten.

Je länger Otto dasselbe betrachtete, desto bekannter schien es ihm.

Einem Irrsinnigen glich dieser Mann nicht; sein Blick war ruhig, fest und nachdenkend, es lag nichts Unstättes, nichts Wirres in demselben.

Und doch mußte er zu den Patienten zählen; Otto bemerkte deutlich, daß er einen zerlumpten Rock trug und daß hinter ihm ein Wärter stand, der jede seiner Bewegungen scharf beobachtete.

Himmel – wo hatte er das Gesicht gesehen?

Es war schon eine lange Zeit her – wahrscheinlich in Köln, – ganz recht, dort mußte es gewesen sein. Aber wann? – wo? – bei welcher Gelegenheit? Er kannte es ganz genau, je länger er es betrachtete, desto deutlicher entsann er sich desselben.

Otto dachte nach, er rief alle seine Bekannten in sein Gedächtniß zurück.

Plötzlich leuchtete es in seinen Augen auf, er hatte gefunden, was er suchte.

Dieser Mann war ja der frühere Principal und jetzige Associé Heinrich's – Peter Paul Scheerenberg!

Es konnte kein Zweifel obwalten, er war es, Otto erkannte ihn ganz genau.

»Aber wie kam es, daß dieser Herr sich hier in London im Irrenhause befand?

Wenn er wirklich irrsinnig war, weshalb hatte man ihn nicht in Köln untergebracht? Es bestanden ja auch dort derartige Anstalten.

Otto konnte dieses Räthsel nicht lösen.

Er blickte noch einmal hinüber, er sah, daß der Wärter den alten Mann vom Fenster zurückriß.

Weshalb geschah das? Hatte der Wärter bemerkt, daß der Gefangene an dem Kranken Interesse nahm? War es

Vorschrift in diesem Hause, daß die Patienten sich nicht am Fenster zeigen durften?

Otto fand keine Zeit, über diese Fragen nachzudenken, ein Gerichtsbeamter war inzwischen eingetreten, er brachte ihm die Nachricht, daß das Gericht am nächsten Tage sein Urtheil über den Gefangenen fällen werde.

Diese Botschaft rief dem jungen Manne das eigene Schicksal in's Gedächtniß zurück und über dem eigenen Ungemach vergaß er rasch, was noch kurz vorher seine Seele so sehr beschäftigt hatte.

#### FÜNFZIGSTES KAPITEL. IM IRRENHAUSE.

Peter Paul Scheerenberg war arglos in die Falle gegangen.

Merville hatte ihn am Tage nach seiner Ankunft in London den Besuch einiger sehr interessanten Gebäude vorgeschlagen und bei dieser Gelegenheit ihn in sein Haus geführt, welches der alte Mann nicht wieder verlassen sollte.

An dem Abend, an welchem Otto diesen Mann hinter den Fenstern des Irrenhauses entdeckte, befand Scheerenberg sich schon seit mehreren Wochen in der Anstalt.

Er hatte bisher alle Bemühungen Merville's durch seine Ruhe und seine Gleichmüthigkeit zu Schanden gemacht; er errieth, daß er das Opfer der Habsucht seines Associés war, er ahnte jetzt auch den Zusammenhang zwischen dem Tode seines Sohnes und den Machinationen dieses Menschen.

Das erfüllte seine Seele mit Bitterkeit und Haß, es befestigte in ihr den Entschluß, den Tod seines Sohnes zu rächen und alle Pläne jenes Egoisten zu vereiteln.

Und dieser Entschluß gab ihm Kraft und Muth, alle Mißhandlungen zu ertragen, denn nur dann, wenn er ruhig blieb und an seinen Hoffnungen festhielt, durfte er darauf bauen, jenen Entschluß ausführen zu können.

Merville hatte einen harten Stand mit diesem Patienten, aber er hoffte nichtsdestoweniger, seinen Zweck zu erreichen.

Hätte Scheerenberg nicht in der ersten Zeit seiner Einsperrung einmal die Aeüßerung fallen lassen, er habe sich für alle Fälle vorgesehen und das Verbrechen gegen ihn werde einst gerächt werden, so würde Merville nicht so viele Umstände mit ihm gemacht, ihn vielleicht schon für immer beseitigt haben.

Diese Aeüßerung aber bewog den Eigenthümer der Anstalt, vorsichtig zu Werke zu gehen, und, bevor er den entscheidenden Schritt that, zu erforschen, welche Vorkehrungen sein Patient getroffen hatte.

An jenem Abend nun wollte Merville ihn abermals in's Verhör nehmen.

Er ließ ihn in eine abgesonderte Zelle führen und machte ihm dort einen Besuch.

»Ich hoffe, Sie werden nun eingesehen haben, daß für Sie kein Weg aus diesem Hause hinausführt,« sagte er, »Sie müssen doch selbst wissen, daß ich verpflichtet bin, Sie nöthigenfalls mit Gewalt, so lange hier zu halten bis Sie vollständig genesen sind.«

Der alte Mann blickte den Schurken fest und durchdringend an.

»Wie oft wollen Sie mir das alberne Märchen noch auftischen?« spottete er. »Ich weiß sehr wohl, daß Sie im Auftrage meines Associés hadeln, und versichere Sie nochmals, daß alle Ihre Pläne zu Schanden werden. Die Vorkehrungen, die ich getroffen habe, werden entweder mir die Freiheit zurückgeben, oder meinen Tod rächen.«

Merville zuckte die Achseln.

»Das ist ja eben die fixe Idee,« erwiderte er.

»Halten Sie es dafür, die Stunde wird kommen, in der Sie bereuen, sich mit jenem Schuft gegen mich verbündet zu haben.«

»Bah, welche Vorkehrungen könnten Sie getroffen haben?«

»Ich werde Ihnen darüber keinen Aufschluß geben.«

»Weil es eben eine fixe Idee ist.«

Scheerenberg schwieg, über sein Gesicht glitt ein Zug des Hohns und der Verachtung.

»Ich will nicht leugnen, daß Ihr Associé mich beauftragt hat, Ihnen in meinem Hause ein Asyl einzuräumen, fuhr Merville nach einer Pause fort, »er hat mich um sein ärztliches Gutachten gebeten und ich kann ihm leider nichts Anderes sagen, als daß eine Aussicht auf Genesung gar nicht vorhanden ist. Darauf hin hat er mich beauftragt, dahin zu wirken, daß Sie ihm die Ordnung Ihrer Hinterlassenschaft überlassen –«

»Wie viel hat er Ihnen dafür geboten?« unterbrach Scherenberg ihn rasch.

»Ich fordere von ihm nicht mehr, als das, was jeder Patient in meiner Anstalt zahlen muß.«

»Sie haben wohl nur Patienten meiner Kategorie?«

»Wie verstehen Sie das?«

»Lassen Sie uns einmal ganz ehrlich darüber reden,« fuhr der alte Mann fort. »Ich gebe zu, daß ich arglos in die Falle hineingegangen bin und daß ich ein Interesse daran habe, meine Freiheit zurück zu erhalten. Nicht meinetwegen, denn ich bin ein alter Mann und seit dem Tode meines Sohnes hat das Leben für mich keinen Reiz mehr. Aber vor meinem Tode möchte ich gern noch eine Aufgabe erfüllen, die, den Mord meines Sohnes zu rächen.«

»Den Mord Ihres Sohnes?« fragte Merville, der mit steigendem Interesse zugehört hatte.

»Ja. Mein Sohn hat –«

»Gift genommen, ich weiß das.«

»Aber die Gründe, die ihn dazu bewogen, kennen Sie nicht.«

»O, doch, er hat im Hazardspiel bedeutende Summen verloren, Sie weigerten sich, den Wechsel einzulösen –«

»Mein Associé hat Sie gut unterrichtet. Aber er wird Ihnen nicht gesagt haben, daß er meinen Sohn zum Hazardspiel verleitet hat, daß er es war, der die Einlösung des Wechsels verweigerte, daß er ihn zur Verzweiflung trieb! Nachdem ich diesen Menschen nun ganz kennen gelernt habe, hege ich die Ueberzeugung, daß er ihm das Gift verschafft und ihn bewogen hat, dasselbe zu benutzen. Ist das kein Mord?«

Merville schüttelte zweifelnd das Haupt.

»Wie dem auch sein mag, Sie werden Ihren Associé deshalb nicht zur Rechenschaft ziehen können,« sagte er ruhig. »Zudem ist es erwiesen, daß Ihr Geist gestört ist –«

»Nichts mehr davon!« unterbrach Scheerenberg ihn rauh. »Sagen Sie mir, wie viel dieser Elende Ihnen zahlen will, so werde ich Ihnen eine höhere Summe bieten. Ich gelobe Ihnen außerdem, mit keiner Silbe meines Aufenthalts in diesem Hause zu erwähnen.«

Merville dachte nach, von Zeit zu Zeit streifte sein forschender Blick verstohlen das Gesicht des alten Mannes, in dessen Zügen eine gewaltige Erregung sich kund gab.

Es war vielleicht besser, wenn er in Güte sich mit diesem Manne einigte, wenn er durch scheinbares Eingehen sich das zu verschaffen suchte, was er auf dem bisherigen Wege nicht erreichen konnte.

Ihn freizulassen, war er keineswegs geneigt, bis jetzt hatte kein Patient lebend die Anstalt wieder verlassen; er durfte das ja nicht, wenn alle die entsetzlichen Geheimnisse und Verbrechen geheim bleiben sollten.

»Wohlan, wie viel würden Sie opfern?« fragte er.

»Fordern Sie!«

»Fünftausend Pfund Sterling.«

»Hat mein Associé mich so hoch taxirt?« fragte Scheerenberg überrascht.

»Das nicht, aber –«

»Aber Sie glauben, diese Forderung stellen zu dürfen?«

»So ist es.«

»Gut, ich bewillige sie, obwohl sie mehr als die Hälfte meines Vermögens beträgt.«

»Sie werden mir das Geld sofort baar auszahlen?«

»Sofort nach meiner Rückkehr in die Heimath.«

»Wer bürgt mir dafür, daß Sie es thun?«

»Sie fürchten, ich werde mein Wort brechen?«

»Erlauben Sie – unser Verhältniß zu einander –«

»Läßt diese Befürchtung zu, ich kann es nicht leugnen. Ich werde Ihnen einen Schuldschein gehen, der Sie vollständig sicher stellt.«

Merville nickte.

»Das würde mir genügen,« sagte er. »Indeß müßten Sie sich noch einer Bedingung fügen, wenn Sie Ihren Wunsch erfüllt sehen wollen.«

»Welcher?«

»Ihr Associé wünscht, daß Sie ihm die Ordnung Ihrer Hinterlassenschaft anvertrauen.«

»Sie sagten das schon vorhin.«

»Er wünscht mehr als dies, er verlangt, daß Sie ihn zum Universalerben einsetzen.«

»Daraus wird nichts,« erwiderte der alte Mann scharf. »Ich habe während der Reise hierher meinen Letzten Willen eigenhändig niedergeschrieben, ich will, daß dieses Testament nach meinem Tode vollstreckt wird. Außer einigen Legaten soll mein ganzes Vermögen an die Armen fallen.«

Der Blick Merville's ruhte lauernd auf dem Gesicht Scheerenberg's, es lag etwas Teuflisches in diesem Blicke.

»Das Testament hat keine Gültigkeit, wenn Sie es nicht im Beisein mehrerer Zeugen einer Gerichtsperson zur Aufbewahrung übergeben,« sagte er. »Da Sie nun jedenfalls das Schriftstück noch bei sich führen, so würde ich Ihnen rathen, dasselbe sofort bei Ihrer Heimkehr notariell beglaubigen zu lassen, um ihm dadurch Rechtskraft zu geben.«

»Das wird geschehen,« erwiderte der alte Mann ruhig, der nicht ahnte, welche Tücke hinter diesem anscheinend wohlgemeinten Rath sich barg.

»Nun aber hat Ihr Associé mich beauftragt, Sie zu bewegen, nöthigenfalls zu zwingen, ein Testament zu seinen Gunsten zu machen,« fuhr Merville fort, »er hat es mir freigestellt, Sie zu entlassen, sobald mir das gelungen sei. Sowohl in Ihrem, wie in meinem Interesse liegt es nun, dieses Schriftstück auszufertigen, Ihr Associé kann alsdann nichts gegen Ihre Rückreise einwenden. Sie aber können dieses Testament durch ein späteres umstoßen.«

Scheerenberg schien durchaus keine Lust zu haben, diese Bedingung einzugehen, deren Nothwendigkeit er nicht einsehen konnte.

Er sträubte sich energisch dagegen, erst als Merville ihm kategorisch erklärte, daß er dieselbe nicht fallen lassen könne und daß die Entlassung aus der Anstalt sofort nach der Ausfertigung dieses Documents erfolgen werde, lenkte er ein.

Nach langem Zögern erklärte er sich endlich bereit.

Merville holte Schreibmaterialien und dictirte den Inhalts des Testaments, laut welchem Heinrich Schenk Universalerbe der Hinterlassenschaft seines Associé's, Peter Paul Scheerenberg war.

»So,« sagte der alte Mann, nachdem er das Document unterzeichnet und auch den Schuldschein ausgefertigt hatte, »jetzt habe ich meine Bedingungen erfüllt, ich hoffe, Sie werden mir nun keine Schwierigkeiten mehr bereiten.«

»Durchaus nicht,« erwiderte Merville, während er die Schriftstücke zusammenfaltete und in sein Portefeuille legte, »Sie können morgen früh abreisen. Ich werde mir erlauben, Sie nun nicht mehr als meinen Patienten, sondern als meinen Gast zu betrachten, ich bedauere nur, Ihnen kein besseres Zimmer anweisen zu können. Ich bin in meinen Räumen sehr beschränkt, meine Patienten –«

»Ich bin ganz zufrieden,« unterbrach Scheerenberg ihn ruhig. »Wenn Sie nur die Güte haben wollen, dafür Sorge tragen zu lassen, daß morgen früh ein Wagen bereit steht, der mich zum Bahnhofe bringt.«

»Mit Vergnügen.«

»Sobald ich drüben angekommen bin, erhalten Sie das Geld.«

Merville erklärte sich zufrieden und nahm von dem alten Herrn Abschied, indem er ihm eine glückliche und vergnügte Reise wünschte.

Eine halbe Stunde später brachte ein Wärter das Abendessen.

»Es bestand diesmal nicht aus einer dünnen Wassersuppe, sondern aus sehr kräftigen, zwar etwas stark gewürzten, aber sehr schmackhaft zubereiteten Speisen und einer Flasche Wein.

Scheerenberg hatte sich lange nach einer solchen Mahlzeit geseht, sie war ihm um so willkommener, als schon seit mehreren Tagen ein Heißhunger ihn quälte.

Er ließ es sich vortrefflich schmecken und die Freude, nun bald der Gefahr entronnen zu sein, würzte seinen Appetit.

Sein Leben hatte jetzt wieder einen Zweck, den, den Tod seines Sohnes zu rächen.

Er begriff nicht, daß er diesem Menschen so großes Vertrauen geschenkt hatte, daß er nicht schon damals aufmerksam geworden war, als Bertram den Associé der Verführung beschuldigte.

Hätte er damals die Sachlage untersucht, so würde er vielleicht Manches entdeckt haben, was ihm erst jetzt aufgefallen, aber noch immer unklar war.

Ein brennender Durst nöthigte ihn, das Glas recht oft zu leeren; er hing, während er es that, seinen Plänen nach.

Sobald er heimgekehrt war, wollte er ein notarielles Testament machen, das erzwungene umstoßen und die Armenverwaltung in Köln zur Universalerbin einsetzen. Er wollte ferner die genauesten Nachforschungen über die Beziehungen seines Associé's zu dem Verstorbenen anstellen und die Geschäftsführung des Ersteren einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen lassen. – Der Kopf war

ihm schwer geworden, – war es die Wirkung des Weines oder der Aufregung?

Der alte Mann kämpfte lange gegen den Schlaf an, das Haupt sank immer tiefer auf die Brust hinab, die Augen schlossen sich. –

Als Scheerenberg erwachte, war der Tag längst angebrochen.

Schien auch die Sonne nicht in die Zelle hinein, an der Färbung des Lichts konnte der alte Mann berechnen, daß es beinahe Mittag sein mußte.

Aber wollte er denn nicht schon in aller Frühe abreisen? Weshalb war er nicht geweckt worden, und wie kam es, daß er sich nicht im Bette befand?

Der alte Mann fuhr von der hölzernen Pritsche, auf der er lag, empor; erst jetzt bemerkte er, daß er an Händen und Füßen gefesselt war.

Und nicht dies allein, er trug auch eine andere Kleidung, einen Anzug von grauem, grobem Tuche.

Was bedeutete das?

War ihm denn nicht versprochen worden, daß er seine Heimreise antreten könne?

Hatte er nicht einen Schuldschein unterschrieben, in welchem er sich verpflichtete, dem Besitzer dieser Anstalt fünftausend Pfund Sterling zu zahlen?

Und nun? Hier mußte ein Irrthum obwalten, vielleicht war ein Befehl Merville's in Bezug auf einen anderen Patienten auf ihn bezogen worden.

Damit tröstete der alte Mann sich, auf einen nochmaligen Betrug konnte er nicht glauben, es lag ja keine Veranlassung zu einem solchen vor.

Als der Wärter kam, um die Zelle zu revidieren, verlangte Scheerenberg eine Unterredung mit Merville. Nach langem, dringendem Bitten versprach der Wärter diesen Wunsch zu erfüllen.

Merville erschien; mit einer Miene, die nichts Gutes verhieß, näherte er sich dem alten Manne.

»Wie geht's?« fragte er barsch, während er den Puls fühlte. »Das Blut ist noch immer in Wallung, wir werden zu kalten Sturzbädern übergehen müssen.«

»Was bedeutet das?« erwiderte Scheerenberg bestürzt. »Ich sollte ja heute Morgen die Rückreise antreten –«

»Noch immer diese fixe Idee!« unterbrach Merville ihn bedenklich, indem er sich zu dem Wärter wandte. »Sein Zustand hat sich in den letzten Tagen bedeutend verschlimmert. Finden Sie das nicht auch?«

Der Wärter nickte grinsend.

»Ich habe das übrigens erwartet,« fuhr Merville ruhig fort, während er den alten Mann betrachtete, wie ein Pflanzer den Sklaven, den er zu kaufen beabsichtigt, »nach meiner Ansicht kann er's nicht lange mehr machen. Er soll mit der Medizin fortfahren und nichts weiter als dünne Wassersuppen erhalten, wird er tobsüchtig, so legt ihm die Zwangsjacke an, im Nothfalle können wir ihm auch zur Ader lassen.«

»Herr mein Gott, soll ich denn wirklich wahnsinnig gemacht werden?« rief Scheerenberg in wilder Verzweiflung. »Habe ich Ihnen denn nicht Alles gegeben, was Sie forderten? Was verlangen Sie mehr? Zweifeln Sie, daß ich Ihnen das Geld schicken werde? Ich breche mein Wort nicht, so lösen Sie nun auch Ihre Zusage ein –«

»Gewiß, gewiß,« erwiderte Merville, dessen Lippen ein höhnisches Lächeln umspielte, »ich bewillige Ihnen ja Alles, was Sie haben wollen, so beruhigen Sie sich doch.«

Er warf bei den letzten Worten dem Wärter einen bedeutsamen Blick zu; Scheerenberg bemerkte ihn, er las in ihm, daß er doppelt überlistet und betrogen war.

»Sie sind ein Schurke!« rief er, bebend vor Wuth, die zu bemeistern er nicht mehr fähig war. »Ein elender, abgefemter Schurke, der einst am Galgen enden wird.«

Merville zuckte die Achseln, er war an solche Wuthausbrüche seiner Patienten gewöhnt.

»Befolgt genau meine Vorschriften,« befahl er dem Wärter. »Wenn er sich bis heute Abend nicht beruhigt, so bringt ihn zu den Tobsüchtigen, die werden ihn durch ihr Schreien und Toben wohl stumm machen.«

»Und jetzt,« sagte der Wärter, als Merville sich entfernt hatte, »will ich Euch auf Eins aufmerksam machen. Ich habe einen sauren Dienst, und Niemand kann mir verargen, wenn ich auch einmal eine ruhige Stunde zu haben wünsche. Wenn Ihr Euch nicht beruhigt und es darauf anlegt, mich zu kreuzigen, werde ich zur Peitsche greifen, Ihr wäret der Erste nicht, den ich durchgepeitscht

habe. Das merkt Euch, meine Geduld geht auch einmal zu Ende.«

Scheerenberg schwieg, er begriff jetzt, daß man die Vernunft eines Menschen systematisch zerrütten konnte, wenn man dies ernstlich wollte.

Er mußte nun auch einsehen, daß er rettungslos verloren war, daß nur noch ein Zufall ihn retten konnte.

#### EINUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. WENN DIE NOTH AM GRÖSSTEN, IST DIE HÜLFE AM NÄCHSTEN.

Otto saß auf der Anklagebank. Der Untersuchungsrichter hatte den Anklageakt verlesen, das Verhör begann.

Der Angeklagte mußte zugeben, daß die bei ihm gefundenen falschen Banknoten sein Eigenthum waren, er konnte sogar nicht leugnen, daß er wissentlich falsche Banknoten besessen hatte.

Seine Mittheilungen über den Erwerb derselben riefen nur ein ungläubiges Lächeln hervor, das Urtheil war bereits über ihn gefällt, ehe der Vertheidiger seine Rede begonnen hatte.

Es war eine glänzende Rede, die der Advocat für das Geld Harrison's hielt, ein Meisterstück der Redekunst voll Schwung und Begeisterung, aber ohne tieferen Inhalt, ohne die Macht der Ueberzeugung.

Es war weniger eine Vertheidigung, als eine Entschuldigung: in der Hauptsache nur darauf berechnet, das Urtheil zu mildern.

Der Gerichtshof trat ab, um zu berathen, der Stab war schon gebrochen, es handelte sich nur noch um Feststellung des Strafmaßes.

Da näherte sich ein großer schlanker Mann der Zeugenbank; er wechselte mit Harrison leise einige Worte und dieser unterhielt sich eben auch eine kurze Weile mit dem Vertheidiger.

Der letztere verließ den Saal, er kehrte nach einer halben Stunde gleichzeitig mit den Richtern zurück.

Otto, der bereits jede Hoffnung verloren hatte und in stumpfer Apathie das Urtheil erwartete, blickte überrascht, befremdet auf, als der Richter ihm verkündete, der Urtheilsspruch sei bis zum nächsten Tage aufgeschoben. Er konnte sich die Ursache dieses Aufschubs nicht erklären, auch keinen Aufschluß darüber erhalten, da er sofort in's Gefängniß zurückgeführt wurde.

Erst hier sollte er erfahren, welchem Umstande er jenen Aufschub verdanke.

Der Untersuchungsrichter, Harrison und der Fremde, der mit dem letzteren im Gerichtssaale so heimlich gesprochen hatte, traten bald nach ihm in die Zelle.

»Werden Sie das Haus und die Personen wieder erkennen, welche Sie in jener Nacht angetroffen haben, wenn Sie hingeführt werden?« fragte der Richter den Gefangenen.

»Gewiß,« erwiderte Otto rasch. »Hat man jetzt endlich eine Spur entdeckt?«

»Ich war so glücklich,« sagte der Fremde, den Harrison als seinen Agent vorstellte, »wenigstens hoffe ich,

daß das Haus, welches in vergangener Nacht meine Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregte, dasselbe ist, in welchem die Bande sich versammelt. Das Aeußere und die Ausstattung des Hausflurs entspricht ganz Ihrer Beschreibung, auch erkannte ich in einigen Subjecten, welche hineingingen, mehrfach bestrafte Verbrecher.«

»Gott sei Dank!« athmete Otto auf.

»Geben Sie sich nicht zu früh Hoffnungen hin,« warnte der Richter. »Wenn es uns nicht gelingt, vollgültige Beweise für die Richtigkeit Ihrer Behauptungen zu finden, wird der Stab über Sie gebrochen werden.«

»Und diese Beweise zu erhalten, dürfte uns schwerer fallen, als Sie vermuthen,« fügte der Agent hinzu. »Diese Leute haben ihre Spione überall, schon aus der Hinausschiebung des Urtheils müssen sie den Schluß ziehen, daß irgend etwas entdeckt worden ist, was zu Ihren Gunsten spricht. Sie werden auf ihrer Hut sein, gelingt es uns nicht, sie vollständig zu überraschen, so ist Alles für Sie verloren.«

Das hatte Otto allerdings nicht erwartet, er glaubte sich schon gerettet.

»Herr Harrison und ich werden im Laufe der nächsten Nacht die Beweise für Ihre Unschuld zu erhalten suchen,« fuhr der Agent fort, »wenn uns das gelingt, so sind Ihre Ehre und Freiheit gerettet.«

»Kann ich Sie unterstützen –«

»Nein, Sie sind Gefangener, zudem würde Ihr Beistand mehr verderben, als gut machen. Man darf Sie nicht in unserer Gesellschaft sehen, wir haben vielleicht schon zu

viel gewagt, daß wir Sie hier im Gefängnisse besuchten. Geben Sie mir eine möglichst genaue Beschreibung der inneren Einrichtung des Hauses, sowie der Hauptpersonen, soweit dieselben Ihnen noch erinnerlich sind, das ist Alles, was Sie einstweilen thun können.«

Otto kam diesem Verlangen nach.

Der Agent hörte ihn schweigend an, dann und wann gab in seinen Zügen ein lebhafteres Interesse sich kund, es war offenbar, er kannte einige dieser Personen, die der Gefangene so getreu wie möglich beschrieb.

Bald darauf entfernten die Drei sich, sie ließen den Gefangenen zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, zurück.



Am Abend dieses Tages saßen in einer Vorstadt Londons zwei Landleute in einer übel berüchtigten Kneipe.

Sie schienen einen weiten Marsch gemacht zu haben und nach ihrer Kleidung zu urtheilen, wohlhabende Pächter zu sein.

Das Letztere ging auch aus ihrem Auftreten hervor. Sie verlangten Wein und als sie diesen erhielten, zahlten sie mit Gold.

Und doch hätte das Galgengesicht des Wirths sie darauf aufmerksam machen müssen, daß sie sich in einer Spelunke befanden, in der es rathsam war, keine gefüllte Börse zu zeigen.

Diese beiden Pächter waren Harrison und der Polizeiaгент. Der Fabrikant hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich mitzuwirken, trotzdem er von dem Agent darauf aufmerksam gemacht worden war, daß er ernststen Gefahren entgegenging.

»Ich sehe noch immer nicht den Nutzen unserer Verkleidung ein,« flüsterte Harrison dem Agenten zu, während dieser die anwesenden Gäste verstohlen beobachtete, »besser wäre es nach meiner Ansicht, wenn –«

»Still,« fiel der Agent ihm leise in's Wort, »dort sitzen zwei, die in jener Nacht dabei gewesen sind. Ich kenne sie, verwegene Burschen, die schon oft in Verdacht standen, aber nie abgefaßt werden konnten, weil die Beweise gegen sie fehlten.«

»Und woher wissen Sie, daß diese nichts weniger als elegant gekleideten Vagabunden bei der Geschichte betheilt waren?« fragte Harrison.

»Ihr Freund, der Gefangene, hat gerade diese mir sehr genau beschrieben, einer von ihnen ist jener John Williams, der ihn in die Falle lockte.«

»Nicht möglich,« sagte der Fabrikant überrascht. »Jener Williams war ein vollendeter Gentleman, ein sehr fein gekleideter Herr –«

»Sie haben noch nie dieses Gesindel kennen gelernt,« unterbrach der Agent ihn achselzuckend. »Bitte, sehen Sie nicht mehr hin, die Leute sind mißtrauisch und beobachten scharf. Ein geriebener Bursche, wie dieser Williams, kann am Morgen ein Lord, am Mittag ein Gasenkehrer und am Abend ein schlichter Handwerker sein

und jede Rolle wird er meisterhaft spielen. Ich kenne den Burschen, er treibt sich viel in dieser Gegend umher, weil seine Liebste hier wohnt.«

Der Agent klopfte bei den letzten Worten sehr vernehmlich auf den Tisch und bat den Wirth, als dieser erschien, ihm einige Goldstücke in Banknoten umzusetzen.

John Williams, der diese Bitte vernommen haben mußte, ging hinaus, nicht ohne vorher dem Wirth einen sehr bedeutsamen Blick zuzuwerfen, den der Agent bemerkte.

Der Wirth bedauerte achselzuckend, diese Bitte nicht erfüllen zu können, da er keine Banknoten besitze.

»Wenn sie noch einen Augenblick verweilen wollen, kann Ihnen vielleicht geholfen werden,« fügte er hinzu, »um diese Zeit besucht oft ein Herr mein Haus, der an der Bank angestellt ist und stets Banknoten bei sich führt.«

»Jetzt haben wir ihn,« flüsterte der Agent, nachdem der Wirth sich entfernt hatte. »Williams wird sogleich als Gentleman erscheinen, geben Sie Acht, sie werden ihn kaum wieder erkennen.«

In der That trat nach Verlauf einer Viertelstunde ein sehr fein gekleideter Herr ein, der, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die anwesenden Gäste geworfen hatte, sich zu den Pächtern setzte.

Harrison mußte gestehen, daß er in diesem Gentleman den Vagabund nicht wieder erkannt haben würde, wenn der Agent ihn nicht vorher darauf aufmerksam gemacht hätte.

Nicht allein die Kleidung, auch die Farbe des Haares, der Ausdruck des Gesichts und das Auftreten und Benehmen dieses Mannes hatten sich vollständig geändert. Dieser Herr forderte eine Flasche Bier und knüpfte mit den Pächtern eine alltägliche Unterhaltung über das Wetter an.

Als der Wirth das Bier brachte, sagte er den Pächtern, dieser Herr sei derselbe, auf dessen Kommen er vorhin sie vertröstet habe und da nun Williams begreiflicher Weise fragte, was man von ihm wünsche, fügte der Wirth hinzu, die beiden Herren hätten ihn gebeten, einige Goldstücke gegen Banknoten umzutauschen. Bereitwillig zog Williams sein Portefeuille aus der Tasche.

»Wenn es mir möglich ist, werde ich diesen Wunsch sehr gerne erfüllen,« sagte er.

Der Agent machte eine ablehnende Bewegung.

»Es ist unnöthig,« sagte er gleichgültig, »wir werden unsere Goldfuchse schon quitt werden. Wir wollen uns London einmal gründlich ansehen,« fuhr er fort, »und da wird's wohl gleichgültig sein, ob man in Gold oder Banknoten zahlt.«

»So, Sie sind zum Vergnügen hier?« fragte Williams, indem er das Portefeuille wieder einsteckte.

Harrison nickte.

»Wir gedenken zwei oder drei Tage in London zu bleiben,« erwiderte er.

»Da werden Sie manche vergnügte Stunde haben, wenn es Ihnen an den Mitteln nicht fehlt.«

»Mittel?« lachte der Agent, während er eine gefüllte Börse auf den Tisch legte. »Ich denke, damit reichen wir schon aus.«

»Das glaube ich auch,« erwiderte Williams, »vorausgesetzt, daß Sie keinem Betrüger in die Hände fallen.«

»Das kennen wir,« sagte der Agent selbstgefällig, »uns betrügt man so leicht nicht.«

»Wo werden Sie absteigen? Doch wohl nicht hier?«

»I, bewahre, wir haben uns hier nur ausruhen und erfrischen wollen. Wollen sehen, wo wir einkehren, wo es uns am Besten gefällt.«

»Sie kennen London schon?«

»Oberflächlich; wir wissen nur, wo wir für unser Geld gut essen und trinken können. Wenn Sie uns vielleicht einige Anleitungen geben wollten, Herr –«

»John Williams, meine Herren –«

»Herr Williams, so würden Sie uns dadurch zu großem Danke verpflichten.«

Spielte Williams seine Rolle gut, so spielte der Agent sie nicht minder vortrefflich, der Vagabund konnte nicht im Entferntesten ahnen, daß diese ehrlichen, biedereren Pächter es darauf abgesehen hatten, ihn in eine Falle zu locken.

Seine Seele hegte kein Mißtrauen, wie konnte sie es auch, sie beschäftigte sich ganz mit den Börsen dieser reichen Pächter, deren Inhalt eine reiche Ernte versprach.

»Wenn Sie sich meiner Leitung anvertrauen wollen, so hoffe ich, Sie werden es nicht bereuen,« sagte er. »Leider

kann ich Ihnen nur die Abendstunden widmen, da ich am Tage gebunden bin.«

»Das genügt,« erwiderte Harrison, »wir nehmen Ihr freundliches Anerbieten mit Dank an.«

»Wohin werden Sie uns führen?« fragte der Agent.

»Wohin es Ihnen beliebt,« entgegnete Williams. »Was ziehen Sie vor, ein recht buntes, geräuschvolles Treiben, oder eine stille, aber sehr angenehme Gesellschaft?«

»Entschieden das Letztere.«

»Lieben Sie die Damen?«

»Außerordentlich.«

»Für das Spiel haben Sie wohl nichts übrig?«

»O doch, nur darf es nicht zu hoch kommen und, was die Hauptsache ist, wir dürfen nichts verlieren.«

John Williams erhob sich.

»Dann werde ich Sie in eine Restauration führen, in der Sie nicht nur Alles finden, was Sie wünschen, in der Sie auch die Elite der Londoner Gesellschaft antreffen,« sagte er. »Diese Restauration ist nur sehr wenigen Personen bekannt.«

»Wir werden dort auch Damen finden?« fragte der Agent.

»Gewiß, sehr schöne Damen.«

»Gut, dann gehen wir.«

Williams führte die beiden Pächter in dasselbe Haus, in welchem Otto die falschen Banknoten erhalten hatte.

Er gebrauchte auch diesmal die Vorsicht, sich eines Wagens zu bedienen und es schien, als ob er mit mehreren Kutschern im Einverständniß stehe, denn der Agent

hatte nicht bemerkt, daß dem Kutscher irgend ein Wink gegeben worden war, und dennoch fuhr der Wagen auf sehr weiten Umwegen seinem Ziele zu.

Bis zu dem Augenblick, in welchem der Spielsaal geöffnet wurde, unterhielten die Pächter sich sehr laut mit den anwesenden Damen, die sich sofort um sie versammelten und sich sehr eifrig bemühten, die Gunst der vermögenden, freigebigen Herren zu erwerben.

Niemand ahnte, daß inzwischen draußen Polizeibeamte das Haus umzingelten, daß namentlich der geheime Ausgang, die kleine Pforte in der Gartenmauer sehr scharf bewacht wurde.

Wie an jenem Abend saß auch heute Marie Latour am Spieltisch, vor ihr stand wieder die mit Banknoten gefüllte Schatulle.

Die Pächter beteiligten sich, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, sofort am Spiele, und der Agent, der trotz seiner scheinbaren Unbefangenheit sehr scharf beobachtete, bemerkte deutlich die verstohlenen, triumphierenden Blicke, welche die Bankhalterin und Williams miteinander wechselten.

Die Banknoten verschwanden nach und nach aus der Schatulle, sie befanden sich größtentheils in den Händen der Pächter, während das Geld der Letzteren die andere Schatulle füllte.

Und gerade so wie an jenem Abend erscholl plötzlich der schrille Glockenton.

»Meine Herren, die Polizei!« sagte Marie, sich erhebend.

Der Agent hatte nur auf diesen Augenblick gewartet.

Er trat rasch hinter die Bankhalterin und rief der bestürzten Gesellschaft ein donnerndes Halt zu, während er den kleinen Stab, das Zeichen seines Amtes aus der Brusttasche des Rockes hervorholte.

Und in demselben Augenblick setzte Harrison eine kleine Jagdpfeife an die Lippen.

»Was bedeutet das?« fragte Marie erbleichend.

»Im Namen des Gesetzes erkläre ich alle Anwesenden verhaftet,« erwiderte der Agent ernst und scharf. »Niemand wage, einen Fluchtversuch zu machen, er würde mißlingen und außerdem die Schuld beweisen.«

Ein lautes, ungeduldiges Pochen ließ sich draußen vernehmen. Jeder wußte, wer Einlaß begehrte.

»Das ist eine alberne Komödie,« rief Williams, dessen trotzige Haltung vermuthen ließ, daß er entschlossen war, sich der Verhaftung zu widersetzen. »Wir sind in einem Privathause, die Polizei hat nicht das Recht –«

»Zurück!« donnerte der Agent, indem er seinen mit einem schweren Bleiknopf versehenen Stock erhob. »Die Polizei wird Euch zeigen, ob sie das Recht hat, eine Falschmünzerbande zu verhaften!«

Das war eine unvorsichtige Aeußerung, sie mußte den Anwesenden beweisen, daß ihr ganzes Geheimniß verrathen war, daß das Zuchthaus und der Galgen ihnen Allen drohte!

Sie war um so unvorsichtiger, als die Kollegen des Agenten sich noch nicht im Hause befanden, ihm also auch nicht zu Hülfe kommen konnten.

John Williams warf sich mit dem Muthe der Verzweiflung auf den Polizeibeamten, die Lichter erloschen, Tische und Stühle wurden umgestürzt, Alle stürmten auf die beiden Pächter ein, die sehr wohl einsahen, daß sie dieser Uebermacht nicht lange Stand halten konnten.

Der Agent konnte in der Finsterniß von seinem Stocke auch nicht freien Gebrauch machen, er mußte befürchten, Harrison zu treffen, der sich mitten im Handgemenge befand.

Da war es denn sehr leicht begreiflich, daß es den Verbrechern gelang, die geheime Thüre zu erreichen, während einige von ihnen die Gegner beschäftigten, eilten die Andern hinaus.

Inzwischen hatten die Kollegen des hart bedrängten Beamten die Thüre geöffnet und die unteren Räume durchsucht, sie drangen jetzt in den Gesellschaftssaal und gleich darauf auch in das Spielzimmer ein.

Die Wenigen, die sie hier noch fanden, mußten sich ergeben, trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr.

Harrison und der Agent hatten verschiedene Verletzungen erhalten, die zerrissenen Röcke, die blauen Flecken und Beulen am Kopfe zeugten von der Erbitterung, mit der dieser Faustkampf geführt worden war.

John Williams lag bewußtlos auf dem Teppich, ein wuchtiger Hieb mit dem Stocke hatte ihn niedergestreckt.

Der Agent ordnete sofort die Verfolgung der Entflohenen an, vor allen Dingen lag ihm daran, sich der Person

der Bankhalterin zu bemächtigen, die, wie es ihm schien, die Seele der ganzen Bande gewesen war.

Aber bevor man den Gaskrahnen gefunden und geöffnet und die erloschenen Lichter wieder angezündet hatte, war eine geraume Zeit verstrichen, und als man jetzt zur Durchsuchung des Hauses schritt, machte man die unangenehme Entdeckung, daß man zu lange damit gewartet hatte.

Einige Personen waren an der Gartenpforte verhaftet worden, die meisten aber auf einem unbekanntem und nicht zu entdeckenden Wege entflohen.

Unter diesen befand sich auch die Bankhalterin, sie war spurlos verschwunden.

Der Proceß gegen Otto wurde jetzt ausgesetzt, dagegen die Untersuchung gegen die Falschmünzer sofort eingeleitet.

Gegenüber den Beweisen, die sich in den Händen des Gerichts befanden, konnten die Gefangenen nicht leugnen; sobald es feststand, daß die Behauptungen Otto's auf Wahrheit berühren, daß er selbst betrogen worden war, wurde er aus dem Gefängnisse entlassen.

## ZWEIUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. EIN ADVOCAT OHNE CLIENTEN.

Die heimliche Entfernung Carl Liebmanns und die Einsperrung Scheerenberg's in ein Londoner Irrenhaus, die beide nicht verschwiegen blieben, machten an der Börse in Köln ein nicht geringes Aufsehen.

Sie gaben zu verschiedenen Gerüchten und Vermuthungen Veranlassung und diese Gerüchte waren um so abenteuerlicher, als Heinrich auf alle an ihn gerichteten Fragen über diese Ereignisse nur ausweichende Antworten gab.

Er bedauerte den Principal und stellte die heimliche Entfernung seines Schwagers in Abrede.

Jacob Herz war in fieberhafter Erregung zu ihm gekommen, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob der junge Herr Liebmann wirklich ›ausgekniffen‹ sei und wer in diesem Falle den Wechsel decken werde.

Heinrich hatte ihn beruhigt und ihn gebeten, den Verfalltag des Wechsels geduldig abzuwarten, erst dann wollte er mit dem Fabrikanten sprechen.

Der letztere wußte nicht besser, als daß sein Sohn die Reise angetreten habe, um den Vorwürfen der Schneiderstochter und einer möglichen Beschimpfung aus dem Wege zu gehen.

Heinrich hatte ihm das gleich nach der Abreise seines Schwagers erklärt und als dieser Grund durchaus nicht unwahrscheinlich war, so fand Liebmann keine Ursache, die Richtigkeit desselben zu bezweifeln.

Von der Existenz jenes Wechsels hatte er keine Ahnung, und da es ihn auch nicht interessirte, zu erfahren, wo sein Sohn sich aufhielt, so forschte er ihm auch nicht weiter nach. Ihm genügte die Mittheilung Heinrich's, daß der junge Herr augenblicklich Italien bereise und dort in den Orangenwäldern über seine Thorheiten nachdenke.

Heinrich aber hatte alle Ursache, mit den Erfolgen seiner Machinationen zufrieden zu sein.

Langsam und sicher schritt er auf dem betretenen Wege weiter, was kümmerte es ihn, ob es der Weg des Verbrechens war, wenn er nur auf ihm das ersehnte Ziel erreichte.

Mit seiner Familie war er gewissermaßen zerfallen, er besuchte sie sehr selten und dann kam es fast immer zwischen ihm und seinem Vater zu Reibereien, die stets mit einem heftigen Wortwechsel endeten.

Bertram Schenk warf oft seinem Sohne Hochmuth und Habsucht vor, während die Mutter ihn in Schutz nahm und bei jeder Gelegenheit ihn herausstrich, da konnte es denn nicht ausbleiben, daß der Hausfrieden wich und die Verstimmung in dieser Familie mehr und mehr zunahm.

Auch das kümmerte Heinrich nicht, er würde bei dem Tode seiner Eltern keine Thräne vergossen haben. Die Habsucht, das Streben nach Macht, Reichthum und Ansehen hatten alle besseren Gefühle in seiner Seele erstickt, seiner Selbstsucht opferte er Alles.

Er hatte ihr schon manches Opfer gebracht und war bereit, ihr noch größere Opfer zu bringen, sah er sich doch schon jetzt in reichem Maaße belohnt.

Sein Associé war nun beseitigt, es galt jetzt, sich das Vermögen desselben zu sichern.

Darauf, daß es Merville gelingen werde, das gewünschte Testament zu erhalten, baute er keine großen Hoffnungen, er mußte die Erfüllung dieses Wunsches auf einem andern Wege zu erreichen suchen.

So erklärte er denn eines Morgen seinem Buchhalter, daß er sich genöthigt sehe, seinen Associé interdiciren und den Gesellschaftsvertrag mit ihm gerichtlich auflösen zu lassen, da er keine Lust habe, das, was er sauer verdiene, mit einem Irrsinnigen zu theilen.

Der alte Mann schüttelte zwar den Kopf, aber er konnte doch nicht leugnen, daß sein Principal zu diesem Verfahren berechtigt war ist.

Heinrich reichte seinen desfallsigen Antrag nebst einem beglaubigten Zeugnisse Merville's über den unheilbaren Irrsinn Scheerenberg's der Gerichtsbehörde ein und sann nun über die weiteren Schritte nach.

Kurz darauf empfing er den Besuch eines Juristen.

Dieser Herr stellte sich ihm als Rechtsconsulent Wimmer vor und trat von vornherein so frei und keck auf, daß Heinrich, entrüstet über diesen Mangel an Respect, sich versucht fühlte, ihm die Thüre zu zeigen, noch ehe er den Zweck dieses Besuches erfahren hatte.

»Sie haben beim Gericht die Auflösung des Gesellschaftsvertrages mit Ihrem Associé beantragt,« sagte der Rechtsconsulent, während er durch die hellgrünen Gläser seiner Brille den jungen Mann scharf anblickte. »Sie haben ein Recht dazu, vorausgesetzt, daß der Irrsinn Scheerenberg's eine Thatsache ist, und ich kann kaum bezweifeln, daß das Gericht Ihrem Antrage entsprechen wird, aber es sind da mehrere Punkte zu berücksichtigen, an die Sie, wie ich vermuthe, noch nicht gedacht haben.«

Mit wachsendem Erstaunen hatte Heinrich ihn angehört.

Was kümmerte es denn diesen Mann, was andere ihm völlig fremde Personen unternahmen?

»Bevor ich Ihnen darauf antworte, muß ich Sie ersuchen, mir den Beweis zu liefern, daß Sie berechtigt sind, sich in diese Privatangelegenheit einzumischen,« entgegnete er entrüstet.

Ein feines, vielsagendes Lächeln glitt über das fahle knochige Gesicht des Rechtsconsulenten.

»Ich hatte diesen Einwurf erwartet,« fuhr er ruhig fort. »Sehen Sie, ich zähle nicht zu den glücklichen Juristen, die jeden Tag ihren Champagner trinken können, im Gegentheil, ich bin einer von den armen Schluckern, die nur Armenpraxis haben. Sie wissen doch, was das bedeutet?«

»Nein, es interessirt mich auch nicht –«

»Ah, aber es dient zum besseren Verständniß, wenn ich Ihnen die Sache klar mache. Na, die Bedeutung der Armenpraxis finden Sie schon in den Worten selbst. Sie werden begreifen, daß ich keine Seide dabei spinne. Da geht's mir dann, wie dem Jäger, der nach wochenlanger erfolgloser Jagd endlich einmal einen feisten Hasen entdeckt. Er verfolgt ihn so lange, bis er ihn in der Jagdtasche hat.«

»Was soll der Vergleich?« fragte Heinrich ungeduldig.

»Die Bedeutung liegt nahe,« erwiderte Wimmer achselzuckend. »Ihr Antrag contra Scheerenberg ist der Hase, auf den ich Jagd mache.

Befremdet blickte Heinrich den kleinen hageren Mann an, der jetzt aus einer zinnernen Dose bedächtig eine Prise nahm und darauf ebenso bedächtig die verstreuten Tabakkörner von seiner, fadenscheinigen Weste abschnellte. Er begriff den Zusammenhang nicht, wemgleich er auch errieth, daß es sich um eine beabsichtigte Prellerei handelte.

»Sie verstehen das noch nicht?« fuhr der Rechtsconsulent nach einer Pause fort.

»Sehr einfach, ich habe entdeckt, daß Ihre Sache ziemlich faul ist und lasse Ihnen nun die Wahl zwischen meinem juristischen Beistande oder meiner Feindschaft.«

Wimmer vertheidigte diesen Vorschlag durch ein sehr nachdrückliches Kopfnicken und blickte darauf den jungen Herrn so pfiffig lächelnd an, als ob er ihn fragen wolle, was er denn zu diesem Beweis von Schlauheit sage.

»Diese Art, Clienten zu suchen, ist mir wirklich neu,« sagte Heinrich, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte. »Ich fürchte aber, daß Sie auf diesem Wege ebensowenig Seide spinnen werden.«

»Muß versucht werden,« erwiderte der Rechtsconsulent ruhig. »Sie sind der Erste, mit Ihnen eröffne ich das Speculationsgeschäft, wir sind also beide Speculanten, nur mit dem Unterschiede, daß Sie Ihr Schäfchen schon im Trockenen haben. Sie denken am Ende: ich wolle Sie nur in's Bockshorn jagen? Bewahre, ich bin meiner Sache ziemlich sicher. Für's Erste kenne ich diesen Herrn Merville, der so gütig war, den Irrsinn Ihres Associé's zu beglaubigen. Ich lernte ihn in England kennen, damals

war er noch Schiffsarzt und ich stellte ihm schon derzeit das Prognostikon, daß er einmal den Galgen zieren werde. Zweitens liegt es klar auf der Hand, daß Sie Ihren Associé nach Siegburg oder in eine andere hiesige Anstalt geschickt haben würden, wenn der Irrsinn wirklich eine Thatsache war.«

»Mein Herr!« fuhr Heinrich, bebend vor Wuth, auf.

»Es ärgert Sie, daß ich Ihnen in die Karten blicke. Du lieber Himmel, weshalb spielen Sie nicht verdeckter? Ich habe natürlich mein Interesse dabei, das kann mir Niemand verdenken, wenn ich es wahrnehme. Hier also liegt der faule Punkt. Dem Gericht genügt vielleicht das Zeugniß Merville's, es wird Ihrem Antrage Folge leisten. Was dann? Sie müssen das Vermögen Ihres Associé's herausrücken, das Gericht wird dasselbe verwalten, bis zum Tode des Irrsinnigen und es alsdann den rechtmäßigen Erben aushändigen. Das aber kann nicht in Ihrem Plane liegen, und entweder haben Sie an diese Folge nicht gedacht, oder Sie besitzen irgend ein Document, welches Ihnen die ganze Hinterlassenschaft zusichert. Nehmen wir das letztere an, so kann dieses Document, gleichviel, ob es ein Testament, oder eine Schenkungsakte ist, angefochten werden, sobald ein gesetzlich berechtigter Erbe auftritt. Die Gründe der Anfechtung aber mögen sein, welche sie wollen, sie finden eine Stütze in dem faulen Punkte, auf den ich vorhin Sie aufmerksam machte. Sehen Sie das ein?«

Heinrich fand keine Worte für sein Erstaunen, seine Bestürzung und Entrüstung.

Der Rechtsconsulent hatte ihm das Alles so klar und deutlich gesagt, als ob er in die Pläne des jungen Mannes ganz genau eingeweiht sei.

Er mußte zugeben, daß er sich in diesem Manne einen gefährlichen Gegner erwarb und doch konnte er sich nicht entschließen, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen.

Er sagte sich, wenn er dies thue, so müsse er sich diesem geriebenen Juristen auf Gnade und Ungnade ergeben, das könne für ihn bedeutend unangenehmere Folgen haben, als wenn er den Kampf mit ihm aufnahm. Zudem hatte ja Merville ihn über die Folgen einer Revision seiner Anstalt vollständig beruhigt.

»Ich leugne nicht, daß Ihre Combinationen und Schlußfolgerungen außerordentlich scharf und findig sind,« erwiderte er, und es lag ein beißender Spott dem Tone, in welchem er das sagte. »Allein, es sind doch nur leere Vermuthungen, auf welche diese Combinationen sich stützen. Mein Herr Associé ist deshalb in einem Londoner Irrenhause untergebracht worden, weil sein Irrsinn sich während seinem Aufenthalt in England zeigte.«

Wieder glitt jenes vielsagende Lächeln über das Gesicht des Juristen.

»Sie wußten das wohl voraus?« fragte er.

»Wieso?«

»Hm, Merville war ja kurz vor der Abreise Ihres Associé's nach England hier, Sie haben wohl damals schon mit ihm über diesen Fall gesprochen?«

Die Wangen Heinrich's erbleichten, es kostete ihm Mühe, seine gewaltige Aufregung zu beherrschen.

»Merville hat am Tage vor der Abreise Ihres Associé's im Pariser Hof logirt,« fuhr Wimmer mit scharfer Betonung fort, »er ist gleichzeitig mit diesem Herrn Scheerenberg abgereist.«

»Mag sein,« erwiderte Heinrich, eine Ruhe heuchelnd, die seiner Seele fremd war, »mir ist davon nichts bekannt.«

Der Rechtsconsulent blickte den jungen Mann scharf an, die Ruhe desselben täuschte ihn nicht, sie bewies ihm nur, daß Heinrich Schenk nicht geneigt war, sich mit ihm zu verbünden.

»Sie scheinen Ihrer Sache ziemlich sicher zu sein,« sagte er. »Sie wären es nicht, wenn Sie wüßten, was ich zu thun entschlossen bin.«

»Thun Sie, was Ihnen beliebt!«

»Sie wissen wohl nicht, daß Ihr Associé noch entfernte Verwandte hat?«

»Was kümmert's mich?«

»Diese Verwandten werden unter meinem Rechtsbeistande die Sache untersuchen.«

»Es wird mir lieb sein, wenn dies geschieht, das Resultat dieser Untersuchung wird den Beweis liefern, daß ich in meinem Rechte bin, wenn ich die Auflösung des Gesellschaftsvertrages beantrage.«

»Und das Vermögen?«

»Mein Herr, was berechtigt Sie, diese Frage an mich zu stellen?« fuhr Heinrich auf.

»Ich stehe hier im Namen meiner Klienten,« erwiderte Wimmer trocken, »nachdem Sie vorgezogen haben, meinen Beistand zurückzuweisen, bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Sache Ihrer Gegner zu vertreten.«

»Wo sind diese Gegner?« spottete Heinrich. »Wollen Sie sich zum Anwalt des Irrsinnigen aufwerfen, so zeigen Sie Ihre Vollmacht, ohne diese haben Sie kein Recht, in seinem Interesse aufzutreten.«

Der Rechtsconsulent nahm seinen Hut.

»Wie gesagt, ich bin genau unterrichtet,« versetzte er, »so genau, als es unter den obwaltenden Umständen überhaupt möglich ist, ich durchschaue Ihre Pläne und werde sie zu durchkreuzen wissen. Wollen Sie meinen Beistand annehmen, so schweige ich, vorausgesetzt, daß Sie meine Bedingungen erfüllen; ich lasse Ihnen Zeit bis heute Abend, darüber nachzudenken. Erhalte ich keine Antwort, so weiß ich, was ich zu thun habe. Guten Morgen.«

Heinrich konnte nicht leugnen, daß die ihm unbekannt-ten Pläne dieses Juristen ihn in hohem Grade beunruhigten. Es unterlag keinem Zweifel, daß er ihm gegenüber einen sehr schweren Stand habe, dennoch zog er noch immer vor, das Bündniß zurück zu weisen.

Seine ganze Hoffnung beruhte nun darauf, daß Mer-ville ihm das verlangte Testament einschickte; er hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Schriftstück in gesetzlicher Form und unter einem früheren Datum ausgefertigt sein müsse.

Besaß er dieses Document, so konnte Niemand ihm etwas anhaben, zumal er die Ueberzeugung hegen durfte, daß das Geheimniß nicht aufgeklärt wurde.

Merville hatte in seinem letzten Briefe geschrieben, er hege die Hoffnung, ihm das Testament verschaffen zu können, er möge sich noch eine kurze Zeit gedulden, über's Knie könne man diese Angelegenheit nicht brechen.

Zwei Tage später las Heinrich in den Zeitungen eine Aufforderung des Rechtsconsulenten Wimmer an alle nahen und entfernten Verwandten des in Köln wohnenden Peter Paul Scheerenberg. Er ersuchte sie, sich entweder schriftlich oder persönlich bei ihm zu melden behufs Entgegennahme sehr wichtiger Mittheilungen.

Heinrich lächelte spöttisch über diese Annonce.

Scheerenberg besaß ja nur einen Verwandten, einen Vetter, der in Breslau wohnte und ein heruntergekommenes Subject sein sollte.

Es war nicht wohl anzunehmen, daß dieser Mensch die Zeitungen las, oder besser Freunde besaß, die sich so sehr für ihn interessirten, daß sie ihn auf diese Annonce aufmerksam machten.

Er beschloß, dieser Sache einstweilen ihren Lauf zu lassen und seine Aufmerksamkeit nun der Angelegenheit seines Schwagers zuzuwenden.

Das Vermögen Theodor Liebmanns mußte sein Eigenthum werden, gleichviel, welche Opfer es kostete, diesen Zweck zu erreichen.

DREIUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DAS GLÜCKSRAD.

Bertram Schenk hatte den Besuch des Brasilianers längst vergessen.

Seitdem der Consul in Rio de Janeiro ihm geschrieben hatte, daß seine Hoffnung auf die reiche Erbschaft eine vergebliche sei, war er so klug gewesen, diese Erbschaft ganz zu vergessen, und selbst die Vermuthungen und Behauptungen jenes Brasilianers, der den Erblasser so genau gekannt haben wollte, konnten ihn nicht veranlassen, die alten begrabenen Hoffnungen wieder aufzuwecken.

Umsomehr überraschte es ihn, als er eines Tages plötzlich einen Brief aus Brasilien erhielt, in welchem jener Fremde ihm mittheilte, daß der verstorbene Friedrich Schenk ein namhaftes Vermögen hinterlassen habe, dieses Vermögen indeß schon vor mehreren Monaten durch den preußischen Consul erhoben worden sei.

Er habe noch keine Zeit gefunden, nach Rio de Janeiro zu reisen, um persönlich darüber mit dem Consul Rücksprache zu nehmen, schrieb dieser Fremde, der sich Carl Rosendahl nannte, sobald er könne, werde er weitere Nachforschungen anstellen, inzwischen rathe er dem Wirth, sich direkt an den Consul zu wenden, da man annehmen müsse, daß auch dieser durch einen raffinirten Betrüger dupirt worden sei.

Bertram Schenk las diesen Brief zu wiederholten Malen, dann steckte er ihn in die Tasche.

Es fiel ihm schwer, seiner fieberhaften Aufregung Herr zu werden, einer Aufregung, die sehr natürlich war.

Wenn die Behauptungen Rosendahls auf Wahrheit beruhten, und das konnte der Schenkwrith nicht bezweifeln, da zu einem solchen Zweifel keine triftigen Gründe vorlagen, so hatte ein schlauer Betrüger sich der Hinterlassenschaft bemächtigt, und es war sehr gut möglich, daß man diesen Betrüger nie entdecke.

Bertram Schenk nahm rasch mehrere Prisen nach einander, ein Zeichen, daß er sich mit sehr ernstern Dingen beschäftigte.

Aber so sehr er sich auch den Kopf zerbrach, gelang es ihm doch nicht, in das Dunkel einige Klarheit zu bringen, er hatte nicht die leiseste Ahnung davon, wer dieser Betrüger sein könne.

Mancher Andere an seiner Stelle würde sofort im Familienkreise den Inhalt dieses wichtigen Briefes mitgetheilt haben. Bertram Schenk that es nicht.

Er hatte seine guten Gründe dafür. Wenn seine Frau erfuhr, daß er über den Löffel barbirt worden war, so durfte er auf eine Gardinenpredigt rechnen, die ihm die Galle in's Blut treiben mußte.

Freilich harte Frau Schenk damals über die brasilianische Erbschaft gespottet und durch ihre beißenden Bemerkungen ihm das Vorhaben, genaue Nachforschungen anzustellen, verleidet, aber darauf durfte er sich jetzt nicht mehr berufen, wenn er nicht den Vorwurf hören

wollte, es sei seine Pflicht gewesen, sich durch derartige Bemerkungen nicht abhalten zu lassen, das Interesse seiner Familie zu vertreten.

Also schwieg der Schenkwrith, – gelang es ihm, den Betrüger zu entdecken und diesem den Raub zu entreißen, so war es ja immer noch früh genug, seiner Familie den unerwarteten Glücksfall zu berichten. Auch mit Heinrich mochte Bertram Schenk über diese Angelegenheit nicht berathen.

Heinrich besaß sein Vertrauen nicht mehr, seitdem der Schenkwrith wiederholt Gelegenheit gefunden hatte, den Hochmuth und die Herzlosigkeit dieses Sohnes kennen zu lernen.

An Otto konnte er auch nicht darüber schreiben, er fürchtete in der Seele des Jünglings Hoffnungen zu erwecken, die auf sein ernstes Streben störend einwirkten. Aber der Drang nach Mittheilungen ließ ihn nicht ruhen. Er war eine von den Naturen, die nicht gut ein Geheimniß bewahren können, die Alles, was sie trifft, Freud und Leid, mit einem befreundeten Herzen theilen müssen.

Und unter allen Bekannten des Schenkwriths war Caspar Melchior Gabel, der Barbier, stets der aufrichtigste, theilnehmendste Freund gewesen.

Die Beiden hatten einander schon Manches anvertraut, weshalb sollte Bertram Schenk ihm diese Nachricht verschweigen?

Der Barbier war nicht nur ein theilnehmender und verschwiegener Freund, er besaß auch einen klugen Kopf

und konnte gewiß dem Freunde mit seinem Rathe einen guten Dienst leisten.

Der Schenkwrith nahm abermals eine Prise und klappete die Dose sehr energisch zu.

So wollte er es machen, der Barbier sollte ihm rathen und diesen Rath wollte er befolgen.

In der Regel sprach der Barbier schon in der Abenddämmerung vor, noch ehe das Licht angezündet wurde, er plauderte dann mit dem Wirth, bis die übrigen Stammgäste sich einfanden.

Heute aber war er nicht der erste Gast.

Es war kurz nach vier Uhr, als ein großer breitschulteriger Mann in die Schenk'stube trat, der mit den in sehr erregtem, freudigem Tone gesprochenen Worten: »Gott zum Gruß!« dem befremdet aufblickenden Wirth die Hand bot.

»He, – kennt Ihr denn den Nikolas nicht mehr?« fuhr der Fremde fort, als Schenk zögernd seine kleine, runde Hand in die schwielige Rechte seines Gastes legte. »S' ist freilich ein Jahr her, daß wir uns zum letztenmale sahen, aber ich meine, so sehr könne ich mich doch nicht verändert haben –«

»Sieh da, Herr Schwarz,« unterbrach der Wirth ihn freudig überrascht, während über sein behäbiges, wohlgenährtes Antlitz ein heiteres Lächeln sich breitete.

»Wahrhaftig, ich hatte Sie kaum wieder erkannt; Sie sind ja in der Fremde ein Herkules geworden. Wie konnte ich aber auch an Sie denken?«

»Es ist wahr, Sie mußten mich noch in London vermuthen,« erwiderte Nikolas, nachdem er, der dringenden Einladung des Wirthes Folge leistend, Platz genommen hatte, »Otto wird Ihnen inzwischen noch nicht geschrieben haben.«

Bertram Schenk war hinausgeeilt, er kehrte nach einigen Augenblicken mit zwei gefüllten Gläsern zurück.

»Jetzt erzählen Sie mir, was Sie hierher führt und wie es meinem Jungen in London geht,« sagte er. »Er hätte mitkommen sollen, – weiß der Henker, seitdem er fort ist, habe ich keine frohe Stunde mehr.«

Nikolas that einen tiefen kräftigen Zug, dann blickte er mit seinen treuherzigen Augen den alten Mann fragend an.

»Da ist ja Ihr Sohn Heinrich,« erwiderte er, »man sagt, er soll sehr reich geworden ein und eine ausgezeichnete Parthie gemacht haben.«

Der Wirth nickte, ein düsterer Schatten glitt über sein Gesicht

»Reden wir nicht von ihm,« versetzte er, »wenn Geld allein glücklich machen kann, dann muß er allerdings sehr glücklich sein, aber ich kann mich dieses Glücks nicht freuen.«

»Und Ihre Tochter Helene?«

»Ja, ja, sie ist ein liebes, gutes Kind, Gott segne sie für ihre Liebe und – – aber wenn im Hause nicht Alles so recht in einander greift, dann ist auch kein rechter Frieden und kein rechter Segen da – lassen wir das also, was macht Otto?«

»Er hat eine ausgezeichnete Stelle und ich hege die Hoffnung, daß er sein Ziel bald erreichen wird. Im Uebrigen ist er noch immer der Alte, unermüdlich bei der Arbeit, sparsam und solide in seiner Lebensweise.«

»Ah – er hat Charakter –«

»Und ein gutes Herz.«

»Ganz gewiß. Wie aber kommt es, daß Sie London verlassen haben?«

»Man bot mir eine so vortreffliche Stellung an, daß ich ein leichtsinniger Thor gewesen wäre, wenn ich sie ausgeschlagen hätte.«

»Da wünsche ich Ihnen Glück,« sagte der Wirth, und Nikolas erwiderte den Handdruck des kleinen Mannes so herzlich, daß Bertram Schenk sich versucht fühlte, laut aufzuschreien.

»Ich bin Werkführer in der Schlosserei eines Bergwerkes,« fuhr Nikolas fort; »ich erhalte ein namhaftes Gehalt nebst freier Wohnung und bin in meiner Stellung ganz und gar selbstständig.«

»Wo liegt das Bergwerk?«

»Bei Essen.«

In diesem Augenblick trat der Barbier ein.

»Und es gefällt Ihnen dort?«

»Sehr. Kommen Sie einmal herüber, es wird Sie gewiß interessiren, ein Bergwerk kennen zu lernen.«

Der Wirth hatte sich erhoben, so interessant ihm auch die Unterredung mit dem Freunde seines Sohnes war, zog er doch in diesem Augenblick eine Unterhaltung mit dem

Barbier vor; die Angelegenheit, welche er mit diesem zu berathen hatte, war für ihn weit wichtiger.

Nikolas saß selbst auf glühenden Kohlen.

Er war hauptsächlich gekommen, um Helene wiederzusehen und mit ihr zu reden und nun sann er schon seit einer Viertelstunde vergeblich über einen Vorwand nach, der ihm die Privatwohnung des Wirthes öffnen konnte.

Bertram Schenk kam diesem Wunsche zuvor.

»Sie sind natürlich mein Gast, so lange Sie hier weilen,« sagte er, »wenn ich mich in den Abendstunden Ihnen nicht so ganz widmen kann, wie ich es gerne möchte, so hoffe ich, Sie werden das entschuldigen, der Wirth muß überall sein, wenn die Gäste kommen. Meine Frau und Tochter wird es gewiß auch interessiren, über die Erlebnisse Otto's in Frankreich und England etwas Näheres zu erfahren; – bitte, gehen Sie in's Wohnzimmer, ich komme nach, sobald ich es ermöglichen kann.«

Nikolas ließ sich das nicht zweimal sagen, nachdem er den Barbier begrüßt und einige Worte mit ihm gewechselt hatte, verließ er die Schenk'stube.

Der Wirth führte jetzt seinen Freund in das Hinterstübchen und überreichte ihm hier den erhaltenen Brief.

»Was sagen Sie dazu?« fragte er, nachdem Gabel den Brief gelesen hatte.

Der Barbier blickte lange schweigend in sein Glas, dann leerte er es zur Hälfte auf einen Zug.

»Ich würde sofort an den Consul schreiben,« sagte er.

»Das werde ich auch thun, aber bis die Antwort von dort eintrifft, sind abermals Monate verstrichen.«

»Leider aber werden Sie sich bis dahin gedulden müssen,« fuhr der Barbier fort, während er nachdenklich seine Nase rieb. »Dieser Rosendahl kann kein Interesse dabei haben, Sie hinter's Licht zu führen, ich wüßte wenigstens nicht, was er dadurch bezwecken wollte.«

Der Wirth nickte gedankenvoll.

»Dennoch habe ich meine eigenen Gedanken darüber,« sagte er bedächtig. »Ich kann nicht wohl annehmen, daß dieser Mann so ganz zufällig hierhergekommen sein soll, ich meine, er müsse eine mir allerdings unerklärbare Absicht dabei gehabt haben.«

»Nun, das werden Sie ja durch den Consul erfahren,« erwiderte der Barbier ruhig.

»Das heißt, ich werde erfahren, ob der Betrug stattgefunden hat, oder nicht.«

»Und das zu erfahren ist ja einstweilen die Hauptsache.«

»Aber damals schrieb doch der Consul selbst, es seien mehr Schulden als –«

»War der Brief ächt?«

»Natürlich; er trug das Siegel und die Unterschrift des Consuls und die Poststempel bewiesen auch, daß er aus Brasilien kam.«

»Nichts destoweniger kann es ein gefälschter Brief gewesen sein,« sagte der Barbier bedenklich.

»In diesem Falle müßte ich den Betrüger in Brasilien suchen.«

»Freilich, wo anders sollte er stecken? Na, wenn der Betrug stattgefunden hat, wird der Consul schon die Sache in die Hand nehmen.«

»Das hoffe ich auch,« erwiderte Bertram Schenk, indem er tief in seine Dose hineingriff, »einstweilen wollen wir uns noch keinen Hoffnungen hingeben, schweigen Sie auch über die Geschichte, meine Familie soll nichts erfahren. – Apropos, wie hat's Ihnen denn gestern in Mülheim ergangen?«

Der Barbier ließ das Haupt auf die Brust sinken, ein schmerzlicher Seufzer entrang sich seinen Lippen.

»Es hat Sie wohl sehr überrascht, als ich Ihnen gestern Mittag mein Vorhaben im Fluge mittheilte?« fragte er.

»Ich kann das nicht leugnen, dieses Vorhaben –«

»Betrachten Sie vielleicht als eine Narrheit?«

»O nein, das nicht, aber –«

»Aber Sie dachten doch, ich stehe im Begriff, einen dummen Streich zu machen. Sehen Sie, ich kann von dem Mädchen nicht lassen, trotzdem ich mir sagen muß, das ein so grundhäßlicher Mensch, wie ich –«

»Nun, nun, so schlimm ist's doch nicht.«

»Der Spiegel hat's mir oft genug gesagt, weshalb soll ich selbst mich zu täuschen suchen. Damals, als die Geschichte mit Liebmann sich ereignete, habe ich Hermine sehr scharf verurtheilt, und ich sage auch jetzt noch, daß ihr Hochmuth sie zu Fall gebracht hat. Aber später wurde ich doch milder in meinen Ansichten, ich bedauerte das Mädchen und mit dem Mitleid erwachte auch die alte Liebe wieder. Sie wissen, Hermine war plötzlich

verschwunden und der Schneider beobachtete ein hartnäckiges Schweigen. Ich aber wollte wissen, wo das Mädchen steckte und wer sucht, der findet. Sie ist im Hause ihrer Tante in Mülheim vor sechs Wochen mit einem Knaben niedergekommen, – eine Frühgeburt, die schwerlich aufkommen wird. Na, ich hab's mir lange überlegt und bin schließlich zu dem Resultat gekommen, daß Hermine trotz diesem Fehltritt eine gute Gattin und Hausfrau sein könne, und das bewog mich denn, ihr noch einmal meine Hand anzubieten. Ich dachte mir, Hermine könne dadurch den Flecken von ihrer Ehre abwaschen und zugleich auch ihrem Kinde eine gute Pflege sichern. Ich verdiene genug, um eine kleine Familie zu ernähren und wenn's später eine große Familie ist, so wird unser Herrgott wohl das Nöthige dazu geben.«

Bertram Schenk nickte beistimmend.

»Mit einem solchen Vertrauen und ernstem Fleiß verhungert man so leicht nicht,« sagte er. »Nun, wie nahm sie es auf?«

»Sie war Anfangs überrascht, verwirrt, sie schien mir im Herzen zu danken für diese Werbung, die ihr beweisen mußte, daß sie noch immer meine Achtung und mein Vertrauen besaß. Ich sagte ihr frei und offen, daß ich sehr wohl wisse, wie häßlich ich sei, daß ich aber hinter dieser äußeren Häßlichkeit ein gutes Herz und ein treues Gemüth habe, und daß die Schönheit ja niemals ein Fundament für das Glück in der Ehe sei. Ich sagte ihr ferner,

daß ich keine Liebe von ihr verlange, sondern nur Achtung und Vertrauen, daß ich aber mich bestreben wolle, mir ihre Liebe zu erwerben.«

»Das war vortrefflich gesagt,« versetzte der Wirth. »Nach meiner Ansicht konnte das Mädchen nichts Besseres thun, als Ihren Antrag anzunehmen.«

»Sie wies ihn zurück,« fuhr der Barbier wehmüthig fort. Nicht barsch und verletzend, nein, mit einfachen, schlichten Worten. Sie dankte mir und erwiderte, daß sie das Opfer, welches ich ihr bringen wolle, nicht annehmen könne. Ihre Ehre sei nun einmal befleckt und das werde man ihr nie vergessen, auch auf mich werde diese Schmach sich erstrecken, wenn ich trotzdem und alledem sie heirathe. Ich habe ihr lange zugeredet, aber sie beharrte bei ihrer Ansicht.«

Bertram Schenk griff nachdenklich in die Dose und schüttelte das Haupt.

»So sehr Unrecht hat sie nicht,« sagte er, »ein derartiger Fehltritt bleibt immer haften, die böse Welt benutzt jede Gelegenheit, um –«

»Was kümmert das mich und sie? Wenn wir glücklich sind, was kümmert uns dann das Gerede der Leute? Weiß Gott, ich habe ihr meine Hand angeboten, weil ich sie lieb habe, von einem Opfer meinerseits kann da wohl keine Rede sein.«

»Ihr seid ein guter Mensch, Gabel,« sagte der Schneider, der bei den letzten Worten unbemerkt eingetreten war. »Hermine hat mir heute Mittag mitgetheilt, weshalb Ihr gestern sie besucht habt – ich wollte, ich hätte Euch

früher so kennen gelernt, es wäre vielleicht Manches anders gekommen.«

»Sagt das nicht,« erwiderte der Wirth, »es kommt Alles, wie es kommen soll, wir können's nicht ändern, auch wenn wir's voraus wüßten.«

»Und was sagte Hermine dazu?« fragte der Barbier.

»Sie hat meinen Antrag zurückgewiesen, weil sie fürchtete, ich wolle ihr ein Opfer bringen –«

»Sie darf ihn nicht annehmen,« unterbrach Wacker ihn ruhig. »Mit einer solchen Vergangenheit soll man nicht heirathen, es kommen in jeder Ehe Differenzen vor und in solchen Stunden sucht man gerne Gründe und Vorwände, um dem Andern zu beweisen, daß man selbst der leidende Theil ist. Da bietet nun eine solche Vergangenheit gar zu leicht –«

»Glaubt Ihr, ich könne so niederträchtig sein, meiner Frau –«

»Lieber Freund, im Augenblick der aufwallenden Leidenschaft thut man Manches was man hernach bitter bereut. In China ist jeder Wortwechsel unter den Eheleuten streng verboten, wer dieses Verbot übertritt, wird am hellen Tage auf den Markt geführt und so lange mit faulen Eiern und Aepfeln beworfen, bis er gelobt, fortan den häuslichen Frieden nicht mehr stören zu wollen.«

»Na, dann müssen die Menschen dort anders sein, wie hier,« versetzte der Wirth, »hier würde man nicht so viele Eier und Aepfel herbeischaffen können, als zu dieser Prozedur nöthig wären. – Apropos, spielt Ihr noch immer in der Lotterie?«

Der Schneider nickte.

»Ich habe das halbe Loos noch einmal behalten,« sagte er, »ich hatte vor, es wenigstens theilweise zu verkaufen, es ist mir nachgerade doch zu theuer und meine Frau hat mir schon manches beißende Wort deshalb gesagt. Aber ich konnte mich nicht gut entschließen; ich meine, einmal müsse man doch gewinnen.«

»Seid froh, wenn Ihr den Einsatz zurückerhaltet,« versetzte der Barbier, »ich weiß nicht, mit der Lotterie kann ich mich nicht befreunden.«

»Ihr habt nie gespielt?« fragte Wacker.

»Nein, ich habe nie so viel Geld zu viel gehabt, daß ich mir ein Loos anschaffen konnte.«

»Na, das muß man einzurichten wissen. Wenn ich jeden Tag ein Glas Bier weniger trinke, so macht das im Jahre zwölf Thaler, an einem Ende sparen und am andern das Ersparte richtig anwenden, die Kunst muß man kennen.«

Der Eintritt eines kleinen, ziemlich wohlbeleibten Herrn brach das Gespräch ab.

Dieser Herr musterte die Anwesenden mit einem scharf prüfenden Blick und näherte sich dann rasch dem Schneider.

»Sie sind des Herr, den ich suche,« sagte er, »in Ihrer Wohnung sagte man mir, ich würde Sie hier finden.«

Der Schneider blickte befremdet auf.

»Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen,« erwiderte er, »also muß doch ein Irrthum vorliegen.«

Der Fremde lächelte.

»Ich glaube nicht,« fuhr er fort, »Sie sind Herr Fritz Wacker –«

»Schneidermeister Wacker, – allerdings. Womit kann ich dienen?«

Der Fremde hatte sein Portefeuille geöffnet, nahm aus demselben einen Brief und legte ihn geöffnet vor den Schneider hin.

»Spielen Sie diese Nummer?« fragte er.

Als ob ein elektrischer Funke ihn getroffen habe, fuhr Fritz Wacker von seinem Sitz empor.

Seine Knie zitterten, stier blickten seine Augen den Fragenden an.

»Es ist in der That meine Nummer,« stotterte er verwirrt.

»Sie wissen das ganz bestimmt?«

»Natürlich, ich spiele sie ja schon seit zwei Jahren.«

Der Fremde nickte.

»Ist unsern Büchern steht ebenfalls hinter dieser Nummer Ihr Name verzeichnet,« sagte er.

Der Gleichmuth und die Ruhe des Fremden bildeten einen scharfen Contrast zu der fieberhaften Erregung des Schneiders und der ungeduldigen Erwartung, die sich in den Zügen der beiden Freunde ausdrückte.

»Na, wie viel hat er denn gewonnen?« fragte der Schenkewirth

Der Fremde schob das Portefeuille wieder in die Tasche und bot dem Schneider die Hand.

»Ich wünsche Ihnen Glück,« sagte er, »auf Ihre Nummer ist das große Loos gefallen.«

»Das große Loos!« riefen die Beiden wie aus einem Munde, während der Schneider, unfähig, ein Wort über die Lippen zu bringen, gleich einer Statue da stand.

»Das große Loos,« wiederholte der Fremde. »Da Sie ein halbes Loos spielen, so fällt Ihnen ein Gewinn von fünfundsiebzigtausend Thaler zu.«

Fritz Wacker warf mit einem Freudenschrei seine Mütze hoch empor.

»Von dieser Summe werden natürlich die Kosten und Gebühren in Abzug gebracht,« fuhr der Fremde fort, »wenn Sie zu mir in's Bureau kommen wollen, werde ich Ihnen das ganz genau berechnen.«

»Natürlich, morgen hole ich das Geld,« rief der Schneider, der inzwischen seinen Freunden die Hand geschüttelt hatte.

»Morgen früh um acht Uhr.«

»So rasch geht das nicht,« erwiderte der Collecteur, »die Gewinne werden erst nach vier Wochen ausgezahlt.«

»Nach vier Wochen?«

»Ja, indeß, wenn Sie das Geld früher haben wollen, können, Sie's bei der Bank gegen Zinsvergütung in Empfang nehmen. Auch bin ich gerne bereit, Ihnen eine kleine Summe auf Abschlag schon jetzt zu zahlen, überlegen Sie sich das.«

Der Collecteur ging hinaus. Fritz Wacker reichte mit leuchtenden Augen noch einmal seinen Freunden beide Hände.

»Jetzt hat alle Noth ein Ende,« sagte er, »jetzt können wir auch einmal das Leben genießen.«

»Nur nicht zu üppig!« warnte der Wirth. »Denkt an das Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen!«

»Und hütet Euch vor den guten Freunden, die sich jetzt Euch aufdrängen werden,« setzte der Barbier hinzu.

Der Schneider hörte schon die letzten Worte nicht mehr, er war hinausgeeilt, um seiner Gattin zu beweisen, daß sie mit ihrem Schelten über seine Ausgaben für die Lotterie Unrecht gehabt habe.

#### VIERUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DER TREUE LOHN.

Nikolas fand im Wohnzimmer die Mutter und die Schwester Otto's, und der kalte Empfang, der ihm von Seiten der Hausfrau zu Theil wurde, berührte ihn sehr unangenehm. Um so freundlicher und liebenswürdiger war Helene, das söhnte ihn einigermaßen mit jener Kälte wieder aus. Er berichtete ihnen die Erlebnisse in Frankreich und England, vermied es aber, die Begegnung mit Heinrich in Paris zu erwähnen.

Frau Schenk äußerte sich mißbilligend darüber, daß Otto nicht im Etablissement Michelets geblieben sei und Valerie geheirathet habe, ihre scharfen, verletzenden Bemerkungen, an welche sich ein sehr unpassender Vergleich Otto's mit seinem Bruder knüpfte, erbitterten den jungen Mann, er konnte sich nicht überwinden, seiner Entrüstung in einigen eben nicht fein gewählten Worten Lust zu machen.

Da gab denn ein Wort das andere und bei den schroffen Ansichten der Frau Schenk, bei ihrer Vorliebe für Heinrich konnte es nicht ausbleiben, daß Nikolas sich

bald in einen Wortwechsel verwickelt sah, in welchem er den Kürzeren ziehen mußte. Vergeblich suchte Helene zu vermitteln, die Mutter ward in ihrem Urtheil über Otto nur immer härter und bitterer, so daß Nikolas sich stark versucht fühlte, augenblicklich sich zu entfernen.

Wenn er dies nicht that; wenn er trotzdem blieb, so hatte das seine guten Gründe, welche Frau Schenk schwerlich ahnen konnte.

Hätte sie nur im Entferntesten eine Ahnung davon gehabt, so würde sie sich gehütet haben, die beiden jungen Leute allein zu lassen.

Unter dem Vorwande, einer Freundin ihren Besuch zugesagt zu haben, ging sie hinaus, allem Anscheine nach wollte sie dadurch nur dem jungen Manne beweisen, wie unangenehm und lästig sein Besuch ihr war.

Helene versuchte das Benehmen der Mutter zu entschuldigen, und so wenig stichhaltig auch die Gründe waren, welche sie für diese Entschuldigung hervorsuchte, ließ Nikolas sie doch gelten, ihm war es lieb, daß er endlich allein mit dem Mädchen war, die wenigen Augenblicke dieses Alleinseins wollte er nicht getrübt sehen.

Die Beiden redeten nun über Otto viel miteinander. Helene erkannte die Gründe an, die den Bruder bewogen hatten, auf das Anerbieten Michelets zu verzichten und bei dieser Gelegenheit theilte Nikolas ihr mit, daß auch ihm in Mülhausen ein solches Anerbieten gemacht worden sei, welches er aus denselben Gründen nicht angenommen habe.

Helene wußte das schon. Otto hatte ihr darüber geschrieben und zwar ausführlicher, als Nikolas ahnte.

Ihr Erröthen, ihre Verwirrung mußten das dem jungen Manne beweisen, und Nikolas wäre ein Thor gewesen, wenn er diese Gelegenheit nicht benutzt hätte.

Wie es kam, das wußte er selbst nicht und was er sprach, das wußte er nachher auch nicht mehr, er erinnerte sich nur dunkel, daß er viel von Liebe und Treue, von einem genügenden Einkommen, seinem redlichen Willen und dem Glück seines Lebens gesprochen hatte.

Dann hatte Helene Anfangs die Wimpern gesenkt und eine dunkle Purpurgluth ergoß sich dabei über ihre Wangen, bald darauf aber hatte sie mit ihren großen blauen Augen ihn recht treuherzig angeschaut und ihre kleine weiße Hand in die schwielige Rechte des ehrlichen Werbers gelegt.

Sie hatte ihm gesagt, daß sie ihn achte und liebe und daß sie seit Langem schon ihm gut sei und Nikolas war darüber ganz entzückt gewesen.

Die ersten Augenblicke dieses süßen Glücks trübte kein Schatten, die Beiden hatten Alles vergessen, sie lebten nur ihrer Liebe.

Aber die Wolken, welche diesen Sonnenschein verdunkeln sollten, drohten schon in der Ferne, sie rückten näher und näher heran.

Sie vergaßen beide, wie rasch die Stunden verstrichen. Arm in Arm saßen sie plaudernd beisammen, sie hatten einander so viel zu erzählen, daß sie kein Ende finden konnten.

Da schreckte plötzlich eine scharfe Stimme sie jäh aus ihrer süßen Versunkenheit empor.

Aufblickend sahen sie die Mutter vor sich stehen, und es bedurfte keines besonderen Scharfblickes, um zu erkennen, daß Frau Schenk sich in keiner rosenfarbenen Stimmung befand.

Mit zornglühendem Blick und kreideweißen Lippen stand die große, hagere Frau auf der Schwelle des Zimmers und ihre Haltung erinnerte an den Cherubim, der mit feurigem Schwert die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieb.

»Das sind heitere Geschichten!« sagte sie und ihre bebende Stimme verrieth eine gewaltige innere Erregung. »Liebesverhältnisse hinter dem Rücken der Eltern und noch dazu mit einem armseligen Schlossergesellen, der –«

»Erlauben Sie, Frau Schenk,« unterbrach Nikolas sie fest, aber ruhig, »Helene hat mir das Jawort gegeben, sie ist meine Braut, und mir bleibt jetzt nur noch übrig, die Eltern um ihren Segen zu bitten.«

Frau Schenk hatte rasch Hut und Tuch abgelegt.

»So? das bleibt Ihnen übrig?« spottete sie, und ein verletzender Hohn drückte in diesem Spott sich aus, ein Hohn, der den jungen Leuten das Blut in die Wangen trieb.

»Sieh Einer an, wie zuversichtlich solche Leute auftreten können! Als ob wir so ohne Weiteres in Alles einwilligen müßten!«

»Mutter, sei nicht so bitter,« bat Helene. »Ich habe ja gar nicht daran gedacht, daß Nikolas um meine Hand werben werde, ich habe ja bis heute –«

»Ruhig!« fiel die erboste Frau ihr in's Wort. »Was dieser sogenannten Verlobung vorhergegangen ist, kümmert mich weiter nicht, ich werde nie meine Einwilligung dazu geben. Niemals!«

Sie tief nach diesen, im Tone leidenschaftlicher Aufregung gesprochenen Worten zur Thüre und rief den Namen ihres Mannes.

»Niemals!« wiederholte sie zurückkehrend noch einmal, ohne die Beiden nur eines Blickes zu würdigen. »Es ist mir genug, daß wir schon einen Handwerker in der Familie haben!«

»Und dieser Handwerker wird Ihnen einst mehr mehr Ehre, machen wie der vielgepriesene Kaufmann,« erwiderte Nikolas gereizt. »Hochmuth kommt gar oft vor dem Fall, ein strebsamer Handwerker –«

»Und wenn Sie eine Million besäßen, mein Schwiegersohn werden Sie nicht!« rief Frau Schenk trotzig. »Ich will doch sehen, ob ich gehorchen muß, wenn es Ihnen beliebt, zu befehlen.«

»Du lieber Gott, was ist denn nun los?« fragte der Wirth eintretend. »Man sollte ja fast glauben –«

»Was hier los ist?« fuhr Frau Schenk, ihn unterbrechend, fort. »Das sind die Folgen davon, wenn man die Augen nicht offen hält und jedem hergelaufenen Handwerksburschen mit einer höflichen Verbeugung die Thüre öffnet.«

»Jetzt wird es zu viel,« sagte Nikolas ernst. »Ich kann viel ertragen, aber meine Geduld hat auch einmal ein Ende und auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.«

»Nikolas, bedenke, sie ist meine Mutter,« bat Helene, »sie meint es nicht so schlimm –«

»Na, da soll man wohl noch dem Herrn Handwerksburschen um den Hals fallen und ihm für die Ehre danken?« keifte die Hausfrau. »Da wollte ich noch lieber Dich im Kloster sehen!«

»Werde ich denn nun endlich einmal erfahren, weshalb dieser Lärm geschlagen wird?« fragte der Wirth, der mit wachsendem Erstaunen seinen Blick von dem Einen zum Anderen schweifen ließ.

»Die Sache ist sehr einfach,« erwiderte Nikolas. »Ich liebe Helene schon seit Jahren, sie erwidert meine Liebe. Nun haben wir vorhin einander das Jawort gegeben.«

»Heit're Geschichten!« schaltete Frau Schenk ein.

»Es ist geschehen, ehe wir's wußten,« fuhr Nikolas ruhig fort, »und ich meine, das entschuldigt es, daß ich nicht vorher mich an Sie gewandt habe.«

»Auch das noch!« keifte die Hausfrau. »Ich begreife die Unverschämtheit nicht.«

»Ich finde hier keine Unverschämtheit,« entgegnete Bertram Schenk ruhig, »ich wüßte nicht, was Dich berechtigen könnte, sie zu suchen.«

»Keine Unverschämtheit?« rief Frau Schenk entrüstet. »Mein Gott, ist es denn keine Unverschämtheit, wenn ein solcher Handwerksgeselle um die Hand unserer Tochter wirbt?«

»Ach so!«

»Natürlich, Dir hat er eine Ehre damit erzeigt. Du bist froh, wenn Deine Tochter versorgt ist –«

»Jetzt verlange ich, daß dieses Keifen und Schimpfen endlich einmal ein Ende nimmt,« sagte der Wirth mit einer Entschiedenheit, wie er sie nie zuvor gezeigt hatte. »Erzählen Sie, Nikolas, was geschah weiter?«

»Nun, wir saßen hier und sprachen über die Vergangenheit, wir wollten noch heute Abend die Eltern um ihre Einwilligung und ihren Segen bitten. Da tritt Ihre Frau plötzlich ein und, noch ehe wir ein Wort sprechen können, überschüttet sie uns schon mit beleidigenden Vorwürfen. Wir haben geschwiegen, als wir einsahen, daß sie sich nicht beruhigen ließ, aber wenn's noch lange in dieser Tonart fortgeht, dann kann ich nicht mehr schweigen. Grobe Arbeit kann ich auch liefern, das ist kein Kunststück, und wer mich an meiner Ehre angreift, der kann mir nicht verargen, wenn ich zuschlage, daß die Funken davon sprühen.«

Der Wirth zog seine Dose hervor, sie war in allen Fällen seine beste Freundin, bei ihr holte er sich Rath, Muth und Trost, wenn er dessen bedurfte.

So nahm er auch jetzt eine Prise, dann durchwanderte er langsam das Zimmer.

Frau Schenk aber zerrte an den Bändern ihrer Haube und warf von Zeit zu Zeit einen Blick der tiefsten Entrüstung auf das junge Paar, welches ruhig den Entschluß des Vaters erwartete.

»Ich, meine, wir hätten Aerger und Sorgen genug,« sagte sie, »nun muß auch noch von dieser Seite Verdruß kommen. Was würde Heinrich dazu sagen, wenn er erführe, ein Schlossergeselle solle sein Schwager werden.«

Der Schenkwrith blieb stehen, auch in seinem Innern gährte und kochte es, man las es in seinem Blick, der durchdringend auf der keifenden Frau ruhte.

»Ist denn Heinrich hier Herr im Hause, oder bin ich es?« erwiderte er. »Was er dazu sagt, kümmert mich nicht, er mag vor seiner eignen Thüre kehren!«

»So? Das kümmert Dich nicht? Und unsere Berwandschaft mit dem Fabrikant Liebmann?«

»Kann mir erst recht gestohlen werden!« fuhr Bertram Schenk gelassen fort. »Ich dünke mich doch zu gut, um mich von diesen hochnasigen Leuten über die Achseln ansehen zu lassen!«

»Wenn das Heinrich hörte!«

»Ich will's ihm in's Gesicht sagen, oder glaubst Du vielleicht, ich fürchte mich vor ihm? Er paßt freilich ganz zu diesen Leuten, es genirt ihn, wenn er unser Haus betreten muß. Er mag sich vorsehen, es ist schon Mancher gefallen, der höher stand, wie er.«

»Du gönnst ihm sein Glück nicht!«

»Weshalb sollte ich es ihm nicht gönnen? Mich muß es ja freuen, wenn's meinen Kindern gut geht –«

»Jawohl – wenn Otto, Dein Augapfel, dieses Glück hätte, wär's eine andere Sache.«

Der Schenkwrith zuckte die Achseln und blickte mit seinen klugen Augen bedeutsam den jungen Mann an.

»Sagen Sie selbst, ist es möglich, gegen solche albernen Redensarten aufzutreten?« fragte er. »Ich habe lange das Maul gehalten, leider Gottes zu lange, aber jetzt will ich auch einmal von der Leber wegreden und meinen Standpunkt behaupten. Man wirft mir vor, Otto sei mein Augapfel. Ja, ja, er ist es, aber wodurch ist er es geworden. Zuerst durch seinen biedereren Charakter, seinen Fleiß und sein ernstes Streben, dann auch dadurch, daß er von seiner Mutter stets mit einer verletzenden Geringschätzung behandelt wurde. Meine Frau hat immer große Rosinen im Kopfe gehabt, der Handwerker galt ihr nichts, ihre Söhne sollten Kaufleute oder studirte Herren werden. Wer aber den Arbeiterstand nicht achtet, wer in ihm nicht das lebensfrische Mark des ganzen Volkes sieht, der muß mit einem maßlosen Hochmuth behaftet sein. Man wirft mir stets das fabelhafte Glück Heinrich's vor! Nun ja, er ist ein reicher Herr geworden, er wird vielleicht auch nächstens seine Equipage halten und es sollte mich nicht wundern, wenn er alsdann seinen armen Vater verleugnete. Aber ist's damit allein gut? Ich achte den Tagelöhner höher, der für seine Familie Liebe hegt, der Herz und Gemüth sich bewahrt hat. Ich habe meine Einwilligung zur Heirath Heinrich's nur ungerne gegeben, die Zeit wird lehren, ob meine Befürchtungen begründet waren oder nicht, gebe Gott, daß das letztere der Fall ist.«

»Bist Du nun zu Ende?« spottete Frau Schenk.

»Noch lange nicht,« fuhr Bertram Schenk in ernstem Tone fort, »aber ich will das Uebrige für mich behalten,

es nutzt ja doch nichts, ob ich Dir meine Ansichten auseinandersetze. Helene, sage mir offenherzig, glaubst Du Dein Lebensglück in dieser Verbindung zu finden?«

»Ich glaube es nicht allein, ich weiß es,« erwiderte das Mädchen ohne Bedenken.

»Und Sie, Nikolas, haben ein Einkommen, welches vollständig hinreicht für die Bedürfnisse einer kleinen Familie?«

»Ja und ich hoffe dieses Einkommen mit der Zeit noch vergrößern zu können.«

»Wohl, hier ist meine Hand, ich gebe meine Einwilligung,« sagte Bertram Schenk ruhig mit einem treuherzigen Lächeln auf den Lippen.

Die jungen Leute eilten auf ihn zu und umarmten ihn.

Stumm und starr vor Erstaunen blickte Frau Schenk auf die Gruppe.

Sie begriff offenbar nicht, wie es möglich war, daß dies Wirklichkeit und nicht eine Täuschung sein sollte.

Eine so scharf ausgeprägte Opposition hatte ihr Gatte noch nie gewagt, ihr Wille war bisher allein maßgebend gewesen.

Helene näherte sich ihr.

»Und Du, Mutter?« fragte sie. »Es kann ja Dein Ernst nicht sein, meinem Glück in den Weg treten zu wollen –«

»Deinem Glück?« rief Frau Schenk in schneidendem Tone. »Eine Heirath mit einem Schlossergesellen – Glück? Lächerlich! Ich will die Komödie nicht länger stören – angenehme Ruhe!«

Fort war sie, laut schallend fiel hinter ihr die Thüre in's Schloß.

Bertram Schenk war an solche Auftritte zu sehr gewöhnt, als daß sie ihn in besondere Aufregung versetzt hätte. Er zuckte kaltblütig die Achseln und nahm dann geräuschvoll eine Prise.

»Geduld,« sagte er ruhig, »wir müssen ihr Zeit gönnen. Sie weiß jetzt, daß ich wieder Herr im Hause bin, sie wird nun auch wohl einsehen, daß sie sich fügen muß.«

»Und wenn sie es nicht thut?« fragte Helene besorgt.

»Na, ich werde ihr den Kopf schon zurechtsetzen, und so große Eile hat's ja auch noch nicht.«

»Das will ich nun gerade nicht behaupten,« erwiderte Nikolas, »je eher ich den eigenen Herd gründen kann –«

»Desto angenehmer ist es Ihnen, ich kann's mir denken. Nun, ich will sehen, was sich thun läßt. Wie lange bleiben Sie hier?«

»Ich denke, morgen wieder abzureisen.«

»Morgen schon?« fragte Helene.

»Ja, die Herren sehen's nicht gerne, wenn man die Arbeit versäumt.«

Bertram Schenk nickte zustimmend.

»Ich finde das in der Ordnung,« sagte er, »reisen Sie, ich werde Sie vielleicht bald besuchen und dann hoffe ich, Ihnen eine gute Nachricht mitzubringen.«

Eine halbe Stunde später verließ Nikolas das Haus, die Einladung des Wirthes, unter seinem Dache zu übernachten, lehnte er ab und Bertram Schenk schien das erwartet zu haben.

In der Wohnung des Schneiders Wacker wurde zu derselben Stunde ein ebenso gewaltiger Lärm geschlagen.

Der kleine dürre Schneider hielt die Taille seiner korpulenten Eehälfte umschlungen und tanzte mit ihr in der Stube umher, daß die Teller und Schüsseln in dem Schranke klirrten.

Madame Wacker sank endlich erschöpft auf einen Stuhl nieder und jetzt gönnte auch der Schneider sich einen ruhigen Augenblick.

Er trocknete die nasse Stirne und ließ seinen Blick flüchtig durch das Zimmer schweifen.

»Von diesen alten Brocken nehmen wir nichts mit,« sagte er, »nichts soll mich in dem neuen Hause daran erinnern, daß ich einmal Schneider gewesen bin. Wie ich diese Elle zerbreche, so zerbreche ich die Erinnerung an die Vergangenheit.«

Mit einer theatralischen Geberde warf der Schneider die Stücke der zerbrochenen Elle hinaus.

Er schleuderte sie durch das offene Fenster hinunter, ohne zu bedenken, daß er sich dadurch einer Uebertretung der Polizeigesetze schuldig machte.

»Auch an China?« fragte Frau Wacker.

»Auch an China!« fuhr der Schneider fort. »Du wirst nun auch einmal in dieses gesegnete Land kommen, es versteht sich ja von selbst, daß ich mit Dir eine Reise dahin mache. Ich habe dort so viele frohe Stunden verlebt

—«

»Fritz, Fritz!«

»Du lieber Himmel, ich begreife nicht, daß man mir das nicht glauben will. Aber darum keine Feindschaft nicht, wer das große Loos gewinnen kann, der kann doch wahrhaftig auch in China gewesen sein. – Lassen wir das ruhen. Also, ich werde morgen zu dem Collecteur hingehen und mir einen Vorschuß für die vier Wochen, die wir abwarten müssen, geben lassen. Dann gehe ich zu einem Häusermakler, wer Geld hat, kann Häuser genug kaufen.«

»Ein Haus mit einem Garten, Einfahrt, Stellung und Remise.«

»Natürlich, wir können's ja haben.«

»Wir werden auch Wagen und Pferde halten?«

»Versteht sich ganz von selbst. Allemal Derjenige, welcher!«

Madame Wacker nickte befriedigt.

»Wir werden dann einen sehr vornehmen Verkehr haben,« sagte sie, »und nach diesem Verkehr müssen wir uns natürlich richten. Du darfst die Bierhäuser nicht mehr besuchen, es paßt sich nicht mehr für Dich –«

Sie brach ab, die Thüre war hastig geöffnet worden und der Nachbar des Schneiders, Herr Otto Schirmer, eingetreten.

Der alte Herr trug in der Hand ein Stück der Elle, welche Fritz Wacker so pathetisch zerbrochen hatte.

»Ich möchte Sie ersuchen, etwas vorsichtiger mit Ihrem Handwerksgeräthe umzugehen,« sagte er, indem er das Stück Holz emporhob, »Sie hätten eben so gut mein

Gesicht treffen können, wie Sie meinen Hut getroffen haben.«

»Bedaure,« erwiderte der Schneider sich in die Brust werfend, »mit Absicht ist es wahrlich nicht geschehen.«

»Erlauben Sie, die Wucht des Wurfes läßt doch wohl eine Absicht voraussehen.«

»Mein Herr, ich werde den Schaden ersetzen. Meine Mittel erlauben mir das, haben Sie die Güte, mir Ihre Schadenrechnung zuzuschicken, sie soll prompt bezahlt werden.«

Der Bankier musterte mit einem Blick des Erstaunens den Schneider vom Scheitel bis zur Sohle.

»Von einer Schadenrechnung will ich absehen,« erwiderte er, »Sie haben Ihre Groschen –«

»Holla, von Groschen kann keine Rede mehr sein,« unterbrach Wacker ihn rasch. »Es fragt sich sehr, wer reicher ist, Sie oder ich!«

»So, so,« spottete Schirmer, »da haben Sie wohl das große Loos gewonnen?«

»Wenn Sie nichts dagegen haben – ja! Haben Sie vielleicht Lust, ein Kapital von mir auf erste Hypothek zu nehmen? Sie können's haben, weil ich weiß, daß Sie solide sind.«

Otto Schirmer schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Wenn das Glück Sie wirklich in dieser Weise begünstigt hat, so möchte ich Ihnen dennoch rathen, nicht gar so übermüthig darauf zu pochen,« sagte er warnend.

»Halten Sie fest, was Sie haben und denken Sie nicht, es könne kein Ende nehmen. Wer weiß, ob Sie diese El-  
le, die Sie im Uebermuth zerbrochen haben, nicht noch  
einmal sehr bedürfen.«

Der Schneider blickte achselzuckend seine Gattin an,  
als der Bankier sich nach dieser Warnung entfernt hatte.

»Der berstet auch vor Neid!« spottete er. »Na, meinet-  
wegen, darum keine Feindschaft nicht. Er hat nicht ein-  
mal so viel, daß er Wagen und Pferde halten kann!«

#### FÜNFUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DIE CHOLERA.

An demselben Abend, an welchem der Schneider die  
Nachricht erhielt, daß er das große Loos gewonnen ha-  
be, saßen in dem Wirthshause in Deutz die Feinde des  
Wucherers Herz berathend beisammen.

»Und ich sage noch einmal, je eher wir die Sache un-  
ternehmen, desto besser ist es,« flüsterte Peter Braun sei-  
nen beiden Verbündeten zu. »Wir müssen erwarten, daß  
der Schuft plötzlich heimlich abreist, dann haben wir das  
Nachsehen.«

»Weshalb haben wir's nicht schon längst ausgeführt?«  
warf der Notariatsschreiber achselzuckend ein. »Es war  
doch schon vor Monaten beschlossen!«

»Die Schuld lag an ihm,« fuhr Braun, auf den ehemali-  
gen Schreiber deutend, fort. »Er hat Angst –«

»Durchaus nicht,« unterbrach Bernhard Schenk ihn.

»Ich fürchte nur, die Sache gelingt uns nicht, dann sind  
wir verloren!«

»Und ich denke, Euch oft genug gesagt zu haben, daß das eine alberne Furcht ist,« warf der Schreiber ein, »der Wucherer wird sich hüten, uns der Polizei zu überliefern, er weiß sehr gut, daß in diesem Falle das Thor des Zucht-hauses sich auch für ihn öffnet.«

»Das sage ich auch,« versetzte Braun. »Zudem liegt es doch, auf der Hand, daß unser Plan gelingen muß.«

»Er ist wenigstens sehr einfach,« sagte der Schreiber beistimmend.

Bernhard Schenk blickte nachdenklich in sein Bierglas.

»Mir ist natürlich die Hauptrolle zugedacht,« versetzte er, »ich soll die Kastanien aus dem Feuer holen.«

»Ihr seid ein Narr und eine Memme dazu,« brummte der Schlossermeister. »Ihr geht einfach hin und begehrt Einlaß unter dem Vorwande, Ihr brächtet eine sehr wichtige Nachricht, die auf die brasilianische Erbschaft Bezug habe. Er wird öffnen, das unterliegt keinem Zweifel, die Sache ist für ihn zu wichtig.«

»Er wird sagen, ich möge am Tage wiederkommen.«

»So erwidert Ihr, jeder Augenblick Verzug vergrößere die Gefahr.«

»Ihr kennt ihn nicht so, wie ich,« warf Schenk ein. »Er ist so mißtrauisch –«

»Na, zum Teufel, Ihr werdet's doch versuchen können!« fuhr Braun gereizt auf. »Ich sage Euch, er wird öffnen, Euch fürchtet er ja nicht. Also wenn das geschieht, so sorgt Ihr, daß das Licht in dem Augenblick, in welchem er die Thür öffnet, erlischt. Das kann nicht schwer fallen und auch keinen Verdacht wecken. Ihr sagt ihm, er möge

nur vorgehen, die Hausthüre würdet Ihr schon schließen. Das thut Ihr nun ziemlich geräuschvoll, aber so, daß die inneren Riegel zurückgeschoben bleiben, so daß ich später mit dem Schlüssel hineinkann. Das ist Alles, was Ihr zu thun habt.

»Und ich meine, das sei so leicht, daß jedes Kind es übernehmen könne,« sagte der Schreiber.

»So übernehmt Ihr es,« warf Schenk ein.

»Und wer soll nachher die Arbeit verrichten?« fragte Peter Braun. »Da werdet Ihr erst recht Euch zurückziehen. Es bleibt bei der Absprache, wollt Ihr nicht mit uns sein, so ist dabei weiter nichts verloren, nöthigenfalls übernehmen wir Beide es allein.«

»Bewahre,« erwiderte Schenk rasch, »der Schurke hat mich zu niederträchtig behandelt, als daß ich auf die gerechte Rache verzichten könnte. Wann soll es ausgeführt werden?«

»Heute Abend.«

»So rasch?«

»Wir müssen. Man hat mir verrathen, daß Jacob Herz schon seinen Paß gefordert und erhalten habe, wer bürgt uns dafür, daß er morgen noch hier ist? Hat er sich einmal durchgemacht, so ist alles zu Ende, nachlaufen können wir ihm nicht.«

Nach einigem Zögern gab Bernhard Schenk seine Zustimmung, die drei Verbrecher verließen das Wirthshaus und wanderten über die Brücke nach Köln.

Es war zwischen zehn und elf Uhr, als Bernhard Schenk am Hause seines ehemaligen Principals die

Glocke zog. Der Wucherer wachte noch, er ging selten vor elf Uhr zu Bette.

Wie der Schreiber vorausgesehen hatte, so geschah es.

Jacob Herz öffnete das Fensterchen neben der Thüre und fragte, wer Einlaß begehre.

Als Bernhard Schenk seinen Namen genannt und ihm mitgetheilt hatte, er bringe in Bezug auf die brasilianische Erbschaft eine sehr wichtige Nachricht, erwiderte der Wucherer barsch, man möge ihn damit verschonen, er öffne so spät seine Thüre nicht mehr.

Darauf war der Schreiber vorbereitet, seine nicht minder barsche Antwort, dann sei es ihm gleichgültig, wenn die Polizei noch im Laufe der Nacht den Wucherer aus dem Bette hole, er für seine Person werde sich zu sichern wissen, machte den beabsichtigten Eindruck.

Jacob Herz überzeugte sich, daß Bernhard Schenk allein war und öffnete dann vorsichtig die Thüre.

Das Licht, welches der Wucherer vor sich hielt, erlosch.

»Teufel, jetzt stehen wir in der Finsterniß,« sagte der Schreiber unwirsch; »ich habe keine Lust, mir an Euren alten Schränken die Schienbeine zu zerstoßen. Geht voraus und zündet die Lampe an, ich werde die Thüre schon schließen.«

Jacob Herz ging nicht so leicht in die Falle. Ohne ein Wort zu erwidern, schloß er vorsichtig die Thüre, er vergaß nicht, die Riegel vorzuschieben.

Erst nachdem er das besorgt hatte, ging er langsam in seine Wohnstube.

Bernhard Schenk versuchte die Riegel zurückzuschieben, er mußte dabei die äußerste Vorsicht anwenden, das leiseste Geräusch konnte den Argwohn des alten Mannes wecken und dann war die Ausführung des Planes eine Unmöglichkeit geworden.

Der Wucherer hörte nichts, der Schreiber war so schlau, unaufhörlich zu schelten über die Finsterniß und die altmodischen Schränke, die auf dem Hausflur standen, das leise Geräusch, welches er nicht vermeiden konnte, wurde dadurch erstickt.

Als der Wucherer das Licht wieder angezündet hatte, blickte er den späten Gast fragend an; ein gewisser Grad von Mißtrauen spiegelte sich noch immer in seinem Blicke, aber Bernhard Schenk gab sich den Anschein, als bemerke er es nicht.

»Was habt Ihr mir zu sagen?« fragte er. »Faßt Euch kurz, ich bin müde und fühle mich außerdem nicht wohl.«

»Dann bedaure ich um so mehr, Euch sagen zu müssen, daß die Unterschlagung der brasilianischen Erbschaft entdeckt ist,« erwiderte Schenk, indem er sich auf einen Stuhl, der Thüre gegenüber, niederließ. »Der rechtmäßige Erbe hat Briefe erhalten, die –«

»Woher wißt Ihr das?« forschte Herz.

»Bertram Schenk hat selbst Rücksprache mit mir darüber genommen. Er weiß, daß Ihr der Betrüger seid, aber es war ihm unerklärlich, wodurch Ihr den Betrug ermöglicht habt. Das wollte er von mir wissen.«

»Und Ihr habt natürlich sofort gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht?«

»Ich werde mich hüten. Bertram Schenk hat mir erklärt, er werde schonungslos gegen Alle verfahren, die er der Mitwirkung überführen könne, ich aber habe keine Lust, mich im Zuchthause zu langweilen.«

Der Wucherer warf einen lauernnden Seitenblick auf seinen früheren Schreiber, einen Blick, in welchem Angst, Unruhe und Mißtrauen sich ausprägten.

»Ich durchschaue Euch,« erwiderte er, »an der ganzen Geschichte ist kein wahres Wort. Wenn Bertram Schenk Beweise gegen mich hätte, würde er keine Zeit damit verlieren, mit Euch Rücksprache zu nehmen, er wäre sofort zur Polizei geeilt, um meine Verhaftung zu beantragen. Und wenn Ihr von ihm befragt worden wäret, so würdet Ihr ohne Bedenken versucht haben, ihm Eure Dienste anzubieten, er würde alsdann vielleicht sich jeder Bedingung gefügt und Eure Mittheilungen mit Gold aufgewogen haben.«

»Meint Ihr?« spottete Schenk.

»Ganz gewiß, ich kenne Euch.«

Jacob Herz machte eine Bewegung, als ob er einen stechenden Schmerz empfinde; erst jetzt fiel dem Schreiber das entstellte, verstörte Gesicht und der wirre, unstäte Blick auf.

»Sagt offenherzig, was Euch hierher geführt hat,« fuhr der alte Mann nach einer kurzen Pause fort, »glaubt Ihr, mir die Daumschrauben ansetzen zu können –«

»Ja, das glauben wir, alter Sünder,« erscholl in diesem Augenblick eine Stimme hinter ihm, »wir haben das Recht, die Macht und die Mittel dazu.«

Erschreckt blickte der Wucherer sich um, Peter Braun und der Notariatsschreiber standen hinter ihm.

Braun schloß die Thüre und steckte den Schlüssel in die Tasche.

»Jetzt sind wir alle beisammen,« sagte er, »halten wir jetzt Abrechnung.«

Sprachlos vor Angst und Entsetzen war der Wucherer von seinem Sitz in die Höhe gefahren.

»Wer hat Euch eingelassen?« stotterte er.

»Wir selbst,« erwiderte der Schreiber ruhig, »und ich versichere Euch, wir haben unsere Vorkehrungen so gut getroffen, daß wir unserer Sache ganz sicher sein dürfen.«

»Vor allen Dingen verhaltet Euch ruhig,« sagte der Schlossermeister, indem er den dürren Mann auf seinen Sitz niederdrückte, »die Thüre ist geschlossen und ein Hülferruf würde nur zur Folge haben, daß wir Euch für immer den Mund schlössen, abgesehen davon, daß ein solcher Ruf draußen nicht vernommen wird.«

Der Blick des Wucherers irrte von dem Einen zum Andern, er las in jedem Gesicht eine düstere Entschlossenheit, er fand in den Zügen eines Jeden den Vorsatz, ein Verbrechen zu begehen.

»Ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt,« sagte er verwirrt, »ich habe Eure Dienste hinlänglich belohnt –«

»Oho!« fuhr Braun auf. »Als wir den versprochenen Lohn forderten, habt Ihr mit boshafem Hohn uns erklärt, wenn wir glaubten, zu einer Forderung an Euch berechtigt zu sein, möchten wir unser Recht auf gesetzlichem Wege geltend machen. Das wißt Ihr so gut, wie wir es wissen, ich halte es für überflüssig, darauf zurückzukommen Was wir wollen? Das ist mit zwei Worten gesagt: viel Geld!«

»Und wenn ich die Erfüllung dieser Forderung verweigere?« fragte Herz, dessen zuckende, krampfhaftige Bewegungen verriethen, daß ein physischer Schmerz ihn peinigte.

»So nehmen wir's,« erwiderte der Notariatschreiber kühl.

»Da könnt Ihr lange suchen,« spottete der Wucherer, »ich habe keine Hundert Thaler im Hause!

»Das wird sich finden,« sagte Braun achselzuckend. »Leute Eurer Sorte sind immer arm.«

»Natürlich,« höhnte Schenk. »Wenn wir auch nicht viel baares Geld finden, so finden wir doch in Actien und Werthpapieren, die man an jeder Hausthüre verkaufen kann, eine so bedeutende Summe, daß wir für unser ganzes Leben geborgen sind.«

Der Wucherer schleuderte seinem ehemaligen Slaven einen Blick des glühendsten Hasses zu.

»Ich hätte schon früher voraussehen können, daß Ihr einmal diese Rolle spielen würdet,« sagte er, »weshalb gab ich Euch nicht einen Tritt –«

»Ja, weshalb thatet Ihr's nicht?« fuhr Schenk, ihn unterbrechend, mit schneidendem Hohne fort. »Hättet Ihr's nur gethan, ehe der Brief aus Brasilien ankam, wir wären dann alle drei noch ehrliche Leute. Ihr habt uns auf die Verbrecherbahn geführt, jetzt müßt Ihr auch die Folgen tragen.«

Jacob Herz hoffte noch immer, durch eine List sich aus der Schlinge zu ziehen, er kannte ja den entsetzlichen Plan seiner Gegner nicht.

Gelang es ihm, sie hinaus zu schaffen, so war er gerettet; zum zweiten Male öffnete er ihnen gewiß nicht die Thüre wieder.

»Ich gebe zu, daß ich in Eurer Gewalt bin,« sagte er nach einer Weile kleinmüthig, »ich weiß auch, daß ich ein Opfer bringen muß, nachdem ich so dumm war, mich von Euch überlisten zu lassen. Wie viel verlangt Ihr?«

Der Schlossermeister gab seinen Genossen einen Wink. Den rothbehaarten Kopf auf beide Arme gestützt, blickte er dem alten Mann scharf und unverwandt in's Gesicht.

»Wir sind bereit, auf dem Wege der Güte uns mit Euch zu einigen,« erwiderte er, »aber ich mache Euch im Voraus darauf aufmerksam, daß – – was habt Ihr, fühlt Ihr Euch unwohl?«

»Es ist nichts,« versetzte Herz, und der Ausdruck seines Gesichts strafte diese Behauptung Lügen, »etwas Leibschneiden –«

»Gißt einen Rum hinter die Binde,« rieth der Schreiber. Schenk erhob sich und holte aus einem Schranke einen steinernen Krug und mehrere Gläser.

»Branntwein hat der alte Sünder immer im Hause,« sagte er, »aber es ist ihm nie eingefallen, ihn einem Gaste vorzusetzen.«

Der Schlossermeister füllte die Gläser, ohne den finsternen Blick des Wucherers zu beachten.

»Ich wollte Euch noch sagen, Ihr möget nicht die Hoffnung hegen, uns über den Löffel barbieren zu können,« fuhr er fort, »das ist Euch einmal gelungen, gebrannte Kinder scheuen das Feuer.«

»Es war nicht nöthig, mich darauf aufmerksam zu machen,« entgegnete der Wucherer unwirsch. »Nennt Eure Forderung, damit ich sehe, ob wir uns einigen können.«

»Wie viel betrug die brasilianische Erbschaft?« fragte Braun.

»Nach Abzug aller Kosten ungefähr hunderttausend Thaler,« erwiderte Schenk.

»Wir sind unsrer vier, jeder von uns hat das Seinige gethan, also gebührt auch Jedem der vierte Theil.«

»Seid Ihr verrückt?« rief der Wucherer.

»Nichts weniger als das,« fuhr Braun ruhig fort. »Ihr zahlt Jedem von uns fünfundzwanzigtausend Thaler baar aus, alsdann sind wir mit Euch quitt.«

Jacob Herz verlor die Geistesgegenwart nicht.

Sein Hauptaugenmerk war ja doch nur darauf gerichtet, seine Gegner zu überlisten, da konnte es ja gleichgültig sein, wie viel er ihnen versprach.

»Ich sagte Euch schon, daß ich augenblicklich kein Geld habe,« erwiderte er. »Kommt in einigen Tagen wieder –«

»Seid doch nicht so dumm, zu glauben, daß wir uns mit Versprechungen begnügen werden,« fiel der Notariatsschreiber ihm gelassen in's Wort. »Nicht einmal ein in gesetzlicher Form ausgefertigter Schuldschein kann uns befriedigen. Denn, welchen Werth hat ein solcher Schein für uns? Wollten wir gerichtlich die Deckung verlangen, so würde das Gericht uns fragen, woher diese enorme Forderung rühre und selbst wenn wir an dieser Klippe glücklich vorbei wären, könnten wir noch immer mit Sicherheit darauf rechnen, daß Ihr die Scheine für falsch erklären würdet. Wir kennen Euch, Mann Gottes, Ihr seid mit allen Hunden gehetzt.«

»Dann kann ich Euch nicht helfen,« sagte Herz gleichgültig. »Gebe ich Euch Actien, so kann ich morgen sagen, sie seien mir gestohlen worden –«

»Gewiß, und eben deshalb verlangen wir baares Geld,« sagte der Schlossermeister, der das Glas rasch nach einander zu wiederholten Malen geleert hatte.

»Ich kann es nicht schaffen.«

»Daß Ihr's nicht im Hause habt, glaube ich gerne,« erwiderte Schenk. »Aber ich weiß, Ihr habt Eure Forderungen so viel wie möglich eingezogen und das Geld einem Bankier gebracht. Das habt Ihr gethan, damit Ihr über Euer Vermögen verfügen könnt, wenn Ihr plötzlich abreisen wollt. Gebt uns einen Schein auf diesen Bankier, einer von uns wird das Geld erheben, während die beiden anderen Euch so lange bewachen.«

»Fällt mir nicht ein!« rief der Wucherer, der jetzt ein-  
sah, daß er seinen gut unterrichteten Gegnern gegenüber  
einen schweren Stand hatte.

»Na, dann kann ich Euch nicht helfen,« sagte der  
Schlosser kühl, »wollt Ihr's nicht freiwillig geben, so neh-  
men wir's mit Gewalt. Seht hier diesen Strick, der Hanf  
daran ist für Euch gewachsen. Die Sache ist ungeheuer  
einfach. Ihr ruft nur ein einziges Mal um Hülfe und die-  
ser Ruf wird nicht gehört werden. Der Haken oben in der  
Zimmerdecke scheint mir stark genug zu sein, wir legen  
die Schlinge um Euren dürren Hals und ziehen Euch hin-  
auf. Ein Tisch und ein umgestürzter Stuhl lassen Jeden  
vermuthen, daß Ihr selbst Euch das Leben genommen  
habt, für diese Vermuthung liegen ja Gründe genug vor.  
Ist das geschehen, so revidiren wir Eure Kasse. Wir ha-  
ben alsdann nicht mehr zu befürchten, daß Ihr behaup-  
ten könnt, die Actien, welche wir demnächst verkaufen  
werden, seien gestohlen.«

Stier mit dem Ausdruck des Entsetzens ruhte der Blick  
des Wucherers auf dem Galgengesicht des Schlossermei-  
sters. Daß dieser Mann nicht nur fähig, sondern auch ent-  
schlossen war, seiner Drohung die That folgen zu lassen,  
konnte er nicht bezweifeln, und doch schien ihm das Op-  
fer zu groß, welches er bringen sollte, um sein Leben zu  
retten.

Gab es denn keinen Weg, dieser Gefahr zu entrinnen?

Gewiß, es gab einen, aber an diesen Weg dachte Kei-  
ner, auf ihn war man nicht vorbereitet.

Der Notariatsschreiber hatte keinen Blick von dem alten Manne verwandt, also konnte es ihm auch nicht entgangen sein, wie sehr der noch immer zunehmende Schmerz ihn peinigte. Und jetzt, als Jacob Herz laut stöhnend von seinem Sitz emporfuhr, erkannte der Schreiber auch die Krankheit, deren Symptome sich plötzlich zeigten.

»Er hat die Cholera!« schrie er entsetzt.

Merkwürdig, daß diese abgehärteten Verbrecher, die sich ohne Bedenken der größten Todesgefahr mit kaltem Blute ausgesetzt haben würden, wenn es die Ausführung eines Verbrechens galt, vor dieser Seuche ein so großes Entsetzen empfanden!

Sie alle, Schenk, Braun und der Schreiber, stürzten zur Thüre, die sie nicht rasch genug öffnen konnten.

Der gläserne Blick des Kranken, die krampfhaften Zuckungen seines Körpers jagten diesen hartgesottenen Sündern eine Furcht ein, die sie nicht zu überwinden vermochten.

Freilich trat auch in jenem Jahre die Seuche in einer so verheerenden Weise auf, daß man es dem Besonnensten nicht verübeln konnte, wenn er bei einer zufälligen Berührung mit einem solchen Kranken die Geistesgegenwart verlor.

Auf der Schwelle blieb der Schlossermeister zögernd stehen. Nicht, daß er sich seiner Furcht schämte, es fiel ihm ein, daß er Alles verloren hatte, wenn er das Feld räumte. Er bedachte auch, daß gerade jetzt die Gelegenheit zum Raube außerordentlich günstig war, und daß,

wenn der alte Mann starb, das Gericht den ganzen Nachlaß versiegelte.

Er rief seinen Genossen zu, er schalt sie Feiglinge, aber in demselben Augenblick vernahm er auch den gellenden Hülfesruf des Wucherers.

Jacob Herz hatte den Augenblick wahrgenommen. Er schleppte sich zum Fenster hin, riß es offen und schrie, seine letzten Kräfte aufbietend, um Hülfe, so laut er es vermochte.

Dem Schlossermeister blieb nun nichts Anderes übrig, als seinen Genossen zu folgen.

Als er sie erreichte, fühlte der Notariatsschreiber sich schon von der Seuche ergriffen.

Das Entsetzen, der Ekel und die Angst hatten vielleicht den Keim, den er schon in sich trug, beschleunigt.

Und jetzt zeigte sich deutlich der Egoismus dieser gesinnungslosen Menschen.

Weder Braun noch Schenk kümmerten sich um den kranken Genossen, sie eilten davon und überließen ihn seinem Schicksale.

Vergeblich bat der Schreiber sie, ihn in seine Wohnung zu führen und einen Arzt zu holen, sie gaben ihm nicht einmal Antwort, ja sogar die beiden Gesunden trennten sich, weil jeder von ihnen fürchtete, der Andere könne ebenfalls im nächsten Augenblick erkranken.

SECHSUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. IM PALAST.

Otto hatte nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse seine Stelle in dem Etablissement Harrisons sofort wieder eingenommen.

Er beschäftigte sich jetzt ausschließlich mit der Fabrikation des Gußstahls, worüber er während seiner Haft oft und sehr eingehend nachgedacht hatte.

Gelang es ihm, auf diesem Felde Entdeckungen zu machen, so konnte er vielleicht durch dieselben seine Zukunft sicher stellen, ja es war möglich, daß solche Entdeckungen eine Goldgrube waren.

Mit Harrison, der ihn in seinen Forschungen unterstützte und denselben mit lebhaftem Interesse so folgte, unterhielt er sich oft darüber.

Sie waren beide in dem Punkte einig, daß man eine Mischung erfinden müsse, die ein wesentlich härteres und dichteres Metall liefern, ein Metall, welches die Bronze nicht nur ersetzen, sondern an Festigkeit und Dauerhaftigkeit überbieten müsse.

Wenn das gelang, so war der Industrie ein neues Feld eröffnet, ein Feld, auf welchem man goldene Früchte ernten mußte.

Inmitten dieser Forschungen erhielt Otto eines Tages einen Brief aus Paris.

Michelet theilte in demselben dem jungen Manne mit, daß Valerie bedenklich erkrankt sei und vor ihrem Ende den Mann, den sie so noch immer mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebe, noch einmal zu sehen wünsche.

»Sie dürfen die Erfüllung dieses Wunsches nicht abschlagen,« schloß Michelet dieses Schreiben, »bei Ihrer Liebe zu den Eltern beschwöre ich Sie, kommen Sie! Fürchten Sie nicht, daß ein Vorwurf Sie hier erwarten würde, ich werde Sie segnen, wenn Sie kommen, um meinem armen Kinde das Scheiden zu erleichtern.«

Otto war erschüttert. Er hatte nicht geglaubt, daß Valerie sich so tief grämen, daß der Gram sie tödten werde. Wenn er auch sein Gewissen frei von jeder Schuld fühlte, wenn er sich auch sagte, ihm könne kein Vorwurf gemacht werden, eine innere Stimme flüsterte ihm dennoch zu, er habe das Glück in jenem Hause zerstört, er habe den Fluch hineingetragen.

Er zitterte vor dem Augenblick, in welchem er dem Manne gegenübertreten sollte, der im Herzen ihn beschuldigte, das einzige geliebte Kind ihm geraubt zu haben, er zitterte vor dem vorwurfsvollen Blick der Sterbenden, die von ihm Abschied nehmen wollte.

Dennoch mußte er hin, das sagte auch Harrison, als er den Brief gelesen und Otto ihm die nöthigen Aufklärungen gegeben.

Er durfte die Erfüllung dieses Wunsches nicht versagen, er war der Sterbenden diesen letzten Trost schuldig, nachdem er, wenn auch gegen seinen Willen, ihr Lebensglück vernichtet hatte.

Mit schwerem, beklommenen Herzen trat er noch an demselben Tage die Reise an.

Er saß bereits im Eisenbahncoupé, als ihm plötzlich einfiel, daß er nicht nach Frankreich zurückkehren durfte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, als französischer Deserteur verhaftet zu werden.

Er erinnerte sich der Kriegsgesetze, die ihm damals vorgelesen worden waren, er erinnerte sich, wie strenge die Desertion bestraft wurde.

Aber er glaubte sich auch damit beruhigen zu dürfen, daß man auf ihn nicht weiter fahnden werde, da er ja derzeit das Opfer einer Privatrache gewesen war. Zudem kannte ihn ja Niemand und den Wenigen, mit denen er früher verkehrt hatte, war sein erzwungener Eintritt in die Fremdenlegion, wie auch seine Desertion ein Geheimniß geblieben.

Freilich tauchte im Hintergrunde die Möglichkeit auf, daß jener Feind, der derzeit ihn zu vernichten strebte und den er nicht erforschen konnte, auch jetzt ihm zufällig begegnen und ihn abermals mit seinen Machinationen verfolgen konnte.

Aber durfte er durch diese Möglichkeit sich abhalten lassen, eine heilige Pflicht zu erfüllen?

Das wäre ein Akt der Feigheit und Selbstsucht gewesen, dessen Otto sich nicht schuldig machen wollte.

Als er in Paris ankam, stieg er sofort in einen Wagen und fuhr hinaus zum Etablissement Michelets. Es war Abend. Die Herbstsonne warf ihren letzten falben Schein auf die Landschaft, die Otto verlassen hatte, als sie kaum aus dem Winterschlafe erwacht war.

Wie kurz war die Zeit, die dazwischen lag und doch, wie viel hatte in diesen Tagen sich ereignet!

War es denn möglich, daß in dieser kurzen Zeit der Gram verschmähter Liebe ein junges, lebensfrohes Herz gebrochen haben sollte?

Otto konnte es kaum begreifen und doch mußte dem so sein, er hatte es ja deutlich zwischen den Zeilen im Briefe Michelet's gelesen.

Der Wagen hielt, Otto stieg aus.

Das Thor war geschlossen, überall herrschte Stille, jene drückende, beunruhigende Stille, die ein außergewöhnliches erschütterndes Ereigniß ankündigt.

Als Otto im Frühjahr durch dieses Thor hinausging, arbeiteten die Maschinen und die Hände, aus allen Schornsteinen stieg der Rauch empor und die weißen Dampfwolken lagerten sich über die Dächer. Damals herrschte hier ein bewegtes, geräuschvolles Leben, heute war es überall still und öde.

Im Begriff, die Glocke zu ziehen, sah Otto sich plötzlich dem Arzte gegenüber, der als Hausarzt Michelets auch ihn damals behandelt hatte.

Er wagte nicht, eine Frage an ihn zu richten, in seinem Blick, in seinen Zügen las er die Antwort, ohne daß er zu fragen nöthig hatte.

Mit einem ernsten, fast vorwurfsvollen Blick reichte der Arzt ihm die Hand.

»Sie kommen zu spät,« sagte er bewegt, »vor einer Stunde ist sie hinübergeschlummert.«

Otto senkte den Blick, er hatte diese Botschaft erwartet, dennoch bestürzte sie ihn so sehr, daß er im ersten Augenblick keine Worte fand.

»Sie hat Sie sehnsüchtig erwartet,« fuhr der Arzt fort, »aber eine Schuld trifft Sie nicht, Sie konnten nicht früher als heute Abend eintreffen.«

Otto blickte dem Manne der Wissenschaft ernst in's Auge.

»Und doch hatte sie Gründe, mir den Vorwurf zu machen, daß ich ihren Tod verschuldet habe,« sagte er. »Glauben Sie das nicht auch?«

Der Arzt zuckte ablehnend die Achseln.

»Wer darf wagen, das zu behaupten?« erwiderte er. »Valerie hat schwerlich daran gedacht und wenn es Sie beruhigt, so will ich Ihnen sagen, daß nie auch nur ein leises Wort des Vorwurfs über ihre Lippen gekommen ist und daß sie den Todeskeim schon im Herzen trug, noch ehe die Liebe zu Ihnen in dasselbe einzog. Sie war eine edle Natur, ein Engel an Güte, Sanftmuth und Mitleid, wir alle haben viel an ihr verloren.«

»Und wie trägt Herr Michelet den unersetzlichen Verlust?« fragte Otto.

»Denken Sie sich an seine Stelle und dann fragen Sie sich, wie Sie ihn tragen würden. Sanguinische Naturen empfinden die harten Schläge des Schicksals doppelt schwer, sie besitzen selten die Kraft –«

»Sie fürchten auch für ihn?«

»Noch nicht, aber gerade seine Ruhe flößt mir Besorgnisse ein. Ich sähe es lieber, wenn der Schmerz in wilden Ausbrüchen sich Luft machte.«

Der Arzt reichte noch einmal dem jungen Manne die Hand und schritt dann rasch von dannen; es schien fast, als ob er weitere Fragen befürchte, als ob er ihnen ausweichen wolle.

Otto trat in den Hofraum des Etablissements.

Die Arbeiter standen hier gruppenweise beisammen, einige hatten ihre Frauen mitgebracht.

Der Verlust traf sie ja Alle, sie verloren an Valerie die Mutter, die mit aufopfernder Liebe an Allem, was sie betraf, Theil genommen hatten.

Einige von ihnen grüßten den jungen Mann, aber wohin auch Otto schauen mochte, überall begegnete er ernst, fast feindseligen Blicken.

Wollten sie ihn verantwortlich machen für diesen Verlust? Die Thoren, sie selbst hatten ihn ja hinausgetrieben! Sie entsannen sich dessen wohl nicht mehr, einer von ihnen trat aus der Gruppe hinaus und näherte sich rasch dem früheren Kameraden.

In trotziger, herausfordernder Haltung stand er vor ihm.

»Was wollen Sie hier?« fragte er rauh. »Wollen Sie sehen, was Sie angerichtet haben und sich an unserm Schmerz weiden? Gehen Sie, Ihr Anblick reißt die Wunden auf, die uns geschlagen sind, er erinnert uns an das, was wir verloren haben.«

»Und dafür wollt Ihr mich verantwortlich machen?« fragte Otto ruhig. »Wer war es, der mich aus diesem Etablissement vertrieb, nachdem ich mein Leben für die eingesetzt hatte, deren Verlust Ihr heute betrauert. Ich will nicht sagen, daß es anders gekommen wäre, wenn Ihr mir damals nicht so kategorisch erklärt hättet, ich müsse weichen, weil ich der Ruhestörer hier sei, aber nachdem Ihr das gethan habt, seid Ihr nicht mehr berechtigt, Rechenschaft von mir zu fordern.«

Der Arbeiter schwieg, er konnte dagegen nichts einwenden.

Otto setzte seinen Weg fort.

Als er die Schwelle des Palastes überschritt, den Michelet bewohnte, erinnerte er sich unwillkürlich des Augenblicks, in welchem er ihn zum erstenmale betreten hatte.

Welche Fülle von Glück, Frieden und Eintracht hatte er damals in diesen Räumen gefunden, – und heute? Langsam stieg er die breite, elegante Treppe hinaus, die zu den Privatgemächern führte, die Diener, welche ihm begegneten, blickten ernst und finster ihm nach.

Der Diener, welche ihn am Fuße der Treppe empfangen hatte, führte ihn in das Cabinet Michelet's.

Otto erschrack, als er sich dem Fabrikanten gegenüber sah.

Der einst so kräftige, lebensfrohe Mann war ein schwacher, gebeugter Greis geworden, der Gram hatte sein Haar gebleicht und tiefe Furchen in das Antlitz gegraben.

Der Blick, mit welchem Michelet den jungen Mann empfing, hatte etwas Geisterhaftes, etwas von dem Glanze aus dem Jenseits, wie man's mitunter im letzten Blick eines Sterbenden findet.

»Sie kommen zu spät,« flüsterte er.

Otto führte den tiefgebeugten Mann zum Fauteuil zurück und nahm vor ihm Platz.

Er legte seine Hände auf die des Fabrikanten und blickte ihm mit warmer, herzlicher Theilnahme in die hohlen, tiefliegenden Augen.

»Der Herr hat's gegeben, er hat's genommen, sein Name sei gelobt,« sagte er. »Ein Trost bleibt Ihnen, ein Trost, den Niemand Ihnen rauben kann, die Hoffnung auf ein einstiges Wiedersehen.«

Der alte Mann nickte, er ließ das Haupt auf die Brust sinken, zwei große Thränen rollten über seine Wangen.

»Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden,« fuhr Otto tröstend fort, »wer kann den Rathschluß Gottes erforschen, wer sich seinem Willen widersetzen? Gott, der in mein Herz schaut, weiß, wie unsagbar schwer es mir damals geworden ist –«

»Nichts davon,« unterbrach Michelet ihn leise und man sah es ihm an, wie schwer es ihm fiel, eine äußere Ruhe zu bewahren. »Valerie hat Ihnen keinen Groll nachgetragen, und ich – wie könnte ich Ihnen grollen! Was Sie gethan haben, jeder Ehrenmann hätte es gethan, Sie kann kein Vorwurf treffen. Ach, daß Sie nicht früher gekommen sind!«

»Es war nicht möglich.«

»Ich weiß es, ich hätte früher schreiben sollen. Aber es ist ja so schwer für einen liebenden Vater, glauben zu können, daß das einzige Kind so bald schon sterben soll! Sterben – o mein Gott, weshalb – aber ich will nicht murren, nicht klagen, ich will still sein, still und ruhig wie ein Kind, das solchen Verlust nicht begreift, ich will geduldig warten, bis die Stunde des Wiedersehens schlägt.«

So ruhig auch Michelet das sagte, entging doch dem jungen Manne der gewaltige Sturm nicht, der die Seele des Fabrikanten durchtobte.

Er fühlte, daß Worte hier nicht trösten konnten, daß die Sprache zu schwach, zu arm war, um diesen Sturm zu beschwören.

Ihn mußte die Zeit allmählich beschwichtigen, die Zeit, die ja so manche Wunde heilte.

Lange saßen die Beiden schweigend einander gegenüber, beide mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, beide nicht fähig, diesen Gedanken Worte zu leihen.

Endlich erhob Michelet sich; draußen war es schon tiefe Nacht.

»Kommen Sie,« sagte er, »mit Ihrem Namen auf den Lippen ist sie eingeschlummert, sie fand noch im letzten Augenblick eine Beruhigung darin, daß Sie ihre irdische Hülle zum Grabe geleiten würden.«

Schweigend folgte Otto dem alten Manne, der mit schwankenden Schritten die Corridore langsam durchwanderte und endlich eine Thüre öffnete, durch die ein Meer von Licht sich über den Corridor ergoß.

Da lag sie im schwarz behangenen Zimmer auf der mit Blumen und Kränzen geschmückten Bahre, noch im Tode schön, eine Blume unter den Blumen.

Nur etwas hagerer, spitzer war das liebliche Gesicht, aber ein Himmelszuf, ein Lächeln des Friedens lag über dasselbe gebreitet.

»Wie schön sie ist!« flüsterte Otto unwillkürlich.

Michelet ließ sich neben dem Katafalk zu Häupten der Leiche nieder.

Sein Blick ruhte starr und unverwandt auf dem bleichen, lieblichen Gesicht, welches mit Camellien und Orangenblüthen umkränzt war.

Auch Otto konnte den Blick von diesem Antlitz nicht abwenden. Er gedachte der Zeit, in der diese nun für immer geschlossenen Augen ihn so seelenvoll angeschaut, in der diese kleinen, feinen Händchen ihn gepflegt hatten.

O, daß er nie in dieses Haus getreten wäre, in welches er den Fluch hineingetragen hatte!

Die Wachskerzen, welche den Katafalk umstanden, brannten tiefer und tiefer, schon begann draußen die Dunkelheit der Nacht dem ersten Grauen des Tages zu weichen; noch immer saß Michelet vor der Leiche, noch immer blickte er mit seinen hohlen Augen ihr in's starre Antlitz.

War dieser Mann noch immer beneidenswerth?

O gewiß, der herzlose Egoist würde ihn noch immer beneidet haben um seine Schätze, und doch war er trotz diesen Schätzen ein armer, unglücklicher Mann.

Das Theuerste, was er besaß, war ihm geraubt worden und kein Reichthum konnte ihm diesen Verlust je ersetzen.

»Sie müssen nun bei mir bleiben,« sagte Michelet, als er endlich aus seiner Versunkenheit erwachte. »Holen Sie Ihre Braut hierher und übernehmen Sie die Fabrik, ich will mich fortan nur noch der Erinnerung an mein armes Kind widmen. Wollen Sie das?«

Ueberrascht, bestürzt blickte Otto den Fabrikanten an.

Daß es diesem Ernst mit seinem Anerbieten war, konnte er nicht bezweifeln, aber durfte er dasselbe annehmen?

That er es, so ging das Etablissement vielleicht zu Grunde, er kannte ja die Abneigung, den tief wurzelnden Groll der Arbeiter, die sofort die Arbeit niederlegten, wenn er die Leitung des Etablissements übernahm.

Das allein hätte ihn nicht zurückgehalten, noch andere Gründe riethen ihm davon ab.

Michelet konnte nur in der Thätigkeit Trost und Vergessenheit finden, legte er die Leitung seiner Fabrik in andere Hände, so mußte auch ihm der Gram bald das Herz brechen. Zudem lag es ja nahe, daß der Fabrikant seinen so plötzlich gefaßten Entschluß bereute, wenn er nach einigen Wochen der Unthätigkeit eine drückende Langweile empfand.

Aber abgesehen von alledem wollte Otto nicht an dem Orte seinen bleibenden Wohnsitz aufschlagen, wo Alles ihn an Valerie erinnerte.

Alle diese Gründe nannte er dem alten Manne am Tage nach der Beerdigung, und so sehr auch Michelet sich bemühte, sie zu bekämpfen, mußte er schließlich zugeben daß sie triftig genug waren.

So entschloß er sich denn, die Leitung seiner Fabrik wieder zu übernehmen, nicht weil er hoffte, in der Arbeit Vergessenheit zu finden, sondern weil er seine Arbeiter nicht außer Brod bringen wollte.

Otto mußte ihm versprechen, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen und in stetem Briefwechsel mit ihm zu bleiben, das war zuletzt Alles, was der alte Mann verlangte, der, an Leib und Seele gebrochen, keine Freude mehr kannte.

Bevor Otto abreiste, führte Michelet ihn durch das Etablissement.

Vor dem alten Herrn trat Jeder scheu und ehrerbietig zur Seite, Otto dagegen wurde von Allen mit finstren, mißtrauischen Blicken betrachtet.

»Da steht auch Ihre Maschine,« sagte Michelet, als die Beiden in den Maschinenraum traten, »sie hat sich vortrefflich bewährt.«

Abermals eine Erinnerung an jene Zeit, eine trübe, unangenehme Erinnerung!

Eine drückende Last fiel dem jungen Manne von der Seele, als er Abschied genommen und die Fabrik wieder verlassen hatte.

SIEBENUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DAS ENDE EINES  
SCHURKEN.

Trotzdem Otto sich in Paris nicht blicken ließ, trotzdem er sofort in das Hôtel gegangen war, in welchem er zu übernachten gedachte, war ihm dennoch die Gefahr, verhaftet zu werden, sehr nahe.

Franz Werner, der Elsässer Schlosser und spätere Hausmeister Marie Latour's, war in Paris zurückgeblieben, um das Mobiliar seiner Herrin zu verkaufen und ihre Angelegenheit zu ordnen.

Da er bei der Entdeckung des Complots gegen die Regierung nicht compromittirt war, so konnte er frei in Paris sich bewegen, wengleich auch die Polizeibehörde ihn unausgesetzt im Auge hielt und ihn sehr scharf beobachten ließ.

Nun war Franz Werner ein durchtriebener Schurke, ein listiger, verschlagener Mensch, der stets berechnend in die Zukunft blickte und sein eigenes Ich immer in den Vordergrund schob.

Er hegte die Ueberzeugung, daß nach diesem Sturze Marie Latour niemals wieder die frühere Höhe erreichen werde und diese Ueberzeugung stützte sich auf sehr triftige Gründe.

Die junge Dame hatte bei ihren ersten Eroberungen Glück gehabt, aber es waren inzwischen auch neue Schönheiten aufgetaucht, die ihr den Rang streitig machten. Von einer Rückkehr nach Paris konnte ohnehin in

den ersten Jahren nicht mehr die Rede sein und bei ihrer Lebensweise genügte schon eine kurze Zeit, die Frische und den Zauber der äußeren Schönheit zu verlieren. Welche Rolle konnte sie dann noch spielen? Keine von irgendwelcher Bedeutung.

Es lag in der Natur der Sache, daß sie auf dem betretenen Wege immer tiefer und tiefer sinken mußte, sobald sie von der mühsam erreichten Höhe hinuntergeschleudert war.

Franz Werner war erfahren genug, dies zu wissen, und von dieser Ueberzeugung durchdrungen, hielt er es für rathsam, aus dem Schiffbruch zu retten, was noch gerettet werden konnte. Nicht für seine Herrin, sondern für sich, was kümmerte sie ihn, nachdem ihr Stern erloschen war!

Sie hatte ihm zwar mitgetheilt, daß sie in London eine Spielbank besitze und mit dem Gewinn zufrieden sein dürfe, aber die Stellung eines Dieners in einem solchen Hause behagte ihm nicht.

Er verkaufte das Mobiliar und alle anderen zurückgelassenen Habseligkeiten und ließ den Gläubigern seiner Herrin das Nachsehen.

Für die ersten Monate reichte der Raub zur Befriedigung seiner Bedürfnisse hin, inzwischen sah er sich nach einem Posten um, der ihn für die Dauer sicher stellen konnte.

Er hatte seine Dienste schon verschiedenen Herren und Damen, die auf großem Fuße lebten, angeboten,

aber ohne Erfolg, Niemand war auf dieses Anerbieten eingegangen.

Wüthend darüber beschloß er, sich an der Gesellschaft zu rächen, er wollte sich der Polizei verkaufen und als ihr geheimer Agent vorzugsweise sein Augenmerk auf dieselben Kreise richten, in denen er früher der Günstling gewesen war.

Nun wollte der Zufall, daß er diesen Entschluß an demselben Abend ausführte, an welchem Otto auf seiner Rückreise in Paris anlangte.

Dieser Zufall wäre von keiner Bedeutung gewesen, wenn er nicht den Elsässer an dem Gasthofs vorbeigeführt hätte, in welchen kurz vorher Otto eingekehrt war.

Otto stand gerade am Fenster, er blickte gedankenvoll auf das bunte Leben und Treiben hinaus und bemerkte das Gaunergesicht nicht, welches einen kurzen Augenblick ihn anschaute und dann rasch sich abwandte.

Werner wußte nicht, daß es derzeit den beiden Deutschen gelungen war, in Marseille die Flucht zu ergreifen; er wähnte sie längst in Algier angelangt.

Um so mehr überraschte ihn diese plötzliche Begegnung. Trotz der Dämmerung hatte er das Gesicht erkannt, aber er wollte sicher gehen, es konnte ja möglich sein, daß er sich irrte, daß eine Aehnlichkeit ihn täuschte.

Er mußte vorsichtig zu Werke gehen. Schöpfte der junge Mann Verdacht, so konnte er in dem großen Paris verschwunden sein, ehe Werner die Polizei benachrichtigt hatte.

Bei dem Gedanken an die Polizei erinnerte Werner sich seines Vorhabens. Wenn sein Anerbieten angenommen wurde, so konnte er durch die Verhaftung dieses Deserteurs sich einen Stein in's Brett werfen, alsdann aber mußte diese Verhaftung plötzlich erfolgen, sie durfte keinesfalls vorbereitet scheinen.

Franz Werner dachte nach. Wenn er den Deserteur in dem Augenblick verhaftete, in welchem derselbe Paris verlassen wollte, so mußte diese Verhaftung für seinen Scharfblick, seine Tüchtigkeit und Geschicklichkeit ein glänzendes Zeugniß ablegen.

Der Plan war zu gut, es galt nun, in der Ausführung desselben nichts zu versäumen, noch zu übereilen.

Franz Werner musterte scharf alle Vorübergehenden, endlich hatte er die Person, die er suchte, gefunden.

Diese Person war ein Schusterlehrling, ein richtiger Pariser Gamin, der einem Kunden seines Meisters ein Paar neue Stiefel brachte.

Franz Werner besaß für solche Persönlichkeiten einen ausgezeichneten Scharfblick.

Er beobachtete den Lehrling nur einen kurzen Augenblick, dann wußte er auch schon, daß derselbe ein sehr gewandter, verschlagener Bursche war, der sich rasch in alle Verhältnisse zu finden wußte.

Er rief ihn herbei und fragte ihn, ob er ein Fünzigousstück verdienen wolle.

Der Schusterlehrling lächelte pffiffig und hielt die Hand hin.

»Mit Vergnügen,« sagte er. »Soll ich dafür einen Sprung in die Seine wagen? Ich bin bereit.«

»Unsinn,« erwiderte Werner. »Siehst Du jenen Gasthof?«

»Natürlich!«

»Blicke scharf hin, aber ohne Aufsehen zu erregen. Siehst Du im oberen Stock am dritten Fenster rechts einen Herrn?«

»Nein.«

»Ah, dann wird er zurückgetreten sein, – meine Augen sehen nicht mehr so scharf. Wirst Du das Zimmer, zu welchem dieses Fenster gehört, finden können?«

Der Gamin nickte.

»Gut, bringe mir den Namen dieses Herrn und sichere Auskunft, ob, wann und wohin er abzureisen gedenkt. Verstanden?«

»Sehr wohl. Ich erhalte alsdann das Fünfzigsgousstück?«

»Ja, aber nur dann, wenn Du mir eine genaue und vollständige Auskunft bringst.«

Der Gamin entfernte sich pfeifend.

Er trat keck in den Gasthof und stieg mit einer Sicherheit und Dreistigkeit, als ob er jeden Winkel in demselben kenne, die Treppe hinauf.

Mit derselben Sicherheit pochte er an die Thüre des Zimmers an, welches Otto bewohnte, er öffnete sie, ohne die Erlaubniß dazu abzuwarten.

Otto blickte befremdet den eintretenden Schusterlehrling an, er erwartete, daß derselbe sich sofort zurückziehen werde, aber der letztere stellte die Stiefel hin und fuhr mit dem Aermel seines Kittels über die Stirne.

»So,« sagte er, »da sind die Stiefel, sie kosten zwanzig Francs.«

»Ich habe sie nicht bestellt,« erwiderte Otto ruhig.

»Was? Sie hätten sie nicht bestellt?« fuhr der Lehrling fort, Ueberraschung heuchelnd. »Sie waren ja selbst bei meinem Meister.«

»Hast Du mich dort gesehen?«

»Ganz gewiß.«

Otto schüttelte den Kopf.

»Es ist ein Mißverständniß, oder eine Verwechslung der Person,« sagte er.

»Das bestreite ich.«

»Ich bin ja erst vor einer Stunde in Paris angekommen.«

»So? Sind Sie denn nicht Herr Latude? Sagten Sie denn nicht, der Meister müsse die Stiefel noch heute Abend in diesen Gasthof, in dieses Zimmer bringen. He – wer sind Sie denn, wenn Sie nicht Herr Latude sind? Ich weiß es ganz genau.«

Otto wußte nicht, was er dazu sagen sollte, er konnte nur vermuthen, daß dieser Herr Latude in seiner äußeren Erscheinung eine frappante Aehnlichkeit mit ihm haben mußte.

»Ich heiße Schenk,« erwiderte er, »diesen Herrn Latude kenne ich nicht.«

Der Gramin stemmte die Hände in die Seiten und blickte den jungen Herrn trotzig an.

»Sieh, sieh,« sagte er höhrend, »jetzt wollen Sie Schenk heißen, heute Morgen hießen Sie Latude. Wenn Sie kein Geld haben, um die Stiefel zu bezahlen, hätten Sie sie auch nicht bestellen sollen. Sagten Sie denn nicht, Sie wollten heute Abend noch abreisen?«

Otto zuckte die Achseln; er fühlte sich versucht, den unverschämten Burscheu hinanzuwerfen, aber er fürchtete den Lärm und die Berührung mit der Polizei aus nahe liegenden Gründen.

»Sie wollten ja heute Abend nach England reisen,« fuhr der Lehrling fort, »da sehen Sie, daß ich mich nicht geirrt habe, Sie können nicht leugnen, daß Sie das Alles gesagt haben.«

»Das kann ich nicht gesagt haben, aus dem einfachen Grunde, weil ich erst morgen früh abreisen werde,« erwiderte Otto. »Uebrigens habe ich ja nicht nöthig, mich mit Dir deßhalb zu zanken, Dein Meister mag selbst kommen, wenn ich der Besteller sein soll. Und jetzt hinaus oder ich lasse Dich hinauswerfen.«

Der Gamin wußte genug, er nahm die Stiefel und verließ das Zimmer mit einer unverschämten Bemerkung, die eine Ohrfeige zur Folge gehabt haben würde, wenn er nicht schleunig sich zurückgezogen hätte.

Franz Werner war zufrieden mit der Nachricht, die der Lehrling ihm brachte.

Er wußte jetzt, daß er sich in der Person nicht geirrt hatte und daß der Fang ihm sicher war, wenn er am nächsten Tage sich bei jedem abfahrenden Zuge am Bahnhofe befand

Er verfügte sich jetzt unverzüglich in das Hôtel des Polizeipräfekten und bat um eine Audienz.

Der Präfekt empfing ihn mit kühler Gemessenheit, er schien den Hausmeister seiner ehemaligen Geliebten schon vergessen zu haben.

So unangenehm ihm dieser frostige Empfang auch war, ließ Franz Werner sich doch durch denselben nicht beirren.

Er bot dem Präfekt seine Dienste an und bat ihn um eine Anstellung bei der geheimen Polizei.

Der stechende Blick des Beamten ruhte durchdringend auf dem Gesicht des Schurken.

»Was bewegt Sie zu dieser Bitte?« fragte er kalt.

»Die Noth,« erwiderte Werner, auf diese Frage vorbereitet »Ich will mein Brod ehrlich zu verdienen suchen.«

»Nennen Sie es ein ehrliches Verdienst, wenn man anvertrautes Gut verkauft und den Erlös dem Eigenthümer vorenthält?«

Werner blickte betroffen auf; daß der Chef der Polizei das wissen könne, hatte er nicht im Entferntesten geahnt.

»Leugnen Sie nicht,« fuhr der Präfekt mit scharfer Betonung fort, »Fräulein Latour hat mich gebeten, Nachforschungen anstellen zu lassen. Sie haben das Mobilar, die Garderobe, kurz Alles, was Ihre Herrin bei der Flucht

zurücklassen mußte, verschleudert und das Geld in die eigne Tasche gesteckt. Ist dem nicht so?«

»Ich habe das allerdings gethan,« erwiderte Werner, »aber nur mit dem festen Vorsatze, dieses Geld später hinüberzuschicken. Es ist aber noch nicht alles beisammen, einige Posten, die noch ausstehen, wollte ich vorher einkassiren.«

Der Präfekt lächelte ungläubig.

»Die Beweise für die Unterschlagung liegen dort,« sagte er, auf einen Schrank zeigend, »sie werden in Kraft treten, so bald es mir beliebt – Sie wünschen eine Anstellung als geheimer Polizeiaгент. Wir zahlen kein hohes Gehalt, aber Sie können Ihr Einkommen wesentlich erhöhen, wenn Sie sich durch Gewandtheit und Geschicklichkeit so auszeichnen, daß man Ihre Dienste empfehlen kann. Sie erhalten als festes Gehalt monatlich fünfundsiebenzig Francs.«

»Ich bin damit zufrieden.«

»Sobald wir mit Ihnen nicht mehr zufrieden sind, werden Sie sofort entlassen.«

»Sehr wohl.«

»Wohin wir Sie auch schicken, welchen Auftrag wir Ihnen auch geben mögen, Sie dürfen keine Mühe, keine Strapaze, keine Gefahr scheuen.«

Franz Werner nickte zustimmend.

»Sobald Sie irgend etwas gegen unser Interesse unternehmen, sobald Sie sich uns gegenüber verdächtig machen, hole ich jene Papiere hervor und Sie werden deportiert. Das vergessen Sie nicht. – Sie wollen Ihr Amt sofort antreten?«

»Ja.«

Der Präfekt schrieb rasch einige Zeilen nieder und überreichte sie dem Elsässer.

»Heute Abend ist es schon zu spät,« sagte er, »melden Sie sich morgen früh in meinem Bureau, Sie werden dort auf diesen Schein hin Ihre Legitimation erhalten.«

Ein befehlender Wink verabschiedete den nunmehrigen geheimen Agent, der mit dem Erfolge seines Schrittes ganz zufrieden war.

Wenn er sein neues Amt mit der Verhaftung eines Deserteurs begann, der ohne ihn jedenfalls den Händen der Polizei entschlüpft wäre, so mußte ihm das in den Augen seiner Vorgesetzten einen bedeutenden Grad von Geschicklichkeit und Scharfblick verleihen.

Allerdings mußte er die Legitimation besitzen, bevor er zu einer Verhaftung schreiten durfte; die Behörde sah es nicht einmal gerne, wenn ein geheimer Agent eine Verhaftung unternahm.

Nun fuhr der Zug, der in der Regel zur Reise nach England benutzt wurde, schon um neun Uhr ab, und das Bureau des Präfekten wurde erst nach acht Uhr geöffnet.

Wurde Werner sofort abgefertigt, so hatte er Zeit genug, mußte er warten, so lag allerdings die Befürchtung

nahe, daß der Zug bereits abgefahren war, wenn er den Bahnhof erreichte.

Nichtsdestoweniger beharrte er bei seinem Entschluß, allein den Fang zu machen, die Ehre desselben sollte auf ihn allein fallen.

Das Bureau war noch nicht geöffnet, als Franz Werner schon vor der Thüre desselben stand.

Der Beamte erschien heute ziemlich spät, die Ursache dieser Verspätung ließ die schwarz seidene Binde errathen, die er um den Kopf trug.

Werner bat ihn, er möge ihn rasch abfertigen, da er Wichtiges vorhabe, aber dem Beamten schien diese Abfertigung bei weitem nicht so wichtig zu sein, wie die Geschichte seines kranken Zahnes, der ihn nun schon seit acht Tagen peinigte.

Der Elsässer mußte trotz seiner wachsenden Ungeduld, die der Beamte gar nicht zu bemerken schien, diese Geschichte anhören und zwar ihre Entstehung, ihre Entwicklung und ihren muthmaßlichen Schluß; er mußte die Aufzählung aller Mittel, welche der Leidende angewendet hatte, sowie derjenigen, die er noch anwenden wollte, anhören, er mußte ferner die Geschichte eines anderen Zahnes mit in den Kauf nehmen und der Beamte schien sehr geneigt zu sein, ihn mit einer Geschichte seines ganzes Gebisses zu beglücken.

Da aber riß dem Elsässer der Faden der Geduld, er verlangte ziemlich barsch seine Legitimation und der Beamte brach murrend seine interessanten Mittheilungen ab.

Zehn Minuten später besaß Werner die nöthigen Papiere, er war jetzt Agent der geheimen Polizei.

Er blickte auf die Uhr, es war zehn Minuten vor neun. Punkt neun Uhr fuhr der Zug ab.

Die Strecke vom Hôtel des Polizeipräfekten bis zum Bahnhofe war eine ziemlich beträchtliche, ein Wagen im Augenblick nicht zu beschaffen.

Franz Werner bedachte sich nicht lange, er lief so rasch er konnte, dem Bahnhofe zu.

Mehrere, die ihm begegneten, blieben stehen und blickten ihm nach, er beachtete Niemanden, sein ganzes Denken galt allein dem Fang, den er zu thun hoffte.

Es war jetzt weniger der Haß gegen den jungen Deutschen, als der Wunsch, seinen Vorgesetzten einen Beweis seiner Gewandtheit zu geben, was ihn so sehr auf diesen Fang versessen machte.

Der Schweiß rieselte ihm stromweise von der Stirne, die Knie drohten, unter ihm zu brechen, er hielt nicht inne.

Es schlug neun Uhr; Franz Werner hatte den Bahnhof erreicht.

Die Glocke gab das Zeichen zur Abfahrt.

Der Elsässer eilte durch den Wartesaal auf den Perron, die Lokomotive piff, der Zug setzte sich in Bewegung.

In diesem Augenblick betrat der geheime Agent den Perron und fast sein erster Blick fiel auf das Gesicht Otto's, der in einem Coupé dritter Klasse saß und gedankenvoll hinausblickte.

Mit der Wuth eines gereizten Tigers stürzte Werner auf den Waggon zu.

Die Wuth darüber, daß sein Opfer ihm entrinnen sollte, daß er ohnmächtig zusehen mußte, während es ihm entwichte, ließ ihn jede Gefahr, jede Vorsicht vergessen.

Ohne zu bemerken, daß der Zug schon bedeutend schneller fuhr, setzte er hinzu.

Die Bahnwärter wollten ihn zurückhalten, sie erreichten ihn nicht mehr. Bestürzt, entsetzt blieben sie stehen, als sie sahen, wie dieser tollkühne Mann stürzte und unter dem Zuge verschwand.

Ein gellender Schrei – – dann war Alles vorbei.

Der Zug verschwand in der Ferne, auf den Schienen lag eine unförmliche, blutige Masse.

Niemand kannte den Mann, Niemand wußte, was er gewollt hatte.

Man trug ihn in die Morgue und überbrachte seine Papiere dem Polizeipräfekt, der den Namen eines geheimen Agenten in seinen Listen streichen ließ und seitdem dieses Mannes nicht mehr gedachte.

#### ACHTUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DER BETTLER VON BRESLAU.

Es gab zu jener Zeit in Breslau ein Subject, welches von jedem Kinde gekannt warf.

Ein großer hagerer Mann, der meist, selbst im heißesten Sommer, einen Pelzrock und dazu weiße Beinkleider trug, der stets mit einem Knotenstock bewaffnet war und sich auf allen Straßen und in allen Schenken umhertrieb.

Man nannte ihn nur den Bettler von Breslau, es war ja eine erwiesene Thatsache, daß dieser Mann einst vermögend gewesen und dann durch seinen liederlichen Lebenswandel gänzlich verarmt war, so daß er nun sein Leben durch Betteln fristete.

Er bettelte freilich nicht in der gewohnten Weise, indem er von Thür zu Thür ging, auch sprach er auf der Straße Niemand um ein Almosen an, dazu war er noch immer zu stolz, aber er ließ es sich gerne gefallen, wenn man ihm unaufgefordert ein Almosen reichte, gleichviel worin dieses Almosen bestand.

Mehrere Familien hatten sich seiner angenommen, im Hause der einen erhielt er heute, im Hause der andern morgen sein Mittagbrod.

Eine Wohnung besaß er nicht, wozu auch?

Im Sommer übernachtete er bei Mutter Grün, draußen vor der Stadt, im Winter suchte er an irgend einem geschützten Orte einen Karren auf, in welchem er vielleicht schönere Träume fand, als mancher vornehme Herr in seinem Himmelbett unter den seidenen Decken.

Es fiel ihm nie ein, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nachzudenken, was er gethan hatte, bereute er nicht und was die Zukunft ihm vielleicht brachte, bereitete ihm keine Sorgen.

So lebte er schlecht und recht von einem Tage zum andern, ohne Sorgen, ohne Reue, ohne die geringsten Beschwerden. Er war mit Allem zufrieden, er aß trocknes Brod, oder Braten, je nachdem er es fand und besaß er nichts, um seinen Hunger zu stillen, so kroch er in seinen

Karren hinein und tröstete sich damit, daß am andern Tage das Glück ihn vielleicht entschädigen werde.

Das Gerücht wollte behaupten, er sei oft nicht recht bei Trost und auf dieses Gerücht sich stützend, erlaubte nicht nur die Schuljugend, sondern auch mancher Erwachsene sich, ihn zur Zielscheibe ihres Spottes zu stempeln.

Daß er das sich ruhig gefallen ließ, daß er sich den Anschein gab, als ob er weder die Spötter bemerke, noch den Spott selbst verstehe, mußte begreiflicherweise jenem Gerücht neue Nahrung geben.

Indeß, wer den Bettler kannte, der wußte sehr genau, daß dieser Mann ein Philosoph war, der sich so leicht nicht aus seinem gewohnten Geleise bringen ließ.

Er hatte drei Namen: ›Der Bettler von Breslau‹, ›der lange Christian‹ und der ›liederliche Scheerenberg‹, aber unter diesen Dreien war der erstere der bekannteste und beliebteste.

Um Politik kümmerte er sich nicht, die Zeitungen waren ihm ein Greuel.

Er war fuchswild geworden, als eines Abends ein Breslauer Advocat ihm im Wirthshause mittheilte, die neueste Kölnische Zeitung enthalte eine Aufforderung an ihn.

Das konnte und wollte er nicht glauben, und als der Advocat nun die Zeitung ihm vorlegte, warf er sie mit einer Verwünschung vom Tische hinunter.

Er wollte das nicht lesen, sagte er barsch, in den Zeitungen finde man ja doch nur Lügen und er habe keine Lust, sich über Lügen zu ärgern.

Der Advocat, der seinen Mann kannte, bestellte ein Abendessen für zwei Personen und eine Flasche Wein.

Er lud den Bettler dazu ein und Scheerenberg nahm die Einladung mit einer Miene an, als ob er dem Advocaten dadurch eine große Ehre erzeige.

»Es ist doch traurig, daß Ihr keine Stätte habt, wohin Ihr Euer Haupt legen könnt,« nahm der Advocat das Wort, nachdem die Beiden abgespeist hatten, »Ihr werdet von Tag zu Tag älter und die Möglichkeit liegt sehr nahe, daß Ihr einmal plötzlich erkrankt.«

»Bah – habe eine eiserne Gesundheit,« warf Scheerenberg gelassen ein. »Ich bin, wie man zu sagen pflegt, im Feuer vergoldet.«

»Hm, wenn Euch einmal von Ungefähr ein Ziegelstein auf die Nase fällt, hilft die Vergoldung Euch nichts. Habt Ihr denn gar keine Verwandten?«

»Verwandten?« spottete der Bettler, während ein höhendes Lächeln seine Lippen umspielte. »Und wenn ich sie hätte?«

»Dann könnte man von ihnen eine Unterstützung für Euch verlangen.«

»Ah – ist es darauf abgesehen?« fuhr Scheerenberg beleidigt auf. »Fürchtet der hochweise Magistrat der Stadt Breslau schon, ich könne ihm einmal zur Last fallen? Ich danke für jede Unterstützung, Gott sei Dank, so weit ist es noch nicht gekommen, daß ich von Almosen leben muß. Die guten Freunde werden mich nicht im Stich lassen, sie sind mir lieber, wie die Verwandten.«

»Ich will die Wahrheit dieser Behauptung in der Hauptsache zugeben,« fuhr der Advocat fort, »nichts desto weniger thut Ihr wohl, Eure Verwandten im Gedächtnisse und im Auge zu halten.«

»Wozu das?«

»Kann denn nicht einmal ein Todesfall eintreten, durch den Ihr Ansprüche auf eine Erbschaft erhaltet?«

Scheerenberg zuckte die Achseln.

»Das Geld hat für mich keinen Werth,« sagte er gleichmüthig, »gebt mir ein Vermögen, binnen einem Jahre ist es verjubelt.«

Der Advocat schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Wäre es Euch denn nicht angenehm, ein kleines Häuschen zu besitzen, in welchem Ihr nach Belieben schalten und walten könntet?«

»O, ja.«

»Ein jährliches Einkommen zu haben, welches zur Befriedigung Eurer Bedürfnisse hinreicht, so daß Ihr nicht mehr nöthig habt Eure guten Freunde in Anspruch zu nehmen?«

»Freilich!«

»Das könntet Ihr durch eine Erbschaft erhalten. Also, wenn Ihr Verwandte habt –«

»Nur einen Vetter.«

In den Augen des Advocaten leuchtete es auf.

»Wo wohnt dieser Vetter?« fragte er.

»In Köln. Sein Vater und der meinige waren Brüder. Er muß einige Jahre älter sein wie ich.«

»Und heißt Peter Paul Scheerenberg.«

»So ist es.«

»Na, ich vermuthe – – hm, wißt Ihr vielleicht, ob dieser Vetter außer Euch noch andere und nähere Verwandte besitzt?«

»Nein.«

»Nun wohl, in jener Zeitung werden die Verwandten Eures Veters aufgefordert, sich ungesäumt zu melden, man verspricht ihnen wichtige Mittheilungen, und ich vermuthe, daß diese Mittheilungen sich auf die Hinterlassenschaft Scheerenberg's beziehen. Wollt Ihr mir überlassen, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und in Eurem Interesse dann weitere Schritte zu thun?«

Ein Zug der Geringschätzung glitt über das hagere Gesicht des Bettlers.

»Geben Sie sich keine Mühe,« sagte er, »sie wäre vergeblich.«

»Das könnt Ihr nicht wissen.«

»Ich weiß es, die Zeitungen haben nur den Zweck, die Leute zu prellen, mit all' den Annoncen ist's reiner Schwindel.«

»Aber eine öffentliche Aufforderung –«

»Bezweckt nur, den Leuten, die sich daraufhin melden, das Geld aus der Tasche zu locken, ich kenne das aus Erfahrung. Ich wüßte nicht, weshalb die Verwandten sich melden sollen. Wenn mein Vetter todt ist, so wird er auch ein Testament hinterlassen haben, er war immer so vorsichtig, daß er das Gras wachsen hörte.«

»Mag dem nun sein, wie ihm will,« sagte der Advocat, während er Anstalten traf, sich zu entfernen, »jedenfalls schreibe ich hin, um zu erfahren, wie die Sache liegt. Können wir etwas herausschlagen, so sehe ich nicht ein, weshalb man darauf verzichten soll, ist's dagegen nicht der Mühe werth, so lassen wir's ruhen. Seid Ihr damit einverstanden?«

»Ich muß wohl,« erwiderte der Bettler, »aber das sage ich Ihnen im Voraus, für Kosten vergüte ich Ihnen keinen Pfennig.«

»Ihr ersetzt mir nur dann die Kosten, wenn wir etwas erreicht haben. Gute Nacht.«

Christian Scheerenberg schlief in dieser Nacht so fest und ruhig wie in jeder vorhergehenden, die Worte des Advocaten hatten in seiner Seele durchaus keine Hoffnungen und Wünsche geweckt.

Er dachte auch in den nächsten Tagen nicht mehr daran; ein Mensch, der so sehr für das Leben abgestumpft ist, daß er keine Bedürfnisse mehr hat, der hofft und fürchtet nichts mehr.

Einige Tage später begegnete der Advocat ihm auf der Straße.

Er bat ihn, sofort in sein Bureau zu gehen und dort ihn zu erwarten, binnen zehn Minuten werde er dort sein, um ihm mitzutheilen, welche Nachrichten er von Köln erhalten habe.

Scheerenberg wollte Anfangs dieser Aufforderung nicht Folge leisten, erst nach langem Zögern gab er den Bitten des Advocaten nach.

»Die Sache ist verwickelter wie ich glaubte,« sagte der Letztere, als er darauf in seinem Cabinet dem Bettler gegenüber saß »Euer Vetter ist ein sehr reicher Mann und sein ganzes Vermögen fällt Euch zu, wenn, wie sich vermuthen läßt, kein Testament vorgefunden wird. Todt ist der Mann noch nicht, er befindet sich in London in einem Irrenhause und mein Kollege in Köln, der Euch vertreten will, hegt Vermuthungen, die man nicht aussprechen darf, bevor man sie nicht beweisen kann. Er verlangt nichts weiter von Euch als eine Vollmacht, nicht einmal einen Kostenvorschuß. Auf Grund dieser Vollmacht wird er Euer Interesse vertreten und zwar gegen den Associé Eures Veters.«

»Ich verstehe von der ganzen Geschichte nichts,« erwiderte Scheerenberg ruhig, »und im Grunde ist es mir auch gleichgültig, ob mein Vetter mir etwas hinterläßt oder nicht, aber wenn Sie glauben, daß ich mich Ihrem Kollegen in Köln anvertrauen soll, so kann ich's ja thun. Von einem Kostenvorschuß kann ohnehin keine Rede sein, ich habe nichts, und wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.«

Der Advocat nickte.

»Außer der Vollmacht bedürfen wir noch einiger Urkunden, zum Beispiel eines Geburtsattestes, des Taufscheines und so weiter.«

»Wozu das?«

»Zur Legitimation. Geben Sie mir die nöthigen Notizen, so werde ich mich an die betreffenden Behörden wenden, um mir diese Papiere zu verschaffen.«

Der Bettler kam diesem Verlangen nach; er unterzeichnete die Vollmacht und lächelte ungläubig, als der Advocat die Hoffnung aussprach, daß er nun bald ein reicher Mann sein werde.

#### NEUNUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. UEBERLISTET!

Otto fand bei seiner Rückkehr nach London einen Brief von seinem Freunde Nikolas, in welchem dieser ihm seine Verlobung mit Helene anzeigte.

So sehr Otto sich über dieses Ereigniß freute, so tief betrückte ihn auf der anderen Seite der Unverstand und der Eigendünkel seiner Mutter, während das energische Auftreten des Vaters ihn außerordentlich befriedigte

Es hatte ihn oft geärgert, daß sein Vater, der biedere, gutherzige Mann, sich so geduldig unter den Pantoffel fügte, jetzt durfte er hoffen, daß es im elterlichen Hause anders wurde.

Unter anderen Nachrichten theilte Nikolas ihm auch mit, daß der alte Herr Scheerenberg, der Associé Heinrich's, während einer Reise nach England irrsinnig geworden und in einem Irrenhause in London untergebracht sei. Es gingen darüber verschiedene Gerüchte, schloß er diese Mittheilung, Gerüchte, an deren Wahrheit er nicht glauben könne und die er deshalb auch nicht näher bezeichnen wolle.

Dieser Nachsatz erregte das Nachdenken Otto's in hohem Grade. Er erinnerte sich erst jetzt wieder, daß er im Gefängnisse den alten Mann an einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses bemerkt hatte und er machte sich

Vorwürfe darüber, daß er noch nicht hingegangen war, um nähere Erkundigungen über ihn einzuziehen.

Nun schrieb Nikolas ihm von Gerüchten, die sich jedenfalls auf Heinrich beziehen mußten.

Welcher Art waren diese Gerüchte? So sehr er sich auch den Kopf darüber zerbrach, gelang es ihm doch nicht, einiges Licht in dieses Dunkel zu bringen.

Es war doch nicht anzunehmen, daß Heinrich seinen Associé gewaltsam in diese Anstalt hatte schaffen lassen, um ihn zu beseitigen und sich seines Vermögens zu bemächtigen.

So tief konnte Heinrich noch nicht gesunken sein, daß er ein solches fluchwürdiges Verbrechen beging! Zudem konnte Otto nicht glauben, daß ein Besitzer einer Irrenanstalt sich dazu hergeben sollte, einen völlig vernünftigen Menschen gleich einem Irrsinnigen zu behandeln. Er erinnerte sich freilich, von derartigen Fällen schon früher gehört zu haben, aber er verwies sie in das Reich der Fabel.

Jetzt hielt er es allerdings für seine Pflicht, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, er wollte diese Pflicht gewissenhaft erfüllen.

Mit diesem Entschluß betrat er am nächsten Sonntage die Anstalt, mit deren Eigenthümer er zu reden wünschte.

Man ließ ihn lange in einem sehr dürftig ausgestatteten Zimmer warten, wahrscheinlich hoffte man, er werde die Geduld verlieren und auf die Unterredung verzichten.

So glaubte Otto, – er ahnte nicht, daß er heimlich beobachtet wurde, daß Merville durch einige in der Decke des Zimmers angebrachte Löcher ihn sehr scharf fixirte. Durch dieses Verfahren den Besuchern seiner Anstalt gegenüber gewann Merville einen bedeutenden Vortheil. Er errieth dadurch ihren Stand, ihren Charakter und den Zweck ihres Besuches, er wußte, wie er auftreten, wie er sie behandeln mußte, um sie sofort einzuschüchtern, oder sich ihre Gunst zu erwerben.

Aber heute wußte er nicht, was er an diesem jungen Manne hatte. Daß derselbe einen Kranken besuchen oder sich nach dem Befinden desselben erkundigen wollte, unterlag für ihn keinem Zweifel, aber welchem Kranken dieser Besuch galt, konnte er nicht errathen.

Und doch war gerade dies der wichtigste Punkt für ihn.

Als Otto nach langem Warten diesem Manne gegenüberstand und er in dieses verschmitzte Gesicht blickte, in welchem Habsucht, Tücke und Verschlagenheit sich spiegelten, da sah er sofort ein, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, insofern als er diesem Manne gegenüber zu frei, zu offen aufgetreten war.

Merville bot mit einer fast kriechenden Höflichkeit dem jungen Manne einen Stuhl an und fragte ihn, womit er dienen könne.

»Sie haben einen Deutschen in Ihrer Anstalt, mit dem ich bekannt bin,« sagte Otto, den Blick fest auf das Antlitz Merville's gerichtet.

»Ah – Sie meinen den alten Herrn?« erwiderte Merville.

»Herrn Scheerenberg aus Köln.«

»Ganz recht; er wurde hier in London plötzlich irrsinnig, man vertraute mir die Pflege des Kranken an.«

»Wer gab Ihnen diesen Auftrag, wenn ich fragen darf?«

»Die Familie.«

»So viel ich weiß, hat Scheerenberg keine –«

»Oder richtiger gesagt, sein Associé.«

»Heinrich Schenk?«

»Sie kennen ihn?«

»Er ist mein Bruder.«

Ueberrascht blickte Merville den jungen Mann an, er wußte im ersten Augenblick nicht, was er von ihm zu erwarten hatte.

War er geschickt, um das Testament zu holen, welches Merville von seinem Kranken erpreßt hatte, oder sollte er sich über die Behandlung und den Zustand des Patienten Aufschluß verschaffen.

Otto bemerkte die Ueberraschung, er errieth den Gedankengang dieses Mannes und er beschloß, durch List das dunkle Geheimniß zu erforschen.

»Mein Bruder hat mich beauftragt, den Kranken zu besuchen,« nahm er nach einer Weile wieder das Wort, »und ich erfülle diesen Auftrag um so lieber, als, wie bereits bemerkt, Scheerenberg mit mir befreundet war.«

Merville nickte gedankenvoll; er fand diesen Auftrag ganz natürlich.

»Sie haben keine Aehnlichkeit mit Ihrem Herrn Bruder,« sagte er ausweichend. »Mein Princip ist es, nicht Jedem die Einrichtung meiner Anstalt zu zeigen, ich habe mir dadurch in der ersten Zeit viel geschadet.«

»Sie fürchten, ich könne ein Spion sein?« fragte Otto lächelnd. »Ich würde Ihnen unverzüglich Papiere zeigen, durch die ich mich legitimiren kann, wenn ich nicht vergessen hätte, mein Portefeuille mitzunehmen. Indeß kann ich Ihnen Mittheilungen machen, die Sie vollständig beruhigen werden. Ich kann Ihnen sagen, daß ich die Gründe sehr genau kenne, welche meinen Bruder bewogen haben, seinem Associé hier ein Unterkommen zu verschaffen.«

»So kommen Sie also nur deshalb, um sich zu überzeugen, wie lange der Patient –«

»Allerdings, mein Bruder hofft, daß es bald mit ihm zu Ende gehen wird.«

Die Ruhe und der Gleichmuth Otto's lockten Merville in die Falle.

»Sie können ihn darüber beruhigen,« erwiderte er, »die Krankheit hat Fortschritte gemacht, welche die baldige Auflösung außer allem Zweifel stellen.«

»Desto besser,« fuhr Otto fort, »je eher er von diesem Associé befreit wird –«

»Ich weiß das und habe danach gehandelt,« unterbrach Merville ihn, »sobald das Ende erfolgt ist, werde ich persönlich nach Köln kommen, um Ihrem Bruder die Nachricht zu bringen.«

»Gut, damit wird Heinrich zufrieden sein. Sie haben wohl die Güte, mich zu dem Kranken hinzuführen?«

»Wozu das?«

»Ich möchte ihn gerne einmal sehen.«

»Mißtrauen Sie mir?«

»Durchaus nicht. Sie werden meinen Wunsch begreiflich finden, er stützt sich auf eine leicht verzeihliche Neugierde.«

Lange ruhte der Blick Merville's scharf forschend auf dem jungen Mann, aber kein Zug in dem Antlitz desselben bot ihm Grund zu einem Argwohn. Und wäre ein solcher in seiner Seele dennoch aufgetaucht, würde die gleichgültige Bemerkung Otto's, sein Bruder habe sich sehr lobend, sogar bewundernd über Herrn Merville ausgesprochen, ihn rasch verscheucht haben.

»Kommen Sie,« sagte er, »ich will Sie zu ihm führen, ich erfülle Ihren Wunsch einzig und allein deshalb, um Ihnen zu beweisen, daß ich meine Aufgabe vollständig erfüllt habe.«

Otto haßte und verabscheute schon jetzt diesen Mann, er konnte ja nicht mehr bezweifeln, daß hier ein entsetzliches Verbrechen verübt worden war.

Er war entschlossen, Scheerenberg der Gewalt dieses Menschen zu entreißen, wenn er auch die Mittel, durch welche er dies ermöglichen konnte, noch nicht gefunden hatte.

Allein vermochte er es nicht; der einfachste und sicherste Weg war der, die Polizei aufzufordern, ihm darin beizustehen.

Wie aber konnte er das, ohne seinen Bruder zu compromittiren?

Es war vorauszusehen, daß Merville, wenn er zur Verantwortung gezogen wurde, seinen Genossen bei diesem Verbrechen verrieth, daß Heinrich ebenfalls verhaftet und zu einer entehrenden Strafe verurtheilt wurde.

Diese Schmach aber wollte Otto seiner Eltern und seines eigenen Namens wegen von dem verbrecherischen Bruder abwenden.

Merville führte seinen Begleiter durch mehrere dunkle Gänge und Otto fand während dieser Wanderung hinreichend Gelegenheit, eine Unsauberkeit zu bemerken, die ihn wahrhaft entsetzte.

Verworrene Laute, lautes Schreien und Toben, Stöhnen und das Klirren von Ketten vernahm er, während er an den eisernen Thüren vorbeischnitt, in denen kleine, stark vergitterte Oeffnungen angebracht waren, durch welche man die Irren beobachten und überwachen konnte.

Endlich blieb Merville vor einer solchen Thüre stehen.

»Blicken Sie hinein,« sagte er, »es ist nicht rathsam, die Thüre zu öffnen, da der Patient in ein Stadium getreten ist, in welchem man den plötzlichen Ausbruch der Tobsucht erwarten muß.«

Otto trat vor die Oeffnung, nur mühsam konnte er einen Schrei des Entsetzens und der Entrüstung unterdrücken.

In dem engen, unsaubern Raume lag eine in Lumpen gehüllte Gestalt auf faulendem Stroh, eine Gestalt, in der

Otto nur nach langem Hinblicken den alten Mann erkannte.

Was mußte dieser Mann gelitten und erduldet haben, ehe er auf diese Stufe des entsetzlichsten Elendes hinuntergesunken war! Die Hände und das Gesicht waren eingeschrumpft, das schneeweiße Haar hing wirr über die gelbe, tiefgefurchte Stirne, unter der die hohlen, tiefliegenden Augen geisterhaft hervorblickten.

Und doch lag in diesem Blick nichts Wirres, nichts, was den Wahnsinn erkennen ließ.

Otto konnte sich kaum noch bezwingen, gewaltig tobte es in seiner Seele, nur der Gedanke, daß er durch heftiges Aufbrausen, durch ein leidenschaftliches Aufwallen Alles verderben konnte, bewog ihn, äußerlich ruhig zu bleiben.

Das fiel ihm schwer, zumal, als er bemerkte, daß dieser elende sieche Körper noch mit einer schweren Kette belastet war. Wozu diese Vorsicht? mußte er sich unwillkürlich fragen. Sie war nicht allein überflüssig, sie war eine Grausamkeit, die Merville selbst seinem Genossen gegenüber nicht verantworten konnte.

Es war gut, daß Merville den jungen Mann nicht beobachten konnte, Otto wäre verloren gewesen, wenn dieser Mann Verdacht geschöpft hätte.

Er befand sich ja ganz in der Gewalt dieses entsetzlichen Menschen und seiner Knechte und welches Loos ihn traf, wenn Merville erfuhr, daß er überlistet, entlarvt war, darüber konnte Otto nicht die leisesten Zweifel hegen.

Als er sich endlich umwandte, war der Ausdruck seines Gesichts wieder so ruhig und gleichgültig, wie vorher.

»Dieser Mann kann nicht lange mehr leben,« sagte er gelassen, »binnen vier Wochen muß es mit ihm zu Ende sein.«

»Vorausgesetzt, daß die Kur keine Aenderung erleidet,« erwiderte Merville ruhig.

»Welche Kur haben Sie angewandt?« fragte Otto.

Merville zuckte die Achseln.

»Eine sehr einfache. Die Portionen sind täglich verringert worden, der Patient stirbt an Entkräftung.«

»Er machte Ihnen in der ersten Zeit wohl viel zu schaffen?«

»Freilich, indeß die Peitsche hat schon Manchen zahm gemacht.«

Otto biß auf die Lippen, er hätte diesen Menschen zu Tode peitschen mögen.

»Aber fürchten Sie nicht, daß die Behörde Ihre Anstalt controliren kann?« fragte er.

Merville lächelte spöttisch.

»Dieselbe Frage richtete auch Ihr Bruder an mich,« entgegnete er, »ich hege diese Besorgniß nicht. Wer kann mir beweisen, daß jener Patient nicht wahnsinnig gewesen ist? Ah – bah, meine Vorkehrungen sind so gut getroffen, daß man hier nie etwas finden wird, was zu einem gerichtlichen Einschreiten gegen mich Veranlassung geben könnte.«

Die Beiden hatten inzwischen das Thor erreicht.

Merville blieb stehen und warf noch einmal einen forschenden Blick auf das Gesicht Otto's.

»Sie wissen nun, was Sie zu erfahren wünschten,« sagte er, »im Interesse Ihres Bruders werden Sie geheim halten, was Sie hier gesehen und gehört haben.«

Bei den letzten in sehr ernstem, eindringlichem Tone gesprochenen Worten öffnete er das Thor und Otto athmete, wie von einem schweren Druck befreit, auf, als er die Schwelle dieses unheimlichen Hauses wieder überschritten hatte.

In diesem Hause aber stand, in dem Augenblick, in welchem Otto es verließ, am geöffneten Fenster eine junge Dame, die bestürzt zurücktrat, als ihr Blick auf den jungen Mann fiel.

Diese Dame war Marie Latour.

Nach jener Nacht, in der es ihr gelungen war, der Polizei zu entweichen, hatte Marie sich in einem kleinen, sehr bescheidenen Gasthofs eingemietet und hier mit sich selbst über ihre Zukunft Rath gepflogen.

Sie konnte allerdings in London bleiben, die Stadt besaß Schlupfwinkel genug, die ihr ein sicheres Asyl boten, aber sie war aus dem Kreise ihrer Genossen herausgerissen, dies Bande selbst zersprengt, da hielt sie es für rathsamer, London zu verlassen und in einer andern großen Stadt ihr Glück zu versuchen.

Es traf es sich, daß Merville, der den Gasthof, in welchem sie abgestiegen war, häufig besuchte, ihr eines Abends im Hausflur begegnete.

Von der Schönheit der jungen Dame geblendet, versuchte Merville sich ihr zu nähern, sie duldete es, und als er einige Tage später ihr eine Wohnung in seinem Hause anbot, nahm sie das Anerbieten ohne Bedenken an.

Ihr gegenüber war Merville schwach, ein willenloses Kind, ihrem Willen, ihren Anordnungen fügte er sich schweigend und Marie verstand es meisterhaft, ihre Macht über diesen Mann mit jedem Tage mehr zu befestigen.

Es währte nicht lange, so hatte er vor ihr keine Geheimnisse mehr, sie kannte die Geschichte aller Patienten, sie wußte, daß er reich, sehr reich war, wenn er auch bis jetzt noch immer allen Fragen über diesen Punkt auswich.

Als Merville in sein Wohnzimmer zurückkehrte, richtete Marie hastig die Frage an ihn, welchen Zweck der Besuch des jungen Mannes gehabt habe.

Er nannte ihn und äußerte gleichzeitig sein Befremden über die unbegründete Aufregung.

»Unbegründet?« erwiderte Marie. »Dieser Otto Schenk wird Sie zu Grunde richten.«

»Sie kennen ihn?« fragte Merville betroffen. »Er wohnt in Köln, sein Bruder hat ihn geschickt.«

»Das ist entweder ein Irrthum oder ein absichtlicher Betrug,« fuhr Marie mit wachsender Erregung fort. »Dieser Mann ist im vergangenen Jahre nach Frankreich geflüchtet, weil er sich in seiner Heimath am Barrikadenkampfe betheiligte; er war in Mülhausen im Hause meines Vaters, dann in Lyon und später in Paris thätig.

Von dort kam er hierher, er arbeitet hier in dem Etablissement eines Herrn Harrison.«

»Ah – davon hat er mir nichts gesagt,« versetzte Merville bestürzt. »Nichts desto weniger kann er von seinem Bruder den Auftrag erhalten haben, sich von dem Befinden des Patienten zu überzeugen.«

»Und Sie haben ihm denselben gezeigt?«

»Freilich.«

»Dann kann ich Ihnen nur den guten Rath geben, ernstlich an eine schleunige Abreise zu denken, die Polizei wird vielleicht schon heute hier sein.«

Merville zuckte die Achseln.

»Sie sehen zu schwarz,« sagte er und es gelang ihm nicht, seine Aufregung ganz zu verbergen. »Weshalb ist es denn unwahrscheinlich, daß sein Bruder –«

»Weshalb? Weil er mit seinem Bruder auf keinem freundschaftlichen Fuße steht. Die Beiden schreiben einander nie –«

»Wissen Sie das sicher?«

»Otto Schenk hat es selbst mir gesagt, er hat sich damals bitter über das gespannte Verhältniß beklagt.«

»Aber woher kann er denn wissen, daß der alte Mann in meiner Anstalt ist?«

»Kann er nicht aus Köln von Freunden darüber Mittheilungen erhalten haben?«

»Schwerlich die specielle Mittheilung, daß der Patient sich in meinem Hause befindet.«

»Warten Sie, Otto Schenk hat vor einigen Tagen in jenem Hause gesessen; er war angeklagt, falsche Banknoten angefertigt zu haben. Kann er da nicht zufällig den alten Mann an einem Fenster dieser Anstalt gesehen haben?«

Merville konnte seine Unruhe nicht mehr bemeistern; er wanderte mit verschränkten Armen hastig auf und ab.

»Möglich ist es, aber nicht wahrscheinlich,« sagte er. »Zudem war er ja ganz in die Sache eingeweiht. Er erklärte mir, daß er mit den Plänen und Absichten seines Bruders sehr genau vertraut sei.«

Ein spöttisches Lächeln glitt über das Gesicht der jungen Dame.

»Das war der Köder, der Sie in die Falle führte,« entgegnete sie. »Er kennt seinen Bruder zu genau, um nicht zu wissen, daß derselbe aus gewinnsüchtiger Absicht seinen Associé hat einsperren lassen.«

Merville blieb stehen.

»Wenn dem wirklich so wäre, dann bliebe mir allerdings nichts übrig, als mich aus dem Staube zu machen,« knirschte er, »ich habe diesem Menschen zu viel verraten.«

»Eben das begreife ich nicht. Sie sind doch sonst so übertrieben vorsichtig –«

»Und ich sage auch jetzt noch, es kann nicht sein, Ihre Besorgnisse sind unbegründet.«

»Sie werden das glauben, bis es zu spät ist.«

»Er würde ja seinen Bruder ebenfalls in's Gefängniß bringen, wenn er –«

»Er wird es thun, wenn er es nicht vermeiden kann.«

Merville blickte lange nachdenklich vor sich hin. Ein wildes, verzehrendes Feuer loderte in seinen Augen, er begriff jetzt selbst nicht, daß er so leichtsinnig gewesen war.

»Glauben Sie das wirklich?« fragte er endlich.

»Ich bin durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er sich mit der Polizei in Verbindung setzen und hier sofort Haussuchung halten wird,« erwiderte Marie in einem Tone, der Merville von der Richtigkeit ihrer Behauptung überzeugen mußte. »Vielleicht geschieht das erst morgen,« fuhr sie fort, »jedenfalls aber thun Sie klug, wenn Sie so rasch wie möglich abreisen, morgen dürfte es schon zu spät sein.«

»Und Sie?«

»Ich bleibe hier.«

»Sie dürfen es nicht.«

»Weshalb nicht? Mir kann die Behörde nichts anhaben, ich bin Ihre Haushälterin und kenne Ihre Patienten nicht. Ich werde Sie von dem, was sich hier ereignet, benachrichtigen.«

»Ich werde nach Deutschland gehen.«

»Sie theilen mir Ihre Adresse mit, sobald Sie an Ort und Stelle angekommen sind.«

»Das ist nicht nöthig. Schicken Sie Ihre Briefe nach Köln, Pariser Hof, sie werden mich dort treffen. Wenn Ihre Befürchtungen sich nicht bestätigen, kehre ich zurück, im andern Falle muß ich suchen, aus der Ferne meine

Habseligkeiten zu verkaufen; daß Sie mir folgen werden, erwarte ich.«

»Es ist bereits beschlossen, daß wir uns nach Deutschland zurückziehen wollen,« entgegnete Marie, »ich hoffe nur, Sie besitzen hinreichende Mittel –«

»Seien Sie deshalb ohne Sorgen.«

»Gut, so werde ich Ihnen folgen. Jetzt säumen Sie nicht länger, bedenken Sie, was auf dem Spiele steht.«

Merville öffnete einen kleinen Schrank und holte aus demselben eine kleine Flasche, die er in seine Rocktasche steckte.

»Mögen sie nun kommen, wann sie wollen, ich werde meine Aufgabe gelöst haben,« sagte er, »es hängt für mich zu viel davon ab, als daß ich es unterlassen dürfte. Ich werde außer meinen Werthpapieren nur etwas Leibwäsche mitnehmen; haben Sie die Güte, mir meine Garderobe nachzuschicken, sobald Ihre Befürchtungen eingetroffen sind.«

Merville zog die Glocke und befahl dem herbeieilenden Wärter, ihn zu begleiten.

#### SECHSZIGSTES KAPITEL. ZU SPÄT!

Otto ahnte nicht, daß sein Plan bereits durchkreuzt war, er hegte die Vermuthung, daß Merville nicht weiter über den Besuch nachdenken werde.

Derselbe Agent, durch dessen Bemühungen er aus dem Gefängnisse befreit worden war, sollte auch in dieser Angelegenheit ihm beistehen.

Er eilte zu ihm und theilte ihm seine Entdeckungen mit, ohne aber seinen Bruder zu erwähnen.

Der geheime Agent war nicht im Mindesten überrascht.

»Wir haben diesen Merville schon lange im Verdacht gehabt,« sagte er, als Otto schwieg, »wir wissen sogar mit Bestimmtheit, daß nicht nur in seiner Anstalt, sondern auch in den Anstalten seiner Kollegen derartige Verbrechen verübt werden, aber bisher ist es uns noch nicht gelungen, diese Schurken zu überführen.«

»Merville ist überführt,« warf Otto ein.

»So glauben Sie. Können Sie einen Zeugen vorführen, der Ihre Aussagen bestätigt?«

»Nein, nein, aber –«

»Ah – Sie kennen die Gewandtheit dieser Leute nicht. Sie sind auf alles gefaßt, man kann sie nicht überraschen.«

»So glauben Sie, daß es uns möglich sein wird –«

»Das glaube ich nicht. Lassen Sie mir Zeit, ich will mir die Sache überlegen.«

»Aber hier sind die Augenblicke kostbar,« erwiderte Otto ungeduldig. »Wir müssen rasch vorgehen, jeder Augenblick Verzug kann –«

»Junger Herr, mit dieser Ungeduld werden Sie nichts erreichen,« unterbrach ihn der Beamte ruhig. »Wir können nicht so ohne Weiteres in ein fremdes Haus eindringen. Ich muß zuvor die Erlaubniß dazu einholen, ich muß ferner in diesem Falle einen Richter und einen Arzt mitnehmen. Das Alles kann heute, an einem Sonntage,

nicht geschehen, wir werden uns also ohnehin bis morgen gedulden müssen.«

Otto sah die Triftigkeit dieser Gründe ein; er entfernte sich mit dem Versprechen, am nächsten Tage wieder vorsprechen zu wollen.

Je länger er über die Sache nachdachte, desto mehr leuchtete es ihm ein, daß man mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen mußte. Merville hatte ja selbst ihm gesagt, er fürchte eine Revision seiner Anstalt nicht.

Nun hatte allerdings Merville ihm gegenüber einen schweren Stand, da er so unklug gewesen war, ihm seine Geheimnisse zu verrathen, nichts desto weniger konnten Vorkehrungen getroffen sein, die auch in diesem Falle den Schurken sicher stellten.

Als er am nächsten Tage den Agent besuchte, richtete dieser sofort die Frage an ihn, wodurch er es ermöglicht habe, in die Geheimnisse Merville's einzudringen.

Otto wollte ausweichen, der Agent aber drang so lange in ihn, bis der junge Mann ihm die List, die er gebraucht hatte, gestand.

»Sie verschweigen mir den Namen des Mannes, als dessen Bevollmächtigter Sie sich vorgestellt haben,« sagte der Beamte nach langem Nachdenken. »Sie mögen dafür Ihre Gründe haben, und da er, wie ich vermuthet, nicht in England wohnt, so, kann es uns auch gleichgültig sein, wer dieser Genosse des Verbrechers ist. Die nöthigen Schritte sind gethan, heute Abend werden Sie in Begleitung eines Arztes die Anstalt wieder besuchen. Sie verlangen nochmals, den Patient zu sehen, unter dem

Vorwände, derjenige, der Sie bevollmächtigt habe, wünsche auch von einem zweiten englischen Arzte ein Attest über den Krankheitszustand des alten Mannes zu besitzen, um allenfallsigen späteren Gerüchten entgentreten zu können. Fügen Sie hinzu, der Arzt, der Sie begleite, sei bestochen, er fordere nur, einen Blick auf den Kranken werfen zu dürfen, um das Attest der Wahrheit gemäß ausstellen zu können.«

»Er wird das nicht zugeben.«

»Das hängt allein von Ihrem Auftreten ab. Der Arzt hat sich bereit erklärt, die Rolle zu übernehmen, er wird sie so spielen, daß Merville keinen Verdacht schöpfen kann. Jedenfalls aber beobachten Sie scharf jede Bewegung Merville's, weichen Sie ihm nicht von der Seite, eine Viertelstunde später werden wir plötzlich erscheinen, denn ist es für uns von Wichtigkeit, zu erfahren, was vor unserer Ankunft geschehen ist.«

Otto fand den Plan gut, er wußte wenigstens keinen besseren.

Das Herz pochte ihm gewaltig, als er am Abend in Begleitung des Arztes den Gang antrat.

Gelang der Plan nicht, so war Scheerenberg verloren und das ruchlose Verbrechen blieb unbestraft.

Er zog die Glocke, das Thor wurde augenblicklich geöffnet.

»Herr Merville ist seit gestern Abend verreist,« lautet die Antwort, als Otto eine Unterredung mit ihm verlangte.

»Das ist wahrscheinlich eine Finte,« flüsterte der Arzt dem jungen Manne zu, »lassen Sie sich so leicht nicht abweisen.«

Otto nannte seinen Namen und fügte hinzu, es sei eine dringende Angelegenheit, die ihn in die Anstalt führe, er habe schon gestern mit Herrn Merville eine Unterredung gehabt und komme in Folge dessen noch einmal.

Der Wärter zuckte bedauernd die Achseln.

»Wann wird Ihr Herr zurückkehren?« fragte der Arzt.

»Er hat darüber nichts hinterlassen,« erwiderte der Wärter kurz angebunden.

»Hat er auch das Ziel seiner Reise nicht genannt?«

»Nein.«

»Wer vertritt ihn während seiner Abwesenheit?«

»Wir alle.«

»Aber einer muß doch die Oberaufsicht führen,« sagte Otto ungeduldig.

»Das ist nicht nöthig,« entgegnete der Wärter trotzig.

»Das Fräulein besorgt den Haushalt und wir sorgen für die Pflege der Kranken. Hier geht Alles seinen geregelten Gang.«

»Und es ist kein Arzt da, der Euren Herrn vertritt?« fragte der Doctor.

»Das ist nicht nöthig, wir haben nur unheilbare Patienten.«

»Nun gut,« sagte Otto, »wir wünschen denselben Kranken zu sehen, den ich gestern besucht habe.«

»Das geht nicht an.«

»Euer Herr hat selbst mich gestern hingeführt.«

»Mag sein, aber wir haben strengen Befehl, während der Abwesenheit des Herrn Niemand einzulassen. Warten Sie bis Herr Merville zurück ist.«

»Dazu haben wir weder Zeit noch Lust,« entgegnete der Arzt.

»Bedaure, aber ich muß Sie bitten, mich nicht länger aufzuhalten, ich habe andere Dinge zu thun, als hier Rede und Antwort zu stehen.«

Rathlos sahen die Beiden einander an, die drohende Haltung des Wärters bewies, daß er entschlossen war, die unliebsamen Gäste gewaltsam zu entfernen, wenn sie nicht freiwillig gingen.

In diesem Augenblick wurde abermals die Glocke gezogen und die beiden athmeten erleichtert auf, als der Agent und der Richter eintraten.

Der Wärter konnte seine Bestürzung nicht verhehlen, er griff hastig nach der Glockenschnur, die neben der Hausthüre hing.

Der Agent kam ihm zuvor, er umklammerte den Arm des Mannes und stieß ihn zurück.

»Es ist ganz und gar unnöthig, daß wir angemeldet werden,« sagte er, »wir wünschen jedes Aufsehen zu vermeiden. Wo ist Euer Herr?«

»Auf der Reise,« sagte Otto. »Wohin, weiß dieser treue Genosse ebensowenig wie den Tag, wann er zurückkehren wird.«

Der Agent lächelte bedeutsam. Er griff in die Brusttasche und zog einen Revolver heraus, den er mit bewundernswerther Ruhe schußfertig machte.

»Sie werden uns jetzt durch die Anstalt führen,« befahl er, »und zwar zuerst zu dem Patienten, den diese beiden Herren zu sehen verlangten. Sobald Sie Miene machen, irgend etwas zu unternehmen, was den Zweck unseres Besuches vereiteln könnte, werde ich von dieser Waffe Gebrauch machen. Der erste Schuß aber ist das Signal, welches den draußen harrenden Beamten befiehlt, unverzüglich hier einzudringen und Jeden, der ihnen begegnet, zu verhaften.«

Der Wärter zuckte anscheinend gleichgültig die Achseln, aber der Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß er innerlich vor Wuth bebte.

»Ich muß mich der Gewalt fügen,« erwiderte er, »aber ich protestire gegen diesen Akt, zu welchem keine Berechtigung vorliegt.«

»Protestiren Sie, so lange es Ihnen beliebt,« versetzte der Richter kühl, »Sie werden dazu vielleicht später Zeit und Muße genug finden. Vorwärts!«

»Ist das ganze Personal im Hause?« fragte der Agent, während die vier Herren dem Wärter folgten, der mit unverkennbarem Widerstreben ihnen langsam vorausschritt.

Der Wärter nickte.

»Wie stark ist das Personal?«

»Drei Wärter und ein kleiner Junge, der die Ausgänge besorgt.«

»Außerdem?«

»Niemand.«

»Wer besorgt denn die Wäsche, die Küche –«

»Ja so. Außer der jungen Dame, unserer Wirthschafterin, haben wir zwei Mägde.«

»Und wer führt die Oberaufsicht während der Abwesenheit des Herrn Merville?«

»Ich.«

»So seid Ihr auch verantwortlich –«

»Nur meinem Herrn, ich vollziehe seines Befehle,« sagte der Wärter trotzig.

Die kleine Gesellschaft war inzwischen vor der Thüre der Zelle angelangt, welche Scheerenberg bewohnte.

»Hier sind wir an Ort und Stelle,« nahm Otto das Wort, indem er sich rasch der Thüre näherte, »öffnen Sie.«

Der Wärter kam diesem Befehl ohne Widerrede nach, ein Zug boshafter Hohnes glitt über sein widerwärtiges Gesicht.

Er öffnete die Thüre und trat zur Seite, um die Herren einzulassen.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich den Lippen Otto's, der zuerst die Schwelle überschritt, sein Blick fiel auf die Leiche des alten Mannes.

»Zu spät!« sagte der Agent mit gedämpfter Stimme. »Ah, jetzt errathe ich, weshalb der Fuchs seinen Bau so rasch verlassen hat.«

In der Mitte des noch immer unsaubern Gemachs stand ein roh gezimmerter Sarg auf vier Stühlen; in diesem Sarge, mit einem alten Teppich halb verhüllt, lag die Leiche, deren Anblick auch dem, der diesen Mann nie zuvor gesehen hatte, Einsehen eingeflößt haben würde.

Der Arzt beugte sich über das hagere, starre Antlitz, er bedurfte nur eines einzigen kurzen Augenblicks, um die Ursache des Todes festzustellen.

»Wann starb dieser Patient?« fragte er.

»Gestern Abend,« erwiderte der Wärter ruhig.

»Noch vor der Abreise Merville's?«

»Ja.«

»Wer hat die letzte Medizin ihm gereicht?«

»Herr Merville selbst.«

»So hat er ihn vergiftet,« wandte der Arzt sich zu seinen Begleitern. »Daß die Wärter das nicht gewußt haben sollen, bestreite ich; der plötzliche Tod unter auffallenden Symptomen mußte sie befremden.«

Der Agent ließ seine Hand schwer auf die Schulter des Wärters fallen.

»Im Namen des Gesetzes,« sagte er, »Sie sind verhaftet.«

»Oho!« fuhr der Wärter auf. »Ich bin nicht verantwortlich für das, was hier geschehen ist –«

»Das wird sich finden,« unterbrach der Richter ihn ruhig, »ich trete der Ansicht des Herrn Doctors bei, daß den Wärtern dieses Verbrechen kein Geheimniß sein konnte. Welches Gift hat Merville angewandt?«

»Das kann erst nach der Section der Leiche festgestellt werden,« entgegnete der Arzt, »ich vermuthe, wir werden Belladonna finden.«

Erschüttert stand Otto vor der Leiche, er mußte sich ja sagen, daß sein Bruder der eigentliche Mörder war.

Wollte er diesen Mord rächen, so mußte er den eigenen Bruder dem Henker überliefert, und das vermochte er nicht.

Er mußte schweigen, das Geheimniß in seine Brust verschließen und es der Vorsehung überlassen, ob sie den Verbrecher richten wollte.

Der Richter forderte setzt den Wärter auf, sämmtliche Zellen zu öffnen.

Entsetzliche Dinge kamen jetzt zum Vorschein, man fand allerdings einige Wahnsinnige, unter diesen auch Tobsüchtige, aber der größere Theil der Patienten war nur stumpfsinnig, – eine Folge des Schmutzes, der Mißhandlungen, der schlechten und dürftigen Nahrung und der Medikamente, welche Merville ihnen gereicht hatte.

Schmutz und Unrath fand man überall, man fand außerdem Zwangsjacken, Ketten, Peitschen und einige, bisher unbekannte, sehr sinnreiche Martergeräthschaften, denen man beim ersten Blick ansah, daß sie sehr wohl geeignet waren, ihren gräßlichen Zweck zu erfüllen.

Man fand ferner in dem Medizinschranke Merville's die verschiedensten Gifte in großen Vorräthen, man fand in seinen Büchern sogar Bemerkungen, die zur Evidenz bewiesen, daß in der Anstalt sich jetzt noch einige Patienten befanden, die schon seit Jahren beerdigt sein sollten.

Ueber das Alles wurde ein sehr eingehendes Protokoll aufgenommen und darauf das gesammte Personal mit Ausnahme der Wirthschafterin in's Gefängniß geführt.

Man würde auch diese verhaftet haben, zumal einige Wärter erklärte, sie sei die vertraute Rathgeberin Merville's gewesen, aber sie war im ganzen Hause nicht aufzufinden.

Die Wärter behaupteten, sie müsse im Hause sein, und die Beamten, welche während der Haussuchung das Thor bewacht hatten, erklärten, Niemand habe während ihrer Abwesenheit die Anstalt verlassen.

Dennoch mußte die junge Dame, deren Namen die Wärter nicht kannten, Gelegenheit zur Flucht gefunden haben und gerade diese Flucht bewies, daß sie die Mitschuldige Merville's war.

Die Aufsicht über die Anstalt wurde noch an demselben Abend einem tüchtigen Arzte anvertraut, mit der Bestimmung, daß die Irren dem großen allgemeinen Irrenhause überwiesen werden sollten.

#### EINUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. GEFÄLSCHTE WECHSEL.

Der Hülferruf des Wucherers Herz hatte mehrere Nachbarn herbeigelockt, die, als sie die Thüre verschlossen fanden, dieselbe unverzüglich sprengten, in der sicheren Voraussetzung, den alten Mann entweder schon ermordet oder in den Händen eines Raubmörders zu finden.

In dieser Voraussetzung nun sahen sie sich freilich getäuscht, indeß entdeckten sie doch, daß schleunige Hülfe Noth that, wenn dem Wucherer das Leben erhalten werden sollte. Man erkannte sofort die Krankheit, welche den alten Mann befallen hatte und wenn dies auch einigen Nachbarn Veranlassung gab, das Haus schleunig

wieder zu verlassen, so ließen die Andern sich doch weder durch die Lebensgefahr, noch durch ihren Abscheu vor dem Wucherer selbst abhalten, ihm beizustehen.

Sie brachten ihn zu Bett und riefen einen Arzt, der nicht nur die ärztliche Behandlung übernahm, sondern auch eine Nachbarin, eine arme Wittwe, durch Versprechen bewog, den Kranken zu pflegen.

Diese Frau erfüllte ihre Pflicht mit gewissenhafter, unermüdlicher Sorgfalt, ihr hatte Jacob Herz hauptsächlich die Rettung seines Lebens zu verdanken, während einer seiner Gegner, der Notariatsschreiber, der Seuche erlag.

Aber wenn auch die Genesung recht gute Fortschritte machte, es währte doch mehrere Wochen, ehe der Wucherer das Haus wieder verlassen konnte und gerade in diese Zeit fiel der Verfalltag des Wechsels, den Carl Liebmann auf die Firma Otto Schirmer und Sohn ausgestellt und im Namen dieser Firma acceptirt hatte.

Am Abend vor diesem Verfalltage empfing Jacob Herz den Besuch Heinrich's.

Der letztere wußte nicht, daß der Wucherer erkrankt war, und es schien ihm außerordentlich angenehm zu sein, als er ihn im Bette fand.

Er ersuchte die Wärterin, sich zu entfernen und nahm an dem Bette Platz.

»Sie werden errathen, weshalb ich komme,« sagte er, »der Wechsel ist morgen fällig.«

»Und ich hoffe, daß er auch eingelöst wird,« erwiderte Herz, den Blick fragend auf das Antlitz des jungen Mannes richtend.

Heinrich zog die Augenbraunen in die Höhe, er wollte durch diese stumme Geberde offenbar andeuten, daß er das bezweifelte.

»Carl Liebmann, Ihr Schuldner, hat sich heimlich entfernt,« versetzte er ausweichend, »Niemand weiß, wo er ist.«

»So muß sein Vater in den Riß treten!«

»Es fragt sich sehr, ob er es thut.«

»Aber Sie sagten doch früher –«

»Daß das Geld Ihnen sicher sei, allerdings. Inzwischen haben die Umstände sich wesentlich geändert.«

»Ich wüßte nicht, in wie fern,« sagte der Wucherer, der schon unruhig zu werden begann.

»In so fern, als Sie jetzt Ihrem Schuldner nicht mehr mit dem Criminalgericht drohen können.«

»Das ändert nichts seinem Vater gegenüber. Der Fabrikant wird lieber ein Opfer bringen, als diese Schmach auf seinen Sohn kommen lassen.«

»So denken Sie,« erwiderte Heinrich gelassen, »Sie wissen nicht, was inzwischen vorgefallen ist. Die Ehre Ihres Schuldners ist bereits öffentlich so tief in den Staub getreten, daß die Fälschung des Wechsels kaum –«

»He – dann werde ich Sie dafür belangen!« rief der Wucherer erregt. »Sie müssen für die Deckung sorgen, ohne Ihre Bürgschaft würde ich dem Subject keinen Pfennig geborgt haben.«

»Wenn Sie glauben, Ansprüche an mich machen zu können, so müssen Sie versuchen, dieselben geltend zu

machen,« erwiderte Heinrich mit einer Ruhe, die hinlänglich bewies, daß er diese Ansprüche nicht fürchtete. »Ich habe Ihnen nur einen Rath in dieser Angelegenheit gegeben, von einer Bürgschaft meinerseits ist niemals die Rede gewesen.«

Starr, mit dem Ausdruck der Bestürzung ruhten die fieberhaft glänzenden Augen des Wucherers an dem jungen Manne.

»Ich hätte mich besser vorsehen sollen,« sagte er, »ich war ein Narr, daß ich Ihnen so großes Vertrauen schenkte. Nun bin ich betrogen um das Geld, betrogen durch Sie, auf dessen Ehrlichkeit ich baute.«

»Das ist meine Schuld nicht,« entgegnete Heinrich kühl, »Sie hätten früher gegen Ihren Schuldner einschreiten sollen, Sie mußten doch wissen, daß bei diesen Schuldnern eine allzulange Nachsicht immer verderblich ist. So lange Liebmann noch hier war, so lange Sie ihm noch mit dem Zuchthause drohen konnten, waren alle Chancen für Sie, jetzt hat das ein Ende.«

»Aber die Familie –«

»Die Familie hat genug für ihn gethan.«

Bebend vor Wuth richtete der Kranke sich empor, erschlug in wildem Jähzorne mit der Faust auf die Decke, daß der Staub emporwirbelte.

»Ich lasse ihn verfolgen, durch die Gensd'armen zurückholen,« rief er, »ich verklage auch Sie, Sie sollen mit in den Proceß verwickelt werden. Der Brief, in welchem Sie mir rathen, ihn zur Wechselfälschung zu verleiten, ist ein Beweis, der Ihnen den Hals brechen muß. Ah – so

leicht lasse ich mich doch nicht über den Löffel barbiren, sechszehntausend Thaler wirft man nicht so mir nichts, Dir nichts zum Fenster hinaus!«

»Sie haben es gethan,« sagte Heinrich mit unerschütterlicher Ruhe, »was hilft Ihnen nun der Aerger?«

»Ich habe es gethan, weil ich mich auf Sie verließ.«

»Und ich will thun, was ich kann, um Ihnen zu beweisen, daß ich es ehrlich mit Ihnen meinte,« fuhr Heinrich fort. »Ich werde heute Abend mit meinem Schwiegervater reden, wenn er sich geneigt zeigt, die Schuld seines mißrathenen Sohnes zu decken, so erhalten Sie morgen oder übermorgen Nachricht. Zeigen Sie also den Wechsel nicht eher, als am letzten Respecttage vor, ich hoffe, Ihnen bis dahin mittheilen zu können, daß Liebmann den Wechsel decken wird.«

»Und wenn ich diese Nachricht nicht erhalte?« fragte der Wucherer mit gespannter Erwartung.

»Dann kann ich Ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie Ihre Rechte wahren, den Wechsel bei der Firma Otto Schirmer und Sohn vorzeigen und sofort Protest erheben lassen.«

»Aldann ist die Verfolgung Ihres Schwagers durch das Criminalgericht nicht mehr zu vermeiden.«

»Freilich nicht, aber vielleicht läßt mein Schwiegervater sich noch in der letzten Stunde zur Zahlung bewegen, wenn er sieht, daß Sie entschlossen sind, die Sache zu verfolgen.«

Jacob Herz blickte, in Nachdenken versunken, vor sich hin.

»Das sind Hoffnungen, für die ich keinen rothen Heller gebe,« grollte er, »aber ich sage Ihnen noch einmal, Sie werden in den Proceß verwickelt.«

Heinrich hatte sich erhoben.

»Sie werden dadurch kein anderes Resultat erzielen, als daß ich unter allen Umständen die Deckung des Wechsels hintertreibe,« sagte er, »wenn Sie aber, wie ich schon früher Ihnen bemerkte, mich aus dem Spiele lassen und die Fingerzeige, die ich Ihnen gebe, benutzen, so glaube ich, Ihnen die Zahlung garantiren zu können. Verstehen Sie den Sinn dieser Worte?«

»Nicht ganz.«

»So denken Sie darüber nach, ich habe Ihnen ja vorhin schon einige beherzigenswerthe Winke gegeben. Was sich auch in den nächsten Tagen ereignen mag, handeln Sie, wie ich Ihnen gesagt habe, wenn Sie keine näheren Nachrichten von mir erhalten.«

Er entfernte sich nach diesen Worten, unbekümmert darum, ob Jacob Herz durch eigenes Nachdenken die Bedeutung seiner Fingerzeige errieth, oder nicht.

---

Heinrich Schenk war nicht zufrieden mit dem Vermögen, welches er an der Börse durch seine Speiulationsgeschäfte erworben hatte, trotzdem man dasselbe schon jetzt bedeutend nennen konnte.

Er wollte rasch reich und zwar sehr reich werden, ihm genügte nicht einmal die halbe Million, die er vor einem

Jahre als das Ziel seines Strebens bezeichnet hatte, er mußte sie ganz besitzen, dann erst wollte er auf seinen Lorbeern ausruhen.

Daß er diesen Reichthum auf geraden Wegen so bald nicht erreichen konnte, sah er sehr wohl ein, deshalb zog er die Bahn des Verbrechens zu Hülfe.

Das ganze Vermögen seines Associé's glaubte er schon zu besitzen, es galt jetzt noch, sich das Vermögen seines Schwiegervaters anzueignen.

Liebmann mußte seinen Sohn erwerben, dann fiel sein Vermögen der Gattin Heinrich's zu. Freilich erst nach seinem Tode, aber es gab ja Mittel genug, den alten Mann unter die Erde zu bringen.

Das waren die Pläne Heinrich's der, nachdem er die Bahn des Verbrechens einmal betreten hatte, von Verbrechen zu Verbrechen fortgetrieben wurde.

Als er das Haus des Wucherers verlassen hatte, schlug er den Weg zur Wohnung seines Schwiegervaters ein.

Er traf dort seine Gattin, Liebmann hatte die Beiden zum Abendessen eingeladen.

Anfangs betraf die Unterhaltung geringfügige Dinge, Geschäftsangelegenheiten, die für Bertha nur in sofern Interesse hatten, als sie ihr bewiesen, daß ihr Gemahl es liebte, in großartigem Maßstabe Hazard zu spielen.

Erst beim Dessert, als der Champagner in den Gläsern perlte, brachte Heinrich das Gespräch auf seinen Schwager.

»Man will jetzt genau wissen, weshalb Carl sich so heimlich entfernt hat,« sagte er mit einem Ernst, der

den alten Herrn aufmerksam machen mußte. »Nicht des Verhältnisses mit der Schneiderstochter wegen, denn, so sagt man, nachdem der Schneider Wacker das große Loos gewonnen habe, sei seine Tochter uns ja ebenbürtig.«

»Wer sagt das?« fragte Bertha spottend. »Diese Ansicht ist so dumm und albern –«

»Nichtsdestoweniger urtheilt das Volk so,« fuhr Heinrich fort. »Man behauptet sogar, die Schneiderstochter werde –«

»Und welchen anderen Grund dieser sogenannten heimlichen Entfernung meines Sohnes will man gefunden haben?« unterbrach der Fabrikant ihn.

»Es ist besser, wenn Sie ihn nicht erfahren,« erwiderte Heinrich ausweichend.

»Weshalb? Ich bin über das Geschwätz der mäßigen Zungen erhaben.«

»Wenn es nur ein Geschwätz wäre! Aber –«

»Aber?«

»Die Sache verhält sich leider so, wie man behauptet.«

»Na, dann heraus mit der Sprache,« sagte Liebmann ungeduldig. »Man wird wahrscheinlich den leichtfertigen Lebenswandel Carls –«

»Nicht ihn, sondern die Folgen desselben.«

»Ah – er hat Schulden?«

»Allerdings.«

»Ich dachte es mir,« murmelte der Fabrikant, »ich habe schon längst befürchtet, diese Entdeckung machen zu müssen.«

»Und diese Schulden sind sehr beträchtlich,« warf Bertha ein. »Ich begreife nicht, daß er sie machen konnte, daß er einen Mann fand, der ihm eine so hohe Summe borgte.«

»Das ist sehr, sehr leicht zu begreifen,« erwiderte Heinrich kühl, »der Wucherer weiß, daß das Geld ihm sicher ist und daß er hohe Zinsen fordern kann. Die Sache wäre nicht so schlimm, wenn Carl sich nicht hätte verleiten lassen, Wechsel auszustellen.«

Mit dem Ausdruck fieberhafter Spannung ruhte der Blick des Fabrikanten auf dem gleichmüthigen Gesicht des jungen Mannes.

»Wie hoch ist die Summe?« fragte er.

»Man spricht von sechszehntausend Thalern.«

Liebmann schnellte von seinem Sitz empor.

»Das ist unmöglich,« sagte er mit bebender Stimme. »Wenn Carl auch in den jüngsten Jahren sehr leichtfertig gelebt hat, eine solche Summe kann er nicht vergeudet haben.«

Heinrich setzte das Glas an die Lippen und blickte über den Rand desselben den alten Herrn gleichmüthig an. Aber trotz diesem Gleichmuth lag etwas Tückisches, Lauernendes in diesem Blick, etwas, was deutlich bewies, daß jedes Wort, welches er sprach, berechnet war.

»Am grünen Tisch kann man an einem Abende diese Summe verlieren,« sagte er gelassen. »Carl hat, wie ich nachträglich erfahren, sehr stark gespielt.«

»Sechszehntausend Thaler!« versetzte Liebmann kopfschüttelnd. »Man begreift kaum, daß ein Mensch so

leichtsinnig sein kann! Ich tilge diese Schuld nicht, der Gläubiger mag sich an seinen Schuldner halten.«

»Mag der Wucherer zusehen, wer ihm das Geld zurückerstattet,« schaltete Bertha ein.

»Das ist Alles sehr leicht gesagt,« erwiderte Heinrich, »ich fürchte nur, daß wir für ihn in den Riß treten müssen.«

»Wer kann mich dazu zwingen?« fuhr Liebmann auf.

»Natürlich Niemand, gesetzlich sind wir nicht verpflichtet, die Schulden dieses Verschwenders zu decken. Aber ein Umstand tritt hinzu, den wir nicht unbeachtet lassen dürfen. Carl hat für die Summe einen Wechsel ausgestellt.«

»Was kümmert das mich?«

»Aber die Firma! Carl war Associé der Firma und zur Unterschrift berechtigt.«

»Ich kann mir denken, daß er den Wechsel auf die Firma ausgestellt und im Namen der Firma acceptirt hat,« entgegnete der Fabrikant, »aber ehe ich das Accept anerkenne, lasse ich's zum Proceß kommen.«

»Auch dann, wenn Carl eine Wechselfälschung begangen hat?« fragte Heinrich.

Bestürzt blickte Liebmann den Fragenden an.

»Der Wechsel ist auf die Firma Otto Schirmer und Sohn gezogen und von dieser acceptirt,« fuhr Heinrich in gedehntem Tone fort. »Natürlich ist das Accept falsch, Otto Schirmer und Sohn werden nicht so thöricht sein, einen falschen Wisch zu unterschreiben, zumal sie mit Ihnen in keiner Geschäftsverbindung stehen.«

Die Wirkung dieser Worte war eine gewaltige.

Eine fieberhafte Aufregung hatte sich des alten Mannes bemächtigt, sprachlos vor Bestürzung blickte er, in seinen Sessel zurückgelehnt, starr den Schwiegersohn an, der es vortrefflich verstand, seinen Zügen den Ausdruck inniger Theilnahme zu geben.

»Das ist ja entsetzlich!« sagte Bertha.

»Ich kann es nicht glauben,« flüsterte Liebmann mit bebender Stimme. »So tief kann Carl nicht gesunken sein.«

»Leichtsinn,« erwiderte Heinrich, »grenzenloser Leichtsinn! Im Vertrauen darauf, daß er bis zum Verfalltage das Geld haben werde, hat er das Verbrechen begangen, dessen Folgen er nicht bedachte.«

»Aber wissen Sie auch gewiß –«

»Ich habe den Wechsel gesehen.«

»In wessen Hänern ist er?«

»Ich weiß das augenblicklich nicht.«

»Aber Sie sahen ihn doch?«

»Allerdings.«

»Sie hätten ihn zurückhalten sollen.«

»Würden Sie ihn eingelöst haben?« fragte Heinrich ruhig. »Dazu ist es am Verfalltage noch immer Zeit. Wenn ich nicht irre, hat Jacob Herz ihn.«

»Dieser Bursche müßte mit der Peitsche gezüchtigt werden,« sagte Liebmann, unfähig seine Wuth zu bemeistern. »So also vergilt er mir, was ich an ihm gethan habe!«

Heinrich zuckte gelassen die Achseln.

»Er selbst sieht es nicht so schlimm an,« versetzte er kalt, »er denkt, das Vermögen, welches er einst erben wird, sei schon jetzt gewissermaßen sein Eigenthum. Wenn der Verfalltag verstrichen ist, wird er, vielleicht mit einigen Worten des Bedauerns, anfragen, ob der Wechsel eingelöst sei. Erhält er eine bejahende Antwort, so kommt er zurück und thut, als ob nichts vorgefallen sei. Möglicherweise werden wir dann im nächsten Jahre dieselbe Geschichte erleben.«

»Er soll sich verrechnen!« rief Liebmann, bebend vor Zorn. »Er soll erfahren, daß dieses Vermögen noch nicht sein Eigenthum ist! Ich werde ihn enterben –«

»Sie können ihm den gesetzlichen Antheil nicht entziehen!« warf Heinrich ein.

»Zugegeben,« fuhr der Fabrikant fort. »Aber hat er nicht schon mehr erhalten, als er gesetzlich fordern kann, wenn ich den Wechsel einlöse?«

»Allerdings!«

»Also habe ich auch das Recht, ihn vollständig zu enterben.«

»Ich mag Ihnen in dieser Sache nicht rathen und Bertha kann das auch nicht, weil wir beide interessirt sind,« sagte Heinrich im Tone herzlichen Bedauerns. »Es muß Ihnen gewiß schwer fallen, diesen Schritt zu thun, und doch können Sie von Ihrem Standpunkte aus kaum anders handeln. Gelangt dieser Verschwender in den Besitz seines Vermögens, so wird er nicht ruhen, bis der letzte Pfennig vergeudet ist und dann bleibt ihm nur noch übrig, den siechen Körper in's Armenhaus zu schleppen,

um dort zu sterben. Ihm thäte eine harte Schule Noth, er müßte gezwungen werden, zu arbeiten, damit er ein-  
sieht, wie schwer es ist, Geld zu verdienen.«

»Das wäre vielleicht der einzige Weg, auf dem man  
Besserung für ihn hoffen könnte,« sagte Bertha zustim-  
mend. »Stelle ihn unter Vormundschaft, entziehe ihm  
sein Vermögen für eine bestimmte Zeit.«

Liebmann blickte in Nachdenken versunken schwei-  
gend vor sich hin.

»Ich will nach Ihrem Tode die Vormundschaft überneh-  
men, vorausgesetzt, daß bis dahin die Besserung noch  
nicht eingetreten ist,« sagte Heinrich, dem der Vorschlag  
seiner Gattin einzuleuchten schien.

»Nichts da!« fuhr der Fabrikant auf. »Er würde Reue  
und Besserung heucheln und wir, wir, – er muß die Ue-  
berzeugung gewinnen, daß es mir Ernst mit der Enter-  
bung ist. Wenn er alsdann sich bessert, wenn er einen  
andern Weg betritt und verfolgt, so werden Sie ihm nach  
Ihrem Ermessen unter die Aeme greifen, damit er die Mög-  
lichkeit erhält, ein Geschäft zu gründen. Wollen Sie das  
übernehmen?«

»Herzlich gerne, obschon ich voraussehe, daß es zu  
Hader und Zwietracht zwischen ihm und mir führen  
wird. Er wird uns beide der Erbschleicherei beschuldigen  
–«

»Wie kann er's?« unterbrach Liebmann ihn. »Die Wech-  
selfälschung erklärt zur Genüge die Gründe, die mich zur  
Enterbung bewogen haben. – Ich wünsche nur vorher

den Wechsel zu sehen, damit ich mir später keine Vorwürfe mache.«

»Ich werde morgen zu dem Wucherer hingehen und ihn fragen, ob er ihn besitze,« sagte Heinrich.

»Ich werde Sie begleiten.«

»Thun Sie das nicht.«

»Weshalb nicht? Einlösen muß ich den Wisch.«

»Ganz recht, aber wenn Sie den Wucherer besuchen, wird er von seiner Forderung keinen Pfennig ablassen, dagegen hoffe ich –«

»Nun wohl, wenn Sie glauben, die Schuld billiger tilgen zu können, so versuchen Sie es! Sobald ich Gewißheit habe, gehe ich zu meinem Notar, um das Testament umzusetzen.«

Die jungen Leute erhoben sich, um den Heimweg einzutreten und Liebmann hielt sie nicht zurück, er bat nur noch seinen Schwiegersohn, die Sache geheim zu halten und vor allen Dingen die Einmischung des Gerichts zu verhüten.

Zu Hause angekommen, zog Bertha sich sofort in ihr Schlafgemach zurück.

Heinrich dagegen ging in sein Cabinet und setzte sich an den Schreibtisch.

Er schrieb zwei Briefe. Der erste war an Carl Liebmann in Neapel gerichtet.

Er theilte darin seinem Schwager mit, der Vater sei sehr entrüstet, habe sich aber endlich bereit erklärt, den Wechsel zu decken; Näheres werde er ihm in den nächsten Tagen berichten.

Der zweite Brief trug weder Datum noch Unterschrift, es war ein anonymer Brief mit verstellter Handschrift, er trug die Adresse der Firma Otto Schirmer und Sohn.

Die beiden Briefe brachte Heinrich selbst und zwar ohne Verzug zur Post, trotzdem Mitternacht längst verstrichen war.

## ZWEIUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. EIN ANONYMER BRIEF.

Der Bankier Otto Schirmer pflegte die Briefe, welche die Post ihm Morgens brachte, beim Frühstück zu lesen. Der Lehrling mußte sie ihm nebst den Zeitungen hinaufbringen, und Eugenie sowohl wie Tante Therese erfuhren bei dieser Gelegenheit Manches aus dem Geschäft, was ihnen unter andern Umständen unbekannt geblieben wäre.

Der alte Herr war sehr mittheilsam, zumal, wenn er sich bei guter Laune befand und es kam selten vor, daß er schlechte Laune hatte.

So begann er denn auch heute, nachdem er seine Pfeife angezündet und die Gläser der Brille sorgfältig geputzt hatte, die eingelaufenen Briefe der ersten oberflächlichen Prüfung zu unterwerfen.

»Aus London, für Sie!« sagte er, indem er einen Brief der Tante Therese hinlegte, »Sie haben ja eine sehr ausgebreitete Correspondenz! – Wohl noch immer mit dem Herrn Maschinenbauer – wie?«

Eugenie senkte verlegen die Wimpern, Tante Therese dagegen blickte den Fragenden frei und ohne Scheu an.

»Und wenn dem so wäre!« erwiderte sie. »Würden Sie es so besonders auffallend finden, daß ich mich für diesen strebsamen und talentvollen Jüngling so sehr interessire?«

Otto Schirmer machte eine Geberde, die allerdings ein solches Befremden vermuthen ließ.

»Ich kann freilich nicht wissen, welche Art dieses Interesse, ist,« sagte er, »es wäre ja möglich, daß Sie beabsichtigen, dereinst diesen strebsamen und talentvollen Jüngling mit Ihrer Hand zu beglücken.«

Das klang wie ein harmloser Scherz, aber Tante Therese ließ diesen Scherz nicht gelten.

»Wenn es in meinem Willen und meiner Absicht gelegen hätte, einen eigenen Herd zu gründen, so würde ich dazu in meinem Lebensfrühling Gelegenheit genug gefunden haben,« entgegnete sie pikirt. »Es ist nicht schön von Ihnen, daß sie mir solche Absichten unterschieden, da Sie doch wissen, daß ich damals nur Ihnen und Ihren Kindern zu Liebe –«

»Nun, nun, es war ja nicht Ernst gemeint,« begütigte der alte Herr, »man muß Spaß verstehen können. Was schreibt denn der Herr Mechanikus?«

Die letzte Frage war offenbar nur in der Absicht gestellt, Tante Therese zu verführen, aber diese ehrenwerthe Dame ergriff die Gelegenheit, die nach langem, vergeblichem Warten sich so plötzlich ihr bot, um das Lob ihres Schützlings recht ausführlich zu singen.

Sie entfaltete den Brief und begann, ihn vorzulesen, ohne die Ungeduld des Bankiers zu beachten, der eine

so eingehende Beantwortung seiner Frage nicht erwartet hatte.

»Meine liebe, gute Freundin!« las sie. »Seitdem ich Ihnen den Tod des Fräuleins Valerie Michelet berichtete, habe ich noch keine Zeile von Ihnen erhalten. Ich muß gestehen, daß ich eigentlich erst jetzt dies bemerke, und ich hoffe, Sie werden mir nicht zürnen, wenn Sie erfahren, was Alles ich seitdem erlebt habe. Zuerst also erfuhr ich hier die Verlobung meiner Schwester Helene mit meinem Freunde Nikolas Schwarz, der damals gleichzeitig mit mir Köln verließ und mich bis hierher treu begleitete. Er hat eine sehr vortheilhafte Stellung bei einem Bergwerke in Essen gefunden und da das einzige und letzte Ziel seiner Wünsche eine derartige Stellung war, so kann ich ihm nur Glück wünschen und ihn darum beneiden, daß er sein Ziel so rasch erreicht hat. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß Herr Scheerenberg, der Associé meines Bruders, in einem hiesigen Irrenhause untergebracht war. Ich erfuhr das erst gleichzeitig mit jener Verlobungsnachricht und Sie werden begreifen, daß ich es für meine Pflicht hielt, den alten Herrn zu besuchen. Aber es hält sehr schwer, in eine Privat-Irren-Anstalt einzudringen, und als mir das endlich gelang, kam ich zu spät, Scheerenberg war am Tage vorher gestorben. Das Alles in Verbindung mit einem Problem, welches mich sehr beschäftigte, nahm mein ganzes Denken so sehr in Anspruch, daß ich kaum Zeit fand, mich hie und da einmal meiner Heimath zu erinnern. Sie werden fragen, welcher Art dieses Problem gewesen sei, ich kann Ihnen

darauf nur erwidern, daß es eine neue Erfindung betrifft, die, wenn sie mir gelingt, für mich eine Quelle des Wohlstandes sein wird. Und nicht allein für mich, sondern für Tausende, welche lohnende Arbeit dadurch finden werden. Ich hoffe, Ihnen das Alles später einmal mündlich berichten zu können; so Gott will, kehre ich bald nach Deutschland zurück. Leben Sie wohl, viel tausend herzliche Grüße von Ihrem unwandelbar treuen Otto Schenk.«

Es lag etwas Spöttisches in dem Lächeln, welches die Lippen des alten Herrn umspielte, aber es war kein verletzender, sondern ein gutmüthig-harmloser Scherz.

»Wie viele Grüße geben Sie von diesen Tausenden ab?« fragte er. »Ich kann mir nicht wohl denken, daß sie alle für Sie bestimmt sind.«

Purpurgluth übergieß die Wangen Eugenie's; sie ergriff hastig eine Zeitung und barg hinter ihr das Antlitz, welches gar leicht an ihrem Herzen zum Verräther werden konnte.

»Wenn Sie ein halbes Tausend zu erhalten wünschen, stehen sie zur Verfügung,« erwiderte Tante Therese schnippisch. »Lassen Sie doch den Dingen ihren Lauf, was geschehen soll, können Sie ja doch nicht ändern.« –

Der Bankier schwieg, er bereute schon, das Gespräch auf dieses Thema gebracht zu haben.

»Scheerenberg todt?« nahm er nach einer Pause nachdenklich wieder das Wort. »Wer wird nun das nicht unbedeutende Vermögen erben?«

»Ohne Zweifel sein Associé,« erwiderte Tante Therese. »Der alte Herr hinterläßt ja keine Familie.«

»Dann aber muß ein Testament zu Gunsten seines Associé's vorliegen,« fuhr Schirmer fort, den diese Angelegenheit ernstlich zu beschäftigen schien. »Ohne Testament wird Heinrich Schenk einen rothen Deut erhalten. – Ich weiß nicht, mir graut vor diesem jungen Manne. Kaum ist er in das Geschäft eingetreten, so sterben beide Associé's und zwar unter Verhältnissen die man außergewöhnlich, wenn nicht unnatürlich nennen muß.«

Tante Therese blickte bestürzt auf, auch Eugenie ließ die Zeitung sinken, um ihrem Vater in's Auge zu sehen.

»Zuerst der junge Scheerenberg, man sagte damals, er habe Gift genommen, einer Wechselschuld wegen; dann der alte Herr im Irrenhause.«

»Sie glauben doch nicht –«

»Bewahre, ich werde mich hüten, irgend einen Verdacht auszusprechen, den ich nicht beweisen kann. Ich sage nur, es ist auffallend, daß das Unglück sich an die Fersen dieses Mannes heftet und alle diejenigen trifft, mit denen er in nahe Berührung kommt. Kaum hatte Fräulein Liebmann geheirathet, als der Bruder seiner jungen Gattin sich heimlich entfernt. Niemand weiß, wo derselbe jetzt weilt, die Familie bewahrt darüber ein unverbrüchliches Schweigen, aber einem Jeden ist es bekannt, daß er eine enorme Schuldenlast hier zurückgelassen hat.«

»Dafür kann man doch nicht seinen Schwager verantwortlich machen,« sagte Eugenie.

»Thue ich das? Man sagt freilich, Herr Heinrich Schenk sei früher der intime Freund dieses Verschwenders gewesen und er müsse schon längst gewußt haben, welches Ende die Lebensweise Liebmann's nehmen werde. – Na, was kümmert es mich, wir sind beide fremd und namentlich für die Herren Liebmann habe ich nie etwas übrig gehabt. Sie sind hochmüthige, eingebildete Leute, ich fürchte, daß auch bei ihnen das Ende die Last tragen wird.«

Otto Schirmer hatte, während er dieses sagte, die Briefe sämmtlich geöffnet, er begann jetzt damit, ihren Inhalt zu lesen.

Da, es war der sechste Brief, den er las, fuhr er plötzlich von seinem Sitz empor, der Ausdruck seines Blicks und seiner Züge verrieth, daß dieser Brief eine Nachricht enthielt, die ihn bestürzte.

Die Damen blickten besorgt zu ihm auf, sie wagten nicht, ihn zu fragen, welche Hiobspost er erhalten habe, seine gewaltige Erregung ließ sie erkennen, daß es eine sehr ernste, erschütternde Nachricht war.

»Da haben wir's,« sagte er mit gedämpfter Stimme, »über die Liebmann's ist der Stab gebrochen.

»Dieser Brief betrifft nur Liebmann's?« fragte Eugenie. »Weshalb bestürzt Dich sein Inhalt so sehr?«

Der Blick des Bankiers ruhte forschend auf den Damen.

»Könnt Ihr schweigen?« fragte er ernst.

»Ich hoffe, wir haben Ihnen noch keine Veranlassung gegeben, das zu bezweifeln,« erwiderte Tante Therese, die jede Gelegenheit zur Opposition benutzte.

»Nun wohl – Carl Liebmann hat – – aber Ihr werdet das ja früh genug erfahren, wenn's an die große Glocke kommt. Adieu.«

Verblüfft blickten die Damen einander an. Der Bankier hatte die Briefe zusammengerafft und war hinaus geeilt.

Tante Therese schüttelte den Kopf.

»Das begreife, wer kann!« sagte sie. »Carl Liebmann hat – – – Was hat er? Einen Mord begangen? Das ist eine dumme Manier, so fortzulaufen und vorher die Neugier auf's Höchste zu spannen. Jetzt können wir uns den Kopf zerbrechen und werden doch nichts heraus bekommen.«

»Weshalb sollen wir uns den Kopf zerbrechen?« erwiderte Eugenie ruhig. »Wenn mein Vater noch im letzten Augenblick abgebrochen hat, so hatte er gewiß triftige Gründe dafür.«

»Na, diese Gründe waren doch wohl nur die Besorgniß, wir würden plaudern,« eiferte Tante Therese. »Er weiß doch, daß wir uns für den jungen Herrn Liebmann interessiren, schon aus dem Grundes weil er damals sich hier einen Korb geholt hat.«

»Deshalb sollen wir uns für ihn interessiren?«

»Natürlich. Ich werde dem Herrn Otto Schirmer nachher bei Tisch gründlich die Leviten lesen.«

Der Bankier hätte sich sehr leicht denken können, daß die beiden Damen ihm diesen Mangel an Vertrauen sehr

übel nahmen, aber er fand keine Zeit, daran zu denken, seine Seele beschäftigten andere, wichtigere Dinge.

Er eilte hinunter in sein Cabinet und zog die Glocke.

Der Buchhalter und Kassirer, der schon seit einer Reihe von Jahren in dem Geschäfte Schirmers thätig war und seiner Rechtlichkeit und Pünktlichkeit wegen das volle Vertrauen seines Principals genoß, erschien augenblicklich.

Der Ton der Glocke verrieth ihm, daß etwas Außergewöhnliches sich ereignet haben mußte.

Otto Schirmer überreichte ihm mit sichtbaren Zeichen einer gewaltigen Aufregung einen Brief.

»Lesen Sie das,« sagte er hastig, »aber laut, mir tanzen die Buchstaben vor den Augen.«

Mit wachsendem Erstaunen entfaltete der Buchhalter das Schreiben.

»Ich halte es für meine Pflicht,« las er, »Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mehrere gefälschte Wechsel auf Sie in Umlauf sind. Diese Wechsel sind auf Sie ausgestellt von der Firma Theodor Liebmann und in Ihrem Namen acceptirt. Die Unterschrift der Firma Otto Schirmer und Sohn ist so täuschend nachgeahmt, daß es sogar den Sachverständigen schwer fallen wird, diese gefälschte Unterschrift von der ächten zu unterscheiden. Carl Liebmann hat diese Wechsel ausgestellt und die Fälschung begangen, Sie werden nun wissen, weshalb er so spurlos verschwunden ist. Wie hoch der Gesamtbetrag der in Umlauf befindlichen Wechsel ist, läßt sich einstweilen schwer ermitteln, Schreiber dieses weiß aber mit

Bestimmtheit, daß ein solcher Wechsel im Betrage von sechszehntausend Thaler sich in den Händen des Wuchersers Jacob Herz befindet.«

»Was sagen Sie dazu?« fragte der Bankier.

Der Buchhalter schüttelte den Kopf.

»Ich möchte fast die Richtigkeit dieser Behauptung bezweifeln,« erwiderte er. »Jacob Herz muß doch wissen, daß wir –«

»Diese Ausrede lasse ich nicht gelten!« unterbrach Schirmer ihn. »Jacob Herz kann nicht wissen, ob wir mit der Firma Theodor Liebmann in Verbindung stehen, oder nicht. Er hält das Accept für ächt –«

»Aber ein so vorsichtiger Mann wie er würde sich darüber Gewißheit verschafft haben!«

»Wozu? Der Aussteller sowohl, wie der Acceptant, beide sind ihm gut für die Summe, er wartet ruhig den Verfalltag ab.«

Nachdenklich blickte der Buchhalter auf das Schreiben.

»Es ist ein anonymer Brief,« sagte er.

»Aber der Styl beweist mir, daß der Schreiber ein erfahrener Mann ist, der die Handelsverhältnisse kennt.«

»Wenn es wahr wäre –«

»Was würden Sie dann thun?«

Der Buchhalter zuckte rathlos die Achseln.

»Man müßte mit der Familie Rücksprache nehmen,« fuhr Schirmer nach einer Pause fort, »aber dazu kann ich mich schwer entschließen. Ich mag mit diesen Leuten nichts zu thun haben und schwerlich wird Theodor

Liebmann sich geneigt zeigen, eine so enorme Schuldenlast zu decken.«

»Da wäre nur ein Weg möglich,« erwiderte der Buchhalter, »der, daß wir die Wechsel einlösen, nachdem Liebmann dafür die nöthigen Summen bei uns deponirt hat. Weisen wir die Wechsel zurück, so leidet unser Credit darunter; wer weiß, ob Liebmann, um die Ehre seines Sohnes zu retten, nicht ausstreut, wir hätten unser Accept für gefälscht erklärt, weil wir nicht im Stande gewesen seien, sie einzulösen.«

Otto Schirmer nickte bejahend.

»Dazu halte ich diesen hochmüthigen Menschen fähig,« sagte er. »Ihn zu bitten, für seinen Sohn in den Riß zu treten, halte ich mich nicht verpflichtet, im Gegentheil, meine Pflicht ist es, das Verbrechen sofort zur Anzeige zu bringen, man kann ja nicht wissen, auf welche andere Firmen außer mir, derartige Wechsel laufen.«

»Aber es wird böses Blut geben!«

»Meine Schuld ist es nicht. Bedenken Sie doch, sechszehntausend Thaler. Wenn ich das so ruhig hingehen ließe und dazu noch den Vermittler zwischen Vater und Sohn spielte, würden bald eine Anzahl gefälschter Wechsel auf uns in Umlauf sein und ich könnte – – nein, nein, daraus wird nichts. Finde ich die Behauptungen in diesem Briefe bestätigt, so fahre ich sofort zum Oberprocurator, an dem Burschen ist ohnedies Hopfen und Malz verloren, es schadet nichts, wenn man ihm die Heimkehr unmöglich macht.«

»Um den Burschen selbst thut mir's nicht leid,« warf der Buchhalter ein, während Schirmer seinen Hut ergriff, »aber der Vater! Der alte Mann.«

»Erlauben Sie, Theodor Liebmann ist, seitdem er an der Börse einige gewagte Geschäfte glücklich abgewickelt hat, so hochmüthig geworden, daß er seine alten Bekannten nur noch über die Achsel ansieht, die Demüthigung kann ihm so wenig schaden, wie seinem Herrn Schwiegersohn!«

Damit eilte der alte Herr hinaus.

Er stieg in eine Droschke und ließ sich zur Wohnung des Wucherers Jacob Herz fahren.

Herz lag noch zu Bett, seine Wärterin bat den Bankier, am Nachmittage wieder zu kommen, aber Schirmer ließ sich nicht abweisen.

Er liebte es, jede Angelegenheit rasch und vollständig zu ordnen und die Angelegenheit, die ihn augenblicklich beschäftigte, war zu ernst, als daß er sie gerne hinausgeschoben hätte.

Er folgte der Wärterin, als diese ihn anmelden wollte und trat fast gleichzeitig mit ihr in's Zimmer.

»Ich bin der Chef des Hauses Otto Schirmer und Sohn,« sagte er nach flüchtigem Gruß, »Sie werden entschuldigen, daß ich gewissermaßen eigenmächtig hier eindringe, die Angelegenheit, welche mich hierherführt, ist zu dringend, als daß ich sie verschieben dürfte.«

Jacob Herz hatte sich emporgerichtet; seine dürre, abgemagerte Hand lag auf dem Deckel der kleinen eisernen Schatulle, die neben seinem Bett auf einem Stuhle stand.

»Was verschafft mir die Ehre?« fragte er ruhig.

»Ich höre, Sie besitzen einen Wechsel auf mein Haus,« fuhr Schirmer fort. »Dürfte ich Sie bitten, mir diesen Wechsel zu zeigen?«

Betroffen blickte Herz den Bankier an.

»Wer hat Ihnen das gesagt?« fragte er.

»Soll es etwa ein Geheimniß bleiben?« entgegnete Schirmer, dessen Gereiztheit durch diese Frage keineswegs gemildert wurde. »Sie würden gut gethan haben, mir den Wechsel vorzuzeigen, bevor Sie ihn discontirtten.«

Ein bedeutsames Lächeln glitt über das hagere Gesicht des Wucherers.

»Wozu das?« erwiderte er anscheinend ruhig. »Sie haben den Wechsel acceptirt und ich weiß, daß Sie für diese Summe gut sind. Aber es wäre mir dennoch interessant, zu erfahren, wer Ihnen gesagt hat, daß der Wechsel sich in meinen Händen befindet. Außer mir und dem Aussteller weiß es Niemand.«

»Na, dann haben Sie wohl selbst den anonymen Brief geschrieben,« sagte der Bankier. »Der Aussteller hat ja schon vor mehreren Wochen sich aus dem Staube gemacht.«

»Ein anonymer Brief?«

»Glauben Sie es nicht?«

»O doch – weshalb nicht!«

»Ich würde Ihnen den Wisch zeigen, wenn ich ihn nicht in der Eile mitzunehmen vergessen hätte, später steht er

gerne zur Verfügung. Wie hoch ist der Betrag des Wechsels?«

»Sechszehntausend Thaler.«

»Fällig – wann?«

»Heute.«

»Ah – und Sie haben Ihren Commis oder Laufburschen schon damit ausgeschickt um das Geld bei mir zu holen?«

»Nein. Solche Beträge kassire ich selbst ein, ich würde heute Nachmittag oder morgen früh bei Ihnen vorgefahren sein.«

»Sie hätten die Kosten für die Droschke unnütz ausgegeben,« sagte Schirmer gelassen. »Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben, mir den Wechsel zu zeigen?«

Jacob Herz öffnete die Schatulle und nahm mit zitternder Hand den Wechsel heraus.

»Sie werden hoffentlich nicht behaupten, daß dieser Wechsel nicht ächt sei,« versetzte er, »die Firma Theodor Liebmann ist ja sehr solide.«

Der Bankier warf einen Blick auf das Papier, ein Zug kalten Hohns umspielte seine Mundwinkel.

»Das Accept ist allerdings sehr täuschend gefälscht,« sagte er. »aber nichts destoweniger ist dieser Wisch keine vier Pfennige werth. Haben Sie derartige Papiere auf mein Haus noch mehr in Ihrem Portefeuille?«

»Nein.«

»Aber Sie wissen vielleicht, ob deren in Umlauf sind?«

»Auch das nicht.«

»Na, es wird sich bald herausstellen. Wollen Sie mir den Wisch überlassen?«

»Wenn Sie den Betrag zahlen.«

»Nicht einen Heller. Aber ich gebe Ihnen einen Revers darüber, daß ich das Document empfangen habe.«

»Zu welchem Zweck wünschen Sie es zu besitzen?« fragte der Wucherer lauernd.

»Nur, um dem Herrn Oberprocurator einen Beweis vorlegen zu können.«

Jacob Herz erschrack sichtbar.

»Thun Sie das nicht,« sagte er. »Wenn der Wechsel wirklich falsch ist, was ich jetzt kaum noch bezweifeln kann, wovon ich aber vordem keine Ahnung hatte, was schadet es Ihnen? Die Firma Theodor Liebmann wird ihn einlösen, ich will ihn dieser Firma vorzeigen –«

»Wer ihn einlöst, kann mir sehr gleichgültig sein,« fiel der Bankier ihm kühl in's Wort, »meine Pflicht ist es, die Fälschung zur Anzeige zu bringen. Sie wollen mir also das Document nickt überlassen?«

»Nein!«

»So wird die Oberprokuratur es Ihnen abfordern und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß eine Vernichtung desselben sehr unangenehme Folgen für Sie haben wird,« sagte Schirmer. »Ich mache Sie speciell dafür verantwortlich, daß das Document als Beweismittel erhalten bleibt.«

»Wenn nun einer der Aussteller den Wechsel deckt?« erwiderte der Wucherer. »In diesem Falle bin ich verpflichtet, ihm denselben auszuhändigen und was er mit dem Dolnment beginnt, kann mir sehr gleichgültig sein.«

Der Bankier hatte sich erhoben.

»Ich glaube nicht, daß das geschehen wird,« versetzte er ruhig. »Der Aussteller hat sich aus dem Staube gemacht und sein Vater wird schwerlich etwas von der Existenz dieses Wechsels wissen. Sie aber wissen nun, daß es ein gefälschtes Document ist und nach dem Gesetz sind Sie verpflichtet, die Bestrafung des Fälschers eher zu erleichtern als zu erschweren.«

Otto Schirmer ging hinaus, bevor er in den Wagen stieg, gab er dem Kutscher die Weisung, zum Oberprocurator zu fahren.

Dem Wucherer war es keineswegs wohl zu Muth.

Er fürchtete, die Untersuchung, die Möglichkeit lag ja nahe, daß in ihrem Verlauf seine Mitschuld bewiesen wurde. Ein Mitschuldiger des Fälschers war er insofern, als er nicht allein gewußt hatte, daß der Wechsel gefälscht war, sondern sogar auch den Aussteller verleitet hatte, die Fälschung zu begehen.

Wurde Liebmann verfolgt und verhaftet, so lag es auf der Hand, daß dieser, um die eigene Schuld zu mildern, seinen Gläubiger der Verleitung zu diesem Verbrechen anklagte und dann mußte Herz nicht allein auf die Rückerstattung des Betrags Verzicht leisten, sondern auch gewärtigen, daß ihn eine entehrende Zuchthausstrafe traf.

Wer mochte den anonymen Brief geschrieben haben?

Sollte auch dies eine Machination Heinrich Schenk's gewesen sein?

Jacob Herz glaubte den Zweck der Machinationen dieses jungen Mannes zu durchschauen, schon in der Angelegenheit mit dem Sohne Scheerenberg's hatte er bewiesen, daß er es verstand, auf dunklen Wegen sein Ziel zu erreichen.

So verstrich eine Stunde, nie vorher war dieser Zeitraum dem alten Manne so lang geworden wie heute.

Er hatte Anfangs vorgehabt, den Fabrikant Liebmann von den Ereignissen und der drohenden Gefahr benachrichtigen zu lassen, in der Hoffnung, Liebmann werde sofort den Wechsel einlösen und vernichten, aber er wagte nicht, gegen den Willen Schenk's zu handeln, dessen Warnungen und Drohung er nicht vergessen hatte.

Da trat plötzlich Heinrich Schenk ein, sorglos, heiter sogar, entweder ahnte er nicht, was vorgefallen war, oder er wußte es und war mit dem Resultat seiner Machinationen zufrieden.

Er nahm auf dem Stuhle Platz, auf dem kurz zuvor Otto Schirmer gesessen hatte und blickte den alten Mann forschend an.

»Die Sache ist in Ordnung,« sagte er, »Theodor Liebmann will den Wechsel decken. Ich habe gestern Abend mit ihm lange darüber gesprochen und ihm ernstlich zugeredet; Sie können denken, daß es einen harten Kampf kostete, um ihn zu dem Opfer für die Rettung seines mißrathenen Sohnes zu bewegen. – Sie besitzen doch den Wechsel noch?«

»Allerdings,« erwiderte Herz verwirrt, »aber –«

»Aber?«

»So eben war Herr Schirmer hier.«

»Was wollte er?«

»Den Wechsel sehen.«

»Oh – Sie haben ihn schon vorzeigen lassen? Sagte ich Ihnen denn nicht gestern ausdrücklich –«

»Woher Herr Schirmer die Existenz dieses Wechsels erfahren haben kann, ist mir unbegreiflich,« fuhr der Wucherer, mehr und mehr in Verlegenheit gerathend, fort, »er sagt, ein anonymer Brief habe ihn davon in Kenntniß gesetzt.«

Ueberrascht, bestürzt blickte Heinrich den alten Mann an.

»Ein anonymer Brief?« fragte er. »Wer kann ihn geschrieben haben?«

»Ich wißte nur Einen –«

»Wer?«

»Sie selbst.«

»Sie glauben, ich habe diesen Brief geschrieben? Sind Sie wahnsinnig?«

Der Wucherer schüttelte rathlos das Haupt.

»Außer mir und dem Aussteller kannten nur Sie den Thatbestand,« sagte er. »Ueber meine Lippen ist nie ein Wort gekommen, welches das Geheimniß verrathen haben könnte.«

Heinrich verschränkte die Arme, sein Blick ruhte stehend auf dem Gesicht des Wucherers, ein Zug unbeschreiblichen Hohnes umspielte seine festgeschlossenen Lippen.

»Wenn Sie das so genau wissen, so werden Sie wohl auch herauskalkulirt haben, welchen Zweck ich dabei haben mußte,« nahm er nach einer peinlichen Pause wieder das Wort. »Wollen Sie mir das nicht näher erörtern? Ich bin wirklich neugierig, Ihre Ansicht darüber zu vernehmen?«

»Wie kann ich wissen, welchen Zweck Sie dabei gehabt haben?« entgegnete Herz ausweichend. »Vielleicht haben Sie es auf das Erbe Ihres Schwagers abgesehen, ich weiß das nicht und es kümmert mich ja auch nicht weiter.«

»Sie sind ein Schwachkopf,« fuhr Heinrich gelassen fort, »Ihre Schlußfolgerungen beweisen, daß Sie alt werden. Mir ist es nicht eingefallen, den Brief zu schreiben; hätte ich vorgehabt, meinen Schwager zu verderben, würde ich wahrhaftig nicht gestern Abend meinem Schwiegervater so viele gute Worte gegeben haben. Wahrscheinlich hat Ihr Schreiber Ihnen diesen Dienst erwiesen!«

»Ich habe keinen Schreiber mehr.«

»Aber zu der Zeit, als Sie den gefälschten Wechsel discontirten, hatten Sie noch einen Schreiber.«

»Er wußte nichts.«

»Bah – diese Leute erfahren Alles, ihnen bleibt nichts geheim. Uebrigens ist ja noch nichts verloren. Wenn mein Schwiegervater den Wechsel deckt, wird Schirmer sich beruhigen.«

»Er verließ mich mit der Drohung, daß er die Sache sofort dem Oberprocurator übergeben werde.«

Heinrich fuhr von seinem Sitz empor, die Ueberraschung, die er heuchelte, war so natürlich, daß sie den Wucherer irre führte.

»Sie haben ihm den Wechsel ausgehändigt?« fragte er.

»Nein. Er forderte ihn allerdings, aber ich weigerte mich.«

»Gut, dann schicken Sie morgen früh zu meinem Schwiegervater, bis dahin wird er die Summe flüssig halten.«

»Ich fürchte, dann ist es schon zu spät.«

»O – so rasch wird das Gericht nicht vorgehen.«

»Schirmer sagte mir –«

»Bah – was kennt er davon!«

»Geben Sie mir einen Schuldschein, eine Bürgschaft, oder einen von Ihnen auf Theodor Liebmann gezogenen Wechsel,« sagte der Wucherer hastig, »Sie können alsdann das gefälschte Document sofort vernichten.«

Heinrich dachte nach.

»Das ist eine gefährliche Sache,« erwiderte er nach einer geraumen Weile, »wenn der Oberprocurator die Untersuchung eingeleitet hat, so wird die Vernichtung des Wechsels kein anderes Resultat haben, als – nein, lieber Freund, ich mag mich der Gefahr nicht aussetzen, auf der Anklagebank, der Theilnahme der Fälschung beschuldigt, Platz nehmen zu müssen. Da muß ich doch zuvor mit einem Juristen Rücksprache nehmen.«

»Und mein Geld?« fragte der Wucherer mit steigender Angst.

»Fürchten Sie, daß Sie es nicht erhalten werden?«

»Ganz gewiß. Wenn's zum Proceß kommt –«

»Mein Schwiegervater hat sich bereit erklärt, die Schuld zu decken, er wird sein Versprechen einlösen. Schicken Sie nur hin. Ich werde zu Herrn Schirmer gehen und ihn fragen, welche Schritte er bereits gethan hat. Es ist ja möglich, daß die Sache noch unterdrückt werden kann. Also beunruhigen Sie sich des Geldes wegen nicht, nur auf dies mache ich Sie aufmerksam, lassen Sie mich aus dem Spiele, ich bedaure sehr, mich so sehr eingelassen zu haben, kann das aber jetzt nicht mehr ändern.«

Ohne dem mehr und mehr beunruhigten Manne weiter Rede zu stehen, eilte Heinrich hinaus.

### DREIUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. MEINE MITTEL ERLAUBEN MIR DAS.

As Otto Schirmer von seinem Besuch bei dem Wucherer und dem Oberprocurator heimkehrte, hatte seine Aufregung nachgelassen.

»Die Sache ist in guten Händen,« sagte er seinem Buchhalter, der sofort in's Cabinet eilte, um Näheres zu hören, »dieser Bursche wird unsre Stadt nicht mehr unsicher machen.«

»So hat also der Schreiber des anonymen Briefes die Wahrheit berichtet?« fragte der Buchhalter.

»Nackte Thatsachen, ich habe mit eigenen Augen das gefälschte Accept gesehen.«

»Und der Herr Oberprocurator?«

»War entrüstet, er erklärte mir, daß er mit der ganzen Strenge des Gesetzes gegen den Fälscher vorgehen werde. Ich vermuthete, daß das Document jetzt schon in seinen Händen ist, er wollte zu dem Wucherer hinschicken und den Wechsel ihm abfordern lassen.«

Der Buchhalter schüttelte sehr bedenklich das Haupt.

»Im Princip mögen Sie Recht gethan haben,« sagte er, »aber es wäre doch besser gewesen, Sie hätten die Sache auf sich beruhen lassen. Die Feindschaft mit den Häusern Theodor Liebmann und Peter Paul Scheerenberg selige Wittve kann uns sehr unangenehm werden.«

»Herr Heinrich Schenk bitter um eine Unterredung,« meldete in diesem Augenblick der Lehrling.

Fragend blickte der Buchhalter seinen Chef an, es lag in diesem Blick eine Bestätigung seiner Befürchtungen.

»Ich bitte ihn, einzutreten,« sagte Schirmer ruhig.

Der Buchhalter und der Lehrling entfernten sich.

Otto Schirmer setzte sich an seinen Schreibtisch und reinigte langsam und vorsichtig die Gläser seiner Brille. Heinrich trat rasch ein, er schloß hinter sich die Thüre und näherte sich dem Bankier.

Mit einer Miene, als ob er mit dem Entschluß gekommen sei, ihm einen Kampf aus Lebens und Tod anzubieten.

»Sie waren vorhin bei dem Wucherer Jacob Herz,« sagte er, »auch ich war dort eines Wechsels wegen, den ich im Auftrage meines Schwiegervaters einlösen wollte.«

»Wußten Sie schon lange zuvor, daß dieser Wechsel mit einem gefälschten Accept versehen ist?« fragte der Bankier kühl.

»Mein Schwager hat es mir mitgetheilt.«

»Dann hätten Sie klug gethan, sofort diesen Wechsel einzulösen und nicht damit bis zum letzten Augenblick zu warten.«

»Glauben Sie, der Wechsel war noch nicht vorgezeigt, die Fälschung Niemanden bekannt.«

»Das muß doch der Fall gewesen sein,« entgegnete Schirmer, dessen kalte Ruhe scharf gegen die leidenschaftliche Erregung des jungen Mannes abstach. »Ich erhielt durch einen anonymen Brief Nachricht davon.«

»Wann?«

»Heute Morgen.«

»Kann ich vielleicht diesen Brief –«

»Hier ist er.«

Forschend ruhte der Blick des Bankiers auf dem Gesicht des jungen Mannes, während dieser aufmerksam den Inhalt des Briefes las, aber kein Zug in diesem Antlitz gab ihm zu einem Argwohn Anlaß.

»Das begreife ich nicht,« sagte Heinrich, indem er den Brief hinlegte. »Wahrscheinlich ist mein Schwager so unvorsichtig gewesen, einem Freunde die Sache anzuvertrauen, der ihn dann verrathen hat. Ich finde es begreiflich, daß Sie auf diesen Brief hin zu dem Wucherer gingen, um sich Gewißheit zu verschaffen, aber Jacob Herz theilte mir mit, Sie hätten den Vorsatz geäußert, diesen Fall der Oberprocuratur anzuzeigen.«

»Das ist bereits geschehen.«

»Bereits geschehen?« fragte Heinrich bestürzt.

»Freilich! Es war meine Pflicht.«

»Ich wußte nicht, inwiefern Ihre Pflicht Ihnen das geboten hätte!« erwiderte Heinrich entrüstet.

»Insofern, als ich mich und meine Geschäftsfreunde vor Schaden sicher stellen muß. Der anonyme Schreiber macht mich ja darauf aufmerksam, daß dieser Wechsel mehrere in Umlauf seien.«

»Können Sie wissen, ob das wahr oder erdichtet ist?«

»Jedenfalls Wahrheit, der Mann scheint gut unterrichtet zu sein.«

»Und wenn es wahr wäre, mußten Sie nicht damit sich beruhigen, daß mein Schwiegervater die Wechsel einlösen werde?«

Der Bankier zuckte gleichmüthig die Achseln.

»Die Frage, wer die Wechsel einlöst, kommt meines Erachtens dabei durchaus nicht in Betracht,« sagte er ruhig.

»Hier handelt es sich einfach um das Verbrechen selbst. Wenn ich den Verbrecher unschädlich zu machen suche, so –«

»Sie hätten das auf anderem Wege auch erreichen können,« fiel Heinrich ihm erregt in's Wort. »Es stand Ihnen frei, meinem Schwiegervater oder mir die Anzeige zu machen, wir würden Ihnen nicht zugemuthet haben, das Accept als ächt anzuerkennen. Wir hätten diesen und die etwaigen späteren Wechsel eingelöst und Vorkehrungen getroffen, die meinem Schwager eine Wiederholung

dieser leichtsinnigen Handlung nicht ermöglicht haben würde.«

»Dann aber wäre der Verbrecher der verdienten Strafe entgangen.«

»Was gewinnen Sie durch seine Bestrafung?«

»Ich zeige wenigstens den Subjecten seines Schlags, daß ich nicht geneigt bin, zwischen ihnen und ihren Eltern den Vermittler zu spielen.«

»Und der Schmerz der Eltern gilt Ihnen nichts?«

Der Bankier blickte durch seine Brille den jungen Mann so scharf an, daß dieser unwillkürlich die Wimpern senkte.

»Sie geben selbst zu, daß Ihr Herr Schwager ein sauberes Bürschchen ist, an dem Hopfen und Malz verloren ist,« sagte er mit scharfer Betonung. »Wer aber trägt, wenn wir der Sache auf den Grund gehen, die Schuld daran? In erster Reihe der Vater, der sich um die Erziehung seines Sohnes nicht bekümmert, ihm nur den Hochmuth und aufgeblasenen Eigendünkel eingepfht hat. In zweiter Reihe die guten Freunde, die seinem Stolz geschmeichelt und ihn allmählich auf die Bahn des Lichtsinns und der Verschwendung gelockt haben. Und man sagt, daß Sie von jeher sein intimster Freund gewesen seien. Weshalb steuerten Sie nicht der Verschwendung, so lange es Zeit war? Jetzt, nachdem der Bursche zum gemeinen Verbrecher hinabgesunken ist, wollen Sie mir einen Vorwurf darüber machen, daß ich seiner Laufbahn ein Ziel zu stecken suche? Mich trifft dieser Vorwurf

nicht, und ich bestreite entschieden, daß Sie berechtigt sind, mir denselben zu machen.«

In den Augen des jungen Mannes blitzte die Gluth des Zornes jäh auf.

So hatte noch Niemand zu ihm geredet; in dieser Weise hatte noch Keiner gewagt, ihm entgegen zu treten, ausgenommen der Advocat, der sich gemäßigt gesehen hatte, zwischen ihn und seinen Associé zu treten.

Aber was konnte er auf diese Vorwürfe erwidern?

Otto Schirmer hatte in der Hauptsache Recht, er war nicht berechtigt, ihm einen Vorwurf zu machen.

Er versuchte, den Protest zurückzuweisen und als ihm dies nicht gelang, bat er den Bankier, die Anklage zurückzunehmen.

Otto Schirmer zuckte bedauernd die Achseln.

»Sie wissen selbst, daß das nicht möglich ist,« erwiderte er, »sobald der Oberprocurator die Untersuchung angeordnet hat, läßt sie sich nicht mehr niederschlagen, es handelt sich hier um ein Criminalverbrechen.«

»Dann thut mir der alte Mann in der Seele weh,« sagte Heinrich gedrückt, »er wird diesen schweren Schlag vielleicht nicht überleben.«

»Daß er ihn traf, ist seine eigene Schnld,« versetzte der Bankier gemessen, »hat er sich nicht früher um seinen Sohn bekümmert, so wird er auch jene über –«

»Sein eigener Name ist entehrt, geschändet,« warf Heinrich Schenk ein. »Die ganze Familie ist gebrandmarkt, und das werden wir Ihnen nie vergessen.« –

»Meinetwegen!« murmelte der Bankier, als die Thüre sich hinter dem jungen Manne geschlossen hatte. »Ich habe meine Pflicht gethan, jeder Andere an meiner Stelle würde eben so gehandelt haben!«

Er schloß seinen Secretair und ging nachdenklich die Treppe hinauf.

Daß ihn oben in seinem Wohnzimmer neue Gewitterwolken erwarteten, ahnte er nicht.

Und doch hätte er es augenblicklich vermuthete können, als Tante Therese die Suppe auf den Tisch brachte.

Er konnte ja sonst immer in ihrem Gesicht lesen, wenn sie mit ihm grollte, wenn sie über irgend etwas was ihr nicht gefiel, mit ihm Rücksprache nehmen wollte.

Weshalb sah er es heute nicht? Der finstere, fast feindselige Ausdruck ihres sonst so freundlichen, gutmüthigen Gesichts und die Einsilbigkeit seiner Tochter mußte ihn ja darauf aufmerksam machen.

Tante Therese schien von seiner Seite eine Frage über den Grund ihrer Verstimmung erwartet zu haben, sie rückte ungeduldig hin und her, ließ sogar absichtlich einen silbernen Löffel in den Teller fallen, so daß der Bankier erschreckt aus seinem Brüten emporfuhr, aber das Alles schlug heute bei ihm nicht an.

Eugenie bat die Tante durch einen Blick, sich zu beruhigen und den alten Herrn nicht zu erzürnen, aber wenn Tante Therese sich einmal etwas vorgenommen hatte, so führte sie es auch aus, gleichviel, was daraus entstehen mochte.

»Das muß ja ein sehr wichtiger Brief gewesen sein,« nahm sie endlich das Wort, und der Ton ihrer Stimme klang scharf und schneidend, »ich bin durchaus nicht neugierig und verlange nicht, seinen Inhalt kennen zu lernen, aber man könnte doch etwas mehr Rücksicht auf die Damen nehmen.«

Der Bankier blickte auf; erst jetzt bemerkte er das entrüstete Gesicht.

»Wie so?« fragte er befremdet. »Ich verstehe den Sinn Ihrer Worte nicht.«

»So geht's immer,« fuhr Tante Therese achselzuckend fort, »die Herren sind so sehr von ihrem unschätzbaren Ich eingenommen, daß sie nach ihrer Ansicht niemals fehlen können.«

»Spielen Sie eigentlich auf mich an?«

»Natürlich.«

»Ah – da werde ich wohl erfahren –«

»Daß Sie sehr rücksichtslos gewesen sind,« unterbrach Tante Therese ihn, ohne den halb warnenden, halb vorwurfsvollen Blick Eugenie's zu beachten. »Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet.«

»Ja – aber was denn?« fragte Schirmer mit wachsendem Erstaunen.

»Was denn?« erwiderte Tante Therese, während sie dem Mädchen einen Blick zuwarf, in welchem Entrüstung und Erstaunen sich spiegelten. »Das fragen Sie noch? Denken Sie doch an die Worte, mit denen Sie heute Morgen uns verließen.«

Otto Schirmer lachte hell auf, mancher Andere an seiner Stelle würde den Vorwurf zurückgewiesen und mit einigen aber nicht höflichen Worten der kleinen Dame bemerkt haben, daß er nicht verpflichtet sei, ihr über seine Angelegenheiten Rede zu stehen, aber der Bankier war derartige Bemerkungen nicht nur gewohnt, er stand auch, ohne es selbst zu wissen, unter dem Pantoffel der Tante Therese.

»Also das ist es?« fragte er. »Weiß Gott, es ist Unrecht, daß ich darüber lache –«

»Na, wenn Sie das einsehen.«

»Ich meine nicht, über diese sogenannte Rücksichtslosigkeit, sondern über den Inhalt jenes Briefes. Die Sache ist zu ernst, zu traurig. Ich kann mir lebhaft denken, wie sehr Sie die Neugierde geplagt hat –«

»Durchaus nicht,« unterbrach Tante Therese ihn, »ich bin nicht neugierig, aber zuerst fragen Sie uns, ob wir schweigen können, dann sagen Sie: ›Carl Liebmann hat, Gedankenstrich, das werdet Ihr später früh genug erfahren,‹ und damit stürmen Sie hinaus, als ob die Kosacken mit der Knute hinter Ihnen seien.«

Der Bankier war ernst geworden, eine düstre Wolke lag über seinem Antlitz.

»Das mußte Ihnen beweisen, daß es eine sehr ernste, ja erschütternde Angelegenheit war,« sagte er. »Ich kann Ihnen, wenn es Sie so sehr interessirt, schon jetzt nähere Mittheilungen machen, morgen wird's bereits das Stadtgespräch bilden. Carl Liebmann hat Wechsel gefälscht,

die Sache ist schon in den Händen des Herrn Oberprocurators.«

Eugenie blickte bestürzt den Vater an, Tante Therese aber schien ein weit größeres Verbrechen erwartet zu haben.

»Das ist Alles?« fragte sie.

»Ist es nicht genug?« erwiderte Schirmer. »Der junge Herr wird steckbrieflich verfolgt und, wenn man seiner habhaft wird, zu entehrender Zuchthausstrafe verurtheilt werden.«

»Er hat's nicht besser verdient,« warf Tante Therese ein, »der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.«

In diesem Augenblick trat die Magd in das Zimmer.

Sie überreichte dem Bankier eine Karte, und bemerkte dabei, der Herr wünsche nur einen Augenblick Gehör.

Es war eine feine, sehr elegante Karte mit einem breiten Goldrande und Goldschrift.

Als Otto Schirmer den Namen: »Fritz Wacker, Rentner« las, glitt ein malitiöses Lächeln über seine Lippen.

»Der Tausend,« sagte er, »dieser Herr Schneidermeister tritt ja gewaltig großartig auf. Da wäre ich am Ende genöthigt, ihn im Frack und weißer Weste zu empfangen! Sagen sie ihm, sein Besuch sei mir angenehm.«

Fritz Wacker trat ein.

Er trug einen Anzug, den er schwerlich selbst verfertigt hatte, der aus dem Atelier eines ersten Kleiderkünstlers hervorgegangen sein mußte.

Aber so zuversichtlich auch sein Blick und seine Haltung war, in seinem Gange und in seinen Bewegungen

konnte er den ehemaligen Schneider nicht verleugnen, es lag in seinem ganzen Wesen etwas erzwungenes Geziertes, was nahe an's Geckenhafte streifte.

Er trug in der Hand eine elegante Hutschachtel und Otto Schirmer errieth, als sein Blick auf diese Schachtel fiel, augenblicklich den Zweck dieses Besuchs.

»Es thut mir leid, wenn ich störe,« sagte Wacker in einem Tone, der eine gewisse Ueberlegenheit ausdrücken sollte, »ich dachte aber, Sie würden erst um ein Uhr diniren.«

»Wir setzten uns punkt zwölf zu Tische,« erwiderte der Bankier, den das Benehmen des ehemaligen Schneiders ergötzte, »Sie diniren wohl später?«

»Um halb zwei; – allemal derjenige – es ist das so Sitte bei uns. Ich habe schon daran gedacht, die französische Sitte einzuführen, um fünf Uhr zu diniren, meine Mittel erlauben es mir ja, aber ich bin mit den Einrichtungen in meinem neuen Hause noch nicht so weit fertig und so lange man noch von den Handwerkern abhängt, –«

»Ah, Sie haben ein neues Haus gekauft?« unterbrach Schirmer ihn. »Ich hörte es, – wenn ich nicht irre, am Sanct Gereon?«

»Allerdings, ein sehr schönes, geräumiges Haus mit einem prachtvollen Garten.«

»Soll aber theuer sein.«

»Wie heißt? theuer! Zwanzigtausend Thaler sind kein Gegenstand, meine Mittel erlauben mir das.«

»Und die innere Einrichtung –«

»Wird auch sechstausend Thaler kosten, Wagen und Pferde fünfzehnhundert –«

»So, so, Sie halten auch Equipage?«

»Wer würde sie nicht halten, wenn die Mittel es ihm erlauben?«

»Da haben Sie Recht. Sie werden wohl auch eine Loge im Theater miethen?«

»Ist bereits geschehen. Vierte Loge rechts.«

»Himmel, da müssen Sie ja entsetzlich reich geworden sein,« sagte Tante Therese, die sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren konnte.

Fritz Wacker bemerkte dieses Lächeln nicht, er verbeugte sich zustimmend.

»Und was führt Sie zu mir, Meister – – Herr Wacker?« fragte der Bankier.

»Sie werden sich erinnern, daß ich vor einigen Wochen so unglücklich war, Ihren Hut zu beschädigen –«

»Es war nicht der Rede werth.«

»Einerlei, es war eine Beschädigung, die Sie berechnigte, Ersatz zu fordern. Ich aber will mir nicht nachsagen lassen, daß ich solchen Ersatz schuldig geblieben sei; deshalb erlaube ich mir, Ihnen diesen neuen Hut anzubieten.«

»Ganz und gar unnöthig, Herr Wacker.«

»Durchaus nicht, ich würde längst diese Schuld getilgt haben, wenn ich den Hut früher erhalten hätte. Derselbe kam erst heute Morgen von Paris an.«

»Und ich wiederhole Ihnen, daß ich die Sache längst vergessen habe,« erwiderte Schirmer, »ich werde diesen Hut nicht annehmen.«

Fritz Wacker warf sich in die Brust, das Haupt hoch emporgerichtet blickte er mit einer Miene der Herablassung den alten Herrn an, der den Speisen mehr Aufmerksamkeit widmete, als seinem Gaste.

»Glauben Sie, ich werde Ihr Schuldner bleiben?« versetzte er. »Meine Mittel erlauben es mir, den angerichteten Schaden zu ersetzen.«

»Mag sein, aber ich möchte Ihnen den guten Rath geben, mit Ihren Mitteln etwas sparsamer umzugehen,« entgegnete der Bankier, der nun auch warm wurde.

Der ehemalige Schneider zuckte mit einer sehr geringschätzenden Miene die Achseln.

»Ich werde selbst wissen, was ich thun und lassen darf,« sagte er stolz, »Vorschriften lasse ich mir in dieser Beziehung nicht machen. Ich war bisher Ihr Schuldner, nun ist die Schuld getilgt, wir sind quitt.«

Er verbeugte sich vor den Damen und ging, ohne den Bankier eines Blickes zu würdigen, hinaus.

»Der fühlt sich!« sagte Tante Therese.

»Gönnen wir ihm das Vergnügen,« erwiderte Schirmer ruhig, »ich fürchte, es wird nicht lange währen. Legen Sie diese Karte in den Hut und stellen Sie ihm denselben sammt der Schachtel zurück, es kommt vielleicht ein Tag, an welchem dieser Herr Wacker für die Rückgabe desselben sehr dankbar sein wird.«

VIERUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. EINE HERZLOSE  
SCHWESTER.

Heinrich theilte nach seiner Heimkehr sofort seiner Gattin die Schritte, welche Otto Schirmer in der Wechselangelegenheit gethan hatte, mit.

Bertha bezeigte nicht das leiseste Mitgefühl.

»Das Ende hätte man voraussehen können,« sagte sie, »auch freut es, daß ich ihm das Geld nicht geliehen habe.«

Heinrich wußte allerdings, daß seine Gattin kein Herz für den Bruder hatte, aber daß sie so kalt, so lieblos urtheilen würde, hatte er nicht erwartet.

»Mit dem Gelde würde er vielleicht seine Ehre gerettet haben,« warf er ein.

»Für den Augenblick,« fuhr Bertha achselzuckend fort, »auf einen besseren Weg wäre er nicht gekommen. Es ist besser, daß es so gekommen ist, er darf nun nicht zurückkehren. Es ist eine unangenehme Sache, einen Vagabund in der Familie zu haben, der Einem nicht nur das Haus, sondern auch die Stadt verleidet.«

Heinrich nickte. Diese Uebereinstimmung mit seinen Ansichten und Wünschen war ihm sehr angenehm.

»Ich kann Deinem Vater nicht verdenken, wenn er ihn enterben will,« entgegnete er, »wenn dieser Verschwender ein bedeutendes Vermögen erbt, wird er nicht mehr zu bändigen sein. Nur fürchte ich, der alte Mann, ist zu schwach, es ist ein harter Schritt, ein Kind enterben zu sollen, Dein Vater wird –«

»Diesen Schritt thun,« fiel Bertha ihm gelassen in's Wort. »Er muß ihn thun.«

»Freilich, freilich, aber wer will ihm das sagen? Ich mag nicht den Schein auf mich laden, als ob ich den Erbschleicher spielen wolle. Aber es muß geschehn, das sehe ich ein. Es ist auch besser, wenn das Vermögen in dieser Weise ihm reservirt wird, hoffentlich gelangt er doch einmal zur Einsicht, und dann kann er mit dem Gelde seine Existenz sicher stellen.«

»Der?« spottete Bertha kalt. »Niemals!«

»Aber es ist ja möglich!«

»Nein – er wird niemals einen andern Weg betreten. Daß man ihm von Zeit zu Zeit ein Almosen reicht, daß man ihm in irgend einer Anstalt ein Unterkommen verschafft, das lasse ich hingehen, aber unter keiner Bedingung werde ich zugeben, daß er einen Theil seines Vermögens erhält. – Es wäre weggeworfenes Geld,« fuhr die junge Dame nach einer kurzen Pause fort, während sie nachlässig mit ihrem goldenen Armband spielte, »ich kann's besser verwenden, wie er.«

Heinrich, der am Fenster stand und gedankenvoll hinaus blickte, wandte sich um.

»Du?« fragte er überrascht.

Bertha nickte.

»Ich bin ja die Erbin,« sagte sie ruhig, »das Testament wird auf meinen Namen lauten.«

»Nun ja, aber –«

»Aber – – ich begreife nicht, was dieses ›Aber‹ bedeuten soll. Verlangst Du, daß ich Dir das Erbe zur Verfügung stellen soll?«

»Ich bin Dein Gatte –«

»Ganz recht, aber Du weißt, wir haben Gütertrennung. Ich werde das Erbtheil bei einem Bankier deponiren, oder es einem Notar übergeben, damit er es in meinem Namen rentbar anlegt. Wenn ich wenig rechne, wird mein Vater ein Vermögen von zweimalhunderttausend Thaler hinterlassen, das glaubst Du doch auch?«

»Ich bezweifle es nicht.«

»Mein gegenwärtiges Vermögen beträgt sechszigtausend Thaler, in Summa wären das ungefähr dreimalhunderttausend Thaler, oder, zu fünf Prozent, jährlich fünfzehntausend Thaler Zinsen.«

Erwartungsvoll blickte Heinrich seine Gattin an, er lernte heute eine Seite an ihr kennen, von der er bisher noch keine Ahnung gehabt hatte.

»Diese fünfzehntausend Thaler werden hinreichen, Pferde, Equipagen und Livreebedienten zu halten; ich werde den Sommer in den Bädern und den Winter theils hier, theils in der Residenz, in Berlin, Paris oder Wien verbringen.«

»Ist das Dein Ernst?« fragte Heinrich überrascht.

»Ich begreife nicht, daß Du diese Frage stellen kannst,« fuhr Bertha gleichmüthig fort. »Ich habe mir längst vorgenommen, das Leben zu genießen, sobald ich im Besitz meines Vermögens bin. Wenn Du daran Theil nehmen willst, wird es mir Recht sein.«

Scharf und unverwandt blickte Heinrich sein junges, schönes Weib an. Er hatte sich bisher nicht die Mühe gegeben, in die Tiefen ihrer Seele einzudringen, jetzt mußte er erfahren, daß sie listiger, energischer, hochmüthiger und herzloser war, wie er glaubte.

Er konnte nicht leugnen, daß sie das Recht besaß von ihrem Vermögen jeden ihr beliebigen Gebrauch zu machen, aber er hatte nicht gedacht, daß sie es thun würde. Sollte er nur deshalb gesündigt haben, um ihr die Mittel zu verschaffen, das Leben so genießen zu können, wie sie es wünschte?

Was hatte er davon, wenn sie die Zinsen dieses großen Kapitals für ihre Liebhabereien verwandte?

Er konnte mit diesem Kapital enorme Summen verdienen, er konnte es binnen wenigen Jahren verdoppeln und das war auch sein Plan gewesen.

Jetzt zogen die Schlaueit, der Eigensinn und die Genußsucht dieser Frau einen Strich durch seine Rechnung und er hatte nicht die Macht, das zu verhindern. Eins allein tröstete ihn, die Gewißheit, daß dieses Kapital dereinst ihm doch zufallen mußte.

Im Ehevertrag war ein Paragraph enthalten, dieser Paragraph bestimmte, daß das beiderseitige Vermögen auf den Längstlebenden übergehen solle. Aber dieser Paragraph brachte ihm erst später Vortheil, und wer konnte wissen, ob er nicht vor seiner Gattin starb?

»Du hast allerdings ein Recht dazu, selbst Dein Vermögen zu verwalten,« nahm er nach einer Pause das Wort,

»aber ich gebe Dir zu bedenken, daß Du Leuten in die Hände fallen kannst, die Dich darum betrügen.«

»Ich werde die Augen offen halten,« sagte Bertha kühl.

»Du kennst nichts von dergleichen Dingen –«

»Mehr wie Du glaubst.«

»Nun, wenn das ist, so mußt Du auch wissen, daß Du nichts Besseres thun kannst, als mir das Kapital anzuvertrauen, in meinen Händen wird es sich verdoppeln und verdreifachen.«

»Dir?« fragte die junge Frau mit scharfer Betonung, und in ihren großen, schönen Augen drückte ein unverholenes Mißtrauen sich aus. »Du bist ein Hazardspieler, wenn das Glück Dich einmal verläßt, wirst Du bald ein Bettler sein. Da ziehe ich doch vor, meine Zukunft für alle Fälle sicher zu stellen, wer weiß, welches Ende –«

»Bertha!«

»Du kannst das nicht leugnen und ich sehe nicht ein, weshalb ich mit der Wahrheit hinter dem Berge halten soll. Du stehst augenblicklich noch auf festen Füßen, eine einzige verfehlte Speculation kann Dich zum Schwanken bringen.«

Der junge Mann biß auf die Lippe, daß sie blutete.

Er hatte, als er um die Hand Bertha's warb, nur an ihr Vermögen gedacht; Liebe kannte und forderte er nicht, die Gattin war ihm stets gleichgültig geblieben. Nun erfuhr er, daß er sich verrechnet hatte, daß er über keinen Pfennig ihres Vermögens verfügen konnte. Und nicht das allein; seine Wünsche wurden sogar mit herben, verletzenden Vorwürfen zurückgewiesen, mit Vorwürfen, die

ihm beweisen mußten, daß das Band zwischen ihm und ihr zerriß, sobald das Glück ihn verließ. Das ärgerte ihn gewaltig, aber er sah auch ein, daß er gute Miene zum bösen Spiel machen mußte, wenn er nicht schon jetzt das Band zerreißen und auf die möglichen späteren Vortheile verzichten wollte.

»So ist es also Deine Privatangelegenheit, den Vater zu bewegen, das Testament lieber heute als morgen aufzusetzen,« sagte er, mühsam die äußere Ruhe bewahrend, »ich an Deiner Stelle würde rasch meine Vorkehrungen treffen, man kann ja nicht wissen, wie Dein Vater den schweren Schlag, der in seinem Sohne auch ihn trifft –«

»Ich werde heute Nachmittag mit ihm reden,« unterbrach Bertha ihn ruhig, »ich zweifle nicht, daß er meinen Wünschen nachkommen wird. Weißt Du, wo Carl sich befindet?«

»In Italien.«

»Italien ist groß.«

»In Neapel, wenn Du es genau wissen willst.«

»Dann schreibe ihm und theile ihm mit, wie die Sachen hier liegen. Er wird sich natürlich hüten, hierher zu kommen, aber er soll sich auch nicht unterstehen, seine Familie mit langweiligen Briefen zu belästigen, ich werde alle an mich gerichteten Briefe unerbrochen zurückgehen lassen.«

Heinrich schüttelte den Kopf, diese Lieblosigkeit, so sehr sie auch seine Pläne begünstigte, hatte er nicht erwartet, er war auf Klagen und Vorwürfe gefaßt gewesen, nicht aber auf dieses herzlose Verdammen.

Bald nach Tisch verließ Bertha in eleganter, fast auffallender Toilette das Haus und von all' denen, die ihr begegneten, ahnte gewiß Keiner, daß diese schöne, elegante Dame sich zu ihrem Vater verfügte, um ihn zur Enterbung ihres einzigen Bruder zu ihren eignen Gunsten zu bewegen.

Heinrich war im Begriff zur Börse zu gehen, als plötzlich ein Herr in das Cabinet trat, bei dessen Anblick ihm das Blut aus den Wangen wich.

Dieser Herr war kein Anderer, als Merville, der Eigentümer der Londoner Irrenanstalt.

Als der letztere die Bestürzung des jungen Mannes, die ihm nicht verborgen bleiben konnte, bemerkte, glitt über sein verschmitztes Gaunergesicht ein ironisches Lächeln.

»Ich komme unvermuthet,« sagte er, »und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich keine Zeit fand, Ihnen zu schreiben.«

»Daraus muß ich schließen, daß Sie mir eine sehr wichtige Botschaft bringen,« erwiderte Heinrich, der, rasch gefaßt, dem Engländer einen Stuhl anbot. »Meine Zeit ist zwar gemessen, aber –«

»Gut, so werde ich warten, bis Sie –«

»Nein, nein, ich kann Ihnen immerhin noch eine Viertelstunde widmen.«

»Das ist zu knapp,« sagte Merville ruhig, »ich habe Manches mit Ihnen zu besprechen, kommen Sie heute Abend zu mir in den Pariser Hof, ich werde Sie erwarten.«

Er näherte sich schon der Thüre, Heinrich trat ihm rasch in den Weg.

»Eine Frage, sagte er mit gedämpfter Stimme, »wie steht's mit dem Patienten?«

»Er ist todt.«

»Seit wann?«

»Seit vorgestern.«

»Ah – – bringen Sie mir das Testament?«

»Ich sagte Ihnen bereits, daß ich Sie heute Abend erwarte,« erwiderte Merville ausweichend, »besuchen Sie mich und Sie sollen Alles erfahren. Aber bemerken Sie sich gütigst, daß ich auf dieser Reise den Namen Louis Vernier führe, Gründe nöthigen mich dazu.«

Ehe Heinrich eine weitere Frage an ihn richten konnte, war Merville schon verschwunden, als der junge Mann das Haus verließ, sah er ihn in einiger Entfernung rasch von dannen schreiten.

Der Besuch dieses Mannes beunruhigte ihn, er hatte in seinem Blick, in seinen Mienen etwas gelesen, was ihm Mißtrauen einflößte.

Weshalb war Merville selbst gekommen? Glaubte er die Nachricht von dem Tode des alten Mannes der Post nicht anvertrauen zu dürfen?

Oder kam er nur, um die ihm für den Fall des Todes versprochene Summe in Empfang zu nehmen?

Das war die Vermuthung, welche am nächsten lag, brachte er das Testament, so wollte Heinrich ihm diese Summe unverkürzt zahlen.

Es schien, als ob an diesem Tage das Schicksal sich wider ihn verschworen habe.

An der Börse erfuhr er, daß ein noch schwebendes Speculationsgeschäft gegen sein Erwarten und seine Berechnungen ihm einen nicht unbedeutenden Verlust statt des gehofften Gewinns brachte und als er nun unmuthig die Börse verließ, war der Erste, der ihm begegnete, der Advocat Wimmer, dessen Rechtsbeistand er damals so schnöde zurückgewiesen hatte.

Er wollte rasch an ihm vorbeischreiten, aber der Rechtsconsulent sprach ihn an, und da gebot die Höflichkeit, daß er ihn wenigstens anhörte.

»Ihr Antrag auf Interdiction Ihres Associés ist vierzehn Tage ausgesetzt,« sagte Wimmer, »ich habe das beantragt, weil, inzwischen sich ein Verwandter Ihres Associés gefunden hat, der Sicherstellung des Vermögens verlangt.«

»Wirklich?« spottete Heinrich gelassen. »Sie halten sich gewiß für einen Erzpiffikus, aber wenn Sie auch das Gras wachsen sehen und die Flöhe husten hören, in dieser Angelegenheit werden Sie mit all' ihrer Schlaueit nichts ausrichten.«

»Wir werden sehen.«

»Ich bedaure, daß Sie so viele Zeit dafür vergeuden, lieber Herr, der fette Hase wird aber Ihren Händen entzwischen. Wer ist denn dieser Verwandter?«

»Sie zweifeln an der Richtigkeit –«

»Durchaus nicht. Mein Associé besaß einen Vetter, ein verbummeltes Subject, wie er selbst ihn nannte, wenn dieser Mann Ihr Client ist, dann wünsche ich Ihnen

Glück, ich kann mir denken, daß Sie ein solches Subject um den Finger wickeln können.«

Der Rechtsconsulent blickte den jungen Herrn mit weit geöffneten Augen an, er hatte geglaubt, ihm Furcht einjagen zu können und nun mußte er erfahren, daß Heinrich Schenk sich nicht einschüchtern ließ, ja daß er seines Erfolges vollständig sicher war.

Die Ruhe und Zuversicht, mit der Heinrich auftrat, mußte ihm beweisen, daß er Documente besaß, auf deren Unfehlbarkeit er vertrauen durfte.

»Sie spotten,« sagte er einigermaßen verwirrt, »es wird eine Zeit kommen –«

»In der ich lachen werde,« unterbrach Heinrich ihn ruhig, »und wer zuletzt lacht, der lacht am Besten. Adieu, ich habe Eile.«

Verblüfft blickte der Mann des Gesetzes dem jungen Herrn nach, der rasch sich entfernte, er begriff, daß er keine Hoffnung hegen durfte, den Proceß für seinen Clienten zu gewinnen.

Demungeachtet wollte er diesen Proceß bis zur letzten Instanz verfolgen, die Kosten wurden ihm ja von seinem Kollegen in Breslau vergütet, und selbst wenn er ihn verlor, ihm konnte er nur Gewinn bringen.

Er blickte seinem Gegner nach, bis derselbe hinter einer Straßenecke verschwunden war, dann setzte er nachdenklich seinen Weg fort.

FÜNFUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. DAS TESTAMENT.

Heinrich wartete nur die Heimkehr seiner Gattin ab, um sich in den Pariser Hof zu verfügen.

Anscheinend gleichgültig fragte er sie, ob der Vater ihren Wunsch erfüllen werde, ihre Erwiderung, er habe ihr gelobt, am nächsten Tage bei seinem Notar das Document zu deponiren, befriedigte ihn.

Er hatte inzwischen seinem Schwager geschrieben, ihm das Vorgefallene mitgetheilt und dabei nicht unterlassen, ihm das harte Urtheil seiner Schwester zu berichten.

Wohl nur in der Absicht, sich den Anschein zu gehen, als hege er noch immer ein lebhaftes Interesse für Alles, was seinen Schwager betreffe, hatte er hinzugefügt, der Schneider Fritz Wacker habe die Hälfte des großen Looses gewonnen und sei jetzt ein sehr vermögender Mann.

Er versprach ihm zum Schluß, Alles aufzubieten, um den Vater zu versöhnen und schloß mit dem Wunsch, ihm bald erfreulichere Nachrichten schicken zu können.

Nachdem er nun durch seine Gattin erfahren hatte, daß der Entschluß des Fabrikanten in Bezug auf das Testament feststand, trat er den Weg zum Pariser Hof an.

Merville empfing ihn höflich, aber zurückhaltend, er bat ihn Platz zu nehmen und ließ durch den Kellner eine Flasche Wein bringen.

»Sie haben einen Bruder in London?« begann er, ehe Heinrich Zeit fand, eine Frage an ihn zu richten.

»Allerdings,« erwiderte der junge Mann betroffen, »kennen Sie ihn?«

»Er selbst stellte sich mir vor, und ihm verdanke ich's, daß ich bei Nacht und Nebel London verlassen mußte,« fuhr Merville fort, dessen Stirne sich drohend in Falten legte. »Woher er erfahren hatte, daß Ihr Associé sich in meiner Anstalt befand, das ist mir ein Räthsel, genug, er kam eines Tages, es war am vergangenen Sonntage, und gab vor, von Ihnen geschickt und beauftragt zu sein, sich nach dem Befinden seines Patienten zu erkundigen.«

Mit dem Oberleib weit über den Tisch gebeugt, den starren Blick unverwandt auf das Gesicht Merville's gerichtet, saß Heinrich da, ein Bild des versteinerten Entsetzens.

Diese Wirkung seiner Mittheilungen schien selbst Merville nicht erwartet zu haben, er erschrack, als sein Blick auf dieses verstörte Gesicht fiel.

In demselben Augenblick begriff er auch, daß er seinem Genossen nicht Alles mittheilen durfte, wenn er sich seiner Vortheile nicht gänzlich berauben wollte.

»Das war eine Lüge,« stotterte Heinrich, dem es nicht gelang, seine Bestürzung und seine Angst zu verbergen. »Woher er erfahren hat, daß mein Associé sich in Ihrer Anstalt befand, ist mir leicht begreiflich, ich konnte und durfte ja hier kein Geheimniß daraus machen und da wird wohl ein Bekannter ihm es mitgetheilt haben.«

»Vielleicht zu dem Zwecke, den Sachverhalt zu erforschen,« schaltete Merville ein.

»Glauben Sie?«

»Es ist immerhin möglich. Jeder hat Feinde, Sie werden die Ihrigen auch haben.«

»Aber woraus schließen Sie –«

»Ich muß das schon daraus schließen, daß Ihr Bruder vorgab, von Ihnen geschickt und bevollmächtigt zu sein, er wollte offenbar mich auf's Glatteis führen.«

»Was ihm hoffentlich nicht gelungen ist?« fragte Heinrich, dessen Erregung noch immer eher zu- als abnahm.

»Sie sind doch gewiß so vorsichtig gewesen, ihn nicht in das Geheimniß einzuweißen?«

»Das bin ich allerdings; indeß, Verdacht muß er geschöpft haben, denn er drohte mit einer gerichtlichen Revision meiner Anstalt.«

Der junge Mann fuhr empor, eine wilde verzehrende Gluth loderte jäh in seinen Augen auf.

»Das hat dieser unverschämte Mensch gewagt?« rief er zornig. »Was kümmern ihn meine Angelegenheiten? Aber weshalb rege ich mich so sehr auf! Sie konnten ja einer solchen Revision ruhig entgegensehen.«

»Unter den obwaltenden Umständen nicht. Ich erkannte, daß ich es mit einem Gegner zu thun habe, der nicht nur sehr energisch, sondern auch schlau und gewandt war, der für seinen Verdacht Anhaltspunkte besaß und unter dem Beistande eines erfahrenen Polizei-Agenten Alles erfahren konnte, was er wissen wollte. Da zog ich denn vor, bei Nacht und Nebel mich zu entfernen und hier das Resultat der Revision ruhig abzuwarten.«

In fieberhafter Unruhe leerte Heinrich hastig sein Glas auf einen Zug.

»Sie sagten mir, mein Associé habe das Zeitliche gesegnet,« nahm er nach einer Pause wieder das Wort, »ist das die Wahrheit?«

»Welchen Grund könnte ich haben, Sie in diesem Punkte zu belügen? Der alte Mann starb am Sonntag Abend kurz nach dem Besuch Ihres Bruders.«

»Und – gesetzt – man findet die Leiche – was wird – die Leichenjury sagen?«

Merville zuckte die Achseln.

»Ich hoffe, sie entdeckt die wahre Ursache des Todes nicht,« erwiderte er ausweichend.

»Gift?«

»Ja.«

Heinrich blickte lange, in düstrem Brüten versunken, vor sich hin.

»Es gibt nur einen Weg,« sagte er, »Sie müssen spurlos verschwinden –«

»Holla – Sie –«

»Verstehen Sie mich recht. Sie müssen Ihren bisherigen Namen fallen lassen und jede Begegnung mit den englischen Behörden zu vermeiden suchen. Auf Sie wird ja allein die Schuld fallen; ich habe mit der Sache nichts zu schaffen. Wenn der hiesigen Behörde von England aus die Anzeige gemacht wird, so sehe ich mich vielleicht genöthigt, gegen diesen Merville aufzutreten, einen Preis auf seine Verhaftung auszusetzen –«

»Sie haben sich vortrefflich vorgesehen,« unterbrach Merville ihn spottend. »Ich soll also der Sündenbock sein?«

»Haben Sie nicht damals allein die ganze Verantwortung übernommen?«

»Freilich, aber es war Ihr Bruder, der –«

»Ich kann für die Handlungen meines Bruders nicht verantwortlich sein,« fuhr Heinrich barsch fort. »Ihre Sache war es, sich für alle Fälle vorzusehen. Wie ist's mit dem Testament? Ich hoffe, es ist Ihnen gelungen, dasselbe zu erhalten.«

»Ich besitze deren zwei,« entgegnete Merville, den die schroffen Bemerkungen seines Verbündeten erbittert zu haben schienen. »In dem ersten wird die Armenverwaltung der Stadt Köln zur Universalerbin eingesetzt, ich fand dieses Document in seinem Portefeuille, er hat es offenbar während der Reise niedergeschrieben.«

»Und das zweite?« fragte Heinrich gespannt.

»Das zweite enthält die Bestimmung, daß die gesammte Hinterlassenschaft Ihr Eigenthum sein soll.«

Der junge Mann athmete erleichtert auf, er bemerkte den boshaft tückischen Blick nicht, den Merville ihm zuwarf.

»Was kümmert uns der erste Wisch!« sagte er. »In's Feuer mit ihm –«

»Nicht so rasch,« fiel Merville ihm in's Wort. »Das Document hat größeren Werth, wie Sie ihm beilegen wollen. Ich besitze außer diesen beiden Documenten noch ein drittes Schriftstück –«

»Ein drittes Testament?«

»Nein, eine Anweisung auf die Firma Peter Paul Scheerenberg seelige Wittwe, laut welcher diese Firma angewiesen wird, mir fünftausend Pfund Sterling auszusahlen.«

Das war abermals ein Blitzstrahl aus heitrem Himmel, der Bestürzung und Entsetzen, zugleich aber auch einen glühenden Haß hervorrufen mußte. Der ruhige, gedehnte Ton, in welchem Merville diese Mittheilung gemacht hatte, mußte dem jungen Manne beweisen, daß diese Anweisung sich wirklich im Besitze seines Genossen befand, und daß dieser entschlossen war, alle Rechte, welche ihm daraus erwachsen, energisch zu verfolgen.

»Diese Anweisung stellte Ihr Associé mir freiwillig aus,« fuhr, Merville fort, »sie sollte der Preis für seine Befreiung sein. Ich zog aber vor, meinen Vortheil besser wahrzunehmen, zumal, als ich hörte, daß Scheerenberg ein Vermögen von über hunderttausend, Thaler besaß.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?« fragte Heinrich, der die Absichten Merville's durchschaut, aber das Mittel, sie zu durchkreuzen, noch nicht gefunden hatte.

»Er selbst.«

»Dann hat er Sie belogen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Sein Vermögen beträgt kaum fünfzigtausend Thaler.«

»Ich war darauf vorbereitet, daß Sie diese Behauptung aufstellen würden,« erwiderte Merville gelassen. »Sie werden begreifen, daß ich, nachdem ich Alles eingebüßt habe, aus dem Schiffbruch zu retten suche, was noch gerettet werden kann. In meinen Händen ruht die

Entscheidung über die Hinterlassenschaft Ihres Associés, und von Ihnen hängt es ab, wie diese Entscheidung ausfallen wird.«

Ein sarkastisches Lächeln glitt über das Gesicht des jungen Herrn ein Lächeln, in welchem der Vorsatz sich spiegelte, die Hoffnungen seines Genossen zu durchkreuzen.

»Sie denken, ich werde die Anweisung honoriren?« fragte er.

»Nicht allein das, Sie werden mich auch für meinen Verlust entschädigen, wenn Sie das zu Ihren Gunsten ausgefertigte Testament erhalten wollen,« erwiderte Merville mit einer Festigkeit, die von vorne herein jedem Widerspruch vorbeugen zu wollen schien.

»Erklären Sie mir das deutlicher.«

»Ich denke einer näheren Erklärung bedarf es nicht.«

»Sie sind also, entschlossen, mir nur gegen Zahlung einer hohen Summe das Testament zu überlassen?«

»Ja.«

»Wohl – was hindert mich, Sie sofort verhaften zu lassen, Sie zu beschuldigen, meinen Associé –«

»Lieber Freund, versuchen Sie es,« unterbrach Merville höhrend den sich mehr und mehr ereifernden Genossen.

»Ich besitze Gottlob Briefe von Ihnen, die vollständig genügen, Sie mein Loos theilen zu assen. Glauben Sie, ich werde so thöricht sein, mich Ihnen auf Gnade und Ungnade zu ergeben?«

»Und wenn ich Ihre Forderung nicht anerkenne?«

»So werde ich die Anweisung einem Juristen übergeben und das Testament zu Gunsten der Armenverwaltung in die geeigneten Hände gelangen lassen. Wenn Sie glauben, dabei besser fortzukommen, so –«

»Wie hoch ist Ihre Forderung?«

»Zehntausend Pfund Sterling.«

»Sind Sie toll?« fuhr Heinrich fort. »Siebenzigtausend Thaler?«

»Nicht ganz, es werden sechsendsechzigtausend siebenhundert Thaler sein. Das ist vielleicht die Hälfte der Hinterlassenschaft und ich meine, es sei bescheiden von mir, wenn ich nur die Hälfte fordere, da ich doch dafür ein sicheres gutes Einkommen geopfert habe. Ich gönne Ihnen drei Tage Bedenkzeit, mache Sie aber schon jetzt darauf aufmerksam, daß ich keinen Schilling von dieser Forderung nachlassen werde.«

Heinrich hatte sich erhoben, an allen Gliedern bebend stand er vor seinem Verbündeten, der mit einem boshafte Grinsen zu ihm aufblickte.

»Diese unverschämte Forderung werde ich nie bewilligen,« sagte er, und sein glühender Blick, wie seine heisere Stimme bekundeten, die gewaltige, leidenschaftliche Erregung, »Sie dürfen nicht glauben, daß Sie es mit einem furchtsamen Knaben zu thun haben.«

»Das weiß ich sehr genau,« erwiderte Merville mit kalter Ruhe, »ich zweifle indeß nicht, daß Sie nach ruhiger Ueberlegung vorziehen werden, sich auf gütlichem Wege mit mir zu einigen. Wir haben beide Ursache eine gerichtliche Untersuchung zu fürchten. Sie mehr wie ich, denn

ich werde von hier abreisen, bevor ich die Klage gegen Sie anhängig mache; verliere ich den Proceß, so werde ich dafür sorgen, daß auch Sie Alles verlieren.«

Heinrich hatte seinen Hut ergriffen und sich der Thüre genähert, es war ihm nicht möglich, sofort mit diesem Manne zu unterhandeln, er mußte vor allen Dingen der Situation Herr zu werden suchen, um seine Pläne entwerfen zu können.

Triumphiren sollte Merville nicht über ihn, wenn auch dem Anscheine nach die Vorkehrungen dieses Mannes so gut getroffen waren, daß der Triumph ihm nicht ausbleiben könnte, es mußte doch irgend ein Weg sich finden lassen, auf welchem es ihm möglich war, aus diesem Kampfe als Sieger hervorzugehen.

Er verabschiedete sich mit kurzem, mürrischem Gruß und Merville unterließ nicht, ihn noch einmal darauf aufmerksam zu machen, daß er nach Ablauf der ihm bewilligten Bedenkzeit seine Maßregeln energisch treffen werde.

Am Fuße der Treppe sah Heinrich sich plötzlich einer sehr elegant, fast auffallend gekleideten jungen Dame gegenüber, deren blendende, verführerische Schönheit seinen Blick fesselte.

Sie mußte kurz vorher angekommen sein, ein Kellner ging mit brennender Kerze ihr vorauf, während der Hausknecht mit einigen Koffern und Schachteln folgte.

Auch sie schien sich für ihn zu interessiren, als Heinrich ihr nachblickte, bemerkte er, daß sie sich umwandte,

und daß ihr Blick nur ihm gelten konnte, unterlag keinem Zweifel.

Er verbeugte sich, sie nickte leicht und folgte dem Kellner, der nach kurzer Wanderung eine Thüre öffnete.

Es war ein sehr elegant eingerichtetes Zimmer, aber die Einrichtung schien die Dame nicht zu befriedigen.

Die Oberlippe verächtlich aufwerfend, fragte sie in französischer Sprache den Kellner, ob sie kein besseres Zimmer haben könne.

Er verneinte es.

»So werde ich wohl vorlieb nehmen müssen, erwiderte die Dame, während sie sich prüfend umblickte. »Bringen Sie mir das Fremdenbuch und eine Tasse Thee.«

Der Kellner entfernte sich, er kehrte schon nach wenigen Minuten mit dem Fremdenbuch zurück.

Lange ruhte der Blick der jungen Dame aus den Namen, welche auf der letzten Seite verzeichnet standen, endlich schrieb auch sie hastig ihren Namen hin.

»Amelie Leroi,« las der Kellner, als er auf dem Corridor einen Blick in das Fremdenbuch warf. »Von Paris nach Berlin.«

»Ach so,« sagte er leise, »*demi monde* – man sieht's doch gleich diesen Damen an!«

Die junge Dame wanderte nachdenklich in ihrem Zimmer auf und ab, die Reise schien sie nicht ermüdet zu haben.

Als der Kellner den Thee gebracht hatte, schloß sie geräuschvoll hinter ihm die Thüre.

Bald darauf erlosch das Licht in ihrem Zimmer, man mußte annehmen, daß sie sich zur Ruhe begeben habe.

Dem war indeß nicht so.

Zehn Minuten später wurde die Thüre leise und sehr vorsichtig geöffnet, die Dame blickte auf den Corridor hinaus und als sie bemerkte, daß Niemand in der Nähe war, trat sie rasch hinaus.

Sie schloß die Thüre ebenso geräuschlos, wie sie sie geöffnet hatte und huschte über den weichen Teppich, der den Schall ihrer Schritte dämpfte.

Gleich darauf war sie in einem andern Zimmer verschwunden.

Dieses Zimmer war das Gemach Merville's. Ueberascht, fast bestürzt erhob Merville sich, als er so plötzlich die elegant gekleidete Dame eintreten sah, kaum aber hatte er einen Blick auf ihr Gesicht geworfen, als er ihr rasch entgegentrat.

»So ist also Alles verloren, Marie?« fragte er, während er der Dame beide Hände zum Gruß reichte.

»Alles,« erwiderte Marie Latour, »die Wärter sind verhaftet, die Patienten andrerer Anstalten übergeben. Ich hatte meine Vorbereitungen rechtzeitig getroffen, meine Koffer lagen schon seit Mittag am Bahnhofe, dennoch gelang es mir nur mit genauer Noth, den Häschern zu entgehen, die außer den Kranken Alle verhafteten, die sie im Hause fanden. Man hat später in dem Coupé, in welchem ich abreiste, darüber gesprochen, es unterliegt keinem Zweifel, daß man Sie und auch mich verfolgen wird.«

»Sie!« fragte Merville, der sich inzwischen wieder niedergelassen hatte.

»Ja. Durch die Flucht habe ich den Verdacht der Mitschuld auf mich geladen –«

»So hätten Sie noch einige Tage bleiben sollen. Sie konnten mir dort vielleicht nützen.«

»Wodurch?«

»Hm, wenn Sie dies oder jenes von meinen Habseligkeiten noch gerettet hätten –«

»Das hörte auf. Das Gericht hat die Siegel angelegt, zudem wäre ich ja auch verhaftet worden, und ich habe gute Gründe, einer Begegnung mit der Londoner Polizei aus dem Wege zu gehen. – Es ist gut, daß wir beide falsche Pässe haben, ich halte es für dringend geboten, daß wir vor den Augen der Leute einander fremd bleiben, so lange, bis wir in Sicherheit sind.«

Merville nickte.

»Wohin werden wir von hier aus reisen?« fuhr Marie nach einer Weile fort, während sie aus der Flasche die auf dem Tische stand, ein Glas füllte und dasselbe hastig leerte.

»Sie sagten damals in der Schweiz werde sich ein sicheres Asyl für uns finden, ich aber meine, wir thun besser, uns nicht in ein Versteck zu verkriechen, sondern –«

»Warten Sie es ab,« unterbrach Merville sie ruhig. »Ich habe ebenfalls keine Lust, das Leben eines Einsiedlers zu führen, ich möchte nun auch das Leben genießen. Aber vorläufig müssen wir hier bleiben, bis ich die Angelegenheit mit Schenk geordnet habe.«

»War er nicht vorhin bei Ihnen?«

»Woher wissen Sie das?«

»Als ich ankam, begegnete mir auf der Treppe ein junger Herr, der zwar keine frappante, aber doch eine nicht zu leugnende Aehnlichkeit mit Otto Schenk hatte,« erwiderte Marie gleichgültig. »Ich dachte mir, es möge der Bruder des Mechanikers sein.«

»Er war bei mir,« sagte Merville düster, »ich fürchte, daß ich einen harten Stand mit ihm haben werde.«

»Bah, er muß ja Ihre Forderung bewilligen.«

»Wenn er's nicht thut, kann ich ihn dazu zwingen? Bin ich nicht selbst vogelfrei, muß ich nicht jeden Tag meine Verhaftung befürchten? Wenn es nicht anders ist, werde ich meine Forderung ermäßigen, wir müssen Geduld haben.«

Marie hatte sich erhoben.

»Vertrauen Sie ihm nicht zu sehr,« sagte sie, »in seinem Blick liegt etwas, was mir nicht gefällt. Gute Nacht, ich hoffe, morgen bei Tisch findet sich zu einer gegenseitigen Annäherung Gelegenheit, sehen wir uns aber vor, daß wir keinen Verdacht wecken.«

»Sie wollen schon fort?«

»Es ist besser, wenn ich gehe; wer weiß, was Alles sich ereignen kann, und da darf man mich nicht bei Ihnen finden. Gute Nacht.«

SECHSUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. DIE  
KINDESMÖRDERIN.

An demselben Abend, an welchem diese wichtigen und sehr verhängnißvollen Unterredungen im Pariser Hofe stattfanden, gab Fritz Wacker, der ehemalige Schneidermeister, seinen Freunden ein kleines Fest.

Die Zahl dieser Freunde beschränkte sich auf zwei, den Barbier Caspar Melchior Gabel und den Wirth Bertram Schenk, beide hatten die Einladung angenommen.

Die innere Einrichtung des Hauses, welches Wacker gekauft und auch schon bezogen hatte, ließ freilich noch Manches zu wünschen übrig, die Schreiner, Anstreicher, Schlosser und Maurer wirthschafteten noch in demselben, aber welchen Raum man auch betreten mochte, man machte überall die Entdeckung, daß der ehemalige Flickschneider entschlossen war, sich mit der Pracht und dem Glanze eines Millionairs zu umgeben.

In diese Räume paßten nun die beiden Gäste so recht nicht hinein, Madame Wacker hatte das auch ihrem Gemahl mit dürren Worten gesagt, aber der Schneider glaubte seinen Fremden diese Aufmerksamkeit schuldig zu sein. Zudem wollte er ihnen auch zeigen, daß er jetzt ein reicher, vornehmer Mann war.

In der Hauptsache aber, und das hatte er auch seiner Gattin zum Troste und zur Beruhigung gesagt, sollte dieses Abendessen gewissermaßen das Abschiedsfest sein, denn er sah selbst ein, daß es sich jetzt nicht mehr für

ihn schickte, mit einem Schenkwrith und einem Barbier zu verkehren.

Die beiden Gäste ahnten das freilich nicht, sie hatten die Einladung angenommen in dem guten Glauben, Fritz Wacker bewahre ihnen eine treue Anhänglichkeit.

Und dieser Glauben wurde nicht einmal durch die stolze Herablassung der Madame Wacker erschüttert, die fast auffallend sich bemühte, die beiden Gäste ihr Uebergewicht fühlen zu lassen.

Natürlich mußten die Gäste zuvörderst das Haus beschauen und bewundern, Fritz Wacker führte sie durch alle Räume, er kletterte mit ihnen die Speichertreppe hinauf und die Kellertreppe hinunter, er führte sie trotz der Dunkelheit auf den Hof, in den Garten, in den Pferdestall und in die Remise, sie bald auf diese, bald auf jene Einrichtung aufmerksam machend.

Mit einem Lächeln geschmeichelter Eigenliebe auf den Lippen hörte er das Lob des Barbiers an.

»Und was sagt Ihr?« fragte er den Wirth, der noch kein Wort über das Haus und die Einrichtung verloren hatte. »Gefällt es Euch hier nicht?«

»O doch, doch,« erwiderte Bertram Schenk ernst, »nur meine ich, die Sache sei zu großartig angelegt, ich fürchte, Ihr werdet es nicht vollhalten können.«

Der Blick, den Madame Wacker dem Schenkwrith zuwarf, der nach dieser unmaßgeblichen Meinung sehr nachdenklich eine Prise nahm, war keineswegs freundschaftlich, man konnte glauben, ein gewisses Mitleid mit

der Geistesarmuth dieses Mannes drücke sich in demselben aus.

»Zu großartig angelegt?« erwiderte der ehemalige Flickschneider geringschätzend. »Meine Mittel erlauben mir das und ich weiß sehr gut, wie weit meine Mittel reichen.«

»Nun, mich soll's freuen,« sagte Schenk ruhig.

»Aber wo ist Eure Tochter?« fragte der Barbier. »Ich dachte, Ihr hättet sie längst von Mülheim heimgeholt.«

»Hermine gebraucht noch die Rheinbäder,« entgegnete Madame Wacker, sich stolz in die Brust werfend, »wir wollen die Kur nicht unterbrechen.«

»Rheinbäder?« fragte Schenk zweifelnd. »In dieser rauhen Jahreszeit?«

»Glauben Sie es nicht?« erwiderte Wacker gekränkt.

»Es ist in der That schwer zu glauben,« sagte der Barbier, ungläubig lächelnd.

»Na, darum keine Feindschaft nicht,« fuhr Wacker achselzuckend fort, »in China kann man im strengsten Winter die schönsten Rheinbäder haben. Wer das nicht glauben will, muß hinreisen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, mehr kann ich nicht sagen.«

Die beiden Gäste blickten einander bedeutungsvoll an, es fiel ihnen schwer, das Lachen zu verbeißen.

Man hatte sich inzwischen zu Tisch gesetzt, zwei Mägde, welche beide eine etwas auffallend gewählte Toilette und sogar weiße Glacehandschuhe trugen, brachten die dampfenden Schüsseln.

Dem Barbier wässerte der Mund, als sein Blick auf den saftigen Braten, auf das Geflügel und die Hechte fiel, die sammt und sonders auf Befehl der Madame Wacker zugleich aufgetragen waren.

»Apropos, eine interessante Neuigkeit,« sagte er, indem er die Serviette über seine Kniee breitete. »Carl Liebmann wird wegen Wechselfälschung verfolgt.«

Madame Wacker ließ Messer und Gabel sinken und blickte bestürzt die wandernde Stadtchronik an.

»Das ist Verleumdung,« erwiderte sie entrüstet.

»Keineswegs, ich habe es aus guter Quelle,« fuhr der Barbier fort. »Wie hoch sich der Gesamtbetrag beläuft, weiß man noch nicht, bis jetzt hat man erst einen Wechsel entdeckt, der auf die Kleinigkeit von sechszehntausend Thaler ausgestellt ist.«

»Herr meines Lebens!« rief Wacker bestürzt. »Und dieser Wechsel ist falsch?«

»Natürlich, Carl Liebmann hat den Wechsel auf Otto Schirmer und Sohn gezogen und das Accept dieser Firma gefälscht.«

»Accept? Was ist Accept?« fragte Madame Wacker.

Der ehemalige Schneidermeister legte die Finger an die Nase und blickte seine Eehälfte sehr verständnißreich an.

»Ein Accept,« sagte er, »ist ein Accept, ein, ein – ein Accept, – du lieber Himmel, das weiß doch Jeder, was ein Accept ist – ein Accept ist ein falscher Wechsel.«

Bertram Schenk klappte seine Dose, aus der er so eben eine Prise genommen hatte, sehr energisch zu.

»Das Ende trägt die Last,« versetzte er, »und Hochmuth kommt vor dem Fall. Diese Liebmanns wußten nicht, wie sie sich drehen und wenden sollten vor Stolz und Eigendünkel, jetzt –«

»Na, der junge Mensch ist weniger durch seinen Hochmuth als durch seinen Leichtsinn und seine Verschwendung hineingefallen,« unterbrach der Barbier ihn. »Er mag gedacht haben, sein Vater würde ein Auge zu drücken und den Wechsel einlösen, und das wäre auch geschehen, aber Herr Otto Schirmer hat die Sache angezeigt und jetzt ist die Untersuchung schon in vollem Gange. Der Wucherer Herz soll auch hierin verwickelt sein, es ist ein Skandal, daß so etwas passiren kannt.«

»Welches Glück, daß wir diesem Menschen unser Kind nicht anvertraut haben!« sagte Fritz Wacker.

Ein ironisches Lächeln glitt über das Gesicht des Schenkwrths.

»Er hat Euer Kind ja gar nicht gewollt!« erwiderte er.

»Weil er wußte, daß wir unsere Einwilligung nicht geben würden,« versetzte Madame Wacker achselzuckend. »Wir kannten ihn ja damals schon.«

In diesem Augenblick wurde die Hausglocke mit unverkennbaren Zeichen der Ungeduld gezogen.

Fritz Wacker blickte fragend seine Frau an, die gleichgültig die Achseln zuckte.

»Vielleicht Jemand, der eine Unterstützung wünscht,« sagte sie.

»Werdet Ihr auch von solchen Leuten überlaufen?« fragte Schenk.

»Kann ich eben nicht behaupten,« erwiderte der ehemalige Schneider leichthin. »Es sind freilich einige Leute hier gewesen, aber es waren ehrliche, brave Leute, die ein kleines Darlehn wünschten, um sich wieder emporzuarbeiten.«

»Und Ihr habt es ihnen gegeben?«

»Weshalb sollte ich es nicht thun? Meine Mittel erlauben es mir ja. Wenn Einer von Euch beiden vielleicht ein kleines Kapital wünscht zu fünf Prozent Zinsen, ich habe noch Geld flüssig.«

»Ich danke!« sagte der Wirth.

Caspar Melchior Gabel schien geneigt zu sein, dieses Anerbieten anzunehmen, wenigstens drückte sich dieser Wunsch in dem Blicke aus, mit welchem er den Kapitalist ansah.

»Ich hatte immer vor, einen Salon zum Frisiren und Haarschneiden nebst einem kleinen Handel mit Toilettenbedürfnissen zu eröffnen,« versetzte er, »es wird dabei viel verdient, aber bisher fehlte mir das nöthige Kapital.«

»Wie viel bedürft Ihr dazu?« fragte Backen

»Fünfhundert Thaler.«

»Kleinigkeit, Ihr sollt sie haben. Kommt morgen früh zu mir, ein einfacher Schuldschein genügt.«

Bertram Schenk schüttelte den Kopf; wenn der ehemalige Schneider fortfuhr, mit seinem Gelde in dieser Weise zu wirthschaften, so konnte es nicht ausbleiben, daß er sehr bald wieder zu Scheere und Nadel greifen mußte.

Der Schenk wirth fand keine Zeit, eine Bemerkung fallen zu lassen, denn das letzte Wort war kaum über die

Lippen Wackers, als eine schon ziemlich bejahrte Frau eintrat, bei deren Anblick Madame Wacker mehr entrüstet, als bestürzt sich erhob.

Auch dem Schneidermeister schien dieser Besuch sehr unangenehm zu sein, er warf der Frau einen Blick zu, der nichts weniger als freundschaftlich war.

»Was führt Euch hierher, Schwägerin?« fragte er ziemlich barsch. »Ihr wüßt doch, daß ich Abends –«

»Kehrt nur nicht gleich den vornehmen Herrn heraus,« fiel die Frau ihm entrüstet über den unfreundlichen Empfang, in's Wort, ohne auf die Gäste Rücksicht zu nehmen. »Vor einigen Monaten, als ich Eurer Tochter eine Zuflucht bieten sollte, wart Ihr so freundlich wie ein Ohrwürmchen, jetzt, nachdem Ihr etwas in der Lotterie gewonnen habt, möchtet Ihr am liebsten Eure armen Verwandten verleugnen. Ich werde nicht hier bleiben, deshalb beruhigt Euch, ich wäre auch nicht gekommen, wenn nicht die Verhältnisse mich dazu genöthigt hätten. Eure Tochter ist vor einer Stunde geholt worden.«

»Hermine? Geholt?« fragte Madame Wacker betroffen. »Was soll das heißen?«

»Die Polizei hat sie geholt.«

Wacker fuhr von seinem Sitz empor, sein starrer Blick schien die Schwägerin durchbohren zu wollen.

»Weshalb?« fragte er. »Welchen Grund –«

»Der Grund ist sehr einfach,« fuhr die Frau fort, »man beschuldigt Hermine der Ermordung ihres Kindes.«

»Herr mein Gott!« schrie Madame Wacker entsetzt. »Ist das Kind todt? Wer kann es wagen, Hermine –«

»Ruhig, Frau,« fiel Bertram Schenk ihr ernst in's Wort, »hören wir vorab, wie die Sache sich zugetragen hat, mit diesem leidenschaftlichen Aufwallen erreichen wir nichts.«

Fritz Wacker glich einer aus Stein gehauenen Statue, sprachlos, unfähig ein Glied zu rühren, stand er starr und stumm vor Entsetzen vor der Schwägerin, welche die Hiobspost gebracht hatte.

»Also berichtet,« fuhr der Schenk wirth fort. »Daß Hermine unschuldig ist und hier jedenfalls ein Irrthum, oder eine Verläumdung zu Grunde liegen muß, glaube ich sicher; es handelt sich in erster Reihe darum, diesen Irrthum oder die Verläumdung zu erforschen.«

Die Frau nickte zustimmend.

»Das ist auch meine Meinung,« sagte sie. »Ich will das Mädchen nicht in Schutz nehmen, vor dem Fall war Hermine ein eitles, putzsüchtiges und stolzes Frauenzimmer, ich habe oft meine Betrachtungen darüber angestellt und gedacht, wohinaus das noch einmal solle. Aber nachher wurde sie doch ernster, stiller und bescheidener und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, sie habe ihr Kind nicht von Herzen lieb gehabt. Selbst als ihr Vater plötzlich ein reicher Mann wurde, blieb sie ebenso bescheiden und einfach wie zuvor, ja sie sagte mir einmal sogar, sie könne sich über diesen Reichthum nicht freuen, weil sie voraussehe, daß derselbe nicht Stand halten werde.«

»Das war die trübe, erbitterte Stimmung,« warf der Schneider ein, »sie würde sehr bald anderer Ansicht geworden sein.«

»Sie wollte in's Elternhaus zurück,« fuhr die Frau fort, »aber ihr Wunsch sollte erst dann erfüllt werden, wenn das Haus hier eingerichtet war.«

»Des Geredes wegen,« sagte Madame Wacker. »Je länger sie in Mülheim bleibt, desto besser ist es ja für sie.«

»Es konnte nicht ausbleiben, daß die nächsten Nachbarn erfuhren, weshalb Hermine bei mir so lange zu Besuch war und ebenso leicht begreiflich war es, daß die giftigen Zungen über sie herfielen. Da entwickelte sich denn nach und nach unter den Nachbarinnen eine Feindschaft gegen das Mädchen, deren Grund wohl hauptsächlich darin lag, daß Hermine sich still für sich hielt und keinen Verkehr anknüpfen wollte. Man nannte sie stolz, hochmüthig, und als man erfuhr, daß ihr Vater in der Lotterie gewonnen hatte, daß Hermine nun die vornehme Dame spielen konnte, da überstieg der Neid alle Grenzen. Das Kind kränkelte schon seit einigen Tagen, wir hatten keinen Arzt hinzugezogen, weil wir die Krankheit so ernst nicht ansahen und auch dies gab Anlaß zu unnützem Gerede. Heute Mittag machte Hermine einen Spaziergang, das Kind schlief, ich mußte auch ausgehen, als ich zurückkehrte, kam ich eben noch früh genug, dem armen Wurme die brechenden Augen zuzudrücken.«

»Und Hermine?« fragte Wacker erregt.

»Sie kehrte erst eine halbe Stunde später heim. Inzwischen aber wußten die Nachbarn schon, daß das Kind plötzlich gestorben war, ich selbst hatte es ihnen in der ersten Bestürzung mitgetheilt und sie säumten nicht, eine Ursache für diesen plötzlichen Tod zu finden.«

»Natürlich!« warf Bertram Schenk ein, »jedes Ding will ja seine Ursache haben. Ihr hättet sofort einen Arzt rufen sollen.«

»Hätte ich es gethan! Wenn man die Geistesgegenwart verliert, hat man Alles verloren.«

»Und welche Ursache erfanden diese Nachbarn?« fragte Madame Wacker gereizt.

»Sie flüsterten einander zu, das habe nicht mit rechten Dingen zugegangen und es sei ja auch sehr begreiflich, daß die vornehme Dame sich das Kind vom Halse zu schaffen suche. Dafür aber habe man viele Mittel, namentlich, wenn man reich sei und so weiter. Einer sagte es dem Anderen und ehe eine Stunde verstrichen war, hatten wir vor meiner Wohnung einen vollständigen Volksauflauf. Einige allezeit dienstfertige Personen eilten zur Polizei, sie kam, der Arzt warf flüchtig einen Blick auf die kleine Leiche, der Gerichtsbeamte nahm Hermine in's Verhör.«

»Schändlich!« brummte der Barbier, in dessen Augen die Gluth des Zornes loderte, während seine Nase im dunkelsten Carmin glühte.

»Hermine war verwirrt und die spitzfindigen Fragen verwirren sie immer mehr. Wir mußten zugeben, da wir uns die Nachlässigkeit zu Schulden hatten kommen lassen, keinen Arzt hinzugezogen zu haben, auch der Umstand, daß das Kind während unserer Abwesenheit gestorben war, sprach gegen Hermine. Aber das war noch

nicht Alles. Einige Nachbarinnen verlangte ebenfalls verhört zu werden, sie sagten, das Kind habe immer geweint, oft in den Nächten gewimmert und gestöhnt und nach ihrer Ansicht sei die Behandlung und Pflege desselben einer Rabenmutter würdig gewesen. Dann auch habe man vor dem Tode des Kindes in meiner Wohnung stundenlang ein schmerzliches, klägliches Schreien und Wimmern gehört und daraus sofort die Vermuthung gezogen, daß dem armen Wurme ein Kräutchen oder Tränkchen eingegeben worden sei, an dem es sterben müsse. Das Alles war eitel Lüge, aber es wurde zu Protokoll genommen und der Polizeibeamte forderte Hermine auf, ihn in's Gefängniß zu begleiten. Der Pöbel heulte und jubelte, als das arme Kind hinausgeführt wurde und ich wußte nichts Besseres zu thun, als hierher zu eilen, um den Vorfall zu berichten.«

Fritz Wacker stand noch immer da, wo er zu Ansatz des Berichts gestanden hatte, sein ganzer Körper zitterte convulsivisch, und in großen Tropfen perlte der Schweiß auf seiner Stirne. Auch Madame Wacker hatte ihre Fassung vollständig verloren, in ihrer Seele war augenblicklich weniger das Mitleid mit ihrer Tochter, als der glühende Haß gegen jene Nachbarn überwiegend.

Bertram Schenk war der Einzige, der ruhig blieb und sich durch die Wucht dieses schweren Schicksalsschlages nicht verwirren ließ, während der Barbier, um seiner Aufregung Herr zu werden, mit großen Schritten ungestüm auf und abwanderte.

»Ihr wüßt also ganz gewiß, daß der Tod des Kindes eine natürliche Folge der vorhergegangenen Krankheit war?« fragte der Schenkwrith nach einer peinlichen Pause.

Die Frau nickte bejahend.

»So könnt Ihr nichts Besseres thun, als die Leiche durch einen Arzt untersuchen zu lassen, alsdann muß sich die Unschuld der Verhafteten herausstellen.«

»Das ist das Richtige,« pflichten der Barbier seinem Freunde bei, »und es muß sofort geschehen. Hermine ist unschuldig, darauf will ich jeden Eid schwören. Ich bin nicht blind für ihre Fehler, aber ich weiß doch, daß sie zu einem solchen Verbrechen nicht fähig ist.«

»Sie hatte das Kind so lieb!« warf die Frau ein. »Zerreißen möchte ich dieses Gesindel!« rief Madame Wacker wüthend. »Was hat mein armes Kind diesem Pöbel gethan, daß –«

»Du lieber Gott, mir steht der Verstand still,« jammerte der ehemalige Flickschneider, »ich weiß nicht, wie ich's anfangen soll, ihr Hülfe zu bringen.«

Der Barbier blieb vor dem rath- und trostlosen Manne stehen, er legte seine Hände auf die Schultern desselben und blickte ihn mit treuherziger Theilnahme in's Auge.

»Ich werde für Euch handeln,« sagte er, »überlaßt es mir, dem armen Mädchen die Freiheit wieder zu verschaffen. Hermine kann nicht schuldig sein, ihre Unschuld muß sich herausstellen, wenn man nur energisch die Sache in die Hand nimmt. Ich werde das thun, sofort, ohne

Verzug, vertraut auf mich. Kommt Frau Wacker, wir werden hinüberfahren, wir dürfen nicht zögern.«

Fritz Wacker griff in die Tasche, er öffnete sein Portefeuille und überreichte dem Freunde einige Banknoten.

»Um die Kosten zu bestreiten,« bemerkte er, als der Barbier das Geld zurückweisen wollte. »Schwägerin, setzt Euch an den Tisch und trinkt ein Glas Wein, langt zu, Ihr werdet müde und erschöpft sein.«

»Ihr wollt also sofort hinüber?« fragte der Wirth, während Frau Wacker der Aufforderung ihres Schwagers Folge leistete.

»Ich fürchte, heute Abend werdet Ihr nichts ausrichten, es ist zu spät, die Herren lassen sich nach der Bureauzeit nicht mehr sprechen.«

»Wenn sie nach der Bureauzeit eine Unschuldige in's Gefängniß schleppen können, so müssen sie sich auch darein fügen, wenn man dieselbe Zeit wählt, um sie zu befreien,« erwiderte Gabel entrüstet. »Ich werde die Leiche ärztlich untersuchen lassen, dann wird das Weitere sich finden.«

Sogar Madame Wacker ließ sich herab, dem armen, biederem Barbier die Hand zu drücken, als dieser bald darauf sich verabschiedete.

Der Barbier miethete einen Wagen und ließ sich unterwegs von der Tante Hermine's die näheren Einzelheiten noch einmal berichten.

In Mülheim angekommen, suchte er sofort den Polizeibeamten auf, der das Mädchen verhaftet hatte.

Er verlangte von ihm mit einer Entschlossenheit, die allerdings gerechtfertigt, aber auch sehr unklug war, die sofortige genaue Feststellung der Todesursache.

Der Beamte verwies ihn an den Untersuchungsrichter, Gabel suchte auch ihn auf.

Er traf ihn im Weinhause und es kostete ihm Mühe, ihn zu einer kurzen Unterredung unter vier Augen zu bewegen.

Der Richter hörte ihn ruhig an und zuckte dann bedauernd die Achseln.

»Da ist nichts mehr zu machen,« sagte er, »man muß der Untersuchung ihren Gang lassen. Wenn sich im Laufe derselben ihre Unschuld herausstellt, um so besser für sie, einstweilen liegt der Verdacht vor, daß das Kind beseitigt worden ist.«

»Der Verdacht, aber nicht die Gewißheit!« warf der Barbier ein.

»Die Untersuchung ist eingeleitet, warten Sie's ab!«

»Und wenn nach vier Wochen die Unschuld des Mädchens sich herausstellt, wer entschädigt sie für die Angst, den Gram und die verlorene Ehre?« fragte Gabel, der sich so rasch nicht abweisen ließ.

»Wie kann hier noch von Ehre die Rede sein?« erwiderte der Richter wegwerfend. »Ich denke, sie ist längst verloren –«

»O nein,« fiel Gabel ihm rasch in's Wort. »Daß das Mädchen gefallen ist, gebe ich zu, aber auf wen fällt die Schuld? Doch wohl auf den Schuft, der sie verführt hat.«

»Genug, die Untersuchung muß die Schuld oder Unschuld Wen,« sagte der Richter ungeduldig, »Sie werden sich gedulden müssen.«

»Und wenn ich Ihnen den Beweis der Unschuld bringe?«

»Können Sie es?«

»Ich hoffe es.«

»Wodurch wollen Sie es ermöglichen?«

»Sie werden es erfahren, wenn ich den Beweis habe.«

»Suchen Sie ihn, wenn Sie ihn bringen, wird die Verhaftete natürlich auf freien Fuß gesetzt.«

Der Barbier eilte zu einem Arzte und theilte ihm den Fall mit. Nachdem er ihm das Honorar für die Section gezahlt hatte, erklärte der Arzt sich bereit, dem an ihn gerichteten Wunsche Folge zu leisten.

Aber dazu mußten noch mehrere Vorbereitungen getroffen werden. Die Section ohne Zeugen und ohne Chemiker hatte keine gesetzliche Geltung, der Barbier mußte sich bis zum nächsten Tage gedulden.

Der Arzt, von einem Kollegen und einem Apotheker, der die chemische Untersuchung vornehmen sollte, begleitet, und gefolgt von dem Untersuchungsrichter und seinem Schreiber, trat am Morgen des folgenden Tages in das Zimmer, in welchem die Leiche lag.

Die beiden setzten waren mit ihrem Gutachten rasch fertig.

»Die Brechruhr,« sagten sie einstimmig. »Es sind nicht die geringsten Anzeichen vorhanden, daß das Kind vergiftet sein könne.«

Dennoch bestand der Richter darauf, daß die Leiche geöffnet werde.

Auch jetzt fand man keine Spur von Gift, die chemische Analyse stellte die Unschuld Hermine's genügend fest. Auch damit beruhigte der Richter sich noch nicht, die Nachbarn wurden noch einmal verhört.

Ihre Aussagen wichen heute von den früheren so sehr ab, daß man fast mit Bestimmtheit annehmen konnte, die früheren Ausfagen hätten nur den Zweck gehabt, Hermine zu verderben.

Jetzt ließ der Richter endlich die Untersuchung fallen, Gabel eilte in's Gefängniß, um die unschuldig Verhaftete zu holen und heimzuführen.

Mit Thränen in den Augen dankte Hermine dem biederen Manne, dessen treue, uneigennützigte Liebe durch nichts erschüttert werden konnte.

Der Barbier lehnte bescheiden den Dank ab, er meinte, was er gethan habe, sei nicht der Rede werth.

Hermine wollte bis zur Beerdigung ihres Kindes in Mülheim bleiben, aber Gabel rieth ihr davon ab, schon der Nachbarn wegen, deren Groll und Haß durch die Befreiung des Mädchens sich eher gesteigert, als gemildert haben mußte. Frau Wacker hatte versprochen, für die Beerdigung Sorge zu tragen und so schwer es dem Mädchen auch wurde, das Städtchen zu verlassen, ohne das Kind vorher noch einmal gesehen zu haben, mußte sie doch zugeben, daß der Barbier Recht hatte, wenn er ihr rieth, sich dem Hohn und den Beleidigungen der gereizten Nachbarn nicht mehr auszusetzen.

Im Hause des ehemaligen Flickschneiders war die Freude groß, als Hermine in dasselbe zurückkehrte.

Der Barbier mußte sich die Umarmungen und Lobsprüche der Eltern gefallen lassen und als er sich unter dem Vorwande, daß er sich bei seinen Kunden der Versäumniß wegen entschuldigen müsse, zurückziehen wollte, bat Fritz Wacker ihn, ihm in ein besonderes Zimmer zu folgen.

»Euch verdanke ich die Rettung der Freiheit, der Ehre und vielleicht auch des Lebens meines Kindes,« nahm er das Wort, »ich weiß wahrlich nicht, womit ich diese Schuld tilgen kann.«

»Laßt dies,« unterbrach Gabel ihn ruhig, »des Dankes wegen habe ich's wahrhaftig nicht gethan.«

»Ich weiß das sehr wohl, aber – hier, nehmt diese tausend Thaler und eröffnet Euren Salon, und wenn Ihr die Hoffnungen, die Ihr darauf setzt, nicht erfüllt seht, so thut das auch nichts, kommt nur zu mir, ich greife Euch unter die Arme, meine Mittel erlauben mir das!«

»Aber wenn meine Mittel mir nicht erlauben, das bedeutende Darlehn zurückzugeben?« fragte der Barbier überrascht.

»Ein Darlehn soll es nicht sein.«

»Als Geschenk nehme ich's nicht an.«

»Dann beleidigt Ihr mich, indem Ihr mir die Gelegenheit raubt, einen Theil meiner Schuld abtragen zu können.«

»Ihr thut's, wenn Ihr mir die Summe vorstreckt, die ich nöthig habe –«

»Kein Wort weiter,« sagte Wasser erzürnt, »nehmt Ihr das Geld nicht, so sind wir fortan geschieden Leute.«

Der Barbier sah nicht ein, weshalb er das Geld nicht aufheben sollte, welches sein Freund zum Fenster hinauszuwerfen entschlossen war, zumal er den redlichen Willen hegte, es als Darlehn zu betrachten und später zurückzuerstatten.

Also legte er die Banknoten in seine alte, fettige Brieftasche mit dem Bemerkten, daß er den Schuldschein noch im Laufe des Tages seinem Gläubiger schicken werde.

## SIEBENUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. DAS SCHICKSAL BAHNT DIE WEGE.

Die Stadt durchlief das Gerücht, der Fabrikant Theodor Liebmann sei plötzlich gestorben.

Man hatte ihn am Morgen todt im Bette gefunden, und das Gutachten des sofort hinzugerufenen Arztes lautete, ein Schlagfluß habe ihn getödtet.

Heinrich wollte es nicht glauben, als der Buchhalter seines Schwiegervaters ihm kurz nach zehn Uhr die Nachricht brachte.

Er war ja am Abende zuvor mit seiner Gattin noch bei dem alten Herrn gewesen, um mit ihm zu berathen, ob man in der Wechselangelegenheit nichts thun könne, was die Fälschung in milderem Lichte erscheinen lasse, und sowohl er wie Bertha hatten sich gewundert über die Ruhe und Fassung des Vaters.

Indeß, die Thatsache war richtig und es ließ sich nur annehmen, daß der alte Mann hinter seiner äußeren Ruhe den gewaltigen inneren Seelenkampf verborgen hatte, dem er auch unterlegen war.

Am Abende vorher hatte die Zeitung den Steckbrief seines wegen Wechselfälschung zur Untersuchung gezogenen Sohnes gebracht und Jeder, der die Nachricht von seinem Tode vernahm, fand die Ursache dieses Todes erklärlich.

Heinrich traf unverzüglich die nöthigen Anordnungen zur Beerdigung.

Weder auf ihn, noch auf seine Gattin machte dieser Todesfall einen erschütternden Eindruck und das war ebenfalls begreiflich.

Bertha hatte den Vater nicht geliebt, weil er es nicht verstanden hatte, die Liebe im Herzen seiner Kinder zu wecken, sie war zu seinen Lebzeiten stets kalt und gleichgültig an ihm vorbei gegangen, mithin war sein Tod auch kein Verlust für sie.

Im Gegentheil, durch seinen Tod erhielt sie die lang ersehnten Mittel, das Leben zu genießen, wie sie es wünschte, der Gedanke an die Erfüllung dieses Wunsches mußte jeden andern verdrängen.

Und Heinrich? Er frohlockte, daß das Schicksal selbst ihm in die Hände arbeitete!

Seine erste Sorge war das Testament des Verstorbenen, er ging zum Notar und holte dort die beruhigende Gewißheit, daß Theodor Liebmann am Tage vor seinem Tode das Document deponirt hatte.

Darauf traf er die Vorbereitungen zur Beerdigung.

Es sollte eine Begräbnißfeier werden, wie sie dem Stande und dem Reichthum des Verblichenen ziemte, die lachenden Erben lieben es ja, durch äußeren Pomp zu blenden und den Mangel an wahren Gefühl zu verdecken.

Dann auch gab ihm dieser Vorfall eine willkommene Gelegenheit, die Frist, welche Merville ihm gestellt hatte, zu verlängern.

Merville mußte trotz seinem inneren Widerstreben und trotz seiner Angst vor der Verfolgung diesem Verlangen nachgeben; er that es nach langem Zögern, nachdem Heinrich ihm die Zusage gegeben hatte, sich binnen sechs Tagen definitiv entscheiden zu wollen.

Er grübelte jetzt unausgesetzt darüber nach, wodurch er es ermöglichen könne, Merville zu überlisten.

Wenn es ihm nun gelang, sich des Testamentes seines verstorbenen Associés zu bemächtigen, so konnte sein Genosse ihm nichts mehr anhaben.

Inzwischen verbreitete sich die Nachricht von dem Tode Scheerenberg's, auch der Advocat erfuhr sie. Er trug beim Gericht auf Versiegelung der Hinterlassenschaft und Sicherstellung des Geschäftsvermögens an und das Gericht forderte Heinrich Schenk auf, jenes Gerücht entweder zu dementiren, oder zu bestätigen.

Heinrich berief sich darauf, daß er über den Tod seines Associés noch keine Nachricht erhalten habe und daß diese Nachricht von Seiten der Behörde in England erfolgen müsse, ehe das Gericht berechtigt sei, die Ordnung

der Hinterlassenschaft zu übernehmen. Diese Nachricht konnte nun freilich täglich eintreffen und für Heinrich war viel verloren, wenn er im entscheidenden Augenblick den Gerichtsbeamten das Testament zu seinen Gunsten nicht vorlegen konnte.

Er nahm mit Merville darüber Rücksprache und bat, ihm das Testament zu überlassen.

»Sie haben ja immer noch eine Waffe gegen mich in der Hand,« sagte er, »wenn Sie dem Gericht das zweite, vielleicht später datirte Testament überreichen, so ist das meinige ungültig.«

Merville erkannte sofort die Falle, er schlug die Bitte ab.

»Sie könnten die Gültigkeit des zweiten Testamentes angreifen,« erwiderte er, »der Vorwand dazu liegt ja so nahe, daß jedes Kind ihn finden muß. Wenn Sie behaupten, jenes Testament habe der Erblasser im Irrenhause niedergeschrieben, so genügt das vollständig, dasselbe umzustoßen, denn ein Irrsinniger kann keinen gesetzlich gültigen Akt verfassen.«

»Zudem haben Sie noch den Schuldschein –«

»Ganz recht, aber er lautet nur auf fünftausend Pfund Sterling und meine Forderung beträgt das Doppelte. Zudem kann auch die Gültigkeit dieses Scheines unter demselben Vorwande angegriffen werden – Sie sehen, das einzig wichtige Document für mich ist das Testament zu Ihren Gunsten.«

Trotz allem Zureden und den besten Versprechungen beharrte Merville bei seiner Weigerung, Heinrich mußte unverrichteter Sache heimkehren.

Das geschah am Tage der Beerdigung des Fabrikanten, kurz vor der Begräbnißfeier.

Heinrich eilte aus dem Pariser Hofe in's Sterbehaus, man wartete dort schon auf ihn. –

Es war ein langer, pompöser Zug, der dem Sarge folgte, aber wer einen Blick in die Wagen hineinwarf, der begegnete nur gleichgültigen, mitunter auch sehr heiteren Mienen, von all' denen, die dem Fabrikant das letzte Geleit gaben, hatte ja keiner Ursache, den Tod dieses Mannes zu bedauern, oder gar Trauer deshalb zu tragen.

Auch einige Gerichtsbeamte befanden sich unter ihnen, die zu Lebzeiten des Verstorbenen allwöchentlich einmal eine Whistparthie mit ihm gespielt hatten und deshalb zur Beerdigung eingeladen worden waren.

Als nun der Sarg in die Gruft gesenkt war und die Nachbarn und Bekannten den Heimweg antraten, näherte sich einer dieser Gerichtsbeamten dem Schwiegersohne des Verstorbenen, der im Begriff stand, den Friedhof zu verlassen.

»Sie haben in der jüngsten Zeit manchen Schicksalsschlag zu beklagen gehabt,« sagte er nach einigen Worten der Theilnahme. Der Tod hres Associés Bertram Scheerenberg, die gerichtliche Verfolgung Ihres Schwagers wegen eines entehrenden Verbrechens, nun das Ableben Ihres Schwiegervaters, – das Alles ist so rasch aufeinander

gefolgt, daß man glauben sollte, Sie würden nun einmal Ruhe haben.«

Heinrich warf verstohlen einen scharf forschenden Blick auf das ernste Gesicht des Beamten.

»Ich hoffe, daß dies der Fall sein wird,« erwiderte er, »das von dem Tode des alten Herrn Scheerenberg scheint sich einstweilen noch nicht zu bestätigen.«

»Das Gericht hat heute Nachmittag die Bestätigung erhalten,« der junge Mann konnte seine Ueberraschung nicht verhehlen; es war gut, daß der Beamte ihm keine besondere Aufmerksamkeit schenkte, er würde in den Zügen seines Begleiters vielleicht etwas gefunden haben, was ihm Verdacht eingeflößt, zum Mindesten ihn befremdet hatte.

»Von London aus?« fragte Heinrich, mühsam seine Erregung verbergend.

»Ja, und es liegen dabei Verhältnisse vor, welche jedenfalls Gegenstand einer sehr ernsten Untersuchung sein werden.«

»Sie machen mich neugierig.«

»Der Besitzer der Irrenanstalt, in der Ihr Associé sich befand, ist geflüchtet, er hat gewiß triftige Gründe dafür gehabt.«

»Ah – was Sie sagen!« warf Heinrich mit wachsender Angst ein. »Es liegt sogar der Verdacht vor, daß Ihr Associé durch Gift gemordet ist,« fuhr der Beamte fort, der nicht im Entferntesten die Möglichkeit der Mitschuld seines Begleiters zu ahnen schien. »Ja, ja, in diesem London passiren Dinge, von denen wir hier keinen Begriff haben.

Das Gericht wird Ihnen morgen früh die erhaltene Nachricht mittheilen und die Hinterlassenschaft Ihres Associés unter Siegel legen. Wenn ich nicht irre, sind keine näheren Erben –«

»Sobald mir die Anzeige gemacht ist werde ich Documente vorlegen, welche die gerichtliche Versiegelung unnöthig machen,« unterbrach Heinrich den Beamten mit einer Ruhe, die er nachher selbst nicht begriff. »Verwandte hinterläßt mein Associé nicht, außer einen Vetter, der aber schon seit Jahren ein vagabundirender Trunkenbold ist.«

»So, so, da darf man vielleicht gratuliren?«

»Wozu?«

»Jenun, zu der Erbschaft.«

»Erlauben Sie, daß ich einstweilen noch jede Gratulation ablehne. Der Tod des alten Mannes geht mir sehr nahe, ich darf behaupten, daß er zu Lebzeiten mein bester Freund war.«

Die Beiden hatten inzwischen die Stadt erreicht. Heinrich grüßte kurz und bog in eine Gasse ein, von der er voraussetzen durfte, daß der Beamte sie nicht betreten würde.

Was nun? das war die erste Frage, welche der junge Mann sich aufwarf.

Am nächsten Tage sollten die Siegel angelegt werden, konnte er alsdann ein Testament nicht vorlegen, so war es überhaupt zweifelhaft, ob dies später noch geschehen durfte.

Eine solche spätere Vorlage mußte zu peinlichen Fragen und mancherlei Vermuthungen Veranlassung geben, denen vorzubeugen und auszuweichen Heinrich triftige Gründe hatte.

Aber er konnte sich auch nicht dazu verstehen, die Forderung Merville's so ohne Weiteres zu bewilligen. Zehntausend Pfund Sterling verlor er nicht gerne, zudem hoffte er noch immer, seinen Genossen überlisten zu können. Er mußte das Document haben und zwar noch heute, das sah er ein.

Merville blickte erstaunt auf, als am Abend Heinrich Schenk ihn wiederum besuchte.

»Haben Sie einen Entschluß gefaßt?« fragte er.

»Nein,« erwiderte Heinrich rauh, fast trotzig. »Ihre Forderung ist zu übertrieben.«

»Dann sehe ich nicht ein, weshalb Sie kommen,« sagte Merville achselzuckend, »Sie müssen doch wissen, daß ich entschlossen bin, keinen Schilling nachzulassen.«

»Inzwischen haben die Verhältnisse sich geändert,« fuhr Heinrich, sich auf einen Stuhl niederlassend, fort, »das Gericht ist davon unterrichtet, daß Sie Ihrem Patienten Gift gegeben haben.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?« fragte Merville bestürzt.

»Ein Gerichtsbeamter, mit dem ich soeben sprach.«

Merville wanderte, die Arme auf der Brust gekreuzt, langsam auf und ab. Er hatte das erwartet, aber doch nicht geglaubt, daß die Verfolgung gegen ihn so rasch eingeleitet werden könne.

»Nun?« fragte er nach einer Weile. »Und Sie? Sie gehen wohl frei aus?«

»Auf mich fällt kein Verdacht,« entgegnete Heinrich anscheinend gleichgültig. »Ich habe ja mit dem, was in Ihrer Anstalt vorgefallen ist, nichts zu schaffen. Aber gegen Sie wird man jetzt energisch vorgehen –«

»Bah, man wird mich überall suchen, nur nicht hier.«

»Verlassen Sie sich nicht so fest darauf.«

»Auch liegt es ja in Ihrem Interesse, so viel wie möglich dafür zu sorgen, daß ich nicht verhaftet werde, denn geschieht das letztere, so sind Sie auch verloren.«

In den Augen Heinrich's blitzte der Haß auf.

»Sie würden also in diesem Falle mich mit in's Verderben ziehen?« fragte er.

»Gewiß, Sie allein tragen ja alsdann die Schuld, daß das Verderben mich ereilt. Sie hätten mir sofort das Geld auszahlen sollen –«

»Ah – Sie wollen mir Vorwürfe darüber machen, daß ich es nicht that? Eben so gut kann ich Ihnen vorwerfen, Sie seien in Ihrer Forderung unverschämt gewesen.«

»Es bleibt Ihnen unbenommen, mir das vorzuwerfen, nachdem ich Ihretwegen Haus und Hof verlassen mußte,« sagte Merville kühl, während er den jungen Mann scharf anblickte, »ich wiederhole Ihnen nochmals, wenn man mich in's Gefängniß führt, so wird man eine Stunde später auch Sie verhaften. Der einzige Weg, auf welchem Sie sich sichern können, ist der, daß Sie mir die zehntausend Pfund zahlen, Sie erhalten dagegen die drei Documente und wenn Sie wollen auch Ihre Briefe an mich, so

daß Sie also von meiner Seite nichts mehr zu befürchten haben.«

In düstrem Brüten versunken, blickte Heinrich lange vor sich hin.

Die Hoffnung, diesen Mann überlisten zu können, war eine vergebliche, das sah er wohl ein; Merville war ein geriebener Bursche, der sich in keine Falle locken ließ.

Sollte er abermals ein Verbrechen begehen, um sich des Testamentes zu bemächtigen? Das war eine gefährliche Sache, in dem Hôtel kannte ihn Jeder, der Verdacht mußte auf ihn fallen, selbst, wenn es ihm gelang, die Sache geräuschlos abzumachen

Merville errieth die Gedanken des jungen Mannes, ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen.

»Geben Sie sich keine Mühe, Pläne zu entwerfen,« sagte er, »mit mir werden Sie nicht so leicht fertig werden, wie Sie es mit Andern geworden sind.«

»Was soll diese Bemerkung?« fragte Heinrich aufblickend.

»Ihnen nur beweisen, daß ich weiß, worüber Sie nachdenken.«

»So kann ich Ihnen darauf nur erwidern, daß Sie mich falsch beurtheilen, ich denke nicht daran, den Kampf mit Ihnen aufzunehmen. Daß Sie in dieser Beziehung mir Meister sind, weiß ich, weshalb also soll ich Zeit und Mühe verschwenden, um den unnützen Kampf zu versuchen?«

»Wenn Sie das einsehen –«

»Ich sehe es ein und denke eben darüber nach, wie ich es ermöglichen soll, Ihre Forderung zu befriedigen. Ich hege zwar die Hoffnung, daß Sie dieselbe ermäßigen werden, aber selbst in diesem Falle kann ich vor übermorgen das Geld nicht schaffen.«

»Ich werde so lange warten.«

»Sie können es, ich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Weil das Gericht morgen früh die Hinterlassenschaft des Verstorbenen in Beschlag nehmen wird, wenn ich nicht ein rechtsgültiges Document vorlegen kann, in welchem derselbe über sein Vermögen verfügt.«

»So legen Sie es später vor.«

»Kann ich es, ohne Verdacht zu wecken? Man wird mich fragen, weshalb ich das Testament nicht sofort vorgelegt habe, wie ich jetzt nachträglich zu demselben komme und so weiter. Ich würde mich dadurch Weitläufigkeiten aussetzen, die zu vermeiden in meinem eignen Interesse liegt.«

Merville nickte.

»Ich sehe das sehr wohl sein,« entgegnete er, »aber Sie erhalten das Testament nicht eher, bis ich befriedigt bin.«

»Und ich kann Ihnen heute das Geld nicht schaffen.«

»Bah – wer's glaubt!«

»Du lieber Himmel, glauben Sie denn, man habe eine solche Summe stets flüssig?«

»So holen Sie sie bei Ihrem Banquier!«

»Das ist auch rasch gesagt. Wenn ich das Geld übermorgen empfangen will, muß ich morgen meinen Banquier davon in Kenntniß setzen.«

»Bei uns in London –«

»Sind die Geldverhältnisse ganz anders wie hier, das müssen Sie berücksichtigen.«

»Dann kann ich Ihnen nicht helfen.«

»Ich will Ihnen einen Revers geben.«

Merville, der am Fenster stand, wandte sich rasch um, ein mißtrauischer Blick traf den jungen Mann, der so ruhig und gleichmüthig ihn anschaute, als, ob ihm die Annahme oder Zurückweisung seines Vorschlags vollständig gleichgültig sei.

»Einen Revers?« fragte er gedehnt. »Ich wüßte nicht, welchen Vortheil er mir bieten könnte.«

»Denselben, den Ihnen das Testament bietet,« entgegnete Heinrich gelassen. »Einigen wir uns vorerst über die Summe, welche ich Ihnen zahlen soll.«

»Sie kennen sie.«

»Aber Sie werden sie um zwei oder dreitausend Pfund ermäßigen?«

»Nicht um einen Schilling!«

»Wohlan, wenn ich nun einmal in den sauren Apfel beißen muß, so will ich's auch ohne viele Worte thun, die ja doch verschwendet wären,« sagte Heinrich nach kurzem Nachdenken. »Ich bereue zu spät, mich Ihnen so ganz in die Hände gegeben zu haben, die Folgen muß ich nun tragen. Also zehntausend Pfund?«

»So lautet meine Forderung.«

»Ich gebe Ihnen einen Schuldschein, in welchem ich mich verpflichte, Ihnen diese Summe bis übermorgen zu zahlen, dagegen überliefern Sie mir die beiden Testamente und die Anweisung meines Associés.«

»Einen Schuldschein,« wiederholte Merville sinnend.  
»Werden Sie ihn einlösen?«

»Muß ich es nicht?« fragte Heinrich, entrüstet über dieses Mißtrauen.

»Freilich müssen Sie, aber kann ich Sie gerichtlich dazu zwingen? Sie wissen, daß ich das nicht wagen darf, wenn ich mich nicht – – doch halt, schreiben Sie den Schuldschein wie ich es verlange, so will ich auf Ihren Vorschlag eingehen. Dort finden Sie Feder, Dinte und Papier, schreiben Sie.«

Dem jungen Manne war es ziemlich gleichgültig, in welcher Form der Schuldschein abgefaßt werden sollte, er war ja keineswegs gesonnen, ihn einzulösen, nur Zeit wollte er gewinnen, um den Plan, den er bereits entworfen hatte, auszuführen.

Er ergriff ohne ein Wort der Widerrede die Feder und blickte seinen Genossen fragend an.

»Ich Endesunterzeichneter Heinrich Schenk,« dictirte Merville, jedes Wort erwägend, »Chef der Firma Peter Paul Scheerenberg seelige Wittwe, erkläre hiermit, den Herrn Merville in London beauftragt zu haben, sich meines Associés Peter Paul Scheerenberg durch List oder Gewalt zu bemächtigen, ihn in seiner Anstalt zurückzuhalten und ihm ein rasches Ende zu bereiten. Ich erkläre ferner, daß das zu meinen Gunsten ausgestellte Testament

Scheerenberg's in meinem Auftrage durch Herrn Merville dem Verstorbenen durch die raffinirtesten Gewaltakte abgezwungen worden ist und daß ich das allein gültige Testament eigenhändig vernichtet habe. Das Alles bescheinige ich hiermit auf Verlangen des Herrn Merville, und ich gebe dem letzteren das Recht, von meiner Erklärung beliebigen Gebrauch zu machen im Falle ich mich weigere, ihm die für seinen Beistand ausbedungene Summe von zehntausend Pfund Sterling zu zahlen.«

»Ist's nun genug?« fragte Heinrich aufblickend. »Ich weiß nicht, was Sie mit diesem Schriftstück bezwecken, wenn Sie –«

»Das will ich Ihnen sagen,« unterbrach Merville ihn gemessen. »Ich spiele *va banque*, ein einfacher Schuldschein kann mir nichts nutzen, da ich gerichtlich nicht gegen Sie auftreten darf; compromittirt bin ich ohnehin, zahlen Sie nicht, so schicke ich der Behörde diesen Wisch ein und darf mich alsdann darauf verlassen, daß Sie der Vergeltung nicht entrinnen, während ich in der Ferne in Sicherheit bin. Ihre Briefe werde ich natürlich zurückbehalten bis Sie Ihren Verpflichtungen nachgekommen sind, sie enthalten ja die Beweise für die Richtigkeit Ihres Selbstbekenntnisses. Hier sind die Documente, die Waffe, die ich jetzt besitze, ist Ihnen eben so gefährlich.«

Heinrich las die Schriftstücke aufmerksam durch, die Warnungen und Drohungen seines Genossen schienen durchaus keinen Eindruck auf ihn zu machen.

»Es ist gut,« sagte er, indem er die Documente in seine Briefftasche legte, »sobald ich das Geld besitze, werde ich den Schein einlösen.«

Als er das Hôtel verließ, war seine Miene heiter und sorglos, ein frohlockendes Lächeln umspielte seine Lippen.

#### ACHTUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. GEWONNEN.

Heinrich hatte, noch während die Leiche seines Schwiegervaters über der Erde stand, die Geschäfts- und Geheimbücher desselben einer strengen Revision unterworfen und dabei die angenehme Entdeckung gemacht, daß das Vermögen desselben weit über zweimalhundertfünfzigtausend Thaler betrug.

Auch das Testament war noch vor der Beerdigung eröffnet worden, es lautet zu Gunsten Berthas und Heinrich sandte seinem Schwager ohne Verzug eine Abschrift desselben mit dem Bemerken, Bertha habe sich mit Entschiedenheit geweigert, auf einen einzigen Pfennig zu Gunsten ihres Bruders zu verzichten.

Das Gericht fand keine Veranlassung, dieses Testament anzugreifen, Bertha nahm sofort die Werthpapiere, die Actien und das baare Geld in Besitz und beauftragte den Buchhalter ihres Vaters, die Liquidation des Geschäfts einzuleiten.

»Ich werde nicht so lange warten können, bis die Angelegenheit ganz geordnet ist,« sagte sie am Tage nach der Beerdigung, als sie mit ihrem Gatten beim Frühstück

saß. »Die Abwicklung des Geschäfts erfordert immerhin mehrere Monate und ich möchte den Winter in Paris verbringen, Du wirst also während meiner Abwesenheit mein Interesse vertreten und die eingehenden Kapitalien zum Ankauf solider Werthpapiere benutzen.«

Heinrich versuchte nochmals, seine Gattin zu bewegen, daß sie das Geld ihm anvertrauen möge, sie weigerte sich standhaft.

»Zum Wenigsten wirst Du erlauben, daß ich in das Haus des Verstorbenen übersiedele,« lenkte Heinrich nach einem kurzen Wortwechsel ein, »es gefällt mir in dieser dumpfen Barrake nicht mehr.«

»Mir hat es nie in diesem Hause gefallen,« erwiderte Bertha, die Nase rümpfend, »zudem haben wir hier weder eine Remise noch Stallung. Mir ist es recht, wenn wir den Umzug bald bewerkstelligen –«

»Morgen, wenn Du willst –«

»Desto besser. Ich habe bereits die ersten Schritte zur Anschaffung der nöthigen Pferde und Equipagen gethan, auch ist mir ein zuverlässiger Kutscher empfohlen, den ich heute noch engagiren werde. Den Werth des Hauses und des Mobilars wirst Du abschätzen lassen und den Betrag mir auf Deinen Bankier anweisen.«

»Wenn Du es verlangst –«

»Natürlich, es ist ja meins Eigenthum.«

»Du suchst sehr genau,« warf Heinrich, einigermaßen erbittert, ein, »etwas könntest Du mir von der Erbschaft zufließen lassen. Was willst Du mit all dem Gelde beginnen?«

»Ich habe es Dir schon gesagt,« erwiderte die junge Dame ruhig, »ich will nun auch einmal das Leben genießen.«

»Und Carl?«

Bertha zuckte gleichgültig die Achseln.

»Meine Schuld ist es nicht, daß er leer ausgeht,« sagte sie gelassen, »ich fühle mich auch nicht verpflichtet, dem Verschwender die Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaft zu geben. Er mag bleiben, wo er ist und arbeiten!«

Heinrich wollte eine Erwiderung geben, der Eintritt seines Vaters hinderte ihn daran.

Der alte Mann schien sich in sehr gehobener Stimmung zu befinden, er nahm mit leuchtenden Augen auf dem Stuhle Platz, den Heinrich ihm mit unverkennbarem Widerstreben anbot.

Man sah es dem letzteren an, daß der Besuch ihm unangenehm war, aber Bertram Schenk schien das in seiner Herzensfreude nicht zu bemerken.

»Otto hat geschrieben,« sagte er, »sein Brief wird Dich gewiß sehr interessiren.«

Forschend blickte Heinrich den Vater an, Furcht und Mißtrauen spiegelten sich in seinem Blicke, er erinnerte sich seiner Unterredung mit Merville, der ihm mitgetheilt hatte, Otto habe die Polizei veranlaßt, die Irrenanstalt zu revidiren.

»Er wird nun bald zurückkehren,« fuhr der Schenk-wirth fort, »die Erfindung, die er gemacht hat –«

»So, so, eine Erfindung?« warf Heinrich ein und es drückte sich ein verletzender Spott in dem Tone aus, in

welchem er diese Frage aufwarf. »Da bin ich doch neugierig.«

»Ich auch,« sagte der alte Mann, während er gedankenvoll in seine Dose griff. »Otto schreibt nichts Näheres darüber, er behauptet nur, diese Erfindung sei eine Goldquelle, die seine Zukunft sicher stellen werde.«

»Ich gönne es ihm,« entgegnete Heinrich gleichgültig. »Weshalb aber bleibt er nicht in England?«

»Weil er hier rascher vorwärts zu kommen glaubt. Herr Harrison hat ihm allerdings versprochen, daß er ihn unterstützen wolle, aber er hält es für besser, sich auf seine eigenen Füße zu stellen.«

Bertha schenkte dieser Unterhaltung nicht die geringste Aufmerksamkeit, gleich beim Eintritt ihres Schwiegervaters hatte sie ein Buch genommen, und ein Unbefangener mußte glauben, der Inhalt desselben interessire sie so sehr; daß sie für nichts Anderes Sinn haben könne.

»Das ist Alles recht schön,« sagte Heinrich gelangweilt, »ich wünsche, daß er seine Hoffnungen erfüllt sehen möge.«

Bertram Schenk nickte zustimmend, aber er konnte sich doch nicht enthalten, seinem Sohne einen forschenden Blick zuzuwerfen, der gleichgültige gemessene Ton desselben befremdete ihn.

»Du hast mir vor einigen Wochen bemerkt, Du nimmst an dem Geschick Deines Bruders lebhaften Antheil,« sagte er.

»Allerdings thue ich das, und es ist mir sehr lieb, daß Du mir diese Mittheilungen gemacht hast.«

»Hm – ja – das heißt, der Hauptgrund meines Besuchs ist eigentlich eine Bitte.«

Bertha blickte auf, rasch und verstohlen streifte ihr Blick die Züge des alten Mannes, in denen eine gewisse Verlegenheit sich spiegelte.

»Wenn ich Dir gefällig sein kann, vorausgesetzt, daß es in meinen Kräften liegt –«

»Gewiß, ich verlange nichts von Dir, was zu erfüllen Dir unmöglich sein würde. Otto wünscht ein kleines Kapital zur Errichtung eines Etablissements –«

»Von mir?«

»Das sagt er eben nicht. Seine Ersparnisse reichen allein nicht aus, er fragt mich, ob ich ihm nicht zur Erlangung eines Darlehns von vier bis fünftausend Thaler behülflich sein könne, er werde dasselbe vielleicht schon bald zurückzahlen können.«

»Ah, und da soll ich –«

»Nun, ich meine, Du stehst ihm am nächsten und für Dich ist dieses Darlehn doch eine Bagatelle.«

Heinrich erhob sich, seine Züge hatten sich merklich verfinstert.

»Eine Bagatelle?« erwiderte er. »Nun ja, freilich für den, der bis an den Elbogen –«

»Lieber Himmel, Du hast ja neuerdings ein bedeutendes Vermögen geerbt,« unterbrach der Schenkwrith ihn ungeduldig. »Man sagt ja, Dein Schwiegervater –«

»Erlauben Sie, die Hinterlassenschaft meines Vaters ist mein ausschließliches Eigenthum,« sagte Bertha mit

schneidender Kälte, »Heinrich kann über dieselbe nicht verfügen.«

Fragend blickte Bertram Schenk seinen Sohn an, der durch ein Kopfnicken diese Erklärung bestätigte.

»Wenn das auch ist,« meinte er, »Du hast ja enormes Glück gehabt und –«

»Immer die alte, abgedroschene Redensart!« erwiderte der junge Mann unwirsch. »Nun ja, ich habe Glück gehabt, mir einige tausend Thaler erworben, – verpflichtet mich das, Jedem ein Darlehn zu geben, der es verlangt?«

»Dein Bruder –«

»Mein Bruder möchte gerne in ein gemachtes Bett steigen, und dazu soll ich ihm behülflich sein. Ich habe von vorne anfangen müssen und hatte auch nichts, als ich anfing.«

Ein düstrer Schatten glitt über das ehrliche, biedere Gesicht des alten Mannes.

»Du hast mit dem Gelde Deines damaligen Principals speculirt,« sagte er, »und wenn das Glück Dich nicht begünstigt hätte, so wäre das Ende ein anderes gewesen. Das bringt Dir wenig Ruhm ein und am allerwenigsten berechtigt es Dich, auf Dein Verdienst zu pochen. Ich meine doch, die Kenntnisse, die Solidität, der Ernst und der Fleiß Deines Bruders müßten Dir genügende Bürgschaft bieten für die verhältnißmäßig geringe Summe.«

»Was thue ich mit solcher Bürgschaft,« entgegnete Heinrich wegwerfend, »wenn ich ihm das Geld leihe, so schenke ich es ihm gewissermaßen, ich weiß ja sehr gut, daß er es mir nicht zurückgeben kann. Aber, wenn ich das

auch wollte, ich kann nicht, meine Kapitalien liegen im Geschäft fest, zudem darf ich den Geschäftsfonds nicht angreifen.«

»Das hättest Du sofort sagen sollen,« versetzte Bertram Schenk erbittert, »wir würden uns manches unnöthige Wort erspart haben. Ich weiß jetzt, daß Du Deinem Bruder nicht helfen würdest, selbst wenn sein Leben bedroht wäre, Du bist ein herzloser Egoist, ein Mensch, der weder Charakter, noch Gemüth besitzt. Heinrich, Heinrich, ich fürchte, die Stunde kommt, in der Du Deine Herzlosigkeit und Deinen vornehmen Geldstolz bereuen wirst, dann bist Du ärmer, wie ein Mensch je es werden kann. Ich weiß jetzt auch, wie sehr begründet die Beschwerden Deines Bruders über Dich sind, und es thut mir leid, daß ich seinetwegen zu Dir gekommen bin. Die Vergeltung aber wird nicht ausbleiben, wenn sie Dich trifft, dann denke dieser Stunde!«

Eine geraume Weile blickte der junge Mann schweigend auf die Thüre, hinter der sein Vater verschwunden war, dann lachte er höhnisch; aber dieses Lachen klang erzwungen.

»Man muß dem Alter etwas zu Gute halten,« sagte er achselzuckend, »wenn die Leute alt werden, haben sie ihre Grillen. Otto war immer sein Herzblatt, jetzt möchte er gerne aus dem Schlossergesellen einen Meister machen und dazu soll ich das Geld hergeben.«

»Du wirst nicht so thöricht sein,« warf Bertha kalt ein.

»Nein, wahrhaftig nicht, ich danke entschieden für dieses Ansinnen.«

Der Lehrling, der in diesem Augenblick eintrat, meldete, daß mehrere Herren mit dem Chef der Firma zu reden wünschten.

Heinrich ahnte, wer diese Herren waren, und er sah sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht.

Der Friedensrichter nebst dem Gerichtsschreiber, einem Gerichtsvollzieher und einigen Zeugen erwarteten im Cabinet den Chef der Firma Peter Paul Scheerenberg seelige Wittwe, um ihm das Ableben seines Associé's mitzutheilen und im Namen der noch unbekanntenen Erben des letzteren die Hinterlassenschaft des Verstorbenen in Beschlag zu nehmen.

Heinrich hörte die Mittheilungen des Friedensrichters ruhig an, ein ironisches Lächeln glitt über seine Lippen. Er stand im Begriff seinen Schreibsecretair zu öffnen, als ein Wagen eilig vorfuhr und in der nächsten Minute der Rechtsconsulent Wimmer mit allen Zeichen einer fieberhaften Aufregung in's Cabinet stürzte.

»Ich verlange im Namen meines Clienten genügende Sicherstellung der Hinterlassenschaft!« rief er ungestüm, »die Geschäftsbücher müssen versiegelt werden, eine Commission soll –«

»Mein Herr, bedenken Sie gefälligst, daß Sie sich in meinem Hause befinden,« fiel Heinrich ihm mit scharfer Betonung in's Wort. »Dieses flegelhafte Benehmen könnte mich nöthigen, von meinem Hausrecht Gebrauch zu machen, danken Sie es meiner Nachsicht, wenn dies nicht schon jetzt geschieht.«

Verblüfft blickte der Rechtsconsulent den jungen Mann an, ein so entschiedenes, festes und ruhiges Auftreten hatte er nicht erwartet, wengleich er auch vermuthen durfte, daß sein Gegner entschlossen sein würde, das Feld nur nach hartem Kampfe zu räumen.

»Ich bin hier in meinem Rechte, so gut wie Sie,« fuhr er gereizt fort, »der einzig rechtmäßige Erbe des Verstorbenen hat mich bevollmächtigt, seine Rechte zu wahren, wenn Sie die Vollmacht prüfen wollen, Herr Richter, hier ist sie.«

»Der einzig rechtmäßige Erbe steht vor Ihnen,« entgegnete Heinrich ruhig, während er eine Schieblade öffnete und dem Richter ein Document überreichte, »es thut mir leid, daß Sie sich so viele vergebliche Mühe gemacht haben.«

Der Richter entfaltete das Schriftstück und las es aufmerksam.

Der Advocat war rasch näher getreten, er warf über die Schulter des Richters einen Blick auf das Testament, und sein Gesicht verlängerte sich zusehends, je länger er las.

»Das Testament ist ungültig,« sagte er – »wo ist die Unterschrift der Zeugen?«

»Es ist ein eigenhändig niedergeschriebenes Testament,« erwiderte der Richter ernst, »Peter Paul Scheerenberg setzt in demselben seinen Associé, den Herrn Heinrich Schenk, zum Universalerberben seiner gesammten Hinterlassenschaft ein –«

»Aber das Datum, das Datum –«

»Was thut es zur Sache? Haben Sie, vielleicht auch ein derartiges Schriftstück?«

»Nein, nein, aber wenn dieses Document vielleicht im Irrenhause ausgefertigt ist, so ist es schon deshalb ungültig.«

Heinrich zuckte geringschätzend die Achseln und warf dabei dem Mann des Gesetzes einen Blick zu, der ihm die Galle in's Blut treiben mußte.

»Ich kann Ihnen den Beweis liefern, daß mein Associé erst nach der Ausfertigung dieses Documents die Reise nach England angetreten hat,« sagte er, eine unerschütterliche Ruhe bewahrend, »und was die Zeugen betrifft, so erachteten wir es damals für unnöthig, solche hinzu zu ziehen.«

Der Gerichtsschreiber nahm bereits das Protokoll auf.

»So lange kein späteres Testament oder kein Codicill beigebracht wird, welches die Bestimmungen dieses Documents umstößt, muß ich das gegenwärtig vorliegende Testament als rechtskräftig anerkennen,« sagte der Richter, »Beschwerden gegen dasselbe können nur auf gerichtlichem Wege vorgebracht werden.«

Heinrich triumphirte, der Rechtsconsulent tobte vor Wuth.

»Es gehen mancherlei Gerüchte über die Ursache des Todes des Erblässers um,« versetzte Wimmer mit trockener, heiserer Stimme, »diese Gerüchte sollten berücksichtigt werden. Man kann nicht wissen, welches Resultat die näheren Nachforschungen ergeben, später aber dürfte es vielleicht zu spät sein –«

»Welche Gerüchte gehen um?« fiel Heinrich ihm barsch in's Wort. »Erklären Sie sich deutlicher, mein Herr, ich habe keine Gerüchte irgend welcher Art vernommen.«

»Diese Gerüchte betreffen nur den Besitzer der Irrenanstalt,« sagte der Richter, der kurz vorher das Protokoll unterzeichnet hatte. »Die Londoner Behörde beschuldigt diesen Mann, daß er seine Patienten unverantwortlich behandelt und sich sogar eines Giftmordes schuldig gemacht habe. Merville hat die Flucht ergriffen, sobald man seiner habhaft wird, soll er an England ausgeliefert werden.«

»Und Sie wagen es, diese Gerüchte mit mir in Verbindung zu bringen?« wandte Heinrich sich entrüstet zu dem Rechtsconsulenten, der vor dem drohenden, glühenden Blick seines Gegners erschreckt zurückwich. »Hüten Sie Ihre Zunge, mein Herr, ich werde jeden Angriff auf meine Ehre unnachsichtlich verfolgen.«

Die Gerichtsbeamten empfahlen sich, sie hatten ihre Schuldigkeit gethan, Heinrich war jetzt der rechtmäßige Universalerbe seines verstorbenen Associé's.

Auch der Advocat nahm seinen Hut, er that es zögernd, mit sichtbarem Widerstreben.

»Einstweilen sind Sie der Sieger,« sagte er grollend, »aber triumphiren Sie nicht, ich gebe die Sache noch nicht verloren.«

»Sie jagen also noch immer den fetten Hasen nach?« höhnte Heinrich. »Glück zu, ich beneide Sie nicht um diese hoffnungslose Jagd.«

»Wir werden sehen; hoffentlich gelingt es, den Besitzer der Irrenanstalt –«

»Scheeren Sie sich zum Teufel, Herr!« fuhr Heinrich zornig auf. »Wagen Sie noch einmal, meine Schwelle zu überschreiten, so werde ich Ihnen zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.«

Der Advocat ging hinaus, Heinrich wanderte lange, in düstrem Nachdenken verloren, auf und ab.

Er hatte das Spiel gewonnen, aber es lag noch immer in der Möglichkeit, den Beweis zu liefern, daß er mit falschen Karten gespielt hatte.

Dieser Beweis knüpfte sich einzig und allein an das Dasein Merville's; war dieser Mann beseitigt, für immer beseitigt, so konnte jener Beweis nicht mehr geschafft werden.

#### NEUNUNDSECHSZIGSTES KAPITEL. EINE ALTE FIRMA ERLISCHT.

Heinrich Schenk traf ohne Verzug seine Vorkehrungen zum Umzuge in das Haus seines Schwiegervaters.

Derselbe war sehr rasch bewerkstelligt, da das Mobilar einstweilen noch in dem alten Scheerenberg'schen Hause bleiben sollte; man hatte also nur die Bücher und Briefe hinüberzuschaffen und von dem Comptoir Liebmann's Besitz zu nehmen.

Waaren waren längst nicht mehr vorräthig, Heinrich hatte sie vor und nach verkauft und sich einzig und allein auf seine Speculations-Unternehmungen in Oel, Getreide und Actien beschränkt.

Auch die Fabrik Liebmann's war stille gestellt, das noch vorhandene Rohmaterial sollte sammt den fertigen Fabrikaten und den Fabrikgeräthschaften demnächst öffentlich versteigert werden.

Ob dadurch mehrere Familien brodlos wurden, was gerade jetzt zu Anfang des Winters die Arbeiter hart treffen mußte, darum kümmerte Heinrich sich nicht, er hatte ja keine Verpflichtungen ihnen gegenüber, ihr Wohl und Wehe war ihm gleichgültig.

Nur der alte Buchhalter Liebmann's blieb einstweilen noch auf seinem Posten, Heinrich konnte die Dienste dieses Mannes bei der Liquidation des Geschäfts noch nicht entbehren.

Der erste, der ihn in dem neuen Hause besuchte, war Jacob Herz.

Der Wucherer kam, um den Betrag des Wechsels einzukassiren, und Heinrich schien nicht besonders geneigt, dieser Forderung nachzugehen.

Er verschanzte sich dahinter, daß er nicht der Universalerbe seines Schwiegervaters sei und Jacob Herz nicht verlangen könne, daß er aus eigenen Mitteln die Schulden seines Schwagers decken solle.

Indeß, der Wucherer ließ sich weder abweisen, noch einschüchtern, er stützte sich auf die Briefe, die Heinrich in dieser Angelegenheit früher an ihn geschrieben hatte und aus denen deutlich hervorging, daß er seinen Schwager gezwungen hatte, die Bahn des Verbrechens zu betreten.

Heinrich hatte das Alles vorher bedacht, er wußte, daß er die Forderung des Wucherers befriedigen mußte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, durch die Veröffentlichung jener Briefe seine Machinationen dem allgemeinen Urtheil preis zu gehen.

Zudem war es ja auch nicht sein Vermögen, sondern das Vermögen seiner Frau, welches dadurch zu Schaden kam, somit konnte er ohne eigene Verluste die Schuld tilgen.

Er führte den Wucherer in das Boudoir Bertha's und theilte dieser das Verlangen desselben mit.

Bertha weigerte sich Anfangs entschieden, diesem Verlangen nachzugehen, selbst die Bemerkung ihres Gatten, daß ihr verstorbener Vater ihn beauftragt habe, den Wechsel einzulösen, wollte sie als bindende Verpflichtung nicht anerkennen.

Sie sei die Universalerbin und ihr Bruder habe kein Recht, auf einen einzigen Pfening der Hinterlassenschaft Anspruch zu machen, behauptete sie, somit existire für sie auch keine Verpflichtung, die Schulden des Enterbten zu decken.

Jacob Herz drohte, das Testament anzugreifen, seine Behauptung, Theodor Liebmann sei gesetzlich nicht berechtigt, seinen Sohn ganz zu enterben, bestätigte Heinrich mit dem Bemerkten, daß, wenn Bertha den Wechsel einlöse, ihr Bruder keinen Einwurf mehr gegen das Testament machen könne.

Nach langem Zögern gab Bertha endlich ihre Zustimmung, der Wucherer schrieb, da der Wechsel bei den Gerichtsakten lag, eine Quittung, und Heinrich zahlte ihm den Betrag aus.

»Sie sind ein Glücksvogel,« sagte der Wucherer, während er die Banknoten einstrich, »binnen Jahresfrist haben Sie sich vom armen Commis zum reichen Manne emporgeschwungen.«

Heinrich zuckte die Achseln.

»Das Geld liegt auf der Straße,« erwiderte er gleichmüthig, »man muß es nur verstehen, sich zu bücken und es aufzuheben.«

»Sie haben Ihres beiden Associés und Ihren Schwiegervater beerbt –«

»Ich sagte Ihnen schon, daß meine Frau die Universalerin sei.«

»Ah – das Vermögen der Frau ist ja auch das Eigenthum des Mannes.«

»Nicht immer!«

»Hier also nicht?«

»Nein.«

Es war ein bedeutsamer Blick, der aus den kleinen stehenden Augen des Wucherers den jungen Mann traf, ein Blick, in welchem Bosheit, Hinterlist und Verschlagenheit sich spiegelten.

»Na, Sie werden schon Mittel finden,« sich die Erbschaft zu sichern,« sagte er.

»Wie meinen Sie das?« fragte Heinrich ihn ziemlich unhöflich.

»Hm – –, die beiden Herren Scheerenberg und Herr Liebmann senior sind zur richtigen Zeit abgetreten, Herr Liebmann junior –«

»Herr, ich ersuche Sie, Ihre Vermuthungen für sich zu behalten,« fiel Heinrich ihm barsch in's Wort, »Sie sind für Ihre Forderungen befriedigt, wir beide haben nun nichts mehr mit einander gemein.«

Der Wucherer verbeugte sich, ein sarkastischer Zug glitt über sein dürres Gesicht.

»Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, er geht,« sagte er höhrend. »Uebrigens möchte ich mit Ihnen nichts mehr gemein haben, darauf können Sie sich verlassen. Wenn alle Welt wüßte, was ich weiß, so würde vor Ihnen Niemand mehr den Hut ziehen. Adieu.«

Was war das? Betroffen stierte Heinrich auf die Thüre, hinter der Jacob Herz verschwunden war. Sollte er wirklich mehr wissen, als Heinrich ahnen konnte?

Ah – bah, er vermuthete nur; es waren leere, ungefährliche Vermuthungen, für die er Beweise nicht finden konnte.

Lange wanderte der junge Herr in seinem Cabinet auf und ab, endlich trat er an's Fenster, um in den Garten hinauszuschauen, der mit seinen kahlen Bäumen und Stauden einen trostlosen Anblick gewährte.

Die Worte des Wucherers hatten in seiner Seele einen Gedanken geweckt, der schon früher aufgetaucht, dann aber wieder eingeschlummert war.

Nach einer geraumen Weile schellte Heinrich; der alte Buchhalter, der noch vor wenigen Jahren sein Vorgesetzter gewesen war, trat ein.

Er brachte zwei Briefe, die er auf den Schreibtisch seines Principals legte.

»Entwerfen Sie ein Circulair,« sagte Heinrich kurz angebunden, »theilen Sie in demselben unsern Geschäftsfreunden mit, daß die Firma Peter Paul Scheerenberg seelige Wittwe erloschen und mit allen Activen und Passiven auf die neue Firma: ›Heinrich Schenk‹ übergegangen ist.«

Der Buchhalter konnte sein Befremden über diese Aenderung nicht verhehlen.

»Die alte Firma ist ohnehin erloschen, seitdem das Materialwaarengeschäft eingegangen ist,« fuhr Heinrich fort, »also hat sie auch keinen Werth und keine Bedeutung mehr.«

»Aber ich meine, die Pietät –«

»Lieber Freund, ich dulde keinen Widerspruch, das bemerken Sie sich gütigst. Entwerfen Sie das Circulair und legen Sie es mir zur Revision vor, es soll noch heute in die Druckerei gebracht werden. Wann sind diese Briefe gekommen?«

»Soeben.«

»Man hätte sie mir sofort bringen sollen, es sind ja Privatbriefe.«

»Ich stand im Begriff, es zu thun, als Sie schellten. Dann ist auch der Herr Werkmeister der Fabrik draußen, er bittet um eine Unterredung.«

»Was will er?« fragte Heinrich barsch. »Die Fabrik ist geschlossen, die Arbeiter sind entlassen –«

»Eben deshalb kommt er zu Ihnen.«

»Glaubt er, ihm zu Liebe – – ah, da ist er selbst.«

Ein großer, stark gebauter Mann war bei den letzten Worten eingetreten, seinem biedern, treuherzigen Gesicht hatte die Sorge ihren finstern Stempel aufgedrückt.

»Sie werden verzeihen, wenn ich mit einer Bitte mich Ihnen zu nahen wage,« sagte er schüchtern, aber dennoch mit einer Sicherheit, die bewies, daß er nicht zum ersten Male einem reichen Manne gegenüberstand, »die Noth zwingt mich dazu.«

»Ich errathe diese Bitte,« unterbrach Heinrich ihn ungeduldig, »ich bedaure, Ihnen keine Unterstützung gewähren zu können, thäte ich's, würde das gesammte Arbeiterpersonal meines Schwiegervaters mich belästigen, – ich liebe diese Betteleien nicht.«

Hoch und stolz richtete der Werkmeister sich empor, Purpurgluth übergieß seine Wangen.

»Nicht um zu betteln, sondern um zu bitten, bin ich gekommen,« sagte er ernst und eindringlich, »um Ihnen einen Vorschlag zu machen, der nicht allein mein, sondern auch Ihr Interesse betrifft. Ich will darüber, daß Sie die Fabrik geschlossen und uns Alle brodlos gemacht haben, nicht mit Ihnen rechten, Sie sind ja der Erbe des verstorbenen Fabrikherrn und als solcher nicht verpflichtet

–«

»Wenn Sie das einsehen, so bedarf es ja keiner Worte weiter, – ich habe die Fabrick geschlossen und damit Basta.«

»Ja, Sie haben sie geschlossen,« fuhr der Werkmeister erbittert fort, »die Frauen und Kinder derer, die sie dadurch kurz vor dem Winter brodlos gemacht haben, segnen Sie wahrlich nicht dafür. Herr Liebmann würde das nie gethan haben, so stolz und kalt er auch war, er hätte so herzlos nicht handeln können. Aber das ist es ja nicht, weshalb ich komme, ich kann und will Ihnen keine Vorwürfe machen, ich wollte Sie nur bitten, mir die Fabrik zu übertragen.«

Heinrich blickte befremdet auf, er konnte nicht glauben, daß dieser Mann die Mittel besaß, die dazu erforderlich waren.

»Sehr gerne,« erwiderte er, »indeß glaube ich kaum, daß Sie durch baare Mittel oder durch sichere Bürgschaft –«

»So meine ich das nicht. Meine Bitte geht dahin, daß Sie mir die Verarbeitung des noch vorrätigen Rohmaterials anvertrauen, für Sie wird dabei ein nicht unbedeutender Gewinn abfallen und ich habe nicht allein für meine Familie bis zum Frühjahre Brod, ich kann es auch den andern Familien verschaffen, die jetzt nicht wissen, wovon sie leben sollen.«

Ein bitteres sarkastisches Lächeln glitt über das Gesicht des reichen Mannes.

»Gesetzt, ich wollte diesen Vorschlag annehmen,« sagte er, »können Sie mir einen Bürgen bringen, der sich verpflichtet, mir allen Schaden zu ersetzen, der mir höchstwahrscheinlich dadurch erwachsen wird?«

»Meine Treue und Ehrlichkeit, für die –«

»Bah – sie sind eine schlechte Bürgschaft. Zudem habe ich auch keine Lust, die Fabrik wieder für eigene Rechnung in Betrieb zu setzen, am allerwenigsten aber bin ich geneigt, die Geräthschaften und das Material fremden Händen anzuvertrauen.«

»Sie dürfen sich darauf verlassen –«

»Ich denke, wenn ich einmal ›nein‹ gesagt habe, so bleibt es dabei!« erwiderte Heinrich barsch.

»Aber Sie würden ein gutes Werk thun,« wagte der Werkmeister noch einmal einzuwerfen, »Sie würden die Thränen –«

»Was scheeren mich die Thränen und Klagen Anderer?« fuhr der reiche Mann auf. »Ich kann sie nicht alle trocknen, es wäre ein saures und undankbares Geschäft, zu dem meine Mittel nicht einmal ausreichen. Können Sie die Fabrik kaufen, so thun Sie es, sie wird demnächst unter den Hammer kommen.«

Eine kurze, gebieterische Handbewegung forderte den Werkmeister auf, sich zu entfernen, und da der letztere wohl einsehen mochte, daß hier jedes weitere Wort verschwendet war, so kam er der Aufforderung nach, ohne seinen Versuch zu erneuern.

Heinrich öffnete jetzt die beiden Briefe.

Der erste war von seinem Schwager. Carl Liebmann beschwerte sich bitter darüber, daß Heinrich den Wechsel nicht rechtzeitig eingelöst hatte, er bürdete ihm die ganze Schuld auf, ja er nannte ihn im Eifer seines Grolls offen den Mörder seines Vaters. Daß er nach Köln nicht zurückkehren dürfe, gab er zu, aber er hoffte daneben auch später Gelegenheit zu finden, mit seinem Schwager und der herzlosen Schwester abzurechnen. Ueber das Testament verlor er nur wenige Worte. Er habe vorausgesehen, daß es so kommen werde, schrieb er; Heinrich sei ja nur darauf bedacht, sein Vermögen zu vergrößern und um diesen Zweck zu erreichen, benutze er jedes Mittel, so schlecht dasselbe auch sein möge. Er bedaure nur, ihm Vertrauen geschenkt zu haben, es sei ihm jetzt klar geworden, daß sein Schwager ein boshafter, verschlagener Gauner sei, der vor einem Verbrechen nicht zurückschrecke, wenn er seine Habsucht befriedigen könne. Er hoffe, Bertha werde ihm wenigstens so viel senden, daß er die Reise nach Amerika bestreiten könne, dort werde er schon vorwärts kommen, trotz seiner Armuth.

Mit einem Lächeln der Verachtung und des Hohnes legte Heinrich den Brief wieder hin, um den zweiten zu öffnen.

Der Inhalt dieses Schreibens stimmte ihn ernst, düster; Merville mahnte ihn in demselben an seine Schuld und zwar unter der Drohung, daß er am nächsten Tage von dem in seinen Händen befindlichen Scheine Gebrauch machen werde, wenn er nicht noch heute das Geld erhalte.

Diesen Brief warf Heinrich sofort in's Feuer, er sah nachdenklich in die Flamme, die ihn rasch verzehrte.

»Er muß beseitigt werden,« flüsterte er, »er ist der Einzige, der mich verderben kann, und er wird es thun, wenn ich seine unverschämte Forderung nicht befriedige. Und gesetzt, ich thue dies, – wird er nicht später immer und immer wieder auf mich zurückkommen, wenn er in Noth ist? – Er muß fort, für immer. Aber wodurch kann ich ihn beseitigen? Bin ich denn genöthigt, abermals ein Verbrechen zu begehen?«

Der junge Mann blickte sich scheu um, als ob er fürchte, daß man sein Selbstgespräch belauscht haben könne, dann durchwanderte er mit gekreuzten Armen langsam das Cabinet.

»Es muß sein,« fuhr er nach einer langen Pause fort, »aber es soll das letzte sein! Wenn er beseitigt ist, wer will mir etwas anhaben?«

Er setzte sich hin und schrieb rasch einige Zeilen nieder, die er an ›Louis Vernier aus Paris, zur Zeit im Pariser Hofe‹ adressirte.

Unterdeß hatte der Werkmeister mit dem alten Buchhalter eine sehr lange Unterredung auf dem Hausflur.

Den Buchhalter bedauerte den Eigensinn seines Herrn und rieth dem Werkmeister, seine Bitte der Frau Schenk vorzutragen, die ja die alleinige Erbin des Fabrikanten sei.

»Ich mache Ihnen keine großen Hoffnung,« sagte er, »aber es ist doch möglich, daß sie der Arbeiter wegen

Ihre Bitte erfüllt. Die Pietät für ihren Vater muß ihr ja sagen, daß sie –«

»Nein, nein,« fiel der Werkmeister ihm in's Wort, »von ihr erwarte ich am wenigsten Hülfe für uns. Ich kenne diese Dame und weiß sehr gut, daß ihr das Wohl und Wehe anderer Leute und ganz besonders der Proletarier nichts gilt. Proletarier! Ich hörte, wie sie das Wort verächtlich sprach, als ich damals in der unruhigen Zeit in ihrem Beisein ihrem Vater einige Wünsche, unserer Arbeiter berichtete.«

Der Buchhalter schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Dennoch sollten Sie es versuchen,« sagte er.

»Nein,« fuhr der Werkmeister entschlossen fort, »so arm ich auch bin, ich kann nicht betteln und kriechen, mir ist das nicht gegeben. Ich habe das Meinige gethan, nun bleibt mir nichts als unserm Herrgott das Uebrige anheim zu stellen. Ich habe zwei rüstige Arme und meine Tochter hat auch etwas gelernt, ich denke, den Winter werden wir uns schon durcharbeiten.«

»Sie haben eine erwachsene Tochter?«

»Ja, mein Kind ist schön und tugendhaft, ich danke Gott, daß er mich an diesem Kinde so viele Freude erleben läßt.«

»Die ist das einzige Kind?«

»Lieber Herr; sie ist die Aelteste von sieben, sie näht und stickt außerordentlich schön und hat damit schon manchen blanken Thaler verdient.«

»Aber die ganze Familie kann sie doch damit nicht ernähren?« fragte der Buchhalter.

»Gewiß nicht und ich wäre keinen Schuß Pulver werth, wenn ich's verlangen wollte.«

»Da muß geholfen werden, – wissen Sie was, gehen Sie zu dem Vater meines Chefs, zu dem Wirth Bertram Schenk, und überlegen Sie mit ihm –«

»Wird er mir helfen können?«

»Wer weiß? Er ist ein biederer, liebenswürdiger Mann, er wird Ihnen jedenfalls mit Rath und That zur Seite stehen, wenn er nur eben kann.«

Der Werkmeister reichte dem alten Manne die Hand.

»Dank Ihnen,« sagte er, »Sie haben mir wenigstens eine herzliche und aufrichtige Theilnahme bewiesen, das ist manchmal mehr werth, als eine Unterstützung.«

»Dürfte ich Sie um Ihren Namen bitten?«

»Peter Klaas.«

»Und ich heiße Carl Tender, es freut mich recht sehr, Sie kennen gelernt zu haben.«

»Sie werden meinen Rath befolgen?«

»Gewiß – leben Sie wohl.«

Der Buchhalter wartete, bis der Werkmeister das Haus verlassen hatte, dann kehrte er in's Comptoir zurück, um das Circulair zu entwerfen.

## SIEBENZIGSTES KAPITEL. DIE HEIMKEHR.

Vor dem Hause des Gastwirths Bertram Schenk hielt eine Droschke, und war ein Ereigniß, welches sehr, sehr selten vorkam.

Bertram Schenk eilte hinaus und öffnete die Wagenthüre, – im nächsten Augenblick lag Otto in seinen Armen.

Lange hielt der alte Mann den geliebten Sohn umschlungen, was kümmerte ihn die Ungeduld des Kutschers, der das Gepäck hinunter geworfen hatte und nun ungestüm das Fahrgeld verlangte, um wieder abfahren zu können.

Endlich entwand Otto sich den Armen des Vaters, er befriedigte den Kutscher und trat in's Haus.

Bertram Schenk hätte am liebsten den Sohn in die Gaststube geführt, um sich dort ungestört mit ihm zu unterhalten, aber er fürchtete doch zu sehr die Vorwürfe seiner Eehälfte, als daß er es wagte, dieses Vorhaben auszuführen.

»Komm mit zur Mutter,« sagte er leise, »sie ist noch die Alte; laß' Dich's nicht kümmern, wenn sie Dich nicht so herzlich empfängt, wie Du es erwarten dürftest; wir finden wohl nachher ein Stündchen, welches wir allein und ungestört verplaudern können.«

Der Empfang von Seiten der Mutter war doch freundlicher und herzlicher, als Bertram Schenk es erwartet hatte.

»Wie breit und stark Du geworden bist!« sagte der Schenk wirth nach dem die Begrüßungen stattgefunden hatten, und es lag in dem Tone, den er anschlug, eine stolze Bewunderung, »ja, ja, man sieht, das Reisen –«

»Du kommst direct von London?« fragte Frau Schenk, ihren Gatten unterbrechend.

»Gerades Weges,« erwiderte Otto, »Ihr werdet meinen Brief wohl schon gestern erhalten haben?«

»Natürlich,« fuhr der Schenk wirth fort, während er die Schnupftabaksdose öffnete, um seinem Sohne eine Priese anzubieten. »Du schreibst darin von einer Erfindung, die Du gemacht hast, ich bin sehr neugierig, zu erfahren, welche Erfindung das ist.«

»Eine Erfindung, die von sehr großem Werthe ist,« versetzte Otto, der jetzt seinen Koffer öffnete, um die Geschenke, die er mitgebracht hatte, auszupacken. »Sie betrifft eine wesentliche Verbesserung des Gußstahls.«

»So, so, des Gußstahls,« sagte Bertram Schenk nachdenklich und aus dem Tone, in welchem er das sagte, ging hervor, daß er den Nutzen dieser Erfindung nicht recht begriff.

Frau Schenk zuckte geringschätzend die Achseln.

»Und diese Erfindung soll von so großem Werthe sein?« fragte sie wegwerfend.

»Gewiß, liebe Mutter.«

»Gußstahl? Was ist Gußstahl?« fragte Helene. »Den Stahl benutzt man doch nur zur Anfertigung von Messern und Scheeren.«

Otto überreichte die Geschenke, die nicht sehr werthvoll, aber doch immerhin des Dankes werth waren.

»Das kann ich Euch nicht auseinander setzen,« sagte er, »wenn ich Euch sage, daß diese Erfindung einen so großen Werth hat, daß ich sie sehr geheim halten muß, so wird dies Euch genügen.«

Bertram Schenk nickte zustimmend.

»Du mußt das ja besser kennen, wie wir,« erwiderte er, »Gott gebe seinen Segen dazu.«

Die Mutter legte das für sie bestimmte Geschenk beiseite und nahm den Strickstrumpf der vor ihr auf dem Tische lag.

»Während Deiner Abwesenheit hat hier sich Manches geändert,« sagte sie, dem Sohne einen Blick zuwerfend, der ebensowohl bedauernd als vorwurfsvoll genannt werden konnte. »Du wirst das schon wissen, Heinrich hat seine beiden Associé's verloren und beerbt, seine Frau hat von ihrem Vater, dem Fabrikant Liebmann, zweimalhunderttausend Thaler, oder gar dreimalhunderttausend, ich weiß das so genau nicht, geerbt. Du wirst erstaunen, wenn Du ihn besuchst, er ist eingerichtet wie ein Fürst –«

»Und doch möchte ich sein Geld nicht haben,« warf Otto ein, dessen Stirne sich umdüstert hatte. »Ich fürchte, es ruht kein Segen auf diesem Gelde man sieht es ja schon jetzt, es hat ihn stolz und hochmüthig gemacht.«

Die Augenbraunen der Hausfrau zogen sich drohend zusammen, die Stricknadeln begannen bereits ziemlich ungestüm zu klappern.

»Ich weiß nicht, was Ihr alle so viel an ihm auszusetzen habt,« sagte sie unmüthig, »wenn man ihn in den Mund nimmt, wird auch sofort über ihn geschimpft, man sollte sich lieber freuen, daß es ihm, so gut geht.«

Bei den letzten Worten traf ein zürnender Blick den Schenkwrith, der mit seinen klugen treuherzigen Augen den Sohn bedeutsam anschaute.

»Weshalb sollen wir uns darüber streiten?« entgegnete Otto ruhig. »Ich gönne Jedem sein Glück, und was diesen ungerechtfertigten Stolz betrifft, so hat man ja nicht nöthig, sich über ihn zu ärgern.«

»Heinrich ist nicht so stolz, wie Ihr Alle glaubt,« verteidigte die Mutter den Liebling, »Ihr nennt ihn hochmüthig und herzlos, er wird Euch beweisen, daß er es nicht ist.«

»Wodurch wird er das beweisen?« fragte der Schenk-wirth, der seinen Groll gegen Heinrich noch nicht überwunden hatte und trotz seinem Vorsatze, darüber zu schweigen, sich nun doch von diesem Groll hinreißen ließ.

»Dadurch, daß er seinem Bruder das Kapital vorstreckt zur Gründung der Fabrik.«

»Prosit die Mahlzeit!« fiel Bertram Schenk seiner Ehehälfte gereizt in's Wort. »Nicht einen Pfening rückt er heraus.

»Weißt Du das schon so sicher?« spottete die Mutter.

»Ja, ich weiß es!« polterte der Hausherr, und er schlug die Tabakdose so heftig zu, daß Helene erschreckt emporfuhr, »ich war gestern bei ihm, um –«

»Ah – das hättest Du nicht thun sollen, Vater,« sagte Otto vorwurfsvoll.

»Na, ich hab's gethan, weil ich hoffte, Heinrich werde noch einen Funken Liebe für seine Familie im Leibe haben, aber ich sah mich gewaltig getäuscht. Ich weiß jetzt, was ich von ihm zu halten habe; und es soll mir Keiner kommen, der ihn vertheidigen will.«

»Wer weiß, wie Du dich benommen hast!« eiferte die Mutter. »Fordern konntest Du es nicht, wahrscheinlich hast Du es gethan, möglicherweise bist Du grob geworden, es ist ja Deine beliebte Manier.«

Bertram Schenk zuckte die Achseln, der Ton, den seine Frau anschlug, führte in der Regel zu einem erbitterten Wortwechsel, und dem wollte er heute vorbeugen, um sich die Freude des Wiedersehens nicht trüben zu lassen.

Frau Schenk, die dieses Schweigen als Unterwerfung deutete, begnügte sich damit, noch einige lobende Aenßerungen über ihren Liebling fallen zu lassen, dann erhob sie sich, um für das Abendbrod zu sorgen.

Sie hatte das Zimmer noch nicht verlassen, als nach kurzem Anklopfen ein Fremder eintrat, der mit gegen Bertram Schenk einige Worte im Vertrauen zu reden wünsche.

»Mein Name ist Carl Tender,« setzte er hinzu, »ich war Werkführer in der Tabakfabrik des verstorbenen Herrn Theodor Liebmann!«

Das Interesse der Hausfrau wurde die Worte geweckt, vielleicht bezog sich die vertrauliche Unterredung auf die Erbschaft. Vielleicht erfuhr sie jetzt endlich, wie hoch dieselbe sich belief, worüber sie bisher noch keine Gewißheit erhalten konnte.

Ob nun der Schenkwirth die Neugier seiner Gattin ahnte, oder ob er hoffte, durch diese Unterredung sein Urtheil Heinrich bestätigt zu sehen, – genug, er bot dem Werkmeister einen Stuhl an und erklärte ihm, daß er vor seiner Frau und seinen Kindern kein Geheimniß habe.

»Wenn aber die Sache ein Geheimniß breiten muß,« sagte er, »so –«

»Durchaus nicht,« unterbrach Tender ihn ruhig, »ich bitte nur um Entschuldigung, daß ich Sie in einer Privatangelegenheit belästige. Man hat mir Ihr gutes edeldenkendes Herz gerühmt, deshalb wage ich es, zu Ihnen zu kommen, es ist ja nicht mein Geschick allein, sondern das Wohl zahlreicher Familien, welches mich dazu bewegt.

»Wir hatten in der Fabrik des Herrn Liebmann unser gutes Auskommen, wer fleißig arbeitete, konnte einen hübschen Wochenlohn verdienen und es waren, ich darf es sagen, nur solide Arbeiter und Arbeiterinnen in unserer Fabrik beschäftigt. Die meisten von ihnen haben Familie, und wir Alle konnten beruhigt dem Winter entgegensehen, denn das Geschäft ging recht flott. Ich gestehe, als der Sohn unseres Principals sich so plötzlich aus dem Staube machte und die Ursache dieser Flucht ruckbar wurde, da dachte ich mit geheimer Angst daran, daß Herr Liebmann plötzlich sterben könne, in dieser Cholerazeit ist ja Niemand seines Lebens sicher. Aber ich dachte auch, Herr Schenk werde in diesem Falle die Fabrik übernehmen und uns das Brod nicht entziehen; es lag ja in seinem eigenen Interesse, denn wie gesagt, wir hatten mehr Aufträge, als wir ausführen konnten und es wurde viel Geld daran verdient. Das sagte ich Ihrem Herrn Sohne, als Herr Liebmann so plötzlich verschieden war, aber er befahl mir, die Fabrik zu schließen und ihm die Schlüssel zu überliefern. Der Buchhalter mußte uns auslönnen, – wir waren entlassen. Weniger die eignen Sorgen, als

die Noth und die Niedergeschlagenheit meiner Kameraden bewogen mich, heute Ihren Herrn Sohn noch einmal zu besuchen. Ich hoffte, es werde mir gelingen, sein Mitleid zu wecken, ich erbot mich, die Leitung der Fabrik zu übernehmen, ich bat ihn uns nur noch so lange zu beschäftigen, bis die vorrätigen rohen Tabake aufgearbeitet seien, aber er wies mich ab, und es that mir in der Seele weh, als er, statt mit mir vernünftig zu überlegen, mir ziemlich unfreundlich erwiderte, wenn ich Geld besitze, könne ich die Fabrik kaufen, sie werde nächstens unter den Hammer kommen.«

In den Zügen des Schenkwrths spiegelte sich die Entrüstung, welche diese Mittheilung in der Seele eines jeden zartfühlenden Menschen wecken mußte. Er warf seiner Eehälfte einen Blick zu, der die stumme Frage enthielt, ob sie auch jetzt noch wage, ihren Liebling in Schutz zu nehmen.

Auch Otto und Helene konnten ihre Entrüstung nicht verhehlen, nur die Mutter blieb kalt und gleichgültig.

»Wenn Herr Schenk die Fabrik geschlossen hat, so wird er dazu seine triftigen Gründe haben,« sagte sie gelassen, »man kann von dem Erben nicht verlangen, daß er den Arbeitern zu Liebe –«

»Madame, die Erbschaft beträgt mehr als zweimalhundertfünfzigtausend Thaler,« fiel Tender ihr erbittert in's Wort. »Herr Schenk würde nicht nur keinen Pfennig verloren, sondern Geld gewonnen haben.«

Bertram Schenk griff tief in seine Dose hinein, er that das immer, wenn er über eine ernste Sache nachdachte.

»Lieber Mann, was kann ich für Euch thun?« fragte er rathlos. »Soll ich mit meinem Sohne reden? Es wird nichts nützen, das sage ich Euch im Voraus, was er will, das führt er durch.«

Der Werkmeister nickte, ein Zug schmerzlicher Wehmuth glitt über sein biederes Gesicht.

»Ich weiß das sehr wohl,« erwiderte er, »dennoch hoffte ich, Sie würden mir einen guten Rath geben können, es ist keine Kleinigkeit, wenn zwanzig Personen, die für ihre Angehörigen sorgen müssen, so kurz vor dem Winter brodlos werden.«

»Wenn man die Fabrik kaufen könnte!« warf Otto ein.

»Lieber Herr, dazu sind mindestens dreißigtausend Thaler nöthig,« fuhr Tender fort, »wer wird sie hergeben? Ich will nicht sagen, daß ein Kapitalist sich fände, der die Hälfte der Summe auf erste Hypothek hergäbe, aber –«

»Warten Sie,« unterbrach Bertram Schenk ihn und in seinen Augen leuchtete es freudig auf. »Da ist ja mein Freund Wacker; Fritz Wacker, der nicht weiß wie er sein Geld anlegen soll – ich werde mit ihm reden.«

»Glauben Sie, daß er die ganze Summe zahlen wird?« fragte Tender zweifelnd.

»Ja so,« erwiderte der Schenkewirth, – »dreißigtausend Thaler! Nein, das glaube ich nicht.«

»Dann müßten wir einen Kapitalisten suchen –«

»Vielleicht nimmt Heinrich die erste Hypothek.«

»Ich möchte ihn nicht darum ansprechen, nachdem er so barsch mich abgefertigt hat,« sagte der Werkmeister,

»es gibt ja Leute genug, welche eine Gelegenheit, ihre Kapitalien sicher anzulegen, gerne benutzen.«

»Vielleicht wäre Herr Schirmer dazu geneigt,« warf Otto ein.

»Herr Schirmer?« versetzte der Schenk wirth gedankenvoll wankend er auf dem Deckel seiner Dose einen lustigen Marsch trommelte. »Willst Du es übernehmen, ihn darum anzusprechen?«

»Gewiß.«

»Wohlan, was geschehen soll, das muß rasch geschehen,« sagte Tender, indem er sich erhob. »Für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, meine Herren, einstweilen meinen herzlichsten Dank, ich hoffe, ihn durch die That beweisen zu können.«

Bertram Schenk nahm Hut und Stock.

»Wir werden sofort zu Herrn Wacker hingehen,« erwiderte er, »kommen Sie, mein Herr; wenn wir ihn geneigt finden, wird mein Sohn morgen früh mit dem Bankier reden.«

Die Beiden gingen hinaus, auch Frau Schenk verließ die Stube, nachdem sie einige unliebsame Bemerkungen über Einmischung in die Angelegenheiten anderer Leute, über allzu eifrige Bereitwilligkeit und späteren Undank gemacht hatte.

Otto blieb mit Helene allein.

Er redete mit ihr über ihren Verlobten, den er im Laufe der nächsten Tage besuchen wollte, da er sich ohnehin vorgenommen hatte, vor seiner Etablirung das gewerbreiche Westphalen und das Rheinland zu bereisen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß die Mutter sich noch immer weigerte, in die Verlobung einzuwilligen und zwar einzig und allein deshalb, weil sie mit ihrer Tochter höher hinaus wollte.

Inzwischen wanderten die Beiden zu dem ehemaligen Schneidermeister, den sie, im seidenen Schlafrock nachlässig auf einer Ottomane liegend, antrafen.

Fritz Wacker hörte die Wünsche des Werkmeisters schweigend es schmeichelte seinem Stolze, daß man ihm den Vorschlag machte, die Fabrik zu kaufen.

»Dreißigtausend Thaler?« fragte er. »Bah, Kleinigkeit, ich werde die Fabrik kaufen, meine Mittel erlauben mir das. Das heißt, für eigene Rechnung,« fuhr er fort, »wenn ich auch von der Cigarrendreherei nichts verstehe, Sie, Herr Tender, werden die Sache leiten und mein Interesse wahrnehmen. Einen tüchtigen Commis für den Ein- und Verkauf müssen wir natürlich auch haben, na, ich werde mich danach umsehen und morgen Herrn Schenk besuchen, um die Sache in's Reine zu bringen.«

Der Werkmeister fand keine Worte für seine Freude und seinen Dank, diese Bereitwilligkeit hatte er nicht erwartet, sie überraschte ihn zu sehr.

Aber auf der andern Seite weckte sie auch in seiner Seele ernste Bedenken, die Vermuthung, daß dieser Mann seine Bereitwilligkeit, Andern gefällig zu sein und durch sein allzurasches Vertrauen sich ruiniren werde, lag ja nahe.

Auch Bertram Schenk konnte sich dieser Vermuthung nicht erwehren.

»Es ist doch besser, wenn Sie vorher die Gebäude und Geräthschaften in Augenschein nehmen,« sagte er ernst. »Herr Schirmer wird vielleicht die Hälfte der Summe auf erste Hypothek geben –«

»Ganz und gar unnöthig,« unterbrach Wacher ihn rasch. »Ich will von diesem Herrn Schirmer nichts geliehen haben.«

»Aber haben Sie die Summe flüssig?«

»Ich werde meine Actien verkaufen.«

»Thun Sie das nicht,« warnte Tender. »Fünfzehntausend Thaler genügen –«

»Na, wir können darüber morgen noch näher reden,« meinte der ehemalige Schneidermeister, »holen Sie mich gegen elf Uhr ab, wir werden alsdann uns die Sache ansehen. Werde ich mit Herrn Schenk einig, so soll die Arbeit übermorgen wieder beginnen.«

Mit warmen Worten des Dankes nahm der Werkmeister Abschied, er versprach, sich schon am, nächsten Tage einzufinden.

»Ich fürchte, dieser Herr ist zu gut, zu leichtgläubig,« sagte er, als er an der Seite des Schenkwrths den Heimweg antrat. »Ich bin ihm gewiß sehr, sehr dankbar für die Bereitwilligkeit, mit derer uns von unsern drückenden Sorgen befreien will, und er darf sich auch darauf verlassen, daß ich sein Vertrauen nicht täuschen werde, aber wie leicht kann er einem Schurken in die Hände fallen und dann ist er bald ruinirt.«

»Diese Besorgniß hege ich auch,« entgegnete Schenk gedankenvoll. »Er hat etwas über Siebenzigtausend Thaler in der Lotterie gewonnen und nun glaubt er schon, der Welt Gesetze vorschreiben zu können. Er hat ein Haus gekauft und es fürstlich eingerichtet, er steht im Begriff, Wagen und Pferde anzuschaffen, ich frage Sie, wo will das hinaus? Wenn er es so großartig anlegt, kann er von seinen Zinsen wahrhaftig nicht leben, also muß er das Kapital angreifen und dann –«

»Man muß ihn warnen.«

»Hilft nichts, er hat behauptet, seine Mittel erlaubten es ihm, und wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.«

Der Werkmeister blieb stehen.

»Sie glauben also mit Sicherheit, daß er die Fabrik kaufen wird?« fragte er.

»Gewiß, sein Stolz leidet nicht, das gegebene Wort zurückzunehmen.«

»Nun, ich hoffe, dieses Unternehmen wird ihm reiche Früchte bringen. Wenn er nur selbst kaufmännische Kenntnisse hätte! Ich will sein Interesse wahrnehmen, wo ich es nur kann.«

»Die Pflicht gebietet es Ihnen.«

»Versteht sich und ich werde diese Pflicht erfüllen. Nochmals meinen herzlichen Dank, ich verlasse Sie, um noch einige Kameraden zu besuchen, denen ich gerne eine frohe Stunde bereiten möchte. Gute Nacht, morgen theile ich Ihnen das Nähere mit.«

Die beiden Biedermänner drückten einander die Hand und setzten dann in verschiedenen Richtungen ihren Weg fort.

Bertram Schenk aber war entschlossen, nicht zu dulden, daß Wacker die ganze Summe hergab.

EINUNDSIEBENZIGSTES KAPITEL. DER FUCHS FÜRCHTET  
DIE FALLE.

Merville hatte den Brief seines Genossen erhalten. Als er den Inhalt desselben las, umdüsterte seine Miene sich mehr und mehr, seine Stirne zeigte drohende Falten. Er las den Brief mehrere Male, dann versank er in Nachdenken.

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll,« murmelte er, »es ist möglich, daß er Recht hat, daß triftige Gründe vorliegen, die ihn und mich nöthigen, sehr vorsichtig zu sein, aber – – mir gefällt es nicht! Die Behörde kann nicht vermuthen, daß ich hier sei, und selbst, wenn sie meine Spur entdeckt hätte – seien wir vorsichtig!«

Er näherte sich rasch der Thüre, öffnete sie und blickte hinaus, dann schlich er sich leise über den Corridor in das Zimmer, welches Marie Latour bewohnte.

»Ich erhalte da soeben einen Brief von Schenk,« sagte er, nachdem er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, »Sie wissen ja, daß er heute Abend mir das Geld bringen und den Schein einlösen wollte.«

»Nimmt er sein Wort zurück?« fragte Marie.

»Das eben nicht, aber er bemerkt – – lesen Sie selbst und dann sagen Sie mir, was Sie von der Sache halten.«

Marie entfaltet das Billet.

»Mein Herr!« las sie. »Triftige Gründe, die ich Ihnen nur mündlich nennen kann, nöthigen mich, Sie zu ersuchen, sich heute Abend zwischen acht und neun Uhr im Heidelberger Faß in Deutz einzufinden. Bringen Sie den bewußten Schein mit und tragen Sie Sorge, daß Sie morgen mit dem ersten Zuge abreisen können.

»Wissen Sie sicher, daß dieser Brief von Schenk kommt?«

»Es ist seine Handschrift,« erwiderte Merville ungeduldig.

»Dann kann ich Ihnen nur den Rath geben, sich an dem bezeichneten Orte einzufinden.«

»Sie finden also nichts Verdächtiges in diesen Zeilen?«

»Nein.«

»Es ist wahr, die Möglichkeit ist vorhanden, daß triftige Gründe ihn zwingen können, die Zusammenkunft mit mir geheim zu halten,« fuhr Merville nach einer Weile des Nachdenkens fort. »Wenn die Londoner Behörde ihre Verfolgung bis hierher ausgedehnt hat, – aber ich kann das kaum glauben –«

»Weshalb sollte es unmöglich sein?« erwiderte Marie gelassen. »Herr Schenk wird darüber Nachrichten erhalten haben, deren Richtigkeit er nicht bezweifeln kann. Wer weiß, ob nicht schon auf Sie der Verdacht gefallen ist, die preußische Polizei soll in derartigen Angelegenheiten sehr geschickt und erfahren sein. Umsonst schreibt Schenk Ihnen gewiß nicht, Sie möchten morgen mit dem

ersten Zuge abreisen, er hat jedenfalls auch dafür seine Gründe.«

Merville schwieg; in düstrem Brüten versunken stierte er vor sich hin.

»Herr Schenk, weiß sehr wohl, daß ihm das Messer an der Kehle sitzt,« fuhr Marie fort, »ihm liegt daran, die gefährlichen Documente zurück zu erhalten, die ihn möglicherweise auf's Schaffot bringen können.«

Merville fuhr erschreckt empor. »Was faseln Sie vom Schaffot!« sagte er rauh. »So weit sind wir noch lange nicht. Sie rathen mir also, hinzugehn?«

»Natürlich!«

»Ich weiß nicht, ich habe diesem Menschen nie getraut,« erwiderte Merville zögernd, »ich halte ihn jedes Verbrechens fähig.«

»Bah, Sie sehen Gespenster, Sie sind furchtsam geworden.«

»Durchaus nicht, – ich –«

»Was haben Sie von ihm zu befürchten? Er wird in dem Wirthshause sich nicht an Ihnen vergreifen.«

»Aber unterwegs –«

»Glauben Sie, er wird so unklug sein, einen Meuchelmörder zu dingen? Er käme aus dem Regen in die Traufe. Gehen Sie ruhig hin, er wird Ihnen das Geld übergeben und Ihnen rathen, sich rasch aus dem Staube zu machen.«

Merville schwankte noch immer.

»Ich muß hingehen,« sagte er endlich, »aber ich bin nicht gesonnen, die Documente mitzunehmen. Ich weiß,

ich spiele *va banque*, er weiß das auch, und zehntausend Pfund Sterling sind immerhin ein Gegenstand, von dem man nicht gern scheidet. Verliere ich das Spiel, so soll er drum doch nicht gewonnen haben, meine Rache muß ihn auch dann noch Verfolgen, wenn ich das Wagniß mit meinem Leben bezahle.«

Erwartungsvoll ruhte der Blick der jungen Dame auf dem verschmitzten Gesicht des Engländers; für sie schien diese Angelegenheit plötzlich eine andere Wendung erhalten zu haben, eine Wendung, die für sie von großem Interesse war.

»Da haben Sie recht,« erwiderte sie, »wenn es ihm gelingt, Sie zu überlisten, so darf er darum seinen Zweck dennoch nicht erreicht haben. Man muß Vorsorge treffen, daß in diesem Falle die Rache ihn sicher erreicht.«

Merville blickte fragend die junge Dame an, er schien ihrer Vorsicht vollkommen beizupflichten.

»Diese Ueberlistung könnte doch nur durch eine Beraubung stattfinden,« fuhr Marie fort. »Vielleicht liegt das in dem Plane des Herrn Schenk; es ist ja möglich, daß er in der Hoffnung, leichtes Spiel mit Ihnen zu haben, es darauf abgesehen hat, sich Ihrer Briefftasche zu bemächtigen. Gelänge es ihm, auf diesem Wege in den Besitz der Documente zu gelangen, so könnte er das Geld sparen und Sie wären ihm gegenüber ohnmächtig.«

»Ganz recht, das ist auch meine Meinung.«

»Für diesen Fall müßten die Documente sich in andern Händen befinden. Wenn Schenk den Raubanfall versucht, so dürfen Sie darauf rechnen, daß er unter keinen

Umständen gesonnen ist, die zehntausend Pfund zu opfern; alsdann muß sofort gegen ihn vorgegangen und der Verlust verschmerzt werden.«

Merville nickte.

»Sie werden dann sofort abreisen; ist es für heute Abend schon zu spät, so bleiben Sie in Deutz und reisen morgen früh ab; mir schieben Sie einfach einen Brief, ein leeres Couvert, meinetwegen, damit ich weiß, was ich zu thun habe.«

»Und was werden Sie dann thun?«

»Den Schein der Behörde einschicken, ohne dabei meinen Namen zu nennen. Auf mich kann kein Verdacht fallen, ich bleibe hier und warte ab, was geschieht.«

»Und ich bin alsdann um meine zehntausend Pfund betrogen.«

Marie zuckte die Achseln.

»Ich habe nie geglaubt, daß Schenk diese Summe Ihnen zahlen würde,« sagte sie, »die Forderung war zu hoch. Zudem besitzen wir genug, um diesen Verlust verschmerzen zu können –«

»Wer hat Ihnen das gesagt?« fragte Merville rasch.

»Ich weiß es. Wenn Sie es mir geheim halten wollten, hätten Sie mir Ihre Actien und Werthpapiere nicht zeigen sollen.«

Merville schwieg; es ärgerte ihn, daß er früher nicht vorsichtiger gewesen war.

»Aber gesetzt, er gibt mir das Geld?« fragte er nach einer Pause. »Was soll ich ihm erwidern, wenn er die Documente verlangt?«

»Können Sie dieselben nicht aus Versehen hier liegen gelassen haben? Will er Sie nicht hierher begleiten, um sie in Empfang, zu nehmen, so holen Sie dieselben.«

Merville wanderte gedankenvoll auf und ab, von Zeit zu Zeit warf er verstohlen einen forschenden Blick auf das Gesicht der jungen Dame, er fand in demselben keinen Zug, der ihm Anlaß zu Mißtrauen gegeben hätte.

»Sie rathen mir also, ohne die Documente hinzugehen und sofort abzureisen,« sagte er nach einer geraumen Weile, indem er sich auf einen Stuhl niederließ. »Dann müßte ich meine Koffer mitnehmen, denn es würde auffallen, wenn Sie mir dieselben nachschicken wollten.«

»Allerdings, aber ich würde Ihnen rathen, Ihre Werthpapiere mir anzuvertrauen.«

»Weshalb das?«

»Weil, wenn man berauben will –«

»Ah – sie liegen in der Blechschatulle in meinem Koffer. Niemand kann vermuthen, daß dieser unscheinbare Koffer einen so großen Werth birgt.«

»O doch ist es oft vorgekommen, daß ein solcher Koffer gestohlen wurde. Sie müssen ihn doch am Bahnhofe zurücklassen, mitnehmen können Sie ihn nicht in das Wirthshaus. Wenn Sie mir die Actien nicht anvertrauen, dann bedaure ich, mein Geschick an das Ihrige gekettet zu haben.«

Merville mußte an dem Tone, den Marie bei den letzten Worten anschlug, erkennen, wie tief sie sich gekränkt fühlte, er beeilte sich, mit ihr sich wieder auszusöhnen;

wenn er sie verlor, so hatte er Niemanden mehr, dem er seine Leiden und Freuden anvertrauen konnte.

Merville war ein Mensch, der mit kaltem Blute das größte Verbrechen begehen konnte, daneben aber auch ein schwaches Kind denen gegenüber, die ihn zu leiten verstanden.

Marie hatte ihre Kunst an ihm erprobt und ihn so eng an sich gekettet, daß er, auch wenn er es gekonnt hätte, die Fesseln nicht zerbrochen haben würde. Er war stolz darauf, die junge, schöne, reizende Dame für sich allein gewonnen zu haben, wenn Marie es verlangt hatte, wäre er ohne Bedenken mit ihr in den Ehestand getreten, an eine Trennung von ihr wagte er nicht zu denken.

Daß er unter solchen Umständen ihr sein volles Vertrauen schenkte, war, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch erklärlich und wenn auch einmal in seiner Seele die Besorgniß auftauchte, daß sie ihn betrügen könne, so suchte er doch diesen Gedanken wieder zu verbannen, – er hielt eine solche Treulosigkeit für unmöglich.

»Sie mißverstehen mich,« sagte er, in dem Bestreben, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, »ich denke nicht daran, das leiseste Mißtrauen gegen Sie zu hegen, ich fürchte nur, man könne auf Sie Verdacht werfen, hier Haussuchung halten und dann die bedeutende Summe bei Ihnen finden, über deren Erwerb Sie sich nicht auszuweisen vermögen.«

»Sagen Sie mir, wohin Sie zunächst reisen, so sende ich Ihnen morgen die Schatulle nach, erwiderte Marie, gleichgültig.

»Unter meinem Namen?«

»*Poste restante.*«

Nach kurzem Zögern ging Merville hinaus, als er bald darauf zurückkehrte, trug er die Schatulle unter dem Arm.

Er stellte sie auf den Tisch und legte die Schriftstücke, auf deren Besitz Heinrich Schenk so großen Werth legte, neben sie.

»Hier ist Alles,« sagte er, »ich vertraue Ihnen Alles an, was ich besitze. Für den Fall Schenk den Schein einlösen will, sende ich Ihnen ein Briefchen durch einen Boten.«

»Thun Sie das nicht,« unterbrach Marie ihn, ohne der Schatulle und den Documenten mehr als einen flüchtigen Blick zu widmen, »kommen Sie lieber selbst, es ist besser, wenn Niemand erfährt, daß wir einander nahe stehen.«

»Sie mögen Recht haben, vielleicht läßt Schenk sich auch bewegen, mich hierher zu begleiten, um hier die Papiere in Empfang, zu nehmen. Ich sollte sie eigentlich doch mitnehmen.«

»Thun Sie es, ich fürchte, Sie werden es bereuen.«

»Ich könnte sie ja irgendwo verstecken, er wird sie doch nur im Portefeuille vermuthen.«

Marie zuckte gleichmüthig die Achseln, sie schien nicht den mindesten Werth darauf zu legen, ob Merville ihren Rath befolgte oder nicht.

Und eben diese Ruhe, diese kalte Gleichgültigkeit täuschte den sonst so mißtrauischen Mann, er ahnte nicht, daß sie eine Maske war – die Maske einer schlaunen Betrügerin.

»Ich will Ihrem Rath folgen,« sagte er, »komme ich nicht selbst im Laufe des Abends zurück, so erhalten Sie morgen früh einige Zeilen, damit Sie wissen, woran Sie sind. Ich werde direkt bis Basel durchfahren, schicken Sie also die Schatulle unter der Chiffre *P. V. poste restante* nach Basel und kommen Sie recht bald nach. Glauben Sie auf jenen Schein hin sich mit Schenk einigen zu können, so thun Sie es. Nur nicht zu billig, unter achttausend Pfund Sterling nicht. Leben Sie wohl.«

Marie legte mit einem treuherzigen, theilnehmenden Blick die Hand in die Merville's.

»Leben Sie wohl,« erwiderte sie, »auf baldiges Wiedersehen.«

Merville blickte die junge Dame lange an, es schien fast, als ob dennoch ein Mißtrauen in seiner Seele erwacht sei, als ob er nun die innersten Gedanken Marie's erforschen wolle, um sich über seinen Argwohn Gewißheit zu verschaffen.

Endlich wandte er sich um, noch einen Blick warf er zurück, dann ging er langsam, zögernd hinaus.

Gleich darauf ertönte die Schelle.

Der Kellner eilte in das Zimmer Merville's.

»Ich werde sogleich abreisen,« sagte der letztere, »bringen Sie mir die Rechnung und lassen Sie mein Gepäck durch den Hausknecht zum Bahnhofe schaffen.«

Marie stand in ihrem Zimmer am Fenster, sie blickte aufmerksam auf die Straße hinunter.

Sie sah den Hausknecht, welcher das Gepäck trug, sie sah auch Merville über den Minoritenplatz von dannen schreiten.

Von ihren Lippen verschwand das gleichmüthige Lächeln, ihre schönen Züge nahmen einen ernsten, fast schroffen Ausdruck an.

Sie trat rasch an den Tisch und öffnete die Blechschatulle. Mit fieberhafter Hast prüfte sie ihren Inhalt, sie zählte die Werthpapiere und durchlas das Verzeichniß, welches sie unter ihnen fand. Dann legte sie die Briefe und den Schuldschein Heinrich Schenk's ebenfalls hinein. Nachdem sie die Schatulle wieder geschlossen hatte, barg sie dieselbe in ihrem Koffer.

Wenige Minuten später schellte auch sie.

»Wann fährt der letzte Zug nach Bonn?« fragte sie ruhig, als der Kellner eintrat.

»Um neun Uhr.«

Marie warf einen Blick auf die goldne, mit Edelsteinen besetzte Uhr, die, eine Erinnerung an die Pariser Glanzperiode, an ihrer Seite hing.

»So habe ich noch Zeit genug,« sagte sie. »Bringen Sie mir die Rechnung und lassen Sie eine Droschke für mich bestellen.«

Der Kellner verbeugte sich.

Kaum hatte er sich entfernt, als Marie hastig ihr Gepäck fertig machte, ihre fieberhafte Erregung bildete einen scharfen Contrast zu der Ruhe, mit der sie kurz vorher dem Kellner gegenüber getreten war.

Dann warf sie den Mantel um, als der Kellner mit der Rechnung zurückkehrte, fand er die junge Dame schon reisefertig.

Sie zählte das Geld hin, gab dem Kellner, der dienst-eifrig sich ihres Koffers und der Reisetasche bemächtigte, ein Trinkgeld und stieg in den Wagen.

»Zum Bonner Bahnhofe!« rief sie dem Kutscher zu.

Der Wagen fuhr ab. In dem Augenblicke, in welchem Marie auf dem Bahnhofe, ankam, fuhr der letzte Zug von Bonn durch das Festungsthor ein.

Die Passagiere stiegen aus, – die junge Dame verschwand in dem Gedränge.

Die wenigen Wagen, welche auf dem Bahnhofe hielten, waren rasch besetzt. Als der letzte abgefahren war, schritt ein Gepäckträger mit Koffer und Reisetasche in die Stadt hinein; eine dicht verschleierte Dame folgte ihm.

Sie schien mit dem Zuge angekommen zu sein, Niemand kannte sie, und der Versuch, den einige junge Herren machten, ihr in's Antlitz zu blicken, scheiterte an der Dichtigkeit des Spitzenschleiers und der herrschenden Finsterniß auf dem nur spärlich beleuchteten Wege.

»Wohin, Madame?« fragte der Gepäckträger, als sie in der Stadt angelangt waren.

»Zum Königlichen Hof,« erwiderte die Dame ruhig.

Am nächsten Tage konnte man im Fremdenbuche des ›Königlichen Hofes‹ unter den neuangekommenen Gästen den Namen ›Amelie Leroi‹ lesen.

ZWEIUNDSIEBENZIGSTES KAPITEL. IN DEN DEUTZER  
WEIDEN.

Merville hatte einem Bahnbeamten seinen Koffer übergeben, mit dem Bemerkten, er werde vor Abfahrt des letzten Zuges denselben wieder in Empfang nehmen.

Für den Fall daß er heute Abend nicht zurückkehre, fügte er hinzu, werde er sich am nächsten Morgen einfinden, man möge nur den Koffer bis zu seiner Rückkehr aufheben.

Nachdem er diese Anordnung getroffen hattes, schlug er dem Weg zum ›Heidelberger Faß‹ ein.

Er hatte dieses Wirthshaus noch nicht erreicht, als eine in einen langen Mantel gehüllte Gestalt sich ihm näherte.

Unwillkürlich faßte Mervilles seinen spanischen Rohrstock fester, er blieb stehen, mit dem Entschluß, sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen, wenn dieser Unbekannte einen Angriffs beabsichtige.

Diese Furcht war unnöthig, als der Mann näher kam, erkannte Merville seinen Genossen.

»Danken Sie Gott, daß Sie nicht früher gekommen sind,« sagte Heinrich. »Sie wären verloren gewesen.«

Merville ließ den Stock sinken.

»Was soll das heißen?« fragte er bestürzt.

»Kommen Sie,« fuhr Heinrich fort, »hier in Deutz sind Sie nicht mehr sicher, die Polizei weiß, daß Sie hier sind, daß Sie heute Abend oder morgen früh abreisen wollen. Im ›Heidelberger Faß‹ sitzen vier Gensd'armen und ein Commissair, sie sind beantragt, bei Abgang eines jeden

Zuges am Bahnhofe auf Sie zu fahnden, Ihr Signalement hat man –«

»Aber woher wissen Sie das Alles?« unterbrach Merville mit wachsender Bestürzung seinen erregten Begleiter.

»Ich war in der Gaststube, als der Commissair mit dem Wirth darüber sprach. Ein geheimer Agent ist von London angekommen, er hat Ihre Spur bis hierher verfolgt. Heute Abend soll in Köln in allen Gasthöfen Revision gehalten werden, man hat damit schon um sieben Uhr begonnen, und es ist ein Glück für Sie, daß man nicht mit dem Pariser Hof den Anfang gemacht hat. Ich kann Ihnen nicht sagen, in welcher Angst ich Ihretwegen geschwebt habe, wenn man Sie verhaftet hätte, wäre ich ja auch verloren gewesen. Sie haben doch den Schein und die Briefe mitgebracht?«

Merville hatte seine Fassung so sehr verloren, daß er sich dessen, was zwischen ihm und Marie verabredet worden war, nicht mehr erinnerte, er glaubte in diesem Augenblick selbst, die Documente zu besitzen.

»Mein Gott, was nun?« jammerte er. »Ich sitze in der Falle, jeder Ausweg ist versperrt.«

»Nur noch einer ist offen,« entgegnete Heinrich. »Nach Köln dürfen Sie nicht zurück –«

»Das liegt auch nicht in meiner Absicht.«

»Sie müssen heute Abend den letzten Zug benutzen.«

»Kann ich es?«

»Von hier aus nicht. Sie steigen in Mülheim ein. Dort wird man heute auf Sie noch nicht fahnden, morgen

dagegen dürften bereits alle Zwischenstationen alarmirt sein. Man wird heute Abend im Pariser Hof erfahren, daß Sie Köln verlassen haben, man wird Ihnen nachforschen, Ihre Spur verfolgen und hoffentlich finden, daß sie hier abgebrochen ist. Wir gehen unverzüglich nach Mülheim, wenn wir dort anlangen, warten wir bis der Zug kommt, dann eilen Sie zum Bahnhofe, nehmen rasch ein Billet und steigen ein.«

»Aber mein Gepäck –«

»Wo ist es?«

»Hier am Bahnhofe.«

»Das ist fatal. Sie müssen es im Stich lassen. Befinden sich Sachen von Werth darin?«

»Nein.«

»Nun so können Sie wohl den Verlust verschmerzen.«

»Vielleicht können Sie es mir nachschicken,« warf Merville ein, dem trotz der Kälte der Schweiß über die Wangen rann.

»Ich werde mich hüten,« erwiderte Heinrich, »dadurch würde ich mich verdächtig machen. Was haben Sie in dem Koffer?«

»Nur Wäsche und Kleidungsstücke.«

»Weiter nichts?«

»Nein.«

»Es ist ein geringer Verlust, Sie müssen sich über ihn hinweg setzen. Kommen Sie.«

»Aber wohin führen Sie mich?« fragte Merville, der bisher willenlos dem jungen Manne gefolgt war, und jetzt

zögernd stehen blieb. »Das ist doch nicht der Weg, der nach Mülheim führte.

»Allerdings,« erwiderte Heinrich, dessen Aufregung einer ruhigen Besonnenheit gewichen war. »Es führen zwei Wege dorthin, der eine, die Landstraße, ist zu gefährlich, die Steuerbeamten am Thore und der Posten vor der Wache könnten uns bemerken und sich später unserer erinnern. Zu dem begegnet man auf dieser Landstraße sehr oft einen Gensd'armen, sie wird scharf bewacht, weil sie in der jüngsten Zeit durch Straßenräuber unsicher gemacht wurde. Der zweite Weg führt am Rheine entlang durch die Weiden, es ist ein Fußweg, der wenig begangen wird.«

Merville schwieg, er sah, daß sein Begleiter den Mantel abnahm und über den Arm hing.

»Es wird mir zu heiß,« bemerkte Heinrich, und wir haben noch einen weiten Marsch zu machen.«

»Und wie ist es mit dem Gelde?« fragte Merville nach einer Weile.

»Ich werde es Ihnen nachher einhändigen, wir finden in Mülheim Zeit genug dazu.«

Heinrich sagte das so ruhig und bestimmt, daß Merville die Aufrichtigkeit dieser Erklärung nicht bezweifeln konnte; er bereute jetzt, die Papiere nicht mitgenommen zu haben, da er ja voraussehen mußte, daß sein Begleiter ihm ohne diese das Geld nicht auszahlen würde,

»Sollte er ihn an Marie verweisen? Es war das Einzige, was er thun konnte, er selbst durfte ja nach Köln nicht zurückkehren. Aber das mochte er ihm jetzt noch nicht

sagen, er fürchtete, Heinrich werde, wüthend über dieses Mißtrauen, ihn sofort seinem Schicksal überlassen und gerade jetzt bedurfte er der Hülfe eines Mannes, der ihn auf sicherem Wege nach Mülheim führen konnte.

»Sie haben doch die Documente bei sich?« fragte Heinrich nach längerem Schweigen.

»Ja, ja,« erwiderte Merville ungeduldig.

Die Beiden waren jetzt in dem Weidenbusch angelangt, welcher sich auf dem Wege zwischen Deutz und Mülheim dicht am Ufer des Rheines befand.

Die Nacht war finster, aber ruhig, man hörte das Plätschern und Spülen der Wellen des ziemlich hoch angeschwollenen Stroms.

Warf man einen Blick hinüber auf die Kölner Seite, so sah man hie und da ein einzelnes Licht, auf der Deutzer Seite dagegen und namentlich in der einsamen Gegend, in der die Beiden sich, befanden, war Alles dunkel und still.

Ein schmaler Fußpfad führte durch das Gebüsch; Heinrich ließ seinen Begleiter vorangehen.

Da plötzlich – was war das? Ein dumpfer Schlag – ein Fall – – – die Spitzen der schlanken Weiden bogen sich mit Blitzesschnelle auseinander.

Es war das Werk eines kurzen Augenblicks gewesen; in der nächsten Minute vernahm man nur noch das Rauschen der Wellen.

Und gleich darauf – horch – klang es nicht, als ob ein schwerer Körper in das Wasser hinuntergeworfen worden wäre?

Das Plätschern und Rauschen der Wellen wurde lauter, ungestümer, am Ufer zog der Wasserspiegel große Kreise.

Ein Mann stand dort und blickte in die Wellen hinunter und als es unten ruhig, ganz ruhig geworden war, hüllte er sich in seinen Mantel und schritt rasch von dannen.

Er schlug den Weg nach Deutz ein, dann wanderte er über die Brücke nach Köln.

---

Es war elf Uhr, als Heinrich Schenk in sein Haus zurückkehrte.

Er legte seinen Mantel ab und ging in die Wohnstube, um zu Nacht zu essen.

Ruhig und ernst, wie immer, bot er seiner Gattin, die noch wachte, guten Abend. Sie fragte ihn nicht, wo er gewesen sei, es interessirte sie ja nicht, das zu erfahren.

Aber wenn sie ihn aufmerksam beobachtet hätte, würde sie bemerkt haben, daß seine Ruhe erzwungen war, daß die Hand, welche das Weinglas zum Munde führte, so heftig zitterte, daß ein Theil des Inhalts verschüttet wurde.

Bertha sah es nicht, das Buch, in welchem sie las, schien ihre ganze Aufmerksamkeit zu fesseln.

»Ich werde morgen nach Paris abreisen,« sagte sie, nach einer geraumen Weile aufblickend, »wann ich zurückkehre, kann ich noch nicht bestimmen.«

»Ganz nach Deinem Belieben,« erwiderte Heinrich gleichgültig. »Lieber wäre es mir freilich, wenn Du auf die

Reise verzichten wolltest, ich habe vor, in diesem Winter große Soireen zu geben.«

»Ihretwegen kann ich mich nicht entschließen, hier zu bleiben, die Soireen können ja auch ohne mich gegeben werden.«

»Das würde den Leuten Stoff zu Gerüchten –«

»Wir stehen über dem Urtheile der öffentlichen Meinung, was kümmert es uns, wie die Leute über uns reden!«

Bertha hatte das Buch geschlossen, sie erhob sich und rauschte hinaus.

Offenbar hatte sie die Rückkehr ihres Gatten nur erwartet, um ihm ihre bevorstehende Abreise anzukündigen.

Heinrich leerte hastig das Glas, zündete eine Kerze an und ging hinunter in sein Cabinet.

Er holte ein Portefeuille aus seiner Tasche und öffnete es.

Es enthielt mehrere Papiere, Briefe und Pässe, einige Banknoten und verschiedene Adreßkarten.

Der junge Mann entfaltete jedes Papier, sein Gesicht umdüsterte sich mehr und mehr, drohend zogen die Falten auf der Stirne sich zusammen.

Abermals durchsuchte er das Portefeuille, zum dritten Male wühlte er mit fieberhafter Aufregung in den Papieren, während der Schweiß in großen Tropfen ihm vor die Stirne trat.

Mit einem entsetzlichen Fluch warf er endlich das Portefeuille auf seinen Schreibtisch.

Sein Blick war starr, glasig, seine Lippen bebten, das krampfhaft Zucken der Gesichtsmuskeln zeugte von der gewaltigen Erschütterung des Nervensystems.

»Der Schuft hat mich betrogen,« murmelte er, »er hatte das Document nicht bei sich! Aber weshalb wäre er denn gekommen? Sollte es sich in dem Koffer befinden? Nein. Er hatte keinen Grund, mir zu mißtrauen, er wußte, daß er ohne die Papiere das Geld nicht erhielt. – Und doch – weshalb sind sie nicht in diesem Portefeuille?«

In brütendem Sinnen versunken, stierte der junge Mann lange vor sich hin, er glich einem Verzweifelnden, der Alles verloren, der seine letzte Hoffnung zu Grabe getragen hat.

»Bah – weshalb fürchte ich?« fuhr er endlich in seinem Selbstgespräch fort. »Sein Mund ist stumm, er kann nicht mehr erwachen. Und diese Papiere? Habe ich denn Ursache, sie noch zu fürchten? Er war allein, er hatte hier Niemanden, dem er sie anvertrauen konnte, und seine Habsucht würde ihm auch nicht erlaubt haben, sich von ihnen zu trennen. In seinem Koffer waren sie auch nicht, er würde größeren Werth auf ihn gelegt haben. – Hm, die Sache ist klar; er hat befürchtet, daß ich ihn seines Portefeuille's berauben könne und deshalb die Papiere in eine andere Tasche getragen. Daß ich so thöricht war, diese Taschen nicht zu durchsuchen! Aber was thut's? Das Wasser wird binnen wenigen Stunden die wichtigen Documente zerstört haben; ich kann ruhig sein.«

So ganz ruhig war Heinrich aber nicht, sein Blick, der Ausdruck seines Gesichts, jede Bewegung, die er machte, verrieth die innere Angst.

Wenn ihn auch die Ueberzeugung, daß das Wasser die Schriftstücke zerstören werde, einigermaßen beruhigte, sicher fühlte er sich nicht, sein böses Gewissen ließ ihm keine Ruhe, es flüsterte ihm mit teuflischem Hohne zu, das Verbrechen sei nutzlos verübt, der Zweck nicht erreicht.

Lange wanderte der junge Mann in seinem Cabinet auf und ab, er fand keine Ruhe, so viele Gründe er auch für die Thorheit seiner Besorgnisse herumsuchen mochte.

Es war nahe an drei Uhr, als er sich endlich in sein Schlafgemach zurückzog.

Am nächsten Morgen zeigte nur der trübe Blick die Spuren der schlaflos durchwachten Nacht.

Aeußerlich ruhig, ja sogar heiter ordnete Heinrich im Geschäft die Beantwortung der eingelaufenen Briefe an; nachdem dies geschehen war, fuhr er in einer Droschke aus.

Eine halbe Stunde später trat er in das Bureau des Oberprocurators.

»Man hat mir gesagt, das Gerücht behaupte, mein Associé Peter Paul Scheerenberg sei in der Londoner Irrenanstalt keines natürlichen Todes gestorben,« nahm er das Wort, nachdem er sich vorgestellt hatte. »Was an diesem Gerücht wahr oder erlogen ist, kann ich nämlich nicht

wissen, aber der Umstand, daß der Besitzer jener Irrenanstalt geflüchtet und seitdem spurlos verschwanden ist, kann jenes Gerücht nur bestätigen.«

Der Oberprocurator nickte.

»Die Londoner Behörde hat die Verfolgung bereits eingeleitet,« erwiderte er, »auch wir sind beauftragt, auf den Verbrecher zu fahnden, da man vermuthet, daß er hierher kommen werde, um Sie zu besuchen.«

Ein forschender, durchdringender Blick begleitete die letzten Worte, ein Blick, der in die innersten Tiefen der Seele Heinrich's eindringen zu wollen schien.

Der junge Mann verlor die Geistesgegenwart nicht, er begegnete diesem Blick mit einem Gleichmuth, als ob er es für ein Ding der Unmöglichkeit halte, daß man auf ihn auch nur den leisesten Verdacht werfen könne.

»Ich habe nichts mehr mit ihm zu schaffen,« sagte Heinrich ruhig, »ich wüßte also auch nicht, was ihn bewegen könnte, mich zu besuchen. Sein Honorar hat er am ersten eines jeden Monats im Voraus erhalten, mithin kann er keine Ansprüche an mich machen. Aber ich wünsche nichts mehr, als daß er hierher kommen möge, ich würde ihn dann augenblicklich der Polizei überliefern. Es ist mein Wunsch, daß die Verfolgung auf's Eifrigste betrieben wird, nicht der albernen Gerüchte wegen, sondern, um diesen Verbrecher dem Arme der rächender Gerechtigkeit zu überliefern.«

»Das ist auch mein Wunsch,« versetzte der Oberprocurator, »indeß glaube ich kaum, daß er in Erfüllung gehen

wird. Nach meiner Ansicht hat Merville längst den Continent verlassen, er wird eher in Amerika als in Europa zu finden sein.«

»Glauben Sie?«

»Ganz gewiß!«

»Nichts destoweniger setze ich für Denjenigen, dem es gelingt, sich der Person dieses Menschen zu bemächtigen, eine Belohnung von tausend Thaler aus, und ich wünsche, die Summe recht bald auszahlen zu können. Ich bitte Sie, das an geeigneter Stelle bekannt zu machen.«

Der Oberprocurator sagte die Erfüllung dieser Bitte zu, und Heinrich verließ ihn mit dem Bewußtsein, der Möglichkeit, daß ein Verdacht ihn treffen könne, energisch und wirksam vorgebeugt zu haben.

### DREIUNDSIEBENZIGSTES KAPITEL. DIE BRÜDER.

Seinem, dem Werkmeister Tender gegebenen Versprechen zufolge, ging Otto zu dem Bankier Schirmer, um von ihm das Kapital zum Ankauf der Fabrik zu erbitten.

Er wählte dazu die Stunde, in der Herr Otto Schirmer zu frühstücken pflegte; mit den Gewohnheiten des alten Herrn so ziemlich vertraut, wußte er, daß er ihn alsdann in der Wohnstube bei seiner Tochter und der Tante Therese antraf.

Er ließ ihm durch die Magd melden, daß er in einer Privatangelegenheit mit ihm zu reden wünsche und der Bankier, vermuthend, daß man ihn einer Collecte wegen in Anspruch nehmen wolle, ließ ihn eintreten.

Tante Therese eilte, als sie den Eintretenden erblickte, ihm freudig überrascht entgegen, sie reichte ihm beide Hände zum Gruß und fand kaum Worte, ihre Freude über dieses unerwartete Wiedersehen auszudrücken.

Eugenie erwiderte seinen Gruß mit höflicher Freundlichkeit, aber der Blick, der aus ihren tiefblauen Augen ihn traf, sagte ihm mehr, als Worte es vermocht hätten.

Auch der Bankier ließ den Blick mit Wohlgefallen auf dem stattlichen Jüngling ruhen.

»Ich heiße Sie willkommen in der Heimath,« sagte er.  
»Sie waren lange draußen?«

»Etwas über ein Jahr,« erwiderte Otto mit einer Bescheidenheit, die einen außerordentlich guten Eindruck auf den alten Herrn machte.

»Sie waren in Frankreich und England.«

»Ja.«

»Und haben, wie ich höre, etwas Tüchtiges gelernt.  
»Na, das ist die Hauptsache, wer etwas versteht und fleißig ist, kann schon vorwärts kommen. Wie ist es mit der Erfindung, die Sie machen wollten?«

»Sie ist mir gelungen.«

»Ah – eine Erfindung von Werth?«

»Von sehr bedeutendem Werth.«

»Da gratulire ich,« sagte der Bankier mit herzlicher Wärme, »ich wünsche Ihnen von Herzen, daß der Erfolg Ihren Hoffnungen entsprechen möge. Sie wollen sich nun hier niederlassen?«

»Ich weiß das noch nicht,« erwiderte Otto, der inzwischen, einer stummen Einladung des alten Herrn folgend, auf einem Stuhle Platz genommen hatte, »ich habe vor eine Maschinenbauerei, oder vielmehr eine Gußstahlgießerei anzulegen und da schwanke ich noch in der Wahl des Ortes.«

»So, so – eine Gießerei?« fragte Schirmer, in dessen Achtung der junge Mann immer höher zu steigen schien. »Dazu bedürfen Sie aber einer nicht unbedeutenden Summe.«

»Freilich, – meine Ersparnisse werden nicht hinreichen. Aber ich denke, es wird sich ein Kapitalist finden, dem meine Ideen Sicherheit bieten; sobald ich einen definitiven Entschluß gefaßt habe, werde ich mich deßhalb bemühen.«

Der Bankier hatte die Brille abgenommen, er putzte langsam und bedächtig die Gläser derselben mit seinem seidenen Taschentuch und warf dabei einen verstohlenen Blick auf den jungen Mann, der seine Aufmerksamkeit mehr der Tochter, als ihrem Vater widmete.

»Aber ich vergesse ganz, was mich hauptsächlich zu Ihnen führt,« fuhr Otto fort. »Sie wissen, daß mein Bruder die Fabrik seines Schwiegervaters geschlossen hat –«

»Das ist mir noch unbekannt.«

»Er hat es gethan und die Arbeiter sind dadurch brodlos geworden. Ich maße mir kein Urtheil darüber an, da ich ja die Gründe nicht kenne, die ihn dazu bewogen haben. Der Werkmeister des verstorbenen Herrn Liebmann wünscht die Fabrik zu übernehmen, er hat bereits

einen Kapitalisten gefunden, der einen Theil, vielleicht die Hälfte der Summe, dazu hergeben will. Nun habe ich gedacht, ob Sie vielleicht die Güte haben würden, die andere Hälfte auf erste Hypothek –«

»Erlauben Sie,« unterbrach Schirmer ihn, »wie hoch ist der Kaufpreis?«

»Dreißigtausend Thaler.«

»Und wer ist der Kapitalist, der fünfzehntausend Thaler auf zweite Hypothek leihen will?«

»Herr Wacker.«

»Der ehemalige –«

»Schneidermeister, – derselbe.«

Otto Schirmer schwenkte bedenklich das Haupt.

»Wenn er so fortfährt, wird er mit seinem Gelde sehr rasch fertig sein,« sagte er mißbilligend.

»Er denkt an die Noth der Arbeiter, denen er durch dieses Darlehn Brod verschafft,« entschuldigte Otto ihn.

»Zudem ist der Werkmeister ein sehr rechtlicher Mann –«

»Kennen Sie ihn?«

»Nein.«

»Ah – Sie gehen auf den Eindruck, den dieser Mann auf Sie gemacht hat,« sagte der Bankier und Otto fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten lag. »Zugegeben, daß er reell und ehrlich ist, wer bürgt dafür, daß er die nöthige Umsicht und die Kenntnisse besitzt, eine solche Fabrik selbstständig zu leiten? Wer kann wissen, ob nicht über Jahr und Tag die Arbeit eingestellt werden muß, weil die Gläubiger nicht befriedigt werden können? Was aber dann? Die Fabrik kommt unter den Hammer und

der Besitzer der zweiten Hypothek ist der letzte, der seine Ansprüche geltend machen kann. Was dann für ihn herauskommt, weiß Niemand.«

Otto mußte zugeben, daß der alte Herr Recht hatte, er selbst hatte darüber so weit noch nicht nachgedacht.

»Das ist nun lediglich seine Sache,« fuhr Schirmer nach einer Weile fort, »indeß gestehe ich Ihnen offenherzig, daß ich keine Lust habe, die erste Hypothek zu übernehmen.«

»Aber Sie haben doch Sicherheit genug.«

»Ich gebe das zu und wenn ich sie nicht zu haben glaubte, so würde ich sie mir zu verschaffen wissen. Aber ich bin Geschäftsmann, ich kann mit dem Gelde mehr verdienen als fünf Prozent, deshalb leihe ich nicht gerne Kapitalien aus. Wenn Herr Wacker sich für die Sache so sehr interessirt, dann kann ich ihm keinen bessern Rath gehen, als selbst die Fabrik zu übernehmen, wenn er einen tüchtigen kaufmännischen Leiter engagirt, so –«

»Das hat er auch vor,« unterbrach Otto ihn, den es ärgerte, daß seine Bitte so rundweg abgewiesen wurde, »aber ich weiß nicht, ob ich ihm dazu rathen kann. Er versteht nichts von der Sache, und es wird schwer halten, einen Mann zu finden, dem er die Leitung anvertrauen kann.«

Der Bankier hatte sich erhoben, für Otto war dies ein Zeichen, daß er die Unterredung beendet zu sehen wünschte.

»Ich bedaure, die Erfüllung der ersten Bitte, die Sie an mich richten, Ihnen versagen zu müssen,« sagte er und

sein treuherziger Blick söhnte Otto wieder mit ihm aus, »aber, wie ich bereits bemerkte, ich leihe keine Kapitalien aus. Dazu finden sich Kapitalisten genug, es bedarf nur einer Annonce, so wird der Betreffende mehr Offerten erhalten, wie ihm lieb ist.«

Otto nahm von den Damen Abschied und folgte dem alten Herrn, der jetzt das Zimmer verließ.

»Ein Anderes ist es, wenn Sie ein Kapital zur Ausbeutung Ihrer Erfindung wünschen,« fuhr der Bankier fort, als die Beiden am Fuße der Treppe standen und Otto sich nun auch von ihm verabschieden wollte. »Wenn ich Ihr Projekt kenne und dasselbe praktisch finde, so bin ich gerne bereit, Ihnen unter die Arme zu greifen.«

Freudig überrascht blickte Otto den alten Herrn an, der ihm lächelnd die Hand bot.

»Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für dieses seltene Anerbieten,« sagte er, »ob ich auf dasselbe später zurückkommen werde, weiß ich jetzt noch nicht, aber nie werde ich diese zuvorkommende Freundlichkeit vergessen.«

Er wollte sich entfernen, als er sich umwandte, sah er sich dem Barbier Gabel gegenüber.

Der Barbier erkannte den jungen Man augenblicklich, er hieß ihn mit sichtbaren Zeichen der Freude willkommen in der Heimath.

Da nun der Bankier keine Zeit mehr hatte, und deshalb für heute überschlagen zu wollen erklärte, so verließen die Beiden gemeinschaftlich das Hand, und der Barbier

ließ es sich nicht nehmen, den jungen Mann eine Strecke zu begleiten, um mit ihm zu plaudern.

Otto nannte ihm den Zweck seines Besuches bei dem Bankier und dies gab dem Barbier Veranlassung, das Lob seines Freundes Wacker zu singen.

»Ich habe jetzt alle Hände voll,« sagte er, »das Lokal ist bereits gemiethet, binnen acht Tagen hoffe ich, meinen Salon eröffnen zu können. Ich denke, es wird gut gehen, meine bisherigen Kunden haben wir versprochen, mich unterstützen zu wollen, und der Gehülfe, den ich gestern engagirte, scheint sein Fach vortrefflich zu verstehen.«

»Aber Eins fehlt Ihnen noch, eine Frau!« erwiderte Otto lächelnd.

»Ach ja,« seufzte der Barbier, »ich weiß das sehr wohl, Aber lassen wir begrabene Hoffnungen ruhen.«

»Weshalb? Sie sind noch jung, ein rüstiger, thätiger Mann, der ein gutes Einkommen –«

»Lieber Herr, besehen Sie meine Nase. Wenn ich diesen feuerrothen Paradiesapfel nicht im Gesicht hätte –«

»Es gibt häßlichere Männer, die schöne Frauen gefunden haben.«

»Ja, ja, aber ich kann nicht einmal eine häßliche finden, die sich meiner erbarmen möchte.«

»Sie hatten ja früher ein Auge auf Hermine Wacker geworfen,« sagte Otto, »wenn Sie über den Schaden, den dieses Mädchen an seiner Ehre erlitten hat, hinwegsehen wollen –«

»Ist ja Alles schon geschehen,« unterbrach der Barbier ihn wehmüthig, »sie will mich nicht.«

»Freilich, sie ist jetzt reich geworden.«

Der Barbier blieb stehen.

»Thun Sie ihr nicht Unrecht,« sagte er, »Hermine ist nicht stolz geworden. Im Gegentheil, sie ist seit jenem Fehltritt ganz umgewandelt. Mich wundert das selbst, die Mutter weiß nicht, wie hoch sie die Nase tragen soll, der Vater, trotz all' seinen guten Eigenschaften, spreizt sich wie ein Pfauhahn, und Hermine bleibt schlicht und bescheiden, ich glaube fast, sie ahnt schon, daß nach dieser Zeit eine andere kommen wird, die mit der früheren Vergangenheit große Aehnlichkeit hat. Daß sie mich nicht heirathen will, verdenke ich ihr nicht. – Aber ich muß mich beeilen, meine Kunden warten. Wo wollen Sie hin?«

»Zu meinem Bruder.«

Eine düstere Wolke breitete sich über das Gesicht des Barbiers.

»Er ist reich, sehr reich geworden,« versetzte er, »aber mit diesem Reichthum ist auch der Hochmuth und die Selbstsucht in sein Haus eingezogen. Ich fürchte, Sie werden keinen freundlichen Empfang bei ihm finden.«

»Ich weiß –«

»Und dennoch wollen Sie hin?«

»Ja, wäre es auch nur, um ihm zu sagen, was ich von ihm und seinem Reichthum halte.«

Der Barbier blickte den jungen Mann forschend an.

»Sie waren in London, haben Sie dort nie den Versuch gemacht, den Associé Ihres Bruders zu besuchen?« fragte er, »Sie mußten doch wissen, daß er sich dort im Irrenhause befand?«

»Man hatte es mir geschrieben, und ich habe den Versuch gemacht, aber –«

»Sie wurden nicht zu ihm gelassen?«

»Nein.«

Der Barbier nickte gedankenvoll.

»Er ist todt,« sagte er, »und es laufen unheimliche Gerüchte um über die Behandlung, die ihm in der Anstalt zu Theil wurde.«

Otto zuckte die Achseln.

»Ich kann Ihnen darüber nichts sagen,« entgegnete er, »welche Gerüchte auch umlaufen mögen, warten Sie die Bestätigung derselben ab, ehe Sie ein Urtheil fällen.«

Damit entfernte Otto sich, dem Barbier konnte es nicht entgehen, daß das Thema den jungen Mann unangenehm berührt hatte.

Weder Bertram Schenk, noch dessen Gattin wußte, daß Otto den Bruder besuchen wollte, er hatte es ihnen nicht gesagt, um späteren Fragen vorzubeugen.

Er wußte, welcher Empfang ihn erwartete und er sah sich darin nicht getäuscht.

Anfangs überrascht, bestürzt, dann kalt und ruhig trat Heinrich ihm entgegen.

Es war kein freundliches, vielmehr ein recht spöttisches Lächeln, welches seine Lippen umspielte, während in den Augen eine versteckte Hinterlist lauerte.

»Schon wieder zurück?« fragte er, und es lag etwas Kaltes, Vornehmes in dem Tone, etwas, was verletzen und kränken mußte.

»Wie Du siehst,« erwiderte Otto, denselben gemessenen, kühlen Ton anschlagend.

»Und Du wirst jetzt für immer hier bleiben? Vater sagte mir gestern, Du beabsichtigst, ein Etablissement –«

»Projekte!« fiel Otto dem Bruder in's Wort. »Wann und wo ich sie verwirklichen werde, kann ich heute noch nicht sagen.«

»Das heißt, es hängt noch davon ab, wer Dir das nöthige Kapital vorstrecken wird,« sagte Heinrich, indem er dem Bruder einen malitiösen Blick zuwarf. »Vater hat mich darum gebeten, aber ich habe leider –«

»Er hat das ohne und sogar gegen meinen Willen gethan,« unterbrach Otto ihn ruhig. »Selbst, wenn Du das Kapital mir vorstrecken wolltest, würde ich es nicht annehmen.«

»In der That nicht?«

»Nein, ich möchte Dir keinen Dank schulden. Du wirst Dich erinnern, was ich Dir in Paris gesagt habe.«

Heinrich hatte dieses stolze, feste Auftreten nicht erwartet, es schien ihm fast unmöglich, daß ein Mensch, der im Range und in seinen Vermögensverhältnissen so tief unter ihm stand, es wagen konnte, so stolz und selbstbewußt aufzutreten.

»Du zürnst mir deshalb und hast doch nicht das mindeste Recht dazu,« entgegnete er. »Als vernünftiger Mann mußt Du den Standpunkt berücksichtigen, den wir Beide einnehmen. Du bist ein Handwerker –«

»Freilich und Du ein angesehener, reicher Kaufmann.«

»Ganz recht und Du wirst auch wissen, daß vor dem Gelde sich Alles beugen muß. Ich erinnere Dich an die Unterredung, die wir vor Deiner Abreise hatten, Du prahltest damit, durch die Arbeit könne man sich zu einer angesehenen Stellung emporschwingen, Du verwarfst den Weg, auf welchem ich mir ein Vermögen zu erwerben trachtete. Was sagst Du nun? Du hast nichts und wirst niemals auf einen grünen Zweig kommen, ich dagegen bin ein Mann geworden, der, wenn es sein muß, über eine halbe Million verfügen kann.«

Stolz und ruhig stand Otto dem Bruder gegenüber, nicht den geringsten Eindruck schienen die Worte desselben auf ihn zu machen.

Und doch hatte der Letztere mit Sicherheit darauf gerechnet, durch seinen Reichthum dem armen Handwerker imponiren ihn niederschmettern zu können.

»Auf welchem Wege hast Du das Geld erworben?« fragte Otto, dem Bruder fest in's Auge schauend.

»Theils durch Speculation, theils –«

»Halt, – durch Speculation! Du hast in Actien, in Oel und Getreide speculirt?«

»Ja.«

»Wohl, aber sicherlich hast Du nicht bedacht, daß durch diese Speculationsgeschäfte die Lebensmittel verteuert werden, daß der Arbeiterstand es ist, der mit seinem Schweiß und Blut Deine Kassen füllt!«

»Bah, was kümmert mich das!« warf Heinrich achselzuckend ein. »Die Geschäfte, welche wir an der Börse machen, sind Scheingeschäfte, es fällt keinem von uns ein,

Oel und Getreide in bedeutenden Quantitäten aufzuspeichern.«

»Aber durch diese Scheingeschäfte schraubt Ihr die Preise immer höher, und der Bauer, der sein Getreide auf den Markt bringt, richtet sich nach den Notirungen der Börse.«

»So hat er denn den Nutzen davon.«

»Und der Arbeiter?«

»Wenn der Pöbel mit seinem Tagelohn nicht ausreicht, zwingt er den Arbeitgeber, ihn zu erhöhen, so gleicht Eins das Andere aus.«

»Und schließlich werdet Ihr den Sack lappen müssen,« entgegnete Otto ernst, »das Volk erkennt mehr und mehr, wo es die Fäulniß der socialen Zustände zu suchen hat. Die Industrie ist es nicht, welche es erdrückt, seitdem die Maschinen die Menschenhände ersetzen, hat der Wohlstand sich gehoben, aber der Wucherhandel, der Speculationsschwindel zehrt an seinem Fleisch und Mark, er mästet die großen Herren und saugt den Arbeiter aus.«

Wieder zuckte Heinrich die Achseln.

»Das sind Ansichten, deren Vertretung ich gerne denen überlasse, die vor Neid bersten möchten, wenn sie eine Equipage sehen,« sagte er kühl.

»Wenn Du glaubst, ich beneide Dich, so bist Du in einem Irrthume befangen, den ich mit den Umständen entschuldigen will,« entgegnete Otto mit scharfer Betonung. »Habe ich auch nichts mit heimgebracht, als –«

Er brach ab, er vernahm hinter sich das Rauschen eines seidenen Kleides. Als er sich umwandte, sah er sich der

stolzen, schönen Gattin seines Bruders gegenüber. Nur ein einziger, kurzer Blick traf ihn aus ihren großen dunkeln Augen, es war ein Blick der Geringschätzung und der Verachtung.

Nicht einmal eines Grußes würdigte sie den Bruder ihres Mannes.

»Ich reise ab,« sagte sie, »Du wirst so gut sein und meine Zimmer von Zeit zu Zeit lüften lassen. Ich habe das zwar unsrer Wirthschafterin befohlen, aber die Leute sind so sehr nachlässig. Gib auch Acht darauf, daß die Pferde häufig hinauskommen, wenn Du sie benutzen willst, steht der englische Wagen Dir zur Verfügung, den Pariser Wagen wünsche ich allein zu benutzen. Adieu, lass' dann und wann etwas hören, meine Adresse in Paris werde ich Dir mittheilen.«

Verdutzt blickte Otto seinen Bruder an, er begriff nicht, daß er zu dieser Behandlung von Seiten seiner Gattin schwieg.

Heinrich erwiderte den Abschiedsgruß ebenso kühl und theilnahmlos, er gab seiner Frau nicht einmal das Geleite bis zur Thüre.

»Wir sind in dem interessanten Thema gestört worden,« sagte, er, nicht ohne einen Anflug von Spott, als Bertha das Cabinet verlassen hatte, »ich glaube, Du wolltest mir der lebenswürdigen Worte noch mehr sagen. Bitte, fasse Dich kurz, meine Zeit ist kostbar.«

»Ich wollte Dir nur sagen, daß ich mir wenigstens ein gutes Gewissen bewahrt habe,« entgegnete Otto, durch

den Spott gereinz. »Du könntest mir Deinen ganzen Reichthum dafür bieten –«

»Ah, Du spielst auf die Gerüchte an, welche der Tod Scheerenberg's veranlaßt hat?«

»Durchaus nicht. Für mich bedarf es keiner Gerüchte, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört habe, genügt mir vollständig.«

Heinrich erschreck; weniger der Worte, als der Art und Weise wegen, in der sie gesprochen wurden.

Sollte Otto mehr wissen, als er vermuthen konnte? Merville hatte ihm doch gesagt, der junge Mann habe durchaus nichts erfahren, was ihn beunruhigen könne.

Aber Otto trat so zuversichtlich auf, in seinem Blick, in seiner Miene lag etwas, was der Vermuthung, daß er das Geheimniß erforscht haben müsse, eine Stütze gab. Wenn das der Fall wäre!

»Es sind alberne Gerüchte,« sagte Heinrich, seine äußere Ruhe bewahrend. »Und selbst, wenn Scheerenberg in der Anstalt nicht die Pflege und Behandlung erfahren hat, auf die er Anspruch machen durfte, kann mich deshalb eine Schuld treffen? Ich habe, nachdem ich gestern Abend das Gerücht erfuhr, heute Morgen einen Preis von tausend Thaler auf die Verhaftung Merville's ausgesetzt, und ich denke, das muß mich in den Augen der öffentlichen Meinung von jeder Verleumdung rein waschen.«

»Wenn Du diesen Preis ausgesetzt hast, so wirst Du die Gewißheit hegen dürfen, daß Niemand ihn gewinnen kann,« erwiderte Otto, den Bruder scharf ansehend. »Die Verhaftung Merville's würde Dir das Zuchthaus öffnen.«

Heinrich zuckte zusammen, so sehr er sich auch bemühte, seine Erregung und innere Angst zu verbergen, gelang es ihm doch nicht, den Blick des Bruders zu täuschen, Otto durchschaute die Maske, ihm graute vor dem, was er hinter ihr entdeckte.

»Ich war in jener Anstalt,« fuhr er nach einer Pause fort, während Heinrich an's Fenster trat und in den Garten hinausschaute, »ich durchschaute Deine Pläne und es gelang mir durch List, Deinen Genossen in die Falle zu locken. Wie sehr es gelang, sein Vertrauen mir zu erwerben, magst Du daraus ermessen, daß er selbst mich einen Blick in das Loch werfen ließ, in welchem das unglückliche Opfer Deiner Habsucht langsam verhungerte und verfaulte. Hätte ich den Schuft niedergehauen. Leider ließ ich mich von meiner Rücksicht auf unsere Familie leiten, leider kam ich am andern Tage zu spät, um den Mord zu verhüten. – Du hast das Alles gewußt, Du hast den Mörder gedungen –«

»Beweise!« rief Heinrich mit heiserer Stimme, und Otto erschrack vor dem verzerrten Antlitz und dem irren, unstäten Blick des Bruders. »Kannst Du die Beweise bringen?«

»Vielleicht könnte ich's, wenn ich sie suchen wollte,« fuhr Otto mit erschütterndem Ernst fort. »Sei ruhig, von mir hast Du nichts zu befürchten. Nicht Deinetwegen schon ich Dich, sondern unsers braven Vaters wegen, der die Schande an seinem Kinde nicht überleben würde. Ich könnte jetzt Dich zwingen, mein Schweigen zu erkaufen, ich könnte Dir täglich mit dem Zuchthause und

dem Schaffot drohen, um Dir etwas, von Deinem Ueberfluß abzuzapfen, aber selbst, wenn Du freiwillig es mir anbötest, ich mag Dein Sündengeld nicht, an welchem das Blut eines Ermordeten klebt. Willst Du auch nun noch behaupten, daß zwischen mir und Dir eine so gewaltige Kluft sei? Wohl ist es eine Kluft, aber in einem andern Sinne, und diese Kluft vermagst Du mit allen Schätzen der Erde nicht auszufüllen. Wir sind fortan geschieden, verderben will ich Dich nicht, obschon die Pflicht mir gebietet, Dich dem Richter zu überliefern, aber mein Bruder bist Du nicht mehr. Hüte Dich vor einem neuen Verbrechen, jede Rücksicht würde ich fallen lassen, wenn ich sehe, daß Du auf dieser Bahn weiter wanderst. Jetzt weißt Du genug, und wenn Dein Hochmuth mir gegenüber noch nicht gebrochen ist, so weißt Du doch, daß ich auf Dich mitsammt Deinem Mammon und Deinem Hochmuth mit tiefster Verachtung hinabsehe.«

Betäubt, gleich einem Verurtheilten, der es nicht fassen vermag, daß der Stab über ihn gebrochen ist, stierte Heinrich auf die Thüre, dies hinter seinem Bruder geräuschlos in's Schloß gefallen war.

Das war ein Schlag aus heitrem Himmel; der ihn jäh und unerwartet traf, der das so mühsam aufgerichtete, mit Blut gekittete Gebäude zu zertrümmern drohte.

»Das ist der Fluch der bösen That, daß sie, fortschreitend, Böses muß gebären!«

Sollte nun auch noch das Blut des Bruders seine Hände beflecken? –

Heinrich fuhr aus dem starren Entsetzen empor, das Chaos seiner Gedanken begann wieder sich zu ordnen. Otto hatte gesagt, er wolle ihn nicht verderben – wohl, man konnte ja abwarten, ob er dieses Versprechen hielt!

Und selbst, wenn er es brach, welche Beweise hatte er, um die schwere Anklage zu begründen?

Keine! Merville war todt, die Documente vernichtet. Was lag ihm daran, ob sein Bruder ihn verachtete? Ihm that es keinen Schaden und sein Ansehn sank drum um keinen Zoll tiefer.

Aber ein glühender Haß gegen den Bruder war in seiner Seele erwacht, und dieser Haß sollte getilgt werden, sobald die Gelegenheit dazu sich ihm bot.

#### VIERUNDSIEBENZIGSTES KAPITEL. GOLD UND EHRE!

Otto hatte sich kaum entfernt, und Heinrich stand eben in's Begriff, die unterbrochene Geschäftsarbeit wieder aufzunehmen, als ein junges, schönes Mädchen eintrat, welches sich als die Tochter des Werkmeisters Tendor vorstellte.

Rosa war keine blendende, aber eine recht üppige Schönheit, eine volle, schwellende Knospe, deren Reize den lüsternen Blick fesseln mußten.

Heinrich war für solche Reize sehr empfänglich, wenn man ihm vorwerfen konnte, daß er eine Leidenschaft habe, der er zu Zeiten unterthan sei, so war es diese.

Er bereute schon im Stillen, dem Werkmeister gegenüber so schroff aufzutreten zu sein, hätte er gewußt, daß

er diese schöne Tochter besaß, würde er es nicht gethan haben.

»Was wünschen Sie, schönes Kind?« fragte er mit einer Höflichkeit, hinter der jeder Erfahrene den Wolf im Schafspelz entdeckt haben würde. »Bitte, nehmen Sie Platz. Womit kann ich dienen? Ich wußte nicht, daß Herr Tender eine erwachsene Tochter besitzt.«

»Mein Vater schickt mich zu Ihnen,« sagte Rosa ruhig und es schien, als ob die Höflichkeit und Schmeichelei des reichen Herrn nicht den mindesten Eindruck auf sie mache.

»Oh – wohl der Fabrik wegen?« fuhr Heinrich, ihr in's Wort fallend, fort. »Hätte er mir gestern diese schöne Fürsprecherin geschickt, würde ich jedenfalls ernstlich mit mir zu Rathe gegangen, sein, ob es denn nicht möglich sei, seinen Wunsch zu erfüllen. Er wünscht, ich soll die Fabrik wieder eröffnen, das vorhandene Rohmaterial ausarbeiten zu lassen –«

»Nichts von alledem,« erwiderte Rosa, »er beabsichtigt die Fabrik zu kaufen und da läßt er fragen, wann er Sie sicher zu Hause antreffe, damit er mit Ihnen die Angelegenheit in's Reine bringen könne.«

»Zu kaufen?« fragte Heinrich erstaunt, der augenblicklich begriff, daß diese Absicht seinen Plan durchkreuzen mußte. »Ah, das ist unnöthig, – wenn Sie es wünschen, mein Fräulein, lasse ich die Arbeit sofort für meine Rechnung wieder beginnen?«

Rosa blickte überrascht den reichen Herrn an, eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß dieser Wunsch sich nur an den Verlust ihrer Ehre knüpfen würde.

»Wenn ich es wünsche?« erwiderte sie betroffen.

»Gewiß, mein Fräulein, ein Wunsch von diesen schönen Lippen –«

»Bitte, sagen Sie mir, wann mein Vater kommen darf,« unterbrach das Mädchen ihn rasch, »wenn Sie ihn vielleicht jetzt empfangen können, er hat mich hierher begleitet.«

»Sehr gerne,« entgegnete Heinrich, den die Sprödigkeit des Mädchens einigermaßen verwirrte, »ich bedaure nur, daß –«

Rosa hörte ihn nicht mehr, sie hatte das Cabinet bereits verlassen.

»Sollte sie wirklich so tugendhaft sein?« fuhr der junge Mann, mit sich selbst redend, fort. – »Unsinn, ich werde sie besuchen, dem Golde kann die Tugend nicht widerstehn. Ich will doch sehen, ob sie es kann. »Sie muß mein werden – koste es, was es will! Kaufen will er die Fabrik? Gut, er soll sie haben, aber seine Tochter muß er in den Kauf geben.«

Der Eintritt des Werkmeisters, den Fritz Wacker begleitete, nöthigte ihn, sein Selbstgespräch abzubrechen.

»Sie wollen die Fabrik kaufen?« fragte er, noch ehe Tender Zeit fand, ein Wort an ihn zurichten.

»Vielmehr ich bin der Mann, der sie kaufen wird,« nahm der ehemalige Schneidermeister für seinen Begleiter das Wort. »Nennen Sie uns Ihre Forderung.«

Heinrich öffnete sein Buch, welches vor ihm auf dem Schreibtische lag und blätterte einen Augenblick in demselben.

»Wollen Sie auch die Geräthschaften und das Rohmaterial übernehmen?« fragte er.

»Wenn die Forderung den Werth nicht übersteigt, freilich,« erwiderte Tender.

»Ich habe die Gebäude, wie auch die Geräthschaften abschätzen, lassen, die Taxe beträgt achtundzwanzigtausend dreihundert Thaler.«

»Lassen Sie die dreihundert Thaler fallen,« sagte Wacker.

Heinrich blickte die Beiden eine geraume Weile forschend an.

»Ich weiß bis jetzt noch nicht, wer von Ihnen der Käufer ist,« versetzte er.

»Ich,« erwiderte Wacker.

»Das heißt, Sie geben das Kapital her.«

»Ganz recht.«

»Aber die Fabrik selbst werden Sie, Herr Tender übertragen.«

»Nur die technische Leitung.«

»So, so, Sie wollen also selbst –«

»Ich werde für eigene Rechnung fabriciren lassen, meine Mittel erlauben mir das.«

Ein sarkastisches Lächeln glitt über die Lippen des jungen Mannes.

»Dann werden Ihre Mittel Ihnen wohl auch erlauben, die volle Summe zu zahlen,« meinte er.

»Wenn Sie nicht anders wollen –«

»Ich? Es ist die Erbschaft meiner Gattin, wenn ich unter dem Preise verkaufen will, muß ich zuvor nach Paris schreiben und die Erlaubniß der Erbin einholen.«

»Wozu die Umstände?« unterbrach Wacker ihn, sich stolz in die Brust werfend. »Ich bin all' mein Leben nicht gewohnt gewesen, zu knickern, – schließen wir den Handel ab.«

»Wollen Sie nicht vorher die Gebäude ansehen?«

»Unnöthig, Herr Tender kennt sie, ich kaufe also keine Katze im Sack, zumal eine gerichtliche Taxe vorliegt.«

»Aber es wäre doch gut, wenn wir zuvor hingingen,« meinte der Werkmeister.

»Nun, wie Sie wollen,« fuhr Wacker fort. »Wann können wir den notariellen Akt anfertigen?«

»Wann es Ihnen beliebt,« erwiderte Heinrich. »Nennen Sie mir nur Tag und Stunde, so werde ich auch bei dem betreffenden Notar efinden. – Sie haben ja schon eine erwachsene Tochter?« fuhr er, sich zu dem Werkmeister wendend, fort. »Das wußte ich nicht, sind Sie denn schon so lange verheirathet?«

»Ich hoffe, im nächsten Jahre die silberne Hochzeit zu feiern,« sagte Tender ruhig, »mein ältester Sohn ist leider vor einigen Jahren gestorben.«

»Hm – das thut mir leid – also – ja so, Sie wollten die Fabrik besichtigen. Hier sind die Schlüssel, Herr Tender weiß ja Bescheid, haben Sie die Güte, mir sie nachher zurückzubringen.«

Die Beiden entfernten sich, Heinrich setzte die unterbrochene Arbeit fort. –

Nach einer Stunde kehrte Tender zurück.

»Herr Wacker wird die Fabrik kaufen,« sagte er, »er hat mich gebeten, Ihnen mitzutheilen, daß er schon morgen den Kauf notariell abzuschließen wünsche.«

»Sehr wohl,« erwiderte Heinrich, »bitte, setzen Sie sich. Glauben Sie, daß dieser Herr Wacker bei diesem Kauf Seide spinnen wird?«

Tender blickte befremdet den reichen Herrn an, er konnte sich nicht erklären, weshalb derselbe plötzlich so herablassend mit ihm sprach.

»Ich glaube das nicht,« fuhr Heinrich fort. »Wacker hat nicht die Kenntnisse, eine solche Fabrik zu leiten –«

»Er wird dazu einen tüchtigen Kaufmann engagiren.«

»Ganz gut, aber wird dieser Kaufmann sein Interesse so warm vertreten und so aufmerksam wahrnehmen, wie wenn es sein eignes wäre? Sie sind eben nur der technische Leiter, Sie erhalten Ihr Gehalt und damit Basta, wenn Sie eine Aenderung, eine Verbesserung vorschlagen, ist es noch sehr die Frage, ob man Ihren Rath befolgen wird. Etwas Anderes wäre es, wenn Sie einen Gesellschaftsvertrag mit dem Käufer der Fabrik machten, dergestalt, daß Ihnen ein Theil des Reingewinns zufiele, alsdann hätten Sie das Recht, mitzusprechen, wenn Ihnen irgend etwas nicht gefällt.«

»Dazu wird Herr Wacker sich schwerlich verstehen,« entgegnete Tender nachdenklich, »und ich kann das auch nicht verlangen.«

»Reden Sie mit ihm darüber. Wann treffen Sie heute mit ihm zusammen?«

»Er hat mich auf heute Abend eingeladen.«

»Sie allein?«

Dem Werkmeister entging der lauernde Blick des reichen Herrn, aber auch wenn er ihn bemerkt hatte, würde er schwerlich den Zweck desselben durchschaut haben, der Gedanke, daß dieser stolze Mann Absichten auf Rosa haben könne mußte ihm ja fern liegen.

»Meine Frau und mich,« erwiderte er.

»So, so – na, dann spielen Sie einmal darauf an. Wären Sie minder eilig gewesen, so würde ich Ihnen vielleicht einen Vorschlag gemacht haben – aber dazu ist es nun wohl zu spät. Versuchen Sie, ob es Ihnen gelingt, auf meinen Beistand dürfen Sie vertrauen.«

Der Werkmeister entfernte sich gedankenvoll; der Rath des reichen Herrn gefiel ihm, aber er konnte sich auch nicht verhehlen, daß Wacker auf diesen Vorschlag nicht eingehen werde.

Heinrich aber hatte seinen Zweck erreicht, er wußte, daß er an diesem Abend Rosa allein zu Hause traf, die Gelegenheit wollte er benutzen.

Kaum hatte das Geschäftspersonal sich entfernt, als Heinrich Schenk ebenfalls sein Haus verließ.

Er trat in den Laden eines Juweliers und kaufte ein werthvolles Armband, welches er sofort baar bezahlte, dann schlug er den Weg zu dem Stadtviertel ein, in welchem der Werkmeister wohnte.

Diese Wohnung lag in einer engen, dunklen Straße, sie befand sich im dritten Stockwerk eines großen, kaserneartig gebauten Hauses und bestand aus drei Stuben, die zwar ärmlich, aber sehr sauber eingerichtet waren.

Als Heinrich eintrat, fand er Rosa mit einer Handarbeit emsig beschäftigt. Sie war allein, ihre Geschwister waren schon zur Ruhe gegangen.

Ueberrascht erhob sie sich, und ihre Ueberraschung wuchs, als sie den jungen, reichen Herrn erkannte.

»Lassen Sie sich nicht stören,« sagte Heinrich, einen freundlichen zutraulichen Ton einschlagend, »ich möchte einige Worte mit Ihrem Vater reden. – Ah, er ist ausgegangen,« fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten, während er rasch den Mantel abwarf und einen Stuhl an den Tisch rückte, »das thut mir leid, indeß, ich kann Ihnen ja auch sagen, was mich hierher führt. Der Zweck meines Besuches betrifft ja eigentlich Sie.«

Das Mädchen ließ die Nabel ruhen, verwirrt, befremdet blickte sie den reichen Herrn an, in dessen Nähe es ihr schon jetzt unheimlich wurde.

»Ich wüßte nicht, welches Interesse Sie an mir nehmen könnten,« sagte sie verlegen, »da thun Sie doch besser, wenn Sie morgen – oder wenn mein Vater morgen zu Ihnen kommt –«

»So hören Sie mich wenigstens an,« unterbrach Heinrich sie freundlich, »Sie haben doch auch eine Stimme im Familienrath. Ich weiß, Sie arbeiten unermüdlich, um Ihren Theil zur Bestreitung des Haushalts beizutragen, aber diese Arbeit wird Ihre Gesundheit untergraben. Zudem

bleibt Ihnen kein freier Nachmittag, um das Leben zu genießen, dessen Freuden Sie niemals kennen lernen.«

»Ich sehne mich durchaus nicht darnach,« entgegnete Rosa, deren Unruhe mehr und mehr zunahm.

»Weil Sie sie nicht kennen, mein Fräulein. Doch, das ist Ihre Sache, mich dauert es nur, daß der Lebensfrühling Ihnen keine Blüten bietet.«

»Kommen Sie zur Sache, Herr Schenk, wenn ich bitten darf.«

»Sehr gerne. Also, wären Sie geneigt, den Posten einer Haushälterin anzunehmen? Verstehen Sie mich recht, schönes Kind, ich würde Ihnen in meinem Hause eine durchaus selbstständige Stellung anweisen, Sie würden über das gesammte Gesinde die Oberaufsicht führen, die Schlüssel zu den Leinwand- und Silberschränken haben und –«

»Aber Ihre Frau Gemahlin,« warf Rosa überrascht über dieses unerwartete Anerbieten ein.

»Weilt gegenwärtig in Paris.«

»Sie wird zurückkehren.«

»In den ersten Monaten nicht. Und selbst wenn sie zurückkehrt, wird sie Ihnen nichts in den Weg legen, sie kümmert sich um das Hauswesen nicht.«

Das Anerbieten war verlockend, Rosa hatte schon längst im Stillen den Wunsch gehegt, einmal in die Welt hinaustreten zu dürfen.

»Ich würde Ihnen jährlich ein Gehalt von hundertundfünfzig Thaler zahlen,« fuhr Heinrich fort, dem der günstige Eindruck seiner Worte nicht entging, »abgesehen von den Geschenken.«

Hundertundfünfzig Thaler! So viel konnte Rosa mit ihren Handarbeiten nicht verdienen.

»Je nachdem die Verhältnisse sich gestalten, würde ich mich sogar dazu verstehen, Ihrem Vater eine bessere, selbstständigere Stellung zu verschaffen, und wenn Sie später heirathen wollen, soll's an einer vortrefflichen Aussteuer von meiner Seite nicht fehlen.«

»Aber ist denn das wirklich Ihr Ernst?« fragte Rosa, die für ihre Ueberraschung kaum Worte finden konnte.

»Mein voller Ernst.«

»Und dafür hätte ich weiter nichts zu thun, als –«

»Die Aufsicht über das Dienstpersonal zu führen.«

»Ich fürchte ich bin zu jung dazu.«

»Diese Furcht ist unbegründet,« mein Fräulein, wer sich Ihren Anordnungen nicht fügen will, wird entlassen. Sie sind die Herrin in meinem Hause, auch dann, wenn meine Frau zurückgekehrt ist, und ich will Niemanden rathen, an Ihrer Autorität zu rütteln.«

In Nachdenken versunken blickte Rosa schweigend auf die Stickerei, die vor ihr lag.

Mit ihrem frommen Gemüth und ihrer reinen tugendhaften Seele sah sie den Abgrund nicht, an den dieser reiche, selbstsüchtige Mann sie führen wollte.

»Aber werden die Leute nicht darüber sprechen, wenn ich, das arme Mädchen aus dem Volke, so plötzlich zu diesem Vertrauensposten erhoben werde?« fragte sie.

»Mögen die Leute reden, was kümmert es uns!« entgegnete Heinrich achselzuckend. »Neid und Mißgunst werden allerdings mit ihrer giftigen Zunge über Sie herfallen, wenn Sie einst Sammt und Seide tragen, aber –«

»Sammt und Seide?« unterbrach Rosa ihn rasch. »Das würde ich nie thun, ich würde schlicht und bescheiden bleiben, wie bisher.«

Heinrich lächelte ironisch; er holte das Etui aus seiner Tasche, öffnete es und stellte es auf die Stickerei.

»Ich bitte, nehmen Sie dieses kleine Geschenk,« sagte er, »es möge Ihnen beweisen, wie glücklich es mich macht, meinen Vorschlag angenommen zu sehen.«

Bestürzt blickte Rosa bald das funkelnde Armband, bald den reichen Herrn an.

Sah sie denn nicht in seinem Blick, in seiner Miene die unlautere Leidenschaft, die ihn beseelte? Fand sie denn nicht in dem Lächeln, welches seine Lippen umspielte, den Zug der Wollust, welche allein die Triebfeder dieser Freigebigkeit war?

Etwas davon mußte sie wohl bemerken, denn eine düstere Wolke breitete sich über ihr schönes Antlitz. Gedankenvoll nahm sie ohne eine bestimmte Absicht das Armband aus dem Etui, um es zu betrachten.

»Das darf ich nicht annehmen,« sagte sie, »ich habe nichts gethan, um ein solches Geschenk zu verdienen.«

Heinrich hatte seinen Stuhl, zur Seite gerückt, er saß jetzt neben dem Mädchen, sein heißer Athem streifte ihre Wange.

»Betrachten Sie es als eine Abschlagszahlung auf die Geschenke, die ich Ihnen später machen werde,« flüsterte er.

»Was würden meine Eltern dazu sagen?«

»Müssen sie es denn erfahren?«

»Ich habe vor ihnen keine Geheimnisse.«

Heinrich sah das Mädchen zögern, schwanken, er glaubte, das Spiel schon gewonnen zu haben.

Er schlang seinen Arm um ihre Taille und versuchte, sie an sich zu drücken.

Jetzt ward dem Mädchen Alles klar. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen, sie durchschaute die Absicht des reichen Wüstlings und ihre Achtung vor ihm verwandelte sich in Abscheu und Entsetzen.

Hastig erhob sie sich, das Armband rollte hinunter und fiel klirrend auf den Fußboden.

»Mein Herr, jetzt weiß ich, was ich von Ihrem Anerbieten zu halten habe,« sagte sie mit bebender Stimme, während ihr zornglühender Blick den jungen Mann durchbohren zu wollen schien, »das also war Ihre Absicht? Dafür sollte ich das bedeutende Gehalt und die Geschenke empfangen? Ah – Sie haben geglaubt, mit dem armen Mädchen leichtes Spiel zu haben, Sie dachten, dem Glanze Ihres Goldes könne meine Armuth nicht widerstehen. Sie haben sich geirrt, meine Ehre ist mir lieber, als Ihre Schätze!«

»Aber ich bitte Sie,« unterbrach Heinrich sie, bestürzt über dieses leidenschaftliche Aufwallen. »Sie werden doch eines Scherzes wegen –«

»Ich weiß, was man von solchen Scherzen zu halten hat!« fuhr Rosa mit steigender Entrüstung fort. »Wenn ich auch in dieser Beziehung, Gottlob, noch keine Erfahrungen gemacht habe, so viel weiß ich doch –«

»Was geht hier vor?« fragte in diesem Augenblick eine tiefe männliche Stimme.

Heinrich blickte sich um, auf der Schwelle des Zimmers stand der Werkmeister, den die Absicht, einige auf die Fabrik bezügliche Listen zu holen, um sie seinem neuen Principal vorzulegen, heimgeführt hatte.

Mit wenigen Worten theilte Rosa ihm das Vorgefallene mit, das Armband, welches noch aus dem Boden lag, bestätigte ihre Mittheilungen genügend.

»Fräulein Rosa schiebt meinem Anerbieten Absichten unter, an die ich im Traume nicht gedacht habe,« sagte Heinrich mit frecher Stirne, »ich halte noch immer meinen Vorschlag aufrecht; ihr eigener Schaden ist es, wenn sie ihn nicht annimmt.«

Mühsam bezwang der Werkmeister seine gewaltige Aufregung.

»Suchen Sie sich nicht zu entschuldigen,« erwiderte er, »dieses Armband straft jede Entschuldigung Lüge. Reden Sie kein Wort mehr, das Blut kocht in meinen Adern, ich würde vielleicht später bedauern –«

»Sie drohen mir?« fiel Heinrich ihm höhrend in's Wort. »Bedenken Sie, vor wem Sie stehen, ich habe die Macht,

Sie zu vernichten, Sie sammt Ihrer Familie. Wer sind Sie denn? Ein Bettler, ein Tagelöhner, der wahrlich keine Berechtigung hat, auf seine Ehre so sehr zu pochen.«

Das war zu viel, der Werkmeister hatte in seinem bewegten Leben gelernt, manches Unrecht schweigend zu ertragen, aber seine Ehre hielt er hoch, Niemand durfte sie antasten.

Bebend vor Wuth stand er dem jungen Manne gegenüber, und sein Blick mußte diesem deutlich sagen, was in der Seele des so tief gekränkten Mannes vorging, aber Heinrich glaubte nicht, daß ein solcher Mensch, ein Wurm, den er zertreten konnte, den Muth haben sollte, seine Ehre zu vertheidigen.

»Und was wäre es denn so Ungeheures, wenn ich wirklich den Vorsatz gehegt hätte, Eure Tochter zu meiner Geliebten zu erheben?« fuhr er mit schneidendem Hohn fort. »Mußten Sie sich nicht geehrt dadurch fühlen? Fräulein Rosa würde für jeden ihrer Wünsche Befriedigung gefunden haben und wenn sie später heirathen wollte, so hätte ich ihr eine Aussteuer gegeben, wie Sie sie niemals Ihrer Tochter geben können.«

Rosa hatte sich rasch dem Vater genähert, daß er diesen Schimpf nicht schweigend hinnehmen durfte, fühlte sie selbst, aber sie fürchtete, daß der Ausbruch seiner Wuth alle seine Wünsche und Hoffnungen vernichten könne.

Sie wollte diesen Ausbruch verhindern, aber es war schon zu spät.

Ohne ein Wort zu erwidern, hatte der Werkmeister den Arm des jungen Herrn umfaßt, er hielt ihn so fest, so heftig umklammert, daß Heinrich auf die Zähne beißen mußte, um den Schmerz zu überwinden.

»Wer mir das in meinem eigenen Hause und im Beisein meines Kindes sagen kann, der ist ein niederträchtiger Schurke und wäre er auch der Erste im ganzen Staate,« knirschte er. »Mit einem solchen Lump mache ich kurzen Proceß!«

Gewaltsam schleppte er ihn hinaus und was hier auf dem Gange vorfiel, konnte Rosa nur ahnen; sie sah es nicht, denn draußen herrschte eine dichte Finsterniß, aber sie hörte zweimal ein Schallen, wie wenn eine nervige Manneshand mit der Wange eines Andern in innige Berührung kommt und dann ein Poltern und Lärmen, als ob einer der Beiden die Treppe hinuntergefallen sei.

Gleich darauf trat der Werkmeister wieder in die Stube.

Er war blaß, sein Haar und seine Kleidung in Unordnung und er zitterte so heftig, daß er sich hinsetzen mußte, weil die Kniee unter ihm zu brechen drohten.

»Mein Gott, was hast Du gethan?« fragte Rosa besorgt. »Du hättest Dich nicht so sehr hinreißen lassen sollen –«

»Ich habe den Buben gezüchtigt,« fiel Tender ihr in's Wort, während er die nasse Stirne trocknete, »er wird nun wissen, daß der Arme ungestraft seine Ehre nicht angreifen läßt.«

»Aber die Fabrik, er wird –«

»Bah – Lege keine Besorgnisse deshalb. Ich kenne diesen Pensenschlag, habe oft genug mit ihm zu thun gehabt. Er wird das Maul halten, Zeugen hat er ohnehin nicht, um sich rächen zu können. Er wird fürchten, ich könne den ihm widerfahrenen Schimpf weiter erzählen und deshalb –«

»Ich dagegen fürchte, er wird jetzt Schwierigkeiten machen, den Preis erhöhen –«

»Das kann er nicht.«

»Oder von dem Verkauf nichts mehr wissen wollen.«

»Herr Wacker hat zugeschlagen wir würden ihn auf einen Eid fordern.«

Der Werkmeister erhob sich.

»Wir wollen einstweilen über das Vorgefallene schweigen,« fuhr er fort, »die Mutter würde sich beunruhigen, zudem ist es auch besser, wenn's nicht unter die Leute kommt, sie nehmen in solchen Fällen zu gerne für den Reichen Parthei. Schließ' die Thüre zu und hänge keinen Besorgnissen weiter nach, die Sache ist nicht so schlimm, wie sie sich ansieht.«

Er holte die Papiere, derentwegen er gekommen war und ging hinaus, nachdem er zuvor nochmals seine Tochter über die Folgen beruhigt hatte.

Heinrich kehrte mit einem glühenden Haß gegen den Werkmeister in der Seele heim.

Er begriff nicht, daß dieser Mann so verwegen gewesen war, sich an seiner Person zu vergreifen, er wollte es für einen Traum halten, und du konnte er die Wirklichkeit nicht bezweifeln.

Auch er dachte im ersten Augenblick daran, sich dadurch zu rächen, daß er den Verkauf der Fabrik verweigerte, aber nach kurzem Ueberlegen sah er ein, daß das der richtige Weg nicht war.

Er mußte in diesem Falle erwarten, daß Tender sich öffentlich rühme, den reichen Wüstling geohrfeigt zu haben, der Schande durfte er sich nicht aussetzen.

Es gab ja Wege genug, den Werkmeister zu verderben, man mußte nur Geduld haben, und wenn der ehemalige Schneidermeister Wacker dabei mit zu Grunde ging, – was lag daran!

#### FÜNFUNDSIEBENZIGSTES KAPITEL. IM TIEFEN SCHACHT.

Otto und dessen Schwester traten am nächsten Morgen in der Frühe ihre Reise nach Essen an, um Nikolas zu besuchen, der von diesem angenehmen, unerwarteten Besuch keine Ahnung hatte.

Und als sie spät am Abend ankamen und den Freund in seiner Werkstätte überraschten, wollte dieser seinen Augen nicht trauen, er wußte nicht besser, als daß Otto sich noch in London bei Harrison befand.

Die Freude über dieses Wiedersehen war auf beiden Seiten groß, wenn auch die vorhergegangene Trennung nur kurz gewesen war.

Nikolas begleitete die Beiden in den Gasthof, in welchem sie abgestiegen waren und hier, bei einer Flasche Wein, thauten Mund und Herz rasch auf.

Nikolas war mit seiner Stellung sehr zufrieden, man hatte ihm Aussicht gemacht, daß er binnen Kurzem in

seinem Einkommen sich verbessern werde; geschah dies, so konnte er den eignen Herd gründen.

»Wenn nur meine Mutter uns keinen Stein in den Weg legt,« wandte Helene besorgt ein.

»Die alte Frau wird nachgeben, wenn sie sieht, daß sie es nicht ändern kann,« entgegnete Otto ruhig, »dafür laß nur mich und den Vater sorgen.«

»Ihr werdet einen schweren Stand haben,« sagte Nikolas bedenklich, »die Frau hat sich einmal in den Kopf gesetzt, ihr Töchterchen müsse einen Mann haben, der mit ihrem Sohne Heinrich im Range gleich stehe. Du lieber Gott, es kann doch nicht Jeder ein reicher Kaufmann sein!«

»Geduld,« ermuthigte Otto, »kommt Zeit, kommt Rath, wer standhaft ausharrt, erreicht stets sein Ziel.«

Im Laufe des Gespräches äußerte Otto den Wunsch, das Bergwerk zu sehen, er war noch nie in einen Schacht hinabgestiegen.

Nikolas erklärte sich bereit, diesen Wunsch am nächsten Tage zu erfüllen, er forderte auch Helene auf, die Gelegenheit zu benutzen, aber als am andern Morgen das Mädchen vor dem dunklen Schacht stand, konnte es seine Furcht vor dieser Fahrt in die Unterwelt nicht überwinden.

Die beiden Freunde zogen den Grubenkittel an und stiegen, begleitet von einem Bergmanne mit silbergrauen Haaren, in den Korb, in welchem sie hinuntergelassen werden sollten.

Tiefe Nacht umgab sie, der matte Schimmer der Grubenlichter vermochte die Finsterniß nicht zu durchdringen.

Der Bergmann machte Otto während der Fahrt auf die verschiedenen Vorrichtungen aufmerksam, er unterrichtete ihn über den Zweck dieser und jener Maschinerie, und als nun der junge Mann sein Erstaunen und seine Bewunderung über das nach seiner Ansicht vortrefflich angelegte Werk äußerte, überraschte es ihn, daß der Bergmann in dieses Lob nicht einstimmt.

»Die Leiter dieses Werkes müssen tüchtige, erfahrene Fachmänner sein,« sagte er, »aber sie allein können nicht Alles thun, ein solches Werk erfordert ein exactes Ineingreifen aller, auch der kleinsten Kräfte.«

»Gewiß,« erwiderte der Bergmann, »und ich versichere Sie, diese Grube würde bedeutend mehr abwerfen, wenn die Herren an der Spitze öfter hierher kommen und sich etwas mehr um die Leitung des Ganzen bekümmern wollten.«

Darin lag ein harter Vorwurf, und dieser Vorwurf mußte gerecht sein, denn der Bergmann sprach ihn mit einer Sicherheit aus, die einen überzeugenden Eindruck machte.

Aber allen Fragen wich er aus, eine bestimmte Erklärung wollte er nicht geben.

Man war in dem Hauptstollen angekommen, überall sah Otto die Bergleute beschäftigt.

Es war ein recht lebendiges, buntes Leben, aber auch eine schwere, mühsame Arbeit.

Auf den Knien, auf dem Rücken lagen die Hauer stundenlang an dem Gestein pochend, während Andere die Karten beladen und wieder Andere diese schweren Karten fortschafften bis zum Ausgang des Schachtes, wo die Maschine sie hinaufwand.

Ueberall empfing ein herzliches ›Glückauf‹ den Fremden, der zu ihnen hinuntergekommen war, heiter und rastlos arbeiteten die kräftigen Männer weiter, wenn Otto vorbeigeschritten war.

Der alte Bergmann nickte wohlgefällig, als Otto sich über Fleiß den Muth und die Heiterkeit der Leute lobend aus.

»Sie finden in wenigen Ständen so viel Eintracht, Liebe und Herzlichkeit, wie in unserm,« sagte er, »das thut die gemeinsame Gefahr, der wir stündlich ausgesetzt sind. Sie verbindet uns eng, wer gewohnt ist, täglich dem Tode in's Auge schauen zu müssen, der begeht selten etwas, was ihn später gereuen konnte. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme, wir haben in unserm Stande auch manchen rüden Gesellen, gewiß, aber er wird in der Gewerkschaft nicht lange geduldet, sobald eine Gelegenheit sich bietet, ihn zu entfernen, wird sie benutzt.«

»Und bei dieser steten Gefahr wundert mich die heitere Gemüthsstimmung um so mehr,« erwiderte Otto, »ich fände es natürlicher, wenn die Leute ernst und schweigsam wären.«

»Durchaus nicht,« fuhr der alte Mann fort, »liebt nicht auch der Soldat, singend in den Kugelregen hineinzumarschiren? Dann auch bedenken Sie, daß der Bergmann ein

Freund der Natur sein muß, wenn er ein tüchtiger Bergmann werden will. Diese stete Beschäftigung mit den Gebilden der Schöpfung –«

Er brach ab, ein dumpfes, donnerähnliches Krachen hatte sich plötzlich in der Ferne vernehmen lassen.

»Was war das?« fragte Nikolas bestürzt.

Aufhorchend stand der Bergmann da, ernste Besorgnisse spiegelten sich in seinem biedern Gesicht.

Das Krachen und Rollen wiederholte sich, jetzt lauter wie zuvor.

»Mein Gott, wir sind verloren,« sagte der alte Mann entsetzt. »Kommen Sie, folgen Sie mir ohne Zögern.«

Bestürzt folgten die beiden Freunde dem Bergmann, der mit fieberhafter Hast voranschritt und sie nach kurzer Wanderung aufforderte, stehen zu bleiben.

Von allen Seiten eilten die Bergleute mit ihren Grubenlichtern herbei, und in dem Gesicht eines Jeden konnte man den Ausdruck des Entsetzens finden.

»Der Hauptschacht ist eingestürzt,« sagte einer von ihnen, »wir sind verschüttet.«

»Weiß denn Niemand, ob die Wassermaschine noch arbeitet?« fragte der Alte.

»Sie arbeitet noch,« erwiderte ein Anderer, »gebe Gott, daß sie nicht beschädigt worden ist.«

»Wäre das der Fall, so könnten wir uns Alle auf den Tod gefaßt machen,« sagte Nikolas, »die Gewässer würden durchbrechen und –«

»Wer weiß, ob wir nicht ohnehin dem Tode verfallen sind,« unterbrach ein Bergmann ihn mit dumpfer Stimme. »Ist der Schacht eingestürzt, wer kann uns befreien?«

»Drum aufgeschaut und auf Gott vertraut,« entgegnete der alte Mann mit ergreifendem Ernst, »unser Aller Leben liegt ja in seiner Hand.«

Otto hatte noch immer keine Ahnung von dem Unglück in seinem ganzen Umfange, erst, als einige Arbeiter hinausgegangen waren, um sich Gewißheit zu verschaffen und diese nun mit der Nachricht zurückkehrten, der Schacht sei vollständig eingestürzt und schwere, dichte Massen versperrten den Ausweg, als sie hinzufügten, daß einige ihrer Kameraden zerschmettert worden seien von dem herabstürzenden Gestein, da begriff er, daß nur ein Wunder sie vom Tode erretten konnte.

Der alte Bergmann, der das Amt eines Steigers versah, fragte, wie viele versammelt seien, ihrer waren vierundzwanzig.

»Sämmtliche Grubenlichter bis auf Zwei werden ausgelöscht,« befahl er, »wir müssen dafür sorgen, daß wir Licht haben, so lange noch Einer von uns lebt. Wer hat Nahrungsmittel?«

Es fand sich, daß Jeder noch etwas hatte, der Steiger nahm den kleinen Vorrath in Empfang, um ihn später in Rationen zu vertheilen.

Die vielen Personen waren auf einen engbegrenztem kleinen Raum angewiesen, es blieb ihnen nichts übrig, als sich hinzulagern und in Geduld abzuwarten, ob von außen ihnen Hülfe gebracht werden konnte.

Sie alle hätten gerne gearbeitet, um das Rettungswerk zu fördern, aber diese Arbeit wäre nutzlos gewesen, da Niemand wissen konnte, wo man draußen dieses Rettungswerk begann.

»In Gottes Namen,« sagte der Steiger, »laßt uns auf ihn vertrauen, in seinen Willen müssen wir uns fügen.«

Die Mehrzahl der Verschütteten faltete die Hände und betete, Einige weinten wie die Kinder, einige Wenige dagegen blickten finster, zornig.

»Das haben wir davon!« nahm einer von den Letzteren nach einer langen Weile des Schweigens das Wort.

»Wie oft ist es schon ausgesprochen worden, daß von der Verwaltung nichts geschehe! Jeder hat gesehen, daß die Stützen mit der Zeit zu schwach geworden waren, daß andere, bessere Maschinen angeschafft werden mußten, daß –«

»Und was hilft es uns, ob wir jetzt raisonniren?« fiel der Steiger ihm ruhig in's Wort. »Wir wissen Alle, daß die Reparaturen nöthig waren, wir haben die Betriebsdirection aufgefordert, sie vorzunehmen, wir haben gedroht die Arbeit einzustellen, ja wir haben es fertig gebracht, daß ein Berggeschworener die Grube befahren und die Direction gewarnt hat, aber es ist dennoch nicht geschehen.«

»Wenn ich nur wieder hinaufkomme!« fuhr der Bergmann fort. »Ich werde nicht ruhen, bis diese Herren zur Verantwortung gezogen sind. Sie sollen erklären, wo sie das Geld gelassen haben, welches die Actionaire ihnen

für Reparaturen gezahlt haben. Ich weiß, daß sie enorme Summen berechnet haben, aber die werden wohl für Champagner d'rauf gegangen sein.«

»Sieht es hier so aus?« fragte Otto überrascht und empört.

»Leider,« entgegnete der Steiger. »Die Grube ist gut und die Eigenthümer haben Geld genug, um die nöthige Zubuße zu leisten, bis die Ausbeute sie entschädigen wird. Aber die technische Leitung ist in den Händen einiger Schwindler, die sich selbst bereichern und an die Eigenthümer und uns zuletzt denken.«

»Ihr wußtet das und duldetet es?«

»Wir wußten es und haben uns oft darüber beschwert. Dann kam wohl eines Tages ein Herr mit Glacehandschuhen, um nachzusehen, aber die Grube zu befahren, war er zu ängstlich und die Direktion wußte ihm begreiflich zu machen, daß wir mit unserer Beschwerde nichts weiter bezweckten, als eine Erhöhung des Lohnes. Die Maschinen waren in vollem Gange, Alles klappte, äußerlich betrachtet, ganz prächtig, wie es in der Grube aussah, darum kümmerte sich Niemand.«

»Aber die Berggeschworenen –«

»Ja, ja, dann und wann kam einer von ihnen, um nachzusehen. Sie haben insofern ihre Schuldigkeit gethan, als sie auf alle Mängel aufmerksam machten und Abänderung derselben forderten, aber diese Abänderungen wurden entweder gut nicht oder nur theilweise getroffen, die Reparaturen hinausgeschoben und so weiter, die liederliche Wirthschaft wurde fortgesetzt. Daß der Schacht so

bald einstürzen könne, haben wir nicht vermuthet, erst jetzt erkennen wir, daß die Gefahr näher war, als wir glaubten.«

Otto schüttelte den Kopf, er begriff das nicht.

Die Unterhaltung stockte, Niemand schien Lust zu haben, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen.

Das war sehr leicht begreiflich, Jeder dachte an seine Angehörigen, an das Loos, welches ihn und sie erwartete.

Hie und da entfuhr den Lippen eines Bergmannes ein schmerzlicher Ausruf; die Worte: »mein armes Weib«, »meine armen Eltern«, »meine unglücklichen Kinder!« vernahm Otto oft.

Dieses Schweigen, diese düstere Ruhe war unheimlich, sie erhöhte den Schrecken des Augenblicks.

»Seid Ihr alle verheirathet?« fragte Otto endlich, nur, um dieses Schweigen zu brechen.

»Bis auf zwei,« lautete die Antwort, »aber diese Beiden ernährten bisher ihre Eltern.«

»Das ist entsetzlich,« flüsterte Nikolas. »Wenn auch die Unterstützungskasse –«

»Redet mir nicht von der Kasse!« fiel ein Bergmann grollend ihm in's Wort. »Wo das Geld für die Reparaturen geblieben ist, da wird auch wohl die Kasse geblieben sein, hat, man unser Leben nicht geachtet, so wird man wahrhaftig kein Bedenken getragen haben, unsere sauer verdienten Groschen zu verprassen.«

Alle diese Vorwürfe waren nur zu gerecht.

Nicht allein die technische, auch die kaufmännische Leitung dieses Unternehmens befand sich in den Händen

von Männern, die nur ihre eigene Bereicherung bezweckten und kein Mittel unbenutzt ließen, durch welches sie diesen Zweck erreichen konnten.

Das Werk war von vorne herein großartig angelegt worden. Die Actionäre hatten bedeutende Einzahlungen gemacht und mußten noch immer namhafte Zuschüsse machen, trotzdem die Ausbeute die Betriebskosten nahezu deckten. Durch lügenhafte Berichte wurden die Actien in die Höhe getrieben und die Actionäre selbst beruhigt, während das ganze Bergwerk, wie die Leiter desselben sehr wohl wußten, kaum den Betrag der Einzahlungen deckte.

Nicht zufrieden damit, suchte die Direktion auch an den Betriebskosten zu sparen, sie sah ja voraus, daß der Tag kommen mußte, an welchem den Actionären die Augen geöffnet wurden, bis dahin wollte man jeden Vortheil wahrnehmen.

Was fruchteten gegen diesen niederträchtigen Vorsatz die Beschwerden und Proteste der Arbeiter?

Sie standen einer Coalition gegenüber, gegen die sie nichts ausrichten konnten, zudem konnten sie ja auch nicht wissen, daß die kaufmännischen Leiter mit der technischen Direktion streng verbündet waren.

Die unteren Beamten schwiegen, sie waren gewissenlos genug, im Trüben zu fischen und daß dabei wiederum die Arbeiter zu kurz kamen, lag in der Natur der Sache.

Die Nachricht von dem Einsturz des Schachtes verbreitete sich rasch, Frauen, Kinder und Greise eilten zur Unglücksstätte, um sich zu überzeugen, ob einer von ihren Angehörigen unter den Verschütteten sich befand.

Die Bergleute nicht allein von dieser Grube, auch von den benachbarten Gruben eilten herbei, um zu helfen und zu retten, mehrere Bergwerksbeamte besichtigten den Schauplatz, um Vorschläge zu machen und mitten in diesem Wirrwarr fanden die Hauptschuldigen Zeit ihre Verbündeten durch den Telegraph zu warnen und sich selbst heimlich aus dem Staube zu machen.

Als man später die Ursache des Unglücks entdeckte und nun der Groll sich gegen die Hauptschuldigen wandte, waren diese verschwunden.

Rastlos und unermüdlich arbeiteten die wackeren Bergleute an dem Rettungswerk.

Es war eine mühsame Arbeit, deren Gelingen sehr in Frage stand, aber die Pflicht gebot, Alles zu versuchen, das eigne Leben nicht zu achten, um die Verschütteten zu retten.

Enorme Schutt- und Gestein-Massen mußten weggeräumt werden, und wie dicht diese Massen waren, konnte man erst dann erforschen, wenn man sich hindurch gearbeitet hatte.

Der Director einer benachbarten Grube leitete, unterstützt von einigen Obersteigern das Riesenwerk; selbst die Frauen griffen mit an, es galt ja das Leben ihrer Gatten, der Ernährer ihrer Kinder.

Helene war auch auf der Unglücksstätte, gleich einer Verzweifelten irrte sie umher, bald diesen, bald jenen Fachmann fragend, ob denn die Rettung der Unglücklichen ganz und gar unmöglich sei.

Man arbeitete Tag und Nacht hindurch, am nächsten Morgen hatte man schon ein tüchtiges Stück gefördert. Aber großen Hoffnungen durfte man sich noch nicht hingeben, die Gestein-Massen waren noch so fest und dicht, daß man nicht einmal annähernd bestimmen konnte, wann man bei der angestrengtesten Arbeit zu den Verschütteten hindurch gedrungen sein werde.

Abermals verstrich ein Tag und eine Nacht, mehrere Arbeiter hatten erschöpft, völlig unfähig die Hacke noch ferner zu handhaben, sich zurückgezogen, Andere waren mit frischer Kraft für sie eingetreten.

Man hatte sich nun so tief in den Schacht hineingearbeitet, daß man hoffen durfte, bald zum Durchbruch zu kommen.

Der Bohrer wurde in Thätigkeit gesetzt, durch ihn konnte man sich vielleicht jetzt von der Diele des noch wegzuräumenden Gesteins überzeugen.

Hinter diesem Gestein saßen und lagen die Verschütteten in dumpfem Schweigen auf dem feuchten Boden.

Der Hunger, die schlechte, verdorbene Luft und die Gewißheit, daß nichts sie von dem Tode zu retten vermochte, hatten sie stumpf und gleichgültig gemacht.

Zwei Tage und zwei Nächte, für sie eine einzige furchtbare Nacht, hatten sie vergeblich auf jedes Geräusch gehorcht, sie hatten einander Muth und Trost zugesprochen und an ihren Hoffnungen festgehalten, nun aber, als mehr denn acht und vierzig Stunden verstrichen waren und noch immer kein Zeichen der nahenden Rettung sich zeigte, ergaben sie sich mit stumpfer Apathie in ihr Schicksal.

Einige unter ihnen fühlten schon den Tod im Herzen, für sie war die Stunde der Erlösung bereits nahe.

Otto und Nikolas saßen Arm in Arm und Hand in Hand beisammen.

Sie hatten Beide sich bestrebt, ihre Unglücksgefährten zu ermuthigen und die erlösende Hoffnung immer und immer wieder neu anzufachen, aber auch ihre Kräfte waren geschwunden.

Da plötzlich richtete der alte Steiger sich empor, sein scharfes Gehör hatte ein dumpfes Knirschen vernommen.

»Glück auf, Jungens!« rief er, seine letzte Kraft zusammenraffend. »Die Rettung naht!«

Nur Wenige erhoben sich, die Meisten waren zu schwach dazu.

»Der Bohrer arbeitet ganz in unsrer Nähe,« fuhr der Alte fort, und die zitternde Stimme bekundete die gewaltige, innere Erregung, »hätten wir nur noch Kräfte, um  
—«

»Das geht nicht mehr,« sagte eine dumpfe, tonlose Stimme; »von uns kann Niemand mehr Hand anlegen.«

Das Knirschen und Pochen ließ sich immer deutlicher vernehmen, drang der Bohrer durch, so waren die Verschütteten gerettet. Und er drang durch, eine Stunde später fiel ein schwacher Lichtstrahl in den dunklen Raum.

Die frische Luft, welche durch die Oeffnung einströmte, wirkte sofort belebend und als nun die kräftige Fleischbrühe auch die physischen Kräfte wieder gehoben hatte, da gab man sich ganz und ungetheilt der Freude über die Rettung hin.

Da wurde geweint, gelacht, gejubelt und gebetet, man hätte glauben können, sich unter Irrsinnigen zu befinden, so verschiedenartig äußerte die Freude sich.

Auch Otto wurde von seinen Schicksalsgenossen umarmt und geküßt, er fand das natürlich, die gemeinsame Gefahr hatte ihn ja mit diesen schlichten biedereren Männern verbrüdet.

Er begriff jetzt, welch' starkes Band sie alle umschlungen hielt, der Sinn der Worte, welche der alte Steiger ihm über die Eintracht und Liebe unter den Bergleuten gesagt hatte, ward ihm nun klar.

Die Verschütteten griffen jetzt auch mit an, so gut sie es vermochten, auch Otto blieb nicht müßig, trotzdem man ihm bedeutete, daß er ja doch nichts ausrichten könne.

Man läutete zu Mittag, als die Verschütteten den Schacht verließen.

Es war eine ergreifende Scene, als ihre Angehörigen sie umringten, eine Scene, die zu beschreiben Worte nicht ausreichen.

Die beiden Freunde gingen dabei nicht leer aus.

Jeder wollte ihnen die Hand drücken, jeder ihnen Glück zu der Rettung wünschen, und Helene, die ebenfalls anwesend war, die den Platz nur dann und wann auf kurze Zeit verlassen hatte, wenn Schlaf oder Hunger ihre Rechte geltend machten, konnte nur mit Mühe sich zu dem Bräutigam und dem Bruder hindurchdrängen.

Sie begleiteten das Mädchen in den Gasthof, fühlten sich aber hier so sehr erschöpft, daß sie sich sofort in's Bett legen mußten.

Am nächsten Morgen ging Nikolas zum Bergwerk hinaus, überzeugt, daß er dort in seiner Werkstätte Arbeit vollauf finden werde.

Aber schon nach einer Stunde kehrte er sehr niedergeschlagen zurück.

»Alles aus,« sagte er, »die schönen Hoffnungen sind vernichtet.«

Betroffen blickten Helene und ihr Bruder ihn an, sie verstanden den Sinn dieser Worte nicht.

»Die Hauptbetheiligten sind gestern angekommen, um den Stand der Dinge zu untersuchen,« fuhr Nikolas fort. »Da sind denn Dinge an's Licht gekommen, die fast unglaublich klingen. Das Bergwerk war in den besten Tagen nicht das Geld werth, was die Actionäre dafür bezahlt haben und die Direktion hat sich sammt der Kasse aus dem Staube gemacht. Gearbeitet wird einstweilen nicht

mehr, eine Generalversammlung der Actionäre soll darüber entscheiden, ob man das Werk wieder in Betrieb setzen oder so gut wie möglich verkaufen wird. Wahrscheinlich geschieht das letztere, die Herren haben erklärt, sie seien nicht geneigt, noch mehr Geld hinauszuerwerfen.«

»Die armen Arbeiter!« sagte Helene mitleidig.

»Ah – sie haben zum größten Theil bei den benachbarten Gewerkschaften ein neues Unterkommen gefunden,« erwiderte Nikolas verstimmt, »für sie wird schon gesorgt werden. Wer aber sorgt nun für mich?«

»Du selbst sagte Otto ernst. So rasch darf man den Muth nicht verlieren, es wird sich auch für Dich schon ein Plätzchen finden.«

»Und die Heirath?«

»Muß so lange verschoben werden –«

»Schöne Aussichten!«

»Lieber Freund, wenn Du auf Deine bisherige Stellung hin den eigenen Herd gegründet hättest und der Schwindel wäre dann später an's Licht gekommen, was dann? Für Dich ist es gradezu ein Glück, daß die Sache so gekommen ist, so lange Du noch nur für Dich allein zu sorgen hast, wirst Du Dein Brod schon finden.«

»Aber Helene –«

»Sie wird sich gedulden.«

»Das ist alles sehr schön gesagt –«

»Kannst Du die Erfüllung Deiner Wünsche erzwingen?«

»Freilich nicht.«

»Ich will Dir einen Vorschlag machen. Hier ist jetzt nichts mehr für Dich zu holen, das siehst Du ein.«

»Gewiß.«

»Und ob Du anderwärts so rasch ein neues Unterkommen findest, ist auch fraglich, also versäumst Du nichts, wenn Du mich begleitest. Helene kehrt nach Hause zurück und wir beide machen eine Wanderung.«

»Wohin?«

»Nach Mülheim, nach Solingen, Remscheid, überall hin, wo wir in unserm Fach etwas Neues sehen und lernen können. Ich werde mich auf dieser Reise entschließen, wo ich mich ansiedeln will und wenn ich dann mein kleines Etablissement gründe, sollst Du Werkmeister werden.«

Nikolas schüttelte den Kopf, seinen Wünschen entsprach dieser Vorschlag schon deshalb nicht, weil er voraussah, daß derselbe ihn nicht rasch genug an das gewünschte Ziel bringen werde.

Aber Helene begriff sofort, daß ihrem Verlobten kaum etwas anderes übrig blieb, als diesen Vorschlag anzunehmen, sie suchte seine Bedenken zu beseitigen, und so ging denn Nikolas nach langem Zögern auf das Anerbieten ein.

Helene reiste noch an demselben Tage ab, und am Morgen darauf traten auch die beiden Freunde ihre Wanderschaft an.

SECHSUNDSIEBENZIGSTES KAPITEL. EIN SOLINGER  
WAFFENSCHMIED.

Otto war ernstlich entschlossen, ein eigenes Etablissement zu gründen, und Nikolas konnte diesen Entschluß nur billigen.

Aber woher das Geld dazu nehmen?

Otto Schirmer hatte allerdings seinen Beistand in dieser Beziehung dem jungen Manne angeboten, aber Otto nahm dieses Anerbieten nicht gerne an, weil er befürchtete, der vorsichtige Bankier werde durch seine scharfe Controlle ihm Unannehmlichkeiten bereiten. Zudem wollte er auch nicht gerne dem Vater seiner Geliebten verpflichtet sein, für ihn wäre das ein drückendes Gefühl gewesen, ein Gefühl der Abhängigkeit, welches ihm nicht erlaubt hätte, mit dem nöthigen Selbstbewußtsein um die Hand Eugenie's zu werben.

Nikolas theilte diese Bedenken nicht, er fand im Gegentheile einen Vortheil darin, wenn Eugenie's Vater das Kapital vorstreckte und er vertheidigte diese Ansicht so hartnäckig, daß Otto ihm ernstlich zürnte.

So kamen die beiden Freunde eines Abends verstimmt in Mülheim am Rhein an, sie hatten kurz zuvor einen erbitterten Wortwechsel geführt, in welchem keiner nachgeben wollte.

Nikolas verlangte, Otto solle einen Abstecher nach Köln machen und mit dem Bankier die Angelegenheit in's Reine bringen; er meinte, wenn man das Kapital habe, sei alles Andere Nebensache. Otto dagegen weigerte sich

entschieden, diesen Schritt zu thun, er wollte zuvor den Ort seiner Niederlassung gewählt und die ersten Vorbereitungen zum Bau des Etablissements getroffen haben.

Von Mülheim aus sollte die Reise nach Solingen fortgesetzt werden, Otto wollte dort die Werkstätten der Wafenschmiede und die Schleifkotten besuchen.

Die beiden jungen Leute kehrten in einem bescheidenen Gasthause ein, sie forderten Bier und ein Abendbrod und vertrieben sich die Zeit damit, daß sie die auf dem Tische liegenden Zeitungen durchstöberten.

Da fiel der Blick Otto's zufällig auf eine Anzeige, die ihn zwar nicht interessirte, aber doch seinen Blick gefesselt hielt.

Der Staatsprocurator machte darin bekannt, daß in verwichener Nacht die Leiche eines schon ziemlich bejahrten Mannes gelandet sei, die mindestens sechs bis acht Tage im Wasser gelegen haben müsse. Das Signalement, so weit es festzustellen war, sowie die Beschreibung des Anzuges waren beigefügt.

Otto hatte eben diese Anzeige gelesen, als eine ihm bekannte Stimme sein Ohr traf.

Erinnerte er sich ihrer auch nur dunkel, so unterlag es doch für ihn keinem Zweifel, daß er sie schon oft gehört hatte.

Er erhob sich unwillkürlich, – es war die Stimme eines Frauenzimmers.

Die Gaststube stand mit dem Hausflur durch ein kleines Fenster in Verbindung, Otto schob die hellgelbe Gardine zurück und blickte hinaus.

Eine hohe, schlanke, elegant gekleidete Dame stand vor dem Wirth, ein dichter, schwarzer Schleier verhüllte ihr Gesicht.

»Können Sie mir nicht sagen, wo ich die Leiche finde, die man hier aus dem Rheine gezogen hat?« fragte sie, und der Accent, mit dem sie einzelne Worte aussprach, bewies sofort, daß sie keine Deutsche war.

»Das weiß ich nicht,« erwiderte der Wirth der rasch mit einem neugierigen Blick die Fremde gemustert hatte, »auch glaube ich Ihnen vor dem Anblick derselben abrat-  
hen zu müssen. Wenn es Sie interessirt, zu erforschen, ob  
–«

»Ich vermuthet, daß dieser Unglückliche mein Onkel ist, der oft an Schwermuth litt.«

»So bemühen Sie sich nur zum Untersuchungsamt, man wird Ihnen dort die Kleider und was man in den Taschen gefunden hat, zeigen.«

Die Dame nickte dankend und bat um einen Führer, da sie selbst in Mülheim unbekannt sei.

Der Wirth erfüllte diese Bitte, er beauftragte eine Magd, die Dame zu begleiten.

Sichtbar erregt ließ Otto die Gardine fallen.

»Weißt Du, wer draußen ist?« flüsterte er seinem Freunde zu, der lesend am Tische sitzen geblieben war.

Nikolas blickte fragend auf.

»Wie kann ich's wissen?« entgegnete er ruhig.

»Es wird Dich überraschen –«

»Na, so sprich!«

»Marie Latour!«

»Die Tochter unseres früheren Meisters –«

»Dieselbe.«

»Ah – mach' keinen schlechten Scherz.«

»Ich denke nicht daran,« erwiderte Otto ernst, während er seine Mütze vom Nagel nahm, »ich habe sie an ihrem Wuchs, ihrer Haltung, ihrem Gange und ihrer Stimme erkannt.«

»Unmöglich!« sagte Nikolas mit wachsendem Erstaunen. »Was hat sie hier zu suchen?«

»Das weiß Gott, aber daß sie es ist, darauf schwöre ich jeden Eid.«

»Du willst ihr nach?«

»Ja.«

»Nimm mich mit.«

»Nein, es ist besser, Du bleibst hier, Du weißt ja, wie sehr sie Dich haßt, es ist nicht gut, wenn Du diesem Haß neue Nahrung gibst. Ich hoffe, bald zurück zu sein.«

Er eilte hinaus, in der Ferne sah er die Dame, welche eine Dienstmagd begleitete.

Er folgte den Beiden, ohne sich einer bestimmten Absicht bewußt zu sein.

Was lag ihm denn daran, ob Marie Latour die Leiche des Verunglückten erkannte?

Was konnte ihm überhaupt daran liegen, weshalb diese Dame nach Mülheim gekommen war?

Seinetwegen konnte es nicht geschehen sein, sie wußte ja nicht, daß er sich in Mülheim befand und so sehr hatte sie sich auch überhaupt nie für ihn interessirt.

Er erinnerte sich, daß Marie Latour ihn in London um eine bedeutende Summe betrogen hatte, daß er durch sie der Gefahr, deportirt zu werden, nahe gewesen war – sollte er sich jetzt dafür rächen?

Er hätte es vielleicht gekonnt, auf seine Anklage hin wäre diese Dame wahrscheinlich verhaftet und der englischen Behörde überliefert worden, aber was gewann er dadurch?

Er mußte alsdann vielleicht die Reise nach London noch einmal antreten, um wider sie zu zeugen, dadurch verlor er nur Zeit und Geld, die er beide besser benutzen konnte.

Die Dame trat in ein Haus, in demselben Augenblick verließ dasselbe ein Herr, den die Droschke, die in der Nähe wartete, gebracht zu haben schien.

Otto konnte diesem Herrn, der sich in seinen Mantel fest eingehüllt hatte, nur einen flüchtigen Blick widmen, aber dieser Blick traf gerade in demselben Moment das Gesicht desselben, in welchem das Licht der Straßenlaterne voll auf dasselbe fiel.

Otto konnte nur mühsam einen Ruf des Erstaunens unterdrücken, er hatte seinen Bruder erkannt.

Was hatte der in jenem Hause zu schaffen gehabt? Wie kam es, daß er sich für dieselbe Person interessirte, mit der auch Marie Latour in näher Berührung gestanden haben mußte?

Das war ein Räthsel, welches Otto nicht zu erforschen vermochte.

Er blieb stehen, um seinem Bruder nachzublicken, er sah, daß derselbe in den Wagen stieg, und dieser den Weg nach Deutz einschlug.

In dem Corridor, an den das Zimmer lag, in welchem die Kleidungsstücke aufbewahrt wurden, begegnete ihm die Dame wieder; sie schritt rasch an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten.

Jetzt trat auch Otto in das Zimmer.

Der Beamte führte ihn in ein anstoßendes Cabinet und zeigte auf den Tisch, auf welchem die Habseligkeiten des Verunglückten lagen.

Otto trat hinzu, er mußte sich selbst fragen, was er denn eigentlich hier wolle.

Was wollte und konnte er durch die Besichtigung dieser Kleidungsstücke erforschen, die ihm vollständig unbekannt waren?

Da fiel sein Blick auf eine Uhr – er stutzte.

Es war eine große, ziemlich unförmliche, goldene Taschenuhr, die man so leicht nicht wieder vergaß, wenn man sie einmal gesehen hatte.

Und Otto erinnerte sich, sie gesehen zu haben; Merville, der Besitzer der Irrenanstalt, hatte sie einigemal aus der Tasche gezogen, als er sich damals mit ihm unterhielt.

Wenn dieser Todte Merville war und sein Bruder – Otto wehrte den Gedanken, der in seiner Seele emportauchte, ab, er konnte nicht glauben, daß Heinrich auch dieses Verbrechen begangen haben sollte.

»Sind Ihnen die Sachen bekannt?« fragte der Beamte.

Otto fuhr aus seinem Sinnen empor.

»Ja und nein,« sagte er, »ich meine, diese Uhr früher einmal gesehen zu haben, aber ich erinnere mich der Person nicht mehr, die sie besaß. Ist die Leiche sehr entstellt?«

»Was das Gesicht betrifft, so glaube ich, daß ein Bekannter die Züge noch zu erkennen vermag.«

»Dann wünsche ich, sie zu sehen,« entgegnete Otto. »Oder ist die Identität vielleicht schon durch Andere festgestellt?«

»Nein. Vor Ihnen waren ein Herr und eine Dame hier, keine dieser beiden Personen äußerte den Wunsch, die Leiche zu sehen.«

»Sie kannten also auch diese Sachen nicht?«

Der Beamte beauftragte einen Kanzleidiener, den jungen Herrn hinunter zu führen, er bat den letzteren, ihm das Resultat der Besichtigung mitzutheilen.

Beim ersten Blick, den Otto auf die Leiche warf, erkannte er, trotz der entstellenden Veränderung in den Zügen, den Besitzer der Irrenanstalt.

Manche Frage drängte bei dieser ihn bestürzenden Entdeckung sich ihm auf.

Und an diese Fragen knüpften sich Ahnungen und Vermuthungen, vor denen ihm graute.

War es denn nicht sehr wahrscheinlich, daß Merville mit dem Entschlusse, seinen verbrecherischen Genossen zur Zahlung einer bedeutenden Summe zu zwingen, nach Köln gekommen war?

Und wenn dieser Genosse sich einmal schon bei seinem Morde betheiligte hatte, war denn der Schritt vom ersten zum zweiten Verbrechen so sehr groß?

Gewiß nicht – und dennoch konnte Otto an das Entsetzliche nicht glauben.

»Ist die Leiche bereits gerichtlich untersucht?« fragte er den Kanzleidiener.

»Heute Morgen,« lautete die Antwort.

»Und hat man keine Spuren eines Verbrechens an ihr entdeckt?«

»Darüber sind die Ansichten noch verschieden. Der Schädel zeigt an einer Stelle eine Verletzung, die ebenso wohl vor, wie nach dem Tode erfolgt sein kann.«

»Ist diese Verletzung erheblich?«

»Das gerade nicht, indeß, wenn sie vor dem Tode erfolgt ist, kann sie nur von einem Schläge herrühren, der das Opfer des Verbrechens betäubt hat. – Kennen Sie den Mann?«

»Nein,« erwiderte Otto fest und ruhig, »die Züge sind mir völlig unbekannt.«

Dieselbe Antwort gab er den Beamten, dann kehrte er gedankenvoll in das Gasthaus zurück.

Wenn er dem Untersuchungsrichter mitgetheilt hätte, was er wußte, und was er auf Grund dieses Wissens vermuthete!

Es wäre seine Pflicht gewesen, das zu thun, aber er konnte diese Pflicht nicht erfüllen.

Nicht seines Bruders wegen ließ er sich davon abhalten, ihn zu schonen hatte er ja keine Ursache, er dachte

an seinen Vater, dem diese Schmach, diese Entehrung seines ehrlichen Namens das Herz gebrochen haben würde.

Im Gasthause fand er den Freund im eifrigen Gespräch mit einem Manne, der, ziemlich altmodisch gekleidet, das Aussehen eines wohlhabenden Pächters hatte.

In den Zügen dieses Mannes lag Kraft, Energie und Intelligenz, es war ein biederes, echt männliches Gesicht, zu welchem man Vertrauen fassen konnte

»Herr Becker, Waffenschmied aus Solingen,« stellte Nikolaus diesen Mann seinem Freunde vor. »Ich habe mich mit ihm über unser Vorhaben unterhalten.«

Das war dem jungen Manne unangenehm, aber im Laufe der Unterhaltung fand er bei dem Wassenschmied so viel gesunde Anschauung, Erfahrung und Kenntnisse, daß es ihm nur lieb sein konnte, dem Rathe des verständigen Mannes zuzuhören.

»Klein anfangen und groß aufhören,« sagte der Waffenschmied, als Otto davon sprach, daß er ein bedeutendes Kapital aufzunehmen gedenke. »Borgen macht Sorgen, und man kann auch ohne das vorwärts kommen, wenn man einige Ersparnisse im Rücken hat.«

»Aber diese Ersparnisse sind zu unbedeutend,« warf Otto ein.

»Glauben Sie, wie viel betragen sie?«

»Neunhundert Thaler.«

»Das ist für den Anfang genug, es muß ja nicht sofort ein großes, kostspieliges Etablissement sein. Wollen Sie sich mit mir associren?«

Otto blickte betroffen den Fragenden an, der bedeutungsvoll lächelnd das Glas zum Munde führte.

»Sie denken vielleicht, ein Solinger Waffenschmied könne kaum so viel verdienen, als er bedürfe, um sein Leben zu fristen?« fuhr Becker fort. »Ich werde fünftausend Thaler einschießen. Wer bei Zeiten spart, hat später etwas.«

»Fünftausend Thaler?« fragte Otto überrascht.

»In baarem Gelde.«

»Aber ich kann nur neunhundert –«

»Thut nichts, dafür haben Sie die Kenntnisse, die vielleicht mehr werth sind, als mein Geld. Ihr Freund sprach von einer Erfindung –«

»Sie betrifft den Gußstahl.«

»Können Sie dieses Metall stärker, dichter herstellen, wie es bisher war?«

»Bedeutend!«

»Sehen Sie, das eröffnet unsrer Thätigkeit ein weites segensreiches Feld. Wenn wir zum Beispiel Kanonen aus Gußstahl anfertigen könnten –«

»Wir werden es können –«

»Wollen sehen. Es ist früher schon oft versucht worden; das bisherige Geschützmetall entspricht den Anforderungen nicht mehr; wir müssen Metall haben, aus welchem wir Geschütze herstellen können, die in Bezug auf Dauerhaftigkeit, Sicherheit des Schusses und Weite des Zieles alles bisherige überbieten. Erreichen wir das, so sind wir gemachte Leute.«

»Und ich glaube, daß wir es erreichen,« sagte Otto mit überzeugender Sicherheit. »Aber auch wenn dies nicht der Fall ist, können wir mit unserm Gußstahl ein großes Geschäft machen.«

»Gewiß, gewiß. Wohlan, reisen Sie mit mir nach Solingen, wir werden dort das Nähere verabreden. Reichen wir mit unserm Gelde nicht aus, so nehme ich ein Kapital auf mein Haus und meine Ländereien auf.«

»Und wo glauben Sie, werden wir uns am Besten niederlassen?«

»Vielleicht bei Dortmund, wir müssen uns das ernstlich überlegen. Warten Sie, es wurde ja vor einigen Tagen eine Maschinenfabrik zum Verkauf ausgebaut, eine kleine Fabrik, die nicht viel kosten kann. Ich werde mich danach erkundigen; je rascher wir beginnen, desto besser ist es.«

»Und wo bleibe ich?« fragte Nikolas.

»Du übernimmst die Leitung der Schlosserwerkstätte,« erwiderte Otto.

»Und so lange wir noch nicht anfangen können, arbeiten Sie bei mir,« sagte der Waffenschmied, »Sie werden in meiner Werkstätte Manches lernen.«

Nikolas nahm das Anerbieten an; am nächsten Morgen reisten die Drei ab.

Kurz vor der Abreise erinnerte Nikolas sich der Französin, er befragte seinen Freund deshalb, aber Otto, der auf dieses Thema nicht näher eingehen mochte, erwiderte ihm, er habe sich in der Person geirrt, jene Dame sei nicht Marie Latour gewesen.

SIEBENUNDSIEBENZIGSTES KAPITEL. AUS DEM REGEN IN  
DIE TRAUFE.

Heinrich hatte, sobald er die Nachricht von der Auffindung der Leiche erfuhr, sich in Mülheim die Gewißheit geholt, daß in den Taschen des Ertrunkenen keine Papiere gefunden worden waren.

So war denn die letzte Befürchtung geschwunden, er konnte frei aufathmen, die Furcht, daß sein Verbrechen entdeckt und bewiesen werden könne, war jetzt nicht mehr vorhanden.

Wenn auch sein Bruder von diesem Verbrechen Kenntniß hatte, so stützte diese Kenntniß sich doch nur auf Vermuthungen, deren Richtigkeit er unmöglich beweisen konnte.

Und so lange ihm die Beweise fehlten, durfte er ja nicht wagen, gegen ihn aufzutreten, abgesehen davon, daß er dies ohnehin der Eltern wegen nicht that, wie er selbst erklärt hatte.

Heinrich Schenk war jetzt an seinem Ziele angelangt.

Er konnte, wenn er das Vermögen seiner Frau hinzurechnete, über eine halbe Million gebieten, er war ein reicher, angesehenener Mann, er besaß einen Palast, Pferde und Equipagen, und da er noch jung war, konnte er darauf rechnen, daß er dieses Vermögen noch verdoppeln und verdreifachen würde.

Auf welchem Wege er seinen Reichthum erworben hatte, wußte Niemand, wer wollte ihn eines Verbrechens zeihen?

Sein Schwager hatte ihn zwar der Erbschleicherei beschuldigt, aber diese Beschuldigung wurde dadurch widerlegt, daß nicht Heinrich, sondern Bertha die Hinterlassenschaft des Fabrikanten geerbt hatte.

Auch von dieser Seite war nichts zu befürchten, Liebmann durfte nicht in seine Heimath zurückkehren.

Nur Eins bereitete ihm noch Verdruß, daß er nicht über das Vermögen seiner Gattin verfügen konnte, daß Bertha so eigensinnig sich weigerte, ihm dieses Vermögen anzuvertrauen.

Wenn er es besaß, konnte er seine Operationen an der Börse verdoppeln, jetzt durfte er es nicht.

Dann auch lag die Gefahr nahe, daß das Vermögen selbst ihm verloren ging. Er wußte sehr wohl, daß er seiner Gattin gleichgültig war, bei der Lebensweise, die fortan zu führen sie sich vorgenommen, hatte, konnte es sehr leicht der Fall sein, daß sie einen Herrn kennen lernte, für den sie sich interessirte, dem sie ihre volle Gunst schenkte und dann war es sehr wahrscheinlich, daß sie einen Grund suchte, um sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen.

Und selbst, wenn sie das letztere nicht that, konnte sie durch Schenkungen oder durch ein Testament ihr ganzes Vermögen einem Andern zuwenden, ohne daß Heinrich dagegen Einspruch erheben durfte.

Gab es denn keinen Weg, sich dieses Vermögen zu sichern?

Heinrich Schenk grübelte eben über diese Frage nach, als ihm eine junge Dame angemeldet wurde, die in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu reden wünschte.

Gleich darauf trat diese Dame ein.

Als sie den Schleier zurückschlug, erkannte Heinrich sofort dieselbe Dame, die ihm damals im Pariser Hofe begegnet war.

»Sie sind Herr Heinrich Schenk?« fragte sie und der Wohlklang ihrer sympathischen Stimme erhöhte den Reiz, den ihre Schönheit ausübte.

»Zu befehlen,« erwiderte Heinrich, während er dienst-eifrig einen Sessel hinschob, »mit wem habe ich die Ehre?«

»Marie Latour ist mein Name, triftige Gründe bewegen mich, hier unter dem Namen Amalie Leroi aufzutreten.«

Heinrich blickte befremdet die Dame an, welche Gründe konnte sie haben, einen falschen Namen zu führen, und welches Interesse knüpfte sich für ihn daran, daß sie es so vertrauensvoll ihm sagte?

»Sie standen mit Herrn Merville in näherer Beziehung,« fuhr Marie fort, die großen, dunklen Augen fest und forschend auf das plötzlich erbleichende Antlitz des jungen Herrn richtend, »Herr Merville nahm Ihren Associé in seine Irrenanstalt auf.«

Heinrich nickte – ihm ahnte schon, daß diese Unterredung ein unangenehmes Ende nehmen werde.

»Es ist wahr,« sagte er, »mein Associé wurde plötzlich in London irrsinnig und –«

»Mir ist das Alles bekannt,« unterbrach Marie ihn, ihre Worte scharf betonend, »ich war damals im Hause des Herrn Merville. Ersrecken Sie nicht,« fügte sie lächelnd hinzu, nicht als Patientin, sondern als Wirthschafterin. Herr Merville hatte vor mir keine Geheimnisse.«

Den Nachdruck, den Marie auf das vorletzte Wort legte, machte in den Adern Heinrich's das Blut stocken.

Aber wenn dem auch so war, sie hatte ja ebenfalls keine Beweise gegen ihn, wenn sie sich erkühnte, ihm zu drohen, konnte er ihr die Thüre zeigen.

Dieser Gedanke ermuthigte ihn.

»Ich will das gerne glauben,« sagte er ruhig, »aber –«

»Sie wollen fragen, was Sie damit zu schaffen hätten?«

»Allerdings. Mein Associé ist leider gestorben, Herr Merville hat die Kur- und Verpflegungskosten erhalten –«

»Ganz recht, um die Belohnung aber, die er nach dem Tode Ihres Associé's erhalten sollte, wurde er betrogen.«

Die Bestürzung Heinrich's wuchs, er mußte nun doch bald einsehen, daß diese Dame mehr wußte, wie er ahnte und wie ihm lieb sein konnte.

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte er, noch immer seine äußere Ruhe bewahrend.

Der Blick Marie's schien in die innersten Falten seiner Seele dringen zu wollen.

»Sie wollen mich nicht verstehen,« erwiderte sie, »aber ich zweifle nicht, daß wir uns verständigen werden. Sie wissen, daß Ihr Associé vor seinem Tode Herrn Merville eine Schuldverschreibung, lautend auf fünftausend

Pfund Sterling ausfertigte, daß Herr Merville zwei Testamente besaß, von denen das eine zu Ihren Gunsten, das andere zu Gunsten der Armen dieser Stadt lautete. Sie wissen ferner, daß Herr Merville flüchten mußte, weil eine gerichtliche Revision seiner Anstalt bevorstand, bei der Dinge zu Tage kamen, die ihn an den Galgen gebracht haben würden, wenn er nicht geflohen wäre. Sie wissen ferner, daß Herr Merville hierher kam, daß er Ihnen im Pariser Hofe sämtliche Papiere zu dem Preise von zehntausend Pfund Sterling anbot.«

Sprachlos vor Bestürzung stand Heinrich vor der jungen Dame, die das Alles ihm mit kühlem, gemessenen Ernst vorgehalten hatte.

War dies Alles, was sie wußte, oder wußte sie noch mehr?

Marie ließ ihn darüber nicht lange in Zweifel.

»Sie weigerten sich, diese Summe zu zahlen,« fuhr sie fort, »Sie erbaten sich Bedenkzeit und hielten ihn von Tag zu Tag hin. Vor mehreren Tagen versprachen Sie ihm, das Geld am nächsten Tage zu zahlen, Herr Merville ließ sich verleiten, Ihnen sämtliche Papiere zu übergeben, wohingegen Sie ihm einen Revers ausstellten, in welchem Sie sich schuldig bekannten –«

»Woher wissen Sie das Alles?« rief Heinrich entsetzt. »War Merville so unvorsichtig, dieses Geheimniß preiszugeben?«

»Er wußte, wem er es preis gab, mein Herr! Ich sagte Ihnen schon, daß er vor mir keine Geheimnisse hatte. Am anderen Tage schrieben Sie ihm, er möge nach Deutz

kommen, um das Geld in Empfang zu nehmen, er ging hin und kehrte nicht zurück.«

»Hatte er Ihnen versprochen, zurückzukehren?« fragte Heinrich, der sich noch immer nicht verloren gab, trotzdem in seiner Seele schon die Ahnung erwacht war, daß diese Dame im Besitz seines Scheines sein könne. »Mir sagte er, daß er sofort abreisen wolle; daraus scheint mir hervorzugehen, daß seine Freundschaft zu Ihnen doch ziemlich locker war.«

»Ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß er mir sein volles Vertrauen schenkte,« erwiderte Marie. »Haben Sie ihm das Geld vielleicht ausgezahlt?«

»Weshalb wünschen Sie es zu wissen?« fragte der junge Mann trotzig.

»Weil ich Sie Lügen strafen würde, wenn Sie meine Frage bejahten. Sie würden ihm das Geld nur gegen Rückgabe Ihres Scheines eingehändigt haben, und Merville war so klug, diesen Schein sammt Ihren Briefen in meinen Händen zurückzulassen.«

Vernichtet sank Heinrich in seinen Sessel zurück, krampfhaft umklammerte seine Hand die Armlehne, während in seinen Augen die Gluth des Hasses jäh aufloderte.

»Daran erkenne ich den Schuft,« sagte er mit dumpfer, heiserer Stimme, »mir erklärte er, sämtliche Papiere bei sich zu führen.«

»Und Sie glaubten ihm,« fuhr Marie gelassen fort. »Natürlich, es lag für Sie ja kein Grund zu einem Mißtrauen

vor. Da war es denn der kürzeste Weg, ihn seiner Brieftasche zu berauben und ihm ein Grab in den Wellen zu bereiten.«

»Madame!« fuhr Heinrich auf.

»Entschuldigen Sie, ich bin noch Fräulein. Wenn Sie glauben, mich in meinen Combinationen verwirren, oder durch Drohungen mich einschüchtern zu können, so irren Sie, ich habe Zeit genug gehabt, über die Sache nachzudenken. Man hat die Leiche in Mülheim aufgefischt, Uhr und Börse fand man, das Portefeuille fehlte, das Gericht mag auf dieses letztere keinen Werth gelegt haben, es war ja möglich, daß der Verunglückte kein Portefeuille besessen hatte.«

Der starre, glühende Blick Heinrich's ruhte unverwandt auf dem Antlitz der jungen Dame, es war der Blick eines Tigers, der im Begriff steht, sich auf sein Opfer zu stürzen.

»Wissen Sie so genau, daß das Portefeuille fehlt?« fragte er.

»Ich war gestern Abend in Mülheim, Sie hatten kurz vorher die Sachen des Ertrunkenen besichtigt.«

Heinrich fuhr von seinem Sessel empor also auch das wußte sie!

Noch vor einer halben Stunde hatte er sich in Sicherheit gewiegt, darauf gepocht, daß Niemand ihm etwas anhaben könne und nun mußte er sich schon den Bedingungen eines Weibes fügen, wenn er dem rächenden Arme der Gerechtigkeit sich entziehen wollte.

Er sah ein, daß er verloren war, wenn er es nicht that, die Sicherheit, mit der diese Dame auftrat, die Ruhe, mit der sie ihm seine Verbrechen vorhielt und der Ernst, mit dem sie seine Einwürfe so energisch zurückwies, sie mußten ihm beweisen, daß sie entschlossen war, ihre Vortheile zu verfolgen und ihn zu vernichten, wenn er ihre Ansprüche nicht befriedigte.

Und es war vorauszusehen, daß sie dieselben Ansprüche erhob, welche Merville an ihn gestellt hatte.

»Sie werden nun begreifen, daß Sie das Verbrechen nutzlos verübt haben,« fuhr Marie nach einer kurzen Pause fort, während sie mit den seidnen Quästchen ihrer eleganten Handschuhe spielte. »Glauben Sie mit mir leichteres Spiel zu haben, so täuschen Sie sich, für den Fall meines plötzlichen Todes werden die Papiere in andere Hände übergehen, und es fragt sich, ob –«

»Der langen Rede kurzen Sinn ist jedenfalls der, daß Sie entschlossen sind, in die Rechte, die Merville gegen mich zu haben glaubte, einzutreten,« unterbrach Heinrich sie, zitternd vor Wuth, »aber glauben Sie nicht, daß es Ihnen gelingen wird, mich zur Anerkennung einer Schuld von zehntausend Pfund Sterling zu zwingen. Ich habe keine Verpflichtungen gegen Sie; durchaus keine, waren Sie die intime Freundin Merville's, so waren Sie auch die Mitschuldige an seinen Verbrechen –«

»Ereifern Sie sich nicht so sehr, mein Herr!« fiel Marie ihm mit kühler Ruhe in die Rede. »Ich habe noch keine Forderung gestellt, warten Sie ab, bis ich es thue. Sie versuchen schon jetzt, mich einzuschüchtern; wer eine

Waffe besitzt, wie ich sie habe, der hat wahrlich keine Ursache, den Muth und die Besonnenheit zu verlieren.«

Sie hatte sich erhoben und trotzdem Heinrich einen glühenden Haß gegen sie in seiner Seele fühlte, mußte er sich doch gestehen, daß er selten eine so vollendete, bezaubernde und zugleich verführerische Schönheit gesehen hatte.

»Wohlan, welche Forderung knüpfen Sie an die Papiere?« fragte er. »Vorausgesetzt, daß Sie wirklich diese Papiere besitzen?«

»Ah – Sie wünschen zuvor sich darüber Gewißheit zu verschaffen?« erwiderte Marie, und es lag in dem Tone, in welchem sie die Frage an ihn richtete, ein beißender Spott. »Ich ziehe, durch Erfahrungen gewitzigt, vor, solche Documente an einem sichern Ort aufzubewahren, in der Tasche trage ich sie nicht mit.«

Heinrich biß auf die Lippe, er fühlte den Stich.

»Was ich dafür fordere?« fuhr Marie achselzuckend fort. »Eine Kleinigkeit – Ihre Hand!«

Ueberrascht blickte Heinrich das schöne Mädchen an, dessen Lippen ein verführerisches Lächeln umspielte.

»Meine Hand?« fragte er verwirrt.

»Ja, mein Herr!«

»Aber –«

»Fürchten Sie, ich werde Ihnen keine Aussteuer mitbringen? Zuerst die zehntausend Pfund Sterling, welche ich von Ihnen fordern kann, zum Zweiten das Vermögen Merville's, welches zwanzigtausend Pfund Sterling beträgt. Ich könnte von den Zinsen dieses Vermögens leben,

wie es mir gefällt, aber ich würde, wenn ich die große Dame spielen wollte, Jedem das Recht geben, mich zu fragen, woher ich die Mittel dazu nehme und wodurch ich mir das Vermögen erworben habe. Dem beuge ich durch die Heirath mit einem reichen, angesehenen Manne vor. Verstehen Sie das?»

»Vollkommen, nur bedaure ich, Ihrem Wunsche nicht willfahren zu können, aus dem einfachen Grunde, weil ich bereits verheirathet bin.«

Ein höhrendes Lächeln glitt über das Gesicht Marie's, aus den großen Augen traf ein Blick der Geringschätzung den jungen Mann.

»Sie haben so manches Hinderniß zu beseitigen gewußt, das ich nicht bezweifle. Sie werden auch ein Mittel finden, dieses zu beseitigen,« erwiderte sie kühl. »Das Mittel selbst ist mir gleichgültig, ich verlange aber Ihre Entscheidung binnen acht Tagen. Versuchen Sie nicht, mich zu bewegen, diese Forderung fallen zu lassen, wenn Sie dieselbe nicht befriedigen wollen oder können, so mache ich Gebrauch von meiner Waffe und schwerlich werden Sie dann den Streich pariren, den ich gegen Sie führe! Binnen acht Tagen – ich logire im Königlichen Hof, Zimmer Nummer Zwei. Wollen Sie mich dort besuchen, wird es mir angenehm sein, nur nicht nach acht Uhr Abends, – als Ihre zukünftige Gemahlin muß ich meinen guten Ruf wahren.«

Sie entfernte sich nach einer graziösen Verbeugung ohne eine Erwiderung abzuwarten und Heinrich vergaß in

seiner Bestürzung ganz, ihr das Geleite zu geben, wie es die Höflichkeit doch erforderte.

Das war sehr deutlich gesprochen!

Seine Frau wollte sie werden, – nur für diesen Preis ließ sie den Schleier ruhen, der das Verbrechen bedeckte!

Verwirrt, unfähig, seinen Gedanken ein bestimmtes Ziel zu geben, durchmaß Heinrich mit großen Schritten sein Cabinet.

Also das Hinderniß sollte er wegräumen, sie wollte es! Und was gewann er durch den Tausch?

Im Grunde genommen blieben die Vermögensverhältnisse sich gleich, wenn er zu der Mitgift Marie's die zehntausend Pfund Sterling hinzurechnete, die er sich Mer-ville gegenüber zu zahlen verpflichtet hatte.

Aber um die Ehescheidung zu bewirken, mußte Bertha freiwillig ihre Einwilligung dazu geben und selbst nach der Scheidung konnte er eine zweite Ehe nicht eingehen, wenn der Papst nicht seinen Consens gab. Daß Marie von ihrer Forderung nicht abstehn werde, war vorauszusehen, und so sehr Heinrich auch ihre Schönheit bewunderte, war es ihm doch unangenehm, diese Dame heirathen zu sollen, deren Vergangenheit gewiß manchen Flecken zeigte.

Er hatte vorhin in seinem Uebermuth gefragt, wer ihm etwas anhaben könne, jetzt bemerkte er, daß er aus dem Regen in die Traufe gerathen war.

ACHTUNDSIEBENZIGSTES KAPITEL. KETTE UND  
EINSCHLAG.

Christian Scheerenberg, der Bettler von Breslau, oder der lange Christian, hatte auf die ihm in Aussicht gestellte Erbschaft nicht den mindesten Werth gelegt.

Wenn der Advocat, der ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, die Sache betreiben wollte, so mochte er das immerhin thun, dem langen Christian war es vollständig gleichgültig, ob dabei etwas herauskam oder nicht. Er war an dieses vagabundirende, obdachlose Leben so sehr gewöhnt, daß er durchaus kein Verlangen danach trug, es mit einer andern, besseren Lebensweise zu vertauschen, ja er fürchtete sogar, in seinen früheren liederlichen Lebenswandel zurückzufallen, wenn ihm die Glücksgöttin wieder ihre goldenen Gaben in den Schooß warf. Und was hätte er dann gewonnen? Nach kurzem Rausch abermals Eckel, Ueberdruß, Armuth und Elend! Da war es besser, wenn er ruhig in seinem Geleise blieb.

Er wich dem Advocaten aus, er wußte, daß dieser ihn suchte, um über die Erbschaftsangelegenheit mit ihm zu reden, wozu konnte diese Unterredung nutzen? Es waren Worte genug verloren worden.

Aber der Advocat hatte sein eigenes Geld dazu hergegeben, um diese Angelegenheit zu betreiben, es lag also in seinem eignen Interesse, sie zum Austrag zu bringen und für seine Kosten und Mühe sich bezahlt zu machen.

Er kannte die Abneigung des langen Christian gegen diese Sache, aber sie konnte und durfte ihn nicht abhalten, sein eigenes Interesse zu wahren.

Und dieses Interesse war sehr gefährdet, seitdem der Rechtsconsulent Wimmer ihm den Ausgang der Erbschaftsangelegenheit mitgetheilt hatte.

Er suchte den Bettler so lange, bis er ihn eines Tages in der Abenddämmerung in einer Schenke hinter dem Bierglase antraf.

Nothgedrungen mußte Scheerenberg ihm jetzt Rede stehen, wenn er einen öffentlichen Scandal vermeiden wollte.

»Ihr seid ein schöner Held,« sagte der Advocat unwirsch, nachdem er ihm gegenüber Platz genommen hatte, »zunächst bevollmächtigt Ihr mich, Eure Sache zu vertreten und nachher weicht Ihr mir aus, wenn ich Eurer bedarf.«

»Ich habe Sie nicht bevollmächtigt,« erwiderte Scheerenberg phlegmatisch, während er den Dampf seiner Cigarre dem Mann des Gesetzes unter die Nase blies, »Sie wollten es für eigne Rechnung unternehmen und dagegen konnte ich nichts einwenden. »Was habe ich nun noch dabei zu thun? Lassen Sie mich in Ruhe mit der ganzen Sache, es kommt ohnehin nichts heraus.«

»Aber es muß etwas heraus kommen,« fuhr der Advocat ungeduldig fort, »so verwickelt der Fall auch ist –«

»So – also auch das noch? Ich sagte es Ihnen ja gleich, mein Herr Vetter werde mich nicht bedacht haben!«

»Das Testament muß angegriffen, umgestoßen werden!«

»Also hat sich ein Testament vorgefunden?«

»Natürlich; Euer Vetter hat seinen Associé zum Universalerberben eingesetzt und die Erbschaft soll über hundertfünfzigtausend Thaler betragen.«

Das hatte der lange Christian nicht erwartet; er wußte wohl, daß sein Vetter in Köln einiges Vermögen besaß, aber daß dieses Vermögen so bedeutend sein könne, vermuthete er nicht.

»Dann hat er außer seinem Vermögen seinen lachenden Erben hinterlassen,« sagte er.

»Aber es wäre besser, wenn Ihr der lachende Erbe wäret!«

»Man muß zufrieden sein mit dem, was man hat; Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. Mein Vetter ist mir nie grün gewesen, ich konnte von ihm nichts erwarten.«

Der Advocat konnte seine Aufregung kaum noch meistern; dieser stoische Gleichmuth erbitterte ihn, zumal es sich ja auch um die Rückerstattung seiner Vorschüsse handelte.

»Mein Kollege in Köln schreibt mir, daß das Testament allerdings vorliege, daß man aber mit einiger Energie die Nichtigkeitserklärung desselben erreichen könne,« erwiderte er. »In diesem Falle würdet Ihr als der einzige Verwandte des Erblassers der Universalerbe sein.«

»Und wodurch glaubt er des zu erreichen?« fragte Scheerenberg, dessen Interesse allmählich rege ward,

seitdem er die Summe kannte, um welche es sich handelte. »Durch seinen langen, verwickelten Proceß, der vielleicht erst nach fünfzig Jahren sein Ende erreichen wird?«

»Nein,« fuhr der Advocat fort, »zu einem solchen Proceß würde ich weder die Genehmigung noch die Mittel geben. Man spricht davon, Euer Vetter sei durch List oder Gewalt in eine Irrenanstalt gebracht und dort ermordet worden. Das letztere steht fest als eine erwiesene Thatsache, und der Besitzer jener Anstalt wird steckbrieflich verfolgt. Nun schreibt mein College ferner, der Associé Eures Veters habe mit dem Mörder unter einer Decke gelegen, wenigstens vermuthe man es, wenn man auch nicht wage, es auszusprechen. Ist diese Vermuthung wahr und können wir Beweise für sie schaffen, so ist das Testament nichtig.«

»Dazu wäre eine feine Spürnase nöthig,« sagte Scheerenberg, ich gebe für derartige Hoffnungen und Aussichten keinen rothen Heller.«

Jetzt riß dem Advocaten die Geduld.

»Mann, Ihr seid es mir schuldig, daß Ihr die Sache verfolgt,« erwiderte er zornig, »ganz abgesehen davon, daß Eure Pflicht Euch gebietet, den Mord Eures Verwandten zu rächen! Wenn Ihr keinen Werth auf das Geld legt, wenn Ihr lieber in dem Schlamm bleibt, in dem Ihr steckt, meinethwegen, gebt das Geld den Armen. Ihr könnt wenigstens ein gutes Werk verrichten, nach dem Ihr so lange die Menschheit geärgert habt. Aber Ihr seid es mir schuldig –«

»Ich habe Sie nicht gebeten, sich der faulen Sache anzunehmen,« warf der lange Christian trotzig ein, »wenn Sie Ihr Geld dafür zum Fenster hinaus werfen wollten, konnte es mir gleichgültig sein. Verfolgen Sie selbst die Sache, ich habe die Nase nicht, geheimnißvolle Verbrechen aufzuspüren.«

»Das ist ja auch ganz unnöthig, Andre werden es besorgen,« rief der Advocat, aber Scheerenberg hörte ihn nicht mehr, er war hinausgegangen.

Ohne irgend eine bestimmte Absicht wanderte der lange Christian die Straße hinunter.

Er konnte nicht leugnen, die Worte des Advocaten hatten doch ihn so ganz gleichgültig nicht gelassen, wie er sich den Anschein geben wollte.

Hundertfünfzigtausend Thaler bildeten ein Vermögen, welches ihm gestattete, sein Alter in sorgloser Ruhe zu verleben und auf die bisherigen Almosen seiner Bekannten zu verzichten.

Dann auch galt es, ein entsetzliches Verbrechen zu enthüllen, und Christian Scheerenberg war von jeher ein entschiedener Feind jedes Verbrechens gewesen. Aber diese Aufgabe zu lösen, mußte man Geld und Energie haben und beides besaß der lange Christian nicht.

Da war es denn besser, wenn der Advocat sich an der harten Nuß die Zähne ausbiß, Scheerenberg fühlte nicht die mindeste Lust dazu.

Aus seinem Sinnen und Grübeln weckte ihn eine sonore Baßstimme.

Er blickte auf, vor ihm stand ein kleiner, untersetzter Weber, der auf seiner Schulter ein Stück Leinwand trug.

»Grüß' Gott, Herr Scheerenberg,« sagte dieser Mann und ein freundliches Lächeln glitt über sein gutmüthiges Gesicht, »Ihr kennt mich wohl nicht mehr?«

»Wüßte wirklich nicht, wann und wo –«

»Kunibert Scharf, Leineweber, wir haben in der ›Sonne‹ manches Glas –«

»Ach ja, Ihr seid ja der lustige, fidele Weber, der die Kunst einen Porzellanteller zu bemalen, so vortrefflich versteht,« sagte Scheerenberg sich erinnernd. »Wie geht's? Habe Euch lange nicht gesehen.«

»Mag wohl sein,« fuhr Scharf redselig fort, »ich war seitdem auf der Wanderschaft. Habe mir Deutschland und Frankreich angesehen und bin nun vor einigen Wochen zurückgekehrt.«

»So, so – na, und die Geschäfte?«

»Schlecht, lieber Herr! Ich will nicht klagen, wenn ich auch manchmal nicht weiß, woher ich Brod nehmen soll für meine alte Mutter und meine Schwester, es gibt Andre genug, die Hungers sterben.

»Oho!« warf Scheerenberg ein. »Ihr übertreibt, lieber Mann!«

»Wollte Gott, dem wäre so,« entgegnete der Weber kopfschüttelnd, »wenn Ihr's nicht glauben wollt, könnt Ihr Euch ja mit eigenen Augen davon überzeugen.«

»Und wohin wollt Ihr jetzt?«

»In die Spinnerei drüben, Geld und neue Arbeit holen. Wenn nur die Fabrikanten in dieser schweren Zeit

nicht so selbstsüchtig wären! Sie können ja in Gottes Namen ruhig fort arbeiten lassen; was in diesem Jahre nicht verkauft wird, das findet im nächsten Jahre seinen Käufer, Leinwand ist ja ein Artikel, der nie aus der Mode kommt, die Jeder kaufen muß. Aber diese Herren schnüren auch den Geldbeutel zu, was sie einmal haben, das halten sie fest, lieber schließen sie die Fabrik, als daß sie auf Lager arbeiten lassen. Und doch ist es unser Schweiß und Blut, was sie reich gemacht hat!«

Der lange Christian stieß mit seinem Knotenstock unwillig auf das Pflaster.

»So sieht es aus?« fragte er. »Jetzt haben sie kein Herz für ihre Arbeiter! Da soll ja doch –«

»Aendert es, wenn Ihr's vermögt,« fiel Scharf ihm in's Wort. »Viele von ihnen haben Haus und Fabrik geschlossen und sind mit Kind und Kegel abgezogen. Da heißt es, sie machen eine Geschäftsreise und wenn sie wiederkommen, bringen sie Arbeit für den ganzen Winter mit! Jawohl – in der Residenz sitzen sie, dort wird herrlich und in Freuden gelebt, während hier der Plebs verhungert!«

Die Bitterkeit, mit der Scharf das sagte, machte auf den langen Christian einen tiefen Eindruck.

»Gott sei Dank, sie sind nicht alle so,« fuhr der Weber fort, während er langsam an der Seite seines Begleiters der Spinnerei zuschritt, »aber unter den Wenigen, die noch arbeiten lassen, sind die Meisten keinen Schuß Pulver werth. Sie benutzen die Noth und das Elend, um den Arbeitslohn zu erniedrigen, Abzüge wegen leichter, fast

unvermeidlicher Webefehler zu machen, die der Arbeiter sich zu anderen Zeiten nicht gefallen lassen würde, und was dergleichen Blutsaugereien mehr sind. Wir müssen es jetzt dulden, der Hunger thut weh und seine Angehörigen kann Niemand darben sehen, der ein Herz im Leibe hat. Der da, für den ich arbeite, ist auch keiner der Besten, wenn Ihr ihn in seiner Gloria sehen wollt, so kommt mit hinein.«

»Darf ich?« sagte der lange Christian.

»Weshalb nicht? Wenn Ihr gefragt werdet, so sagt, Ihr suchtet Arbeit, die Ausrede genügt.«

Zögernd folgte Scheerenberg dem Weber, der einen langen dunklen Gang durchschritt und dann in ein schmales enges Zimmer trat, in welchem ein langer Tisch und mehrere Bänke standen.

Auf diesen Bänken saßen mehrere Personen, Männer und Weiber, welche, ihre Leinwand auf dem Schooß, geduldig warteten, bis die Reihe der Ablieferung an sie kam.

In den abgehärmten Zügen Aller las der lange Christian den Druck der Nahrungssorgen.

Als die Beiden eintraten, stand ein alter Mann mit schneeweißem Haar vor dem Tische, auf welchem der Werkmeister des Fabrikanten die abgelieferte Arbeit zählte. Neben diesem Werkmeister stand der Fabrikant selbst und wenn man nur einen einzigen flüchtigen Blick auf das wohlgenährte, aufgedunsene Gesicht dieses Herrn warf, so wußte man sofort, daß man bei ihm kein Mitgefühl, keine Nachsicht suchen durfte.

»Schlechte Arbeit!« sagte der Werkmeister und »Miserable Arbeit!« wiederholte der Fabrikant geringschätzend.

»Herr, das hat mir noch Niemand gesagt,« erwiderte der Greis, vor innerer Erregung zitternd. »Ich sitze nun schon seit vierzig Jahren am Webstuhl und noch nie hat ein Fabrikant mir gesagt, daß meine Arbeit schlecht sei.«

»So sage ich's Euch!« versetzte der Fabrikant trocken.

»Die Kette ist Millionenthaler geknüpft, zerrissen und wieder geknüpft, der Einschlag so locker wie ein Haarsieb,« bemerkte der Werkmeister, der trotz seiner Jugend mit einer Unverschämtheit auftrat, als ob er allein hier zu gebieten habe.

»Das liegt am Garn, nicht an mir,« erwiderte der Weber. »Aus schlechtem, faulem Garn kann man keine gute Waare verfertigen.«

Der Blick des Fabrikanten ruhte stechend auf dem sorgenvollen Gesicht des alten Mannes.

»Die alte Ausrede,« versetzte er mit schneidender Kälte. »Am Garne wird Alles gesucht, die Arbeit ist immer untadelhaft. Mensch, wie dürft Ihr Euch anmaßen, über mein Garn ein Urtheil zu fällen? Wollt Ihr meine Waare schlecht machen? Schlecht macht Ihr sie durch Eure miserable Arbeit, Ihr seid zu alt zum Weben geworden. Weshalb die Kette so oft zerrissen ist? Ich will's Euch sagen. Weil Ihr die Gedanken nicht bei der Arbeit habt! Da wird in den Tag hineingewebt, mit den Nachbarn geschwätzt und auf die Arbeit nicht geachtet und nachher heißt es, das Garn ist faul!«

»Aber lieber Herr –«

»So, jetzt bin ich wieder Euer lieber Herr? Der Teufel mag Euer lieber Herr sein, ich habe keine Lust, das Geld zum Fenster hinauszuerwerfen. – Ziehen Sie dem Manne von seinem Arbeitslohn einen Thaler ab, ich habe größeren Schaden an dem Stück –«

»Das können und dürfen Sie nicht,« fiel der Weber ihm bestürzt in's Wort. »Der Arbeitslohn ist ja so knapp, daß ich und meine arme gichtbrüchige Frau –«

»He – wenn Euch der Lohn zu gering ist, so sucht anderwärts Arbeit. Vorwärts – zahlen Sie dem Manne, was er zu fordern hat und lassen Sie ihn laufen, Arbeit gibt's bei mir nicht mehr.«

Vergeblich bat und protestirte der Greis, umsonst beschwor er den herzlosen Fabrikanten, ihm das karge Brod nicht zu entziehen, vergebens erklärte er, den Abzug gutheißen zu wollen, der reiche Mann schüttelte den Kopf und weinend ging der Alte hinaus.

Der lange Christian hielt seinen Stock fest umklammert, er hätte dem herzlosen Menschen gerne einen Denkkettel gegeben, aber er bezwang sich.

Ein junger Mann war trotzig an den Tisch getreten, mit finstrem unmuthigem Blick legte er sein Stück Leinwand hin.

Auch hier fand der Werkmeister Vieles auszusetzen, auch an diesem Stück waren die Fäden der Kette häufig geknotet.

»Was der alte Mann Ihnen darüber sagte, das kann ich Ihnen nur wiederholen,« erwiderte der Weber unwirsch. »Wenn wir für –«

»Ruhig Blut!« fiel der Fabrikant ihm rasch in's Wort. »Hier wird nicht raisonnirt, merkt Euch. Merkwürdig, wie unverschämt und trotzig dieses Volk ist! Ihr solltet mir Dank wissen, daß ich noch arbeiten lasse!«

»Wüßten Sie nicht Geld dadurch zu verdienen, würden Sie's wahrhaftig nicht thun,« sagte der junge Mann, in dessen Adern das Blut zu kochen schien. »Unsertwegen thun Sie's wahrhaftig nicht.«

»Ein Thaler Abzug!« wandte der Fabrikant sich kalt zu seinem Werkmeister, der hämisch lächelnd das Stück aufrollte.

»Ist das Ihr Ernst?« fragte der Weber mit jener dumpfen, schwielen Ruhe, die dem Gewitter vorangeht. »Meine Frau ist in voriger Woche im Wochenbett gestorben, ich mußte sie und das Kind beerdigen lassen –«

»Was kümmert das mich!« unterbrach der Fabrikant ihn gefühllos. »Weshalb habt Ihr geheirathet?«

»Herr des Himmels, dieser Mensch ist im Stande, uns zu fragen, weshalb wir unsre Angehörigen nicht ermorden, damit wir nicht mehr nöthig haben, für sie zu sorgen!« rief der Weber aufbrausend. »Herr, Sie müssen mir meinen Lohn voll auszahlen, oder –«

»Oder?« höhnte der Fabrikant. »Scheeren Sie sich hinaus, heute Abend erhalten Sie keinen Pfennig, morgen können Sie wiederkommen und abrechnen!«

Ohne ein Wort zu erwidern, entfernte der Weber sich, als er an dem langen Christian vorbei ging, erschrack dieser unwillkürlich vor der wilden, verzehrenden Gluth, die in den Augen des schwer gekränkten Mannes loderte.

Andere traten an den Tisch und fast Alle mußten sich die scharfe Kritik und den Abzug gefallen lassen, nur ein junges, hübsches Mädchen blieb verschont.

Zwar wollte auch bei ihr der Werkmeister verschiedene tadelnde Bemerkungen machen, aber der Fabrikant ließ sie nicht gelten.

Eben wollte Kunibert Scharf an den Tisch treten, als plötzlich der Ruf ›Feuer!‹ erscholl.

In der Spinnerei erhob sich ein gewaltiger Lärm, durch das Geschwirre und Gerassel der Maschinen vernahm man das Kreischen der Arbeiterinnen, die befehlenden Rufe der Arbeiter.

Der Fabrikant eilte hinaus, Rauchwolken quollen ihm entgegen. Der Werkmeister besann sich nicht lange, er folgte seinem Herrn, aber der lange Christian konnte sich trotz der Verwirrung und Bestürzung nicht enthalten, dem jugendlichen Kritiker einen derben Hieb mit auf die Reise zu geben.

## NEUNUNDSIEBENZIGSTES KAPITEL. DER BRAND IN DER SPINNEREI.

An vier Ecken zugleich schlugen Rauch- und Flammensäulen empor.

Es unterlag keinem Zweifel, das Feuer war angelegt worden und der es angelegt hatte, kannte die Stellen sehr

genau, an denen es sofort mit rasender Wuth um sich greifen mußte.

Von allen Seiten strömte das Volk herbei, theils um zu löschen und zu retten, theils um seine Neugier zu befriedigen, die Brandspritzen wurden in Thätigkeit gesetzt, das Militair und die Löschmannschaften begannen ihre Arbeit.

»Da ist nichts zu machen,« sagte Scheerenberg, »höchstens können einige Menschen das Leben verlieren, wenn sie etwas zu retten versuchen.«

»Das Feuer ist angelegt,« hört man überall, es wurde sogar die Ansicht laut, der Brandstifter müsse sich noch im Hause befinden und diese Ansicht fand darin, daß plötzlich auch in den inneren Stockwerken die Flammen durch die Fenster schlugen, einigermaßen ihre Bestätigung.

Die Wuth des Volkes gegen den unbekanntem Brandstifter wuchs in demselben Grade, in welchem das verheerende Element um sich griff.

Da rief plötzlich eine Stimme aus dem Haufen:

»Der Schuft hat es selbst gethan, der habsüchtige Menschenhinder will ein Geschäft dabei machen!«

Dieser Ruf war der Funken, der in's Pulverfaß fiel; die ganze Volkswuth richtete sich gegen der Fabrikanten, der unter den Löschmannschaften stand und sie beschwor, wenigstens seine Geschäftsbücher zu retten.

Wer wollte, wer konnte in diesem Augenblick untersuchen, ob der Angeklagte schuldig oder unschuldig war?

Die öffentliche Meinung hatte ihn ja längst als einen herzlosen, brutalen, habsüchtigen Egoisten gebrandmarkt; der Verdacht allein genügte, um den Stab über ihn zu brechen!

Im Nu war der Fabrikant von der tobenden Menge umringt, und der Stock des langen Christian gab ihm den ersten Beweis von der Verachtung und dem Haß, die er sich durch seine Handlungen zugezogen hatte.

Vergeblich strengte er seine Stimme an, um seinen Gegnern zu erklären, daß er ein ruinirter Mann sei, daß das Feuer den größten seines Vermögens verzehre, da er versäumt habe, die abgelaufene Versicherung zu erneuern, Niemand achtete auf seine Worte, immer enger zog der Kreis sich um ihn zusammen.

»Nieder mit ihm!« brüllte eine Baßstimme. »Er ist den Strick nicht werth, an dem er hängen müßte, dieser Leuteschinder und Blutsauger! He – Mann Gottes, erinnert Ihr Euch noch, daß Ihr mir einmal eine falsche Banknote in Zahlung gabt und als ich sie Euch zurückbrachte, behauptetet Ihr, sie sei nie in Euren Händen gewesen? Als ob ein armer Arbeiter so viele Banknoten einzunehmen habe! Schlagt ihn nieder!«

Schon erhoben sich einige Arme, um der Aufforderung Folge zu leisten, als ein Infanteriepiket zu seinem Schutze herbeieilte.

Mit den Kolben mußten die Soldaten sich durch die nun zurückweichende Menge eine Bahn brechen, als sie endlich den halb ohnmächtigen Mann erreichten, hatte

dieser schon manchen derben Hieb, manchen schmerzhaften Stoß erhalten.

Seiner eigenen Sicherheit wegen wurde er fortgeführt, ein Theil der Menge folgte ihm schreiend und tobend.

Die brennende Spinnerei gewährte einen furchtbar schönen Anblick.

Oben wogte das Flammenmeer und dichte Funkengarben stiegen aus ihm empor zum gestirnten Nachthimmel, im Innern sah man die Flammen an den Maschinen züngeln, die noch immer in vollem Gange waren.

»Wenn das Kesselhaus dem Feuer nicht widersteht, gibt's eine Explosion, die das ganze Viertel in die Luft sprengen kann,« sagte Kunibert Scharf, der sich dicht bei dem langen Christian gehalten hatte.

»Das verhüte Gott,« erwiderte Scheerenberg. »Glaubt auch Ihr, daß der Fabrikant selbst das Feuer angelegt hat?«

»Unsinn!« versetzte der Weber. »Wenn er es gethan hätte, würde er zuvor seine Bücher und seine Kasse gerettet haben.«

»So hat's ein Andrer gethan, um ihn zu verderben.«

»Gewiß, er hatte Feinde genug und so entschieden ich auch diese Rache verwerfe, kann ich doch nicht behaupten, daß sie ungerecht ihn trifft. Aber seht dort, am letzten Fenster links im obersten Stock, ein Mensch – Herrgott – er ist unrettbar verloren.«

Nicht der Weber allein, auch Andre bemerkten ihn, Aller Blicke richteten sich auf ihn.

Die Löschmannschaft setzte die Rettungsleitern an, man rief dem Unglücklichen zu, man forderte ihn durch Geberden auf, hinunter zu springen, er schien diese Winke nicht zu verstehen.

Er erschien bald an diesem, bald an jenem Fenster, hinter ihm, um ihn herum loderten die Flammen.

»Ich kenne ihn,« flüsterte Scharf seinem Begleiter zu, »es ist der junge Bursche, der vorhin den Wortwechsel mit dem Fabrikanten hatte.«

»Wüßt Ihr es gewiß?« fragte Scheerenberg entsetzt.

»Ich erkenne ihn ganz genau.«

»Dann ist er auch der Brandstifter.«

»Ich glaube es auch. Er hatte Niemanden mehr auf der Welt, seine Frau war todt, er selbst ohne Arbeit.«

»Und der Fabrikant hatte ihn tief gekränkt.«

»Ja, ja, es war seine Rache,« sagte der Weber, »aber diese Rache bereitet ihm einen entsetzlichen Tod!«

Mit ängstlicher, fieberhafter Spannung beobachtete Jeder die Vorkehrungen, welche die Löschmannschaften trafen, um den Unglücklichen zu retten.

Es war zu spät; als man die zusammengebundenen Leitern ansetzen wollte, stürzte das Dach krachend und prasselnd zusammen.

Eine himmelhoch aufsteigende Garbe von Millionen Funken bezeichnete das Grab des Rächers, der das Opfer seiner eignen Rache geworden war.

Das Feuer griff noch immer mit rasender Wuth um sich, aber es blieb auf die Spinnerei selbst beschränkt,

den angestregten Bemühungen der Löschmannschaft gelang es, die benachbarten Häuser zu schützen.

»Hier ist nichts mehr zu machen,« sagte der lange Christian, kommt, wir wollen einen hinter die Binde gießen.«

»Glaubt Ihr, daß ich dazu Lust haben könne?« erwiderte der Weber. »Ohne Geld, ohne Arbeit kehre ich heim –«

»Bessert Ihr es dadurch, daß Ihr meinen Vorschlag zurückweis't?« unterbrach Scheerenberg ihn. »Kommt, den Muth darf man nicht sinken lassen, unser Herrgott verläßt keinen braven Schlesier. Was wollen wir hier noch? In's Feuer stieren, wie die Katze in's Gewitter? Ich habe keine Lust dazu.«

Mechanisch folgte Kunibert Scharf dem langen Christian, der sich durch die Menge eine Bahn brach.

»Gott sei Dank, daß wir aus dem Gewühl heraus sind,« sagte Scheerenberg, »man kann doch einmal wieder Athem schöpfen. – Seht dort, ist das nicht Euer lebenswürdiger Werkmeister?«

Der Weber blickte auf; kaum zehn Schritte von ihnen entfernt, standen zwei Personen wie es schien in der eifrigsten Unterhaltung.

»Richtig,« erwiderte er, »und das Mädchen, welches bei ihm steht, ist dasselbe, dessen Arbeit voll bezahlt wurde.«

»Möchte doch gerne wissen, was der Leuteschinder so angelegentlich mit ihr zu verhandeln hat, sagte der lange Christian leise. »Ich traue dem Fuchsgesicht nicht, wenn

wir dort hinter den Mauervorsprung treten, können wir  
–«

»Spioniren?« fragte der Weber vorwurfsvoll.

»Na, die Spionage ist manchmal sehr rathsam, kommt.«

Behutsam schlichen die Beiden sich hinter den Vorsprung, weder der Werkmeister, noch das Mädchen bemerkte sie.

»Was wollt Ihr?« sagte der Werkmeister. »Arbeit findet Ihr sobald nicht und ehe die Spinnerei wieder aufgebaut ist, kann ein ganzes Jahr verstreichen. Der Hunger thut auch weh – also –«

»Dennoch sehe ich nicht ein, daß die Noth mich zwingen könnte, meine Unschuld und meine Ehre preiszugeben,« fiel das Mädchen ihm unwillig in's Wort.

»Aber wer erfährt es denn? Niemand. Seid doch nicht so spröde, ich kann ihrer ein Dutzend finden –«

»So geht doch zu ihnen, Ihr hört ja, daß ich nicht will.«

»Ah – bah, Ihr wollt nicht, weil Ihr das Gerede fürchtet, ich bin verschwiegen –«

»Ich will nicht, weil mir meine Ehre –«

»Was schwätzt Ihr doch nur von Ehre! Geehrt ist der, der Geld in der Tasche hat, wenn ich Euch dazu ver helfe, könnt Ihr Jeden auslachen, der –«

»Laßt mich gehen!«

»So sträubt Euch doch nicht, kommt, meine Wohnung ist nahe hierbei, kein Mensch soll es erfahren.«

»Den Arm fort!« rief das Mädchen gereizt. »Ich mag weder von Euch, noch von Euren schamlosen Anträgen etwas wissen.«

»Seid doch nicht so spröde, heute oder morgen, einmal zwingt Dich doch die Noth –«

Weiter kam der Schuft nicht.

Ein gewaltiger Schlag von Oben trieb ihm den hohen Cylinderhut über das Haupt bis auf die Schultern hinunter.

Hageldicht fielen die Schläge, der lange Christian und Kunibert Scharf schienen das ganz vortrefflich zu verstehen.

Das Mädchen warf den Beiden einen dankbaren Blick zu und eilte von dannen.

»So, Bursche, jetzt wirst Du wohl Zeitlebens an diesen Abend denken,« sagte Scheerenberg endlich, indem er seinem Opfer einen Stoß gab, daß es mit der Nase auf das Pflaster fiel. »Wenn Dich Einer fragt, wer Dir den Denktettel gegeben habe, so sage ihm nur, der lange Christian habe es gethan und Du könntest ihm bezeugen, daß er es aus dem FF verstehe.«

Als der Werkmeister sich erhoben und von dem Hute befreit hatte, waren die Beiden verschwunden.

»Laßt mich heimgehen,« sagte der Weber, »wenn Ihr mich morgen einmal besuchen wollt, sollt Ihr willkommen sein.«

»Herzlich gern,« erwiderte Scheerenberg, »wo wohnt Ihr?«

»Dort in jener Straße, das vierte Haus rechts, vier Treppen hinauf, zweite Thüre links.«

»Werde mir's merken. Noch Eins, kennt Ihr das Mädchen?«

»Ja, sie wohnt in demselben Hause.«

»Na, dann könnt Ihr ein gutes Werk thun, wenn Ihr es recht herzlich warnt. Die armen Geschöpfe halten so lange Stand, wie sie können, aber der Schufte gibt es genug, die nicht nachlassen, bis sie durch glänzende Versprechungen ihren Zweck erreicht haben. Gute Nacht.«

Kunibert Scharf blickte lange dem alten Manne nach, dann setzte er langsam seinen Weg fort.

Der lange Christian aber hatte an diesem Abend Erfahrungen gemacht, die ihn sehr bitter stimmten.

So tief hatte er in das sociale Elend der arbeitenden Klasse noch nicht hineingeblickt.

Was waren diese Menschen mehr, als Slaven, die sich jeder Laune ihres Herrn fügen, für jeden Fußtritt ihm danken mußten!

Wie gerne hätte er geholfen, wie gerne die Lage dieser armen Geschöpfe verbessert!

Zum erstenmale in seinem Leben gereute es ihm, daß er sein früheres Vermögen so leichtsinnig vergeudet und verpraßt hatte!

Wenn er es noch besäße, könnte er doch versuchen, die Noth zu lindern, so viel seine Mittel es erlaubten.

Aber da war ja die Hinterlassenschaft seines Veters – hundertfünfzigtausend Thaler; – wenn es ihm nun doch gelang, sie zu gewinnen?

Christian Scheerenberg dachte lange, lange nach, es war am Ende doch Unrecht, wenn er nicht versuchte, seinen Ansprüchen auf die Erbschaft Geltung zu verschaffen, er konnte ja mit dem Gelde so manche Familie glücklich machen!

Das mußte recht reiflich überlegt werden, Scheerenberg wollte am nächsten Tage mit dem Advocaten noch einmal Rücksprache darüber nehmen.

#### ACHTZIGSTES KAPITEL. DIE LEINEWEBER.

Das Haus, welches Kunibert Scharf dem langen Christian als seine Wohnung bezeichnet hatte, glich eher einer Kaserne, als einem Wohnhause.

Es war ein langes, hohes Gebäude mit vielen Fenstern, einer schmalen, schlüpfrigen Treppe, engen, dunklen Gängen und niedrigen Zimmern.

In guten Zeiten konnte man glauben, ein recht heitres glückliches Völkchen müsse in diesem Hause wohnen, durch das einförmige Geräusch der Webestühle hindurch vernahm man Lachen und Singen vom frühen Morgen, bis in's die Nacht hinein.

Jetzt war das anders.

Viele Webestühle standen still, gleich Schatten schlichen die Menschen in den Gängen umher, selten hörte man ein lautes Wort.

Von Lachen und Gesang war keine Rede mehr – wer hätte dazu auch den Muth gehabt!

Die Wenigen, welche noch Arbeit hatten, blickten düster und sorgenvoll in die Zukunft, wie bald konnte dass Elend auch ihre Schwelle überschreiten!

Der lange Christian erkannte sofort dieses Elend in seiner ganzen Größe, dennoch mußte er recht herzlich lachen, als ein altes Weib ihm entsetzt auswich und hinter seinem Rücken die Bemerkung fallen ließ, es fehle noch, daß nun auch noch der Bettler von Breslau hier sein Quartier aufschlage.

Er konnte nicht anders, er mußte lachen, so wenig Ursache dazu auch vorhanden war, seine überreizte Stimmung trieb ihn dazu.

Er trat in das Zimmer, welches Kunibert Scharf bewohnte und sein erster Blick fiel auf das Mädchen, dessen Ehre er am Abend zuvor so wacker beschützt hatte.

Mit leuchtendem Blick führte Scharf sie ihm zu.

»Meine Braut,« sagte er, »Ihr könnt jetzt ihretwegen ruhig sein, die Ehre meiner Marie hat einen guten Verteidiger gefunden.«

Ueberrascht blickte der lange Christian das Brautpaar an, er musterte die kleine, enge Stube mit der ärmlichen Einrichtung, er sah die alte Mutter und die gebrechliche Schwester des Webers, – er wußte nicht, sollte er zu dieser Verlobung Glück wünschen, oder nicht.

»Ihr begreift nicht, daß man in, solchen Zeiten an Heirathen denken kann,« fuhr der Weber lächelnd fort, »na, ja, ich hab' auch nicht daran gedacht, aber das macht sich manchmal, ohne daß man es will und wenn man einmal A gesagt hat, dann muß man auch durch buchstabiren,

wenn man kein Schuft sein will. Mit der Heirath hat's ja noch Zeit, Marie ist eine Waise, sie kann arbeiten, sie wird in dieser schweren Zeit mir gerne beistehen, meine Mutter und die Schwester zu ernähren.«

»Das will ich,« fügte das Mädchen hinzu, »und wenn's nicht am Webstuhl geht, dann arbeite ich im Tagelohn, ich bin stark und gesund und werde schon Arbeit finden.«

»Wenn das ist, dann gratulire ich von Herzen,« sagte Scheerenberg. »Aber damit ist noch nicht geholfen, hier muß berathen und Hand angelegt werden, so, wie es jetzt ist, kann es nicht fortgehen. Ist denn kein Fabrikant in der Stadt, der es ehrlich mit den Arbeitern meint?«

»O doch,« erwiderte Scharf, »aber sie sind dünn gesäet und der Arbeiter sind viele.«

»So muß die Arbeit vertheilt werden!«

»Geschieht auch, aber die Fabrikanten halten's auf die Dauer nicht aus.«

»So muß die Stadt –«

»Redet mir davon nicht. Ein Comité hat sich gebildet, Gelder sind eingekommen, aber –«

»Ihr erhaltet sie nicht?«

»Doch. Aber was nutzen uns diese Almosen? Wir wollen Arbeit. Almosen verführen gar leicht zum Müßiggang, zu einem sorglosen, unthätigen Leben.«

Das war auch für den langen Christian ein Stich, ohne daß der Weber es wußte.

»Ja, ja, Arbeit,« sagte Scheerenberg nachdenklich. »Wie kann, man sie Euch verschaffen? Wenn man Geld

hätte, daß man Garn kaufen könnte – – – sagt einmal; seid Ihr ein schlauer Kopf?«

»Wie meint Ihr das?«

»Na, ich meine, wenn es sich zum Beispiel um die Erforschung irgend eines dunklen Verbrechens handelte, würdet Ihr das übernehmen können?«

»Je nachdem, ich weiß ja nicht –«

»Noch Eins. Könntet Ihr auf Kosten eines Andern eine Reise unternehmen?«

»Wohin?«

»Zuerst nach Köln, später vielleicht nach England.«

»Aber, du lieber Gott, was soll ich da?« fragte der Weber mit wachsendem Erstaunen. »Ich spreche zwar etwas französisch –«

»Na, dann kommt einmal mit,« unterbrach der lange Christian ihn hastig, »wir wollen sehen, was sich machen läßt, es handelt sich um eine ganze enorme Summe.«

Zögernd folgte Kunibert Scharf dem alten Manne, der rasch hinausgeeilt war.

Er versuchte, nähere Aufklärungen zu erhalten, aber Scheerenberg wich seinen Fragen aus, er mußte sich mit der Bemerkung begnügen, daß es sich um eine Erbschaft handle, um die er betrogen, worden sei.

Der lange Christian führte seinen Begleiter in die Schreibstube des Advocaten, der überrascht aufblickte, als er seinen Clienten so unerwartet eintreten sah.

»Ich hab' mir die Sache überlegt,« sagte Scheerenberg, »wenn es nicht mit gar zu großen Schwierigkeiten verknüpft ist, möchte ich mir doch das Geld in Köln holen.«

Der Advocat schob die Feder hinter's Ohr und nahm bedächtig eine Prise.

»Das ließ sich erwarten,« erwiderte er ruhig, »hundert fünfzigtausend Thaler nimmt man gerne mit, wenn man sie haben kann. Weshalb wart Ihr denn gestern Abend so störrig?«

»Ich wußte gestern Abend noch nicht, was ich heute weiß.«

»So, und was wüßt Ihr heute?«

»Daß ich Fabrikant werden will,« sagte der lange Christian ruhig.

Der Mann des Gesetzes blickte seinen Clienten an, als ob er ihn fragen wollte, ob er plötzlich irrsinnig geworden sei.

»Ich will den Leinewebern unter die Arme greifen,« fuhr Scheerenberg fort, »mit dem Gelde kann ich das. Ich verstehe etwas von der Sache und für gute Waare wird hier mein Werkmeister schon sorgen.«

Der Advocat schüttelte den Kopf.

»Na, meinetwegen könnt Ihr mit dem Gelde beginnen, was Ihr wollt,« entgegnete er, »mich kümmert das ja nicht. Weshalb aber habt Ihr diesen Mann mitgebracht?«

»Er soll die Reise für mich machen.«

»Er?«

»Jawohl, ich bin zu alt dazu.«

Der Advocat lachte laut auf.

»Mann, Ihr seid mitunter gar zu drollig,« sagte er, »mit dem da werdet Ihr nichts ausrichten. Ihr müßt selbst hin, als einziger Verwandter und muthmaßlicher betrogener

Erbe des Verstorbenen müßt Ihr selbst die Gerichte aufordern, Euch in Euren Nachforschungen zu unterstützen, ein Fremder kann das nicht. Zu alt seid Ihr nicht dazu und Erfahrungen habt Ihr auch genug gesammelt, also macht die Reise. Ihr wüßt, wie die Sachen liegen, mein Kollege in Köln wird Euch noch genauer unterrichten und die Wege Euch angeben, die Ihr einschlagen müßt. Hier, les't diesen Brief, ich theilte Euch den Inhalt desselben schon gestern Abend mit.«

Der lange Christian nahm den Brief und las ihn sehr aufmerksam.

»Ich hatte mir das Alles anders gedacht,« versetzte er. »Ich hoffte, es würde sich Jemand finden, der mir eine Summe vorstreckte, dann hätte ich diesen Mann auf die Jagd nach der Erbschaft ausgesandt und inzwischen hier die Weber beschäftigt. Wenn er dann mit dem Gelde zurückgekehrt wäre, würde ich die Fabrikation ausgedehnt haben –«

»Luftschlösser!« fiel der Advocat ihm kühl in's Wort. »Wer wird so thöricht sein, Euch eine Summe vorzustrecken? Und wovon wolltet Ihr die Weber beschäftigen?«

»Ich hätte Garn gekauft –«

»Ach, seid doch kein Narr, Ihr könntet im günstigsten Falle ja doch nur einen einzigen Arbeiter beschäftigen. Wenn Ihr einmal die Erbschaft habt, ist's eine andere Sache.«

»Und ich muß selbst reisen?«

»Ja.«

Der lange Christian sah seine Luftschlösser in Trümmer fallen, jetzt lag ihm auch an der Erbschaft nichts mehr.

»Dann reise, wer Lust hat,« sagte er mürrisch, »ich thue es nicht.«

Der Advocat zuckte die Achseln.

Kunibert Scharf hatte mit Erstaunen zugehört.

»So viel Geld dürft Ihr nicht fortwerfen,« mengte er sich jetzt in das Gespräch, »es wäre eine Sünde und Schande. Wenn Euch nichts daran liegt, so –«

»Ich weiß das Alles sehr gut,« entgegnete Scheerenberg, »aber wenn ich der Noth jetzt nicht steuern kann –«

»Wollt Ihr auch nicht die Mittel haben, es später zu können!« unterbrach der Advocat ihn mit scharfer Betonung. »Das ist eine ganz besondere Philosophie!«

»Du lieber Gott, ich habe ja so wie so kein Reisegeld,« warf der lange Christian unwillig ein.

»Jetzt sind wir auf dem Punkte, über den ich mit Euch reden wollte,« fuhr der Advocat ruhig fort. »Kann ich mich auf die Verschwiegenheit dieses Mannes verlassen?«

»Ich werde mich entfernen,« sagte der Weber.

»Wenn Ihr schweigen könnt, bleibt. Also was das Geld betrifft, will ich Euch einen Vorschlag machen. Ich habe nun schon vierzig Thaler für die Geschichte ausgegeben, aber ich lege nach dreihundert dazu unter folgenden Bedingungen. Erstens gelobt Ihr, Euch meinen Anordnungen, wie den Anordnungen meines Collegen zu fügen

und mit rastlosem Eifer die Sache zu betreiben. Zweitens erhält Jeder von uns, sobald Ihr in den Besitz der Erbschaft gekommen seid, zehn Prozent, also fünfzehntausend Thaler für seine Auslagen und Bemühungen. Dafür werden wir beide Euch unterstützen, so lange nur noch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden ist. Ihr könnt dieses Honorar nicht zu hoch finden, wenn Ihr bedenkt, daß wir Gefahr laufen, unser verausgabtes Geld zu verlieren, während Ihr nichts dabei zu verlieren habt.«

»Das könnt Ihr annehmen,« sagte Scharf, »Ihr gewinnt noch immer hundertundzwanzigtausend Thaler.«

»Energie fordern wir vor allen Dingen,« fuhr der Advocat fort, »Ihr dürft nicht vergessen, daß es fremdes anvertrautes Geld ist, mit dem Ihr unterstützt werdet.«

»Wenn ich mich einmal der Sache annehme, dann nehme ich mich ihrer auch energisch an,« entgegnete Scheerenberg nachdenklich. »Aber inzwischen wird mein Freund sammt seiner Familie verhungern, nicht zu gedenken der Andern, die –«

»Ihr seid Weber?« fragte der Advocat.

»Ja, Herr Doctor.«

»Und ein fleißiger, tüchtiger Arbeiter,« fügte der lange Christian hinzu.

»Schön, so werde ich sorgen, daß er Arbeit erhält. Mein Schwager stellt seine Fabrik nicht still, ich will mit ihm reden, er soll diesem Manne Arbeit geben.«

»Wenn man sich darauf verlassen könnte!« sagte Scheerenberg zweifelnd. »Der Herr Schwager –«

»Wird mir den Gefallen erzeigen, verlaßt Euch darauf. Haltet Ihr Euer Versprechen, so halte ich auch das Meini-ge, ich rede mit meinem Schwager noch heute Abend.«

»Nun, wenn das ist, in Gottes Namen!« sagte der lange Christian, dem eine Last von der Seele fiel. »Aber ich möchte auch einen guten Anzug zur Reise haben. Was ich besitze, trage ich Alles auf dem Leibe –«

»Ihr sollt's haben,« unterbrach der Jurist ihn ruhig, während er rasch einige Zeilen niederschrieb. »Was Ihr bedürft, erhaltet Ihr, die Mittel, Eure Nachforschungen zu betreiben, sollen Euch nicht fehlen. Jetzt unterschreibt diesen Schein, er enthält die Bedingungen, die ich vorhin Euch nannte.«

Der lange Christian ergriff die Feder und schrieb ohne Zögern seinen Namen unter das Document.

»So, das wäre abgemacht,« fuhr der Advocat fort, »für den Paß Sorge ich. Hier sind hundert Thaler, geht in ein Magazin und kauft, was Ihr nöthig habt. Heute Abend punkt neun Uhr erwarte ich Euch am Bahnhofe, ich werde dort ein Billet für Euch lösen und eine gefüllte Börse Euch übergeben. Macht mir nur keine Seitensprünge, wir halten Euch scharf im Auge. Hier ist die Adresse meines Kollegen in Köln, Ihr werdet ihn sofort besuchen und Euch ganz nach seinen Anordnungen richten.«

Der lange Christian steckte die Banknote und die Karte vorsichtig in seine Westentasche und versprach, die Bedingungen getreulich zu erfüllen.

»Na, ich wünsche glückliche Reise,« sagte Kunibert Scharf, als die Beiden das Haus verlassen hatten, »wenn Ihr zurückkehrt, werdet Ihr wohl ein reicher Mann sein.«

»Wenn ich's bin, sollt Ihr und Eure Kollegen den Nutzen davon haben,« erwiderte Scheerenberg treuherzig. »Ich werde das Geld jetzt besser anwenden, wie damals. Ich lasse fabriciren und Ihr werdet mein Werkmeister, vielleicht kann ich in meinen alten Tagen noch etwas Gutes stiften.«

»Gott gebe, daß es so kommt,« versetzte der Weber, indem er dem alten Manne die Hand reichte. »Gehabt Euch wohl, und wenn Ihr Zeit und Lust habt, dann schreibt mir einmal, wie die Sachen stehen, ich werde Euch auch mittheilen, wie es mir geht.«

Das versprach der lange Christian und die Beiden nahmen nun Abschied von einander.

## EINUNDACHTZIGSTES KAPITEL. EINE UEBERRASCHUNG.

Bertram Schenk hatte zwei Briefe erhalten, und das war für ihn, der selten Briefe empfing, ein Ereigniß. Er reinigte bedächtig die Gläser seiner Brille, nahm eine Priese und stellte die Tabaksdose neben sich auf den Tisch.

Dann erbrach er das Siegel des ersten Briefes.

Otto hatte ihn geschrieben. Er theilte dem Vater mit, daß er sich mit einem vermögenden Solinger Waffenschmied associirt habe und im Begriff stehe, eine Fabrik bei Hagen anzukaufen, die ihm angeboten worden sei.

Zu dem Zwecke werde er mit seinem Associé nach Hagen reisen, um das Etablissement zu besichtigen, entspreche es seinen Anforderungen, so wolle er den Kauf abschließen und sofort mit der Arbeit beginnen. Einige tüchtige Arbeiter seien schon engagirt, auch ein Reisender gewonnen, und so hoffe er, mit Vertrauen in die Zukunft blicken zu können. Nikolas hatte ein Briefchen eingelegt für Helene, auch er fühlte sich wohl in seinem neuen Wirkungskreise bei dem Waffenschmied, auch ihn er-muthigte die Hoffnung, nun bald in dem neuen Etablissement einen Posten zu erhalten, der ihm erlaubte, die Braut heimzuführen.

Bertram Schenk lächelte still vergnügt für sich hin.

Ihm gefiel die Art Otto's, sich empor zu schwingen, besser, als die Heinrich's.

Wenn er ernstlich über die beiden Söhne, ihre Stellung und ihre Verhältnisse nachdachte, so graute ihm oft vor dem Reichthume Heinrich's, der so rasch, so plötzlich erworben worden war.

Dann tauchten manchmal düstre Ahnungen in seiner Seele auf und es wollte ihm nicht gelingen, sie ganz zu verdrängen.

Er hatte ja auch manchmal die Gerüchte vernommen, die darüber auftauchten; wenn er sie auch als gehässige Verleumdungen betrachtete, es kamen doch Stunden, in denen er sich ernstlich mit der Frage beschäftigte, ob es denn unmöglich sei, daß diese Gerüchte sich auf Thatsachen stützen könnten.

Seine Frau hatte geringschätzend die Achseln gezuckt, wenn er mit ihr darüber sprach, in ihren Augen war ihr Liebling unfehlbar.

Bertram Schenk öffnete den zweiten Brief.

Es war die Antwort des Consuls in Rio de Janeiro auf seine Anfrage, bezüglich der Erbschaft.

Der Consul äußerte sich in hohem Grade überrascht darüber, daß Bertram Schenk das Geld nicht empfangen haben wolle, da er doch damals einen Bevollmächtigten zum Empfang desselben ihm zugeschickt und später ihn beauftragt habe, den ganzen Betrag in guten Wechseln an Jacob Herz einzusenden.

Die Ueberraschung des Consuls war nichts im Vergleich zu der des Schenkwrths, der, nachdem er den Brief zum drittenmale gelesen hatte, noch immer nicht wußte, was er von der Sache halten sollte.

Es war ihm allerdings jetzt klar, daß man ihn um die Erbschaft betrogen hatte, aber wer hatte diesen Betrug verübt und, durch welche Mittel war es ihm gelungen, seinen Zweck zu, erreichen?

Bertram Schenk nahm unzählige Prisen, er schüttelte zu verschiedenen Malen sein Haupt, wanderte eine geraume Weile auf und ab und füllte endlich ein Glas mit schäumendem Gerstensaft, welches er auf einen Zug leerte.

Jacob Herz also hatte den Betrag der Erbschaft, der die Kleinigkeit von achtzigtausend Dollars repräsentirte, erhalten?

Jacob Herz? sollte er der Betrüger sein?

Richtig – Jacob Herz hatte ja damals ihm den Brief des Consuls gebracht mit der Bemerkung, derselbe sei irrtümlich seinem Schreiber Bernhard Schenk übergeben worden!

Wie aber hing das Alles zusammen?

Der Schenkwrith konnte keine Klarheit hineinbringen, er mußte den Rath und die Ansichten Anderer hören, um danach sein Urtheil zu bilden.

Wen aber sollte er zu Rathe ziehen? Der Barbier Gabel verstand davon nichts, Fritz Wacker konnte ihm auch nicht rathen. Wenn nur Otto dagewesen wäre, er würde schon der Geschichte auf den Grund gekommen sein!

So blieb nur noch Heinrich, und Bertram Schenk ging höchst ungern zu ihm.

Indeß, er mußte sich doch dazu entschließen, man konnte ja nicht wissen, ob der Betrüger nicht seine Spione drüben hatte, die ihm von dem, was im Consulat viefiel, unterrichteten, in diesem Falle mußte rasch gehandelt werden, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Betrüger sammt dem Gelde entwischen zulassen.

So trat denn Bertram Schenk den Weg zu dem Hause seines Sohnes an, er war über die Schritte, die er thun wollte, nachdem er den Rath desselben vernommen hatte, mit sich im Reinen.

Heinrich konnte seine Ueberraschung nicht verhehlen, als er so plötzlich seinen Vater eintreten sah, und diese Ueberraschung berührte den alten Biedermann unangenehm, weil sie ihm bewies, daß sein Besuch nicht willkommen war.

»Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe,« sagte er, indem er sich in einen Sessel niederließ, »ich habe da soeben einen sehr wichtigen Brief erhalten, über den ich gerne Deine Ansicht hören, möchte. Sei so gut und lies das Schreiben und sage mir dann, was Du von der Sache hältst.«

Mechanisch entfaltete Heinrich den Brief, daß der Inhalt desselben auch für ihn Interesse haben könne, ahnte er nicht.

Aber je länger er las, desto aufmerksamer wurde er, mit Spannung und Ungeduld durchflog er die Zeilen und als er nun am Schlusse angelangt war, las er das Schriftstück noch einmal.

»Kein Zweifel, wir sind um die Erbschaft betrogen worden!« rief er.

»Ja, ja, aber wer ist der Betrüger?« fragte der Schenk-wirth.

»Wer? Jacob Herz!«

»Du glaubst das also auch?«

»Natürlich. Ich meine mich zu erinnern, Du habest damals im vorigen Jahre einen Brief erhalten, in welchem der Consul Dir anzeigte, statt der gehofften Gelder seien nur Schulden vorhanden.«

»Ganz recht.«

»Brachte die Post den Brief?«

»Nein. Jacob Herz übergab ihn mir mit der Bemerkung, sein Schreiber Bernhard Schenk habe diesen Brief erhalten, da er indeß aus Rio de Janeiro nichts zu erwarten habe, so –«

»Ah – und das Siegel war unverletzt?«

»Ja.«

Heinrich schüttelte den Kopf, er begriff das nicht.

»Hier ist der Brief,« fuhr Bertram Schenk fort, »ich habe ihn mitgenommen, weil ich dachte, er könne von Bedeutung sein.«

Heinrich prüfte das Schreiben sehr sorgfältig.

»Der Brief ist falsch,« sagte er. »Davon, daß die Handschrift des Schreibers nicht dieselbe ist, sehe ich ab, der Consul beschäftigt vielleicht mehrere Schreiber. Aber schon die Unterschrift des Consuls weicht ab. Ferner ist das Originalschreiben abgetrennt worden und der Schreiber des Wucherers hat die unbeschriebene Hälfte des Bogens benutzt. Das Siegel selbst ist sehr künstlich abgelöst und später wieder aufgeklebt worden.«

»So hältst Du den Betrug für erwiesen?«

»Ganz gewiß.«

»Aber Jacob Herz wird ihn leugnen.«

»Voraussichtlich und der Consul würde klug gehandelt haben, wenn er Deine Vollmachten und die Briefe des Wucherers mitgeschickt hätte. Bevor diese Beweise in unsere Hände gelangen, kann der Betrüger längst über alle Berge sein.«

»Ich lasse ihn einstecken.«

»So rasch geht das nicht. Ueberlaß mir die Geschichte, ich werde suchen, sie zu ordnen.«

»Ich hoffe, das selbst zu können,« entgegnete der Schenkwrith sehr entschieden, während er die Schriftstücke wieder in sein Portefeuille legte.

In den Augen Heinrich's blitzte es auf, diese Weigerung, die er nicht erwartet hatte, schien ihn sehr unangenehm zu berühren.

»Ich habe in dieser Beziehung mehr Erfahrungen,« warf er ein, »dann auch gilt meine Drohung mehr, der Wucherer weiß, daß –«

»Jacob Herz wird nicht auf die Person des Anklägers, sondern auf die Beweise sehen,« unterbrach Bertram Schenk ihn ruhig, »er weiß, daß ich der berechtigte Erbe, also auch der Betrogene bin, ich sehe nicht ein, weshalb ich meine Ansprüche nicht selbst vertreten soll!«

»Das heißt mit dürren Worten, Du vertraust mir nicht,« fuhr Heinrich erbittert auf.

»Ereifere Dich nicht deshalb; ich weiß, daß, wenn das Geld in Deine Hände kommt, ich einstweilen keinen rothen Heller davon erhalte.«

»Ist es vielleicht nicht sicher bei mir aufgehoben?«

Der alte Mann zuckte die Achseln.

»Ehrlich gestanden hege ich in diesem Punkte einige sehr ernste Bedenken,« erwiderte er gemessen. »Einem Speculanten vertraue ich nicht gerne eine Summe an, man weiß, wie die Herren das Geld verschleudern können.«

»So sag' doch die Wahrheit,« fuhr Heinrich mit wachsender Gereiztheit fort, »in Deiner Absicht liegt es, daß Otto das Geld erhalten soll.«

»Nicht mehr, wie ihm zu kommt.«

»Also der dritte Theil?«

»Ja und wenn ich an Deiner Stelle wäre, so würde ich auf meinen Antheil zu seinen Gunsten verzichten, er kann's gebrauchen und –«

»Sieh da, wie großmüthig!« spottete Heinrich. »Vierzigtausend Thaler soll ich meinem Bruder schenken, damit er von seinen Zinsen leben kann, als pensionirter Schlossergeselle! Ich weiß, weshalb man immer auf mir reiten will! Wenn ich reich geworden bin, so bin ich durch meine Kenntnisse, meinen Fleiß geworden, gestohlen habe ich das Geld nicht.«

Bertram Schenk schwieg, aber sein Blick ruhte so fest, so durchdringend auf dem Antlitz des Sohnes, daß dieser unwillkürlich die Wimpern senkte.

»Du sollst nicht zu kurz kommen,« sagte er ernst, »beruhige Dich deshalb, aber Deinetwegen werde ich mich nicht eher ausziehen, bis ich zu Bett gehe. Ueber Deinen Reichthum mag ich nicht mit Dir reden, dieses Kapitel hat mir schon manche Sorge, manchen Aerger bereitet, gebe Gott, daß – – wir wollen darüber schweigen. Uebrigens freut es mich, Dir mittheilen zu können, daß Dein Bruder im Begriff steht, ein großes Etablissement zu kaufen, Du hast also nicht mehr nöthig, Dich des Schlossergesellen zu schämen. – Guten Morgen.«

Verblüfft blickte Heinrich dem Vater nach, fast wollte es ihm bedünken, als ob schon jetzt der Boden unter seinen Füßen wanke.

Der alte Mann ging zu einem Advocaten, ihm wollte er die Ordnung dieser Angelegenheit lieber anvertrauen, als seinem Sohne.

Der Mann des Gesetzes hörte seine Mittheilungen an, er prüfte die Schriftstücke, fragte nach Diesem und Jenem und dachte dann lange nach.

»Hätten wir die gefälschte Vollmacht und die Briefe des Betrügers an den Consul in Händen, so könnten wir den Mann sofort verhaften lassen,« sagte er endlich. »Auf diese beiden Schriftstücke hin können wir höchstens den Proceß gegen ihn einleiten, er wird leugnen, vielleicht seinem Schreiber den Betrug in die Schuhe schieben, möglicherweise sich durch einen falschen Eid reinigen, dann sind wir mit unserer Klage abgewiesen, und Jacob Herz kann inzwischen mit Sack und Pack die Stadt verlassen haben.«

»Wenn die Sachen so stehen –«

»Geduld, verloren ist noch nichts, so lange wir nicht selbst uns die Suppe versalzen. Schreiben Sie sofort an den Consul, und bitten Sie ihn, die betreffenden Papiere einzusenden. Inzwischen halten wir den Wucherer im Auge.«

»Weiter können wir nichts thun?« fragte der Schenk-wirth enttäuscht.

»Nein.«

»Das würde abermals ein halbes Jahr dauern.«

»Und wenn's ein ganzes Jahr währt, wir müssen warten,« sagte der Advocat in kühlem Geschäftstone.

Bertram Schenk ging hinaus.

Ihm gefiel dieser Rath nicht, er konnte auch nicht einsehen, daß derselbe maßgebend sein sollte.

Nach seiner Ansicht reichten die beiden Schriftstücke hin, den Wucherer zu überführen, der Consul schrieb ja selbst, Jacob Herz habe das Geld empfangen.

Wenn er versuchte, den Schreiber auszuhorchen?

Mit Versprechungen und Drohungen konnte er diesen Mann vielleicht einschüchtern, der Schreiber des Wucherers mußte ja mit seiner Stellung, die ihm voraussichtlich nur das trockene Brod einbrachte, sehr unzufrieden sein.

Aber wo fand er ihn?«

In der Nachbarschaft des Wucherers wohnte ein Küpermeister, der dem Schenkwrith schon manches Faß geliefert hatte, der wußte vielleicht, wo der Schreiber Bernhard Schenk wohnte und wo man ihn antreffen konnte. Ohne Verzug ging der alte Mann hin.

Um nicht genöthigt zu sein, mit der Thüre in's Haus zu fallen, bestellte er dem Meister einige neue Fässer, dann bot er ihm eine Prise an, die dankend angenommen wurde.

»Ihr habt eine dunkle Werkstätte,« sagte er, »müßtet Euch besseres Licht und mehr Raum anschaffen.«

Der Meister nickte gedankenvoll und nieste kräftig.

»Alles leicht gesagt,« erwiderte er, »aber woher soll das Licht kommen in dieser engen Gasse?«

»Na, es liegt weniger an der Gasse, als an Eurem Hause selbst,« erwiderte Schenk. »Kauft den alten Kasten nebenan, er kann doch nicht viel kosten.«

»Glaubt Ihr? So lange Jacob Herz den Kasten sein Eigenthum nennt, wird kein Anderer ihn erhalten. Wißt Ihr,

der Wucherer kann ja auch nicht in jedem Hause wohnen, er muß feuerfeste Gewölbe und geheime Verstecke für seine Schätze haben.«

»Ach geht, so reich ist der Mann nicht!«

»Wenn wir beide sein Vermögen hätten, könnten wir von unsern Renten leben.«

»Bah – Alles wird vergrößert!«

»Na, ich sage Euch, Jacob Herz ist reicher wie man glaubt, aber dieser geizige Filz führt ein Leben, als ob er jeden Pfennig im Schweiß seines Angesichts sauer verdienen müsse.«

»Und er wohnt ganz allein in dem Hause?«

»Ganz allein!«

»Aber er muß doch Jemanden haben, der für ihn kocht?«

»Das Essen wird ihm aus einer Garküche geschickt, täglich für zwei Silbergroschen Gemüse und Fleisch.«

»Wer reinigt denn die Stuben?«

»Er selbst.«

»So hat er Niemanden zur Bedienung?«

»Nein. Vor einigen Monaten lag er an der Cholera krank, eine Frau aus der Nachbarschaft, eine arme Wittwe, übernahm die Pflege, sie hoffte, dabei einige Thaler zu verdienen. Na ja, wenn die ganze Nachbarschaft nicht für sie eingetreten wäre, hätte sie gar nichts erhalten, denn kaum war der alte Schuft wieder gesund, als er ihr die Thüre zeigte und sie beschuldigte, ihn bestohlen zu haben. Da sind wir ihm denn in die Bude hineingerückt und er mußte mit dem Gelde herausrücken.«

»Hat er einen Schreiber?«

»Gehabt. Den armen Teufel hatte er eines schönen Morgens vor die Thüre gesetzt, an dem Tage vorher war ein Heidenlärm in dem Hause, die Beiden müssen einander herrliche Grobheiten in's Gesicht geworfen haben.«

»Hieß der Schreiber nicht Bernhard Schenk?« forschte der Schenkwrith.

»Ganz recht.«

»Na, er wird eine andere Stelle gefunden haben.«

Der Küpermeister schüttelte den Kopf und nahm eine zweite Prise.

»Wer bei dem in Dienst gestanden hat, der kommt bei ehrlichen Leuten nicht mehr unter,« sagte er.

»Das ist traurig für den armen Teufel,« erwiderte Bert-ram Schenk, »unter solchen Verhältnissen wird er natürlich immer tiefer sinken. «

»Versteht sich, er treibt sich jetzt in den Schenken umher.«

»In den Schnapskneipen?«

»Natürlich.«

»Hm, hm – habt Ihr ihn vielleicht schon getroffen?«

»Im Schnapskasino mehrmals, weshalb fragt Ihr?«

»Na, ich meine nur,« sagte der Schenkwrith ausweichend, »vielleicht könnte man etwas für ihn thun.«

»Für den?« erwiderte der Küpermeister geringschätzend. »Das Geld wäre weggeworfen.«

»Na, wenn das ist, so denken wir nicht weiter daran, also sorgt, daß ich die Fässer erhalte.«

Bertram Schenk war mit dem Resultate dieses ersten Schritts sehr zufrieden.

Er wußte, daß der Schreiber nicht mehr im Dienste des Wucherers stand, das erleichterte nach seiner Ansicht ihm die Sache.

War der Schreiber mitschuldig, so mußte er durch Drohungen eingeschüchtert werden, war er nur ein willenloses Werkzeug gewesen, so konnte man ihn durch Versprechungen gewinnen.

Aber es war noch sehr fraglich, ob er den Schreiber heute Abend fand, mehrere Tage konnten verstreichen, ehe ihm dies gelang, und wer bürgte dafür, daß Jacob Herz nicht schon jetzt durch seine Spione unterrichtet war?

Der Advocat hatte diese Besorgniß nicht beachtet, und doch erschien es fast unzweifelhaft, daß der Wucherer drüben in Brasilien einen Verbündeten gehabt hatte, der wahrscheinlich sich noch dort befand.

Da war es unter allen Umständen rathsam, wenn man rasch zu Werke ging, der Brief des Consuls mußte ja dem Verbrecher gegenüber als Beweis genügen.

Bertram Schenk blieb stehen, um zu überlegen.

Er war noch zu keinem Entschluß gekommen, als er seinen Namen nennen hörte, er blickte sich um und bemerkte, daß er vor der Thüre eines Haarschneide-Salons stand.

»*Salon pour la coupe des cheveux.* Caspar Melchior Gabel, Barbier und Friseur für Damen und Herren,« las er

auf der Glashüre. Und hinter dieser Thüre stand der Besitzer dieses Salons mit seiner purpurrothen Nase.

Der Schenkwrth trat ein. Mit einem Selbstbewußtsein und einem Stolze, den die Umstände rechtfertigten, zeigte Gabel dem Freunde sein Lokal, während er ihm gleichzeitig Vorwürfe machte, daß er nicht früher schon einmal gekommen sei.

»Du lieber Gott, so seht doch meinen Schädel an, ob an ihm, Eure Kunst noch etwas vermag,« entschuldigte Schenk sich. »Ich komme nicht mehr in Verlegenheit, wann und wo ich mir das Haar schneiden lassen soll –«

»Aber eine Perrücke –«

»Nimmermehr!«

»Nichts für ungut, alter Freund. Deshalb braucht Ihr ja auch nicht zu kommen, Ihr müßt doch wissen, daß es mich freut, wenn Ihr Antheil an mir nehmt.«

»Gewiß, gewiß,« sagte der Schenkwrth, »wie läßt es sich denn an?«

»Danke, ich bin zufrieden. Auffallend, daß so viele Gymnasiasten mich besuchen! Sie kommen in der Regel zu dreien, oder vieren, möglicherweise meiner Nase wegen, an der sie vielleicht Anatomie oder was weiß ich studiren wollen. Mir ist das gleichgültig, ich lasse sie kichern und kassire nachher die Groschen ein, das Vergnügen gönne ich ihnen.«

»Also, es geht gut?«

»O ja, es könnte natürlich besser gehen.«

»Ihr seid allein? Habt Ihr denn keinen Gehülfen?«

»Ich hatte ihn, er ist auf und davon gegangen, weil ihm das Essen nicht schmeckte. Ich kann meinen Gehülfen nicht mit Fasanen und Schildkrötensuppe füttern, das Essen aus der Garküche behagte ihm nicht und dann –«

»Und dann?«

»Na, ich kann nicht dafür, wenn meine Nase sich bei jedem Löffel Suppe badet, er meinte, das sei unanständig, ich solle die, Nase über den Löffel halten. Da habe ich ihm denn eines Mittags mit dem Suppenlöffel Eins auf den Schädel gegeben und ihn zum Teufel gejagt. Ich kann mir doch von solchem miserablen Gesellen keine Vorschriften machen lassen!«

Der Barbier sagte das so schmerzlich wehmüthig, daß Bertram Schenk auf die Lippen beißen mußte, um nicht dem bekümmerten Freunde in's Gesicht zu lachen, was dieser als eine Beleidigung hätte deuten können.

Um nun dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, theilte der Schenkwrith ihm die Ereignisse dieses Vormittags mit und bat ihn um seinen Rath.

»Das dürft Ihr nicht auf die lange Bank schieben,« sagte Gabel, als sein Freund schwieg. »Frische Fische, gute Fische.«

»Ihr seid also auch der Meinung, daß ich direkt dem Wucherer zu Leibe gehen müsse?«

»Sofort!«

»Er wird leugnen.«

»Laßt Euch dadurch nicht zurückschrecken, droht ihm mit sofortiger Verhaftung, er wird schon klein begeben. Ich wollte, ich könnte Euch begleiten.«

»Thut es.«

»Ich kann doch meinen Salon nicht schließen.«

»Ich vergüte Euch den Schaden, wie hoch schätzt Ihr ihn?«

»Na, einen Thaler –«

»Ich gebe Euch zwei, kommt mit, Ihr könnt besser reden, wie ich.«

Der Barbier nahm den Vorschlag an.

Er schloß die Thüre und folgte seinem Freunde, der den Weg zum Hause des Wucherers einschlug.

Bertram Schenk fühlte jetzt eine Armee in seiner Faust, er war überzeugt, daß der Barbier im geeigneten Augenblick das Wort ergreifen und den Wucherer niederschmettern würde.

## ZWEIUNDACHTZIGSTES KAPITEL. ABGETRUMPFT!

Jacob Herz war entschlossen, die Stadt Köln für immer zu verlassen, und er würde diesen Entschluß längst ausgeführt haben, wenn seine Habsucht sich mit dem Verlust seiner unbedeutenden Forderungen hätte befreunden können.

Der Wunsch, diese Forderungen vorher einzukassiren, der Vorsatz keinen Pfening seines meist unredlich erworbenen Geldes in Stich zulassen, hielt ihn noch immer zurück, trotzdem er sich sagen mußte, daß jeder Tag ihm die Entdeckung seiner Verbrechen bringen konnte.

Aber er dachte nicht einmal an diese Gefahr; wenn eine Gefahr ihm drohte, so glaubte er sie anders wo suchen zu müssen.

Sein früherer Schreiber und dessen Genosse, der ehemalige Schlossermeister, waren oft in der Nähe seiner Wohnung gewesen, er hatte sie von Zeit zu Zeit gesehen und in ihren Blicken gelesen, daß ihr Haß gegen ihn eher gewachsen als getilgt war.

Indeß, auch das beunruhigte ihn so sehr nicht, er hielt sein Haus verschlossen und ging nur am Tage aus, sie konnten ihm also nichts anhaben.

So wiegte der Wucherer sich noch immer in Sicherheit, die plötzlich durch den Besuch des Schenkwriths den ersten Stoß erhielt.

Als Jacob Herz die Hausthüre öffnete und sich nun dem Schenkwrith gegenüber sah, bereute er sofort, nicht schon längst seinen Vorsatz ausgeführt zu haben.

Die Reue kam nun zu spät, der Wucherer begriff, daß er jetzt der Gefahr eine kühne, freche Stirne bieten mußte, um wenigstens Zeit zu gewinnen.

Bertram Schenk und der Barbier traten in die Schreibstube des Wucherers, und der Schenkwrith kam ohne Umschweife zur Sache.

»Ich habe heute Morgen einen Brief aus Rio de Janeiro erhalten,« sagte er, und seinem forschenden Blick entging es nicht, daß Jacob Herz sich zwang, äußerlich ruhig zu scheinen. »In diesem Briefe schreibt mir der Consul, daß er die Hinterlassenschaft meines in Brasilien verstorbenen Bruders Ihnen zugeschickt habe.«

»Davon ist mir nichts bekannt,« entgegnete der Wucherer gleichgültig. »Wie sollte der Consul dazu kommen,

mir etwas zu schicken, worauf ich keinen Anspruch habe?«

»Ah – Sie glauben mich täuschen zu können?« fuhr Bertram Schenk fort. »Geben sie sich keine Mühe, es wird Ihnen nicht gelingen. Sie werden sich erinnern, daß Sie im vergangenen Jahre mir einen Brief aus Brasilien brachten, mit dem Bemerkten, der Postbote habe denselben irrthümlich Ihrem Schreiber übergeben –«

»Da werden Sie meinen früheren Schreiber fragen müssen,« warf Herz gelassen ein.

»Oho!« rief der Barbier. »Ich kann bezeugen, daß Sie damals den Brief gebracht haben.«

»Wenn Sie das so genau wissen –«

»Sie wollen es bestreiten?« fuhr Schenk entrüstet auf.

»Durchaus nicht, aber ich entsinne mich dessen nicht mehr. Wenn ich derartige Kleinigkeiten im Gedächtniß behalten wollte, müßte ich ein Riesengedächtniß besitzen.«

»Sie haben natürlich Ihre Gründe, sich dessen nicht mehr erinnern zu wollen,« erwiderte der Schenkwrth, der diese kaltblütige Ruhe, diese eiserne Frechheit nicht erwartet hatte. »Sie haben mir den Brief gebracht, und dieser Brief war geöffnet, gefälscht und sehr kunstreich wieder geschlossen.«

»Was Sie sagen!«

»Also auch das wollen Sie nicht wissen?« fragte der Barbier entrüstet.

»Wollen Sie mich etwa beschuldigen, daß ich den Brief geöffnet oder gefälscht habe?« erwiderte der Wucherer scharf. »Ich warne Sie, Ihre Zunge zu hüten!«

»Da hört Alles auf!« rief Bertram Schenk, während er so tief in seine Dose hineingriff, daß der Tabak verschüttet wurde. »Hören Sie weiter! In diesem gefälschten Briefe wurde ich benachrichtigt, mein Bruder habe nur Schulden hinterlassen, man rathe mir, die Erbschaft nicht anzunehmen, da ich dann auch die Verpflichtung übernehmen müsse, diese Schulden zu tilgen. Inzwischen wurde ein Bevollmächtigter, mit einer Vollmacht von mir ausgerüstet, hingeschickt. Diese Vollmacht war gefälscht. Der Consul wurde beauftragt, das Geld Ihnen in guten Wechseln zuzusenden und er hat das gethan in dem guten Glauben, daß die Vollmacht ächt sei.«

Jacob Herz schüttelte den Kopf.

»Davon ist mir nichts bekannt,« sagte er gleichgültig. »War die Summe bedeutend?«

Bertram Schenk blickte seinen Begleiter an, als ob er ihn fragen wolle, ob ihm je ein so verstockter Verbrecher vorgekommen sei.

»Zum Henker, das werden Sie selbst genauer wissen, wie wir,« nahm Gabel das Wort. »Sie haben ja das Geld erhalten. Oder wollen Sie vielleicht den Consul beschuldigen, er sei ein Verläumder, er habe selbst das Geld in die Tasche gesteckt?«

Jacob Herz zuckte die Achseln. Je mehr die Erregung und Erbitterung der Beiden wuchs, desto ruhiger und gleichgültiger ward er und durch diese Ruhe gewann er

einen Vortheil, gegen den seine Gegner auf die Dauer nichts auszurichten vermochten.

»Mir ist das Alles noch ein Räthsel,« sagte er, »nur so viel glaube ich zu verstehen, daß man mich des Betrug, der Fälschung und der Unterschlagung beschuldigen will. Na, meinetwegen, der Gerechte muß viel leiden, aber vor Gericht wird es sich zeigen, wer hier der Betrogene und wer der Betrüger ist.«

»So schlage doch das Gewitter hinein!« rief Bertram Schenk, unfähig, sich länger zu bemeistern. »Hier steht es schwarz auf weiß, daß Sie die achtzigtausend Dollars erhalten haben.«

»Ist das ein vollgültiger Beweis? Das Papier ist geduldig, ich kann jede Lüge –«

»Nennen Sie den Consul einen Lügner –«

»Weshalb soll er es nicht sein können? Beweisen Sie mir, daß ich das Geld wirklich erhalten habe und dann klagen Sie mich an.«

»Da steht mir der Verstand still,« wandte der Schenk-wirth sich zu seinem Freunde, der heftig seine Nase rieb. »Bin ich denn toll oder will dieser Mensch mich rasend machen?«

Der Barbier näherte sich langsam dem Wucherer, der trotz seiner anscheinenden Gleichgültigkeit jede Bewegung seines Gegner scharf beobachtete.

»Wir wollen jetzt einmal gut deutsch miteinander reden,« sagte er ernst und eindringlich. »Jedermann weiß,

daß Ihr ein durchtriebener Schuft seid, der sich kein Gewissen daraus macht, die Wittwen und Waisen zu betrügen, der sein Geld auf die unredlichste Weise erworben hat. Das weiß Jeder, alter Freund, und so nehme ich keinen Anstand, Euch in's Gesicht zu sagen, daß Ihr diesen Mann um die Erbschaft betrogen und das Geld eingesteckt habt. Wir lassen Euch nun zwei Wege. Entweder, Ihr gebt die Summe heraus und wir verzichten darauf, die Sache dem Oberprocurator anzuzeigen, oder –«

»Seid Ihr auch bei der Erbschaft betheiligte?« spottete Herz. »Oder führt Ihr nur für diesen einfältigen Mann das große Wort?«

»Laßt den Spott beiseite,« fuhr Gabel fort, »wir sind nicht aufgelegt, zu spassen. Wollt Ihr das Geld herausgeben?«

»Herzlich gern, wenn Ihr mir beweist, daß ich es erhalten habe.«

»Ist dieser Beweis nicht genügend?«

»Wenn Ihr gesunden Menschenverstand hättet, würdet Ihr die Frage nicht an mich richten, Ich weiß von der ganzen Geschichte nichts und finde es höchst sonderbar, daß Ihr mir damit in's Haus hineinfällt. Fast möchte ich glauben, daß Ihr nur darauf ausgeht, mich um eine bedeutende Summe zu prellen, aber wenn Ihr gehofft habt, mich so leicht verwirren und einschüchtern zu können, so werdet Ihr jetzt wissen, daß Eure Speculation fehlgeschlagen ist.«

»Auch das noch!« seufzte der Schenkwrith, der vollständig verwirrt nur Eins begriff, nämlich, daß er sich übereilt und durch diese Uebereilung viel verloren hatte.

»Die Worte, die Ihr mir in's Gesicht zu werfen beliebt, berechtigen mich, Euch vor die Thüre zu werfen,« fuhr Jacob Herz fort, »indeß, ich verzeihe sie Euch Eures geringen Bildungsgrades wegen.«

»Meines geringen Bildungsgrades wegen!« wiederholte der Barbier empört. »Mensch, ich habe vielleicht mehr Bildung genossen, wie Ihr, es fragt sich, ob Ihr die Elementarschule besucht habt. Wartet nur, wir werden Euch schon zeigen, wo Barthel den Most holt, die Post muß doch wissen, ob Ihr aus Rio de Janeiro die Summe erhalten habt. Wenn das feststeht, dann –«

»Dann habt Ihr noch immer keine Beweise gegen mich,« unterbrach Herz ihn gemessen. »Wer den Brief und die Vollmacht gefälscht hat, vorausgesetzt, daß dies wirklich geschehen ist, der kann auch das Geld in Empfang genommen und in meinem Namen darüber quittirt haben.«

»Das wird sich finden!«

»Natürlich. Geht nur hin zur Post, wenn der Beamte Euch den Schein vorlegt, könnt Ihr mich ja sofort einklagen.«

Es lag ein beißender Spott in dem Tone, in welchem der Wucherer das sagte, ein Spott, der die Beiden verletzen und erbittern mußte, gleichzeitig aber auch ihnen bewies, daß Jacob Herz seiner Sache sehr sicher war.

»Sie wollen sich also auf nichts einlassen?« fragte der Schenkwirth.

»Bewahre; ich wüßte nicht, worauf ich mich einlassen sollte! Ich habe keine Lust, mich um fünf Silber Groschen prellen zu lassen und nun verlangen Sie gar die Kleinigkeit von achtzigtausend Dollars.«

»So werden wir unsre Maßregeln treffen,« erwiderte Gabel. »Wundern Sie sich nicht, wenn Sie morgen hinter Schloß und Riegel sitzen.«

Statt der Antwort öffnete der Wucherer die Thüre.

»Hinaus!« rief er zornig. »In meinem eigenen Hause lasse ich mir solche Grobheiten nicht sagen, scheeren Sie sich zum Henker!«

Die Beiden mußten einsehen, daß ein längeres Verweilen in dem Hause des Wucherers zu nichts dienen konnte, daß eine Fortsetzung dieses Wortwechsels kein Resultat ergeben würde. Sie gingen hinaus, Bertram Schenk verstört, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, der Barbier zitternd vor Wuth und mit der festen Ueberzeugung, daß Jacob Herz ein raffinirter, verstockter Verbrecher sei.

»Was nun?« fragte der Schenkwirth rathlos, als die Beiden vor der Thüre standen. »Glaubt Ihr, daß dieser Mann wirklich das Verbrechen begangen hat?«

»Natürlich glaube ich das,« erwiderte Gabel mit bekräftigendem Kopfnicken, »wer soll es verübt haben, wenn er es nicht gethan hat?«

»Vielleicht sein Schreiber –«

»Bah – das Geld ist ja dem Wucherer geschickt worden! Würde der Schreiber es an die Adresse dieses Mannes

gerichtet haben, wenn er selbst den Betrug verübt hätte! Kommt, wir gehen zur Post, dort werden wir erfahren, ob er das Geld in Empfang genommen hat.«

»Aber er sagte ja selbst, das sei kein Beweis –«

»Ihr habt den Kopf verloren,« unterbrach Gabel den Schenk wirth, »der Mann hat Euch vollständig dupirt. Ich sehe jetzt auch ein, daß der Rath, den der Advocat Euch gab, gut war und daß Ihr besser gethan hättet, ihn zu befolgen, aber geschehene Dinge lassen sich nicht ändern, wir müssen nun durchgreifen, stehen bleiben dürfen wir nicht.«

»Achtzigtausend Dollars!«

»Ja ja, lieber Freund, es ist eine schöne Summe, und es wäre bitter, sie verlieren zu müssen. Hättet Ihr damals dem Consul geschrieben und Euch mit dem Briefe nicht zufrieden gegeben, wäre es dem Schuft auch nicht so leicht geworden. Du lieber Gott, mir geringen Bildungsgrad vorzuwerfen! Ich habe mehr gelernt wie er und Manches vergessen, was er nie lernen konnte. Dieser Gauner! Dem Oberprocurator muß die Sache übergeben werden, damit der Schurke eingesteckt wird!«

»Halt, halt, nur nicht so voreilig,« sagte Schenk hastig.  
»Wir müssen zuvor Beweise haben.«

»Beweise? Der Verdacht allein muß genügen, diese Pestbeule, der Menschheit in sichern Gewahrsam zu bringen.«

Der Schenkwrith schwieg, mit seinen Gedanken beschäftigt, achtete er nicht mehr auf die Worte seines Begleiters, der nicht müde ward, den Wucherer aller erdenklichen Verbrechen und Missethaten zu zeihen.

So kamen die Beiden im Postbureau an, der Schenkwrith ernst, schweigsam, Gabel erregt, dann und wann eine Verwünschung vor sich hin brummend.

Der Secretair zuckte als Antwort auf den Wunsch des Schenkwriths bedauernd die Achseln.

»Wenn darüber schon sechs Monate verstrichen sind, so wird es schwer fallen, den betreffenden Postschein herbeizuschaffen,« sagte er, »nach sechs Monaten werden diese Scheine der Oberpostdirection abgeliefert und vernichtet.«

»He – das wäre eine saubere Sache!« platzte der Barbier heraus. »So leichtsinnig wird man doch wohl mit wichtigen Documenten –«

»Mein Herr, ich ersuche Sie, sich kein Urtheil über die Postgesetzes in Gegenwart eines Königlichen Beamten anzumaßen,« unterbrach der Secretair ihn drohend. »Theilen Sie der Oberpostdirection schriftlich Ihren Wunsch mit und warten Sie die Antwort ab.«

»Aber es ist eine sehr dringliche Sache,« warf Gabel, eingeschüchtert, ein, »es handelt sich vielleicht –«

»Kann mich nicht kümmern, ich kann Ihnen den Schein nicht schaffen.«

Damit wandte der Secretair den Beiden den Rücken und ließ sie stehen.

»Bei dem könnte man mit Fug und Recht von einem geringen Bildungsgrade sprechen,« brummte der Barbier, »aber leider Gottes darf man nicht wagen, ihm das in's Gesicht zu sagen.«

»Ich weiß jetzt, was ich thue,« sagte der Schenk wirth. »Ich werde heute Abend den früheren Schreiber des Wucherers aufsuchen, vielleicht gewinne ich ihn, wenn ich eine kleine Summe opfere.«

»Wenn Euch das gelingt, es wäre der kürzeste Weg.«

»Ich will es wenigstens versuchen. Einstweilen meinen besten Dank, ich bitte Euch, sprecht mit Niemanden darüber, an die große Glocke möchte ich's nicht hängen, so lange es nicht nöthig ist.«

»Verschwiegen wie das Grab! Wollt Ihr allein den Schreiber aufsuchen, oder soll ich es thun? Ich glaube, es ist besser, wenn ich mit dem Manne spreche, der wahrscheinlich ein ebenso großer Schuft ist, wie sein ehemaliger Herr. Ich bin bei der Sache unbetheiligt. Ihr verliert zu rasch den Kopf.«

Bertram Schenk dachte nach, der Vorschlag des Freundes erschien ihm annehmbar.

»Wenn Ihr das thun wollt,« sagte er.

»Gewiß. Wo finde ich den Schuft?«

»Im Schnapscasino vielleicht, Ihr müßt ihn suchen.«

»Und ich werde ihn finden.«

Die Beiden trennten sich, Gabel kehrte in seinen Salon, Bertram Schenk in seine Wirthschaft zurück.

DREIUNDACHTZIGSTES KAPITEL. DAS LIEDERLICHE  
KLEEBLATT.

Bernhard Schenk und Peter Braun waren noch immer unzertrennliche Freunde.

Der Notariatsschreiber hatte in jener Nacht das Zeitliche gesegnet, er war von der Seuche hinweggerafft worden und die Menschheit hatte an ihm nichts verloren.

Was die Beiden trieben, wußte Niemand, es kümmern sich auch Niemand darum.

Sie bewohnten gemeinschaftlich eine Dachstube, sie gingen gemeinschaftlich aus, und wenn man den Einen in der Branntweinschenke fand, so konnte man auch darauf rechnen, daß der Andere neben ihm saß.

Woher sie das Geld nahm, um ihr Leben zu fristen, das zu erforschen, wäre vielleicht schwer, wenn nicht unmöglich gewesen, sie hatten einen ganz besonderen Erwerbszweig gefunden, an den damals Niemand dachte.

Der Hauseigentümer, wie auch die Besitzer der benachbarten Häuser entdeckten ihn erst, als die Beiden das Dachzimmer längst verlassen hatten, er bestand ganz einfach in der Entwendung der bleiernen Dachrinnen und Dachbekleidungen.

Dieser Erwerbszweig war sehr einfach und mit Auslagen nicht im Geringsten verbunden.

War die Börse der Beiden leer, so schnitten sie ein ansehnliches Stück Blei ab und brachten es am Abend einem Trödler, der den halben Metallwerth ihnen voll auszahlte, in der Regel reichte der Erlös für einige Tage aus.

So hatten sie's schon mehrere Wochen getrieben, als ein dritter Gauner und Müßiggänger sich zu ihnen gesellte, der sich ihre Freundschaft rasch zu erwerben wußte.

Dieser Dritte war kein Anderer als der Gehülfe, den eer Friseur Gabel vor die Thüre gesetzt hatte.

Er hieß Gottlieb Lustig, und man mußte ihm zugestehen, daß er seinem Namen alle Ehre machte.

Er lebte lustig und liederlich in den Tag hinein, die Arbeit haßte er, aber wener auf unredlichem Wege sich Geld verschaffen konnte, so scheute er keine Mühe, keine Gefahr, um diesen Zweck zu erreichen.

Diese Drei bildeten ein Kleeblatt, welches längst für das Zuchthaus reif war, aber bisher noch keine Anfechtung in dieser Beziehung gehabt hatte.

Den Plan, Jacob Herz zu berauben, ihn zu zwingen, den damals versprochenen Lohn ihnen zu geben, hatte weder Braun noch Schenk aufgegeben, sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, ihn auszuführen und trafen im Stillen Vorbereitungen, von denen der Wucherer nichts ahnte.

Gottlieb Lustig war in diesen Plan eingeweiht, er hatte seinen Beistand im entscheidenden Augenblick zugesagt.

Dieses Kleeblatt saß am Abend desselben Tages, an welchem Bertram Schenk den Brief aus Brasilien erhalten hatte, im Schnapscasino und zwar in einem besonderen Zimmer beim Kartenspiel.

»Die Sache ist nun bald reif,« sagte der ehemalige Schlossermeister, während er nachdenklich die Karten

mischte, »wir müssen endlich einmal ein Ende machen, wenn der Kerl uns entwischt, haben wir das Nachsehen.«

»Er wird uns sobald nicht entwischen,« erwiderte Schenk gelassen, »der Schuft hat seine Forderungen noch nicht alle eingetrieben.«

»Wißt Ihr das so genau?«

»Versteht sich, ich kümmere mich angelegentlich darum. Ein Hauptmann schuldet ihm noch fünfhundert Thaler, er kann das Geld nicht schaffen, und der Wucherer wird es nicht im Stich lassen.«

»Aber deshalb brauchen wir doch nicht zu warten!« meinte der Friseurhülfe.

»Wenn wir warten, so geschieht es nur aus Noth,« entgegnete Braun, »gern thun wir's gewiß nicht. Aber es soll nun doch bald vorangehn, ich habe heute den letzten Schlüssel angefertigt, sobald wir wissen, daß unsere Schlüssel ihren Zweck erfüllen, gehen wir an's Werk. Der Schuft wird wohl morgen einmal sein Haus verlassen –«

»Ihr war't ja heute d'rin,« warf Schenk ein.

»Ja, ja, aber ich hatte vergessen, die Schlüssel alle mitzunehmen. Der zur Hofthüre schließt ausgezeichnet.«

»Na, und die Riegel an dieser Thüre?«

»Alles besorgt, ein kräftiger Druck gegen die Thüre und die Klammern müssen aus den Pfosten herausfahren, daß es eine Freude ist.«

»Dann wollen wir auch nicht lange mehr warten,« sagte Schenk, »mit dem Bleihandel nimmt's ohnehin bald ein Ende.«

Peter Braun nickte.

»Wie ist's mit dem Schneider Wacker?« fragte er. »War't Ihr dort?«

»Heute Morgen,« erwiderte Schenk. »Der Kerl hat eine Cigarrenfabrik gekauft. Arbeit wollte er mir geben, aber kein Geld.«

»Er mag sich vorsehn,« fuhr Braun fort, »ich habe auch noch ein Hühnchen mit ihm zu pflücken. Die Worte, die er damals mir gesagt hat, sind ihm nicht vergessen. Habt Ihr Euch umgesehen bei ihm?«

»So gut es ging.«

»Nun?«

»Er ist prachtvoll eingerichtet und ich hege die Vermuthung, daß er den größeren Theil seines Geldes dazu verwandt hat, ein schönes Haus und kostbare Möbel zu laufen, alle Kisten und Kästen zu füllen. Ob er baares Geld oder Actien besitzt, weiß ich nicht, ich möchte es bezweifeln, er mußte das Geld ja für die Fabrik hergeben.«

»Ihr wißt auch nicht, ob das Haus versichert ist?«

»Nein.«

»Danach müßte man sich erkundigen, Freund Lustig kann es übernehmen, indem er sich für den Agenten einer Feuerversicherungs-Gesellschaft ausgibt.«

»Was habt Ihr vor?« fragte Lustig befremdet.

»Ein Rachewerk,« entgegnete Braun gemessen. »Dieser einfältige hochmüthige Schneider muß vernichtet werden.«

»Brandstiftung?«

»Redet doch nicht so laut! Derartige Worte spricht man nicht aus in einem Wirthshause. An Euren Herrn Principal kommt auch noch die Reihe, er ist mir bisher noch zu unbedeutend gewesen.«

»Was hat er Euch gethan?« fragte Lustig.

»Er hat sich früher einmal unterfangen, Hand an mich zu legen, er und der Schneider, ich werde die Rechnung mit Beiden ordnen.«

In diesem Augenblick wurde die Gardine, welche das Fenster der Glasthüre bedeckte, bei Seite geschoben, hinter dem Glase erschien eine feuerrothe Nase.

Gleich darauf trat der Wirth in das Zimmer.

»Wenn einer von Ihnen Herr Bernhard Schenk ist, so wird er gebeten, auf einen Augenblick heraus zu kommen,« sagte er, »draußen ist ein Herr, der mit ihm zu reden wünscht.«

Der Schreiber warf seinen Genossen einen fragenden Blick zu und erhob sich.

»Nehmt Euch in Acht,« flüsterte Braun ihm hastig zu, »wenn man Euch eine Falle stellt, so lauft nicht blindlings hinein.«

Schenk nickte und ging hinaus. Sein Erstaunen wuchs, als er sich dem Barbier gegenüber sah, mit dem er nie in irgend welche Berührung gekommen war.

Gabel forderte ihn durch eine Handbewegung auf, ihm zu folgen und führte ihn in ein Zimmer, dessen Thüre er hinter ihm schloß.

»Diese Vorsichtsmaßregel möge Euch nicht befremden,« sagte er, »was wir miteinander zu reden haben,

muß einstweilen unter uns bleiben. Nehmt Platz und bedient Euch, dort in der Flasche findet Ihr einen vortrefflichen Wachholder.«

Bernhard Schenk kam dieser Aufforderung nach, er machte sofort von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch und füllte ein Glas, welches er auf einen Zug leerte.

»Also zur Sache,« versetzte er.

»Ihr wart früher Schreiber bei dem Wucherer Jacob Herz. Erinneret Ihr Euch, daß der Postbote Euch eines Tages einen Brief aus Brasilien brachte, der irrthümlich in Eure Hände kam, da er für Euch nicht bestimmt war?«

Der stechende Blick des Schreibers ruhte durchdringend auf dem Gesicht des Barbiers.

Die Frage überraschte ihn, er hatte sie nicht erwartet, er mußte Zeit gewinnen, um mit sich zu Rathe gehen zu können.

»Der Brief war für Bertram Schenk bestimmt,« fuhr Gabel fort, »Ihr werdet Euch dessen gewiß noch erinnern.«

»Bevor ich diese Frage beantworte –«

»Wollt Ihr wissen, woran Ihr seid. Das finde ich in der Ordnung. Was mit jenem Briefe geschehen ist, wer den Bevollmächtigten nach Rio Janeiro geschickt und die Erbschaft in Empfang genommen hat, werdet Ihr besser wissen, wie ich, es ist also unnöthig, diese ganze Angelegenheit näher zu erörtern. Bertram Schenk ist durch einen Brief des Consuls in Rio Janeiro benachrichtigt daß er um die Erbschaft betrogen wurde, er hat den Wucherer Herz ersucht, ihm das Geld zurück zu erstatten.«

»So, so, – nun?«

»Herz leugnet, den Betrug verübt und das Geld erhalten zu haben, er will von der ganzen Sache nichts wissen.«

»Hm – aber was habe ich damit zu schaffen?« fragte der Schreiber, und seine Hand, welche das Glas zum Munde führte, zitterte so heftig, daß der Branntwein überfloß.

»Jacob Herz behauptet, er könne sich weder des Briefes, noch überhaupt irgend eines Punktes entsinnen, der auf diese Angelegenheit Bezug habe; wenn jener Brief in Eure Hände gelangt wäre, so würdet Ihr wohl auch wissen, ob derselbe gefälscht worden sei. Er wisse von der ganzen Sache nicht das Geringste.«

»Er beschuldigt mich der Fälschung?« erwiderte der Schreiber, unfähig seine Aufregung zu bemeistern.

»Und der Unterschlagung!«

»So, also soll ich auch die Erbschaft in Empfang genommen haben?«

»Natürlich!«

»Wie hoch, wenn ich fragen darf, war die Summe?«

»Achtzigtausend Dollars.«

»Na, wenn ich sie erhalten hätte, würde ich alsdann dieses Hundeleben führen?«

»Ich bezweifle es, und eben deshalb glaube ich auch nicht an die Behauptungen des Wucherers.«

»Wenn das ist, weshalb nehmt Ihr mich in's Gebet?« fragte Schenk, der wieder Boden gewann. »Wollt Ihr mich verantwortlich machen –«

»Davon ist keine Rede,« unterbrach Gabel ihn ruhig. »Ihr wart damals der Schreiber dieses Mannes und so ganz hinter Eurem Rücken kann er die Sache nicht betrieben haben. Also müßt Ihr auch etwas davon wissen und Euer Zeugniß –«

»Ich weiß nichts davon,« warf Schenk trotzig ein. »Daß ich damals den Brief erhalten habe, leugne ich nicht, ich gebe ihn meinem Principal, und er erbot sich, ihn an seine richtige Adresse zu befördern. Was er damit gemacht hat, weiß ich.«

»Leugnet nicht,« sagte der Barbier erregt, »Ihr müßt es wissen, Ihr wart ja damals das Factotum des Wucherers.«

»Niemals!«

»Na, das weiß die ganze Stadt; daß Ihr es nicht gesagt haben wollt, finde ich begreiflich. Bertram Schenk will gerne ein Opfer bringen, wenn Ihr ihn unterstützen wollt, auf einige hundert Thaler kommt es ihm nicht an.«

»Er kann doch nicht verlangen, daß ich ein falsches Zeugniß ablegen soll?«

»Er verlangt nur, daß Ihr die Wahrheit sagt. Bedenkt wohl, er hat Beweise in der Hand, die ihn ermächtigen, den Wucherer verhaften zu lassen, geschieht das, so werdet Ihr auch verhaftet als sein muthmaßlicher Mitschuldiger und es hängt dann vom Ergebniß der Untersuchung ab, ob man Euch schuldig findet oder nicht. Ihr habt also die Wahl zwischen dem Zuchthause und einer guten Belohnung.«

Der Schreiber füllte zum drittenmale das Glas, er schien nachzudenken.

Die Drohung des Barbiers mußte ihn einschüchtern, wurde er verhaftet, kam die Sache in die Hand des Untersuchungsrichters, so war ihm das Zuchthaus sicher.

»Wie viel würde Bertram Schenk für das Zeugniß zahlen?« fragte er nach einer langen Pause.

Gabel athmete erleichtert auf, diese Frage bewies ihm, daß er auf dem besten Wege war, seinen Zweck zu erreichen.

»Einige hundert Thaler,« erwiderte er. »Nennt selbst die Forderung, ich hoffe, wir werden uns einigen.«

»Seid Ihr ermächtigt, die Bedingungen festzustellen?«

»Ja.«

»Wohlan, so gebt mir fünfzehnhundert Thaler.«

Bestürzt blickte Gabel den Schreiber an.

»Diese Forderung ist doch gar zu hoch,« sagte er.

»Durchaus nicht, Ihr dürft nicht vergessen, daß Bertram Schenk dadurch achtzigtausend –«

»Er wird sie ohne Euer Zeugniß erhalten.«

»Na, weshalb belästigt Ihr dann mich?« fuhr der Schreiber unwirsch fort, indem er sich erhob. »Laßt meinwegen den Wucherer und mich verhaften, ich werde mich darauf stützen, daß ich nichts von der Sache weiß.«

»Das könnte der Untersuchungsrichter schon erforschen, lieber Freund,« drohte Gabel. »Es fragt sich sehr, ob Ihr die Stirne haben werdet, auch im Verhör diese trotzig Sprache zu führen. Gebt Euch mit tausend Thaler zufrieden.«

Der Schreiber schüttelte zuerst ablehnend das Haupt, dann dachte er nach.

»Gut,« sagte er, »ich will mich damit begnügen, unter der Bedingung, daß ich das Geld sofort erhalte. Ich werde morgen früh hinkommen und dem Schenkwrith die nöthigen Mittheilungen machen.«

»Vor Zeugen natürlich.«

»Wenn es sein muß, auch das. Sobald das geschehen ist, erhalte ich mein Geld.«

»Vorausgesetzt, daß dieses Zeugniß so bündig ist –«

»Es wird genügen.«

»Damit bin ich zufrieden,« sagte der Barbier, indem er dem Schreiber die Hand bot. »Schlagt ein, ein Mann ein Wort, wir erwarten Euch morgen früh.«

»Zwischen zehn und elf Uhr,« bekräftigte Schenk, »sorgt nur, daß das Geld nicht fehlt.«

Der Barbier entfernte sich, sehr zufrieden mit dem Resultat dieser Unterredung, er eilte zu seinem Freunde, um ihm dasselbe mitzutheilen.

Der Schreiber kehrte zu seinem Genossen zurück.

Braun erschrack, als er erfuhr, was sein Genosse mit dem Barbier verabredet hatte.

»Jetzt ist Alles verloren,« sagte er bestürzt, »Ihr hättet dabei beharren sollen –«

»Denkt einmal ruhig nach, so werdet Ihr finden, daß ich meine Sache vortrefflich gemacht habe,« unterbrach Schenk ihn ruhig, »Jacob Herz wird nun seinen Vorsatz, Köln zu verlassen, so rasch wie möglich ausführen, das Messer sitzt ihm ja an der Kehle. Möglicherweise reist er schon morgen früh mit dem ersten Zuge ab, er muß

ja gewärtigen, daß Bertram Schenk zum Oberprocurator geht und dieser ihn sofort verhaften läßt.«

»Abreisen darf er nicht,« warf Braun ein, indem er zur Bekräftigung dieser Erklärung so heftig auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrend in die Höhe fuhren. »Wenn er abreist, ist unser Gewinn zum Teufel –«

»Eben deshalb müssen wir noch heute Abend die Sache mit ihm in Ordnung bringen,« fuhr der Schreiber mit entschlossener Ruhe fort. »Geht er auf unsere Forderung ein, so mag er morgen früh abreisen, thut er's nicht, dann – na, ich denke, was dann geschieht, darüber sind wir einig.«

»Versteht sich.«

»In jedem Falle kann uns dieser Mann nicht mehr schaden, er wird schon sorgen, daß er die Grenze ungefährdet erreicht und ist er einmal drüben, wird er sobald nicht wiederkommen. Also sehe ich nicht ein, weshalb ich nicht die tausend Thaler außerdem ganz nehmen soll. Ich werde die ganze Schuld auf den Wucherer schieben –«

»Und wenn Ihr Euch verplaudert, sind wir Alle verloren,« schaltete Gottlieb Lustig ein. »Laßt die Hände davon, Schenk, es kann ein schlimmes Ende nehmen.«

Der Schreiber zuckte geringschätzend die Achseln.

»Das ist meine Sache,« sagte er, »ich bin nicht ängstlich, Euch steht es ja frei, noch in dieser Nacht die Stadt zu verlassen.«

»Wird auch geschehen, je nachdem unsere Unterredung mit dem Wucherer ausfällt,« erwiderte Braun lakonisch. »Entwerfen wir jetzt unsern Plan. Ich hole die Schlüssel und die Strickleiter und rufe Euch hier ab, – wie viel Uhr ist es jetzt?«

»Halb zehn,« sagte Gottlieb Lustig.

»Dann haben wir keinen Augenblick zu verlieren. Wir schleichen uns durch das Nachbarhaus in den Hof, übersteigen die Mauer und dringen durch die Hofthüre ein. Nehmt Euch nur in Acht vor Geräusch, der Schuft hat ein scharfes Gehör.«

»Und gesetzt, die Geschichte geht fehl, oder wir werden gestört?« fragte Lustig.

»Das wollen wir nicht hoffen.«

»Aber es ist doch möglich. Wo werden wir uns dann treffen?«

»Zwischen Deutz und Mülheim –«

»Na, hört einmal, wir werden doch wohl einen näheren Ort finden können.«

»Keinen, an welchem wir so sicher sind. In den Weiden zwischen Deutz und Mülheim finden wir uns wieder zusammen, dort können wir ungestört berathen.«

Peter Braun ging nach dieser Erklärung hinaus, seine beiden Genossen griffen wieder in den Karren, um sich den Anschein völliger Unbefangenheit und Gleichgültigkeit gegen ihre Umgebung zu geben.

VIERUNDACHTZIGSTES KAPITEL. IN DEN NETZEN EINER  
BUHLERIN.

Heinrich Schenk hatte über die Drohungen und Bedingungen Marie Latour's sehr ernstlich nachgedacht.

Wenn er nur einen einzigen Weg gefunden hätte, diese Bedingungen zu umgehen, würde er gewiß nicht gezögert haben, ihn einzuschlagen.

Auf der einen Seite widerstrebte es seinem Stolze, sich so bald schon von seiner schönen, reichen Gattin scheiden lassen zu müssen, um eine Dame heirathen zu können, deren Vergangenheit voraussichtlich nicht makellos war, auf der anderen Seite sträubte sich seine Habsucht dagegen, auf das bedeutende Vermögen Bertha's verzichten zu sollen.

Aber die Entschlossenheit und Sicherheit, mit der die Fremde, ihm entgegengetreten war, ließen ihn auch nicht bezweifeln, daß er nur durch dieses Opfer dem Zuchthause entgehen konnte.

Und nun bereitete auch noch sein Schwager ihm Unannehmlichkeiten.

Carl Liebmann hatte gedroht, er werde zurückkehren, sich dem Gericht stellen und das Urtheil über sich ergehen lassen, aber wenn er dies thue, so werde er auch in öffentlicher Gerichtssitzung seinen Schwager und den Wucherer an den Pranger stellen.

Ob Liebmann den Muth besaß, diese Drohung auszuführen, war allerdings sehr zweifelhaft, er hatte bisher

noch keinen Muth bewiesen, aber wozu war nicht ein Verzweifelnder fähig?

Hunger und Noth konnten ihn zwingen, sich auf diesem Wege ein Unterkommen zu verschaffen, zur Arbeit besaß er weder Lust, noch Kenntnisse, noch Talent.

So leichtfertig durfte Heinrich also über diese Drohung nicht hinweggehen.

Der Zweck der Drohung lag klar am Tage, Liebmann wollte seinen Schwager zwingen, ihn zu unterstützen und dazu besaß Heinrich keine Lust.

Aber etwas mußte geschehen, und so bequeme Heinrich sich denn endlich dazu, von dem Gelde, welches er von dem ehemaligen Schneider Wacker für die Fabrik erhalten hatte, eine kleine Summe seinem Schwager zu schicken mit dem Bemerken, wenn er auf fernere Unterstützung rechne, möge er sich an seine Schwester wenden, die jetzt in Paris die vornehme Dame spiele.

An demselben Abend, an welchem er diesen Brief zur Post brachte, saß Marie Latour in ihrem Zimmer im königlichen Hofe, mit der angenehmen Arbeit beschäftigt, ihre Actien und Werthpapiere zu zählen.

»Er muß kommen,« sagte sie leise und ein dämonischer Strahl blitzte in ihren dunklen Augen auf, »seine Ehre, seine Existenz ist mit meiner Bedingung zu innig verknüpft. – Und wenn er auch mich betrügt, wie er alle Anderen betrogen hat? – Ah er hat es mit einer Frau zu thun, er soll erfahren, daß er ihrer List nicht gewachsen ist. – Ich halte ihn mit eiserner Kette, er mag versuchen, ob er sie zerbrechen kann! Mein muß er werden,

nicht seiner Person, seines Namens, seiner Stellung wegen, das ist das Ziel, welches ich erstrebe. Und wenn ich dieses Ziel erreicht habe; dann – – dann hüte Dich, herzloser Egoist, ich lege Deinem stolzen Nacken ein Joch auf, welches Dich tief niederdrücken soll!« –

Sie erhob sich und trat an's Fenster, um in die dunkle Nacht hinauszuschauen.

»Es gab eine Zeit, in der ich glaubte, das Leben habe fürder für mich nur duftende Blüten und hellen Sonnenschein,« fuhr sie nach einer Weile fort. »Gewiß, ich wäre glücklich geworden, wenn damals, – – doch, das ist vorbei! Das Schicksal hat mich auf andere Bahnen geschleudert, was nutzt es, ob ich deshalb mit ihm hadre! Mein ist die Schuld nicht, wenn ich die Mitschuldige eines Mörders werde, mag der es verantworten, der auf dem Sterbebette den Fluch auf mein Haupt geschleudert hat! – Die Mitschuldige eines Mörders! – Bah, wir trachten und ringen alle danach, uns über den Pöbel emporzuheben, weshalb sollen wir Bedenken tragen, über den hinwegzuschreiten, der uns in den Weg tritt? Nieder mit ihm, seine, nicht unsre Schuld ist es, wenn er zertreten wird.«

Ein leises Pochen unterbrach dieses Selbstgespräch.

Marie wandte sich rasch um, den Blick fest auf die Thüre gerichtet, rief sie »Herein!«

Im nächsten Augenblick stand Heinrich Schenk vor ihr.

Sein Blick war ernst, fast feindselig, ein düsterer Schatten des Unmuths lag über sein Antlitz gebreitet.

»So spät?« fragte Marie mit scharfer Betonung. »Ich bat Sie, nicht nach acht Uhr –«

»Entschuldigen Sie, ich finde in diesem Besuche nichts, was Ihren Ruf gefährden könnte,« unterbrach Heinrich sie ziemlich unfreundlich. »Mein eigener Ruf gebietet mir, diesen Besuch geheim zu halten, die Kellner werden nicht ahnen, daß mein Besuch Ihnen gilt.«

Marie näherte sich langsam dem Tische und legte die Actien, die noch an demselben lagen, in die Schatulle. Sie that dies mit einer gewissen Ostensation, just, als ob sie den jungen Herrn darauf aufmerksam machen wolle, daß die Angaben über ihre Mitgift nicht übertrieben seien.

»Bitte, nehmen Sie Platz,« sagte sie, während sie auf den Sessel zeigte, der neben dem Sopha am Tische stand, »ich bin bereit, zu hören, wozu Sie sich entschlossen haben.«

»Als ob dieser Entschluß so leicht sei!« erwiderte Heinrich mit verbissenem Groll.

Marie zuckte die Achseln, ihr Blick ruhte unverwandt auf den Zügen des reichen Kaufmanns, der finster vor sich hinsah.

»Sie haben schon andre Entschlüsse gefaßt und ausgeführt,« versetzte sie ruhig, »weshalb sollte dieser Ihnen so schwer fallen?«

»Sie verlangen Unmögliches,« fuhr Heinrich fort, »stehen Sie davon ab, stellen Sie eine andere Bedingung. Sie müssen ja selbst einsehen, daß ich diese nicht erfüllen kann.«

»Und wenn es mir nun beliebt, das nicht einzusehen?«

»Ich bin erst seit einigen Monaten mit meiner Gattin verbunden, welchen Grund könnte ich haben, die Ehescheidung von ihr zu fordern? Und gesetzt, ich ermögliche diese Scheidung, verbietet nicht die Kirche dem Geschiedenen –«

»Dafür läßt sich Rath schaffen, ein reicher Mann kann den Consens erhalten, wenn er sich an die rechte Quelle wendet.«

»Bedenken Sie ferner, daß mein Credit darunter leiden wird. Man weiß, daß meine Gattin reich ist, eine Scheidung von ihr würde zu dem Gerücht Veranlassung geben, mein Geschäftsfond sei geschwächt, und es bedarf nur eines solchen Gerüchts, um das solideste Geschäft zu untergraben.«

»Habe ich nicht auch ein bedeutendes Vermögen?« warf Marie ein. »Ich glaube, es wird sich gegenseitig so ziemlich ausgleichen, Merville hat mir eine hübsche Summe hinterlassen.«

»Wer weiß das?« erwiderte Heinrich. »Niemand, und ich kann's nicht an die große Glocke hängen, wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen will, als Schwindler verschrien zu werden.«

In den Augen der jungen Dame blitzte es auf, ein vernichtender Blick traf den Kaufmann, der verwirrt, verlegen die Wimpern senkte.

»Wozu dieses unnütze Gerede?« sagte sie kurz angebunden. »Wenn Sie meine Bedingung nicht eingehen wollen, so sagen Sie es offen und ehrlich, ich weiß dann, was ich zu thun habe.«

Heinrich schüttelte den Kopf.

»Ich begreife Sie nicht,« erwiderte er. »Persönliche Rachsucht kann Sie nicht leiten, denn ich habe Ihnen nie ein Leides gethan, weshalb lassen Sie mir nur diese eine Wahl zwischen dem Verderben und einer Bedingung, die zu erfüllen mir unmöglich ist? Es gibt ja so manche andere Bedingung, die –«

»Sie kennen meinen Vorsatz, ich habe Sie darüber unterrichtet,« fiel Marie ihm mit schneidender Kälte in's Wort. »Entweder – oder!«

»Aber mein Gott, weshalb denn gerade dies?«

»Weshalb? Weil ich Geld genug besitze, um die Rolle einer vornehmen Dame zu spielen, und weil ich, um das letztere zu können, eine andere Stellung einnehmen muß als die bisherige. Ich habe Ihnen das Alles klar und deutlich auseinandergesetzt, ich finde es überflüssig, jetzt noch einmal darauf zurückzukommen. Hegen Sie vielleicht so große Bedenken, mir Ihre Hand zu geben? Wie auch meine Vergangenheit beschaffen sein mag, ziehen Sie den Schleier von ihr hinweg und vergleichen Sie solche mit Ihrer Vergangenheit, Ihre Ehre kann wahrlich durch diese Heirath keinen Schaden leiden.«

»Davon spreche ich nicht –«

»Sie schützen die Unmöglichkeit der Erfüllung meiner Bedingung vor,« fuhr Marie mit beißendem Hohne fort. »Was ist Ihnen unmöglich? Sie schreiten über alle Hindernisse hinweg, ein Menschenleben gilt Ihnen nichts!«

»Mein Fräulein, diese Bemerkung –«

»Soll Ihnen zeigen, daß ich an diese Unmöglichkeit nicht glaube. Ich kenne Ihre Vergangenheit so wenig, wie Sie die meinige kennen, aber was ich von Ihnen weiß, das genügt, jeden Zweifel daran, daß Sie meine Bedingung erfüllen können, schwinden zu lassen.«

Heinrich hatte sich erhoben, diese Energie, diese Entschlossenheit zeigten ihm, daß er die Wahl treffen mußte, daß nur diese Wahl ihm blieb.

Gedankenvoll stand er vor der jungen Dame, die ihn verstohlen beobachtete.

»Meine Frau wird nicht in die Ehescheidung einwilligen,« sagte er ausweichend.

»Hat Ihr Associé eingewilligt, als Merville ihn in seine Anstalt brachte?« erwiderte Marie kalt.

»Das war eine andere Sache –«

»Durchaus nicht. Muß denn eine Ehescheidung das Hinderniß hinwegräumen? Gibt's nicht ein anderes Mittel –«

»Welches?«

»Ein Mittel, welches nicht nur die Ehe lös't, sondern auch, dem Ueberlebenden die Hinterlassenschaft sichert?«

Heinrich zuckte zusammen.

Derselbe Gedanke war auch in seiner Seele schon aufgetaucht, er hatte ihn entsetzt zurückgewiesen.

Der glühende Blick Marie's schien in die innersten Tiefen seiner Seele eindringen zu wollen, es lag in diesem Blick etwas Dämonisches und doch auch zugleich etwas

Berausches, Verführerisches, etwas, was ihn fesselte und wieder zurückstieß.

»Das ist ein entsetzlichen Gedanke,« brach Heinrich nach einer langen Pause das unheimliche Schweigen.

»Deinen Sie an Scheerenberg und Merville und dann sagen Sie mir, ob Ihr Gewissen noch schwerer belastet werden kann, als es bereits ist,« entgegnete Marie mit einer Ruhe, die scharf gegen die gewaltige Erregung des jungen Herrn abstach. »Was ist Ihnen diese Frau? Nichts, sie verwaltet selbst ihr Vermögen, sie lebt allein, sie betrügt Sie und –«

»Das Alles gebe ich zu, aber es rechtfertigt nicht die That, zu der Sie mich zwingen wollen.«

»Zwingen?« fuhr Marie geringschätzend fort. »Sie haben ja die Wahl, Sie können handeln, wie es Ihnen beliebt. Daß Sie meine Bedingung wählen werden, bezweifle ich nicht, aber wer zwingt Sie, diese Bedingung auf dem Wege zu erfüllen, den ich Ihnen gezeigt habe? Die Lebensweise Ihrer Frau berechtigt Sie, die Scheidung zu fordern, wenn dieser Weg Ihnen besser dünke, so wählen Sie ihn. Das Vermögen wird Ihnen dann freilich entgehen, aber was thut's, Sie sind ja reich genug, Sie können darauf verzichten!«

Ein schwerer, bitterer Kampf tobte in der Seele des jungen Mannes, er fühlte den Spott und den Hohn, die weniger in den Worten selbst, als in dem Tone lagen, in welchem sie gesprochen wurden, er sah die Schlange, die ihn immer enger und enger umstrickte, die ihm die Brust zuschnürte und ihn zu erwürgen drohte.

Ein Blitz des Hasses traf aus seinen Augen die Verführerin, er vernichtete sie nicht, mit einem gleichmüthigen Lächeln auf den Lippen schaute sie zu ihm auf, und in ihrem Blick glaubte er die Frage zu lesen, ob er den Muth und die Macht habe, sich aus ihren Netzen zu befreien.

Er hatte gewähnt, sich in Sicherheit wiegen zu können, endlich an dem ersehnten Ziele angelangt zu sein. Jetzt sah er sich noch weit, weit von demselben entfernt und nur ein neues Verbrechen konnte ihn näher bringen.

Ein Verbrechen? Es war allerdings richtig, er hatte einen Grund zur Scheidung, wenn er sie ernstlich betreiben wollte. Aber die Habsucht, dieser finstere, unerbittliche Dämon in seiner Seele, zeigte ihm die Schätze, die durch die Scheidung ihm verloren gingen, und er horchte der Stimme dieses Dämons, die für ihn zu viel Verlockendes hatte.

»Wenn ich Ihre Bedingung eingehe, so kann ich sie doch nicht sofort erfüllen,« nahm Heinrich nach langem Brüten wieder das Wort, »ich muß Zeit haben.«

»Die ich Ihnen bewilligen werde,« entgegnete Marie ruhig.

»Ich muß die Klage einleiten –«

»Gut, ich setze den ersten Mai des nächsten Jahres als letzten und äußersten Termin fest, bis dahin können Sie alle Vorkehrungen getroffen, alle Hindernisse beseitigt haben. Ich bleibe hier, ich werde hier eine Wohnung mieten und Sie scharf im Auge halten. Vergessen Sie das nicht, sobald ich bemerke, daß Sie mich betrügen wollen, übergehe ich dem Gericht Ihr Bekenntniß und Ihre

Briefe an Merville. Ich thue das vielleicht, ohne Sie vorher zu warnen, je nachdem die Umstände es erfordern, also hüten Sie sich.«

Heinrich nahm seinen Hut.

»Wenn ich einmal die Bedingung angenommen habe, so werde ich sie auch erfüllen,« sagte er in gereiztem Tone, »Ihre Drohungen sind überflüssig.«

»Desto besser,« erwiderte Marie gelassen. »Ich werde Ihnen mittheilen, wo ich wohne, sobald ich eine Wohnung gemiethet habe, ich erlaube Ihnen, mich zu besuchen, so oft es Ihnen gefällt, und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich in allen Stücken mit Rath und That Ihnen zur Seite stehen werde.«

Heinrich verbeugte sich und ging hinaus.

Er hatte noch immer die freilich schwache Hoffnung gehegt, der Sache eine andere Wendung geben zu können, aber nach dieser Unterredung sah er ein, daß es eine vergebliche Hoffnung war, daß Marie ihn zu fest umstrickt hielt.

Sollte er versuchen, sich auf demselben Wege von ihr zu befreien, auf welchem er sich von Merville befreit hatte?

Auch daran dachte er, aber er sah voraus, daß dieser Versuch scheitern würde, er war der Energie und der Schlaueit dieses Weibes nicht gewachsen.

Selbst wenn es ihm gelang, sich ihrer zu entledigen, wer bürgte ihm dafür, daß die gefährlichen Documente sich nicht schon in andren Händen befanden, daß der

Tod dieser Dame nicht der kürzeste Weg war, ihn dem Gerichte zu überliefern?

Marie hatte gewiß ihre Maßregeln für diesen Fall getroffen, sie wußte ja, wessen ihr Gegner fähig war.

In seiner Wohnung angekommen, ging Heinrich, trotzdem es schon sehr spät war, sofort in sein Cabinet.

Er schloß die Thüre hinter sich und wer ihn beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß er lange rastlos auf- und abwanderte, daß er oft stehen blieb, um finster vor sich hinzuschauen und daß er dann wieder seine Wanderung fortsetzte.

Das währte bis zum Morgengrauen, dann war der Kampf entschieden.

Der Dämon hatte gesiegt, auf der Fahne, die er triumphirend schwang, stand mit blutrothen Lettern das Wort:  
›Mord!‹

#### FÜNFUNDACHTZIGSTES KAPITEL. IN STILLER MITTERNACHT.

Jacob Herz hatte seine Vorbereitungen getroffen.

Sein Koffer war gepackt, in der Morgenfrühe sollte das Dampfroß ihn für immer dem rächenden Arme der weltlichen Gerechtigkeit entführen.

Etwas mußte der Wucherer zurücklassen, er konnte es nicht verhindern.

Aber er hatte doch dafür gesorgt, daß dieses ›Etwas‹ den Betrag von tausend Thaler nicht überstieg, und es blieb ihm ja auch in der Ferne noch immer das Recht

an diese Forderungen, die sich vielleicht später einmal einziehen ließen.

Das Haus war ebenfalls verkauft, derselbe Küpermeister, den Bertram schon am Morgen befragt hatte, war der Käufer.

Jacob Herz hatte ihn am Nachmittag rufen lassen und mit Bezug darauf, daß er ja früher schon auf das Haus reflektirt habe, ihm Gebäude zu einem so niedrigen Preise angeboten, daß der Küpermeister es in seinem Interesse finden mußte, den Kauf sofort abzuschließen.

Freilich hatte der Käufer das Geld im Augenblick nicht und es blieb auch keine Zeit, über den Kauf einen notariellen Akt anfertigen zu lassen, aber der Wucherer stieß sich an diese Kleinigkeiten nicht.

Er setzte einen schriftlichen Vertrag auf, in welchem alle Bedingungen kurz, bündig und gesetzlich bindend enthalten waren, und der Küpermeister verpflichtete sich, die Kaufsumme in den festgesetzten Raten dem Verkäufer prompt einzusenden.

Jacob Herz sagte ihm ganz offen, daß er seinen Wohnsitz verlegen wolle, aber er nannte nicht Amerika, sondern Berlin als seinen künftigen Wohnort mit dem Bemerkens, daß er dort den Rest seiner Tage verleben wolle.

Somit konnte der Küpermeister keinen Verdacht schöpfen, wenn es ihm auch auffiel, daß der Wucherer so hastig den Verkauf abschloß.

Die wenigen Möbel und das übrige Hausgeräthe, welches Jacob Herz zurückließ, repräsentirten keinen nennenswerthen Werth, es war Alles zum größten Theile

werthloses Gerümpel, für welches kein Trödler etwas gezahlt hätte.

Der Wucherer schloß seine Rechnung ab und fand, daß er eine Summe von einmahlhundertfünfundvierzigtausend und fünfhundert Thaler, theils in sicheren Actien und Werthpapieren, theils in Banknoten besaß. Weit entfernt, nun auf seinen Lorbeeren ausruhen zu wollen, hatte Jacob Herz sich entschlossen, drüben in Amerika von Neuem zu beginnen.

Nicht in New-York oder einer anderen großen Stadt, tief im Innern wollte er sich ansiedeln und dort sein Netz ausbreiten, gleichsam eine Spinne, welche ruhig in ihrem Netz die Fliegen erwartet.

Die Fliegen, auf welche der Wucherer warten wollte, waren die Auswanderer, diese gutmüthigen, unbeholfenen Leute, die sich so leicht über den Löffel barbiren lassen und nachher dazu schweigen müssen, weil das Gesetz sie nicht schützt, wenn der Betrüger die Kunst verstanden hat, den Buchstaben des Gesetzes zu umgehen.

Jacob Herz hatte an Alles gedacht.

Er sah ein, daß er drüben nicht unter seinem eignen Namen auftreten durfte, man konnte ja von Brasilien und von Köln aus auf ihn fahnden, wenn sein Verbrechen an's Tageslicht kam und es gab Polizeibeamte genug, die es gerne übernahmen, einen Verbrecher aus Amerika zurückzuholen.

Da war es unter allen Umständen rathsam, jede Spur hinter sich zu verwischen, er mußte für die Behörden verschollen sein. Der Wucherer hatte sich zu diesem Zweck

einen falschen Paß zu verschaffen gewußt, einen Paß, der sein Signalement ganz genau aber einen andern Namen enthielt.

Mit diesem Paß wollte er drüben das Bürgerrecht nachsuchen.

Außerdem war er entschlossen, die Perrücke abzulegen, sobald er den amerikanischen Boden betreten hatte, der völlig kahle Schädel mußte jeden früheren Bekannten, der ihm drüben vielleicht zufällig begegnete, irreführen.

Der Küpermeister war angewiesen, das Geld nach Berlin zu schicken, an einen Mann, der mit dem Wucherer befreundet war und auf dessen Verschwiegenheit er sich verlassen durfte.

Jacob Herz hatte seine Vorkehrungen ganz vortrefflich getroffen, dennoch fühlte er sich beunruhigt.

Er fürchtete noch immer das Scheitern seines Planes, trotzdem die Ausführung desselben schon so nahe lag.

Hätte er nur erst Köln einmal im Rücken gehabt! Wie leicht war es möglich, daß er auf dem Bahnhofe verhaftet wurde, daß schon jetzt der Oberprocurator die Polizeibehörde angewiesen hatte, ein scharfes Auge an ihn gerichtet zu halten and im Falle eines Fluchtversuchs ihn zu verhaften!

Der Wucherer zitterte, wenn er an die Möglichkeit dieser Verhaftung dachte.

Da war es vielleicht besser, wenn er in einer Droschke nach Mülheim fuhr und von dort aus die Bahn benutzte.

Die Köln-Mindener Bahn brachte ihn freilich nicht nach Belgien oder Frankreich, er wollte es auch nicht, weil er voraussah, daß man ihn in dieser Richtung zuerst verfolgen würde, in seinem Plane lag es, sich in Hamburg oder Bremen einzuschiffen.

Er fand keine Ruhe, die Furcht vor der Verhaftung folterte ihn.

In seinem Eckschrank stand noch eine halbgefüllte Rumflasche, vielleicht fand er in ihr den Muth, der ihm fehlte.

Er leerte das Glas hastig zweimal nacheinander und beschäftigte sich dann damit, in seinem Notizbuch zu blättern, seine Notizen und Papiere durchzusehen, neue Notizen zu machen und Pläne für die Zukunft zu schmieden.

Er wollte sich zerstreuen, seinen Gedanken eine andre Richtung geben.

Es schlug Mitternacht, Jacob Herz dachte nicht daran, zur Ruhe zu gehn, er wollte wachen, er fürchtete den Schlaf, in dem er unvorbereitet von den Häschern überrascht werden konnte.

Hätte er seine Aufmerksamkeit nicht so ausschließlich seinem Notizbuche gewidmet, hätte er einen Blick auf das dunke Fenster geworfen, so würde er bemerkt haben, daß zwei glühende Augen unverwandt auf ihn gerichtet waren, zwei Augen die ihn auf den Stuhl, auf dem er saß, fesseln zu wollen schienen.

Ein leises Geräusch berührte plötzlich sein Ohr, erschreckt fuhr er empor.

Es war ihm, als ob ein Schlüssel langsam und vorsichtig in ein Schloß gestoßen worden sei.

Er horchte, alles blieb still, nur das Pfeifen des Windes, der an den Fensterladen rüttelte, ließ sich vernehmen.

Jacob Herz bemerkte, daß er vergessen hatte, diese Laden zu schließen, er erhob sich und näherte sich zögernd dem Fenster.

Er blieb stehen. Weshalb fürchtete er, das Fenster zu öffnen?

Der Hof war ja mit einer hohen Mauer umschlossen, von dieser Seite konnte Niemand ihn überfallen.

Er legte die schmale, dürre Hand auf den Riegel und sah hinaus.

Nichts ließ draußen sich erblicken, was Verdacht erregen konnte, es war da so einsam, so öde und still, wie an allen Tagen zuvor.

Jacob Herz öffnete das Fenster und beugte sich hinaus, um die Laden los zu haken.

Da, in demselben Augenblick umklammerte eine seh-nige Faust sein Genick, eine zweite Hand legte sich fest auf seinen Mund.

Wie in einem eisernen Schraubstock war er gefangen, vergeblich machte er mit der Kraft der Verzweiflung und der Todesangst den Versuch, sich zu befreien.

Er fühlte, daß ein Mann sich über ihn hinüber in das Zimmer schwang, daß dieser Mann sich seiner Arme bemächtigte und sie hinter dem Rücken fesselte.

Der Strick schnitt ihm tief in die Handgelenke ein, er fühlte den Schmerz nicht, die Angst hatte seine Nerven betäubt.

Darauf wurde ein Tuch über den Mund gelegt und hinten fest zugeknotet, so fest, daß der alte Mann meinte, die Blutgefäße müßten in seinem gemarteten Kopfe zerspringen.

Als dies Alles geschehen war, erhielt er einen Stoß, daß er zurücktaumelte und niederstürzte.

Im nächsten Augenblick wurde das Fenster geschlossen, Jacob Herz sah sich drei Männern gegenüber, von denen er zwei als seine erbitterten Feinde kannte.

»Jetzt, alter Sünder, wollen wir Abrechnung halten,« sagte Peter Braun, während er die Rumflasche ergriff und das Glas füllte, »damals seid Ihr uns entwischt, heute erinnert Ihr uns, nicht.«

»Machen wir kurzen Proceß,« schaltete der Schreiber ein, gutwillig gibt er uns das Geld nicht.«

»Glaub's auch nicht,« fuhr der Schlossermeister fort; »fünfundvierzigtausend Thaler rückt er gewiß nicht heraus. Aber ich sehe auch nicht ein, weshalb wir uns jetzt noch mit der Hälfte begnügen sollen, nachdem wir so viele Mühe und Umstände gehabt haben.«

»Wenn wir das Ganze nehmen können, wollen wir nicht so thöricht sein, nur die Hälfte zu nehmen,« meinte Gottlieb.

Der Wucherer machte eine bittende Geberde, der kalte Schweiß bedeckte seine Stirne, die Augen traten stier aus ihren Höhlen hervor.

»Athmet durch die Nase, alter Bursche,« spottete Braun, »Ihr habt so Manchem die Kehle zugehalten, jetzt werdet Ihr wissen, wie dem zu Muthe ist, dem die Luft entzogen wird. Vorwärts, wir haben nicht lange Zeit. Glaubt Ihr, daß der Haken dort oben fest genug ist, Schenk?«

Der Schreiber blickte zur Zimmerdecke empor.

»Ich glaube es,« erwiderte er, »das Haus ist massiv und solide gebaut, in früheren Zeiten wird an diesem Haken wahrscheinlich ein schwerer Kronleuchter gehangen haben.«

»Aber muß es denn sein?« fragte Gottlieb Lustig, der diesen in der That kurzen Proceß nicht erwartet hatte. »Nehmen wir das Geld und –«

»Es muß sein,« unterbrach Braun ihn fest, »wenn man einmal eine Rechnung ordnet, muß man sie auch glatt ordnen.«

»Aber es ist ein Mord –«

»Von dem kein Mensch, außer uns, etwas erfahren wird. Laßt mich nur machen.«

Der Wucherer raffte alle seine Kräfte zusammen, es war vergeblich, er vermochte sich weder von dem Strick noch von der Binde zu befreien.

Er warf sich auf den Boden, er rannte zur Thüre und führte einen Tritt gegen sie, daß die Wand zitterte, wohl in der Hoffnung, durch diesen Lärm sich Hülfe zu verschaffen, oder wenigstens die Raubmörder einzuschüchtern.

Aber Peter Braun lachte über diese ohnmächtigen Anstrengungen und als der Wucherer zum zweiten Tritt ausholte, stieß der Wucherer ihn rauh zurück.

»Entweder haltet den Schuft oder bindet ihm auch die Füße zusammen,« sagte er, »dieser Lärm ist unnöthig, ein Spektakelstück wollen wir hier nicht aufführen.«

Er schob einen Tisch unter den Haken, stellte auf diesen einen Stuhl und stieg hinauf.

»Der Haken ist fest,« fuhr er gleichmüthig fort, »werft dem Kerl die Schlinge um den Hals und reicht ihn mir herauf.«

Ein entsetzlicher Kampf entspann sich zwischen dem alten Manne und seinen Mördern.

Er vertheidigte sein Leben mit allen Mitteln, über die er gebieten konnte, er stieß mit der Brust, mit den Beinen und den Schultern die Angreifer zurück, er entschlüpfte ihnen wie ein Aal, er rannte aus einer Ecke in die andere, bis er endlich überwältigt auf dem Boden lag.

Die Mörder fesselten jetzt auch die Füße ihres Opfers, dann warfen sie die Schlinge ihm um den Hals.

Und als sie nun ihn emporhoben und ihn zuerst auf den Tisch warfen, dann ihn wieder in die Höhe richteten und ihn so lange hielten, bis Peter Braun den Strick an dem Haken befestigt hatte, da erschrack sogar der gegen solchen Anblick abgehärtete Schlossermeister vor dem stieren, entsetzlichen Blick seines Opfers. –

Es war geschehen, der Todeskampf beendet.

Von den Fesseln und der Binde befreit hing die Leiche oben unter der Decke über dem Tisch und dem umgestürzten Stuhl.

»Bah, da stehen wir wie die Schulbuben, die ihre Strafe erwarten,« brach Peter Braun endlich das unheimliche Schweigen. »Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern und im Grunde genommen haben wir doch ein gutes Werk gethan.«

»Na, ja, dem Schuft wird Niemand nachtrauern,« erwiderte Schenk, »aber es ist doch ein eignes Ding, wenn man einem Menschen das Leben –«

»Unsinn, sich deshalb Sorgen zu machen,« fiel Braun ihm spottend in's Wort. »Der Kerl hängt so kunstgerecht da, daß Jeder sagen wird, er müsse selbst sich das Leben genommen haben. Ein triftiger Grund liegt ja für diese Vermuthung vor, die Drohungen des Schenkwrths, den er betrogen hat.«

Diese Erklärung schien die Beiden vollständig zu beruhigen, der Schreiber nahm das Licht und trat in die anstoßende Schreibstube.

Seine Genossen folgten ihm und der Anblick, der sich ihnen hier bot, ließ sie sofort erkennen, daß sie den richtigen Augenblick benutzt hatten.

Auf dem Tische in der Mitte des Zimmers stand ein kleines Handkofferchen, neben demselben lag ein Mantel, eine Reisetasche und ein grauer Filzhut.

Diese Vorbereitungen bewiesen, daß Jacob Herz abzureisen beabsichtigte.

»Na, da seht Ihr, daß wir nicht länger zögern durften,« sagte der Schreiber, »morgen früh wäre der Schuft uns entwischt.«

»Bon, suchen wir das Geld,« erwiderte Braun, »ich vermuthe, es befindet sich in dem Koffer.«

Sofort fielen die Raubmörder über den Koffer her, er war binnen wenigen Minuten geöffnet.

Peter Braun nahm die Leibwäsche heraus, unter ihr fand er die Banknoten und Werthpapiere, sorgfältig in Papier eingewickelt und jedes Päckchen mit einer Notiz über den Inhalt versehen.

Schon wollte Gottlieb Lustig hineingreifen, als der Schlossermeister rasch die Wäsche wieder hineinwarf und darauf den Koffer schloß.

»Hier zu theilen haben wir keine Zeit,« sagte er hastig, »wir wollen das in unserer Wohnung besorgen. Es wäre überhaupt gut, wenn wir diese Reiseeffekten entfernten, sie passen nicht recht zu dem Selbstmord.«

Die Beiden sahen die Richtigkeit dieser Behauptung ein, der Mantel und der Hut wurden in einen Schrank geworfen, den Koffer hob Braun auf seine Schulter.

Noch einmal kehrten die Verbrecher in das anstoßende Zimmer zurück, um sich zu überzeugen, daß dort Alles sich in Ordnung befand, dann verließen sie das Haus durch die vordere Thüre, zu der Braun ebenfalls einen Schlüssel besaß.

Niemand bemerkte sie, ungefährdet erreichten sie ihre Wohnung.

Gottlieb Lustig wollte sofort die Theilung vornehmen, er fand keine Ruhe, in seinem Plane lag es, Köln noch vor Tagesanbruch zu verlassen.

Aber Braun wies den Vorschlag zurück.

Er sei jetzt zu müde, zu abgespannt, sagte er, Gefahr drohe ihnen nicht, man könne nun ruhig warten bis morgen.

Der Schreiber pflichtete dieser Ansicht bei, es erging ihm, wie es so Vielen ergeht, wenn sie plötzlich sich in den Besitz einer großen Summe gebracht sehen, die Habsucht war erwacht, er wollte noch mehr gewinnen. Zwar rieth der Schlossermeister ihm ab, zu dem Schenk wirth zu gehen, aber als Schenk bei diesem Vorhaben beharrte, weil er die tausend Thaler nicht im Stich lassen wollte, redete er ihm nicht weiter zu.

Gottlieb Lustig mußte sich endlich in den Willen seiner Genossen fügen, er that es mit Widerstreben, so sehr auch die Beiden sich bemühten, ihm zu beweisen, daß seine Besorgnisse jedes Grundes entbehrten.

Daß Peter Braun schon jetzt darüber nachdachte, wie er seine Genossen um ihren Antheil an dem Raube betrügen könne, daß er fest entschlossen war, dies wenigstens zu versuchen, ahnten sie nicht.

## SECHSUNDACHTZIGSTES KAPITEL. IN DER SCHLINGE.

Bertram Schenk hielt es für nöthig, seinen Advocat von den Schritten, die er gethan hatte, zu unterrichten. Er eilte gleich nach dem Frühstück hin, um ihn um Rath zu

fragen, wie er sich dem Schreiber gegenüber verhalten solle.

Der Advocat ließ es an Vorwürfen nicht fehlen, und der Schenkwrith nahm diese Vorwürfe ohne Widerrede geduldig hin.

»Aber ich meine doch, wir seien jetzt auf dem richtigen Wege,« wagte er einzuschalten, »wenn der Schreiber uns Beweise liefert –«

»Kann er es?« unterbrach der Advocat ihn scharf. »Sein Zeugniß ist keine vier Pfennige werth, wenn – – aber wir werden sehen. Gehen Sie heim und beginnen Sie das Verhör nicht eher, bis ich komme, ich werde zum Untersuchungsrichter gehen und ihn bitten, diesem Verhör beizuwohnen.«

Bertram Schenk nahm sich vor, diesmal nicht seiner eigenen Ansicht, sondern dem Rathe des Juristen zu folgen, er kehrte in seine Wohnung zurück.

Der Barbier war der Erste, der sich einfand, dann kam der Advocat in Begleitung des Untersuchungsrichters und eines Schreibers und gleich darauf erschien auch ein Polizeicommissair.

Alle diese Herren nahmen in dem Hinterstübchen, in welchem die Stammgäste zu sitzen pflegten, Platz.

»Wo ist das Geld, welches Sie dem Schreiber für sein Zeugniß versprochen haben?« fragte der Untersuchungsrichter, nachdem er den Rothwein, den Bertram Schenk den Herren versetzte, gekostet hatte.

»Ich glaube nicht, daß Sie in die Verlegenheit kommen werden, es dem Zeugen zahlen zu müssen, denn wenn

der Schreiber Beweise liefern kann, so trifft ihn auch der Verdacht der Mitschuld und in diesem Falle ist ihm die Verhaftung sicher. Aber es wäre gut, wenn man durch die Vorzeigung des Geldes ihn in Sicherheit wiegte.«

»Ich fürchte, diese Sicherheit wird er verlieren, wenn er Sie, meine Herren, hier findet,« erwiderte der Schenk-wirth bedenklich, während er mit seinen klugen Augen bedeutsam den Polizeicommissair anblickte. »Für das Geld habe ich gesorgt.«

»Der Herr Commissair wird die Güte haben, in ein besonderes Zimmer zu treten,« fuhr der Untersuchungsrichter fort, »wir Uebrigen sind Privatpersonen, die er schwerlich kennt.«

Der Polizeibeamte entfernte sich. Bertram Schenk führte ihn in ein Zimmer und befahl seinem Burschen, dem Herrn Commissair eine Flasche Rothwein und ein Frühstück zu bringen.

Gleich darauf trat Bernhard Schenk ein.

Er stutzte, als er die Herren sah, so viele Zeugen hatte er nicht erwartet und wenn er diese Herren auch nicht kannte, so sagte ihm doch eine Ahnung, daß sie Gerichtspersonen waren.

Was sollte er thun? Zurückziehen konnte er sich nicht mehr, das hätte sofort Verdacht erregt, leugnen konnte er auch nicht, sein Kommen bewies ja, daß er im Stande war, das Verbrechen zu enthüllen.

Es blieb ihm also nichts Anderes übrig, als die versprochenen Aufklärungen zu geben, er konnte das ja um so

eher, als der Mund, der allein ihn der Mitschuld zeihen durfte, für immer geschlossen war.

Die Freundlichkeit des Schenkwriths, der ihn einlud, Platz zu nehmen und ein Glas mit zu trinken, verscheuchte seine Besorgnisse, und die Banknoten, welche er vor sich auf dem Tische liegen sah, trugen wesentlich dazu bei, ihn zu beruhigen.

Er begann mit der Erklärung, daß Jacob Herz den Brief aus Brasilien an sich genommen und geöffnet habe, fügte aber sofort hinzu, daß ihm der Inhalt desselben geheim geblieben sei. Was der Wucherer mit dem Briefe gemacht habe, wollte er nicht wissen, er wisse nur, daß Jacob Herz später einige Briefe an den Consul in Rio Janeiro geschrieben und einige Monate darauf eine bedeutende Summe in Wechseln aus Brasilien erhalten habe.

»Weiter haben Sie dieser Erklärung nichts hinzuzufügen?« fragte der Richter, als Bernhard Schenk schwieg.

»Nein,« erwiderte der Schreiber. »Nach meinem Dafürhalten genügt diese Erklärung –«

»Durchaus nicht,« fuhr der Richter ihn unterbrechend fort, »Sie wissen mehr, Sie müssen mehr wissen. Wer hat diesen Brief an Herrn Bertram Schenk geschrieben? Die Handschrift Ihres frühern Principals ist es nicht, von ihm rührt nur die Unterschrift her.«

Auf ein so scharfes Verhör war der Schreiber nicht vorbereitet, er erkannte jetzt die Gefahr, die ihn bedrohte und er würde gerne auf die Belohnung verzichten haben, wenn er nur wieder draußen gewesen wäre.

»Sie haben den Brief geschrieben,« sagte der Advocat mit scharfer Betonung, »weshalb wollen Sie es leugnen? Sie werden auch wissen, wer die falsche Vollmacht ausgefertigt hat und wer der Bevollmächtigte war, den Jacob Herz nach Rio Janeiro schickte, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen.«

Bernhard Schenk zwang sich, ruhig zu scheinen.

»Jacob Herz konnte Hände genug finden, die zu solchen Fälschungen sich hergaben,« erwiderte er, »daß ich es nicht that, wußte er. Wer der Bevollmächtigte war, weiß ich nicht, die ganze Angelegenheit ist hinter meinem Rücken betrieben worden, ich erfuhr nichts.«

»Aber Sie waren doch der Vertraute dieses Mannes,« warf der Schenkwirth ein.

»So hat man gesagt, es ist kein wahres Wort gewesen.«

Der Untersuchungsrichter erhob sich.

»Lassen Sie einen Wagen holen,« wandte er sich zu dem Schenkwirth, »oder besser zwei, es kann nicht schaden, wenn wir alle hinfahren.«

Der Schreiber erblaßte, er ahnte, zu welchem Zweck der Wagen dienen sollte.

»Ich bitte, mir den bedungenen Lohn zu geben und mich zu entlassen,« versetzte er, »dringende Geschäfte nöthigen mich –«

»Dringende Geschäfte?« unterbrach der Advocat ihn. »Welche Geschäfte könnten Sie haben?«

»Agenturen –«

»Ach so! Freund, augenblicklich gibt es für Sie kein dringenderes und wichtigeres Geschäft, als die Erledigung dieser Angelegenheit.«

»Sie werden uns zu Ihrem früheren Principal begleiten,« fügte der Richter den Worten des Advocaten hinzu, »daß uns die Erklärung, die Sie gegeben haben, nicht genügen kann, müssen Sie doch selbst einsehen.«

Mechanisch erhob der Schreiber sich, er leerte hastig das Glas und warf dem Barbier, der ihm gegenüberstand, einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Das ist gegen die Verabredung,« sagte er grollend, »davon war gestern Abend keine Rede.«

»Und wenn Sie es gewußt hätten, würden Sie wohl nicht gekommen sein?« fragte der Richter, anscheinend gleichgültig, aber die Absicht, die hinter dieser Frage barg, entging dem Schreiber nicht.

»O doch,« erwiderte Schenk, sich gewaltsam bezwingend, »aber ich hätte andere Bedingungen gestellt. Angenehm kann es mir nicht sein, als Ankläger meinem frühem Principal gegenüber zu treten, da ich ja die Besorgniß hegen muß, daß –«

Er stockte, sein erster Blick fiel auf den Polizeicommissar, der in diesem Moment eintrat.

Der Richter warf dem Advocaten einen bedeutsamen Blick zu und wechselte leise einige Worte mit dem Beamten.

Daß diese Worte sich auf ihn bezogen, ahnte Bernhard Schenk; der Boden brannte ihm unter den Füßen, er sah

jetzt ein, daß er besser gethan hätte, die Warnung seines Genossen nicht in den Wind zu schlagen.

Aber zur Reue war es jetzt zu spät, er steckte nun einmal in der Schlinge, die immer enger angezogen wurde, er mußte nun suchen, sich von ihr zu befreien. Und im Grunde genommen, war es ja auch gar nicht so gefährlich, wie es den Anschein hatte.

Jacob Herz war todt, was also hatte er zu befürchten?

Freilich graute ihm vor der Rückkehr in das Haus, vor dem Anblick der Leiche, aber dieses Grauen mußte überwunden werden.

Die Wagen fuhren vor, in den ersten stiegen der Richter, der Advocat, der Commissair und Bernhard Schenk, Gabel, der Schenkwrith und der Gerichtsschreiber folgten in dem zweiten.

Während der Fahrt hielt der Richter seinen Blick un-  
ausgesetzt auf das Antlitz des Schreibers gerichtet, und diesen strengen, forschenden Blick vermochte Bernhard Schenk auf die Dauer nicht zu ertragen.

Der Wagen hielt, der Advocat stieg aus und zog die Glocke.

Nichts regte sich in dem alten, unheimlichen Hause, dumpf hallte der Schall der Glocke wieder.

Zum zweiten und drittenmale zog der Advocat die Glocke, dann fragte er den Küpermeister, der, durch das Rollen der Räder aufmerksam gemacht, neugierig hinzutreten war, ob er gesehen habe, daß Jacob Herz ausgegangen sei.

»Ausgegangen?« erwiderte der Meister. »Na ich denke, er wird wohl schon längst über alle Berge sein, er wollte heute Morgen mit dem ersten Zuge abreisen.«

Außer dem Commissair und dem Schreiber waren jetzt alle ausgestiegen, und nach wenigen Minuten hatten sich auch schon die Nachbarn und einige Müßiggänger eingefunden, um zu erforschen, was hier vorging.

Bernhard Schenk warf einen Blick hinaus, er bemerkte unter den Umstehenden seinen Genossen Gottlieb Lustig.

Er begriff nicht, was diesen hierher führte, der doch wahrlich Ursache hatte, den Schauplatz des entsetzlichen Verbrechens zu meiden.

»Hat er Ihnen gesagt, daß er eine Reise machen wolle?« fragte der Richter den Küpermeister.

»Versteht sich, ich habe ihm ja gestern Nachmittag das Haus abgekauft.«

»Das Haus?«

»Na, ja, mitnehmen konnte er es ja nicht.«

»Also ist er abgereist, um nie wiederzukehren?«

»Natürlich.«

»Herr des Himmels,« jammerte der Schenkwirth, »jetzt ist die Erbschaft zum —«

»Da haben Sie die Folgen Ihrer Uebereilung,« unterbrach der Advocat ihn, »weshalb auch mußten Sie ihn warnen?«

»Wohin wollte er reisen?« fragte der Richter.

»Nach Berlin.«

»Das ist eine Finte,« sagte der Advocat, »er wird sich hüten, in Deutschland zu bleiben.«

Der Richter nickte beistimmend.

»Da ist weiter nichts zu machen, als daß wir ihn durch den Telegraph verfolgen lassen,« versetzte er, »damit wir ein Recht dazu haben, müssen wir vor allen Dingen zusehen, ob wir in diesem Hause Papiere finden, die uns Beweise für den Betrug liefern. Haben Sie einen Schlüssel?«

»Ja,« erwiderte der Küpermeister, »sobald ich den Kasten gekauft hatte, habe ich mir den Schlüssel ausgegeben.«

»Bitte, dann öffnen Sie.«

»Es wird nichts nutzen,« erwiderte der Advocat achselzuckend, »der Mann war schlaue genug, vor der Abreise Alles zu vernichten, was –«

»Ja nun, man kann nicht wissen,« unterbrach der Richter ihn, »ich habe die Erfahrung oft gemacht, daß gerade die schlauesten Verbrecher in dieser Beziehung die nöthige Vorsicht manchmal außer Acht lassen.«

Der Küpermeister öffnete, die Herren, unter ihnen auch der Schreiber und der Commissair, gingen hinein.

»Hier ist die Schreibstube,« sagte Bernhard Schenk, eine Thüre öffnend, »wenn Papiere oder Bücher zurückgeblieben sind, können sie sich nur in diesem Zimmer befinden.«

Der Richter näherte sich rasch dem großen Schreibpult, welches in der Mitte des Zimmers stand.

Es war unverschlossen und vollständig ausgeleert. Auch in den Schränken fand man weder Papiere noch Geschäftsbücher.

»Ich dachte es mir,« sagte der Advocat, »er hat sich vorgesehen. Bevor wir nun uns aus Brasilien vollgültige Beweise verschafft haben, kann er –«

Ein gellender, Mark und Bein durchdringender Schrei unterbrach ihn.

Mit dem Ruf »Jesus, Maria, Joseph!« taumelte der Küstermeister, der die Thüre zur Wohnstube geöffnet hatte, zurück.

Entsetzen ergriff die Anwesenden, als sie in das Wohnzimmer traten und nun die Leiche bemerkten.

»Die Thüren zu!« rief der Richter. »Herr Commissair, schicken Sie Jemand zu einem Arzte und tragen Sie Sorge, daß Niemand dieses Haus verlassen kann.«

Noch hatte Keiner an ein Verbrechen gedacht, der scharfe Blick des Richters bemerkte sofort Einzelheiten, die seinen Verdacht erregten.

»Selbstmord!« sagte der Advocat leise. »Der alte Schuft wird den Verstand verloren haben.«

»Ich urtheile anders,« erwiderte der Richter, dessen Blick forschend, durchdringend die Anwesenden streifte und dann wie gebannt auf dem Schreiber haften blieb.

»Sehen Sie zuvörderst die geschwollenen Hände der Leiche und den blauen Strich um die Handgelenke, bedenken Sie ferner, daß, wenn der Gehenkte selbst, sei es absichtlich oder im Todeskampfe, den Stuhl umgestoßen hätte, dieser jedenfalls vom Tische hinuntergestürzt wäre. Dann mache ich Sie auf das Tuch aufmerksam, welches unter dem Tische liegt, betrachten Sie die Form, in der es da liegt, kann da noch ein Zweifel obwalten, daß

es benutzt worden ist zum Fesseln der Hände oder Füße?»

Dem Advocat leuchteten alle diese Verdachtsgründe ein.

»Aber weshalb lassen Sie die Thüren schließen?» fragte er.

»Weil es möglich ist, daß der Mörder sich unter uns befindet, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob das Gericht in die Falle gehen wird, die er ihm so plump gestellt hat. Sehen Sie sich um, Sie finden da manche Physiognomie, die, wie man zu sagen pflegt, einen polizeiwidrigen Anstrich hat.«

»Darauf kann man auch nicht immer gehen,« meinte Gabel, der neben den beiden Herren stand und ihre Unterhaltung angehört hatte, »meine Nase –«

»Hat durchaus nichts Polizeiwidriges, guter Freund,« unterbrach der Richter ihn, »also dürft Ihr Euch beruhigen. Aber da kommt der Doctor, jetzt werden wir bald wissen, ob meine Vermuthungen richtig sind.«

Der Arzt ließ die Leiche herunternehmen und auf den Tisch niederlegen.

»Dieser Mann ist ermordet worden,« sagte er mit erschütterndem Ernst, »und nicht Einer, Mehrere haben die That vollbracht. Die Mörder haben ihn von hinten überfallen, die Flecken im Genick beweisen, daß es eine starke, sehnige Hand war, die ihn niederhielt, bis man seine Arme und Beine gefesselt hatte. Auch den Mund hat man ihm verbunden, an dieser Stelle befand sich der Knoten des Tuches.«

Der Friedensrichter trat näher und warf einen Blick auf den Punkt, auf den der Arzt deutete, dann glitt sein Blick noch einmal über die im Hintergrunde stehenden Personen.

Und wieder blieb dieser Blick auf dem Schreiber haften, der vergeblich sich bemühte, seine Ruhe zu bewahren.

Eine gewaltige Veränderung war mit diesem Manne vorgegangen.

Sein erdfahles Antlitz mit der schweißtriefenden Stirne und den stieren, hervorquellenden Augen trug den Ausdruck der Verzweiflung und der Todesangst, die krampfhaft zuckenden Lippen und das Zittern des ganzen Körpers verriethen eine das ganze Nervensystem erschütternde Erregung.

Sein stierer Blick hing wie gebannt an den Lippen des Arztes, er schien auf ihnen die Worte lesen zu wollen, noch ehe sie ausgesprochen wurden.

Der Richter ließ die Taschen des Ermordeten durchsuchen, man fand in ihnen ein umfangreiches Notizbuch, welches der Advocat sofort einer Durchsicht unterwarf.

»So steht es also fest, daß dieser Mann ermordet wurde?« fragte der Richter den Arzt.

»So fest, daß Niemand daran zu rütteln vermag,« lautete die Antwort.

»Was sagen Sie dazu?« wandte der Richter sich zu dem Schreiber, der erschreckt, wie von einer Tarantel gestochen, aus seinem Hinstarren emporfuhr. Es war mehr der

mechanische Trieb der Selbsterhaltung, als schlaue Ueberlegung, was den Schreiber in rauhem Tone erwidern ließ, er wisse davon nichts, er habe ja nicht einmal gewußt, daß Jacob Herz gesonnen gewesen sei, die Stadt zu verlassen.

»Nur ein mit der Einrichtung dieses Hauses Vertrauter kann die That begangen haben,« sagte der Richter. »Auf welchem Wege er gekommen ist, auf welchem er sich wieder entfernt hat, kann ich in diesem Augenblick so rasch nicht ermitteln, die Untersuchung wird das feststellen, aber daß der Mörder hier sehr genau Bescheid wußte, unterliegt keinem Zweifel.«

»Und deshalb muß ich die That begangen haben?« fragte der Schreiber trotzig.

»Aus diesen Notizen geht hervor, daß Jacob Herz sein ganzes Vermögen zusammengeschart hatte, um mit demselben zu entweichen,« sagte der Advocat, ehe der Richter auf jene freche Frage eine Erwiderung geben konnte. »Dieses Vermögen betrug viermalhundertfünf- undvierzigtausend fünfhundert Thaler in Banknoten und Actien, die insgesamt hier näher verzeichnet stehen. Ferner liefert dieses Buch den Beweis, daß die Forderung meines Clienten Bertram Schenk begründet ist, es enthält Notizen über die an den Consul in Rio de Janeiro geschriebenen Briefe, über den Empfang der Summe und den Verkauf der Wechsel, welche der Consul ihm geschickt hat.«

»Gott sei Dank!« athmete der Barbier auf.

»Was hilft mir das jetzt?« seufzte der Schenkwirth.  
»Das ganze Vermögen ist wahrscheinlich gestohlen!«

»Wenn die Actien und Werthpapiere näher verzeichnet sind, so werden wir ihre Spur wohl entdecken,« beruhigte der Advocat. »Aus diesen Notizen erhellt ferner, daß Jacob Herz heute Morgen in aller Frühe abreisen wollte,« fuhr er fort, »es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß die Werthpapiere eingepackt waren und man müßte nun constatiren –«

»Daß sie geraubt worden sind?« unterbrach ihn der Richter, der noch immer den Blick unverwandt auf den Schreiber gerichtet hielt. »Die Sache ist für mich ziemlich klar. Nachdem dieser Mann der frühere Schreiber und Vertraute des Ermordeten, sein Mitschuldiger in der Erbschafts-Unterschlagung erfahren hatte, daß der Betrug entdeckt sei, mußte er sich sagen, daß Jacob Herz nun den einzigen Weg, der ihm zu seiner Rettung bleibe, einschlagen und fliehen werde. Er mußte sich ferner sagen, daß der Tod dieses Mannes auch ihn vor der Anklage schützte und einige Gesinnungsgenossen, Leute, die man hinter der Schnapsflasche dutzendweise findet, mögen ihn darin bestärkt haben. Man wußte, daß Jacob Herz ein alter gebrechlicher Mann war, daß er viel Geld besaß, der Plan war rasch entworfen, er wurde eben so rasch ausgeführt. Sehen Sie den Menschen an, lesen Sie nicht auf seiner Stirne das Wort: ›Mörder?«

»Man könnte mir erwidern, wenn meine Behauptungen richtig seien, so würde der Mörder nicht gewagt haben, noch einmal und zwar in unsrer Begleitung dieses

Haus zu betreten. Diese Schlußfolgerung wäre falsch, es kommt oft vor, daß der Mörder, der sich vor Entdeckung gesichert zu haben glaubt, zum Schauplatz seines Verbrechens zurückkehrt, um jeden etwa aufkeimenden Verdacht durch seine Anwesenheit zu beseitigen. Dann auch dürfen wir nicht vergessen, daß dieser Mann gewissermaßen gezwungen worden ist, hierher zurückzukehren.«

Die Wucht dieser Beweise erdrückte den Schreiber, er richtete noch einmal das Haupt empor, er versuchte, den Richter anzublicken, aber vor diesem ernsten drohenden Blick entsank ihm der Muth, es war ihm, als ob ein höheres Wesen ihn gerichtet habe.

Das Haupt auf die Brust gesenkt, ließ er willenlos Alles mit sich geschehen, er fühlte die kalte, eiserne Kette, die sich um seine Handgelenke schlang, er hörte die Ausrufe des Entsetzens und des Abscheus der Umstehenden, dann wurde es plötzlich dunkel vor seinen Augen, lautlos brach er zusammen.

Als er wieder zum Bewußtsein erwachte, fiel sein erster Blick auf das entsetzliche, verzerrte Antlitz des Ermordeten, ein Schrei entrang sich seinen Lippen, ein Schrei der Verzweiflung, in welchem das Selbstbekenntniß der Schuld sich ausdrückte.

»Nennen Sie Ihre Mitschuldigen,« sagte der Richter, »nur ein offenes Bekenntniß kann die Strafe mildern, Sie haben die That nicht allein verübt.«

Lange blieb der Schreiber in Brüten versunken.

Wohl sträubte der Rest seines Ehrgefühls sich dagegen, die Genossen zu verrathen, aber der Trieb der Selbsterhaltung war stärker.

Wenn er sie verrieth, so zeugte er von Reue und das Gericht ließ diese vielleicht als Milderungsgrund gelten.

An das Alles dachte Bernhard Schenk und dem Richter, der die Gedanken des Verbrechers auf der Stirne desselben las, konnte es nicht schwer fallen, ihn zu einem offenen Geständniß zu bewegen.

Das Protokoll wurde geschlossen, Bernhard Schenk in's Gefängniß geführt.

Die Polizeibehörde traf sofort ihre Maßregeln zur Verhaftung der Genossen des Raubmörders, und der Schenk-wirth durfte sich nun der Hoffnung hingeben, in den Besitz seines Geldes zu gelangen.

## SIEBENUNDACHTZIGSTES KAPITEL. DAS TESTAMENT.

Bei seiner Heimkehr fand Bertram Schenk einen Brief aus Frankreich, den der Postbote kurz vor Mittag gebracht hatte.

Dieser Brief war an Otto adressirt, Frau Schenk hatte sich erlaubt, ihn zu öffnen.

Sie sah sich für ihre Neugier bestraft, der Brief war in französischer Sprache geschrieben und weder die Mutter, noch Helene kannten diese Sprache genugsam, um das ziemlich umfangreiche Schreiben übersetzen zu können.

Der Schenk-wirth, der sich ohnehin nicht in der rosenfarbenen Stimmung befand, machte, die unberechtigte Eröffnung des Briefes zum Vorwand nehmend, seinem

Unmuth in sehr derben Worten Luft, und nachdem er dies gethan und sein gereiztes, erbittertes Gemüth einigermaßen wieder beruhigt hatte, ging er selbst an das Studium des Briefes, der für ihn ebensowohl ein böhmisches Dorf war, wie für seine Frau und seine Tochter.

Frau Schenk hatte ihre Freude daran, wie der Gatte, der sich doch sonst so klug dünkte, den Brief anglotzte und endlich unmuthig das Schreiben auf den Tisch warf, um seine Tabaksdose hervorzuholen.

»Gelt? das verstehst Du auch nicht?« spottete sie. »So gescheidt bist Du auch noch nicht, daß –«

»Verstehst Du es vielleicht?« unterbrach Bertram Schenk sie gereizt. »Wenn ich Zeit und Lust dazu hätte, wollte ich's schon lesen.«

»Ach so,« nickte die Hausfrau, und ein malitiöses Lächeln glitt über ihr hageres Gesicht, »es geht Dir auch, wie dem Manne, der immer seine Brille vergessen hatte, wenn er etwas lesen sollte. In Wahrheit konnte er nicht lesen.«

Bertram Schenk stand im Begriff, eine Antwort zu geben, die ohne Zweifel diesen kleinen Zwist entweder zum definitiven Abschluß gebracht, oder zu einem sehr erbitterten Wortwechsel geführt haben würde, aber er sah sich daran durch den Eintritt seines Sohnes Heinrich hindert.

»Da kommt der Richtige,« sagte Frau Schenk, während sie den Strickstrumpf auf den Tisch legte und erwartungsvoll den Eintretenden anblickte, »er wird uns schon sagen, was der Brief enthält.

Der Schenkwrith schüttelte den Kopf, den Eintretenden beachtete er kaum, es war zu viel Groll und Bitterkeit gegen diesen herzlosen, selbstsüchtigen Sohn in seiner Seele, als daß der Besuch desselben ihm eine Freude hätte bereiten können.

»Mich verlangt gar nicht danach, den Inhalt des Briefes kennen zu lernen,« entgegnete er, »uns geht's ja auch nichts an, der Brief ist an Otto adressirt.«

Statt der Antwort überreichte Frau Schenk den Brief ihrem Sohne.

»Sei doch so gut und übersetze das,« sagte sie, »wenn's eine Sache von Wichtigkeit ist, so geht's uns auch an, Otto kann das nicht übel nehmen.«

Heinrich durchflog hastig das Schreiben, man sah ihm an, daß die Bitte ihm unangenehm war.

»Es ist die Abschrift eines Testaments,« sagte er kalt, indem er den Brief wieder hinlegte.

»Eines Testaments?« fragte der Schenkwrith überrascht. »Zu Gunsten Otto's?«

»Ja. – – Du hast ja den Wucherer zum Selbstmord getrieben? Sonderbare Gerüchte sind an der Börse verbreitet; – wie ist es mit der Erbschaft?«

Das also war der Grund des Besuches! Bertram Schenk hatte sofort errathen, daß ein besonderer Zweck ihm zu Grunde liegen müsse.

»Ich fürchte, Du hast eine Dummheit gemacht,« fuhr der junge Mann in einem Tone fort, der die wachsende Erregung verrieth, »Du hättest es mir überlassen sollen, die Angelegenheit zu ordnen.«

Dummheit? Madame Schenk spitzte die Ohren, das war Wasser auf ihre Mühle.

»So, und was hat er wieder gemacht?« fragte sie scharf.

»Kümmere Dich nicht darum,« erwiderte Bertram Schenk, in hohem Grade entrüstet über diese Einmischung in eine Angelegenheit, die an und für sich schon ihm Aerger genug bereitete.

»Es ist eine Sache, die uns alle betrifft,« sagte Heinrich, der eine boshafte Schadenfreude empfand, seinem Vater diese Demüthigung bereiten zu können, nachdem derselbe kurz zuvor ihn so schnöde zurückgewiesen hatte, »es handelt sich hier keineswegs um eine Kleinigkeit, sondern um den Verlust eines Vermögens von achtzigtausend Dollars, die unser in Brasilien verstorbener Onkel hinterlassen hat. Jacob Herz hat sich dahinter gemacht, Briefe und Vollmachten gefälscht und das Geld erhoben. Nun wird gestern dieser Betrug entdeckt und der Vater hat nichts Eiligeres zu thun, als den Betrüger zu warnen und ihm zu drohen. Ich wollte die Angelegenheit übernehmen, ich würde den Schuft sofort dem Gericht überliefert und sein Vermögen mit Beschlag belegt haben, aber mir wird ja kein Vertrauen geschenkt!«

Der Eindruck dieser Worte war ein sehr verschiedener. Bertram Schenk lief in gewaltiger Erregung durch das Zimmer, ungeduldig den Augenblick erwartend, der ihm erlaubte, die ungerechten Vorwürfe energisch zurückzuweisen; Helene blickte erstaunt bald den Vater, bald den Bruder an, Frau Schenk hingegen sah sofort klar in dieser

Sache, für sie unterlag es keinem Zweifel, daß ihr Herr Gemahl die Vorwürfe verdiente.

»So!« sagte sie, noch ehe der Schenkwrith das Wort ergreifen konnte, während sie mit ihren dünnen spitzen Fingern auf den Tisch einen Sturm marsch trommelte. »Das wird also heimlich, hinter meinem Rücken betrieben? Es scheint wohl, ich habe keine Stimme mehr –«

»Du hast mich mit dieser brasilianischen Erbschaft so oft geärgert, daß ich keine Lust fühlen konnte, mich abermals Deinen spöttischen Bemerkungen auszusetzen,« fiel Bertram Schenk ihr in's Wort. »Und was die Sache selbst betrifft, so liegt sie ganz anders, wie dieser junge Herr sie darzustellen beliebt. Jacob Herz ist in verwichener Nacht ermordet und seines gesammten Vermögens beraubt worden. Soll ich dafür vielleicht auch verantwortlich gemacht werden?«

Heinrich schwieg, – darauf war er nicht vorbereitet.

»Na, dann ist die Erbschaft abermals verloren und zwar wieder durch Deine Schuld,« entgegnete Frau Schenk grollend, »hätte Heinrich die Sache übernommen, so wäre der Wucherer gestern verhaftet worden und –«

»Ihr schwätzt in den Tag hinein,« fuhr der Schenkwrith auf. »Gebt doch zum Oberprocurator, oder zu meinem Advocaten und fragt sie, ob eine Verhaftung möglich gewesen wäre! Uebrigens ist einer der Raubmörder schon verhaftet und das Vermögen wird man auch wiederfinden.«

»Was für Otto außerordentlich zu wünschen wäre,« warf Heinrich mit verletzendem Hohne ein. »Für ihn ist ja doch die ganze Summe bestimmt. Für ihn und Helene, sie kann dann den Schlossergesellen heirathen, und die ganze Handwerker-gesellschaft –«

»Jetzt noch ein einziges derartiges Wort, Junge, und ich vergesse, daß Du eigentlich schon zu alt zu einer Ohrfeige geworden bist!« rief Bertram Schenk in drohendem Tone. »Wer bist Du, daß Du Dich über diese Handwerker-gesellschaft erheben darfst? Otto und Nikolas sind ehrliche, strebsame Leute, ihre Ehre hat noch keinen Flecken und ich prophezeihe Dir, ihre Namen werden einst mit Hochachtung genannt werden. Was dann aus Dir geworden ist, das weiß Gott, aber ich fürchte, mit Dir nimmt's einmal ein Ende mit Schrecken, trotz Deinem Reichthum und Deinem maßlosen Stolze. Dich ärgert's, daß ich Dir das Geld nicht geben will, Du bist unersättlich.«

»Ich gönne ihnen das Geld,« erwiderte Heinrich gelassen, indem er seinen Hut nahm, »sie werden es rasch verbubelt haben. Etwas Solides kommt bei der ganzen Geschichte doch nicht heraus.«

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, stürmte er hinaus, er schien sich im Kreise seiner Familie nicht mehr wohl zu fühlen.

Und wie konnte er es auch, – sein Vater hatte ihm ja oft, genug zu verstehen gegeben, daß er ihn durchschaue und daß sein Besuch ihm keine Freude bereite.

»Da siehst Du, wie er ist!« sagte der Schenk-wirth, sich zu seiner Frau wendend, welche mit wachsendem Groll

ihre Trommel studiert noch immer fortsetzte. »Herzlos, ohne Gefühl, voll Hochmuth und Eigendünkel –«

»Na, ja, Dein Liebling ist er nie gewesen,« unterbrach Frau Schenk ihn, »er hat manches Unrecht schweigend hinnehmen müssen. Auch jetzt wieder soll er zurückstehen, seines Bruders wegen, seine Schuld ist es doch nicht, daß Otto auf keinen grünen Zweig kommen kann.«

Bertram Schenk schwieg, es war ja verlorene Mühe, diese Frau in Bezug auf ihre Ansichten über Heinrich eines Bessern belehren zu wollen.

»Zu der Heirath gebe ich meine Einwilligung niemals,« fuhr die Hausfrau nach einer kurzen Pause fort, »wenn ich am Ende auch nicht verhindern kann, daß Otto aus der brasilianischen Erbschaft unterstützt wird, so werde ich doch nie zugeben, daß Helene mit einer solchen Mitgift einen Schlossergesellen –«

»Hat Dich der Hochmuthsteufel wieder am Schopf?« fiel der Schenkwrth ihr in's Wort. »Der Schlossergeselle ist Dir nicht gut genug? Dir ist auch ein vornehmer Schuft lieber, als ein ehrlicher armer Teufel! Man kann sich aber doch mit seiner Familie brüsten, die Nachbarinnen, die nicht das Glück haben, sich damit dick thun zu können, über die Achsel ansehen und wahrhaftig, Deinetwegen möchte ich wünschen, daß das Geld für uns verloren wäre.«

»Hm, mir ist es gleichgültig,« spottete Frau Schenk, »aber Otto, Dein Liebling –«

»Er wird sich schon eine Bahn brechen. Halt, – da ist ja der Brief – was sagte Heinrich? Es sei die Abschrift eines Testaments?«

Die Hausfrau nickte.

»Na, er hätte wohl die Güte haben können, uns den Inhalt des Briefes klar zu machen, aber so ist er, was ihn nicht persönlich betrifft, das hat auch kein Interesse für ihn.«

Der Schenk wirth schob den Brief in die Tasche und näherte sich der Thüre.

»Ich muß das wissen,« fuhr er fort, »Herr Schirmer wird mir die Bitte nicht abschlagen, wenn es wirklich ein Testament ist, so – Geduld, wir werden es ja erfahren.«

Er ging hinaus und ohne Zögern zu dem Bankier, den er in seinem Cabinet antraf.

Otto Schirmer war sofort bereit, die Bitte des Nachbars zu erfüllen.

Er las den Brief und Bertram Schenk bemerkte, daß das Antlitz des Bankiers sich mehr und mehr erheiterte, bis er zum Schluß gelangte, dann aber verschwand das Lächeln von seinen Lippen und ein düsterer Schatten breitete sich über sein Gesicht.

»Geben Sie Acht,« sagte er, »ich werde Ihnen das Schreiben vorlesen.«

»Mein Herr! Ich benachrichtige Sie hierdurch, daß bei der Eröffnung des Testamentes des vor einigen Tagen hier verstorbenen Fabrikanten Herrn Michelet, es sich herausgestellt hat, daß genannter Herr Michelet Sie zum Universalerben seiner Hinterlassenschaft eingesetzt hat.

Diese Hinterlassenschaft besteht aus einem großen Etablissement in der Nähe von Paris, welches Sie, als früherer Arbeiter in demselben, kennen werden, dem gesammten Inventar, den vorhandenen Rohstoffen und fertigen Waaren, sowie dem Wohnhause mit Allem, was es enthält. Ferner gehen die ausgeliehenen Kapitalien des Erblassers, seine Forderungen und Werthpapiere auf Sie als den alleinigen Erben über, wohingegen Sie auch die Verpflichtung übernehmen, etwaige noch schwebende Schulden des Verstorbenen zu decken.

Herr Michelet hat an die Annahme dieser Erbschaft, die einen Werth von zwölf Millionen Franken repräsentirt, einige Bedingungen geknüpft, welche Sie ohne Zweifel eingehen werden.«

»Zwölf Millionen Franken?« rief Schenk überrascht, während er rasch seine Dose hervorholte. »Der Tausend! Ist das denn wirklich Wahrheit und keine Täuschung? Da wäre ja Otto plötzlich ein steinreicher Mann geworden!«

»Hören Sie die Bedingungen.«

»Sehr wohl, einige Legate vielleicht, möglicherweise die Verpflichtung, die Fabrik in Betrieb zu halten,« fuhr der Schenk wirth redselig fort, »er wird diese Bedingungen schon erfüllen.«

»Glauben Sie das so sicher?«

»Ah – er wäre ja ein Narr –«

»Urtheilen Sie nicht zu rasch, hören Sie.

Herr Otto Schenk verpflichtet sich, die Leitung der Fabrik sofort zu übernehmen und für das Wohl ihrer Arbeiter unausgesetzt zu sorgen.«

»Sehen Sie wohl?« triumphirte Schenk. »Weiter!«

»Herr Bertram Schenk hat ferner der Nichte des Erblassers, Fräulein Margot Michelet ein Jahresgehalt von fünfzigtausend Franken bis zu ihrem Tode auszuzahlen.«

»Na, das ist eine hübsche Summe, indeß zwölf Millionen müssen ja den zwölffachen Betrag an Zinsen abwerfen.«

»Drittens verpflichtet Herr Otto Schenk sich, dem Andenken des verstorbenen Fräulein Valerie Michelet zu Ehren, nie in den Ehestand eintreten zu wollen, es sei denn, daß es ihm gelänge, Fräulein Margot Michelet für sich zu gewinnen, in diesem Falle soll ihm die Heirath mit dieser jungen, liebenswürdigen Dame gestattet sein.«

Den Fingern des Schenkwrths entfiel die Prise, die er eben zur Nase führen wollte; mit offenem Munde blickte er stier den Bankier an, der durch ein Kopfnicken die Wahrheit dessen, was er soeben gelesen hatte, bestätigte.

»Steht das wirklich da?« fragte er bestürzt.

»Natürlich, würde ich es im anderen Falle Ihnen vorlesen können?«

Bertram Schenk schüttelte mit einer Miene ernster Mißbilligung das Haupt.

»Das heißt man, die Leute zum Narren halten,« sagte er entrüstet. »Herr Michelet kannte Otto, er wußte sehr genau, daß mein Sohn diese Bedingung nimmer eingehen würde.«

»Und weshalb nicht?« fragte Otto Schirmer ruhig. »Ein Vermögen von zwölf Millionen –«

»Und wenn's hundert Millionen wären, er würde es nicht thun!«

»Fräulein Margot soll jung, schön und liebenswürdig sein.«

»Mag sein, aber ich hege nicht den leisesten Zweifel, daß Otto Alles zurückweisen wird, und wenn Ihnen der Grund, der ihn dazu bewegt, nicht bekannt ist, so wird er Ihnen einst bekannt werden.«

»Ich kenne ihn,« entgegnete Schirmer mit einem feinen Lächeln, »ich habe ihn längst gekannt und wenn ich Ihnen sage, daß es mir angenehm sein wird, ja daß ich erwarte, daß Ihr Sohn sich dieser Bedingung nicht fügt, so werden Sie wissen, wie ich über diesen Punkt denke. Ich habe nie mit ängstlicher Sorgfalt an den Vorurtheilen meines Standes gehangen, ich achte und ehre den Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, höher als den, der nichts Besseres aufzuweisen hat, als seine Stellung und sein Vermögen. Das sage ich Ihnen unter vier Augen und es muß unter uns bleiben; wenn Ihr Sohn glaubt, die Garantien zu besitzen, die er mir bieten muß, so mag er kommen, er wird hier eine offene Thüre und offene Arme finden. Unter diesen Garantien verstehe ich nicht Vermögen, sondern den Beweis, daß seine Kenntnisse, seine Erfahrungen und sein Fleiß Früchte getragen haben.

Nun hören Sie den letzten Paragraphen.

Sollte Herr Otto Schenk diese Bedingungen nicht annehmen wollen, so erhält Fräulein Margot Michelet als

Universalerbin mein ganzes Vermögen mit der Verpflichtung, Herrn Otto Schenk ein für allemal die Summe von einer Million Franken aus zu zahlen.«

»Na, Gottlob, so kommt doch etwas dabei heraus,« sagte der Schenkwirth, dem eine schwere Last von der Seele fiel, »damit hat er für den Anfang mehr wie genug. Eine ganze Million –«

»Franken, lieber Herr, nicht Thaler.«

»Na, es sind doch beinahe zweimalhundert siebenzigtausend Thaler. Ich werde es ihm sofort mittheilen, hei, wie er sich freuen wird!«

»Und ich wünsche ihm von Herzen Glück dazu,« erwiderte der Bankier lächelnd, indem er dem alten Manne die Hand reichte. »Schicken Sie ihm den Brief ein und überlassen Sie ihm, was er thun will, in solchen Dingen soll man nicht rathen, um keinen Haltpunkt zu späteren Vorwürfen zu bieten.«

Bertram Schenk kehrte freudetrunken heim, aber seine Freude sollte ihm bald verbittert werden.

Kaum hatte Frau Schenk den Wortlaut des Testaments erfahren, als sie auch sofort die Ansicht äußerte, Otto müsse die Bedingungen eingehen und Margot Michelet heirathen.

Was half es dem Schenkwirth, daß er diese Ansicht mit allen Gründen bekämpfte, die er dagegen anführen konnte, Frau Schenk ließ keinen derselben gelten und es entspann sich darüber ein Wortwechsel, der dem alten Manne die Galle in's Blut trieb.

Sie ließ ihm nicht einmal Ruhe, um an Otto zu schreiben, so oft er die Feder ansetzen wollte, ließ sie eine neue beißende Bemerkung fallen, so daß Bertram Schenk sich endlich genöthigt sah, seine Tochter damit zu beauftragen.

#### ACHTUNDACHTZIGSTES KAPITEL. GERAUBTES GUT!

Peter Braun war ernstlich entschlossen, seine beiden Genossen um ihren Antheil zu betrügen, aber er wußte noch nicht, wie er es anfangen sollte, um diesen Zweck zu erreichen.

Er hatte mit ihnen verabredet, sobald der Schreiber zurückgekehrt sei, solle die Theilung vorgenommen werden und ein Jeder alsdann auf eigne Faust sich aus dem Staube machen.

Gottlieb Lustig fand keine Ruhe in dem engen Zimmer, er mußte hinaus, eine geheime Macht zog ihn zum Schauplatze des Verbrechens, er wollte sich Gewißheit verschaffen, ob das alte Haus noch geschlossen, das Verbrechen noch nicht entdeckt war.

Peter Braun ließ ihn gehen, ihm war es ganz recht, daß sein Genosse diesen Schritt that, dessen Resultat ja auch ihn beruhigen konnte, außerdem kam ihm diese Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens sehr willkommen.

Kaum hatte der ehemalige Friseurgehülfe sich entfernt, als Braun den Koffer auspackte, die Werthpapiere in ein Packet zusammenschnürte und das Haus verließ.

Er wanderte über die Brücke nach Deuß und kehrte hier in einer abgelegenen Schenke ein.

Er wagte nicht, sofort abzureisen; wenn er auch eine äußere Ruhe zeigte, innerlich war er nichts weniger als ruhig.

Er hatte nicht vermocht, einem Polizeibeamten offen in's Gesicht zu blicken, so sehr war er noch nicht abgehärtet, wenn gleich er eine bedeutende Dosis Muth und Frechheit besaß.

Am Abend, meinte er, werde man die Reisenden nicht so scharf beobachten, alsdann könne er sich verstohlen unter dem Mantel der Dämmerung in einen Eisenbahnwaggon hineinschleichen, ohne bemerkt zu werden.

Deshalb wollte er in der Schenke die Abenddämmerung abwarten und dann den Weg nach Mülheim durch die Weiden antreten.

Daß seine Genossen ihn finden könnten, befürchtete er nicht, obschon es in der Möglichkeit lag; wenn sie ihn wirklich fanden, so konnte er seine Flucht unter dem Vorwande entschuldigen, die Angst habe ihn herausgetrieben. Er hatte dann auch einen guten Grund, die Theilung abermals hinauszuschieben, da dieselbe ja weder in der Schenke noch im Waggon vorgenommen werden durfte und – mit der Zeit kam Rath.

Peter Braun aß in der Schenke zu Mittag und erklärte dem Wirth, er erwarte einen Viehhändler, der in diesem Hause mit ihm zusammen treffen wolle. Das konnte keinen Verdacht erregen, umsoweniger, als der Wartende eine wachsende Ungeduld an den Tag legte, die in

Wahrheit die Aufregung der Angst war. Am Nachmittage kehrte ein zweiter Gast ein, der die Uniform eines Bahnbeamten trug.

Peter Braun erschrack, als er die Uniform erblickte, er beruhigte sich erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es nicht die Uniform eines Polizeibeamten war.

»Das ist ja ganz entsetzlich,« wandte der Beamte sich zu dem Wirth, ohne den Gast zu beachten, »habt Ihr den Wucherer Herz in Köln gekannt?«

Der Wirth verneinte, Peter Braun fuhr zusammen, als ob der Schlag ihn getroffen habe.

»Na, den alten Mann haben sie in der vorigen Nacht ermordet, und um der Sache den Anstrich eines Selbstmordes zu geben, die Leiche an einen Haken aufgehangen,« fuhr der Beamte fort, »es soll ein gräßlicher Anblick gewesen sein.«

»Nicht möglich!« sagte der Wirth ungläubig. »Dazu müßten die Leute ja mehr Zeit nöthig gehabt haben –«

»Das sage ich auch,« wagte Braun einzuschalten, der durch die Theilnahme an der Unterhaltung einem etwaigen Verdacht am besten vorbeugen zu können glaubte. »Weiß man denn gewiß, daß ein Mord vorliegt?«

»Na versteht sich, einer dieser Mörder ist ja schon verhaftet, ein früherer Schreiber des Wucherers.«

Das war der zweite Schlag, der den ehemaligen Schlossermeister traf, aber jetzt mußte er auch ausharren, er wollte Gewißheit haben.

»Ein früherer Schreiber?« fragte er, mühsam seine Fassung behauptend. »Das wird doch wohl nur Vermuthung sein, oder liegen Gründe gegen ihn vor?«

»Jedenfalls,« erwiderte der Beamte, »er ist am Schauplatz des Verbrechens verhaftet worden.«

»Aber er muß doch Mitschuldige haben?«

»Allerdings; was man hört, soll er Alles gestanden haben.«

»Er hat seine Genossen verrathen?«

Der Beamte blickte den Fragenden befremdet an, der Ton, in welchem diese Frage gestellt worden war, schien seinen Verdacht zu werfen. Aber er fand in dem Gesicht dieses Mannes nichts, was jenem Verdacht eine Stütze hätte geben können.

»Was wollen Sie?« sagte er. »Solche Leute sind immer feige, wenn sie sehen, daß man sie gefangen hat. Da suchen sie vor allen Dingen das Leben zu retten und das glauben sie durch ein reumüthiges Geständniß erreichen zu können.«

»Na, dann wird man wohl die Genossen dieses Mörders auch erwischen,« meinte der Wirth.

»Es wäre wünschenswerth,« fuhr der Beamte fort, »denn es handelt sich nicht allein um einen Mord, sondern auch um einen Raub. Das Gesindel hat das gesammte Vermögen des Ermordeten mitgenommen.«

»War wohl eine schöne Summe?« fragte Braun, der sich erhoben hatte.

»Man spricht von einer Million.«

»Oho!« fuhr der Wirth ungläubig auf. »So leicht trägt man keine Million fort!«

»In Banknoten und Actien?«

»Wenn auch, es gibt immerhin ein anständiges Packet. Und dann es ist ja noch sehr die Frage, ob der Wucherer ein so großes Vermögen besaß?«

»Das meine ich auch,« sagte Braun, »die Leute machen immer aus einer Mücke gleich einen Elephanten.«

Er berichtigte nach diesen Worten seine Zeche, ohne zu bemerken, daß der Beamte ihn scharf beobachtete.

»Der Mann bleibt mir zu lange,« fuhr er in gleichgültigem Tone fort, »er wird jetzt auch nicht mehr kommen. Sollte er sich aber noch einfinden und nach mir fragen, so seid so gut und sagt ihm, ich würde ihm schreiben, die Angelegenheit könne am Ende ja auch schriftlich abgemacht werden.«

Der Wirth nickte, Peter Braun grüßte und ging hinaus.

»Dem Manne traue ich nicht,« sagte der Beamte, der rasch an's Fenster getreten war, »er hat kein gutes Gewissen.«

»Bah, Ihr seht Gespenster,« erwiderte der Wirth geringschätzend, »haltet ihn am Ende für einen der Raubmörder, – he?«

»Spottet nicht, ich sage Euch, dieser Mann ist nicht der, welcher er zu sein scheinen will. Das habe ich in seinen Augen, in seinem Gesicht gelesen, es wollte ihm nicht gelingen, seine Unruhe und Erregung so ganz zu verbergen.«

Der Wirth schüttelte den Kopf und blickte spottend dem Beamten nach, der rasch die Schenke verließ.

Der ehemalige Schlossermeister begriff, daß Alles für ihn verloren war, wenn es ihm nicht gelang, ein sicheres Versteck zu finden.

Hatte Schenk geplaudert, so hatte er auch jedenfalls seine Genossen genannt und ihr Signalement angegeben, und es unterlag keinem Zweifel, daß die Polizeibeamten die beiden Raubmörder rastlos suchten.

Wie leicht konnte er einem Beamten begegnen, dieser ihn erkennen und verhaften, ja er war jetzt auch dann noch nicht in Sicherheit, wenn es ihm wirklich gelungen war, unbemerkt in den Eisenbahnzug einzusteigen.

Auf jeder Station konnte der Zug revidirt werden, in dem Augenblick; in welchem er ausstieg, konnte die Faust eines Gensd'armen ihn ergreifen.

Jetzt war guter Rath theuer.

Konnte er es wagen, seinen ersten Plan auszuführen, in Mülheim den Zug benutzen und an irgend einer kleinen Zwischenstation aussteigen, um von dort aus seine Flucht fortzusetzen? Oder that er besser, wenn er auf einsamen Feldwegen zu Fuß die Grenze zu erreichen suchte?

Beides war mit Gefahren verknüpft, hier wie dort, konnte er ergriffen werden.

Und doch, je länger er darüber nachdachte, desto rathsamer schien es ihm, an seinem ersten Plan festzuhalten.

Vor allen Dingen mußte er suchen, sich aus der Nähe des Ortes, an welchem er das Verbrechen begangen hatte,

zu entfernen, es war ja vorauszusehen, daß gerade hier die Beamten ihn am eifrigsten suchten.

In der Ferne besaß man sein Signalement vielleicht noch nicht, oder nur unvollständig, dort durfte er eher wagen, sich zu zeigen, ein sicheres, selbstbewußtes Auftreten genügte vielleicht, jeden Verdacht, der ihn treffen konnte, im Keime zu ersticken.

In Nachdenken versunken, von Unruhe, Sorgen, Angst und Zweifel gequält, schlug Peter Braun den Weg durch die Weiden nach Mülheim ein.

Er bereute seine That nicht, – das wäre eine Schwäche gewesen, deren er sich geschämt haben würde.

Wenn er nur erst in Sicherheit, drüben in Amerika, war, mit seinem Gewissen wollte er schon fertig werden.

Die Nacht war angebrochen, ein heftiger Wind hatte sich erhoben, er trieb die dichten, schwarzen Wolkenmassen vor sich her.

Kein Stern glänzte an dem dunklen Firmament, die Weidengruppen erschienen in der Dunkelheit gleich verhüllten Gestalten aus dem Schattenreich, die ihre Arme nach dem flüchtigen Verbrecher ausstreckten.

Peter Braun eilte wie ein gehetztes Wild weiter.

Er erschreckte, so oft sein Blick zufällig auf eine Weidengruppe fiel, seine überreizte Phantasie ließ ihn hinter jedem Strauch die Häscher vermuthen.

Er sah nicht, daß in kurzer Entfernung hinter ihm ein Mann ihm folgte. Wie hätte er es auch bemerken können! Die stets wachsende Angst, und der Wunsch, vorwärts zu

kommen, den rettenden Bahnzug zu erreichen, verboten ihm zurückzuschauen.

Da plötzlich schlug der Ton einer Stimme an sein Ohr, entsetzt blieb er stehen.

In seinem Gehirn arbeitete es gewaltig, ein ganzes Chaos von, Gedanken, von Angst, Schrecken, Hoffnungen und Befürchtungen wogte in seiner Seele.

Sollte er umkehren, davonlaufen, oder stehen bleiben? Er wußte es nicht, zu Keinem konnte er sich entschließen.

Die Stimme klang ihm bekannt, hätte nicht diese entsetzliche Angst ihn verwirrt, er würde sie sofort erkannt haben.

»Gott sei Dank,« hörte er, »ich dachte mir wohl, daß Ihr diesen Weg gehen würdet.«

Peter Braun athmete wieder auf, es war ja Gottlieb Lustig, sein Genosse, der vor ihm stand.

»Teufel, Ihr habt mich in Angst gesetzt,« sagte er unwirsch.

»Das ist Eure eigne Schuld,« erwiderte der Friseurgehülfe, »weshalb seid Ihr heute Morgen ausgekniffen?«

»Weshalb?« fuhr Peter Braun trotzig fort. »Sollte ich vielleicht warten, bis die Herrn Gensd'armen mich in unserer Wohnung aufsuchen?«

»So wißt Ihr, was sich ereignet hat?«

»Ich weiß es. Es wäre besser gewesen ??? Einen, Zwei –«

»Still, still, redet nicht davon, mir ??? denke.«

»Ihr seid eine Memme,« entgegnete ??? geschehen ist, kann man nicht ändern, was ??? darüber nachdenkt.«

»Aber die Folgen!«

»Ja, die Folgen! Weshalb habt Ihr Euch nicht aus dem Staube gemacht? Wir werden uns ohnehin trennen müssen einzeln gelingt uns die Flucht eher, als wenn wir beisammen, bleiben.«

Die Beiden hatten während dieser Unterredung ihren Weg fortgesetzt.

»Das sehe ich ein,« sagte Lustig nach einer Pause, »aber das Geld will ich doch nicht im Stich lassen.«

»Welches Geld?«

»Na, das Geld des – – meinen Antheil.«

»Glaubt Ihr, ich führe es bei mir?« fragte Braun, der jetzt nur daran dachte, seinen Genossen zu betrügen. »Es liegt noch in dem Koffer –«

»Ihr lügt, – der Koffer steht in unsrer Wohnung, das Geld ist daraus verschwunden.«

»Dann weiß ich nicht, wo es ist, Ihr werdet es wohl selbst herausgenommen haben.«

»Ich selbst?« fuhr der Friseurgehülfe erregt fort. »Ah – ich hätte ja voraussehen können, daß Ihr den Raub behalten würdet. Als Ihr unsre Wohnung verließet, konntet Ihr noch nicht wissen, daß das Verbrechen schon entdeckt und Schenk verhaftet war, ich brachte ja zuerst die Nachricht. In Eurer Absicht lag es, Euch mit dem Gelde aus dem Staube zu machen und uns das Nachsehen zu lassen.«

»Wißt Ihr das so bestimmt?« höhnte Braun.

»Die Thatsachen beweisen es.«

»Und ich wiederhole Euch, daß ich das Geld nicht habe.«

»Ihr habt es, wäre es noch in Köln, so würdet Ihr die Gefahr nicht scheuen, um es zu holen. Ich verlange, daß Ihr mit mir theilt.«

»Oho!« fuhr Braun auf und seine Hand fuhr unwillkürlich in die Brusttasche. »Ihr habt nichts zu verlangen. Und selbst, wenn ich das Geld hätte, selbst wenn ich Euch einen kleinen Theil davon geben wollte, hier, an diesem Orte und zu dieser Stunde kann davon keine Rede sein.«

??? Banknoten waren in Packetchen ein???

»??? die besten Worte gebt, ich thue es nicht.«

??? vor Wuth er sah ein, daß er betrogen ??? Berufung auf sein Recht nichts erreichte. ??? Drohungen versuchen.

»??? heiserer Stimme, »ich weiche Euch nicht ??? Ihr meine gerechte Forderung erfüllt habt. ??? ich nicht reisen und wenn ich drüben bin, muß ??? viel haben, um leben zu können.«

»Arbeitet!«

»Ihr seid ein Schuft durch und durch, aber ganz sollt Ihr den Raub nicht haben. Es ist wahr, wenn wir beide beisammen bleiben, laufen wir Gefahr, in der nächsten Stunde verhaftet zu werden, aber dieser Gefahr will ich mich eher aussetzen, als daß ich Euch entzwischen lasse.«

»So, so,« warf der Schlossermeister höhrend ein, »na, wie Ihr wollt, wenn Euch die Verhaftung so angenehm ist

»Die Verhaftung blüht mir so sicher, wie das Amen in der Kirche, wenn ich nicht die Mittel besitze, die Grenze erreichen zu können, Ihr habt die Mittel und wollt mir nicht geben, was mir gebührt, nun gut, so sollt Ihr auch mein Schicksal theilen. Nehmt Ihr in Mülheim ein Billet, so werde ich neben Euch stehen, weigert Ihr Euch auch dann noch, meine Forderung zu erfüllen, so kostet es mich nur ein Wort und wir wandern beide in's Gefängniß. Euch droht die Guillotine, mir das Zuchthaus, denn ich habe mich direkt an dem Raubmord nicht betheiliget.«

»Mitgefangen, mitgehungen,« sagte Braun.

»Ihr werdet Euch zweimal bedenken, ehe Ihr Euch den Gensd'armen überliefert.«

»Euch und mich! Ich thue es, wenn Ihr darauf ausgeht, mich in's Verderben zu stürzen.«

Peter Braun blieb stehen, seine Augen sprühten Blitze.

Seine Habsucht ließ es nicht zu, daß er einen Theil seines Raubes opferte, um dem Genossen den Mund zu schließen.

Wozu auch das Opfer? Es gab ja ein leichteres, sicheres Mittel, welches jedes Opfer überflüssig machte.

»Wohlan, ich will Euch einige tausend Thaler geben,« sagte er, »dann aber verlaßt mich. Später, wenn wir Beide in Sicherheit sind, können wir abrechnen.«

Er griff in die Brusttasche, der Friseurgehülfe sah, in der Hand seines Genossen etwas Weißes schimmern.

Gottlieb Lustig trat näher, um die Banknoten in Empfang zu nehmen.

In demselben Augenblick umklammerte eine Hand seine Kehle, er fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust, dann sank er röchelnd zusammen.

»Armseliger Tropf,« sagte der Schlossermeister, »Du hast an mir Deinen Mann gefunden.«

Er beugte sich nieder zu dem Sterbenden, um den Dolch aus der Wunde zu ziehen.

Da erhob sich hinter ihm eine Gestalt aus dem Weidengebüsch, in der nächsten Sekunde stürzte Braun mit einem gellenden Angstschrei auf sein Opfer nieder.

Eine eisenfeste Faust hielt sein Genick umklammert, der Ruf »Zu Hülfe! Zu Hülfe!« tönte gellend in seine Ohren.

Vergeblich suchte er von dieser Faust sich zu befreien, enger und fester umklammerte sie ihn.

»Laßt mich los,« stöhnte er, »fordert, was Ihr heben wollt, ich zahle es.«

»Von einem Mörder nehme ich kein Geld,« lautete die Antwort. »Ihr wolltet in der Schenke Euch den Anschein geben, als ob Euch gar nicht von dem Raubmorde bekannt sei, mich konntet Ihr nicht täuschen, ich las in Eurem Gesicht, welche Schuld –«

»Ihr seid ein armer Beamter, laßt mich los und ich gebe Euch Geld genug, daß Ihr –«

»Zu Hülfe!«

»Seid vernünftig, Mann –«

»Zu Hülfe! Mörder!«

»Verflucht mögt Ihr sein!« knirschte Braun in ohnmächtiger Wuth. »Könnte ich Euch nur an den Leib, ich

wollte Euch zu zurichten, daß die Sonne morgen durch Euch hindurch scheinen sollte.«

Der wiederholte Hülfesruf war nicht ungehört verklungen; einige Schiffer hatten ihn vernommen.

Sie eilten herbei, noch einmal rief der Beamte, der seine Kräfte schon schwinden fühlte, und dieser letzte Ruf führte sie auf den Schauplatz.

Peter Braun wurde überwältigt, in Ermangelung der Stricke fesselte man ihn mit einigen Taschentüchern. Ein Schiffer lief nach Mülheim, um die Behörde zu benachrichtigen.

Nach Verlauf einer Stunde erschienen mehrere Gens'd'armen, von einem Arzt und einem Gerichtsbeamten begleitet.

Gottlieb Lustig war todt, ihm konnte der Arzt keine Hülfe bringen. Peter Braun mußte die Gens'darmen nach Köln begleiten.

## NEUNUNDACHTZIGSTES KAPITEL. EIN UNERWARTETER BESUCH.

Heinrich Schenk war wieder der Alte, seitdem er seinen Entschluß gefaßt hatte.

Freilich war es ein neues, ein entsetzliches Verbrechen, welches er begehen wollte, aber dieses Verbrechen war auch der Schleier, der die ganze Vergangenheit für immer undurchdringlich bedeckte.

Wenn Marie Latour seine Gattin war, wenn er die Documente vernichtet hatte, die allein seine Schuld beweisen konnten, wer wollte ihm dann noch etwas anhaben?

Er stand auf der Höhe, sein Vermögen war abermals um eine bedeutende Summe vergrößert, und dem äußeren Anscheine nach hatte er dieses Vermögen auf dem rechtlichsten Wege erworben.

Die Verachtung seines Bruders, des Einzigen, der mehr ahnte und wußte, wie ihm lieb sein konnte, kümmerte ihn nicht, weil er keine Beweise zur Begründung seiner Anklage besaß.

Es kamen nun allerdings Stunden, in denen er die Erinnerung an die Vergangenheit nicht zurückdrängen konnte, Stunden, in denen ihm sogar vor der Zukunft bangte, in denen er am letzten Ende seiner Laufbahn das Schafot sah, aber diese Stunden waren doch vorübergehend, und alle Eindrücke, welche sie hinterlassen hatten, wurden durch die angestrengte Thätigkeit im Geschäft wieder verwischt.

Das Geschäft selbst bereitete jetzt dem jungen Herrn manche Sorge.

Speculationsunternehmungen waren fehlgeschlagen, statt des sicher erwarteten Gewinnstes hatten sie Verluste und zwar keineswegs unbedeutende Verluste gebracht, es schien fast, als ob das alte Glück die Firma ›Heinrich Schenk‹ verlassen habe.

Aber das durfte nicht sein, das Glück mußte gezwungen werden, ihm wieder zu lächeln, neue Unternehmungen wurden begonnen.

Auch die Geschichte mit dem Wucherer Herz ärgerte ihn; er hätte gerne gesehen, wenn der Vater auf seinen Vorschlag eingegangen wäre, mit dem Gelde konnte er ja

auch wieder speculiren, während der alte Mann es voraussichtlich gegen niedrige Zinsen auslieh.

Seiten 699/670 fehlen

Heinrich hatte sich erhoben, statt der Antwort öffnete er die Thüre.

»Wenn Sie nicht wollen, daß ich meine Diener beauftrage, Ihnen den Weg zu zeigen, so sorgen Sie, daß Sie hinauskommen,« sagte er, »das ist die einzige Antwort, die ich Ihnen auf Ihre Grobheiten geben kann.«

Der lange Christian blickte seinen Begleiter fragend an, er schien sehr geneigt zu sein, von seinem Stock Gebrauch zu machen.

Aber Wimmer bedeutete ihm durch einen Blick, daß dies der richtige Weg nicht sei, und so gingen denn die Beiden hinaus, nachdem sie dem reichen Herrn erklärt hatten, daß sie nicht ruhen würden, bis es ihnen gelungen sei, das Dunkel zu lichten, welches über dem erschlichenen, oder erzwungenen Testament ruhe.

Heinrich legte auf diese Drohung nicht das mindeste Gewicht. Unangenehm war ihm der Besuch allerdings, aber daß er ernste Folgen haben werde, glaubte er nicht.

Es war ja ganz unmöglich, daß sie dieses Dunkel lichten konnten.

Die Beiden hatten sich kaum entfernt, als der Buchhalter eintrat.

Es war noch immer der alte Buchhalter, der schon der Firma Peter Paul Scheerenberg selige Wittwe seine Dienste geleistet hatte.

Heinrich blickte ihn fragend an, es lag etwas in dem Ausdruck des Gesichts dieses alten Mannes, was ihn beunruhigte.

»Was bringen Sie?« fragte er.

»Nur Unangenehmes,« erwiderte der Buchhalter, bedenklich das graue Haupt schüttelnd.

»Heraus mit der Hiobspost, die langen Vorreden liebe ich nicht. Also?«

»Der Cours unserer amerikanischen Papiere ist abermals gefallen –«

»Thut nichts, er wird schon wieder steigen.«

»Aber wir müssen verkaufen.«

»Weshalb?«

»Um die Differenzen zu decken, die unsere jüngste Getreidespeculation uns aufgebürdet hat.«

»Wie viel betragen sie?«

»Zehntausend Thaler ungefähr.«

»Bah – eine Bagatelle, schicken Sie zu meinem Bankier. Ich begreife nicht, daß diese Kleinigkeit Sie beunruhigen kann,« fuhr Heinrich gelassen fort, »wegen eines solchen Wassertropfens gebe ich mir nicht einmal die Mühe, nachzurechnen.«

»Aber diesem Tropfen folgen andere, und viele Tropfen können –«

»Erlauben Sie, drücken Sie sich deutlicher aus.«

»Wir haben noch verschiedene Verluste zu decken.«

»Schicken Sie zu meinem Bankier.«

»Sehr wohl, aber ich fürchte, daß unser Bankier ängstlich wird.«

»Aengstlich?« brauste Heinrich auf. »Wie kann er sich unterstehen, mir gegenüber –«

»Wir haben unsern Credit schon überschritten,« wandte der Buchhalter ein, »unsere Fonds liegen fest, theils in Actien, theils in anderen Werthpapieren, Bergwerksgeschichten und so weiter. Die meisten dieser Papiere können wir nur mit Verlust verkaufen.«

»Wer spricht von Verkaufen?« rief Heinrich zornig. »Und wenn der Bankier eine halbe Million zu fordern hat, hier stehe ich, ich bin der Mann, der diese Forderung decken kann! Ach – ich habe mich in der letzten Zeit nicht so sehr um mein Geschäft bekümmert, wie es nöthig gewesen wäre, wenn die Seele fehlt, feiern die Glieder! Nichts wird verkauft, wenn der Bankier den Credit verweigert, brechen wir mit ihm. Sie haben ihn sofort aufzufordern, uns seinen Rechnungsauszug einzusenden, er soll sein Geld unverzüglich erhalten. Sie sagen, unsere Activa lägen in Actien fest?«

»Allerdings –«

»Aber das Vermögen meiner Gemahlin? Liegt es nicht bei der Königlichen Bank?«

»Hundertundfünfzigtausend Thaler, der Rest –«

»Sie genügen, ich werde den dritten Theil zurückfordern; schreiben Sie den Brief.«

Der Buchhalter zögerte.

»Dieses Geld ist auf den Namen Ihrer Frau Gemahlin deponirt,« sagte er, »ich zweifle, daß die Bank es Ihnen auszahlen wird.«

»Das werden wir sehen.«

»Dann auch ist dieses Vermögen ausschließliches Eigenthum Ihrer Frau Ge –«

»Was soll das? Wollen Sie mir vielleicht vorschreiben, was ich thun und lassen darf?«

»Durchaus nicht, aber –«

»Nun wohl, so thun Sie, was ich Ihnen sage und überlassen Sie mir die Verantwortung. Wie steht es mit der Tabakangelegenheit? Sind die Briefe an die verschiedenen Häuser abgegangen?«

Der Buchhalter nickte.

»Heute ist abermals eine Bitte um Auskunft über die Verhältnisse der Firma Fritz Wacker und Kompagnie eingelaufen,« erwiderte er.

»Veantworten Sie die Anfrage ganz, so wie die früheren,« fuhr Heinrich fort, »daß ich nicht rathen könne, mit der Firma in Verbindung zu treten, oder ihr irgend welchen Credit zu geben, da sie unbemittelt sei und ihr Chef nicht die geringsten kaufmännischen oder technischen Kenntnisse besitze.«

»Aber Herr Wacker hat doch Geld,« warf der alte Mann ein.

»Was hat er?« erwiderte Heinrich geringschätzend. »Ich kenne die Verhältnisse besser. Er hat ein elegantes Haus und eine Fabrik gekauft und beide Gebäude baar bezahlt. Von seinem ganzen Vermögen sind ihm keine zehntausend Thaler übrig geblieben und dabei hält der Mann Wagen und Pferde!«

»Er hat keine Schulden, die Fabrik –«

»Die Fabrik kostet ihm mehr als verdient wird; es mußte ja Alles von vorneherein großartig angelegt werden! Madame Wacker verbraucht für ihre Toilette allein mehr, als die Fabrik selbst beim größten Absatz verdienen kann, und in der Haushaltung soll es auch nicht sparsam zugehen. Ich kann diesen Mann nicht empfehlen.«

Der Buchhalter entfernte sich kopfschüttelnd, er sah voraus, daß unter diesen Umständen der ehrliche Wacker mit seiner Fabrik nicht durchkommen konnte. –

Wimmer und der lange Christian hatten keinen besseren Erfolg von ihrem Besuch erwartet, und dieser Besuch war auch ganz gegen den Rath und die Pläne des Rechtsconsulenten erfolgt.

»Da haben Sie's,« sagte er, als sie in seinem Cabinet angelangt waren, »nun ist er gewarnt und seine Vorkehrungen werden unsere Nachforschungen erschweren.«

Der lange Christian war ganz umgewandelt, sein früheres Phlegma war einer energischen Thatkraft gewichen.

»Er ist ein Schuft,« erwiderte er, »das ist mir jetzt klar geworden. Mir ein Almosen anzubieten! Wenn ich ihn in's Zuchthaus bringen könnte –«

»Geduld,« fiel Wimmer ihm in's Wort, »nur nicht gleich mit der Thüre in's Haus hineinfallen. Wir müssen jetzt speculiren –«

»Das ist meine Sache nicht, ich gehe am liebsten gerade aus.«

»Ja, ja, aber wenn die geraden Wege nicht zum Ziele führen, muß man die krummen Wege wählen. Wir reisen heute Abend ab.«

»Nach London?«

»Ja.«

»Und was sollen wir dort? fragte Scheerenberg ungeduldig.

»Merville, der treue Bundesgenosse, ist flüchtig –«

»Freilich, freilich, aber ich denke, unter seinen Wärtern wird sich Einer finden, der etwas von der Sache weiß.«

Der lange Christian zuckte die Achseln.

»Das ist eine langwierige Geschichte,« sagte er, »aber wenn's nicht anders ist, muß man sich mit Geduld und Ausdauer waffnen und an's Werk schreiten. Ich bin bereit.«

»Gut, wir reisen heute Abend; mein Kollege in Breslau hat mir eine kleine Summe geschickt, ich hoffe, wir werden damit ausreichen.«

»Und Ihre Klienten?«

»Bah – ihretwegen genire ich mich nicht; sie liefern mir kaum das trockene Brod.«

Die Vorbereitungen zur Reise waren rasch getroffen, Wimmer packte einige Wäsche ein und schloß seine Wohnung zu.

Mit dem letzten Zuge fuhren die Beiden ab.

NEUNZIGSTES KAPITEL. DER STOLZ DER ARBEIT.

Otto hatte das Etablissement gekauft, die früheren Besitzer hatten wohl die Mittel, aber nicht die Kenntnisse besessen, die zu einem gewinnbringenden Betriebe nöthig waren.

Otto, der Solinger Waffenschmied und Nikolas legten sofort Hand an.

Mit dem Gelde, welches sie, nach Abtragung der Kaufsumme, noch besaßen, begannen sie das Unternehmen, und einige Tage später dampften schon die Schornsteine, arbeiteten die Maschinen, daß es eine Freude war, das rüstige Leben und Treiben anzusehen.

Otto war das Haupt, sein Associé hatte ihm das stillschweigend eingeräumt; er überwachte das Ganze, er sorgte für den Einkauf und den Verkauf, er stellte die Arbeiter an und schrieb die Arbeit, vor, während Becker die Arbeit selbst beaufsichtigte und Nikolas die Schlosserarbeit verrichtete.

Aller Anfang ist schwer, Otto sah sehr wohl ein, daß er mit eiserner Ausdauer und unveränderlicher Geduld sich waffnen mußte, wenn er die schwere Aufgabe, die er sich gestellt hatte, lösen wollte.

Was in Köln vorging, erfuhr er durch seinen Vater und durch Helene, die mit ihrem Verlobten in regem Briefwechsel stand.

Es war nichts Interessantes und noch weniger Erfreuliches, was er von dort vernahm, die Vaterstadt war ihm

verleidet durch den Stolz und den Hochmuth seines Bruders, den er verachten mußte, weil er einen Blick hinter den Schleier geworfen hatte, mit dem Heinrich seine Vergangenheit so sorgsam zu verhüllen strebte.

Da traf eines Morgens der Brief aus Paris ein, dessen Inhalt wohl geeignet war, den jungen Mann in Erstaunen zu setzen.

Darüber, ob er die Bedingungen des Erblassers eingehen solle oder nicht, war er sofort mit sich im Reinen.

»Michelet hätte sich die Mühe ersparen können, dieses complicirte Testament ausfertigen zu lassen,« sagte er zu Nikolas, als er diesem den Inhalt des Briefes mitgetheilt hatte, »er mußte ja wissen, daß ich sie nicht eingehen würde.«

Nikolas nickte gedankenvoll.

»Und doch ist es eine starke Versuchung,« erwiderte Nikolas, »eine Klippe, an der mancher weniger charakterfeste Mann scheitern würde. Bedenke nur, zwölf Millionen –«

»Und eine junge, hübsche, liebenswürdige Frau dazu!« unterbrach Otto ihn spottend. »Denn darauf ist es doch abgesehen, daß Fräulein Margot Michelet unter die Haube kommen soll!«

»Der Spott verletzt mich,« sagte Nikolas, »Michelet hat es ehrlich gemeint.«

»Ehrlich? Sagte er damals nicht selbst, an meiner Stelle würde er ebenso handeln wie ich?«

»Mag sein, aber kannst Du wissen, ob er Dir nicht eine Falle stellen wollte?«

»Inwiefern?«

»Hm – mir scheint das ziemlich klar. Nahmst Du die Bedingungen an, so war Valerie gerächt, Du warst ihrer Liebe nicht werth und wer weiß, welche Antwort Dir Fräulein Margot Michelet geben würde, wenn Du auf Grund dieses Testamentes um ihre Hand werben wolltest. Die Antwort würde Dir die Achtung vor dem eigenen Ich rauben und dann –«

»Hätte ich Frankreich verlassen und die Schöpfung Michelets wäre zu Grunde gegangen. Nein, Nikolas, das konnte Michelet, der solches Ende ja auch voraussehen mußte, nicht gewollt haben.«

Auf seinen schweren Schmiedehammer gestützt blickte Nikolas nachdenklich vor sich hin.

»Wer weiß, ob nicht auch für diesen Fall Vorkehrungen getroffen waren,« sagte er, »Michelet war ein sehr ernster, vernünftiger Mann.«

»Mag dem nun sein, wie ihm will, ich weise das Testament zurück,« entgegnete Otto.

»Sehr wohl, ich würde es auch thun. Und doch ist es ein Schritt, der reiflich überlegt werden muß. Wie nun, wenn Eugenie Schirmer Deine Werbung zurückweis't?«

»Ah – das fürchte ich nicht.«

»Wenn Herr Schirmer die Hand seiner Tochter dem Handwerker verweigert?«

»Herr Schirmer hat mir so viel Wohlwollen gezeigt, daß ich –«

»Lieber Freund, er hat Dir unter gewissen Umständen halb und halb ein Darlehn versprochen. Es fragt sich, ob

er sein Versprechen einlösen wird, wenn Du ihn daran erinnerst.«

»Du thust ihm Unrecht,« sagte Otto unwillig.

»Nun ja, jetzt, nachdem Dir eine Million Franken in den Schooß gefallen ist, wird er vielleicht denken, Du seist nun ein Fabrikant, und der Titel klingt besser als: ›Handwerker‹. Nimm's mir nicht übel, die Menschen sind nicht immer, wie sie scheinen wollen, auf Titel, Rang und Vermögen sehen sie alle, vor dem Reichen zieht man den Hut, den Armen beobachtet man nicht. Wir sind ja doch nur die weißen Sklaven der Reichen, wenn man uns nicht die Peitsche fühlen läßt, so hat man andere, schärfere Strafen, die –«

»Nikolas! Wie kommst Du zu diesen trüben Gedanken?« fiel Otto bestürzt dem Freunde in's Wort. »Ist Dir irgend etwas Unangenehmes begegnet, vertraue Dich mir an, wenn ich die Sorgen verscheuchen kann, so soll es geschehen, selbst wenn es mit großen Opfern verknüpft wäre.«

Nikolas reichte dem Freunde die schwielige Hand.

»Ich weiß das,« fuhr er treuherzig fort, »aber helfen kannst Du schwerlich.«

»Sage mir nur, was Dich drückt.«

»Kannst Du noch fragen? Verweigert nicht Deine Mutter uns noch immer ihr Jawort? Und habe ich die geringsten Aussichten, in den nächsten Jahren das ersehnte Ziel erreichen zu können?«

»Geduld,« erwiderte Otto, »welche Träume das Menschenherz auch hegen mag, wie es sich auch seine Zukunft zurecht legen mag, es kommt in der Regel immer anders, wie man denkt. Das Leben ist ja nur eine Kette von Enttäuschungen. – Ich werde heute nach Köln reisen,« fuhr er nach einer Weile fort, »ich muß nun auch einmal Gewißheit haben, auch Deine Angelegenheit werde ich in Ordnung bringen.«

»Es wird Dir nicht gelingen!«

»Warten wir's ab, einem ernstern, vernünftigen Wort kann meine Mutter das Ohr nicht verschließen.«

Damit entfernte Otto sich, und seinem Vorsatze getreu, reiste er einige Stunden später ab, nachdem er zuvor mit seinem Associé über die Arbeiten, die in den nächsten Tagen vorgenommen werden sollten, gesprochen hatte.

Er wollte ohne Scheu mit dem Vater Eugenie's reden, er fühlte, daß die Verlobung mit Eugenie für ihn ein mächtiger Sporn sein würde. –

Otto Schirmer empfing den jungen Mann mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit. Otto wußte bereits, daß der Bankier den Inhalt des Testaments kannte, sein Vater hatte es ihm mitgetheilt, er schrieb diesen freundlichen Empfang jener Erbschaft zu, und deshalb berührte er ihn unangenehm.

Er mußte unwillkürlich der Worte seines Freundes gedenken, es ärgerte ihn, daß der Bankier die Erbschaft höher schätzte, wie ihn selbst.

Und doch täuschte er sich.

»Ich wünsche Ihnen Glück zu der Erbschaft,« sagte der alte Herr, und es lag etwas Herzgewinnendes in dem Tone seiner Stimme, »es ist in der That ein überraschender Glücksfall.«

»Ein Glücksfall, den ich nicht acceptiren kann,« erwiderte Otto ruhig und fest. »Er ist mit Bedingungen verknüpft, die anzunehmen mir meine Ehre verbieten.«

Der Bankier blickte auf, diese Antwort schien ihn zu überraschen.

»Das verstehe ich nicht,« sagte er.

»Aber Sie kennen die Bedingungen?«

»Allerdings.«

»Nun wohl, sie enthalten Bestimmungen, die ich nicht eingehen kann. Entweder nie, oder eine Dame, die ich nicht liebe, nicht kenne zu heirathen –«

»Sie werden Sie kennen lernen –«

»Möglich, aber wenn ich der, die ich liebe, deren Bild ich treu im Herzen bewahre, untreu werden wollte so hätte ich's ja schon früher gethan, damals, als die Tochter Michelets mir Herz und Hand anbot. Meine Ehre, meine Selbstachtung stehen mir höher, als der Reichthum, und wenn ich auch jetzt nur noch ein schlichter Arbeiter bin, ich darf dennoch stolz darauf sein, daß meine Ehre keinen Makel hat. – Ich habe das Testament bereits zurückgewiesen.«

»So bleibt Ihnen noch eine Million, die Fräulein Margot Michelet Ihnen auszahlen muß,« sagte der alte Herr, während er bedächtig die Gläser seiner Brille reinigte

und dabei von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf seinen Gast warf. »Damit können Sie –«

»Erlauben Sie, ich habe über diese Summe meine Verfügung schon getroffen,« unterbrach Otto ihn ruhig. »Ich kann dieses Geld, welches mir so plötzlich aus den Wolken gefallen ist, wohl nicht besser verwenden, als wenn ich die Personen, die mir nahe stehen, glücklich zu machen suche. Mein Vater wird alt, seine Wirthschaft hat in den letzten Jahren abgenommen, ich will seine Zukunft sicher stellen.«

»Aber wissen Sie denn nicht, daß er aus der Hinterlassenschaft des ermordeten Wucherers Jacob Herz achtzigtausend Dollars erhalten wird?«

»Er hat's mir gesagt, aber ich schenke der Sache kein Vertrauen. Wer weiß, wie lange der Proceß währen kann, der voraussichtlich deshalb eingeleitet werden muß!«

»Dann wäre ja auch Ihr Bruder –«

»Nichts von ihm! Er ist ein Egoist, wenn von seiner Gnade mein Vater je einmal abhängen müßte, so – – reden wir nicht von ihm, Sie kennen ihn nicht, wie ich ihn kennen gelernt habe. Einen andern Theil des Geldes bestimme ich zur Mitgift meiner Schwester. Sie ist mit meinem Freude verlobt und die Armuth des letzteren würde die Hochzeit noch lange hinausschieben. Diese Mitgift wird das Hinderniß beseitigen.«

»Und Sie?« fragte der Bankier. »Was wird Ihnen bleiben?«

»Kaum mehr, als die Summe, welche mein Associé eingelegt hat,« entgegnete Otto lächelnd. »Das genügt. Meine Erfahrungen und Kenntnisse, mein Fleiß und mein ernstes Streben sichern mir meine Zukunft. – Gott sei Dank, unser Etablissement hat schon jetzt die besten Aussichten. Der Gußstahl, den wir fabriciren, hat jede Probe bestanden, die Aufträge beginnen schon einzulaufen –«

»Aber Sie würden sofort ein großes Geschäft machen können, wenn Sie die Erbschaft als Betriebskapital benutzten.«

»Das gebe ich zu, aber liegt eine Ehre darin? Mein Stolz ist es, einst sagen zu können, daß ich durch meiner Hände Arbeit mich aus dem Staube emporgeschwungen habe, und will's Gott, wird das dereinst der Fall sein. Mit einem großen Kapital kann am Ende Jeder auf einen grünen Zweig kommen, ich setze eine Ehre darein, es ohne Kapital fertig zu bringen.«

Der Bankier schüttelte das Haupt, aber es lag doch etwas in dem Vorhaben des jungen Mannes, dem er seine Zustimmung und Bewundeng nicht versagen konnte.

»Ich will meinen Kollegen durch die That beweisen, daß sie auch ohne Geld durch Fleiß und Kenntnisse selbstständig werden können,« fuhr Otto fort, »freilich, wer nichts gelernt hat und nichts lernen will, wer nicht den Muth besitzt, die Lösung dieser Aufgabe zu versuchen, der muß in dem Staube bleiben und das Joch, welches Andere ihm auferlegen, tragen. Das ist mein Vorhaben und meine Ansicht, Herr Schirmer, und wenn Sie in meinem Charakter und meiner Thatkraft die Garantie

dafür finden, daß es mir gelingen wird, das vorgestreckte Ziel zu erreichen, dann glaube ich auch an Sie die Bitte richten zu dürfen, die heute mich zu Ihnen führt.«

Der Bankier schwieg, er ahnte diese Bitte, aber er wollte nicht vorgreifen.

»Es dürfte in den Augen der öffentlichen Meinung als ein Art der Arroganz und Unverschämtheit scheinen, daß ich, ein schlichter Arbeiter, wage, um die Hand einer Dame aus den ersten Ständen zu werben,« fuhr Otto, er-muthigt durch das Schweigen des alten Herrn, fort, »Sie aber, der Sie mich von Kindesbeinen an kennen, der Sie wissen, wie eng befreundet ich stets mit Ihrem Sohne war und wie schon früher eine innige Zuneigung mich an Eugenie fesselte, Sie werden mir deshalb nicht zürnen, Sie werden ohne Groll und Bitterkeit meine Bitte zurückweisen, wenn Sie dieselbe nicht erfüllen zu können glauben.«

Fest und voll blickte Otto Schirmer den jungen Mann an, aber es lag in diesem Blick nichts, was in der Seele Otto's Befürchtungen wecken konnte.

»Ist das der erste Schritt, den Sie in dieser Angelegenheit, thun?« fragte er.

»Der erste.«

»Und wissen Sie, ob Eugenie die Werbung gutheißen wird?«

»Wie kann ich es wissen? Ich kann nur hoffen, daß mein Herz mich nicht trügt, daß das wahr ist, was es mir sagt.«

»Und was sagt es Ihnen?«

»Daß Eugenie meine Liebe erwidert, daß sie die Treue und Innigkeit meiner Gefühle zu schätzen weiß.«

Der alte Herr blieb lange in Nachdenken versunken.

»Und wenn ich Ihnen nun erwidere, daß Gründe mir verbieten, Ihre Bitte zu erfüllen, was werden Sie dann thun?« fragte er.

»Dann werde ich Sie bitten, mir diese Gründe zu nennen,« sagte Otto und seine Stimme bebte, »das können Sie mir nicht verweigern.«

»Und wenn diese Gründe Ihnen einleuchten?«

»So will ich suchen, dem schönsten Wunsche meines Lebens zu entsagen, ich will denken, im Rathe des Schicksals sei es beschlossen, daß ich allein das Leben durchwandern soll.«

Otto Schirmer hatte sich erhoben, noch immer ruhte sein Blick auf dem Antlitz des jungen Mannes, der seine Erregung mühsam bezwang.

»Aber Sie würden auch versuchen, die Erfüllung Ihres Wunsches ohne meine Zustimmung zu erreichen,« sagte er, »Sie würden Eugenie bestürmen, Ihnen zu folgen, das Haus des Vaters zu verlassen, dem sie keinen Dank mehr schulde.«

»Nein, ich würde das nicht thun,« entgegnete Otto fest, »ich ehre und achte den Willen der Eltern und weiß, daß man sich ihm unterwerfen muß, ich liebe die krummen Wege nicht, ich denke mir, was man auf ihnen erreicht, das kann Einem auf die Dauer keine Freude bereiten.«

»Diese Antwort hatte ich erwartet,« sagte der alte Herr und ein freundliches Lächeln glitt über seine wohlwollenden Züge. »Hier, meine Hand, einen besseren Schwiegersohn kann ich mir nicht wünschen.«

Ueberrascht, nicht fähig, seine Freude in Worte zu kleiden, legte Otto seine Hand in die des alten Herrn.

»Sie sind mein Mann,« fuhr der Bankier fort, »Ihr Charakter, Ihr Gemüth, Ihr ernstes Streben und Ihre Kenntnisse gelten mir mehr als Rang und Reichthum. Versuchen Sie nun Ihr Glück bei Eugenie, ich denke mir, Tante Therese, die Ihnen so großes Wohlwollen schenkt, wird schon tüchtig vorgearbeitet haben. Und nun noch Eins. Es wäre mir lieb, wenn die Verlobung einstweilen geheim bliebe –«

»Und wozu das?« fragte Otto ruhig. »Wer an dieser Verlobung Anstoß nehmen will, der mag es thun, was kann es uns, kümmern, wir wissen ja, was wir von dem albernen Gerede zu halten haben.«

»Aber dieses Gerede ist unangenehm –«

»Nun, wie Sie wollen, Sie werden sehen, binnen wenigen Tagen bildet diese geheime Verlobung das Stadtgespräch und dann haben, des Geheimnisses wegen, die bösen Zungen eine willkommene Gelegenheit, ihren Stachel zu gebrauchen.«

Der Bankier öffnete die Thüre und lud den jungen Mann durch einen Wink ein, ihm zu folgen.

»Ich kann nicht leugnen, daß Sie in gewisser Beziehung Recht haben,« sagte er, während die Beiden die

Treppe hinaufstiegen, die zu den Familienzimmern führte, »ich will mir's überlegen, es ist vielleicht dennoch besser, wenn wir's sofort an die große Glocke hängen.«

Ueberrascht erhob Eugenie sich, als die Beiden in ihr Boudoir traten. Las sie schon in dem Blick Otto's, in dem Lächeln ihres Vaters, was zwischen den Beiden vorgefallen war?

Purpurgluth übergieß ihre Wangen, mit gesenkten Wimpern erwartete sie die Dinge, die da kommen sollten.

»Ich habe das Vergnügen, Dir hier einen Herrn vorzustellen, der mich gerne Schwiegervater nennen möchte,« sagte der Bankier. »Na, ich habe nichts dagegen, wenn Du glaubst, in ihm für mich Ersatz zu finden und der Tausch Dir angenehm ist, so mag es in Gottes Namen sein.«

Otto stand neben dem bebenden Mädchen, sie wagte nicht, zu ihm aufzublicken, sie hatte oft an diesen Augenblick gedacht, sie hatte sich die Worte eingeprägt, die sie ihm erwidern wollte, wenn er die verhängnißvolle Frage an sie richtete, aber ihr Gedächtniß ließ sie im Stich, und ihre Verwirrung wuchs, je länger der Blick des Geliebten auf ihr ruhte.

Der alte Herr fühlte, daß er hier überflüssig war, er ging hinaus, aber er konnte sich nicht überwinden, an der Küche vorbei zu gehen, ohne hinein zu blicken und mit der Tante Therese einige Worte im Vertrauen zu wechseln, welche diese würdige Dame bewogen, im ersten Augenblick der Ueberaschung die Suppe vollständig zu versalzen.

Das war ihr noch nie geschehen und nun es geschehen war, ließ sich nichts mehr daran ändern.

Was aber kümmerte dieses Unglück die Beiden, die sich fest umschlungen hielten und nicht müde wurden, einander zu erzählen, wie oft und wie lange schon sie auf diesen Augenblick gehofft hatten, und wie innig sie stets von der Zuversicht beseelt gewesen waren, daß dieser Augenblick einmal eintreten müsse.

Tante Therese fand sich nun auch ein, um Glück zu wünschen und den Dank für ihre heimliche Unterstützung in Empfang zu nehmen.

Otto Schirmer erfreute sich an dem Glück, welches er geschaffen hatte, er gab die Veröffentlichung der Verlobung zu und versprach, seinem künftigen Schwiegersohne nun in allen Stücken mit Rath und That zur Seite zu stehen.

Otto war an diesem Tage der Gast der kleinen Familie, Eugenie und Tante Therese gaben nicht zu, daß er vor Abend heimkehrte.

Und als er nun endlich aufbrach, um seinen Eltern die Nachricht seiner Verlobung mitzutheilen, da mußte er versprechen, auch den nächsten Tag seiner Braut zu widmen.

Bertram Schenk nickte seelenvergnügt, als Otto im Kreise der Familie das glückliche Ereigniß, welches ihn betroffen hatte, berichtete.

Er hatte diesen Ausgang der Werbung erwartet, er mußte ihn ja erwarten, wenn er sich an die Worte erinnerte, welche der Bankier vor wenigen Tagen über diesen Punkt fallen gelassen hatte.

Während er und Helene ihm Glück wünschten, verschaffte die Mutter ihrem Unmuth dadurch Luft, daß sie ihre beliebten Trommelstudien auf dem Tische begann.

»Und Du sagst mir nichts?« fragte Otto bestürzt.

»Was soll ich Dir sagen?« erwiderte Frau Schenk, die Nase rümpfend. »Glückwünsche? Ich finde keine Ursache dazu, wenn man ein Goldstück weggibt, um es gegen einen Groschen umzutauschen, so kann ich das höchstens Thorheit, aber wahrlich keinen Glücksfall nennen.«

Mit wachsendem Erstaunen blickten die Drei die polternde Frau an.

»Was soll das bedeuten?« fragte der Schenkwirth. »Ist etwa plötzlich heine Schraube in Deinem Gehirnkasten locker geworden oder –«

»Das frage Dich selbst und andere Leute, nicht mich,« fiel Frau Schenk, sich mehr und mehr ereifernd, ihm in's Wort. »Zwölf Millionen konnte er haben, wenn er nur die Hand ausstrecken wollte –«

»Mutter, soll das ein Vorwurf sein?« rief Otto, in dessen Seele nun auch der Groll erwachte.

»Nimm es, wie Du willst, jedenfalls war es eine Thorheit, das Testament der leicht erfüllbaren Bedingungen wegen zurückzuweisen.

»Bedingungen, die ich als Mann von Ehre und Gewissen nicht erfüllen durfte!«

»Ehre und Gewissen! Eugenie Schirmer war Deine Braut noch nicht –«

»Da haben wir wieder das unnütze Raisonnement,« sagte der Schenk wirth unwirsch. »Nur immer recht hoch hinaus, so hoch wie möglich, was thut's, ob Ehre und Gewissen zum Teufel gehen. Man könnte in Versuchung kommen, Dich für eine herzlose Mutter zu halten, aber ich weiß besser, was es ist. Der Hochmuth hat Dich verblindet, seitdem Dein Liebling so rasch emporgestiegen ist, nun meinst Du, müsse es auch Deinen anderen Kindern leicht sein –«

»Laß' mich mir ihr reden, Vater,« bat Otto, »ich habe es meinem Freunde versprochen, er soll nun endlich einmal wissen, woran er ist. Ueber das, was ich gethan habe, kann nur der ein Urtheil fällen, dem die Ehre höher steht, als Reichthum, wer mich einen Thor schelten will, daß ich den Reichthum zurückgewiesen habe, weil ich mein Lebensglück nicht verscherzen wollte, der mag es thun, mich kümmert es weiter nicht. – Aber Nikolas hat sich bitter bei mir über Deinen Stolz beklagt, und er hat Recht, wenn er sagt, nichts berechtige Dich, ihm seines Standes wegen das Jawort zu verweigern, nachdem Helene und der Vater es ihm gegeben haben.«

»Mag er sagen, was er will, mit meiner Zustimmung heirathet Helene diesen Schlossergesellen nicht,« erwiderte Frau Schenk trotzig.

»Das Gehässige, was in diesen Worten liegt, will ich nicht näher erörtern,« fuhr Otto fort, »ich bedaure nur, daß Du Dich über diesen Standpunkt nicht zu erheben

vermagst. Nikolas hat die Einwilligung des Vaters und das Jawort Helene's, beharrst Du bei Deinem Eigensinn, so wird das Gericht Deine Antwort zu Protokoll nehmen und Nikolas nach Erfüllung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten seine Braut heimführen.«

»Meinetwegen, aber sie sollen sich nicht an mich um Unterstützung wenden, wenn sie kein Brod im Hause haben.«

»Das ertrage ich nicht, Mutter,« sagte Helene, sich erhebend, »Du bist nicht nur ungerecht, sondern herzlos und grausam.«

»Ich zeige Euch nur die Zukunft, wenn sie Dir nicht gefällt, wer zwingt Dich, ihr entgegen zu gehen?« erwiderte die Mutter achselzuckend. »Was ist Dein sogenannter Verlobter? Was hat er? Nichts! Aus Nichts wird Nichts und die Liebe allein macht nicht satt.«

»Nikolas hat ein Vermögen von zwanzigtausend Thalern,« sagte Otto ruhig, »er wird es benutzen, um seine Selbstständigkeit zu begründen, besäße er die nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen, könnte er sich an unserm Etablissement betheiligen.«

»Zwanzigtausend Thaler?« fragte Bertram Schenk erstaunt. »Woher hat er sie?«

»Ich gebe sie ihm, um meine Schwester –«

Otto mußte abbrechen, jubelnd hatte Helene sich an seine Brust geworfen.

»Na, ja, wer zum Bettler geboren ist, dem bleibt der Bettelsack an der Ferse hangen,« sagte Frau Schenk

mit schneidender Kälte. »Die Million wird bald verjubelt sein.«

»Laß' Dich das Geschwätz nicht kümmern, Herzensjunge,« nahm der Schenk wirth das Wort, »die gute Frau hat kein Verständniß für solche edle Handlungen. Heinrich würde freilich keine fünf Groschen für solche Zwecke opfern, aber er ist nun einmal ihr Liebling, ihr –«

»Wollt Ihr nun wieder über ihn herfallen?« unterbrach die Hausfrau ihn. »Der Neid läßt Euch keine Ruhe, Ihr gönnt ihm sein Glück nicht.«

»Hier sind alle vernünftigen Worte in den Wind gesprochen,« fuhr Bertram Schenk achselzuckend fort, »die Zukunft allein kann durch ihre Thatsachen sie belehren. Gebe Gott, daß nicht die Thatsachen eintreffen, die ich befürchte.«

»Die Du befürchtest, werden wohl nicht eintreffen,« erwiderte Frau Schenk spitzig, »aber Du wirst es erleben, daß Deine beiden Lieblinge in Jammer und Elend schmachten.«

Damit ging sie hinaus, um in der Küche eine Gelegenheit zu suchen, die ihr erlaubte, ihrem Groll Luft zu machen.

Bertram Schenk blieb noch eine geraume Weile bei seinen Kindern, um mit ihnen über die Pläne Otto's zu berathen.

Wie ganz anders geartet war dieser Sohn im Vergleich zu Heinrich, der doch dieselbe Liebe, dieselbe Erziehung im Elternhause genossen hatte!

Der alte, biedere Mann konnte einen schmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken, als er im Geiste diesen Vergleich zog, der ihm schon manche schlaflose Nacht bereitet hatte.

#### EINUNDNEUNZIGSTES KAPITEL. KARNEVAL IN KÖLN.

Wochen, Monate waren verstrichen, ohne daß ein besonderes Ereigniß sich zugetragen hätte.

Heinrich Schenk hatte allerdings in der letzten Zeit bedeutende Verluste an der Börse gehabt, aber sein Credit stand noch so fest wie vordem, noch wagte Niemand, an ihm zu rütteln.

Von dem langen Christian aus Breslau hatte er seitdem nichts gehört, wahrscheinlich war dieser Gegner für immer beseitigt, nachdem er zu der Einsicht gelangt war, daß das Testament seines Veters nicht angegriffen werden konnte.

Bertha weilte noch in Paris, man behauptete, sie habe sich dort in den Strudel hineingestürzt und es werde wohl nicht lange mehr dauern, bis ihr ererbtes Vermögen vergeudet sei.

Von seinem Schwager Liebmann hatte Heinrich auch nichts mehr vernommen, desto mehr dagegen von seinem Bruder der sich wacker empor arbeitete und dessen Name schon jetzt mit Achtung genannt wurde.

Das ärgerte ihn ganz gewaltig, er hätte lieber gesehen, wenn Otto zu Grunde gegangen wäre, er konnte ihm nicht vergessen, daß der ehemalige Schlossergeselle ihm damals so manches herbe, aber wahre Wort gesagt hatte.

In Bezug auf den Nachlaß des Wucherers und die brasilianische Erbschaft schwebte der Proceß noch, das Gericht wartete nur auf die Documente, welche der Consul in Rio Janeiro einzuschicken gebeten war, um dem Schenkwrith sein Recht angedeihen zu lassen.

Mit dem Vermögen des ehemaligen Schneidermeisters und nunmehrigen Cigarrenfabrikanten Fritz Wacker sollte es auch nicht mehr so breit stehen.

Man munkelte viel darüber, daß er seinen Verbindlichkeiten nicht nachkommen könne, daß er bereits auf sein Haus und seine Fabrik große Kapitalien aufgenommen habe, aber ganz genau konnte Niemand sagen, wie die Sachen standen.

Daß Madame Wacker einen übertriebenen Staat machte und gerne zweispännig fuhr, daß der ehemalige Flickschneider sich von jedem Schuft betrügen ließ und betrogen wurde, das waren Thatsachen, die Niemand bestreiten konnte.

Man wußte auch, daß er in seinem Hause offene Tafel hielt, daß er alte Gemälde für den Betrag von sechstausend Thaler angekauft hatte, die insgesamt keine hundert werth waren, daß er ein großes Lager in Cigarren besaß und oft mit Schaden verkaufte, um baares Geld zu erhalten. Das Alles wußte man, aber Fritz Wacker hatte ja noch vor Kurzem das große Loos gewonnen, so rasch konnten seine bedeutenden Mittel nicht erschöpft werden. –

Die beiden Raubmörder hatten schon vor dem Schwurgericht gestanden, sie waren zum Tode verurtheilt, das

Urtheil bedurfte zu seiner Vollstreckung nur noch der Bestätigung des Landesherrn.

Man hatte kurzen Proceß mit ihnen gemacht, das Geständniß Schenk's überhob den Untersuchungsrichter der Nothwendigkeit, langwierige und verwickelte Nachforschungen anstellen zu lassen, und Peter Braun war ja nicht allein auf der That ertappt worden, man hatte auch die geraubten Werthpapiere des ermordeten Wucherers bei ihm gefunden.

So standen die Sachen im Karneval des Jahres achtzehnhundertfünfzig.

Der Fasching war diesmal nicht so glänzend und lebhaft wie in früheren Jahren.

Der große Maskenzug beschränkte sich auf einige wenige Wagen und Reiter, es schien fast, als ob das alte Volksfest allmählich einschlummern und verschwinden solle.

Die guten Kölner hatten kein Geld und keine Lust, und die Freiheiten des Faschings waren von der Regierung eingeschränkt.

Nichts destoweniger gab der Mummenscherz in den Straßen und den öffentlichen Localen in Bezug auf Lebendigkeit und Vielseitigkeit dem der früheren Jahre nur wenig nach.

Namentlich war das Leben und Treiben im Gürzenichsaale ein recht buntes.

Die Masken durchwanderten einzeln oder paarweise die Säle und manche Intrigue wurde hier angesponnen, deren Folgen sich nicht voraussehen ließen.

In einem Nebensaale saß eine türkische Familie hinter den vollen Flaschen und dem mit Muzen und Mandeln gefüllten Korbe.

Das Haupt dieser Familie war ein kleiner hagerer Herr, dessen hellblondes, etwas röthliches Haar mit dem hochgelben Turban nicht recht in Einklang stand.

Da dieser Herr keine Gesichtsmaske trug, so war es nicht schwer, in ihm den ehemaligen Schneidermeister Fritz Wacker zu erkennen und wenn man einmal dies wußte, so konnte man auch mit Sicherheit errathen, daß die beiden Damen, die ihn begleiteten, seine Gattin und seine Tochter waren.

Es war ganz und gar überflüssig, daß die beiden Türkinnen Halbmasken trugen, wer den Schneidermeister kannte, der wußte auch, welche Physiognomien sich hinter diesen seidenen Domino-Masken bargen.

Dieser Familie gegenüber saß ein Engländer, gekleidet in einen Frack von grober Sackleinwand und desgleichen Beinkleidern, geschmückt mit einem aufrecht stehenden Hemdkragen, dessen vordere Spitzen weit über die Nase hinausragten, einem Hut aus grauem Pappdeckel und einer Lorgnette aus demselben Stoff, die aus der Hinterlassenschaft des Riesen Goliath herzurühren schien.

Dieser Engländer hielt es ebenfalls für nöthig, eine Gesichtsmaske zu tragen, und wenn wir dem geneigten Leser verrathen, daß diese Maske die Nase Caspar Melchior Gabel's bedeckte, so wird er wissen, weshalb der Barbier sie trotz der unerträglichen Hitze nicht ablegte.

Fritz Wacker schien sehr vergnügt zu sein, die Gerüchte, die über ihn in Umlauf waren, mußten also doch nicht so sehr begründet sein.

»Seht Ihr, der kölnische Karneval mag wunderschön sein,« sagte er, nachdem er durch einen kräftigen Zug aus der Flasche die trockene Kehle angefeuchtet hatte, »ich will das nicht bestreiten, aber dem Karneval in China kann er nicht das Wasser reichen.«

»In China feiert man auch Fastnacht?« fragte der Barbier, der, seitdem der ehemalige Schneider sein Gläubiger geworden war, nicht mehr wagte, ihn einer Lüge zu zeihen.

»Natürlich,« fuhr Wacker fort, »aber sie nennen's da anders. Hong – Kong – Pinke – Pank glaube ich, na es ist einerlei, aber Ihr könnt mir glauben, es ist ein famoses Fest, wer's nicht gesehen hat –«

»Der glaubt's nicht,« schaltete Madame Wacker ein, »die alte Redensart. Fritz, sei vernünftig, bedenke, daß Du Fabrikant bist.«

»Ich werde doch sagen dürfen, daß ich in China gewesen bin,« erwiderte der ehemalige Schneider ärgerlich, »das macht doch wohl keinem Menschen Schande. Jener chinesische Karneval in China – aber wer mag in dem schwarzen Domino stecken? Gabel, seht Euch einmal um, der Kerl genirt mich, er steht nun schon seit einer Viertelstunde da und sieht uns mit seinen glühenden Augen an, als ob er uns durchbohren wolle.«

Der Barbier zuckte die Achseln.

»Vielleicht ein alter Bekannter, der sich einen Scherz mit Euch erlauben will,« sagte er.

»Ich danke für solche Scherze,« erwiderte Wacker unwirsch, »ich komme wahrhaftig nicht hierher, um mich anlotzen zu lassen.«

»Na, wenn's ihm Freude macht,« meinte Madame Wacker, »mir ist's ziemlich gleichgültig.«

Sie ergriff eine Flasche und forderte den Domino durch einen Wink auf, näher zu treten.

»Zur Gesundheit,« sagte sie, indem sie der Maske die Flasche reichte, »genire Dir nicht, wir sind gut versehen.«

Der Domino nahm die Flasche und wandte, während er trank, der Familie den Rücken, dann, nachdem er die Flasche zurückgegeben hatte, nahm er seinen früheren Platz wieder ein.

In diesem Augenblick schritt ein reich in Sammet und Seide gekleideter Kavalier an dem Tische vorbei.

Er trug keine Maske, sein Haar und sein Bart waren gepudert.

»Herr Heinrich Schenk,« sagte der Barbier, »wird wohl auf galante Abenteuer ausgehen.«

»Daß er auf dem Blocksberg wäre,« murrte Wacker, »ich mag ihn nicht leiden.«

»Ich glaube, Du thust ihm Unrecht,« erwiderte Madame Wacker, »weshalb sollte er darauf ausgehen, Dir zu ruiniren?«

»Weshalb?« fuhr Wacker, sich ereifernd, fort. »Ich weiß das nicht, aber daß er es thut, weiß ich sicher. Mein Werkmeister Tender glaubt es auch.«

»Na, ja, der kann's ihm nicht vergessen, daß er seine Tochter hat verführen wollen, deshalb wirft er fortwährend Steine auf ihn. Alte Geschichten soll man ruhen lassen, Herr Heinrich Schenk denkt gewiß nicht mehr daran.«

Der Domino hatte ebenfalls den Kavalier mit seinem Blick verfolgt, bis er im Gedränge verschwunden war, auch er schien ihm Groll oder Haß nachzutragen, denn seine Augen funkelten und schleuderten Blitze.

Fritz Wacker hatte sich erhoben.

»Kommt,« wandte er sich zu dem Barbier, »mir wird dieses Anglotzen unerträglich, wir wollen einen Gang durch den Saal machen.«

»Und die Damen?« fragte Gabel.

»Na, sie werden uns nicht davonlaufen.«

»Aber wer beschützt sie, wenn –«

»Seien Sie unbesorgt, meine Frau kann sich schon beschützen, wenn's Noth thut, zudem sind ja Menschen genug in der Nähe.«

Ohne abzuwarten, ob Madame Wacker vielleicht etwas dagegen einzuwenden fand, schob der ehemalige Schneider seinen Arm in den des Barbiers und der letztere mußte, wenn auch mit innerem Widerstreben, sich fügen.

Gabel hatte die Gerüchte, welche über die Vermögensverhältnisse seines Freundes in Umlauf waren, vernommen, aber noch nicht gewagt, sich über dieselben Gewißheit zu verschaffen.

Er fürchtete, dem Freunde durch seine Fragen wehe zu thun, oder aber eine unhöfliche Antwort zu erhalten, beides wollte er vermeiden.

Nun aber brachte Wacker selbst die Rede auf dieses Thema und dem Barbier fiel ein Stein vom Herzen, als er erfuhr, daß diese Gerüchte theilweise übertrieben, theilweise erlogen waren.

»Das isi der Neid, der blasse Neid,« sagte Wacker, »sie gönnen mir nicht, daß ich, der frühere, armselige Flickschneider, nun Kapitalist und Fabrikant bin, sie möchten mich wieder gerne auf dem Schneidertisch sehen. Aber das wird ihnen nicht gelingen, ich bleibe allemal derjenige, welcher!«

»Ihr nehmt mir eine schwere Last von der Seele,« erwiderte Gabel, »ich habe so viel gehört, aber ich mochte mit Euch nicht darüber reden. Dachte mir aber gleich, daß die Lästerzungen Euch etwas am Zeuge flicken wollten.«

»So? Und was habt Ihr vernommen?«

»Ihr hättet große Kapitalien aufgenommen.«

»Große Kapitalien? Nur zwanzigtausend Thaler, sie liegen in Cigarren verwandelt auf meinem Lager.«

»Dann, Ihr verkauftet mit Schaden, um baares Geld zu erhalten.«

»Das ist abermals eine schändliche Lüge. Uebrigens kümmere ich mich um den Ein- und Verkauf nicht, mein Geschäftsführer besorgt das.«

»Tender?«

»Nein, der Commis – Müller, er hat mir eine Bilanz vorgelegt, die mich sehr befriedigte.«

»Desto besser. Dieser Commis ist doch ein ehrlicher Mann?«

»Treu wie Gold. Man muß die Leute schwätzen lassen, wenn man Jedem das Maul stopfen wollte, hätte man viel zu thun. Man fällt ja auch über mein Hauswesen her, aber darum keine Feindschaft nicht!«

»Auch das noch?«

»Natürlich, man sagt, meine Frau mache einen enormen Aufwand und meine Pferde und Equipage – na, was weiß ich, was Alles geschwätzt wird!« –

Während die Beiden den Saal durchwanderten und sich über dieses interessante Thema miteinander unterhielten, gab der schwarze Domino sich den Damen zu erkennen.

Er schien nur den Augenblick erwartet zu haben, der ihm Gelegenheit bot, sich mit ihnen allein zu unterhalten, denn kaum hatten die beiden Herren sich entfernt, als er an dem Tische Platz nahm.

»Worüber denken Sie nach, schönes Fräulein?« wandte er sich zu Hermine, die bei dem Klange dieser Stimme bestürzt aus ihrem Sinnen emporfuhr. »Gedenken Sie der Vergangenheit und finden Sie, daß sie schöner war, als die Gegenwart? Hermine – ich habe schwer gefehlt, aber ich bin entschlossen, die Schuld zu sühnen, wieder gut zu machen, was ich verbrochen habe.«

»Die Schuld zu sühnen?« erwiderte Hermine, die rasch ihre Fassung wiedergefunden hatte. »Wie könnten Sie

das? Und selbst, wenn Sie es könnten, wenn Sie die Macht besäßen, das Unmögliche möglich zu machen, ich verlange diese Sühne nicht, ich habe Ihnen vergeben.«

»Ach, Herr Liebmann!« sagte Madame Wacker, und ihre Stimme klang scharf, schneidend. »Freut mich, Sie wiederzusehen, aber die Verhältnisse haben sich inzwischen geändert. Jetzt möchten Sie wohl, aber wir wollen nicht, und wenn Sie eine Million besäßen, würden Sie mein Schwiegersohn nicht.«

»Wozu diese harten, verletzenden Worte?« unterbrach Hermine die Mutter ruhig. »Nach alledem, was vorgefallen ist, muß Herr Liebmann ja wissen, daß ich ihn nur verachten kann.«

»Natürlich – den Wechselfälcher –«

»Davon will ich nicht reden, mir genügt die Ehrlosigkeit, die er mir gegenüber bewiesen hat. Die Fälschung mag er begangen haben, ohne die Folgen zu bedenken, aber was er mir angethan hat, das –«

»Hermine, habe ich nicht schwer genug dafür gebüßt? Mein Wille war es ja nicht, Dich zu verlassen, der Stolz meines Vaters –«

»Erinnern Sie sich der Worte, die Sie damals mir gesagt haben und dann behaupten Sie auch ferner noch, daß es Ihr Wille nicht gewesen sei! Gehen Sie, mein Herr, ich trage Ihnen keinen Haß mehr nach, aber achten kann ich Sie nicht.«

»Dann ist Alles verloren,« murmelte Liebmann, und es schien, als ob er durch diesen Stoßseufzer der Verzweiflung versuchen wolle, das Herz des Mädchens zu rühren,

aber wenn er diese Absicht hegte, so sollte er erfahren, daß er seinen Zweck weder auf diesem noch einem anderen Wege erreichen konnte.

»War es Ihr letzter Rettungsanker, an den Sie sich klammerten, so bedaure ich, Ihnen denselben rauben zu müssen,« erwiderte Hermine kühl, »von einer Erfüllung Ihrer Hoffnung kann nie die Rede sein.«

»Und nun machen Sie, daß Sie fortkommen,« fügte Madame Wacker hinzu, »wir können Ihren Anblick sehr gut entbehren. Oder wollen Sie vielleicht warten, bis Herr Wacker zurückkehrt? Sehen Sie dorthin, die beiden Polizeisergeanten werden sehr vergnügt sein, wenn der steckbrieflich verfolgte Fälscher ihnen in die Hände fällt –«

»Keine Beleidigung, Madame!« fuhr Liebmann erbittert auf. »Sie haben nicht das Recht dazu.«

»Na, das mochte ich doch sehen,« erwiderte Frau Wacker gereizt, »wenn Sie auch jetzt noch den Hochmüthigen herauskehren.«

»Was geht hier vor?« fragte hinter dem Domino eine Stimme. »Wer sind Sie, mein Herr, und was wünschen Sie?«

Liebmann blickte sich um und sah sich dem Vater Hermine's gegenüber.

»Weshalb belästigen Sie die Damen?« fragte der Barbier, ohne dem Domino zu einer Antwort Zeit zu lassen. »Demaskiren Sie sich –«

»Ich belästige diese Damen nicht,« fiel Liebmann ihm scharf in's Wort. »Jedem ist es erlaubt, hier Platz zu nehmen, wo es ihm beliebt.«

»Aber Sie hatten einen besonderen Grund, gerade hier Platz zu nehmen, und den Grund will ich wissen,« sagte Wacker.

»Es ist Herr Liebmann, Fritz,« nahm Madame Wacker das Wort, »er möchte jetzt gerne unser Schwiegersohn werden!«

»Sieh, sieh, der Herr Liebmann!« höhnte Gabel. »Sie sind ja steckbrieflich verfolgt, Liebwerthester; sind Sie schon so sehr auf den Hund gekommen, daß Sie hier freie Kost und Logis hinter Schloß und Riegel suchen wollen? Herr – wie dürfen Sie es wagen, sich der noch einmal zu nähern, die Sie beschimpft und betrogen haben? Das beweist Ihre flegelhafte Unverschämtheit, die den früheren Hochmuth noch nicht verloren hat!«

Liebmann hatte vergeblich versucht, sich zu entfernen, vor ihm stand der Barbier, zu beiden Seiten standen Stühle, die er nicht bei Seite schieben konnte, und die Masken, welche auf diesen Stühlen saßen, begannen schon aufmerksam zu werden.

Da entschloß er sich denn kurz, ein anderes Mittel blieb ihm ja nicht, und der Polizei mochte er auch nicht in die Hände fallen.

Er trieb mit einem wuchtigen Hieb dem Barbier den grauen Pappdeckel-Hut über das Gesicht, schob den verblüfften Türken bei Seite und war gleich darauf im Gedränge verschwunden.

Caspar Melchior Gabel hätte vor Wuth brüllen mögen, aber der Athem fehlte ihm, sein Haupt steckte bis an die Kehle in dem Hute.

Er mußte beide, Hut und Maske opfern und es gewährte einen überaus komischen Anblick, als durch den Riß, den er entschlossen machte, die feuerrothe Nase zuerst hervorquoll.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, die Umstehenden lachten und kümmerten sich nicht um den, der den Schlag geführt hatte; dadurch gewann Liebmann Zeit, seine Vorkehrungen zu treffen.

Er verließ den Saal, aber eine Viertelstunde später trat er wieder ein, und weder Gabel noch dessen Freund, die beide den Entflohenen suchten, konnten vermuthen, daß der, den sie verfolgten, jetzt einen weißen Domino trug.

## ZWEIUNDNEUNZIGSTES KAPITEL. DIE WARNUNG.

Heinrich Schenk besuchte den Maskenball, um sich zu zerstreuen, um galante Abenteuer, wie der Barbier vermuthete, war es ihm nicht zu thun.

Und es schien, als ob er gerade das, was er nicht suchte, finden sollte.

Er hatte die Säle mehrmals durchwandert und stand schon im Begriff, den Ball wieder zu verlassen, weil er sich gelangweilt fühlte.

Da bemerkte er, daß eine als Jungfrau von Orleans maskirte Dame ihm auf Schritt und Tritt folgte. Er blieb

stehen, die Maske wanderte an ihm vorbei, er sah deutlich, daß sie ihn durch einen verstohlenen Wink aufforderte, ihr zu folgen.

Es war eine hohe, schlanke Gestalt, die graziöse Haltung und der schwebende Gang verriethen, daß die Dame noch im Anfange ihres Lebensfrühlings stand, die schwarzen Locken, die unter dem goldenen Helme hervorquollen und in reicher Fülle auf die Schultern hinunterfielen, rechtfertigten den Wunsch, auch das Antlitz zu sehen.

Heinrich folgte dem erhaltenen Wink. begierig zu erfahren, wer diese Maske war.

Die Jungfrau trat in den Nebensaal und ließ sich an einem Tische nieder, der noch unbesetzt war.

»Schöne Maske, ich schätze mich glücklich,« begann Heinrich, aber die Jungfrau schnitt ihm sofort das Wort ab.

»Lassen wir das,« sagte sie kalt, »zu solchen Tändeleien sind Zeit und Ort schlecht gewählt.«

Sie nahm die seidene Maske ab und blickte dem bestürzten Manne ernst und fest in's Auge.

»Sie haben vielleicht gehofft, ich werde unsere Uebereinkunft vergessen,« fuhr Marie Latour fort, »Sie würden sehr irren, wenn Sie diese Hoffnung hegten.«

»Ist die Frist schon abgelaufen?« erwiderte Heinrich, verstimmt über die Enttäuschung.

»Das nicht, aber ihr Ende rückt mit jedem Tage näher und noch ist nichts von Ihrer Seite geschehen –«

»Mit welchem Recht können Sie das behaupten? Sie wissen nicht, welche Schritte ich schon gethan habe.«

»Glauben Sie, ich kümmere mich so wenig um Sie? Ich weiß, daß Sie mehrmals nach Paris geschrieben haben, daß Ihre Gemahlin sich weigert, heimzukehren.«

Betroffen blickte Heinrich die junge Dame an. Woher konnte sie das wissen? Er hatte darüber nie gesprochen und die Briefe Bertha's lagen in seinem Schreibtische.

»Für Gold kann man Alles haben,« fügte Marie lächelnd hinzu, »und daß ich Gold nicht spare, wenn es gilt, einen sehr wichtigen Zweck zu erreichen, werden Sie begreiflich finden.«

»Nun wohl, wenn Sie das wissen, weshalb machen Sie mir Vorwürfe?« erwiderte Heinrich gereizt.

»Ich mache Ihnen Vorwürfe darüber, daß Sie nicht energisch genug vorgehen. Nur noch zwei Monate bleiben Ihnen, ich versichere Sie, daß ich die Frist nicht verlängern werde.«

»Habe ich Sie darum gebeten?«

»Ich sehe voraus, daß Sie es thun werden.«

»So warten Sie, bis es geschieht.«

»Aldann dürfte es für Sie zu spät sein, deshalb warne ich Sie schon jetzt. Ich hatte Ihnen erlaubt, mich zu besuchen, ich habe Ihnen meine Adresse geschickt und Sie an jedem Tage erwartet, – weshalb kamen Sie nicht?«

»Ich hatte keine Zeit –«

»Ausflüchte, am Abend sind Sie von Ihren Geschäften nicht in Anspruch genommen.«

»Dann auch halte ich es für rathsam, daß wir den Schein meiden.«

»Das gebe ich zu, aber es wäre Ihnen doch leicht gewesen, mich zu besuchen, ohne daß Jemand es bemerkte.«

»Und wozu könnten diese Besuche nutzen?«

»Ah – das ist's! Sie wollen an Ihre Verpflichtung nicht gerne erinnert sein, Sie denken noch immer darüber nach, ob es denn kein Mittel gebe, mich zu betrügen, Sie hassen und verabscheuen mich –«

»Sie gehen zu weit, mein Fräulein!«

»Ich sage Ihnen nur die Wahrheit. Wären Sie gesonnen, Hand in Hand mit mir zu gehen, so würden Sie mich besucht haben, um mit mir zu berathen, die Aufgabe, welche Sie lösen sollen, ist so leicht nicht, ich könnte Ihnen manchen Fingerzeig geben, mit Rath und That Ihnen beistehen, aber Sie wollen das nicht, Sie denken im Ernste nicht daran –«

»Das sind Vermuthungen, die jeder Stütze entbehren,« unterbrach Heinrich sie ruhig, »wenn ich Sie nicht besucht habe, so geschah es nur aus dem Grunde, weil ich keine Zeit dazu fand, und weil ich es auch für besser hielt, vor den Augen der Leute Ihnen fern zu bleiben. Das ist Alles.«

»Sie hassen mich nicht?«

»Weshalb sollte ich Sie hassen?«

»Des Zwanges wegen, den ich auf Sie ausübe.«

»Sie nehmen Ihren Vortheil wahr, ich würde es auch thun.«

»Wohlan, so beweisen Sie mir, daß Sie mich nicht has-  
sen.«

»Wodurch?«

»Dadurch, daß Sie mich in meine Wohnung begleiten,«  
erwiderte Marie, sich erhebend, und der Blick, den sie bei  
diesen Worten dem jungen Manne zuwarf, ließ das Blut  
in seinen Adern rascher rollen. »Es ist noch früh, wir wer-  
den bei mir zu Nacht speisen und über die Angelegenheit  
berathen. Kommen Sie.«

Willenlos folgte Heinrich dem schönen, verführeri-  
schen Weibe, die einen neuen Sieg über ihn errungen  
hatte, die immer enger und enger ihn umstrickte.

Weder Marie noch Heinrich hatten bemerkt, daß, wäh-  
rend sie sich so angelegentlich miteinander unterhielten,  
zwei Domino's sie scharf beobachteten.

Diese Beiden waren Otto und Nikolas, die, um ihre  
Verlobten zu besuchen, nach Köln gekommen waren und  
ebenfalls den Gürzenichball besucht hatten.

Die Säle durchwandernd, um Bekannte aufzusuchen,  
hatten, sie die beiden ihnen wohlbekanntesten Personen be-  
merkt.

»Das ist merkwürdig,« sagte Nikolas, als die Beiden  
sich entfernt hatten, »scheint es nicht, als ob das Schick-  
sal dieses gefährliche Weib ausersehen habe, uns zu ver-  
folgen? In Paris, in London, hier –«

»Ich finde das weniger merkwürdig und auffallend, als  
ihre Liaison mit meinem Bruder,« unterbrach Otto ihn  
nachdenklich, »und doch kann ich auch hierfür mir einen  
Grund denken.«

»Welchen?«

»Reden wir nicht darüber, es würde mich aufregen. Ich habe weder Zeit, noch Lust, Nachforschungen deshalb anzustellen, und es ist auch besser, wenn ich den Schleier ruhen lasse, unter dem ich nichts Erfreuliches finden würde. – Sitzt dort nicht der Schneider Wacker?«

»Wacker und sein Freund, der Barbier mit der rothen Nase.«

»Setzen wir uns zu ihnen.«

»Du willst den Beiden nicht folgen?«

»Nein, wozu auch?«

»Hm, – man könnte vielleicht erfahren, was sie vorhaben.«

»Mir ist es gleichgültig, ich mag ihre Geheimnisse nicht kennen lernen.«

»Aber wenn diese Geheimnisse uns betreffen? fragte Nikolas besorgt.

»Uns? Wie kommst Du zu dieser Vermuthung?«

»Erinnere Dich der Verfolgungen in Frankreich, das Mädchen haßt mich glühend –«

»Bah, der Haß ist längst verraucht. Aber gesetzt auch, Marie wäre noch immer gesonnen, Rache an Dir zu nehmen, sie würde jetzt auf diesen Entschluß verzichten müssen, denn ich habe eine Waffe gegen sie, welche Dich schützen, sie vernichten kann.«

Nach einer flüchtigen Begrüßung der Familie Wackers kehrten die beiden Freunde zu ihren Verlobten zurück, die unter dem Schutze Alfred's, des Bruders Eugenie's und der Tante Therese in einem andern Saale saßen.

Sie fanden hier, daß während ihrer Abwesenheit ein weißer Domino sich ihrer Gesellschaft angeschlossen hatte, der sich eifrig um die Gunst der Tante Therese zu bewerben schien.

Da sowohl die Damen, wie die Herren Masken trugen, so mußte man das Recht der Maskenfreiheit respectiren und sich die Gesellschaft des Domino's gefallen lassen.

Tante Therese schien zudem mit besonderer Freude auf den Scherz einzugehen, und da die gewählte Sprache des Domino's verrieth, daß er, mochte er nun sein, wer er wollte, wenigstens zu den gebildeten Ständen zählte, so waren die Freunde nicht berechtigt, ihm unhöflich entgegenzutreten.

»Die Maske gefällt mir nicht,« flüsterte Alfred ihnen zu, »die Stimme klingt mir bekannt, ich meine, sie schon früher einmal gehört zu haben.«

»Und weshalb auch nicht,« erwiderte Otto ruhig, »kann er nicht ein alter Bekannter Deiner Familie sein?«

»Freilich, freilich, aber diese Stimme weckt dunkle Erinnerungen die mich unangenehm berühren.«

»Das ist etwas Anderes – wohl, halten wir ihn im Auge, nach zwölf muß er sich demaskiren.«

Die Maske schien indeß zur Demaskirung keine Lust zu haben, kurz vor Mitternacht erhob sie sich.

»Du willst mir entfliehen?« fragte Tante Therese, die ebenfalls zu wissen wünschte, mit wem sie so lange sich unterhalten hatte.

»Pflichten rufen mich,« erwiderte der Domino, »ich werde zurückkehren.«

»Ich traue Dir nicht.«

»Du darfst es.«

»So laß mich einen Blick hinter die Maske werfen.«

»Was hättest Du dadurch gewonnen?« erwiderte der Domino.

»Ich würde in Deinem Gesicht lesen, ob ich Dir vertrauen darf,« sagte Tante Therese, indem sie sich rasch erhob und Miene machte, ihm die Maske abzunehmen.

Der Domino trat zurück.

»Halt,« versetzte er, »so haben wir nicht gewettet, noch ist es nicht Mitternacht.«

»So geht Deine Uhr nach,« fuhr Tante Therese fort, die immer ungeduldiger wurde, »ich lasse Dich nicht entweichen.«

Der Domino sah sich in die Enge getrieben, zurückweichen konnte er nicht mehr, er mußte sich entweder die Demaskierung gefallen lassen oder sich gewaltsam ihr widersetzen. Tante Therese streckte schon die Hand aus, mit gespannter Erwartung ruhten die Blicke der Freunde auf der Maske, die nun fallen mußte.

In dieser Noth ließ der Domino sich verleiten, die immer eindringlicher werdende Maske durch eine Beleidigung zurückzuscheuchen.

»Ich hoffe, man wird einen Scherz zu verstehen wissen,« sagte er in rauhem, barschem Tone, »wenn man den Scherz zu weit treibt, so nimmt er ein Ende. Ich habe keine Lust, einer alten Schachtel wegen die Maske fallen zu lassen.«

Wie verstummt stand Tante Therese vor ihrem Beleidiger der ihre augenblickliche Verwirrung benutzend, sie ziemlich unsanft beiseite schob und sich darauf schleunigst entfernte.

Otto und Alfred folgten ihm, der letztere war entschlossen, für den Schimpf Genugthuung zu fordern.

Der Domino stand im Begriff, den Saal zu verlassen, als die Beiden ihn erreichten.

»Ein Wort, mein Herr,« sagte Alfred, die Hand schwer auf seine Schulter legend, »Sie haben eine Dame beleidigt, die mir nahe steht, Sie werden mir dafür Genugthuung geben.«

»Genugthuung?« höhnte die Maske. »Ich bin zu dieser Beleidigung gezwungen worden, wenn die Dame Ihnen wirklich so nahe steht, so stellen Sie sie dafür zur Rede.«

»Das ist eine neue Beleidigung,« fuhr Alfred auf, »ich verlange, daß Sie sich demaskiren.«

»Mit welchem Recht?«

»Sie hören es. Wenn Sie ein Mann von Bildung und Ehre sind, so werden Sie meinem Verlangen nachkommen.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»So erkläre ich Sie für einen Schuft, gleichviel wer Sie auch sein mögen.«

Der Domino zuckte die Achseln, aber daß diese Worte ihn nicht gleichgültig ließen, wie er sich den Anschein geben wollte, bewies der zornfunkelnde Blick, der den jungen Mann traf.

»Ich irre wohl nicht, wenn ich vermute, daß ein heißblütiger Student vor mir steht,« entgegnete er. »Suchen

Sie einen Andern, der Ihnen seine Haut überlassen will, um Riemen daraus zu schneiden, ich thue es nicht.«

»Sie wollen sich nicht demaskiren?« fragte Alfred bebend vor Wuth.

»Nein!«

»Sie weigern sich auch, die Dame um Verzeihung zu bitten?«

»Das möchte mir einfallen,« spottete der Domino, »Damen, die sich dem ersten Besten in dieser Weise an den Hals werfen, müssen sich darauf gefaßt machen –«

»Herr, Sie fügen neue Beleidigungen zu der alten, Sie werden diese Stelle nicht verlassen, bevor ich weiß, wer Sie sind!«

Bei den letzten Worten hatte Alfred die eigene Maske abgenommen.

Der Domino trat unwillkürlich einen Schritt zurück, dann aber warf er sich mit einem Wuthschrei auf den jungen Mann, der, auf diesen Angriff nicht vorbereitet, strauchelte und niedergefallen wäre, wenn Otto ihn nicht gehalten hätte.

Diesen Augenblick der Verwirrung wollte der Domino benutzen, um zu entfliehen, Otto erhaschte den weißen Mantel, er fiel und mit ihm fiel die Maske.

Ueberrascht, bestürzt blickten die drei einander an.

»Sie sind Herr Liebmann,« sagte Alfred endlich mit dumpfer Stimme, »folgen Sie mir. Weigern Sie sich, so lasse ich Sie sofort verhaften.«

Liebmann war gezwungen, dieser Aufforderung Folge zu leisten, that er es nicht, so mußte er gewärtigen, daß

sein Gegner seine Drohung ausführte. Er band die Maske wieder vor und folgte den Beiden in ein Garderobezimmer.

»Sie haben nicht nur eine mir nahe stehende Dame beschimpft, sondern auch mich beleidigt,« nahm Alfred hier das Wort, »ich könnte dafür eine billige Rache nehmen und Sie der Polizei überliefern. Aber eine solche Rache wäre eines Ehrenmannes unwürdig und so sehr auch mein Ehrgefühl sich dagegen sträubt, mit einem gemeinen Verbrecher die Klinge zu kreuzen, ziehe ich doch diesen Weg vor.«

»Oho!« fuhr Liebmann mit beißendem Spott auf. »Die Ohrfeige, die ich Ihnen gab, war ich Ihnen von früher noch schuldig, Sie werden sich dessen erinnern und mir zugeben, daß ich berechtigt war, diese alte Rechnung auszugleichen. Was die Dame betrifft, so habe ich Ihnen meine Meinung über diesen Punkt mitgetheilt –«

»Keine Flausen, mein Herr,« fiel Alfred gereizt ihm in's Wort, »Sie geben mir die Genugthuung, die ich verlange, oder –«

»Oder?«

»Es bedarf nur eines Winkes –«

»Sparen Sie diese Drohung, sie ist ebenso kindisch, wie Ihre Herausforderung. Daß ich nicht fechten kann, müssen Sie voraussetzen, nichts desto weniger verlangen Sie, daß ich –«

»Die Wahl der Waffen überlasse ich Ihnen.«

»Danke, ich habe keine Lust.«

Alfred näherte sich der Thüre.

»Man soll dann wenigstens erfahren, daß ich von einem Menschen beschimpft worden bin, der selbst zu ehrlos ist, als daß er eines Andern Ehre antasten könnte,« sagte er.

Schon hatte er die Thüre geöffnet, Liebmann konnte nicht mehr bezweifeln, daß sein Gegner entschlossen war, es bei der Drohung allein nicht bewenden zu lassen.

Unter diesen Umständen zog er das Duell vor, er gewann wenigstens Zeit.

»Wenn Sie nicht anders wollen, so muß ich,« sagte er, »bestimmen Sie Ort und Stunde.«

»Endlich!« erwiderte Alfred. »Die Angst vor dem Zuchthause ist also stärker,« wie der Rest Ihres Ehrgefühls! Ich erwarte Sie morgen Nachmittag im Glacis vor dem Weiherthor, punkt vier Uhr werden Sie mich dort finden. Für die Waffen Sorge ich, Pistolen, fünfzehn Schritte Distance. Vielleicht hegen Sie die Hoffnung, mir zu entweichen, ich rathe Ihnen, diesen Weg nicht zu versuchen. Uebrigens befürchte ich das auch nicht, Sie werden bedenken, daß ich die Polizei sofort von Ihrer Anwesenheit in Kenntniß setze, wenn Sie sich zur festgesetzten Stunde nicht einfinden.«

Liebmann hörte die letzten Worte nicht mehr, er hatte das Zimmer verlassen.

Das Alles war so rasch verhandelt und beschlossen worden, daß Otto keine Zeit gefunden hatte, zu vermitteln oder seinen Freund zurückzuhalten.

Erst jetzt, als Liebmann sich entfernt hatte, konnte er zu Wort kommen.

Er erklärte dem Freunde ohne Hehl, daß er sein Vorhaben nicht billige und daß er wünsche, Liebmann möge sich nicht einfinden, mit einem solchen Menschen würde er nie ein Duell eingehen, ein entehrter Verbrecher könne ihn nicht beleidigen.

Alfred hörte ihn schweigend an, dann erwiderte er, daß nach seinen Ansichten und Begriffen nur das Blut des Beleidigers den Schimpf tilgen könne, der ihm zugefügt worden sei.

Otto mußte ihm geloben, über den Vorfall zu schweigen, er that es in der Hoffnung, daß Liebmann die Flucht dem Zweikampf vorziehen werde.

### DREIUNDNEUNZIGSTES KAPITEL. DIE SCHWÄGER.

Am Tage nach dem Maskenball empfing Heinrich in seiner Privatwohnung den Besuch einer jungen Dame.

Für das Geschäftspersonal war das ein seltenes Ereigniß, die Commis und die Lehrlinge steckten die Köpfe zusammen und ergingen sich in Vermuthungen über diesen Besuch, von denen einige gewissermaßen den Nagel auf den Kopf trafen.

Diese Dame war Marie Latour.

Seitdem Heinrich sie in ihrer Wohnung besucht hatte, war er entzückt und bezaubert, er würde jetzt, selbst wenn er es vermocht hätte, nicht mehr den Versuch gemacht haben, sich von den Fesseln zu befreien, die ihn an sie ketteten.

Marie verstand diese Kunst vortrefflich, sie wußte jetzt, daß sie ihn ganz in ihrer Gewalt hatte.

Heinrich führte sie durch die ganze Wohnung, er zeigte ihr die Salons, die Wohnzimmer und die Schlafgemächer und Marie fand überall etwas, was sie später geändert zu sehen wünschte.

»Die Räume entsprechen ganz unserm Plane,« sagte sie, als die Beiden in die Wohnstube zurückgekehrt waren, »sorgen Sie nur, daß sie zurückkehrt und treffen Sie dann Ihre Anordnungen.«

»Und Sie werden die Rolle übernehmen, die Sie selbst sich zugedacht haben?« fragte Heinrich.

»Gewiß, aber seien wir vor allen Dingen vorsichtig. Nicht der Schein eines Verdachts darf auf Sie oder mich fallen –«

»Ganz recht, das sagte ich Ihnen ja auch gestern Abend, als Sie mir Gleichgültigkeit und Saumseligkeit vorwarfen.«

»Zu diesen Vorwürfen war ich berechtigt, ich durfte erwarten, daß Sie die Sache längst in's Werk gesetzt haben würden.«

»Ich habe gethan, was ich konnte –«

»Das lasse ich nicht gelten, Sie mußten Ihre Frau zwingen, zurückzukehren.«

»Zwingen? Ach, Sie kennen sie nicht.«

»Man hat verschiedene Mittel, durch welche man das erreichen kann.«

»Ich bin begierig, sie kennen zu lernen.«

»Ihre Frau liebt das Gold –«

»Allerdings, insofern, als sie durch dasselbe die Erfüllung ihrer Wünsche erreichen kann.«

»Das ist die schwache Seite, an der Sie sie fassen müssen. Schreiben Sie ihr, sie laufe Gefahr, einen großen Theil ihres Vermögens zu verlieren, nur durch eine persönliche Hierherkunft könne sie vielleicht dem Verlust vorbeugen. An diesen Köder wird sie anbeißen.«

In Nachdenken versunken blickte Heinrich lange vor sich hin.

»Der Weg, den Sie mir zeigen, scheint in der That der einfachste und kürzeste zu sein,« sagte er nach einer Weile. »Indeß läßt sich voraussehen, daß sie sofort wieder abreisen wird, wenn sie erfährt, daß es nur eine Mystifikation war.«

»Müssen Sie ihr das sofort sagen?«

»Sie wird es erfahren, wenn –«

»Ah – Sie werden schon ein Märchen erfinden, welches sie so rasch nicht durchschauen kann. Uebrigens genügt ja eine einzige Nacht, sie an der Abreise zu hindern.«

»Es ist wahr, sie wird sich am nächsten Morgen zu unwohl fühlen.«

»Nun wohl, alsdann geht die Sache ihren Gang und binnen vier Wochen ist sie beendet.«

Heinrich hatte seinen Sitz verlassen, er wanderte gedankenvoll auf und ab.

»Wenn man einen andern Weg wüßte!« sagte er. »Ich würde ihn dennoch vorziehen.«

»Und auf das Vermögen Ihrer Frau verzichten?«

»Hm – über diesen Punkt kann ich schlecht hinwegkommen.«

»Entweder – oder! Sie sagen ja selbst, einen andern Weg gebe es nicht,« fuhr Marie in eindringlichem Tone fort. »Die Heirath erlasse ich Ihnen nicht. Apropos, wo befindet sich Ihr Bruder?«

Heinrich blickte verdrossen die Dame an, der Ausdruck seines Gesichts ließ eine Anwandlung von Eifersucht vermuthen.

»So viel ich weiß, in Hagen,« erwiderte er. »Weshalb fragen Sie?«

»Sind Sie eifersüchtig?«

»Glauben Sie, daß ich es werden könnte?«

»Gewiß.«

»Nun, dann hüten Sie sich, diese Leidenschaft zu wecken.«

Ein triumphirendes Lächeln glitt über das schöne Gesicht des Mädchens, diese Worte bewiesen ihr, daß Heinrich ihrem Netze nicht mehr entrann.

»Fürchten Sie das nicht,« erwiderte sie ruhig, »so lange Sie mir keine Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben, werde ich Sie nicht betrügen.«

»Aber Sie kennen meinen Bruder?«

»Ja, er weiß mehr aus meinem früheren Leben, als mir lieb ist.«

»Ah – zum Beispiel?«

»Das zu erörtern, habe ich jetzt keine Lust. Kommt er oft in dieses Haus?«

»Nein.«

»Sie werden ihn, wenn ich in diesem Hause wohne, den Räumen, in denen ich weile, fern halten.«

»Seien Sie unbesorgt,« erwiderte Heinrich rasch, »wir stehen auf keinem freundschaftlichen Fuße miteinander, er betritt nur mein Cabinet, in meine Privatwohnung ist er noch nie gekommen.«

»Dennoch müssen wir grade ihm gegenüber die größte Vorsicht beobachten,« sagte Marie, »er hat ein scharfes Auge, das hat er in London bewiesen, als er Merville überlistete.«

»Merville war trotz seiner Schlauheit ein Strohkopf, ich hätte mich nicht in die Falle locken lassen.«

»Sagen Sie das nicht,« erwiderte Marie ernst, »hüten Sie sich vor Ihrem Bruder. Wann werden Sie Ihrer Frau schreiben?«

»Heute.«

»Und bis wann kann sie eintreffen?«

»Ich denke, in nächster Woche.«

»Das ist der äußerste Termin, empfehlen Sie ihr Eile an.«

Mit diesen Worten reichte Marie ihrem Verbündeten die Hand zum Abschied.

Heinrich begleitete sie bis zur Hausthüre und kehrte dann in sein Cabinet zurück.

Er wollte unverzüglich den Brief schreiben und absenden; seitdem er das Verbrechen fest beschlossen hatte, hegte er nur noch den Wunsch, es so rasch wie möglich auszuführen, um vor dem finstern Dämon in seiner Seele Ruhe zu haben.

Er hatte noch keine zwei Zeilen geschrieben, als er durch einen Besuch gestört wurde, und zwar durch den

Besuch eines Mannes, dessen unerwartetes Erscheinen ihn in Bestürzung setzte.

Dem Eintretenden entging der Eindruck nicht, den sein Besuch auf den geldstolzen Herrn machte.

Ein Zug unbeschreiblichen Hohns glitt über sein Gesicht, als er sich, nachdem er die Thüre geschlossen hatte, dem reichen Mann näherte.

»Daß ich es mir einfallen lassen könne, persönlich Dich zu besuchen, hattest Du wohl nicht vermuthet,« sagte er, »Du dachtest, ich werde nicht den Muth haben, dem Steckbrief zu trotzen? Bah, die Polizei hat mehr zu thun, als stets nur an mich zu denken.«

»Und was führt Dich hierher?« fragte Heinrich, indem er sich den Anschein einer gleichgültigen Ruhe zu geben suchte. »Wohl der Wunsch, Dich persönlich zu überzeugen, daß aus der Hinterlassenschaft Deines Vaters kein rother Pfening –«

»Erlaube, wir wollen nicht mit der Thüre in's Haus hinein fallen,« unterbrach Liebmann ihn. »Wir können ja damit beginnen, daß wir uns über unser persönliches Befinden und unsre Verhältnisse mit einander unterhalten.«

»Ueber diesen Punkt bedarf es wohl keiner langen Unterhaltung,« erwiderte Heinrich spottend, »wie es mit Deinen Verhältnissen steht, kann ich mir sehr wohl denken.«

»Ich glaube, Dir es auch brieflich mitgetheilt zu haben.«

»Allerdings.«

»Und Du hast darauf geschwiegen.«

»Was sollte ich Dir antworten? Dich bedauern, Dich meiner Theilnahme versichern?«

»Das erwarte ich nicht, Du wußtest ja selbst, daß ich diese handgreifliche Lüge nicht glauben würde.«

»Nun, also –«

»Also schwiegst Du und von Deinem Standpunkte aus war es das Beste, was Du thun konntest.«

»Nun wohl, wenn Du das einsiehst –«

»Ich sage, von Deinem Standpunkte aus!«

»Du hattest wohl erwartet, ich werde Dir sofort mit einer bedeutenden Summe unter die Arme greifen?« erwiderte Heinrich spottend.

»Das nicht,« fuhr Liebmann, mühsam an sich haltend fort, »ich hatte nur erwartet, Du werdest mir wenigstens so viel schicken, daß ich die Reise nach Amerika antreten könnte.«

Heinrich zuckte die Achseln.

»Du weißt, daß Dein Vater nicht mich, sondern Deine Schwester zum Universalerben eingesetzt hat, Bertha verwaltet selbst ihr Vermögen –«

»Das sind die Hinterthüren, die Ihr Euch offen gelassen habt,« unterbrach Liebmann ihn erbittert. »Aber wenn dem auch so wäre, Du hast mich in dieses Elend hineingestürzt, Du hast dafür gesorgt, daß der Vater mich enterbte, Dir verdanke ich meine Entehrung, die gerichtliche Verfolgung; das Wenigste, was ich von Dir verlangen könnte als Sühne für diese Schurkenstreiche, nachdem Du Deinen Zweck erreicht hattest –«

»Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß wir uns in meinem Hause befinden!«

»Wenn es Dir Vergnügen macht, rufe Deine Diener, es wäre für die Vorübergehenden ein interessantes Schauspiel, wenn der reiche, stolze Herr Schenk seinen Schwager vor die Thüre setzen ließe. Willst Du etwa leugnen, daß ich Deinen elenden Machinationen mein Unglück, meine Schmach verdanke? Du lagst mit dem Wucherer unter einer Decke, Dein Plan war es, durch diesen Mann mich zu vernichten, mich wundert nur, daß Du mein Leben geschont hast! Mir gegenüber hast Du nicht nöthig, Dich auf's hohe Pferd zu setzen, ich weiß, durch welche Mittel Du Deinen Reichthum erworben hast, mir fehlen nur die Beweise –«

»Wenn Du glaubst, sie finden zu können, so suche sie,« fiel Heinrich ihm gelassen in's Wort. »Hätte es in meiner Absicht gelegen, Dein väterliches Erbtheil zu erschleichen, so würde es mir und nicht Deiner Schwester zugefallen sein, an sie mußt Du Dich wenden, wenn Du glaubst, daß Dir Unrecht geschehen sei. Bertha ist in Paris, Du hättest sie dort aufsuchen können, ohne Dich den Gefahren auszusetzen, die Dich hier bedrohen.«

»Ich war bei ihr,« erwiderte Liebmann, »sie hat mir die Thüre gezeigt.«

»Und nun glaubst Du, ich werde –«

»Ich habe nicht die Erwartung gehegt, daß Du mir freiwillig entgegen kommen würdest, ich kenne Dich ja, aber ich hoffe, Du wirst ein kleines Opfer bringen, um das Gerede zu vermeiden, welches meine Verhaftung zur Folge

haben muß. Mir bleibt nichts übrig, als Europa zu verlassen, vielleicht finde ich drüben Gelegenheit, etwas zu erwerben, hier werde ich stets ein Vagabund bleiben.«

»Und drüben wirst Du es erst recht werden.«

»Mag sein, dann aber habe ich wenigstens nicht zu befürchten, daß ein Bekannter aus früherer Zeit mir begegnet und mich seine Verachtung fühlen läßt. Ich denke, Dir kann es nur angenehm sein, wenn ich so weit wie möglich mich entferne, dieser Wunsch wird erfüllt, wenn Du mir die Mittel gibst.«

Ein Zug verachtender Geringschätzung glitt über das Gesicht Heinrich's.

»Das hättest Du Deiner Schwester sagen sollen,« entgegnete er, »sie hat ein größeres Interesse daran, daß Du für immer verschwindest.«

»Sie hat mich an Dich gewiesen und erklärt, wenn Du etwas thun wollest, sei es ihr recht, auf eine kleine Summe solle es ihr nicht ankommen. Sie hat das Geld selbst nöthig,« fügte er mit bitterem Hohne hinzu, »bei der Lebensweise, die sie führt, wird das Erbe bald verschlungen sein. Ich würde mich an Deiner Stelle etwas mehr um sie bekümmern.«

»Bah – ich habe weder Zeit noch Lust dazu,« erwiderte Heinrich wegwerfend, »wenn sie ihr Vermögen vergeudet hat, muß sie sich einschränken und mit dem vorlieb nehmen, was ich ihr zu geben gut finde, wir haben beide getrennte Kassen.«

Liebmann hatte sich erhoben.

»Mir ist das gleichgültig,« sagte er, »in Euer eheliches Verhältniß mag ich nicht eindringen. Willst Du mir tausend Thaler zahlen? Die Hälfte wird Bertha Dir zurückgeben.«

Heinrich dachte nach.

»Wann bist Du angekommen?« fragte er.

»Gestern.«

»Und dies ist Dein erster Ausgang?«

»Nein. Ich war gestern Abend auf dem Maskenball im Gürzenich.«

»Weshalb das? Du hast doch triftige Gründe –«

»Ich wollte mit der Tochter Wackers wieder anknüpfen.«

Ueberrascht blickte Heinrich seinen Schwager an.

»Was bewog Dich zu diesem Vorhaben?« fragte er.

»Wacker ist ein reicher Mann geworden.«

»Gewesen, – er ist es nicht mehr.«

»Ah, das wußte ich nicht.«

»Nun? Hat man Dich erkannt?«

»Freilich!«

»Wer sah Dich?«

»Wacker und dessen Familie; später Dein Bruder und Alfred Schirmer.«

Liebmann bemerkte das dämonische Aufblitzen in den Augen seines Schwagers nicht.

»Das war sehr, sehr unklug,« sagte Heinrich nach einer Pause, »wenn ein Polizeibeamter Dich gesehen hätte, würde er Dich verhaftet haben. Wer bürgt dafür, daß

Wacker Dich nicht denunciert? Der Mann hat mit Dir noch ein Hühnchen zu pflücken –«

»Er wird es, nicht thun, aber von anderer Seite droht mir Gefahr,« erwiderte Liebmann rasch. »Alfred Schirmer hat mich einiger Worte wegen, die ich einer Dame sagte, gefordert und mir gedroht, die Polizei auf mich aufmerksam zu machen, wenn ich mich zur bestimmten Stunde nicht einfinde, um mir von ihm eine Kugel durch das Gehirn jagen zu lassen. Ich muß die wenigen Stunden, die mir noch bleiben, benutzen, gib mir das Geld, damit ich abreisen kann.«

»Schirmer hat Dich gefordert? fragte Heinrich sinnend. »Bah, so ernst wird das nicht gemeint sein.«

»Er ist Student und ich habe mich verleiten lassen, ihm eine Ohrfeige zu geben.«

»Ah – dann allerdings –«

»Gib mir das Geld,« drängte Liebmann, die Zeit verstreicht, und jeder Augenblick ist für mich kostbar.«

»Wann soll das Duell stattfinden?«

»Um vier Uhr.«

»Wo?«

»Vor dem Weiherthore.«

Heinrich sah auf die Uhr.

»Du kannst jetzt nicht mehr abreisen,« sagte er, »es ist zu spät.«

»Um vier Uhr fährt ein Zug.«

»Du willst ihn benutzen?«

»Ja, wenn mein Gegner sich auf dem Duellplatze einfindet –«

»Es ist wahr,« unterbrach Heinrich ihn, »er wird nicht vermuthen, daß Du in derselben Stunde abfährst. Aber augenblicklich kann ich Dir kein Geld geben, ich bin nicht bei Kasse.«

»Schicke zu Deinem Bankier.«

»Das ist leicht gesagt, durch einige sehr bedeutende Unternehmungen habe ich meinen Credit erschöpft und mit österreichischen oder spanischen Werthpapieren kannst Du nichts anfangen.«

»Du hintergehst mich,« erwiderte Liebmann ungeduldig, »Du kannst das Geld schaffen, wenn Du nur willst.«

»Nicht mehr, wie hundert Thaler, ich darf meine Kasse so sehr nicht erschöpfen, morgen werden Wechsel vorgezeigt, für welche ich die Deckung noch nicht zu beschaffen weiß. Aber ich will Dir das Geld nach Bremen schicken, mit hundert Thaler kommst Du hin, im englischen Hof wird mein Brief Dich treffen.«

Liebmann schüttelte den Kopf, während sein Schwager einige Banknoten auf den Schreibtisch legte.

»Ich vertraue Deinen Versprechungen nicht mehr,« sagte er, »Du hast mich so oft hintergangen –«

»Ich kann Dich nicht zwingen, mir zu vertrauen,« unterbrach Heinrich ihn kalt, »hier ist das Geld, mehr zu geben, ist mir augenblicklich unmöglich.«

Liebmann steckte die Banknoten ein.

»Wenn Du nicht Wort hältst, kehre ich von Bremen zurück,« fuhr er fort, »ich hefte mich so lange an Deine Fersen, bis Du mir die Mittel gibst, die ich zur Ausführung meines Vorhabens bedarf. Wenn Dir das unangenehm ist,

so halte Wort und ich werde Dich nicht weiter behelligen.  
Adieu.«

Ein Zug teuflischen Hohnes glitt über das Gesicht Heinrich's, hätte Liebmann den Blick gesehen, den sein Schwager ihm nachsandte, so würde er gewußt haben, daß das Ende für ihn gekommen war.

Eine halbe Stunde später verließ Heinrich Schenk das Haus, er schlug den Weg zur Wohnung des Bankiers Schirmer ein.

Der alte Herr schien über den Besuch nicht sehr erfreut zu sein, aber die Höflichkeit gebot ihm, den Gast freundlich zu empfangen.

»Ich komme in einer Familienangelegenheit zu Ihnen,« nahm Heinrich das Wort, ohne den Stuhl anzunehmen, den Schirmer ihm anbot. »Seitdem Ihre Fräulein Tochter mit meinem Bruder verlobt ist, sind unsere beiden Familien in ein verwandtschaftliches Verhältniß getreten und –«

»Aber, mein Herr, wozu die lange Einleitung?« unterbrach Schirmer ihn betroffen, »kommen Sie ohne Umschweife zur Sache. Um was handelt es sich?«

»Um die Wechselfälschung meines Schwagers Liebmann. Sie haben damals den Antrag auf gerichtliche Verfolgung gestellt.«

»Allerdings. Nun?«

»Liebmann ist hier, mehrere Personen haben ihn gesehen, die Gefahr, verhaftet zu werden, droht ihm. Wenn dies geschieht, so wird das öffentliche Gerede kein Glied unserer Familie schonen und deshalb –«

»Ich fürchte dieses Gerede nicht,« erwiderte der Bankier ruhig, »ob und in wiefern Sie Grund zu Besorgnissen haben, weiß ich nicht, ich bin über das Geklatsche erhaben.«

»Aber Sie könnten ihm vorbeugen.«

»Wodurch?«

»Wenn Sie die Klage zurücknehmen und dem Gericht mittheilen, daß die Sache erledigt sei und Sie nun wünschen, die Verfolgung aufgehoben zu sehen –«

»Mein Herr, das Gesetz läßt das nicht zu. Wechselfälschung ist keine Privatangelegenheit, sondern Criminalsache, und diese läßt sich nicht niederschlagen.«

»Wenn das der Fall ist, dann wird meinem Schwager freilich nichts übrig bleiben, als die Stadt so rasch wie möglich wieder zu verlassen,« entgegnete Heinrich, eine Theilnahme heuchelnd, der seine Seele fremd war. »Er sagte mir schon, daß er heute Nachmittag um vier Uhr abzureisen gedenke, aber ich dachte, es ließe sich durch Ihre Vermittelng vielleicht ein Weg finden, der ihm erlaubte, hier zu bleiben.«

»Ich bedauere –«

»Dann bitte ich die Störung zu entschuldigen. Noch Eins, mein Schwager bat mich, Ihrem Herrn Sohn einige Worte mitzutheilen.«

»Was hat er mit Alfred?«

»So genau weiß ich es nicht, mir scheint, daß er ihn gekränkt hat und daß er das bereut.«

Der Bankier schellte und beauftragte seinen Diener den jungen Herrn zu rufen.

»Mein Schwager Liebmann hat mir heute Morgen gesagt, er habe Sie beleidigt,« nahm Heinrich das Wort, als der Student eintrat, »er bedauert es und bittet Sie, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Gründe, die Sie wahrscheinlich kennen, nöthigen ihn, die Stadt noch heute zu verlassen, er wird später Ihnen jede Aufklärung, die Sie wünschen, geben.«

Seines Vaters wegen mußte Alfred an sich halten, der alte Herr durfte ja nicht wissen, daß es sich um ein Duell handelte, auch ließ die Ruhe und Gleichgültigkeit Schenk's ihn vermuthen, daß Liebmann seinen Schwager nicht tiefer eingeweiht hatte, als er es für nöthig hielt.

»Wenn gedenkt Herr Liebmann abzureisen?« fragte er.

»Heute Nachmittag um vier Uhr.«

»Ah – wissen Sie das sicher?«

»Allerdings, der Zug fährt um vier Uhr von Deutz ab. Ich kenne weder die Ursache, noch die Art jener Beleidigung, interessire mich auch nicht dafür, sie zu erfahren, ich wünsche nur, daß mein Schwager unbehelligt abreisen möge.«

Heinrich verabschiedete sich nach diesen Worten, keiner der beiden Herren machte einen Versuch, ihn zurückzuhalten.

#### VIERUNDNEUNZIGSTES KAPITEL. DAS DUELL.

Wie Heinrich Schenk vorausgesehen hatte, fand Alfred Schirmer sich schon eine halbe Stunde vor Abfahrt des Zuges auf dem Bahnhofe ein.

Otto und Nikolas begleiteten ihn, sie billigten beide sein Vorhaben nicht, aber sie fanden ihn so fest entschlossen, daß ihnen nur die Wahl blieb zwischen unthätigem Zuschauen oder der Einmischung durch die Behörde.

Das letztere wäre der einfachste Weg gewesen, das Duell zu verhindern, aber verschiedene Bedenken konnte dagegen geltend gemacht werden.

Liebmann wäre natürlich bei dieser Gelegenheit verhaftet worden, es ließ sich voraus sehen, daß er alsdann Alfred beschuldigte, ihn denuncirt zu haben, um sich der Unannehmlichkeit, sein eigenes Leben einer Gefahr aussetzen zu müssen, zu entziehen.

Auf der andern Seite würde Alfred seinen Freunden diese Denunciation, die ihn hinderte, seiner gekränkten Ehre Genugthuung zu verschaffen, sehr übel genommen haben.

Alfred schien zu befürchten, daß seine Freunde dieses Mittel wählen könnten, er beobachtete sie scharf und drang darauf, daß sie ihn als Zeugen begleiten sollten.

Kurz vor ihnen hatte Heinrich Schenk sich auf dem Bahnhofe eingefunden und zwar in Begleitung eines Polizeibeamten.

Er war mit diesem in das Zimmer des Inspectors getreten, durch dessen Glasthüre man den Perron überblicken konnte.

»Sie werden gütigst entschuldigen,« wandte er sich zu dem Inspector, »es handelt sich um die Verhaftung eines Menschen, der im Begriff steht, einen betrügerischen Bankerott zu machen und mit sämmtlichen Activen eine

Reise auf Nimmerwiederkehr anzutreten. Man hat mir gesagt, daß er um vier Uhr abzureisen gedenke und da ich eine sehr bedeutende Forderung an ihn habe, so fordert mein Interesse, daß ich ihn nicht entwischen lasse.«

Der Inspector verbeugte sich.

»Lasse ich mich auf dem Perron blicken, so wird er Verdacht schöpfen und sich zurückziehen, möglicherweise auf einem anderen Wege mir entwischen, während ich hier vergeblich ihn erwarte,« fuhr Heinrich fort, »deshalb erlaube ich mir, Sie um Benutzung Ihres Zimmers zu bitten –«

»Mit Vergnügen,« erwiderte der Inspector, »wenn Sie den Betreffenden entdecken, brauchen Sie nur diese Thüre zu öffnen und Sie befinden sich auf dem Perron.«

Heinrich trat an das Fenster, er stellte sich so, daß der Polizeibeamte nicht hinaussehen konnte.

»Apropos,« wandte er sich nach einer Weile zu dem letzteren, »schwebt die Sache gegen Liebmann noch immer?«

»Gegen Liebmann?« fragte der Commissar nachdenkend. »Ach so, Sie meinen die Wechselfälschung? Natürlich, der Steckbrief ist noch nicht erledigt.«

Heinrich schüttelte den Kopf.

»Ich begreife diesen Leichtsinn nicht,« sagte er, »der arme Schelm thut mir leid, aber helfen kann man ihm nicht. Ich habe schon mehrmals Schritte gethan, die Sache niederzuschlagen –«

»Das geht nicht,« fiel der Commissar ihm in's Wort, »nur nach Ablauf der Verjährungsfrist könnte vielleicht diese Sache als erledigt betrachtet werden.«

»Wenn also mein Schwager sich hier blicken ließe, würde er, verhaftet?«

»Gewiß!«

»Jenun, er wird so klug sein, zu bleiben wo er ist.«

Die Thüren der Wartesäle wurden geöffnet, die Leute stiegen alsbald ein.

Heinrich blickte aufmerksam hinaus, er fand in der Menge nicht, welchen er suchte.

Alfred dagegen war glücklicher gewesen.

Am Eingang des Bahnhofsgebäudes hatte er Wache gehalten und als Liebmann sich nun so plötzlich und unerwartet seinem gefürchteten Gegner gegenüber sah, war in seiner Seele sofort der Verdacht aufgetaucht, daß er das einzig und allein seinem Schwager zu verdanken habe.

Kein Anderer hatte gewußt, daß er um diese Stunde abreisen wollte.

»Der Weg zum Weiherthore führt nicht hierher,« sagte Alfred zornig aufwallend, »aber wenn Sie das Zuchthaus vorziehen, so kann freilich auch dieser Weg dahin führen.«

»Das hat mein Schwager Ihnen verrathen,« entgegnete Liebmann verwirrt, »ohne diesen Verrath –«

»Wären Sie mir vielleicht entwischt,« fuhr Alfred fort, »das gebe ich zu. Weshalb sprechen Sie mit Ihrem Schwager über derartige Angelegenheiten? Er wollte Ihre Flucht decken, er suchte Sie zu entschuldigen und bat

mich, Sie ruhig abreisen zu lassen! Mein Herr, Sie sind eine ehrlose Memme, nichts destoweniger bestehe ich darauf, daß Sie mir mit der Waffe in der Hand Genugthuung geben.«

Liebmann stand auf glühenden Kohlen. Was sollte er thun? Der Forderung seines Gegners nachgeben oder sich selbst der Polizei überliefern?

In beiden Fällen war er verloren, aber ihn graute vor dem Zuchthause mehr als vor einer Verwundung, die ihn auf ein langes Schmerzenslager werfen konnte.

»Kommen Sie, wir werden in der Nähe noch einen Ort finden, an welchem wir die Angelegenheit ordnen können,« nahm Alfred nach einer Weile wieder das Wort, »wenn Sie sich weigern, so rufe ich die Polizeibeamten.«

»Und wenn ich Ihrer Forderung nachkomme, werden Sie dann unter allen Umständen mein Incognito respectiren?« fragte Liebmann.

»Ja, wie der Zweikampf auch enden mag, ich verspreche Ihnen auf Ehrenwort, daß über meine Lippen Ihr Namen nicht kommen soll. Sie mögen alsdann Ihre Reise antreten, wann es Ihnen beliebt, ich werde Sie nicht verathen.«

»So kommen Sie,« sagte Liebmann, »ich füge mich unter diesen Bedingungen. Ich vertraue darauf, daß, wenn Ihre Kugel mich schwer verwundet, Sie mich nicht hilflos liegen lassen werden –«

»Ich werde alsdann dafür sorgen, daß Sie in meinem Hause die nöthige Pflege erhalten, in welchem Sie vor Verfolgungen gesichert sind.«

Otto blieb stehen.

»Du wirst mir erlauben, daß ich Dich verlasse,« sagte er, »so ungern ich es auch thue, sehe ich mich doch dazu genöthigt, nachdem dieser Herr erklärt hat, daß mein Bruder ihn verrathen habe. Ich gestehe ohne Hehl, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn Dein Gegner sich durch die Flucht diesem Duell entzogen hätte und ich bitte Dich noch jetzt, die Sache auf sich beruhen zu lassen –«

»Lieber Junge, Du kennst meine Ansichten.«

»Und Dein Vater? Ist es denn unmöglich, daß Du fällst oder die Flucht ergreifen mußt?«

»Unmöglich nicht,« erwiderte Alfred entschlossen, »im ersteren Falle habe ich das Leben für meine Ehre eingesetzt, im letzteren werde ich mich schon durchschlagen.

»Nimm diesen Brief, gib ihn meinem Vater, wenn ich heute Abend nicht zurückgekehrt bin und suche den alten Mann zu beruhigen. Wenn Du mich nicht begleiten willst, so muß das Duell ohne Zeugen stattfinden –«

»Nikolas wird mitgehen.«

»Ich kann das nicht verlangen, das Gesetz bestraft auch die Sekundanten. Aber wenn Sie wollen, so versprechen wir Ihnen beide, daß Ihre Betheiligung ein Geheimniß bleiben soll.«

»Ich gehe mit,« erwiderte Nikolas ruhig, »wäre es auch nur, um meinem Freunde später mittheilen zu können, wie die Sache abgelaufen ist –«

Der Abend dämmerte schon, als die drei in einem kleinen Gebüsch hinter Deutz Halt machten. Die Distanz wurde abgemessen, fünfzehn Schritt, mit fünf Schritt

Vorrücken. Alfred zog das Pistolenkästchen aus der Tasche und beauftragte Nikolas, die Waffen zu laden. In fieberhafter Aufregung sah Liebmann diesen Vorbereitungen zu.

»Wegen einer solchen Geringfügigkeit Blut zu vergießen, finde ich ebenso thöricht, als lächerlich,« sagte er und seine zitternde Stimme verrieth die Seelenangst. »Daß ich der Dame gesagt habe, sie sei eine alte Schachtel, muß Jeder durch das Benehmen dieser Dame gerechtfertigt finden, und ich bin sogar bereit, wenn dies verlangt wird, deshalb die Dame um Entschuldigung zu bitten.«

»Diese Beleidigung ließe sich ausgleichen,« erwiderte Alfred gemessen, »aber der Schimpf, den Sie mir zugefügt haben, kann nur durch Blut gesühnt werden.«

»Haben Sie nicht auch mir –«

»Mein Herr, diese Züchtigung hatten Sie verdient, durch Ihr rohes Benehmen gegenüber meiner Schwester. Dennoch würde ich Ihnen die Genugthuung nicht verweigert haben, wenn Sie sie gefordert hätten. Nehmen Sie die Waffe und treten Sie an Ihren Platz.«

Mit zitternder Hand ergriff Liebmann das Pistol, zögernd folgte er der an ihn ergangenen Aufforderung.

»Lassen Sie's genug sein, Herr Doctor,« nahm Nikolas das Wort, »die Angst, welche Sie diesem Manne eingeflößt haben –«

»Kann die Beleidigung, die er mir zugefügt hat, nicht tilgen,« unterbrach Alfred ihn gemessen. »Vorwärts, Sie haben den ersten Schuß.«

»Das ist Meuchelmord!« rief Liebmann in wilder Verzweiflung.

»Schießen Sie, oder ich drücke ab.«

Mechanisch erhob Liebmann die Waffe.

»Ich bitte Sie noch einmal, begnügen Sie sich mit der Erklärung, daß ich –«

»Nein!«

Liebmann sah ein, daß die Entscheidung für ihn jetzt nur noch allein von seiner Kugel abhing.

Der Schuß fiel.

Als die Rauchwolke sich zertheilte, war der Hut Alfred's von seinem Kopfe verschwunden.

Einige Zoll tiefer, und die Kugel hätte die Stirne durchbohrt.

Alfred rückte vor.

Vor den Augen Liebmann's ward es dunkel, er sah nichts, weder seinen Gegner, noch die Mündung der Waffe, die drohend auf ihn gerichtet war.

Wieder fiel ein Schuß.

Nikolas eilte hinzu, röchelnd war Liebmann niedergesunken. Auch Alfred beugte sich zu seinem Gegner nieder.

»Das Ende lag nicht in meiner Absicht,« sagte er entsetzt, »auf das Leben hatte ich's nicht abgesehen.«

»Das sollte man bedenken, so lange die Kugel noch im Lauf ist,« erwiderte Nikolas ernst. »Sie sind Mediziner, legen Sie einen Verband an, dann wollen wir sehen, wohin wir ihn transportiren.«

Erschüttert stand Alfred vor dem Gegner, sein stierer Blick ruhte lange mit dem Ausdruck des Entsetzens auf den starren Zügen.

»Hier ist alle Hülfe umsonst,« sagte er leise, »die Kugel muß das Herz getroffen haben. Gehen Sie, eilen Sie von diesem Orte hinweg, so rasch Ihre Füße Sie zu tragen vermögen, die Verantwortung für diese That trifft mich allein.«

»Glauben Sie, daß ich Sie verlassen werde, ehe ich Sie in Sicherheit weiß,« entgegnete Nikolas. »Vor allen Dingen, haben Sie Geld?«

»Hundert Thaler.«

»Sie müssen augenblicklich abreisen, in den ersten Tagen wird kein Verdacht auf Sie fallen.«

»Ich werde, bevor ich mich einschiffe, dem Gericht den Thatbestand mittheilen.«

»Warten Sie damit, bis Sie drüben sind, nun aber kommen Sie.«

»Und die Leiche?« fragte Alfred.

»Die Leiche?« erwiderte Nikolas nachdenklich. »Es ist wahr, unsere Pflicht wäre es, sie unter ein schützendes Dach zu bringen, aber wir haben dazu keine Zeit. Sie dürfen keinen Augenblick verlieren, der Zug fährt um sieben Uhr, Sie müssen ihn benutzen. Vor morgen wird man die Leiche nicht finden und dann kann man noch lange nachforschen, ehe man über die Person des –«

»Nennen Sie das Kind nur beim richtigen Namen, die Person des Mörders!«

»Du lieber Himmel, Sie sind ja plötzlich ganz umgewandelt. Ein Mörder sind Sie nicht, Liebmann ist im ehrlichen Zweikampf gefallen –«

»Ja, ja, aber die öffentliche Meinung –«

»Ihr können wir entgentreten, wenn es sein muß, ich habe ja dem Duell als Zeuge beigewohnt.«

»Aber das darf Niemand erfahren!«

»Wenn der Verdacht eines Mordes auf Sie fällt, so werde ich ohne Scheu und Furcht Zeugniß für Sie ablegen,« sagte Nikolas entschlossen.

Die Beiden hatten während dieser Unterredung den Schauplatz verlassen.

Sie erreichten Deutz frühzeitig genug; als Alfred am Bahnhofe Abschied nahm von seinem Begleiter, bat der letztere ihn noch einmal, nicht eher an die Behörde zu schreiben, bis er von ihm, oder Otto aufgefordert werde.

Weshalb er diese Bitte an ihn richtete, wußte Nikolas eigentlich selbst nicht, es war in der Hauptsache wohl der Wunsch, den jungen Mann zu beschützen und ihn vor der Gefahr der Verhaftung zu retten, was ihn dazu bewog.

Auch diesmal stand Heinrich Schenk im Zimmer des Inspectors hinter der Glasthüre.

Er sah die beiden jungen Leute und ein triumphirendes Lächeln glitt über sein Gesicht, als er bemerkte, daß Alfred in den Waggon stieg.

»Die Mühe war umsonst,« wandte er sich zu dem Polizeibeamten, »mein Schuldner scheint gewarnt zu sein.«

»Warten wir bis morgen,« meinte der Commissair.

»Ich werde mich heute Abend näher erkundigen,« fuhr Heinrich fort, »einstweilen meinen besten Dank. Sollte ich erfahren, daß der betreffende Mann noch immer die Absicht hegt, sich aus dem Staube zu machen, so werde ich mir erlauben, Ihre Gefälligkeit noch einmal in Anspruch zu nehmen.«

Die Glocke läutete, ein schrilles Pfeifen – dann fuhr der Zug ab.

Als Nikolas das Bahnhofsgebäude verließ, fiel sein Blick auf Heinrich, der im Begriff stand, in den Wagen zu steigen.

Er legte kein Gewicht auf diese Entdeckung, es war ja möglich, daß Heinrich einen auswärtigen Geschäftsfreund zum Bahnhofe begleitet hatte.

Aber als er im Laufe seines Berichts über das Duell und die Flucht seinem Freunde gegenüber diese Begegnung erwähnte, ahnte Otto sofort den Zusammenhang.

Heinrich hatte dem Gegner seines Schwagers verraten, daß Liebmann beabsichtige, abzureisen, und zwar ohne Zweifel nur zu dem Zwecke, um diese Flucht unmöglich zu machen.

Heinrich mußte ja voraussehen, daß der heißblütige Studiosus sich am Bahnhofe einfand, um seinen Gegner zum Zweikampf zu zwingen.

Daß einer der beiden Duellanten den nächsten Zug zur Flucht benutzte, ließ sich ebenfalls voraussehen, für den Fall Liebmann derjenige war, für den das Duell einen glücklichen Ausgang genommen hatte, konnte er am

Bahnhöfe noch verhaftet werden, wenn die Polizei ihn erkannte.

Diese Vermuthungen wurden zur Gewißheit, je länger Otto darüber nachdachte, es mußte ja im Interesse seines Bruders liegen, einen Menschen zu beseitigen, der ihm mit vollem Rechte Erbschleicherei und Betrug vorwerfen konnte.

Ein schwerer Gang stand dem jungen Manne noch bevor, eine Aufgabe, die ihm einen harten Kampf kostete.

Aber er mußte sie lösen, er mußte dem Bankier die Nachricht von der Flucht seines Sohnes bringen.

Otto Schirmer war Anfangs untröstlich, bittere Klagen und herbe Vorwürfe trafen den Sohn, der ihm diesen Kummer verursachte.

Aber allmählich ward er ruhiger, der Brief Alfred's und die Entschuldigungen Otto's beschwichtigten den Sturm in seiner Seele.

»Daß er seiner tief gekränkten Ehre diese Genugthuung schuldig war, will ich gelten lassen,« sagte er, »aber er hätte sein Leben höher schätzen sollen, als es gegen das Leben eines Verbrechers einzusetzen.« –

Am nächsten Tage durchlief die Stadt das Gerücht, in der Nähe von Deutz sei eine Leiche gefunden worden, man vermuthete, daß es die Leiche eines Selbstmörders sei.

An der Börse wußte man schon, daß es der wegen Wechselfälschung steckbrieflich verfolgte Sohn des verstorbenen Fabrikanten Liebmann war, dessen Leiche man in dem Gehölz gefunden hatte.

Otto erfuhr dieses Gerücht ebenfalls, er eilte zu Otto Schirmer, um mit ihm Rücksprache zu nehmen.

Der Bankier hatte bereits Genaueres erfahren.

»Das Gericht hat den Selbstmord angenommen,« sagte er, die Lage der Leiche, der Schuß selbst und die Waffe, welche neben der Hand Liebmann's lag, lassen diese Annahme als gerechtfertigt erscheinen.«

»Desto besser,« erwiderte Otto, erleichtert aufathmend, »Alfred muß nun so rasch wie möglich benachrichtigt werden, damit er nicht selbst sich denuncirt.«

»Es liegen ja auch noch andere Gründe für diese Annahme vor,« fuhr Schirmer fort, »wenn also Alfred schweigt, wenn nicht durch einen Andern der Schleier aufgehoben wird, so können wir über die Folgen beruhigt sein.«

»Durch einen Andern!«

Diese Worte riefen dem jungen Manne die Begegnung seines Freundes mit Heinrich am Bahnhofe in's Gedächtniß zurück.

Außer Nikolas wußte nur dieser den Thatbestand, in seiner Macht lag es, Alfred anzuklagen.

So ungerne Otto auch seinen Bruder besuchte, mußte er sich doch dazu entschließen, er wollte sich die Ueberzeugung verschaffen, ob Heinrich gesonnen war, den Schleier ruhen zu lassen, oder nicht. –

Heinrich empfing den Bruder kalt und zurückhaltend.

»Ich komme Deines Schwagers wegen zu Dir,« nahm Otto das Wort, »Du weißt, wie er geendet hat.«

»Ja, ich weiß es,« erwiderte Heinrich gemessen, »ein anderes Ende ließ sich kaum erwarten.«

»Du denkst an den Selbstmord –«

»Und Du?«

»An das Duell.«

Heinrich senkte unwillkürlich die Wimpern vor dem scharfen, durchdringenden Blick des Bruders.

»Ein Duell?« erwiderte er, anscheinend gleichgültig. »Davon ist mir nichts bekannt.«

»Erinnere Dich Deines gestrigen Besuches bei Herrn Schirmer,« fuhr Otto fort, »Du warntest Alfred –«

»Ah – wenn Du das weißt, weshalb kommst Du zu mir?« unterbrach Heinrich ihn rasch. »Wahrscheinlich nur, um mir zu sagen, daß Du auch diesem Schritt Beweggründe unterschiebst, die mir ganz und gar fremd waren. Liebmann war gestern Morgen bei mir, er sprach von dem Duell, er bat mich, ihn mit seinem Gegner auszusöhnen und dazu konnte ich keine besondere Lust haben. Dennoch ließ ich mich bewegen, zu diesem Gegner hinzugehen und ihn zu bitten, meinem Schwager kein Hinderniß in den Weg zu legen und einstweilen auf die Genugthuung zu verzichten. Ich bat sogar den Bankier, die Klage gegen meinen Schwager niederzuschlagen. Ob dennoch das Duell stattgefunden hat, weiß nicht.«

»Du wußtest es, noch ehe die Schüsse gefallen waren,« entgegnete Otto mit überzeugender Sicherheit, »die Schritte, die Du anscheinend zur Verhinderung des Zweikampfes thatest, hatten nur den Zweck, Liebmann vor

das Pistol seines Gegners zu führen. Was beabsichtigtest Du durch Deine Anwesenheit am Bahnhofe? Doch wohl nur der Wunsch, Gewißheit zu erhalten, für wen das Duell unglücklich ausgefallen war; hätte Liebmann die Flucht ergreifen wollen, wäre er am Bahnhofe der Polizei in die Hände gefallen.«

Heinrich biß auf die Lippen, er hätte diesen Spion, der in alle seine Geheimnisse eindrang, niederschlagen mögen.

»Das sind Vermuthungen, auf die ich nicht näher eingehen mag, weil sie vollständig aus der Luft gegriffen sind,« sagte er, »wie es Dir denn überhaupt gefällt, allen meinen Handlungen schlimme Absichten unterzulegen.«

»Nur den Handlungen, von denen ich weiß, daß ihnen wirklich böse Absichten unterliegen. Ich will darüber nicht mit Dir streiten, was Du thust, magst Du vor Deinem eigenen Gewissen verantworten, ich kümmere mich nicht mehr darum. Das Gericht hat angenommen, Liebmann habe selbst sich entleibt, Gründe für den Selbstmord waren ja leicht zu finden.«

»Und diese Annahme halte ich für die einzig richtige,« schaltete Heinrich ein.

»Du wirst ihr also nicht entgentreten?«

»Nein.«

»Gut, dann ist der Zweck meines Besuches erfüllt.«

»Ah – Du fürchtest für Alfred?« spottete Heinrich.

»Gewiß, ich konnte ja nicht wissen, ob es nicht in Deinem Interesse lag –«

»Du kannst Dich beruhigen, meine Interessen berührt dieser Fall nicht,« unterbrach Heinrich ihn.

»Inwiefern er Dich berührt, oder nicht, kümmert mich nicht, ich wünsche nur zu wissen, ob Du nichts gegen Alfred Schirmer unternehmen wirst, wenn er vielleicht hierher zurückkehrt.«

»Durchaus nicht!«

»Nun wohl, das ist Alles, was ich zu erfahren wünsche. Es liegt ja auch in Deinem Interesse zu schweigen, denn die Rolle, die Du in dieser Sache gespielt hast, ist eine sehr Zweideutige.«

Otto verabschiedete sich nach diesen Worten, er hatte keine Lust, sich länger, als eben nöthig, mit seinem Bruder zu unterhalten.

Heinrich bebte vor Wuth. Konnte er denn keinen Schritt thun, ohne daß dieser Spion ihn erfuhr?

Marie hatte Recht, wenn sie sagte, daß man vor diesem Manne auf seiner Hut sein müsse, das erfuhr Heinrich jetzt abermals.

#### FÜNFUNDNEUNZIGSTES KAPITEL. AUF MÜHSAMEN WEGEN.

Der lange Christian und der Rechtsconsulent Wimmer hatten, ohne vor der Schwierigkeit ihrer Aufgabe zurückzuschrecken, alles Mögliche aufgeboten, um ihren Zweck zu erreichen.

Sie hatten sich mit der Behörde in Verbindung gesetzt und einen sehr geschickten Polizeiagenten engagirt. Aber

alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, die Wärter, welche damals in Merville's Diensten gestanden hatten und bei der Durchsuchung der Anstalt verhaftet worden waren, gaben sich entweder den Anschein, nichts zu wissen, oder sie wußten in der That nichts.

Die Beiden hatten sehr oft Grobheiten geerntet, wenn sie, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß dieser oder jener Wärter ihnen die gewünschte Auskunft geben könne, dem Betreffenden energisch zu Leibe rückten und diese Grobheiten waren natürlich keineswegs geeignet gewesen, sie zu ermuthigen.

Darüber waren Wochen, Monate verstrichen, der lange Christian hatte die Geduld verloren und auch Wimmer hielt es für rathsam, die Sache fallen zu lassen, die ohnehin schon genug Kosten verursacht hatte.

Nun aber harnten die Beiden schon seit mehreren Tagen auf eine Geldsendung aus Breslau, um ihre Schulden im Gasthofs tilgen und die Rückreise antreten zu können.

Diese Sendung blieb aus, es schien fast, als ob der Advocat in Breslau den Muth verloren habe, noch einen einzigen Groschen an die Sache zu wenden.

Der lange Christian wüthete, er sehnte sich heim noch Schlesien, der Rechtsconsulent Wimmer behauptete eine phlegmatische Ruhe.

Wimmer hatte für sich einen Nothpfennig zurückgelegt, ohne seinem Begleiter ein Wort davon zu sagen, er war so schlau gewesen, den möglichen Fall, daß sein Kollege ihn im Stich lassen könne, in's Auge zu fassen und sich auf denselben vorzubereiten.

Christian Scheerenberg hatte davon ebensowenig eine Ahnung, als von dem Vorhaben seines Begleiters, der entschlossen war, die Heimreise allein anzutreten und den Bettler von Breslau seinem Schicksale zu überlassen.

Am Abend des Tages, an welchem Wimmer diesen Entschluß faßte, saßen die Beiden noch einmüthiglich in ihrem Zimmer beisammen.

»Da bleibt uns nichts anderes übrig, als bei Nacht und Nebel uns aus dem Staube zu machen,« meinte Scheerenberg, nachdem er seinem Groll gegen den Advocaten in Breslau in derben Worten Luft gemacht hatte. »Wir können hier nicht bis an unser Lebensende warten, morgen oder übermorgen wird der Wirth uns die Rechnung vorlegen, und dann –«

»Dann ist es noch immer Zeit, durchzubrennen,« erwiderte Wimmer gelassen, »man muß den Muth nicht verlieren!«

»Ihr hofft also noch immer auf die Geldsendung?«

»Gewiß!«

»Na ja, eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, aber ehe ich mich noch einmal mit einem Advocaten einlasse –«

»Geberdet Euch doch nicht so unvernünftig! Die Advocaten haben ihr gutes Geld an Eure faule Sache gelegt, sie allein haben den Schaden davon.«

»Sie mußten voraussehen, daß es eine faule Sache war,« grollte der lange Christian, der in fieberhafter Erregung auf- und abwanderte, »dafür sind sie Advocaten und Rechtsverdreher. Hol' mich der Geier, wenn ich je

noch einmal nach Breslau zurückkomme, werde ich diesem Manne Grobheiten sagen, an die er Zeitlebens denken soll!«

Der Rechtseonsulent zuckte gleichmüthig die Achseln.

»Das könnte für Euch höchstens die Folge haben, daß mein Kollege Euch hinaus werfen ließe,« sagte er, »ärgern würde er sich über Eure Grobheiten nicht. Geht zu Bett und verschlaft den Aerger, morgen wird das Geld schon ankommen.«

»Ihr wollt noch ausgehen?« fragte Scheerenberg erstaunt, als er bemerkte, daß Wimmer sich der Thüre näherte.

»Ja, ich meine noch immer, ich müsse etwas entdecken, einen Haltpunkt, der –«

»Bah – auf der Straße und bei Nacht findet Ihr ihn wahrlich nicht.«

»Wer weiß! Ich will einen kleinen Spaziergang machen, es ist ja möglich, daß sich zufällig eine Gelegenheit bietet, etwas zu verdienen, und wir können's gut gebrauchen.«

Scheerenberg schüttelte den Kopf, aber er war weit entfernt, auch nur das leiseste Mißtrauen zu hegen. Er blieb eine geraume Weile am Fenster stehen und traf dann Anstalten, sich zur Ruhe zu begeben. Er begriff die Ruhe seines Gefährten nicht, es war ihm unmöglich, ruhig zu bleiben, wenn er an die muthmaßlichen Ereignisse der kommenden Tage dachte, denn daß die erwartete Geldsendung nicht eintreffen werde, unterlag für ihn keinem Zweifel mehr, nachdem man so lange vergeblich auf

sie gewartet hatte. Was aber dann, wenn der Wirth sie vor die Thüre setzte? Arbeiten konnte der lange Christian nicht und Betteln hatte er nicht gelernt.

Wenn er nur irgend etwas von Werth besessen hätte, er würde es gern verkauft haben, um die Mittel zur Rückreise zu erhalten, aber außer den Kleidungsstücken, die er auf dem Leibe trug, besaß er nichts, als seinen Rock und der war keinen Schilling werth.

Der lange Christian stand im Begriff, das Licht zu löschen, als plötzlich ungestüm angepocht wurde.

Dieses Pochen wiederholte sich, noch ehe der lange Christian Zeit gefunden hatte, zu fragen, wer so spät noch Einlaß begehre.

»Oeffnet,« befahl eine rauhe Stimme, deren Ton keineswegs freundlich klang, »ich habe nothwendig mit Euch zu reden.«

»Wartet bis morgen,« erwiderte Scheerenberg, der sofort die Stimme des Wirthes erkannt hatte, »ich bin bereits entkleidet.«

»So legt die Kleider wieder an,« lautete die kurze Antwort.

Der alte Mann zitterte vor Aufregung, er ahnte den Zweck dieses Besuchs.

Wenn nur Wimmer noch rechtzeitig zurückkehrte.

Der Rechtsconsulent konnte besser mit diesem Manne fertig werden, der Alle, denen Scheerenberg in seinem vielbewegten Leben begegnet war, an Grobheit überbot.

»Beeilt Euch,« ließ die Stimme sich wieder vernehmen, »ich habe nicht lange Zeit.«

»Dann wartet doch bis morgen,« erwiderte Scheerenberg, »ich finde es ohnehin sonderbar, daß Ihr Eure Gäste so spät noch belästigt.«

»Ihr seid mir ein herrlicher Bursche,« höhnte der Wirth, »na, wartet nur.«

Diese letzten Worte ließen den langen Christian erkennen, daß seine Befürchtungen ihn nicht täuschten, verwirrt vor Angst öffnete er endlich die Thüre.

»So,« sagte der Wirth eintretend, »hier ist die Rechnung, jetzt zahlt.«

»He – glaubt Ihr denn, das lasse sich so rasch und glatt abmachen?« fuhr Scheerenberg, in seiner Verzweiflung ebenfalls zur Grobheit seine Zuflucht nehmend, auf. »Mein Freund ist ausgegangen, wir müssen doch zuvor die Rechnung durchsehen, es wäre ja möglich, daß sich ein Irrthum darin befindet.«

»Thut nichts, lieber Mann,« erwiderte der Wirth mit einer Ruhe, die nichts Gutes verhiess, »ich werde immer noch zufrieden sein, wenn Ihr später reclamiren wollt. Zahlt nur den Betrag –«

»Aber eilt das denn so furchtbar?« unterbrach der lange Christian ihn. »Mein Freund führt die Kasse, da werdet Ihr jedenfalls warten müssen, bis er zurückgekehrt ist.«

Und glücklich, diesen Ausweg gefunden zu haben, der ihm wenigstens noch eine kurze Frist verschaffte, ließ der Bettler von Breslau sich auf den Rand seines Bettes nieder.

Der Wirth hatte die Rechnung auf den Tisch gelegt, mit verschränkten Armen stand er dem langen Christian gegenüber, den er mit seinem glühenden, zornfunkelnden Blick vernichten zu wollen schien.

»Ich hab' mir's gedacht,« sagte er mit eisiger Kälte, »dieselbe Ausrede, die Euer saubrer Freund gebraucht hat, erhalte ich auch von Euch statt der Zahlung. So geht's, wenn man vagabundirendes Gesindel aufnimmt!«

Das war zu viel! Der lange Christian besaß doch auch ein Ehrgefühl, zum Gesindel zählte er sich noch lange nicht.

»Was soll das heißen?« fragte er zornig. »Wartet, bis mein Freund kommt und –«

»Da könnte ich lange warten, der saubere Bursche ist auf und davon.«

Bestürzt blickte Scheerenberg auf.

»Das ist nicht wahr,« stotterte er verwirrt, »das kann nicht wahr sein.«

»Ihr spielt Eure Rolle vortrefflich,« fuhr der Wirth mit schneidendem Hohne fort, »aber Ihr wißt ebenso gut wie ich, daß dieser Freund den Nachtzug benutzt hat, wahrscheinlich, um sich morgen einschiffen. Gibt mich Wunder, daß Ihr's nicht Beide zugleich versucht habt! Oder wußtet Ihr, daß ich meine Leute habe, um verdächtige Gäste überwachen zu lassen? Sie haben Euren Freund natürlich angehalten und vor der Abreise Zahlung verlangt, daß er nichts hatte, konnte man ihm ansehen und es wäre am Ende doch besser gewesen, wenn man ihn

hierher zurückgebracht hätte, denn Ihr habt wahrscheinlich gar nichts – he?«

»Nichts!« erwiderte Scheerenberg vernichtet, »ich erwarte mit jedem Tage Geld –«

»Natürlich, derartige Lumpen erwarten immer Geld, wenn sie gemahnt werden, besser gesagt, warten sie nur auf eine Gelegenheit, um durchzukommen. Diese schuftigen Vagabunden gehen nur darauf aus, ehrliche Leute um ihr saures Verdienst zu betrügen, und wenn es ihnen schließlich gelingt, sich ohne Zahlung aus dem Staube zu machen, nehmen sie auch noch mit, was nicht niet- und nagelfest ist.«

Christian Scheerenberg hatte sich erhoben, kreidebleich mit zitternden Knien stand er vor dem corpulenten Manne.

Er dachte jetzt nicht mehr an die Rechnung, die er berichtigen sollte, nicht an die Flucht seines Gefährten, der ihn so feige im Stich gelassen hatte, er dachte nur noch an den Schimpf, der ihm widerfahren war.

Seine Hand umklammerte den massiven, messingnen Leuchter, der auf dem Tische stand.

»Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Mann,« sagte er, mühsam an sich haltend, »wenn ich das Geld hätte, würde ich augenblicklich –«

»Ja, wenn Ihr es hättet!« höhnte der Wirth. »Zur Reise habt Ihr's so gut wie Euer Kamerad auch, wer mit der Zeche durchbrennen kann, der nimmt auch gerne einen silbernen Löffel mit, ohne Gewissensbisse zu empfinden.

Zu der Sorte gehört Ihr auch, ich taxire meine Burschen

–«

Weiter kam er nicht, der massive Leuchter flog ihm an den Kopf, daß er meinte, eine schwere Keule habe seinen Schädel getroffen.

Das Licht war erloschen, der Wirth brüllte, wie ein schlecht getroffener Ochse, und der lange Christian machte keinen Versuch, diese vielleicht günstige Gelegenheit zur Flucht zu benutzen.

Starr vor Schrecken über die Folgen seiner übereilten Handlung, zu der er sich durch seinen Zorn hatte hinreißen lassen, stand er an dem Tische, den Blick stier auf die Thüre gerichtet, durch welche schon nach wenigen Minuten das gesammte Dienstpersonal, mit allen erdenklichen Geräthschaften bewaffnet, eindrang.

Der Wirth blutete aus einer tiefen Wunde, einige seiner Leute eilten hinaus, um die Constabler zu holen.

Eine Viertelstunde später war der lange Christian verhaftet.

Vergeblich hatte er in seiner gebrochenen englischen Sprache dem Beamten die Sachlage begreiflich zu machen versucht, umsonst sich darauf berufen, daß er gereizt worden sei, er mußte in's Gefängniß wandern, und es war keine Aussicht für ihn vorhanden, daß der Richter ihm die Strafe erlassen würde.

Ja, es war sogar die Möglichkeit vorhanden, daß man die Klage auf beabsichtigten Mord gegen ihn erhob und er besaß nicht die Mittel, sich einen Vertheidiger zu stellen.

Aber der lange Christian sollte erfahren, daß das, was er für ein Unglück hielt, zu seinem Glücke ausschlug.

Die englische Justiz ist sehr rasch; schon am nächsten Morgen wurde Christian Scheerenberg dem Richter vorgeführt.

Der Fall war klar, Scheerenberg leugnete nicht, er führte nur die impertinente Grobheit des Wirths als Entschuldigung für sein Vergehen an.

Freilich war dieser Grund kein sehr triftiger, denn der Wirth war in seinem vollen Rechte dem zahlungsunfähigen Gaste gegenüber gewesen, aber der Richter ließ ihn dennoch gelten, und der lange Christian mußte sich Glück wünschen, daß er mit einer sechswöchentlichen Haft davon kam.

Die Haft war allerdings bitter, aber als denkender Philosoph sah der lange Christian ein, daß er für die Dauer dieser Haft allen Nahrungssorgen überhoben blieb, und dieser Trost söhnte ihn mit der Entziehung der Freiheit aus.

Zudem war die Haft eine sehr gelinde, der Gefangene durfte mehrere Stunden des Tages im Hofraume sich ergehen, es war ihm sogar gestattet, mit anderen Gefangenen in Umgang zu treten.

Unter seinen Leidensgefährten befand sich ein noch junger Mann, der sein Interesse erregte.

Es war ein stiller, bescheidener Mensch, ein Deutscher, der mit Geduld seine Strafe verbüßte, bei der Arbeit stets willig und fleißig war und niemals ein rohes Wort oder gar einen Fluch ausstieß.

Scheerenberg benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, um diesen Mann anzureden; durch die Aufseher hatte er bereits erfahren, daß derselbe zu einer halbjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt war.

Der Gefangene war sichtbar erfreut, als der deutsche Leidensgefährte ihn anredete, seine Augen leuchteten, die Lippen zitterten, er hatte vielleicht schon lange nicht mehr seine Muttersprache gehört.

Die Beiden waren rasch miteinander vertraut, Scheerenberg berichtete dem jungen Manne die Ursache seiner Bestrafung und bat ihn um dasselbe Vertrauen.

Der Gefangene schüttelte mißmuthig das blonde Haupt.

»Ich bin hier für einen Andern,« sagte er, und eine finstere Wolke glitt über sein Gesicht, »hätte ich nicht den Trost, daß ich unschuldig leide, so – – aber Sie denken vielleicht, das sei die alte Redensart, mit der die Verurtheilten fast alle den Makel von ihrer Ehre zu tilgen suchen.«

»Weshalb soll ich das vermuthen?« erwiderte der lange Christian ruhig. »Ich finde noch keinen Grund zum Mißtrauen gegen Sie.«

»Und Sie werden auch keinen finden, wenn ich Ihnen die Ursachen meiner Verurtheilung berichte.«

»Ich bitte darum.«

»Mein Name ist Paul Müller, meine Eltern wohnen in Thüringen. Ich kam vor einem Jahre nach London, um etwas Tüchtiges zu lernen, ich dachte mir, in einer so großen Stadt müsse es leicht sein, ein Unterkommen zu

finden, zumal, wenn man rüstige Hände und einen guten Willen mitbringt. Na, ich wurde enttäuscht, der erste Meister, bei dem ich arbeitete, benutzte mich so lange, bis ich fühlte, daß ich es auf die Dauer nicht ertragen konnte, ich verließ ihn und suchte einen Andern. Aber damit hatte es gute Wege, Niemand wollte mich beschäftigen, die Arbeit lag ziemlich still, die Meister waren zu ängstlich, neue Arbeiter anzunehmen. Ich hatte kein Geld mehr, heimreisen konnte ich auch nicht, also war ich genöthigt, mich nach einer andern Beschäftigung umzusehen, die mir wenigstens das Leben fristete. Da las ich eines Tages eine Annonce, in welcher der Besitzer einer Irrenanstalt einen tüchtigen Gehülfen suchte, der neben der englischen auch die deutsche Sprache verstehe.«

»Wie hieß der Mann?« fragte Scheerenberg rasch.

»Merville.«

»Ah –«

»Kennen Sie ihn?«

»Nein –«

»Hm – Sie haben von ihm gehört?«

»Ja –«

»Dann werden Sie vielleicht wissen, daß er ein Erzschorke war. Ich kannte ihn nicht, ich ging zu ihm und wurde unter Bedingungen engagirt, die mir sehr vorthailhaft schienen.«

»Sie waren Wärter in seiner Anstalt?« unterbrach der lange Christian ihn in fieberhafter Erregung.

»Ja, ich hatte Kost und Logis und außerdem einen Wochenlohn, mit dem ich unter den obwaltenden Umständen zufrieden sein konnte. Mir lag hauptsächlich die Pflege der deutschen Patienten ob.«

»Besatz er deren mehrere?«

»Zwei, einer starb kurz nachdem ich mein Amt übernommen hatte.«

»Hieß dieser Patient Scheerenberg?«

»Nein, der Andere hieß so. Interessiert es Sie.«

»Fahren Sie nur fort, ich werde Ihnen später sagen, weshalb ich diese Frage an Sie richtete.«

Müller schüttelte den Kopf, er begriff offenbar nicht, weshalb der alte Mann sich für den Patienten interessieren konnte.

»Ich bemerkte bald, daß in der Anstalt nicht Alles so war, wie es sein sollte,« nahm er nach einer Pause wieder das Wort, »ich erlaubte mir, Herrn Merville Vorschläge und Andeutungen zu machen und sollte nun erfahren, daß dieser Mann ein Schuft war. Er wies meine Vorschläge zurück und erklärte mir, wenn es mir in seinem Hause nicht gefalle, so möge ich meinen Bündel schnüren, er dulde keine Leute um sich, die Alles besser wissen wollten, wie er selbst. Ich durchschaute ihn, zudem waren mir auch Zweifel aufgestiegen, ob der Patient, den ich bewachte, wirklich irrsinnig sei. Dieser Patient wurde überhaupt sehr schlecht behandelt, es schien mir fast, als ob Merville beabsichtige, ihn verkommen und langsam hinsiechen zu lassen.«

»Dieser Patient war Scheerenberg?«

»Ja,«

»Hatte er lichte Augenblicke?«

»Ich möchte einen Eid darauf ablegen, daß sein Verstand so wenig zerrüttet war, wie der meinige. Es war mir streng verboten, mich allein in die Zelle zu verfügen; mußte ich hinein, so begleitete mich ein anderer Wärter und ich bemerkte sehr wohl, daß dieser mich scharf bewachte. Indeß gelang es mir doch einmal, einen unbewachten Augenblick zu finden, ich benutzte ihn, um den alten Mann anzureden. Ich wollte mir Gewißheit verschaffen und erhielt sie. Scheerenberg war an Merville verkauft, ich weiß nicht, wer ihn beseitigen wollte, genug, er hatte einen Feind und war von diesem dem Besitzer der Anstalt überliefert worden.«

»Sagte er das selbst?« fragte Scheerenberg mühsam seine Erregung bemeisternd.

»Natürlich, er hätte mir wahrscheinlich noch mehr gesagt, wenn wir nicht überrascht worden wären. Aber eins flüsterte er mir zu, ehe ich von meinem Kollegen gezwungen wurde, die Zelle zu verlassen.«

»Und was war das?«

»Wenn er todt sei, möge ich unter den Dielen seiner Zelle die Beweise suchen.«

»Ah – und Sie thaten es?«

»Hören Sie weiter. Eine Stunde später ließ Merville mich rufen, ich ahnte, daß mein College ihm meine Ueberschreitung seiner Gebote hinterbracht hatte. So war es auch. Merville machte mir Vorwürfe, drohte mit sofortiger Entlassung und ging, nachdem er dies Kapitel

beendet hatte, dazu über, mich auszuhorchen. Da kam er aber an den Rechten. Ich war fest entschlossen, mich in der Anstalt zu behaupten, Beweise gegen Merville zu suchen und der Behörde die nöthigen Mittheilungen zu machen, sobald ich genügende Beweise besaß. Also mußte ich mich zusammen nehmen. Es gelang mir auch, Merville zu beruhigen, ich erwiderte ihm, Scheerenberg habe nur den Wunsch geäußert, kräftigere Speisen zu erhalten, das sei Alles, mit einem Irren mich zu unterhalten, sei meine Passion nicht. Er sah mich scharf an, und da ich seinen Blick aushielt, glaubte er mir – aber ich plauderte da in den Tag hinein und –«

»Ich bitte Sie, fahren Sie fort,« unterbrach Scheerenberg ihn. »Wenn ich Ihnen sage, daß ich Scheerenberg heiße, daß jener Patient mein Vetter war und daß ich nur deshalb nach London kam, um das zu erforschen, was Sie mir jetzt mittheilen, so werden Sie das Interesse, welches Ihre Mittheilungen mir einflößen, begreiflich finden.«

Betroffen blickte Müller den alten Mann an.

»Wäre es möglich?« sagte er.

»Ja, ja, Sie haben einige Aehnlichkeit mit ihm, das fiel mir sofort auf. Aber was nutzt es ihm und Ihnen, daß Sie diese Einzelheiten erfahren? Er ist todt und Merville verschollen. Wären Sie früher gekommen!«

»Würde es mir gelungen sein, ihn zu retten? Ich glaube es nicht, nach dem zu urtheilen, was ich über die Anstalt und die Person Merville's vernommen habe.«

»Sie mögen Recht haben, Merville war ein durchtriebener Schurke, den Niemand so leicht überlisten konnte.

Es waren in seinem Hause sogar Vorkehrungen getroffen, für den Fall die Behörde die Anstalt revidiren wollte. Aber ich blieb, Merville schien mir Vertrauen zu schenken, ja er hielt mich desselben so würdig, daß er mir erlaubte, einen Blick hinter den Schleier zu werfen. Er sagte mir ohne Hehl, es seien Patienten in seinem Hause, die er ihrer Familie wegen nicht entlassen dürfe, obschon sie vollständig hergestellt seien, von Seiten der Familie werde das Verschwinden dieser Leute gewünscht, er selbst könne das nicht ändern, denn er sei durch einen Contract verpflichtet, die Patienten bis zu ihrem Ableben zu verpflegen. Merville stellte mir sogar den Antrag, ganz und für immer in seinen Dienst zu treten. Seine Versprechungen waren verlockend, ich ging auf das Anerbieten ein, nur, um den Schurken ganz sicher zu machen. Im Laufe der nächsten Tage wurde ich in Manches eingeweiht, was ich noch nicht kannte, ich entdeckte, daß fast alle Patienten langsam und systematisch durch verschiedene Mittel zu Tode gemartert wurden, der eine durch Hunger, der andere durch Mißhandlungen, der dritte durch ein langsam wirkendes Gift und so weiter. Aber sobald ich in diese Geheimnisse eingeweiht war, hatte es auch mit meiner Freiheit ein Ende. Ich wurde scharf beobachtet, ich durfte die Anstalt nicht mehr verlassen, jeder Verkehr mit der Außenwelt wurde mir abgeschnitten, ich war ein Gefangener und ich ahnte, daß das Loos der unglücklichen Opfer Merville's mir zu Theil ward, wenn ich über einem Verrath mich ertappen ließ. Selbst einige unschuldige Briefe, die ich an meine Eltern geschrieben

hatte, gelangten nicht an ihre Adresse, sie waren durch den Portier meinem Herrn übergeben und unterschlagen worden. Ich war entschlossen, die Flucht zu versuchen, Beweise hatte ich nun genug, ich konnte meine Anklage gegen Merville begründen. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, als plötzlich die Polizei eindrang und Haussuchung hielt. Merville war überlistet worden, er hatte die Flucht ergriffen sammt seiner Haushälterin. Die Wärter wurden sämmtlich verhaftet, auch ich befand mich unter den Gefangenen. Scheerenberg war am Tage vorher gestorben, die Leichenjury stellte den Mord durch Gift fest. Im Verhör sagte ich Alles, was mir bekannt war, meine Kollegen dagegen leugneten, sie wollten von den Verbrechen Merville's keine Ahnung gehabt haben. Sie beharrten hartnäckig bei dieser Aussage, die sie früher verabredet haben mußten, denn obwohl sie einzeln vernommen wurden, sagten sie Alle einmüthig dasselbe aus. Was war die Folge? Sie wurden in Freiheit gesetzt, weil man ihnen die Mitschuld nicht beweisen konnte, mich verurtheilten die Richter zu einer Gefängnißstrafe von einem halben Jahre, weil ich wissentlich den Verbrecher unterstützt hatte.«

Der lange Christian sah lange schweigend vor sich hin. Das düstere Gemälde, welches vor seinen Augen entrollt worden war, hatte ihn erschüttert.

»Das war nach meiner Ansicht ein ungerechtes Urtheil,« sagte er nach einer Weile, »aber der Buchstaben

des Gesetzes spricht oft dem gesunden Menschenverstande Hohn. Sind Sie bereit, diese Mittheilungen Jedem zu wiederholen?«

»Weshalb nicht?«

»Wollen Sie mir beistehen, den Mord meines Veters zu rächen?«

»An wem?«

»An dem, der ihn jenem Schicksal überliefert hat.«

»Gewiß, wenn Sie die betreffende Person kennen –«

»Ich kenne sie. Aber wir müßten zuvor uns die Beweise zu verschaffen suchen, von denen mein Vetter gesprochen hat.«

»Wann schlägt für Sie die Stunde der Freiheit?« fragte er.

»Nach sechs Wochen, von ihnen sind bereits vier Tage verstrichen.«

»So warten Sie, bis ich ebenfalls wieder in Freiheit bin, Ende April werde ich entlassen. Wir werden dann Schritte zur Erlangung jener Beweise thun.«

»Glauben Sie, daß sie noch immer unter den Dielen der Zelle liegen?«

»Wer sollte sie dort gesucht und gefunden haben? Wenn das Haus keiner großartigen Reparatur unterworfen worden ist, was ich nicht glaube, so werden wir die Beweise finden.«

Der lange Christian war jetzt mit seinem Unglück ausgesöhnt, er dankte im Stillen der Vorsehung, die ihn an das Ziel geführt hatte, wenn auch aus mühsamen und wunderlichen Wegen.

Noch an demselben Tage schrieb er an den Advocat in Breslau.

Er theilte ihm mit, daß er Beweise gefunden habe und daß er Anfangs Mai London zu verlassen gedenke, bis dahin erwarte er Geld zur Bestreitung der Reisekosten für sich und einen sehr wichtigen Zeugen.

Dem Rechtsconsulenten in Köln schrieb er nicht, er wollte mit diesem treulosen, selbstsüchtigen Manne nichts mehr gemein haben, trotzdem er zugeben mußte, daß er ohne die Flucht desselben sein Ziel nicht erreicht haben würde.

Er unterhielt sich jetzt oft mit Müller, der ihm über die Anstalt Merville's noch manche Entsetzen erregende Mittheilung machte.

## SECHSUNDNEUNZIGSTES KAPITEL. EIN GEFÄHRLICHER NEBENBUHLER.

Während in London sich der Sturm gegen Heinrich Schenk vorbereitete, zogen sich auch in Paris Wolken zusammen, aus deren Schooße ihn einst der Blitz vernichtend treffen sollte.

Bertha machte in Paris ein großes Haus, sie verkehrte mit den höchsten Ständen und diesen Ständen waren auch ihre Salons geöffnet.

Die junge, schöne, üppige Frau war bald umschwärmt von alten und jungen Herren und sie nahm die Huldigungen derselben als einen Tribut hin, den man ihrer Schönheit schuldete.

Sie vergab ihrer Ehre, ihrem guten Rufe nichts, nicht einer von allen Denen, die ihren Triumphwagen zogen, konnte sich der kleinsten Gunstbezeugung rühmen.

Ein freundliches Lächeln, einen ermunternden Blick und liebenswürdige Worte hatte sie für Jeden, dabei blieb es, jeder Versuch zu einer vertrauten Annäherung wurde entschieden zurückgewiesen.

Sie war auch jetzt noch die stolze, marmorkalte Schönheit, die sie vordem gewesen war, eine Schönheit, die man bewundern, aber nicht berauschend finden konnte.

Unter den Bewerbern um ihre Gunst befand sich ein Chevalier Henri de Chateaurouge, ein bildschöner, geistreicher Mann, der überall willkommen, die Zierde des Salons bildete.

Dieser Chevalier war in allen Künsten bewandert, er ritt und tanzte vortrefflich, er focht vorzüglich und seine Kenntnisse in Musik und Malerei beschämten manchen Künstler, der auf seine eigenen Kenntnisse pochend, sich mit ihm in einen Disput einließ.

Er verstand es ausgezeichnet, eine Gesellschaft zu unterhalten, Spiele zu arrangiren und kleine Kunststücke à *la Bosco* zu machen.

Auch in der Pflanzenkunde war er bewundert, er kannte die Bereitung aller heilsamen Dekokte und aller Gifte, man wollte sogar behaupten, er sei eingeweiht in die Geheimnisse der berühmten Giftmischerin Brinvilliers, die ein Jahrhundert früher hingerichtet worden war.

Kurz der Chevalier war nicht nur ein sehr schöner und sehr liebenswürdiger, sondern auch ein kenntnißreicher

Mann, einer jener Herren, die dem schönen Geschlecht so leicht gefährlich werden.

Dieser Herr hatte niemals den Versuch zu einer vertraulichen Annäherung gemacht, aber einem scharfen, aufmerksamen Beobachter wäre es nicht entgangen, daß er nichtsdestoweniger die Absicht hegte, diese Annäherung allmählich herbeizuführen.

Für diesen Beobachter würde mancher verstohlene Blick, mancher halbunterdrückter Seufzer, manches Lächeln und manches anscheinend leicht hingeworfene Wort eine Bedeutung gehabt haben, die der Unbefangene nicht ahnte.

Aber trotz alledem schien der Chevalier seinen Zweck nicht erreichen zu sollen.

Auch ihm gegenüber blieb Bertha kalt und zurückhaltend, eine Marmorstatue, an der Alles abglitt, ohne einen Eindruck zu hinterlassen.

Demungeachtet fehlte der Chevalier nie in den Salons dieser spröden Schönheit, er blieb derselbe, liebenswürdige, lebhaft, aufmerksame Gesellschafter und manchmal schien es, als ob er nur komme, um sich in seinem eignen Strahlenglanze zu sonnen.

Es war kurz nach Fastnacht, als Bertha in ihren Salons eine kleine Soiree veranstaltete, zu der sie ihre Freunde und alle Familien, mit denen sie verkehrt hatte, einlud.

Da der Fastenzeit wegen weder musicirt noch getanzt werden durfte, so hatte Bertha einen ihrer Räume in eine Orangerie umwandeln lassen.

Dieser kleine Wintergarten war in der That reizend. Die blühenden Orangenbäume mit ihrem herrlichen, be rauschenden Duft, die breitblättrigen exotischen Stauden und Gewächse mit ihrer Farbenpracht; die Palmen, deren breite gezackte Blätter auf die Orangenblüthen sich hinuntersenkten und die buschigen Schilfpflanzen, die aus den Farrengruppen emporragten, alle diese Pflanzen in ihrer sinnigen Zusammenstellung und im Verein mit dem Duft, der die Luft schwängerte, machten den Eindruck, als ob man plötzlich in die Tropenzone versetzt sei.

Das Licht fiel durch mattgeschliffene Krystallkugeln gedämpft von oben auf die Kronen der Bäume, so daß jenes trauliche Halbdunkel herrschte, in welchem man so gerne sitzt um zu träumen von vergangenen Dingen oder um Luftschlösser zu bauen für die Zukunft.

Da war mancher versteckte Sitz, manche improvisirte Laube, wo man ungestört und ungesehen vertraulich miteinander flüstern konnte.

»Sehr schön und sehr geschmackvoll,« sagte der Chevalier, als er an der Seite Bertha's langsam unter den Blüthenzweigen einherwandelte, »aber Eins fehlt, schöne Frau, und dieses Eine würde die köstlichste Blüthe in diesem Garten sein.«

Ueberrascht blickte Bertha den Redenden an, sie bemerkte den bittern Zug nicht, der plötzlich statt des bisherigen Lächelns seine Mundwinkel umspielte.

»Und dieses Eine?« fragte sie.

»Ist die Liebe, Madame,« erwiderte der Chevalier mit ungewöhnlichem Ernst.

Betroffen blieb Bertha stehen, ihr Blick ruhte auf einer prachtvollen Rose, die kaum aufgeblüht war.

»Wo die Liebe fehlt, da fehlt der Zauber der Poesie und ohne Poesie ist das Leben nichts, als eine Wanderung durch eine trostlose Oede,« fuhr der Chevalier fort. »Würden diese Blumen uns entzücken, wenn nicht ein geheimer Zauber der Poesie sie umwehte? Nehmen Sie dem Auge die Leidenschaft, die den Blick belebt und Sie erschrecken vor seiner Starrheit.«

»Das Thema ist mir zu hoch,« erwiderte Bertha, indem sie, wohl um ihre Verwirrung zu verbergen, ihren Fächer so aufmerksam betrachtete, als ob sie ihn heute erst erhalten habe. »Wenn Sie in der That die Ansicht hegen, daß das Leben ohne Liebe eine trostlose Wanderung sei, so beklagen Sie mich, denn ich habe ihren Zauber nie kennen gelernt.«

»Sie scherzen, schöne Frau!«

»Nein, nein –«

»Nun wohl, so haben Sie nie Liebe gesucht, denn ich wüßte nicht, was Ihnen verbieten könnte, sie zu finden, wenn Sie nur –«

»Lassen Sie uns dieses Thema nicht weiter verfolgen,« fiel Bertha ihm in's Wort, und es lag so viel Leichtfertigkeit und kalte Gleichgültigkeit in dem Tone, in welchem sie das sagte, daß es dem Chevalier war, als ob eine eisige Hand sich plötzlich auf sein glühendes Herz gelegt habe. »Ich bin ohnedies heute nicht aufgelegt, mich mit ernstesten Dingen zu beschäftigen, lassen Sie uns scherzen und

lachen, wer weiß, wie bald das schöne Kartenhaus zusammenstürzt und uns unter seinen Trümmern begräbt.«

Der Chevalier blickte befremdet die schöne Frau an, es versteckte sich ein bitterer Ernst hinter diesen anscheinend leichtfertig hingeworfenen Worten, er las es in ihren dunklen Augen, in ihren Zügen, über die ein Schleier gebreitet lag, den das erzwungene Lächeln nicht beseitigen konnte.

»Sie haben Kummer gehabt, Madame?« sagte er. »Was könnte den reinen Sonnenschein Ihres Glückes trüben?«

In den dunklen Augen Bertha's blitzte es auf.

»Kummer?« erwiderte sie. »Reden wir nicht davon, Chevalier. Ich werde vielleicht morgen in meine Heimath zurückreisen,« fuhr sie gleichgültig fort, »das Fest, welches ich heute gebe, ist ein Abschiedsfest. Sprechen Sie nicht davon, ich liebe das Fragen, Bedauern und Abschiednehmen nicht.«

Ueberrascht, bestürzt trat der Chevalier näher.

»Und das sagen Sie so ruhig, so kalt?« flüsterte er. »Lassen Sie denn gar keine Erinnerung hier zurück, die Ihnen angenehm ist, von der zu trennen Ihnen schwer fällt?«

Groß und voll ruhte der Blick Berthcks auf dem Fragenden.

Sie mußte in seinen Augen lesen, welches Interesse für ihn sich an diese Frage knüpfte, sie mußte aus dieser Frage selbst erkennen, daß der Chevalier sie liebte.

»Ich werde vielleicht zurückkehren,« sagte sie nach einer Pause.

»Vielleicht! Ah – in diesem Worte liegt für mich der Beweis, daß Nichts Sie hierher zurückziehen wird, daß Sie kalt und gleichmüthig von hier scheiden.«

»Chevalier, Sie sind ungerecht,« fuhr Bertha erregt fort. »Glauben Sie mir, daß es nicht in meinem Willen liegt, wenn ich nicht zurückkehren werde.«

»Wer kann Sie zwingen, sich dem tyrannischen Befehl eines herzlosen Gatten zu unterwerfen?«

»Niemand, aber Verhältnisse, die ich Ihnen verschweigen möchte, weil sie nur mich allein betreffen –«

»Nur Sie allein? Und Sie glauben, daß kein Anderer sich dafür interessiren könne? Womit habe ich diesen Mangel an Vertrauen verdient?«

»Lassen Sie uns in den Saal zurückgehen,« sagte Bertha ausweichend, »man könnte aufmerksam auf uns werden.«

»Das ist die einzige Antwort, die Sie für mich haben?« fragte der Chevalier gekränkt.

Bertha brach die Rose ab und überreichte sie dem Fragenden.

»Nein,« erwiderte sie, »für heute möge diese Blume Ihnen die Antwort geben, morgen früh bin ich bereit, Ihnen zu beweisen, daß Sie mein Vertrauen besitzen.«

Ehe der Chevalier sich von seiner freudigen Ueberraschung erholt hatte, war Bertha verschwunden.

Auch er kehrte nach einer Weile in den Saal zurück, der Blick, der bei seinem Eintritt aus ihren schönen Augen ihn traf, sagte ihm, daß das Geheimniß, welches nun

zwischen ihnen bestand, ein fesselndes Band um ihre Seele geschlungen hatte.

Am nächsten Tage fand der Chevalier sich ein.

Er fand Bertha in ihrem Boudoir beschäftigt, die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

»So ist es also doch Wahrheit,« sagte er, »Sie wollen wirklich abreisen?«

»Ich muß, Chevalier,« erwiderte die junge Frau mit einem trüben Lächeln.

»Sie müssen?«

»Ja. Chevalier, Sie sind der Einzige, den ich meines Vertrauens würdig halte, wohl, ich will Ihnen beweisen, daß Sie es genießen, lesen Sie diese Zeilen, die mein Gatte mir gestern gesandt hat und dann verdammen Sie mich.«

Mit wachsender Bestürzung hatte der Chevalier das Billet entfaltet, lange ruhte sein Blick auf den wenigen Zeilen, die es enthielt.

»Wie kalt und nüchtern!« sagte er, und seine Augenbraunen zogen sich drohend zusammen. »Ich würde diesem Befehl nicht Folge leisten!«

»Aber mein Gott, Sie lesen doch, daß es sich um den Verlust meines Vermögens handelt,« warf Bertha ungeduldig ein. »Meine persönliche Anwesenheit ist dringend geboten, um aus dem Schiffbruch zu retten, was noch gerettet werden kann.«

»So schreibt er, es sind seine Worte. Wissen Sie, ob es Wahrheit ist? Ah – diese Ehemänner benutzen jedes Mittel, sie greifen zur Lüge, wenn –«

»Sie glauben, daß es nur ein Vorwand sei, um mich zur Rückkehr zu bewegen?«

»Ja, ich glaube es,« fuhr der Chevalier mit überzeugender Sicherheit fort. »Dieser Mann liebt Sie nicht, Sie haben ihm die Verwaltung Ihres Vermögens übertragen, er als erfahrener Kaufmann würde nicht warten, bis der Schiffbruch nahe ist, er würde rechtzeitig –«

»Ich habe daran auch schon gedacht,« fiel Bertha ihm rasch in's Wort, »aber welchen Zweck könnte er mit dieser Machination verbinden? Ihm ist es gleichgültig, wo ich weile, nicht sein, mein Vermögen ist es, was mir die Mittel gibt.«

»Halt, das ist der Punkt, den wir festhalten müssen,« sagte der Chevalier. »Ihr Gatte ist ein Egoist, ein selbstsüchtiger Mensch, der nur Ihres Vermögens wegen damals um Ihre Hand geworben hat.«

»Woher wissen Sie es?«

»Entschuldigen Sie, daß ich mir erlaubte, in Ihrer Heimath Erkundigungen über ihn einzuziehen, ich habe eine Charakteristik über ihn erhalten, die mich befähigt, diesen Mann nach seinem Werthe zu taxiren. Er ist Börsenspeculant und ich versichere Sie, daß mir von dieser Sorte noch Keiner begegnet ist, der nicht ein herzloser Egoist gewesen wäre. Nun wohl, wenn Ihr Gemahl nur Ihre Mitgift im Auge hatte, wie sehr mußte das Testament Ihres verstorbenen Vaters ihn enttäuschen!«

»Auch das wissen Sie?«

»Sie hören es, verzeihen Sie, daß ich so kühn war, in diese Familienverhältnisse einzudringen. Ich that es nur

aus dem Grunde, um Ihnen im geeigneten Augenblick meinen Rath und Schutz anbieten zu können. Ihr Gemahl mußte die Bestimmungen dieses Testaments anerkennen, und Sie thaten wohl, diese Anerkennung von ihm zu fordern. Aber das hinderte ihn nicht, noch immer die Hoffnung zu hegen, daß das ganze Vermögen ihm später zufallen werde.«

»Dann aber mußte er doch die Ueberzeugung hegen, daß ich vor ihm sterben werde.«

»Sehen wir davon ab, schöne Frau, wer kann wissen, welche Pläne er zur Erlangung dieses bedeutenden Kapitals entworfen hatte. Diese Pläne konnten durch Ihren Aufenthalt hier durchkreuzt werden.«

Bertha blickte lange in Gedanken versunken vor sich hin.

»Sie mögen Recht haben,« sagte sie nach einer Pause, »aber wird mein Gemahl mich zwingen können, seinen Befehlen mich zu fügen? Niemals, das muß er selbst wissen.«

Der Chevalier zuckte die Achseln.

»Zürnen Sie mir nicht, wenn ich tiefer in die Sache eindringe,« fuhr er fort, »ich halte es in Ihrem Interesse geboten, Ihnen zu zeigen, worauf Sie sich vorbereiten müssen. Ihre Gesetze geben dem Ehemann volle Gewalt über seine Gattin, Ihr Gemahl kann, wenn Sie darauf bestehen, getrennt von ihm zu leben, die Scheidung beantragen.«

»Er würde mir damit einen Gefallen erzeigen.«

»Das weiß er, und deshalb wird er es nicht thun. Er kann Sie unter Vormundschaft stellen lassen, indem er Sie der Verschwendung beschuldigt.«

»Herr Chevalier!« fuhr Bertha empört auf.

»Ich bat Sie, mir nicht zu zürnen, schöne Frau, ich zeige Ihnen ja nur –«

»Er soll es wagen, diesen Schritt zu thun!« rief Bertha mit wachsender Entrüstung. »Ich werde mit meinem Eigenthum schalten und walten kömten, wie es mir beliebt –«

»Das Gesetz –«

»Was kümmert mich das Gesetz? Auf meine Privatangelegenheiten kann es keinen Einfluß üben. Aber er wird das auch nicht wagen,« fuhr Bertha ruhiger fort, »dieser Schritt würde seinen Credit untergraben, abgesehen von dem Eclat, den er hervorriefe. Nein, Herr Chevalier, das fürchte ich nicht, ich glaube noch immer, daß der Grund, den er mir geschrieben hat, der einzig richtige ist.«

»Sie werden also reisen?«

Der Chevalier schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Ich werde bald wissen, ob es Wahrheit oder Lüge ist, was er mir geschrieben hat,« nahm Bertha nach einer Weile wieder das Wort, »verlassen Sie sich darauf, daß ich binnen wenigen Tagen zurückkehren werde.«

»Gott gebe es!« erwiderte der Chevalier, und es lag in dem Tone, in welchem er dies sagte, eine solche Nieder geschlagenheit und Wehmuth, daß Bertha über die Gluth und Tiefe seiner Leidenschaft, die sich in diesen Worten

offenbarte, erschrack. »Mir sagt eine innere Stimme, daß Sie Gefahren entgegengehen, die –«

»Chevalier, weshalb diese trüben Gedanken?« unterbrach Bertha ihn lächelnd. »Ich finde keinen Grund für dieselben –«

»Weil Sie noch nie für das Leben einer Ihnen theuern Person gezittert haben, weil – – aber weshalb sage ich Ihnen das? Sie begreifen meinen Schmerz nicht, Sie scheiden gleichgültig –«

»Haben Sie die Rose vergessen, die ich gestern Abend Ihnen gab? Chevalier, Sie sind ungerecht.«

Der Chevalier hatte sich rasch der jungen Frau genähert, sie trat lächelnd zurück.

»Ei, ei, Sie fallen aus einem Extrem in's andere,« sagte sie scherzend, »aus der Verzagtheit gehen Sie zu Sturm über. Jedes Ding will seine Zeit haben, Chevalier, so gedulden Sie sich denn und – hoffen Sie! Hier ist meine Hand, bei ihrem Druck verspreche ich Ihnen, daß ich auch in der Ferne Ihrer gedenken will, daß ich das Gefühl, welches für Sie meine Seele hegt –«

»Berta!«

»Nicht weiter, Chevalier! Noch liegt eine Grenze zwischen uns, die wir nicht überschreiten dürfen.«

Der Chevalier, der sich bereits an seinem Ziele geglaubt hatte, blickte befremdet die junge Frau an.

»Eine Grenze?« fragte er. »Ich reiße jede Schranke nieder.«

»Sie können es nicht, Chevalier,« erwiderte Bertha ernst. »Wollen Sie, daß Sie die Frau, welche Sie jetzt lieben, später verachten? Das dürfen und werden Sie nicht wollen, deshalb achten Sie die Grenze und warten Sie in Geduld und Hoffnung, bis die Schranke gefallen ist. So lange ich die Gattin eines Andern bin, sind mir die Pflichten, welche das heilige Sakrament der Ehe mir auferlegt, heilig, ich gleiche darin nicht den französischen Frauen, die darüber sich leicht hinwegsetzen. Wenn ich Ihnen sage, daß ich für Sie empfinde, daß Ihr Bild mich begleiten wird, so muß Ihnen das genügen, Henri, nun dringen Sie nicht weiter in mich, ich möchte gerne Ihnen gegenüber stark bleiben.

Das war eine Sprache, wie sie der Chevalier, gewohnt, über die Frauen so rasch und leicht zu triumphiren, noch nicht vernommen hatte.

Aber unwillkürlich mußte er sich vor ihrer Hoheit ihrer Würde beugen und die Gluth seiner Leidenschaft loderte nur um so heftiger, je begehrenswerther er den Besitz dieser schönen Frau fand.

»Sei es denn,« sagte er, »ich will mich begnügen mit dem, was ich errungen habe und auf die Erfüllung meiner Wünsche hoffen. Aber gestatten Sie mir, daß ich Sie begleite.«

»Weshalb das?«

»Um Sie zu beschützen.«

»Vor wem?« fragte Bertha lächelnd. »Vor meinem Gatten? Ich versichere Sie, daß Ihre Befürchtungen jeder Begründung entbehren, mein Gatte wird mir kein Leid zufügen.«

»Eine Ahnung –«

»Ah – glauben Sie an Ahnungen? Ich nicht.«

»Sie spotten, schöne Frau und dieser Spott –«

»Verzeihen Sie, wenn er Sie verletzt hat, das lag nicht in meiner Absicht. Ahnungen sind Hirngespinnste, Chevalier, wer sich von ihnen bethören läßt, der verliert den klaren Blick und die Thatkraft. Ich wünsche Ihre Begleitung nicht, sie würde Aufsehn erregen und zum bösen Gerede Anlaß geben. Bleiben Sie hier, ich will Ihnen nach meiner Ankunft schreiben, wie ich's in meinem Hause gefunden habe. Und nun leben Sie wohl, Sie sehen, ich bin mit meinen Vorbereitungen für die Reise beschäftigt, ich bedaure, die Ehre und das Vergnügen Ihres Besuches nicht länger genießen zu können.«

»Und ich bitte um Entschuldigung, daß ich so lange Sie aufgehalten habe,« sagte der Chevalier, indem er seinen Hut ergriff. »Reisen Sie glücklich, Bertha, und vertrauen Sie darauf, daß mein Schutz Ihnen nahe sein wird, wenn Sie ihn bedürfen.«

Der Chevalier entfernte sich, er eilte in seine Wohnung und befahl seinem Diener, unverzüglich die nöthige Garderobe für eine kleine Reise einzupacken.

Die Frage des Dieners, ob er ihn begleiten werde, verneinte er, auch sagte er ihm nicht, wohin er zu reisen gedachte.

Aber daraus, daß der Chevalier ein ganzes Packet Banknoten in sein Portefeuille legte und darauf seinen Paß aufmerksam prüfte, glaubte der Diener schließen zu können, daß sein Herr im Begriff stehe, eine ziemlich weite Reise anzutreten.

Und kaum waren die nöthigsten Vorkehrungen getroffen, als der Chevalier in einen Wagen stieg und dem Kutscher die Weisung gab, ihn zum Bahnhofe zu fahren.

### SIEBENUNDNEUNZIGSTES KAPITEL. EIN HANDWERKERFEST.

Im Hause des ehemaligen Schneidermeisters Fritz Wacker ging es hoch und lustig her.

Alle Fenster waren beleuchtet, die Diener, mit weißen Handschuhen bekleidet, empfangen mit sehr vornehmer herablassender Miene die ankommenden Gäste, über welche sie sich in ihrer Stellung weit erhaben fühlten.

»Eine sonderbare Marotte!« sagte der Kammerdiener der ›gnädigen‹ Frau Wacker zu seinem Kollegen, dem Portier, während er einem eben nicht sehr modern gekleideten Ehepaar nachblickte, welches langsam und sich nach allen Seiten umschauend, die Treppe hinaufstieg, »die gesammte Schneiderklerisei einzuladen! Wenn nur ein einziger Gast von einigem Rang darunter wäre! Aber Schneider, Schneider und wieder Schneider, Herrgott, ich meine –«

»Na, was kümmert uns das!« unterbrach der Portier ihn ruhig, dessen rothe Nase mit dem Riechorgan des

Friseurs Caspar Melchior Gabel wetteifern konnte. »Uns kann es ziemlich gleichgültig sein, wen wir hier empfangen, wenn unser Herr sich blamiren will, was geht es uns an?«

Der Kammerdiener schüttelte mit einer Miene ernster Mißbilligung sein zierlich frisirtes Haupt.

»Was das uns angeht?« fuhr er grollend fort. »Ich meine denn doch, daß wir doch auch unser *Point d'honneur* haben und daß es uns wahrhaftig nicht gleichgültig sein kann, ob wir uns vor der Tochter eines Bankiers oder einer Schneidermamsell verbeugen!«

»Ganz recht, aber –«

»Und dann denken Sie an's Trinkgeld! Was wird bei der ganzen Geschichte herauskommen? Ich sage Ihnen, wenn unser Herr derartige Zumuthungen mir öfter macht, werde ich seinen Rock an den Nagel hängen.«

»Ganz recht,« wiederholte der Portier noch einmal, der inzwischen sein purpurrothes Riechorgan reichlich mit Schnupftabak versehen hatte, »aber dann hätten Sie überhaupt diesen Rock nicht anziehen sollen! Sie wußten doch, daß Herr Wacker in früheren Jahren selbst Schneider war.«

»Früher – mag sein. Jetzt aber ist er Fabrikant, er hat Wagen und Pferde, Diener in Livree, dazu passen solche Gäste nicht.«

»Werden aber noch öfter kommen,« bemerkte der Portier trocken.

»Glauben Sie?«

»Ganz gewiß. Wissen Sie, dieses Fest ist eigentlich nur eine Brücke, die Herr Wacker sich bauen will, um von seinem hohen Standpunkte mit Ehren wieder in's Thal hinuntersteigen zu können.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Will's Ihnen klar machen. Sehen Sie, der Mann hat vor einiger Zeit einen schönen Posten in der Lotterie gewonnen und da wußte er nichts Eiligeres zu thun, als ein großes Haus zu machen. Ein Palais mit kostbarer Einrichtung, Wagen und Pferde, das ist doch das Geringste, was ein solcher Mann bedarf, also wurde es angeschafft und direct baar bezahlt. Gute Freunde fanden sich auch, die dann und wann einen Griff in seine Börse thaten und hier stets offene Tafel fanden, – na, Sie wissen's ja –«

»Freilich, freilich,« sagte der Kammerdiener, »es sind Vagabunden in Frack und Glacehandschuhen hier aus- und eingegangen, von denen ich sehr wohl wußte, daß sie nur kamen, um etwas zu holen.«

»So ist es. Nun hat der Herr noch die unglückselige Idee gehabt, Fabrikant werden zu wollen.«

»Na, die Fabrik bringt doch ein hübsches Geld ein.«

»I, bewahre,« flüsterte der Portier, »er selbst versteht soviel von der Fabrikation und dem Geschäftsbetrieb, wie die Kuh vom Sonntage und in der Fabrik wird er bestohlen, daß ihm die Haare zu Berge stehn.«

»Nehmen Sie mir das nicht übel, das glaube ich nicht. Tender ist ein ehrlicher Mann.«

»Gewiß, aber der Werkmeister kann seine Augen auch nicht überall haben. Der Herr Buchhalter – na, ich will

nichts gesagt haben, aber die Cigarren werden nicht stückweise, sondern kistenweise hinausgeschafft. Geben Sie Acht, wenn das Lager revidirt wird, finden sich mehr leere, als volle Kisten vor.«

»Sie scheinen das sehr genau zu wissen,« sagte der Kammerdiener überrascht, und in seinem Blick drückte sich ein sehr gerechtfertigtes Mißtrauen aus. »Woher erfahren Sie das Alles?«

Der Portier zuckte die Achseln.

»Wenn man die Ohren offen hält, hört man Manches,« erwiderte er gelassen. »Bin nur neugierig, wie lange es noch dauern und welches Ende es nehmen wird.«

»Aber da wären Sie doch verpflichtet, unserm Herrn die Augen zu öffnen!«

»Bah, das bringt niemals Dank ein, man thut besser, wenn man die Nase nicht in Dinge steckt, die Einem nichts angehen.«

Der Portier nahm nach diesen Worten sehr gravitatisch eine Prise und schloß dann die Dose mit einem Aufwand von Geräusch, welches ganz und gar überflüssig war.

»Man muß nur zusehen, daß man selbst nicht zu Schaden kommt,« sagte er gelassen, »wenn der Konkurs ausbricht, hat die ganze Herrlichkeit ein Ende.«

»Und dafür werden Sie natürlich gesorgt haben,« spottete der Kammerdiener, »ich kann mir's lebhaft denken.«

»Na thun Sie doch nicht, als ob sie so rein im Kami-sol, wären,« fuhr der Portier mit gedämpfter Stimme fort. »Ich will Ihnen nur einen guten Rath geben, nehmen Sie

mir's nicht übel, lassen Sie nicht so oft ein Goldstück wechseln, am Ende könnte es doch einmal auffallen.«

Der Kammerdiener erschrack, er versuchte vergeblich, seine Bestürzung zu verbergen.

In diesem Augenblick wurde die Glocke gezogen, der Portier, dessen Lippen ein Lächeln triumphirenden Hohns umspielte, öffnete.

Caspar Melchior Gabel stand auf der Schwelle.

»Ich werde wohl der Letzte sein,« sagte er, während er mit einer graziösen Verbeugung dem Kammerdiener seinen Mantel zuwarf. »Na machen Sie kein böses Gesicht, Jean, heute Nachmittag habe ich Sie frisirt und bedient, jetzt bedienen Sie mich, das liegt nun einmal in den Verhältnissen.«

Der Kammerdiener biß auf die Lippe, er hätte gerne eine beißende Antwort gegeben, aber er durfte es nicht wagen, seines Herrn wegen.

»Ob Sie der Letzte sind, das weiß ich nicht,« erwiderte der Portier, »übrigens kann's Ihnen auch ziemlich gleichgültig sein, es ist keine sehr gewählte Gesellschaft oben.«

»Nicht? Ich meine, es sei ein großes Fest, eine Soiree  
—«

»Ja, ja, eine Sauerei,« murmelte Jean ergrimmt, »die ganze Schneidersippe der Stadt Köln!«

»So ist es,« bestätigte der Portier auf einen fragenden Blick des Friseurs, »Herr Wacker hat wenigstens dreißig Schneiderfamilien eingeladen.«

Kopfschüttelnd stieg der Friseur die Treppe hinauf.

Als er in den Saal trat, überraschte ihn der Contrast, der sofort seinem Blick sich bot.

Wenn auch die anwesenden Gäste sich alle so gut wie möglich herausgeputzt, ja mitunter ein Uebriges gethan und eigens für dieses Fest neue Anschaffungen gemacht hatten, ihre Toiletten standen doch in zu grellem Widerspruch mit dem Lichtmeer, welches sie umfloß, mit der Pracht, die sie umgab.

Aber sie schienen trotz alledem sich auf dem spiegelglatten Boden dieser eleganten Räume recht heimisch zu fühlen, wenigstens sah der Barbier selten ein verlegenes Gesicht, oder eine schüchterne, befangene Miene.

Und er erkannte auch sehr bald die Ursache dieser Unbefangenheit und Gemüthlichkeit; Hermine und ihr Vater wanderten von einer Gruppe zur andern, sie plauderten beide so freundlich und vertraulich mit ihren Gästen, daß diese sich rasch heimisch fühlen mußten.

Gabel war kaum eingetreten, als das Souper begann, er fand keine Zeit mit dem Freunde zu plaudern und ihn um eine Erklärung dieses ihm noch immer räthselhaften Festes zu bitten, denn Fritz Wacker hatte ihn kaum flüchtig begrüßt, als er auch wieder forteilte, um seinen Gästen die Plätze anzuweisen.

Das Souper war sehr reichhaltig und vorzüglich, der feurige Wein löste allmählig die Zungen und mehrere Gäste fanden sich bewogen, auf den lebenswürdigen Wirth einen Toast auszubringen.

Fritz Wacker dankte für diese ihn ehrende Anerkennung und sprach sein lebhaftes Bedauern darüber aus,

daß es seiner Frau, einer schweren Erkältung wegen, unmöglich sei, an der Freude Theil zu nehmen.

Der Barbier hatte seine besonderen Gedanken über diese Erkältung aber er sprach sie nicht aus.

Nach und nach wurde die Stimmung immer belebter und heiterer, es bildeten sich an der Tafel Gruppen, die miteinander scherzten und Kurzweil trieben.

Da wurden unter den Mandeln die Doppelkerne herausgesucht, um ein ›Vielliebchen‹ zu gewinnen oder zu verlieren, je nachdem die Verhältnisse das Eine oder Andere wünschenswerth erscheinen ließen, von den Bonbons wurden die Reimzettelchen abgewickelt, um sie aus einer Hand in die andere wandern zu lassen, – und was dergleichen Kurzweil mehr war.

Als die Sache weit gediehen und Jeder mit sich selbst und seinen nächsten Nachbarn beschäftigt war, erhob Fritz Wacker sich.

Er ging an der Tafel vorbei, wechselte mit Diesem und Jenem einige Worte und verließ dann den Saal.

Der Friseur benutzte diese Gelegenheit, er folgte ihm und es schien, als ob Wacker dies vorausgesehen habe, denn er erwartete den Freund auf dem Corridor.

»Ihr zerbrecht Euch wohl den Kopf darüber, was mich bewogen haben könne, diese Gäste zu laden?« fragte er.

»Allerdings, mir ist es ein Räthsel –«

»Welches ich Euch lösen werde; kommt, in jenem Zimmer können wir ungestört plaudern und meine Gäste werden mich in der ersten halben Stunde nicht vermissen.«

Der Friseur folgte seinem Freunde in das halbdunkle Gemach und ließ sich, nachdem er die ihm angebotene Cigarre angezündet hatte, in einen Sessel nieder.

»Ihr kennt meine Vergangenheit,« nahm Wacker das Wort, »also kann ich offen mit Euch reden. Es war ein Fehler, den ich beging, daß ich nicht, nachdem ich das große Loos gewonnen hatte, im Rechnen Unterricht nahm. Ich sehe das jetzt zu spät ein und habe nun keine Lust mehr, das Versäumte nachzuholen. Ihr habt mich früher einmal gewarnt und ich würde vielleicht die Warnung beachtet haben, wenn meine Frau nicht so sehr ihrer Sache sicher gewesen wäre. Sie war der Meinung, mit dem gewonnenen Gelde könne man die ganze Welt auskaufen und ich – – na, ich dachte auch nicht, daß es ein solches Ende nehmen werde.«

»Aber, Du lieber Himmel, steht es denn so schlimm?« fragte der Barbier bestürzt.

Fritz Wacker nickte.

»Die Sache ist die, will ich meine Gläubiger insgesamt befriedigen, so bleibt mir nichts, als ein kleines Kapital von fünf bis sechstausend Thaler und befriedigt sollen sie werden, so wahr ich Fritz Wacker heiße!«

»Aber das begreife ich nicht!«

»Glaub's gerne, hab's Anfangs auch nicht begreifen können, aber Zahlen beweisen, sagt man.«

»Dann müßt Ihr schändlich betrogen worden sein, siebenzigtausend Thaler –«

»Betrogen und bestohlen, Du lieber Gott, ja, man kann keinem Menschen in's Herz sehen. In China herrscht die

schöne Sitte, daß diejenigen, denen man nicht besonders vertraut, ein Glasfenster in der Brust tragen – aber davon wollte ich ja nicht reden! Es sind ihrer so viele gekommen, die an meine Gutherzigkeit appellirten und man weiß ja selbst, wie Einem zu Muthe ist, wenn man in Nahrungssorgen sitzt. Da habe ich denn geholfen, wo ich es konnte und es ist Mancher unter diesen Hülfbedürftigen gewesen, der das Darlehen sofort in's Wirthshaus getragen hat. Das war es nicht allein. Meine Diener sind sammt und sonders Spitzbuben, ich weiß es, kann es aber nicht ändern. Soll ich die Leute im Winter zum Teufel jagen? Das kann ich nicht und unglücklich will ich sie auch nicht machen –«

»Aber Ihr habt den Schaden!« warf der Barbier ein.

»Ich gebe es zu, aber kann ich's ändern? Ich mag engagiren, wen ich will, die Leute werden mich alle betrügen und bestehlen, unsere ganze Haushaltung ist ja darauf eingerichtet. Hermine kann die Augen nicht überall haben, meine Frau kümmert sich nicht um die Wirthschaft und ich habe auch keine Zeit, eine strenge Kontrolle zu üben. So geht's, wenn man plötzlich reich wird und mit dem Gelde nicht umzugehen weiß.«

»Na, so schlimm wird's doch nicht sein,« tröstete Gabel. »Wenn Ihr auch einige Verluste gehabt habt, es wird Euch doch noch genug bleiben.«

»Sechstausend Thaler höchstens und damit gedenke ich, ein Magazin fertiger Herrenkleider zu eröffnen,« erwiderte Wacker gelassen. »Ich habe mich in das Unvermeidliche gefunden und hoffe, daß meine Frau sich auch

hineinfinden wird, sie muß ja einsehen, daß sie mit ihrem Kopfe die Mauern nicht einrennen kann. Die ersten Schritte sind schon geschehen, das Geschäft wird liquidirt, ich befriedige meine sämmtlichen Gläubiger und verkaufe die Fabrik.«

»Das ist ein schwerer, schwerer Schritt –«

»Durchaus nicht, man muß nur Philosoph genug sein, um sich in den Wechsel mit Gleichmuth finden zu können. Ich habe das Leben einige Monate hindurch, wie man zu sagen pflegt, genossen, aber ich versichere Euch, viel Genuß habe ich nicht davon gehabt. Ich habe mich früher, als ich noch in meiner bescheidenen Häuslichkeit von meiner Hände Arbeit lebte, wohler und glücklicher gefühlt, ich hatte damals nicht so viele Sorgen, wie später. Na, das hat jetzt Alles ein Ende, ich hoffe, daß ich in meinem Geschäft vorwärts kommen werde. Freilich, die Leute werden es an Spott und beißenden Bemerkungen nicht fehlen lassen, aber alles Gerede nimmt einmal ein Ende.«

»Und Eure Frau?« fragte der Barbier theilnehmend.

»Lieber Freund, ich kann ihr nicht helfen. Man sagt, Hochmuth kommt vor dem Fall, sie hat das jetzt auch erfahren. Ich habe ihr vor einigen Tagen unsere Verhältnisse klar gemacht und natürlich die bittersten Vorwürfe hören müssen; daß sie auch ihr Theil zum Ruin beigetragen habe, wollte sie nicht zugeben. Jetzt ist sie krank, das heißt unter uns gesagt, weil ich die Schneider, meine früheren Kollegen eingeladen habe. Du lieber Gott, es ist ja besser, wenn ich mich mit diesen Leuten auf einen

freundschaftlichen Fuß stelle, dann haben sie nachher nicht so viel am Munde. Wer unter den Wölfen ist, muß mit ihnen heulen.«

Der Barbier nickte.

»Ich habe mir halb und halb gedacht, daß das der Grund, sei,« sagte er, »aber ich konnte nicht glauben, daß es wirklich der Fall sein solle. Es beruhigt mich, daß Ihr so gefaßt seid –«

»Du lieber Gott, was will ich machen? In China würde ich –«

In diesem Augenblick wurde angepocht, gleich darauf trat der Werkführer Wackers mir unverkennbaren Zeichen der Aufregung ein.

Der Barbier erhob sich, er ahnte, daß dieser Mann eine Hiobspost brachte, sein Zartgefühl gebot ihm, sich zu entfernen.

»Bleibt,« sagte Wacker, »vor Euch habe ich jetzt keine Geheimnisse mehr. Was bringt Ihr, Tender?«

»Nichts Angenehmes,« erwiderte der Werkführer, »ich würde die Nachricht gerne bis morgen verschoben haben, aber –«

»Nur heraus mit der Sprache! heute, oder morgen, – wenn's eissal sein muß, dann lieber früher, als später. Setzt Euch und trinkt ein Glas Wein.«

Der Werkführer ergriff das Glas, welches Wacker gefüllt hatte und leerte es auf einen Zug.

»Unser Buchhalter ist durchgebrannt,« sagte er, »das Uebrige können Sie sich denken.«

»Unmöglich!« rief Wacker. »Er war ein ehrlicher Mann!«

»Er gab sich den Anschein eines ehrlichen Mannes,« fuhr Tender, mühsam seine Fassung behauptend fort. »Jetzt aber bin ich hinter seine Schliche gekommen.«

»Aber wie ist das möglich?« fragte Gabel bestürzt, »und gesetzt, er ist wirklich durchgebrannt, weiß man denn schon, ob und welche Unterschleife er gemacht hat?«

»Etwas Genaues weiß man noch nicht,« erwiderte der Werkführer. »Der Buchhalter meldete sich vor drei Tagen krank, Niemand ahnte, daß diese Krankheit nur ein Vorwand sein könne, hinter dem schlimme Absichten sich versteckten. Nun aber wurden heute Nachmittag Wechsel vorgezeigt im Betrage von zweitausend Thaler –«

»He – das kann ich auch nicht glauben,« unterbrach Wacker ihn mit wachsender Bestürzung, »ich weiß von diesen Wechseln nichts, in meinem Notizbuche sind sie nicht verzeichnet.«

»Desto schlimmer,« fuhr Tender fort, »wer weiß, wie dieser Mann gewirthschaftet hat. Ich befand mich gerade im Comptoir und konnte dem Manne, der die Wechsel präsentirte, weiter nichts sagen, als ich wolle mit Ihnen reden und die Wechsel morgen einlösen lassen. Vorher aber gedachte ich mit unserm Buchhalter Rücksprache zu nehmen, er konnte mir vielleicht sagen, woher ich das Geld zur Deckung nehmen sollte. In der Wohnung des Buchhalters aber erfuhr ich, der saubere Herr sei schon seit drei Tagen auf seiner Reise begriffen, von der er

schwerlich zurückkehren werde, da er zahlreiche Schulden hinterlassen habe. Ich wollte das Anfangs nicht glauben, aber als ich mich nach der Lebensweise dieses Herrn näher erkundigte, erfuhr ich so viel, daß ich die Wahrheit der Hiobspost nicht mehr bezweifeln konnte. Der Schurke hat nicht allein unser Lager beraubt, ich fürchte, er hat auch Wechsel gefälscht –«

»Das ist seine Sache,« fiel Wacker ihm erregt in's Wort, »ich bin nicht verpflichtet, diese Wechsel einzulösen.«

Der Werkführer schüttelte den Kopf.

»Ich erinnere mich, einmal gesehen zu haben, daß Sie im Comptoire ein Wechselformular unterschrieben, welches noch nicht ausgefüllt war,« sagte er, »schon damals wollte ich Sie warnen, aber ich vergaß es, legte auch weiter kein Gewicht darauf, weil ich den Buchhalter für einen Ehrenmann hielt. Mit diesen Formularen kam er –«

»Mir bangt, Wacker, Ihr seid ein ruinirter Mann,« nahm der Friseur das Wort, »Ihr habt den Leuten zu viel Vertrauen geschenkt.«

Der ehemalige Schneidermeister blickte, in düsterem Brüten versunken, lange schweigend vor sich hin.

»In Gottes Namen,« sagte er endlich mit dumpfer Stimme, »man kann mir nicht mehr nehmen, als ich habe. Mir thut es nur leid um Euch, Tender, Ihr verliert wieder Euer Brod.«

»Sagen Sie das nicht,« erwiderte der Werkführer, »ich habe Sie ja in die Dinte geritten, dadurch, daß ich Sie bewog, die Fabrik zu kaufen. Vielleicht gelingt es uns noch,

einen Accord mit den Gläubigern zu schließen, versuchen können wir es wenigstens.«

»Nein,« versetzte Wacker entschlossen, »so lange ich die Mittel habe, meine Gläubiger voll zu befriedigen, soll keiner um einen Heller zu kurz kommen, ich mag vom Accord nichts wissen. Wer hat die Wechsel?«

»Heinrich Schenk.«

»Na, dann dürfen wir uns darauf verlassen, daß der Konkurs ausbrechen wird, dieser Mann hat immer daraufhin gearbeitet, nun ist das Schwert in seinen Händen, er wird den vernichtenden Schlag führen.«

»Was habt Ihr ihm denn zu Leide gethan?« fragte der Friseur.

»Meine Tochter hat seine schamlosen Anträge zurückgewiesen,« erwiderte Tender, »und ich – – na, ja ich, habe ihn die Treppe hinuntergeworfen, weil er freiwillig nicht gehen wollte.«

Der Friseur schüttelte den Kopf, er begriff jetzt, daß für seinen Freund alles verloren war.

Aber Fritz Wacker verlor den Muth noch immer nicht.

»Wir können das erst morgen untersuchen,« sagte er, »heute ist es schon zu spät. Und dann erfahren wir noch immer früh genug, wie die Sachen liegen.«

»Aber der Buchhalter müßte noch heute verfolgt werden,« warf Tender ein.

»Wozu könnte es uns nutzen?« erwiderte Wacker achselzuckend. »Erstens hat der Lump einen so großen Vorsprung, daß wir ihn nicht mehr einholen werden, zweitens wird er dafür gesorgt haben, daß wir keinen Pfennig

bei ihm finden, wenn wir ihn wirklich erreichen. Des bloßen Vergnügens wegen, aber mag ich einen Menschen nicht in's Zuchthaus bringen.«

»Das sind Grundsätze mit denen Ihr noch zehnmal das große Loos gewinnen könnt, ohne jemals auf einen grünen Zweig zu kommen,« sagte der Barbier.

»Mag sein,« fuhr Wacker fort, »für manche Menschen ist es, sogar ein Unglück, wenn sie plötzlich reich werden. Ich muß zu meinen Gästen zurückkehren, wir werden morgen näher darüber reden.«

Er ging nach diesen Worten rasch hinaus, und weder in seinem Gang, noch in seiner Haltung, noch in seinem Gesicht konnte man bemerken, daß kurz vorher ein schwerer Schicksalsschlag ihn getroffen hatte. Tender blickte ihm kopfschüttelnd nach.

»Es wäre besser für ihn, wenn er weniger Herz und Gemüth und mehr Verschlagenheit hätte,« sagte er, indem er sich von dem Friseur verabschiedete.

»Mich freut es nur, daß er so ruhig und gefaßt ist, ich fürchtete, er werde den Schlag nicht überwinden. Gute Nacht.«

Auch der Barbier entfernte sich bald darauf, er that es unbemerkt, weil er fürchtete, Wacker werde ihn zurückzuhalten suchen, und weil es ihm widerstrebte, länger in diesem heitern Kreise zu weilen.

Der Champagner floß in Strömen, die Tafel war mit dem feinsten Backwerk beladen, Pracht und Eleganz

überall, wohin das Auge fiel und doch stand vor der Thüre das Elend und blickte aus seinen hohlen Augen düster in die Prunkgemächer hinein.

In ernsten Gedanken versunken, durchwanderte Gabel die stillen, einsamen Straßen.

»Um Verzeihung, dürfte ich Sie vielleicht um eine Gefälligkeit bitten?«

Gabel fuhr erschreckt aus seinem Sinnen empor, er hatte die hohe in einen Mantel gehüllte Gestalt nicht bemerkt, die jetzt so plötzlich vor ihm stand.

Die Reisetasche, die der Herr trug, bewies, daß es ein Fremder war, der höchstwahrscheinlich mit dem letzten Bahnzuge sich eingefunden hatte.

»Ich wünsche, in einem Gasthofs abzustiegen, in welchem ich ganz ungenirt bin,« fuhr der Fremde fort, »auf Bequemlichkeit rechne ich nicht so sehr, als auf –«

»Ah, ich verstehe,« unterbrach der Friseur ihn, der sofort den Schluß zog, daß er einen armen Teufel vor sich habe, der auf den Pfennig sehen müsse. »Derartige Gasthäuser sind hier viele.«

»Am liebsten wäre mir ein Privatlogis, ein einfach möbliertes Zimmer, ich könnte dann speisen, wo es mir beliebte.«

»Sie gedenken also, lange hier zu bleiben?« fragte Gabel, der an das Zimmer dachte, welches sein Gehülfe bewohnt hatte.

»Lange?« erwiderte der Fremde. »Ich weiß das noch nicht. Vielleicht mehrere Wochen, vielleicht auch nur einige Tage, ich würde für jeden Fall gut zahlen.«

Das klang verdächtig, der Friseur musterte seinen Begleiter sehr scharf, dem die Bedeutung dieses Blicks nicht entgehen konnte.

»Sie mißtrauen mir?« fragte er lächelnd.

»Verzeihen Sie, man kann heutzutage sehr leicht in Ungelegenheiten kommen, die Polizei –«

»Wird meine Papiere in Ordnung finden,« unterbrach der Fremde ihn ruhig, »deshalb dürfen Sie sich beruhigen.«

»Hm, wenn das wäre und Sie mit einem freilich sehr bescheidenen Zimmer zufrieden sein wollten –«

»So würden Sie mir ein solches anbieten können?«

Jetzt blickte der Fremde seinem Begleiter forschend in's Gesicht, er schien in der Physiognomie desselben nichts zu finden, was ihn beunruhigen konnte.

»Sehen wir uns das Zimmer an,« sagte er ruhig.

Als der Barbier in seiner Wohnung Licht angezündet und der Fremde nun seinen Hut und Mantel abgeworfen hatte, konnte Gabel kaum einen Ausruf der Ueberraschung unterdrücken. Die elegante Kleidung, die imponierende Haltung und das intelligente Gesicht dieses Herrn ließ ihn erkennen, daß derselbe zu den höheren Ständen zählte.

»Ich bedaure sehr,« sagte er nach einer höflichen Verbeugung, »das Zimmer wird Ihren Wünschen nicht entsprechen.«

»Zeigen Sie es mir,« erwiderte der Fremde kurz.

Mit einer an Ehrfurcht grenzenden Scheu führte der Friseur seinen Gast in das enge, niedrige Zimmer, welches vordem sein Gehülfe bewohnt hatte.

Der Fremde blickte sich um, er trat an das kleine Fenster und sah auf die Dächer hinaus, dann ließ er sich auf einen Stuhl nieder.

»Das Zimmer genügt,« sagte er, »es fragt sich nur, ob Sie die Bedingungen eingehen werden, die ich an den Miethvertrag knüpfe.«

Gabel verbeugte sich.

»Erstens will ich niemals weder durch Sie, noch durch irgend einen Andern hier behelligt werden, zweitens verlange ich, daß in meiner Abwesenheit Niemand dieses Zimmer betritt, ausgenommen die Person, welche dasselbe reinigen muß und drittens fordere ich von Ihrer Seite das strengste Stillschweigen über meine Person, wie über Alles, was mich betrifft. Gehen Sie diese Bedingungen ein und erfüllen Sie dieselben gewissenhaft, so zahle ich Ihnen am Schluß einer jeden Woche einen Louisd'or, abgesehen von den Auslagen, die Sie vielleicht für mich haben werden und die ich Ihnen außerdem vergüte. Ich mache Sie schon jetzt darauf aufmerksam, daß es mir einfallen könnte, die Rolle Ihres Gehülfen zu spielen. Sie werden dagegen nichts einwenden und schweigen, wie Sie überhaupt Alles geheim halten müssen, was mich betrifft. Sollte die Polizei sich bewogen sehen, meinerwegen Unruhe zu empfinden, so schicken Sie mir die Beamten nur zu, ich habe keinen Grund, die Behörde zu fürchten.«

Der Preis war verlockend, Gabel griff mit beiden Händen zu; er versprach, die Bedingungen gewissenhaft zu erfüllen.

»Für das Frühstück sorgen Sie,« fuhr der Fremde fort, »eine Tasse Kaffee mit Zucker und etwas Weißbrod, mehr verlange ich nicht, Mittags und Abends werde ich außer dem Hause speisen.«

Der Friseur verbeugte sich abermals.

»Ihr werther Name?« fragte er.

»Heute Chateaurouge. Nun bitte ich Sie, mich zu verlassen, ich bin müde.«

Gabel kam dieser Weisung unverzüglich nach; auch er ging zur Ruhe, aber der Schlaf floh seine Augen, vergeblich suchte er das dunkle Räthsel zu lösen, welches offenbar diesen neuen Miether umschwebte.

#### ACHTUNDNEUNZIGSTES KAPITEL. BERGAB!

Im Cabinet Heinrich's stand der alte Buchhalter, um Bericht zu erstatten über einige sehr wichtige Geschäftsangelegenheiten.

Dieser Bericht lautete nichts weniger, als erfreulich.

Die jüngsten Speculationsgeschäfte waren insgesamt ungünstig ausgefallen und Heinrich hatte gerade bei diesen Unternehmungen bedeutende Summen gewagt, um frühere Verluste durch den erwarteten Gewinn zu decken.

Er hatte mehrere tausend Malter Getreide verkauft, die er nun liefern sollte.

Aber der Preis war heute fünf Thaler höher, als an dem Tage an welchem er verkauft hatte, und er mußte zu diesem Preise kaufen, um liefern zu können.

Das war es nicht allein.

Auch in Bergwerks-Actien hatte er speculirt, er hatte eine namhafte Summe im Vertrauen auf einen bedeutenden Gewinn gewagt, und diese Summe war ganz verloren, weil die Actiengesellschaft Bankerott gemacht hatte.

Dann waren spanische und amerikanische Papiere angekauft worden und auch diese hatten von ihrem Werth sehr viel verloren.

Heinrich wußte das Alles sehr genau, aber er verlor den Kopf nicht, sein Credit stand ja noch fest und mit diesem Credit konnte er das Verlorene wieder zurückerhalten.

Nun aber brachte der Buchhalter eine Hiobspost nach der anderen.

Mehrere Geschäftshäuser, denen die Firma Heinrich Schenk bedeutende Summen schuldete, hatten im Stillen Nachforschung gehalten und Erkundigungen eingezogen und es konnte nicht ausbleiben, daß diese Vorichtsmaßregeln nach und nach an die Oeffentlichkeit gelangten und auch die übrigen Gläubiger aufmerksam machten, und es stand zu befürchten, daß über kurz oder lang, vielleicht schon heute, sämmtliche Gläubiger Zahlung verlangten.

Traf dieser Fall ein, so war guter Rath theuer, denn die Bankier's hatten mit dürren Worten erklärt, sie zahlten

keinen Groschen mehr, bevor sie nicht sicher gestellt seien.

»So weit sind wir schon gekommen,« sagte der Buchhalter seufzend, »das Vertrauen ist erschüttert, der Credit verloren.«

»Sie machen es schlimmer, wie es in Wirklichkeit ist,« entgegnete Heinrich, der rasch seinen Plan entworfen hatte. »Lassen Sie hören, wie viel haben wir zu decken.«

Der Buchhalter legte ein Blatt Papier auf den Schreibtisch seines Chefs.

»Sie finden in dieser Notiz, eine genaue Uebersicht,« sagte er, »ruinirt ist unser Haus noch nicht, wenn man uns Zeit zur Abwicklung läßt.«

Heinrich zuckte gleichmüthig die Achseln.

»In Summa nur achtzigtausend Thaler, die wir decken müssen,« versetzte er, »ich glaubte, die Summe sei größer.«

»Es sind die Verluste der jüngsten Monate, wir haben vorher, fast dieselbe Summe zahlen müssen.«

»Ich weiß es, aber die Activa müssen doch noch immer diese Summe um das Doppelte übersteigen.«

»Durchaus nicht. Die Activa betragen hundert und zwanzigtausend Thaler ungefähr –«

»Das heißt, außer den Gebäuden und den festliegenden Kapitalien.«

»Die Gebäude und die festliegenden Kapitalien sind Privateigenthum Ihrer Frau Gemahlin.«

»Also auch mein Eigenthum,« sagte Heinrich so entschieden, daß der alte Mann überrascht aufblickte.

»Wohlan, wir werden die Verluste decken und neue Unternehmungen eingehen, die das Verlorene wieder einbringen müssen.«

Der Buchhalter schüttelte mißbilligend das Haupt.

»Das Glück hat uns verlassen,« erwiderte er, »ich fürchte, wir werden Schiffbruch leiden, wenn –«

»Sie fürchten immer,« unterbrach Heinrich ihn rauh, »wer nichts wagt, gewinnt nichts. Schicken Sie zur Bank und lassen Sie das nöthige Geld holen, ich will diesen kleinlichen Krämerseelen, die für ihr Geld fürchten, beweisen, daß ich noch immer der Mann bin, der seinen Verpflichtungen nachkommen kann. Das wird meinen Credit befestigen und auch den Herren Bankier's über meine ihnen unbekanntenen Hilfsquellen die Augen öffnen.«

»Aber es ist das Privatvermögen Ihrer Frau Gemahlin, welches Sie angreifen wollen,« wagte der Buchhalter einzuschalten.

Ein durchbohrender Blick traf aus den Augen Heinrich's den alten Mann.

»Was kümmert Sie das?« fragte er barsch. »Ich verbitte mir derartige Bemerkungen.«

»Aber wenn die Bank Schwierigkeiten macht?«

»Hat sie es damals gethan, als wir die ersten Verluste decken mußten?«

»Freilich nicht, indeß hatten wir damals dieselbe Summe zurück, die wir kurz vorher dahin geschickt hatten. Sie mußte diese Summe verabfolgen lassen, weil sie auf Ihren Namen deponirt worden war.«

»Sie wird auch das Uebrige verabfolgen lassen. Ich erwarte meine Gemahlin stündlich, sollte die Bank eine Quittung von ihr fordern, so können wir sie ihr mit leichter Mühe verschaffen. – Was haben Sie außerdem?«

»Die Wechsel auf Fritz Wacker sind gestern eingelöst worden.«

»Ich dachte es mir.«

»Es heißt, der Buchhalter habe sich heimlich schon vor mehreren Tagen aus dem Staube gemacht.«

»Desto besser. Wie hoch beläuft sich unsere Forderung?«

»Die Wechselforderung beträgt zweitausend Thaler.«

»Ah, und fünfzehntausend Thaler haben wir als erste Hypothek auf die Fabrikgebäude geliehen.«

»So ist es. Die Zinsen für dieses Kapital sind bisher pünktlich gezahlt worden.«

»Na ja, so lange ist's ja noch nicht her, es kann höchstens ein Zinstermin seitdem gewesen sein. Lassen Sie Protest erheben und sofort die Klage einleiten.«

Der Buchhalter zögerte, dem verabschiedenden Winke Folge zu leisten.

»Der Werkführer hat versprochen, die Wechsel heute einzulösen,« sagte er.

»Wird nicht geschehen,« erwiderte Heinrich kühl, »ich kenne die Verhältnisse des ehemaligen Flickschneiders, er ist mit seinem Gelde längst fertig. Der Werkführer hat selbst nichts, wovon will er die Summe zahlen? Lassen

Sie die Wechsel protestiren und übergeben Sie die Angelegenheit meinem Rechtsconsulent mit dem Auftrage, ungesäumt gegen den Schuldner vorzugehen.«

Der Buchhalter ging kopfschüttelnd hinaus, ihm gefiel dieses Verfahren nicht, welches offenbar keinen andern Zweck hatte, als den völligen Ruin Wacker's.

Aber er mußte gehorchen, er durfte seinem Chef nicht entgentreten, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, sofort entlassen zu werden.

Daß es mit seinem Chef bergab ging, daß die Firma ›Heinrich Schenk‹ vielleicht schon bald ein Ende mit Schrecken nehmen mußte, das war ihm Alles bekannt und er blickte schon jetzt sehr sorgenvoll in die Zukunft, die für ihn wenig Erfreuliches hatte.

Es war ein alter Mann, erspart hatte er nichts; wenn sein Chef fallirte, blieb ihm nur die Wahl zwischen dem Armenhause, und der elenden Stellung eines Kopisten.

War er auch ein tüchtigen kenntnißreicher Buchhalter, die Kaufleute zogen für diesen Posten jüngere Leute vor, das hatte er bei seinen früheren Bewerbungen um erledigte Stellen oft hören müssen.

Als er in's Comptoir zurückkehrte, fand er hier den ehemaligen Schneidermeister und nunmehrigen Cigarrenfabrikant Fritz Wacker, der mit ihm über die Wechsel Rücksprache zunehmen wünschte.

Er brachte kein Geld, er verlangte Ausstand, und der Buchhalter, nicht ermächtigt, denselben zu bewilligen, konnte ihm keinen andern Rath geben, als den, mit dem

Chef zu reden und zu versuchen, ob es ihm gelinge, denselben zur Erfüllung dieses Wunsches zu bewegen.

Mit schwerem Herzen trat Wacker in das Cabinet des reichen, stolzen Mannes, von dessen Feindschaft er bereits so viele Beweise erhalten hatte, daß er kaum die Hoffnung auf Erreichung seines Zweckes hegen konnte.

Heinrich empfing ihn mit kühler Höflichkeit, für ihn war es ein Triumph, den als Bittenden kommen zu sehen, vor dem er damals beim Verkauf der Fabrik gedemüthigt worden war.

»Sie haben eine Forderung an mich,« begann Wacker, den Stuhl verschmähend, den Heinrich ihm durch einen herablassenden Wink anbot. »Eine Wechselforderung im Betrage von zweitausend Thaler.«

»Ganz recht, ich erinnere mich,« erwiderte Heinrich, indem er sich den Anschein gab, als lege er nur einen sehr geringen Werth auf diese Forderung. »Mein Buchhalter sprach gestern davon. Wenn Sie die Wechsel vielleicht einlösen wollen, so wenden Sie sich an meinen Kassirer –«

»Verzeihen Sie, ich wünsche eine kurze Frist,« unterbrach Wacker ihn, »ich bin augenblicklich nicht bei Kasse.«

»Das bedauere ich, Sie werden wissen, daß im Nichtzahlungsfalle Protest erhoben werden muß, wenn die Wechsel ihre Gültigkeit nicht verlieren sollen.«

»Ich weiß das,« fuhr Wacker fort, »aber der Protest ließe sich umgehen, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen für den Betrag andere Wechsel einhändigen zu dürfen, die erst

nach vier Wochen fällig werden, so wäre mir damit geholfen.«

Wacker hatte, während er dies sagte, seine Brieftasche hervorgeholt und geöffnet, er nahm aus derselben die bereits ausgefertigten Wechsel und legte sie auf den Schreibtisch.

»Die Zinsen werde ich Ihnen sofort baar vergüten,« fügte er hinzu, »ich bitte Sie nur, mir zu sagen, wieviel dieselben betragen.«

Ein Lächeln der Verachtung und Geringschätzung glitt über das Gesicht Heinrich's.

»Halten Sie mich für einen Wucherer?« fragte er. »Ich mache aber derartige Geldgeschäfte nicht.«

»Aber –«

»Mein Herr, entweder Sie zahlen, oder ich lasse die Wechsel protestiren, auf eine Prolongation lasse ich mich nicht ein.«

Eine so kategorische Zurückweisung hatte Wacker, trotz seinen sehr geringen Hoffnungen, doch nicht erwartet, sie empörte ihn, zumal er ohnehin dem stolzen Manne nicht gewogen war.

»Von meiner Seite ist das nur eine Bitte, die wenigstens einer höflichen Antwort werth wäre,« sagte er, mühsam an sich haltend. »Daß das Geld Ihnen nicht verloren ist, müssen Sie wissen, mithin können Sie ohne Besorgnisse diese Bitte erfüllen, wollen Sie das nicht, nun wohl, so muß ich mir das Geld, wenn auch mit schweren Opfern zu verschaffen suchen.«

Heinrich zuckte die Achseln.

»Es ist einmal Princip in meinem Geschäft, alle Zahlungstermine pünktlich einzuhalten,« erwiderte er, »von diesem Princip gehe ich nicht ab.«

»So mag ich Ihnen wünschen, daß Sie dieses Princip stets voll halten können,« fuhr Wacker mit wachsender Erbitterung fort. »Im Uebrigen bin ich moralisch nicht einmal verpflichtet, die Wechsel einzulösen, weil sie gefälscht sind.«

Heinrich blickte fragend auf.

»Mein Buchhalter, der vor einigen Tagen sich heimlich aus dem Staube gemacht hat, muß mehrere falsche Wechsel in Cours gesetzt haben –«

»Erlauben Sie,« unterbrach Heinrich ihn, während er die Schelle zog, »ich kann das nicht wohl glauben. Man soll mir die Wechsel auf Herrn Fritz Wacker bringen,« wandte er sich zu dem eintretenden Lehrling, »sie waren gestern fällig.«

»Es ist so, wie ich Ihnen sagte,« nahm Wacker wieder das Wort, »die Wechsel sind gefälscht. – Das enthebt mich der Verpflichtung, sie einzulösen, und wenn ich's auf einen Proceß ankommen lassen will, so werde ich gewinnen.«

In diesem Augenblick wurden die Wechsel gebracht. Heinrich verglich dies Unterschrift mit der auf den andern Wechseln, die Wacker selbst ihm hingelegt hatte.

»Es ist ganz genau dieselbe Unterschrift,« sagte er beruhigt. »Ich wußte das, wir sind bei der Annahme solcher Papiere sehr vorsichtig.«

»Die Unterschrift ist allerdings ächt,« erwiderte der ehemalige Schneider, »aber die Summe ist gefälscht.«

»Auch davon bemerke ich nichts.«

»Natürlich können Sie nichts davon bemerken, mein Buchhalter hat höhere Summen hineingeschrieben, als –  
«

»Ah, Sie haben die Wechsel unterzeichnet, bevor sie ausgefüllt waren?«

»Ja.«

»Na, dann haben Sie einen dummen Streich gemacht, für den Sie nun büßen müssen. Das Gesetz entbindet Sie von der Zahlung nicht.«

»Aber dieser Umstand müßte Sie doch bewegen, mir den erbetenen Ausstand zu bewilligen.«

»Im Gegentheil,« erwiderte Heinrich mit schneidender Kälte, »gerade dieser Umstand bewegt mich, auf sofortige Zahlung zu dringen. Sie sagen selbst, Ihr Buchhalter habe dieser Wechsel mehrere in Cours gesetzt, daraus kann ich nur den Schluß ziehen, daß Sie Ihr Geschäft sehr leichtsinnig betrieben haben. Und einem solchen Manne schenken wir weder Credit noch Vertrauen. Ich bedaure, Ihnen das sagen zu müssen, aber Sie werden selbst einsehen, daß unter solchen Umständen es in meinem Interesse liegt, mich vor Verlusten zu sichern.«

Diese Worte trieben dem ehemaligen Schneider die Galle in's Blut.

»Ah, ich weiß wohl, daß ich bei Ihnen keine Nachsicht finden werde,« sagte er mit bebender Stimme, »Sie haben

ja alles Mögliche versucht, um mich zu ruiniren. Sie haben meine Geschäftsfreunde vor mir gewarnt, Sie haben meine Waare schlecht gemacht, Sie haben heimlich die Schurkereien meines Buchhalters begünstigt. Das Alles ist mir bekannt, aber Sie wußten Ihre Machinationen so schlau zu betreiben, daß ich Ihnen nichts anhaben konnte. Weshalb Sie das Alles gethan haben, weiß ich sehr wohl, Ihr Haß gilt weniger mir, als meinem Werkführer, der Sie für Ihr schamloses Auftreten seiner Tochter gegenüber züchtigte! Wohlan, vollenden Sie Ihr Werk, damit Sie Ihren Wunsch erfüllt sehen, aber ich sage Ihnen, auch für Sie wird die Strmde der Vergeltung schlagen. So fest stehen Sie auch nicht, daß Sie nicht fallen können und bei Ihnen nimmt's ein Ende mit Schrecken, während ich als Ehrenmann mich zurückziehe. Lassen Sie protestiren und Klage erheben, ich sehe Allem ruhig entgegen, und wenn es sein muß, kehre ich zu Nadel und Elle zurück, aber vergessen werde ich Ihnen Ihre schuftige Handlungsweise niemals!«

Purpurgluth hatte das Gesicht des jungen Mannes übergossen; sein zornglühender Blick ruhte durchdringend auf den ehrlichen Zügen Wackers.

»Dort ist die Thüre!« sagte er, vor Wuth bebend. »Wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen –«

»Ich werde gehen,« unterbrach Wacker ihn, der für den Augenblick seine Seele erleichtert fühlte, »den Triumph sollen Sie nicht erleben, mich hinausgeworfen zu haben. Mir thut es nur leid um ihren ehrlichen biederem Vater,

dessen graue Haare Sie mit Schanden in die Grube bringen werden.«

Fritz Wacker entfernte sich nach diesen Worten so rasch, als es seine Beine ihm erlaubten, und es war ein Glück für ihn, daß er das Haus schon verlassen hatte, als die Diener durch das ungestüme Läuten ihres Herrn herbeigerufen, in's Cabinet stürzten; sie würden voraussichtlich nicht glimpflich mit ihm umgegangen sein.

Der ehemalige Schneidermeister aber verfügte sich ohne Verzug zu dem Vater seines Gläubigers, um diesem seine Noth zu klagen.

Bertram Schenk, war entrüstet über das Benehmen seines Sohnes, er erbot sich sofort, dem Freunde die nöthige Summe zur Deckung der Wechsel zu leihen. Aber er konnte auch nicht unterlassen, ihm ernste Vorwürfe über seinen Leichtsinn und seine grenzenlose Gutmüthigkeit zu machen und Wacker mußte diese Vorwürfe schweigend hinnehmen.

»Was wollt Ihr nun beginnen?« fragte der Schenkwirth, nachdem er dem Freunde derb den Kopf gewaschen hatte. »Ruiniert seid Ihr, das bedarf keiner Frage, von Eurem Reichthum wird Euch vielleicht nicht einmal so viel bleiben, daß Ihr einen bescheidenen Haushalt einrichten könnt.«

Fritz Wacker nickte, ein finsterer Schatten lagerte sich über sein Antlitz.

»Meine Frau dauert mich,« erwiderte er, »sie wird den Schlag nicht überleben. Seitdem sie unsere Verhältnisse

kennt, fühlt sie sich krank, und ich fürchte, daß ein Nervenfieber im Anzuge ist, wenn auch der Arzt die Krankheit nicht besonders anschlägt.«

Der Schenkwrith nahm eine Prise und schüttelte dann mit einer Miene ernster Mißbilligung das Haupt.

»Sie muß sich doch sagen, daß sie selbst Euch in die Dinte geritten hat,« versetzte er, »freilich, Ihr wart der Mann und hättet als solcher die Verschwendung nicht zugeben sollen. Und am Ende ist es besser, wenn sie stirbt, sie wird sich schwerlich in diesen Sturz finden können. Verzeiht mir, wenn diese Worte Euch wehe thun, als vernünftiger Mann müßt Ihr mir Recht geben. Was wollt Ihr nun beginnen? Ich habe zwar die besten Aussichten, daß ich das Geld aus der Erbschaft binnen einigen Tagen erhalten werde und ich würde sehr gerne bereit sein, Euch eine kleine Summe vorzustrecken, wenn Euch damit geholfen wäre, aber ich wüßte wirklich nicht, was Ihr –«

»Reden wir nicht davon,« fiel Wacker ihm rasch in's Wort, »ich bin Euch für dieses Anerbieten sehr dankbar, aber ich kann und werde es nicht annehmen. Ich will zu retten suchen, was ich noch retten kann und wieder flickschneidern, das ist ja das Einzige, was mir übrig bleibt.«

»Und Hermine?«

»Sie ist ein vernünftiges Mädchen, sie wird ihrem Vater keine Vorwürfe machen, trotzdem sie das größte Recht dazu hätte.«

»Aber Ihr habt ja Eurem Freunde Gabel tausend Thaler vorgestreckt.«

»Geschenkt, nicht geliehen. Er wollte zwar das Geschenk nicht annehmen, aber ich werde es auch nicht zurücknehmen.«

Bertram Schenk ging hinaus, als er nach wenigen Minuten zurückkehrte, überreichte er seinem Freunde ein kleines Packetchen.

»Nehmt das,« sagte er, »es sind zweitausend Thaler, die Otto für die Mitgift seiner Schwester bestimmt hat.«

»Aber darf ich das? Ich weiß selbst nicht, wie es mit meinem Vermögen aussieht, wenn ich nun am Ende das Geld nicht einmal zurückzahlen könnte?«

»Dann in Gottes Namen ersetze ich es aus der Erbschaft,« entgegnete der Schenkwirth ruhig, »Euch lasse ich deshalb nicht im Stich.«

»Und Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß Ihr es binnen einigen Tagen zurückerhaltet, Ihr seid der Erste, dessen Forderung getilgt wird.«

Bertram Schenk nickte, er blickte seinem Freunde mit einiger Theilnahme nach, als dieser sich entfernte, um ohne Verzug die Wechsel zu decken.

## NEUNUNDNEUNZIGSTES KAPITEL. EINE EHE OHNE LIEBE.

Die Befürchtung des Buchhalters war sehr begründet, die Bank weigerte sich die verlangte Summe zu zahlen.

In dem Briefe, den Heinrich eine halbe Stunde später erhielt, theilte die Direction ihm mit, daß das bei ihr deponirte Kapital Privateigenthum der Frau Bertha Schenk, geborene Liebmann sei und nur gegen eine von dieser

Dame ausgefertigte Quittung ganz oder theilweise zurückgefordert werden könne.

Das hatte Heinrich nicht erwartet, es verdroß ihn gewaltig, daß seine Quittung zurückgewiesen worden war und er eilte selbst zur Bank, um sich darüber zu beschweren und den Beamten klar zu machen, daß das Vermögen seiner Frau auch sein Eigenthum sei.

Aber er sollte erfahren, daß Bertha, durch ihr Mißtrauen gegen den Gatten bewogen, ihre Maßregeln so vorzüglich getroffen hatte, daß es ihm nicht möglich war, ohne ihre Einwilligung über einen einzigen Groschen der bedeutenden Summe zu verfügen.

Der Bankdirector zuckte kühl die Achseln und erwiderte, Frau Schenk habe die Bank speciell beauftragt, ohne ihre Quittung keinen Pfennig von dem ihr anvertrauten Kapital auszuzahlen, sie selbst werde später über dasselbe verfügen.

Heinrich zitterte vor Aerger, aber er änderte dadurch nichts.

Nun mußte er auch noch bei seiner Heimkunft erfahren, daß Fritz Wacker die Wechsel eingelöst hatte.

»Gut,« sagte er in überwallendem Zorne, als der Buchhalter diese Mittheilung machte, »kündigen Sie dem ehemaligen Flickschneider sofort das Kapital, welches wir ihm auf seine Fabrikgebäude geliehen haben, die Kündigungsfrist ist drei Monate, wir werden uns so lange gedulden müssen, wenn es nicht vorher zum Konkurs kommt.«

»Und die Bank?« fragte der Buchhalter.

»Weigert sich, die Summe zu zahlen, wir werden auch ohne sie fertig. Verkaufen Sie heute Mittag an der Börse unsere spanischen Papiere, der Betrag genügt, die dringendsten Verbindlichkeiten –«

»Aber die Papiere stehen augenblicklich sehr niedrig.«

»Einerlei, sie werden ohnehin sobald nicht wieder steigen, suchen Sie nur so hoch wie möglich zu verkaufen.«

Nachdem Heinrich diese Anordnungen genossen hatte, verließ, er sein Cabinet, um sich in seine Privatwohnung zurückzuziehen.

Er konnte sich selbst nicht verhehlen, daß es bergab mit ihm ging, und er bereute fast, so viel gewagt zu haben. Aber trotz alledem verlor er den Muth nicht.

Durch die Heirath mit Marie Latour gewann er nicht allein das Vermögen dieser Dame, sondern auch das seiner Frau, und mit diesen Kapitalien konnte er, wenn er wollte, sich in's Privatleben zurückziehen.

Freilich, freilich, so weit war er noch nicht, aber der Weg, der zu diesem Ziele führte, schien ihm geebnet, es galt nur, rüstig vorwärts zu schreiten und sich nicht zurückschrecken zu lassen.

In der Abenddämmerung kam Bertha an.

Sie hätte schon früher eintreffen können, aber sie war in Brüssel über Nacht geblieben, ihr eilte es mit der Heimkehr so sehr nicht.

So kalt und frostig, wie der Abschied gewesen war, so kalt und frostig war auch der Empfang.

Heinrich ging seiner Gattin nicht einmal entgegen, er wartete im Wohnzimmer, bis sie in ihrem Gemach Toilette gemacht hatte.

»So hat man endlich wieder einmal das Vergnügen, Dich hier zu sehen,« sagte er, während er ihr gleichmüthig die Hand bot, »es hat mir Mühe gekostet, Dich zur Reise hieher zu bewegen.«

Bertha warf trotzig die Oberlippe auf, aus ihren dunklen Augen traf ein kalter geringschätzender Blick den Gatten, der sich in einem Sessel niedergelassen hatte und in Ermangelung anderer Beschäftigung die Spitzen seiner feinen Lackstiefel betrachtete.

»Ich habe Dir wohl geschrieben, welches Ende inzwischen Dein Bruder genommen hat,« fuhr er nach einer Pause fort, »ein anderes Ende ließ sich kaum erwarten.«

»Er war bei mir in Paris,« erwiderte Bertha, während sie die Falten ihrer seidenen Robe ordnete, »ich würde ihn unterstützt haben, wenn er weniger unverschämt aufgetreten wäre. Aber ich habe durch ihn Manches erfahren, was mir vordem unbekannt war, und ich kann mir nun erklären, weshalb er dieses Ende nehmen mußte.«

Heinrich blickte betroffen auf, trotz der Ruhe und Gleichgültigkeit, mit der Bertha das gesagt hatte, fühlte er doch den Stachel durch, der ihn treffen sollte.

»Ich kann mir denken, daß er alle denkbaren und undenkbar Gründe hervorgesucht hat, um seine Vergangenheit zu beschönigen,« sagte er gelassen, »er hat ja auch mich der Erbschleicherei und der Verführung angeklagt.«

»Und diese Anklage war gerecht,« fuhr Bertha fort. »Du hast ihn nicht nur zum Hazardspiel verleitet, sondern ihn auch dem Wucherer in die Arme geführt.«

»Sagte er das?«

»Noch mehr, als dies.«

»Da bin ich begierig, zu hören, welche Verleumdungen er außerdem noch ersonnen hat, um sich rein zu waschen,« versetzte Heinrich mit schneidendem Hohn.

Bertha zuckte die Achseln.

»Es ist ein unerquickliches Thema, welches ich lieber nicht weiter erörtern möchte,« entgegnete sie.

»Das heißt mit anderen Worten, Du stellst Dich auf seine Seite und nimmst Parthei gegen mich.«

»Wenn Du das in meinen Worten finden willst, so kann ich das nicht verwehren. Uebrigens hege ich die Ueberzeugung, daß die Mittheilungen meines Bruders auf Wahrheit beruhen, Du selbst hast den Wucherer, Gott weiß, durch welche Mittel, gezwungen –«

»Das alte, alberne Märchen!« fiel Heinrich spottend ihr in's Wort. »Er hat's mir auch vorgeworfen, aber ich bewies ihm, daß es eine Verleumdung war, ein albernes Hirngespinnst, dessen Zweck er nicht erreichen konnte. Hätte er die Wahrheit seiner Behauptung beweisen können, so würde er mich nicht verschont haben.«

»Ich kann und will das nicht untersuchen,« sagte Bertha kühl. »Weshalb mußte ich hierher zurückkehren? Du schriebst mir, mein Vermögen sei in Gefahr, es bedürfe meiner persönlichen Hierherkunft, um zu retten, was noch gerettet werden könne.«

»Ich werde Dir das morgen erklären.«

»Weshalb nicht heute?«

»Du bist ermüdet, angegriffen von der Reise –«

»Durchaus nicht, im Gegentheil, ich fühle mich dazu aufgelegt, über diesen Punkt Deine Mittheilungen anzuhören.«

»Du fürchtest –«

»Das nicht, ich wünsche nur, die Angelegenheit so rasch wie möglich geordnet zu sehen.«

Heinrich blickte seine Gattin forschend an, er glaubte den Grund dieses Wunsches errathen zu können.

»Aber weshalb diese Eile?« fragte er.

»Weil ich nach Paris zurückzukehren wünsche,« erwiderte Bertha kalt.

Der junge Mann biß auf die Lippe, er hatte diese Antwort erwartet, sie ließ ihn fast mit Gewißheit vermuthen, daß schon ein Nebenbuhler zwischen ihm und seiner Gattin stand.

»Ich wünsche dagegen, daß Du hier bleibst,« sagte er, und es lag eine leise Drohung in dem Tone, in welchem er diesen Wunsch aussprach. »Hier ist Deine Heimath, hier ist der Ort, den das Gesetz Dir angewiesen hat. Ich will nicht von den Pflichten reden, die von Dir zu fordern ich gesetzlich berechtigt bin, aber –«

»Was bezweckt diese Sprache?« unterbrach Bertha ihn streng. »Liegt eine Drohung in ihr, so sprich sie nur aus, ich fürchte sie nicht.«

»Eine Drohung insofern, als ich nicht zugeben werde, daß Du Dein Vermögen vergeudest.«

Ein spöttisches Lächeln glitt über die Lippen der jungen Frau.

»Ich denke, mit meinem Vermögen schalten und walten zu können, wie es mir beliebt,« sagte sie. »Oder hegst Du vielleicht den kühnen Vorsatz, mich unter Vormundschaft stellen zu lassen?«

»Und wenn ich das thäte?« brauste Heinrich auf, erbittert durch den verletzenden Spott. »Wenn ich wirklich diesen Vorsatz hegte, Deine Lebensweise gäbe mir das Recht, ihn auszuführen.«

»So versuche es.«

Heinrich hatte sich erhoben, das Blut kochte in seinen Adern, eine so offene und entschiedene Opposition hatte er nicht erwartet.

Und doch fühlte er, daß er sich bezwingen wußte, er wollte zuerst den Weg der Güte versuchen, es lag ihm viel daran, die Verfügung über das bei der Bank deponirte Kapital zu erhalten.

»Wenn ich den Eclat nicht fürchtete, so würde ich, wenn auch mit schwerem Herzen jenen Schritt thun,« nahm er nach einer Weile wieder das Wort, »mir kann es ja nicht gleichgültig sein, wie Du mit Deinem Vermögen wirtschaftest. Zudem muß ich befürchten, daß Du als unerfahrene, leichtgläubige Frau, Betrügern in die Hände fällst, die –«

»Das sei meine Sorge,« bemerkte Bertha spitz. »Im Nothfalle habe ich in Paris Freunde, die mir mit ihrem Rathe zur Seite stehen.«

»Ich bezweifle das nicht,« fuhr Heinrich mit beißendem Sarkasmus fort, »nachdem Du hier Deinen guten Ruf in den Staub getreten hast, wird es Dir nicht darauf ankommen, in Paris den guten Freunden auch Deine Ehre zu opfern.«

»Mein Herr!«

»Widerlege das, wenn Du kannst, Deine Lebensweise ist zum Mindesten sehr zweideutig und ich, als Dein Gatte, fühle mich verpflichtet, eine Umkehr energisch zu fordern. Ich hätte das Recht, Dir einen Vormund zu stellen, sogar die Scheidungsklage anhängig zu machen –«

»Wie es Ihnen beliebt, ich werde mit Vergnügen in die Scheidung einwilligen.«

»Ich werde Keins von Beiden thun, wenn es mir gelingt, die Uebereinkunft mit Dir zu treffen, die allein mir eine Bürgschaft für die Sicherstellung Deines Vermögens gibt. In diesem Falle magst Du nach Paris zurückkehren, ich werde Dir in allen Stücken freie Hand lassen und mich in Deine Privatangelegenheiten nicht mehr einmischen. Willst Du das nicht, so sehe ich mich leider genöthigt, Dir einen Vormund zur Seite zu stellen.«

Die dunklen Augen der jungen Frau sprühten Blitze, ihre Lippen bebten vor innerer Erregung.

»Welche Uebereinkunft haben Sie mir vorzuschlagen?« fragte sie.

»Die, daß Sie mir das Recht einräumen, Ihr Vermögen zu verwalten.«

»Ah, ich dachte es mir!«

»Ich werde Dir die Zinsen desselben voll und unverkürzt auszahlen lassen, das Kapital indeß darf nicht angegriffen werden.«

»Und wozu das Alles? Hoffen Sie schon sehr, später in den alleinigen Besitz dieses Kapitals zu kommen? Mein Herr, diese Hoffnung könnte eine vergebliche sein, ich kann über mein Vermögen zu Gunsten eines Anderen verfügen, wenn es mir beliebt und ich erkläre Ihnen unverholen, daß ich es thun werde. Sie wollen mich zwingen, Ihnen die Verwaltung dieses Vermögens zu übertragen? Ich errathe die Ursache dieses Vorhabens, Sie wollen das Geld benutzen, um Verpflichtungen einzulösen, zu denen Ihre Mittel nicht mehr ausreichen, Sie wollen sich durch dasselbe vor dem Bankerott retten. Glauben Sie nicht, daß ich so unwissend und beschränkt sei, ich durchschaue Ihre Absicht.«

Wenn Bertha nur noch den leisesten Zweifel in die Richtigkeit ihrer Vermuthungen gesetzt hätte, so würden die Bestürzung und der Aerger, die sich in dem Gesicht ihres Gatten spiegelten, ihn gehoben haben. Der Ausdruck seiner Züge bewies ihr, daß sie den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

»Deshalb mußte ich hierher kommen,« fuhr sie mit steigender Erbitterung fort, »deshalb wurde mir die Lüge geschrieben, daß mein Vermögen von Gefahren bedroht sei, die meine persönliche Hierherkunft dringend erforderten.«

»Und wenn es der Fall wäre?« fuhr Heinrich gereizt auf.

»Wenn ich Dich bäte, mir einen Theil Deines Geldes anzuvertrauen, um mich vor dem Sturz zu retten, der ja auch Dich treffen würde –«

»So würde ich Sie darauf aufmerksam machen, daß mein Vater, in richtiger Erkennung und Würdigung Ihres Charakters, sehr vernünftig handelte, als er mich zur Universalerbin bestimmte.«

»Sie würden also meine Bitte nicht erfüllen?«

»Nein.«

Der junge Mann preßte die Lippen fest aufeinander, sein glühender Blick ruhte finster, stechend auf dem Antlitz Bertha's, in welchem eine unerschütterliche Entschlossenheit sich ausprägte.

»Jetzt erst habe ich Dich ganz kennen gelernt,« sagte er mit dumpfer, tonloser Stimme, »jetzt weiß ich auch, was ich von Dir zu erwarten habe, wenn einmal das Schicksal den vernichtenden Schlag führt. Gott sei Dank, so weit ist es noch nicht gekommen, wenn ich auch in der jüngsten Zeit Verluste gehabt habe.«

Wieder zuckte Bertha die Achseln, als ob sie sagen wolle, ihr sei es gleichgültig, wann dieser Schicksalsschlag ihren Gatten treffe.

»Ich werde mich morgen bei der Bank nach dem Stande meines Vermögens erkundigen,« sagte sie. »Zwar habe ich die betreffenden Beamten schon beauftragt, ohne meine Quittung nichts verabfolgen zu lassen, aber es ist vielleicht rathsam, den Herren das noch einmal einzuschärfen. Wenn das geschehen ist, reise ich nach Paris zurück.«

Hätte Bertha das teuflische Lächeln bemerkt, welches in diesen Augenblick die Lippen ihres Gatten umspielte, so würde ihr dasselbe vielleicht die Pläne Heinrich's verrathen, oder doch in ihrer Seele den Verdacht geweckt haben, daß ihr Gatte entschlossen war, unter allen Umständen und selbst durch ein Verbrechen seinen Zweck zu erreichen.

Sie sah dieses Lächeln nicht.

»Ich hätte das vorauswissen können,« sagte Heinrich, während er langsam auf dem weichen Teppich auf- und abwanderte, »aber ich hoffe noch immer, Sie würden sich erinnern, was Sie Ihrem Gatten schuldig sind. Diese Unterredung hat das letzte Band zerrissen, welches mich noch an Sie fesselte, ich werde fortan mit unnachsichtlicher Strenge Ihre Schritte überwachen und keine Ueberschreitung Ihrer Rechte und Befugnisse dulden. Das, was ich vorhin Ihnen gesagt habe, waren nur Worte, die Sie auf die Probe stellen sollten, wie Sie diese Probe bestanden haben –«

»Geben Sie sich keine Mühe, mir dieses alberne Märchen aufzubinden,« unterbrach Bertha ihn kühl, »ich weiß Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden. Jetzt aber bitte ich Sie, sich zu entfernen, ich bin ermüdet und habe außerdem noch meine Vorkehrungen für die Rückreise nach Paris zu treffen.«

Heinrich würdigte diese Aufforderung keiner Wort, er kam ihr schweigend nach, nachdem er sich mit einer gemessenen Verbeugung verabschiedet hatte.

Er ging in sein Gemach und zog die Schelle.

»Bringen Sie meiner Gemahlin dieses Bouquet,« wandte er sich zu dem eintretenden Diener, »ich vergaß vorhin, es mitzunehmen.«

Dieses prachtvolle, sinnreich arrangirte Blumenbouquet hatte Marie Latour kurz vorher geschickt, Bertha liebte die Blumen, die Aufmerksamkeit ihres Gatten überraschte sie.

Sie ahnte nicht, daß sie mit dem Duft dieser herrlichen Blüten den Todeskeim einsog.

#### HUNDERTSTES KAPITEL. DER FRISEURGEHÜLFE.

Caspar Melchior Gabel zerbrach sich vergeblich den Kopf über den Stand und die Absichten seines neuen Miethers.

Er beobachtete ihn verstohlen, er konnte das nicht unterlassen, trotzdem er gelobt hatte, sich um das Thun und Lassen des räthselhaften Fremden nicht zu bekümmern Chateaurouge hatte sich ausbedungen, daß während seiner Abwesenheit nur diejenige Person sein Zimmer betreten dürfe, der die Reinigung desselben obliege, und da der Friseur in eigener Person dies besorgte, um den Lohn für einen Dienstboten zu sparen, so war er nach dem Wortlaut des Vertrags ermächtigt, in das Zimmer einzutreten, nachdem der Bewohner desselben sich entfernt hatte.

Da fiel ihm denn zuerst ein aromatischer Duft auf, der die Luft würzte, ein Wohlgeruch, wie er ihn nie zuvor gekannt hatte.

Schon das bestätigte seine Vermuthung, daß sein Miether den höchsten Ständen angehören müsse, er sollte für diese Vermuthung noch weitere Beweise finden.

Der räthselhafte Fremde hatte die Unvorsichtigkeit begangen, seinen Koffer nicht fest zu schließen, und der Friseur konnte, als er dies wußte, seiner Neugier auf die Dauer nicht widerstehen.

Es war ein kleines Handkofferchen, viel konnte es nicht enthalten, aber jedenfalls enthielt es genug, um dem Forscher Gewißheit zu verschaffen.

Zwar sträubte das Ehrgefühl Gabel's sich Anfangs gegen die Befriedigung seiner Neugier, er ging einigemal an dem Koffer vorbei mit dem festen Vorsatz, den Sieg über diese Untugend zu behaupten, aber die Gelegenheit war gar zu verlockend, und Gewißheit mußte er doch haben.

Er sagte sich, es sei ja möglich, daß dieser Miether sehr triftige Gründe habe, sich vor der Polizei zu verstecken und daß ihm dies große Unannehmlichkeiten bereiten könne, zumal das Gesetz ihn verpflichte, jeden Gast, der länger als vierundzwanzig Stunden unter seinem Dache weile, der Behörde anzumelden. Und dann erfuhr ja auch der Fremde diese Verletzung des Miethsvertrages nicht, denn Gabel war sich bewußt, daß er das Geheimniß, welches er möglicherweise entdeckte, streng bewahren werde.

Also faßte der Friseur sich ein Herz, er vergaß für einen Augenblick seine guten Vorsätze und öffnete rasch den Koffer.

Da fand er denn freilich nichts, was ihn über seinen Miether so aufklären konnte, wie er es wünschte, aber die feine Wäsche, die elegante Toiletteschachtel und das Petschaft mit dem eingravirten Wappen legten ihm die Schlußfolgerung nahe, daß der räthselhafte Herr ein Edelmann sein müsse.

In Folge dieser Entdeckung wuchs der Respect Gabel's vor seinem Miether, der erst am späten Abend heimkehrte.

Der Friseur war verstimmt. Er hatte im Laufe des Tages den Schenkwrith besucht und von diesem die Verlegenheit Wacker's erfahren.

Diese Verlegenheit legte ihm die Verpflichtung auf, dem Freunde das Darlehn zurückzuerstatten, welches er nicht als Geschenk sondern nur als ein Darlehn betrachten konnte.

Die Frage aber, woher er die Mittel zur Tilgung dieser Schuld, die für ihn eine Ehrenschild war, nehmen sollte, machte ihm viel zu schaffen.

Er hatte zwar einige Thaler erspart und er durfte auch auf Grund der bisherigen Erfahrungen die Hoffnung hegen, daß er binnen einigen Jahren im Stande sein werde, die Schuld wenigstens theilweise decken zu können.

Aber damit war dem Freunde nicht geholfen, er mußte das Geld sofort haben. Der Chevalier von Chateaurouge bemerkte bei seiner Heimkehr sofort die Verstimmung seines Hauswirths und da ihm viel daran lag, sich mit

diesem Manne auf einen vertrauten Fuß zu stellen, so benutzte er diese Gelegenheit, um sich durch eine herzliche Theilnahme das Vertrauen desselben zu erwerben.

»Wenn es Ihnen nicht ungelegen ist, möchte ich gerne einige Worte mit Ihnen plaudern,« sagte er, nachdem er in seinem Zimmer Hut und Mantel abgelegt hatte. »Ich habe eine Flasche Bordeaux mitgebracht, aber der Wein schmeckt mir nicht, wenn ich ihn allein trinken soll.«

Der Friseur fühlte durch diesen Beweis von Vertrauen und Wohlwollen sich so sehr geschmeichelt, daß er im ersten Augenblick eine passende Antwort auf diese ihn ehrende Einladung finden konnte.

»Sie sind verstimmt,« fuhr der Chevalier fort, während er durch einen Wink seinen Hauswirth einlud, Platz zu nehmen, »Sie haben Sorgen, oder einen geheimen Gram, für solche Krankheiten ist der Wein die beste Medizin. Also –«

»Sie sind außerordentlich gütig,« stotterte Gabel, während er in seiner Verlegenheit sein interessantes Riechorgan rieb.

»Keine Complimente, lieber Herr –«

»Ah – ich weiß wirklich nicht, ob ich die Ehre annehmen das, ich bin nur ein schlichter Barbier und Sie –«

»Und ich?« fragte der Chevalier so hastig und zugleich so scharf, daß der Friseur erschreckt zusammenfuhr. »Wer bin ich?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ah, ich dachte, Sie hätten spioniert.«

»Du lieber Gott, wie könnte ich das? Und selbst, wenn ich Gelegenheit dazu finde, unser Vertrag verbietet es mir.«

»Ganz recht, und ich hoffe, Sie werden die einzelnen Bedingungen dieses Vertrages nicht vergessen.«

»Nein, nein, ich habe nur vermuthet –«

»Auch das ist mir unangenehm.«

»So werde ich fortan mich auch der Vermuthung enthalten.«

»Es wird nur Ihr eigener Nutzen sein.«

Der Chevalier hatte jetzt die Flasche entkorkt, er füllte die Gläser, die der Friseur während der Unterredung aus dem Nebenzimmer geholt hatte und forderte seinen Hauswirth auf, mit ihm anzustoßen.

Einen so feinen, feurigen Wein hatte der Friseur nie vordem getrunken, er fühlte, wie derselbe seinen ganzen inneren Organismus erwärmte und belebte.

»Sie haben also Sorgen?« begann der Chevalier wieder, nachdem er eine Cigarre angezündet hatte. »Geht das Geschäft?«

»Ach nein, ich bin zufrieden, und ich kann nur wünschen, daß es immer so bleibt, aber –«

»Aber? Reden Sie ohne Scheu.«

»Ich habe Schulden.«

»So, so –«

»Mißverstehen Sie mich nicht, es sind keine unehrenhafte Schulden, wiewohl auch meine Nase –«

»Entschuldigen Sie, ich dachte in der That daran.«

»Daß ich dem Gotte Bachus huldige?«

»Ja.«

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich den Lippen des Friseurs.

»Ich weiß wirklich nicht, womit ich es verdient habe, daß unser Schöpfer mich mit diesem mißgestalteten Riechorgan ausgestattet hat,« fuhr er wehmüthig fort, »ich habe nie die geistigen Getränke geliebt –«

»So ist es nach meiner Ansicht eine Hautkrankheit, für die ich Ihnen ein vortreffliches Heilmittel geben werde.«

»Sie?« fragte der Barbier erstaunt.

»Sie glauben nicht, daß ich das könne,« erwiderte der Chevalier lächelnd. »Ich bin kein Charlatan, kein Fabrikant gepriesener Geheimmittel, aber ich habe durch meine botanischen und chemischen Studien Manches gelernt, was den Herren Aerzten noch ein Buch mit sieben Siegeln ist. Ich werde das Mittel bereiten und Ihnen die nöthige Anweisung geben, kann ich auch die Form der Nase nicht ändern, so kann ich doch die Röthe vertreiben. Aber wir wollten ja von Ihren Schulden reden. Wie hoch belaufen sie sich?«

»Auf tausend Thaler.«

»Das ist viel für Ihre Verhältnisse.«

»Gewiß. Ein Freund hat mir das Geld geliehen zur Etablierung meines Geschäfts. Ich wollte ein so großes Darlehn nicht, aber er drang mir die Summe auf mit dem Bemerkn, daß sie ein Geschenk sei.«

»Und jetzt fordert er dieses Geschenk zurück?«

»Nein. Damals war er reich, heute steht er vor dem Bankerott. Da meine ich denn, es sei eine Ehrenschild,

die ich abtragen müsse, und daß ich dies augenblicklich nicht kann, das bereitet mir große Sorgen.«

Der Chevalier blickte seinen Hauswirth forschend an, es lag in dem Gesicht des letzteren nichts, was die ehrliche Absicht desselben hätte Lüge strafen können.

»Sie sind ein ehrlicher Mann,« sagte er, »und es freut mich, daß ich Sie als solchen kennen lernt. Uebrigens erzeigen Sie Ihrem Freunde einen größeren Gefallen, wenn Sie mit der Rückerstattung des Geldes bis nach dem Ausbruch des Falliments warten.«

»Glauben Sie?«

»Natürlich. Geben Sie es ihm jetzt, so fließt es in die Masse, geben Sie es ihm später, so ist es sein Privateigenthum. Sie haben also noch Zeit, wir werden später darauf zurückkommen.«

»Heute, oder später, das Geld muß doch geschafft werden und ich weiß wahrlich nicht –«

»Geduld, kommt Zeit, kommt Rath. Wir wollen unsere Interessen miteinander vereinigen, ich helfe Ihnen und Sie helfen mir. Was meinen Sie dazu?«

Ueberrascht blickte Gabel den Chevalier fragend an, dann schüttelte er zweifelnd das Haupt.

»Das verstehe ich nicht,« sagte er.

»Sie werden es später verstehen, einstweilen weihe ich Sie nur so weit ein, als ich es für nöthig und zweckmäßig erachte. Kennen Sie einen Herrn Heinrich Schenk?«

Das Erstaunen des Friseurs wuchs. Gewiß kannte er ihn, aber er war schlau genug, seine Antwort reiflich zu

erwägen, um desto eher in die Geheimnisse des Fremden eindringen zu können.

»Dein Namen nach,« sagte er.

»Er soll sehr reich sein.«

»So sagt man.«

»Ich habe heute vernommen, daß er in der jüngsten Zeit viele Verluste gehabt habe.«

»Darüber kann ich Ihnen nichts sagen,« erwiderte den Friseur, »Herr Schenk macht Speculationsgeschäfte und man weiß ja, die Speculanten gewinnen heute und verlieren morgen.«

»Sie wissen also nichts Genaues über seine Verhältnisse?«

»Hm – speciell nicht,« sagte Gabel ausweichend, der die Befürchtung hegen mußte, daß sein Miether die Unterhaltung abbrach, wenn er mit einem entschiedenen ›Nein‹ antwortete.

»Sie kennen auch nicht seine Vergangenheit?« forschte der Chevalier, der bereits ungeduldig wurde.

Der Friseur sah eine Weile dem Fragenden prüfend in's Auge.

»Sagen Sie mir aufrichtig, weshalb Sie diese Fragen an mich richten, versetzte er, »was es auch sein mag, Sie dürfen mir vertrauen.«

»Das eben weiß ich so bestimmt noch nicht,« erwiderte der Chevalier. »Sie weichen mir aus, Sie geben nur eine halbe Antwort, trotzdem Sie –«

»Nun wohl, ich will offen sein,« unterbrach Gabel ihn, »wenn Sie dagegen mir versprechen, mir auch vertrauen zu wollen.«

»Das hängt einzig und allein von Ihnen ab. Sie kennen die Vergangenheit dieses Herrn?«

»Ja. Er ist der Sohn eines hiesigen Schenkwrths, eines braven, biedereren Bürgers, der ihn, um ihn etwas Tüchtiges lernen zu lassen, zu einem Kaufmanne in die Lehre gab. Er wußte sich das Vertrauen seines Principals in so hohem Grade zu erwerben, daß dieser ihn später als Associé in sein Geschäft aufnahm. Kurz darauf entlebte der einzige Sohn jenes Kaufmanns sich selbst, man sagte, wegen Spiel- und Wechselschulden. Einige Monate später starb der Vater des Selbstmörders in einem Irrenhause in London und man wollte wissen, der Besitzer dieser Anstalt habe den alten Mann, der durchaus nicht irrsinnig gewesen sei, ermordet. Wie dem auch sein mag, die Geschichte ist niemals aufgeklärt worden, Herr Schenk war Universaler beider Associés. Einige Zeit vorher hatte Herr Schenk die Tochter eines reichen Fabrikanten geheiratet. Außer dieser Tochter besaß der letztere noch einen Sohn, der wegen Wechselfälschung fliehen mußte und steckbrieflich verfolgt wurde. Der Fabrikant starb plötzlich, nach seinem Tode erfuhr man, daß er seinen Sohn gänzlich enterbt und seine Tochter als Universalerin eingesetzt hatte. Vor einiger Zeit, es war im diesjährigen

Karneval, wagte der Schwager des Herrn Schenk, trotzdem er steckbrieflich verfolgt wurde, hierher zurückzukehren, Niemand wußte es, man erfuhr es erst, als man in einem Gehölz bei Deutz seine Leiche fand.«

»Seine Leiche?« fragte der Chevaliers überrascht, der bisher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Der Friseur nickte.

»Er soll sich erschossen haben und das klingt glaublich, denn was blieb ihm, dem Bettler und verfolgten Verbrecher, anders übrig?«

Der Chevalier blieb lange in Nachdenken versunken.

»Alle diese raschen und plötzlichen Todesfälle haben den Mann bereichert,« sagte er nach einer geraumen Weile, »sollte man nicht glauben, er stehe mit dem Tode im Bunde?«

»Wie meinen Sie das?« fragte Gabel entsetzt. »Wollen Sie damit sagen –«

»Es ist nur eine Redensart, guter Freund, aber Sie werden mir zugeben, daß die Vergangenheit dieses Herrn Furcht und Grauen vor ihm einflößen kann, zumal, wenn man abergläubig ist.«

»Sind Sie es?«

»Nein, aber ich habe meine eigenen Gedanken.«

»Und nun werden Sie mir wohl sagen, weshalb Sie sich so sehr für diesen Herrn interessiren.«

Noch immer zögerte der Chevalier, sein forschender Blick schien in die Seele des Friseurs eindringen zu wollen.

»Gut,« sagte er endlich, »ich will Ihnen vertrauen, ich will Ihnen Alles enthüllen, aber ich mache Sie vorher darauf aufmerksam, daß ich Sie ohne Erbarmen niederschießen werde, wenn Sie mein Vertrauen mißbrauchen und meine Geheimnisse offenbaren, oder meine Pläne zu durchkreuzen suchen. Also haben Sie die Wahl, wollen Sie mir in allen Dingen treu und ehrlich beistehen, oder ziehen Sie vor, nicht in meine Geheimnisse eingeweiht zu werden?«

»Ich verspreche Ihnen Verschwiegenheit, Treue und Beistand, vorausgesetzt, daß ich es mit meinem Gewissen und meiner Ehre vereinbaren kann, gemeinschaftliche Sache mit Ihnen zu machen,« erwiderte Gabel entschlossen.

»Ihr Gewissen und Ihre Ehre erlauben es Ihnen, aber ich erinnere Sie nochmals an meine Warnung, ich versichere Sie, daß ich –«

»Ich werde diese Warnung nicht vergessen.«

»Nun wohl, Sie wissen wohl, daß Madame Schenk von ihrem Gatten getrennt lebt?«

»Sie soll in Paris wohnen.«

»So ist es, ich lernte sie dort kennen. Was zwischen ihr und mir vorgefallen ist, kann Sie wenig interessiren, es genüge Ihnen, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß Madame Schenk eine sehr tugendhafte Dame ist. Sie erhielt zu verschiedenen Malen von ihrem Gatten die Aufforderung, zurückzukehren, sie kam erst vor wenigen Tagen dieser Aufforderung nach, als ihr Gemahl ihr schrieb, ihrem Vermögen drohe ein Verlust, dem nur ihre

persönliche Hierherkunft vorbeugen könne. Ich aber ahne, welche Absicht dieser Mann hegt und wenn ich auch nicht wage, sie auszusprechen, so werden Sie dennoch meine Ahnung errathen können, wenn Sie sich der Vergangenheit dieses Herrn, der mir bereits bekannt war, erinnern. Das bewog mich, die Dame zu begleiten, ohne daß sie es wußte. Sie hatte meine Begleitung abgelehnt, ihres guten Rufes wegen, ich mußte diesen Grund achten. Meine Befürchtungen aber ließen mich nicht ruhen, ich werde hier bleiben, bis die junge Frau wieder abgereist ist, und wenn diese Abreise sich zu lange hinauschiebt, so halte ich an Ort und Stelle meine Nachforschungen, um den Grund der Verzögerung zu entdecken. Jetzt wissen Sie, was mich hierhergeführt hat und Sie müssen nun als mein Verbündeter mir mit Rath und That zur Seite stehen, wenn ich es verlange.«

Der Friseur schüttelte gedankenvoll sein Haupt.

»Ich errathe Ihre Besorgnisse, aber ich kann nicht glauben, daß sie begründet sein sollen,« erwiderte er. »Mag man dem stolzen Manne auch Manches nachsagen, Manches vorwerfen, daß er ein Verbrecher sein soll, glaube ich nicht.«

»Die Zeit wird es lehren. Einstweilen handelt es sich für mich darum, mich mit Madame Schenk in Rapport zu sehen, ohne daß ihr Gemahl Verdacht schöpfte. Dazu müssen Sie mir behülflich sein.«

»Ich helfe also einen Ehemann betrügen –«

»Ah, Sie weichen aus?«

»Nein, ich weiß sehr wohl, daß diese Ehe nicht auf Liebe gegründet ist und weil ich das weiß, macht es mir keine Scrupel, Ihnen beizustehen. Aber wie wollen Sie das ermöglichen? Besuchen können Sie die Dame nicht, ohne Argwohn zu erregen und schreiben ist auch eine mißliche Sache, wenn ein Billet in die Hände des Gemahls fiel –«

»Ich habe meinen Plan schon entworfen, ich werde als Ihr Gehülfe die Dame besuchen.«

»Als mein Gehülfe?« fragte der Friseur überrascht. »Das ist eine kühne Idee, die nahezu –«

»An Wahnsinn grenzt, wollen Sie sagen? Ich habe das Vertrauen, daß ich meine Rolle vortrefflich spielen werde.«

»Dieses Vertrauen theile ich nicht,« fuhr Gabel kopfschüttelnd fort. »Ihr Gang, Ihr Gesicht, Ihre Hände müssen Sie verrathen! Und außerdem, können Sie eine Dame frisiren?«

»Sie werden mich morgen früh in den ersten Regeln dieser Kunst unterrichten für das Uebrige lassen Sie mich sorgen. Ich habe einen Anzug bereits gekauft, er läßt nichts zu wünschen, meinen Gang und meine Bewegungen werde ich der Rolle anpassen und was das Gesicht betrifft, so verstehe ich die Kunst, mit einigen Strichen die Züge zu entstellen. Ich werde hingehen, für den ungünstigen und immerhin möglichen Fall, daß man mir begegnet und Verdacht schöpft, müssen Sie meine Behauptung, daß ich Ihr Gehülfe sei, bestätigen.«

»Und wenn der Herr Gemahl Sie vor die Thüre wirft?«

»Das fürchte ich nicht.«

»Aber es wäre möglich, er ist mitunter sehr kurz angebunden.«

Der Chevalier zuckte die Achseln.

»Ich muß mir auch das gefallen lassen,« sagte er, »aus meiner Rolle darf ich nicht fallen.«

Damit war die Unterredung beendet, der Chevalier erhob sich und bedeutete dadurch den Friseur, daß er allein zu sein wünsche.

Gabel wußte nun allerdings Manches, aber ganz konnte er das Räthsel noch immer nicht lösen.

Vorzüglich waren es die Vermuthungen seines Miethers in Bezug auf den Charakter und die dunklen Handlungen Heinrich Schenk's, die ihm viel zu schaffen machten. Auch er hatte oft im Stillen darüber nachgedacht, ob die vielen, plötzlichen Todesfälle mit Schenk in näherer Verbindung stehen könnten und das damals auftauchende Gerücht über die Behandlung Scheerenberg's im Irrenhause war sehr wohl geeignet gewesen, einem dunklen Verdacht Raum zu geben, aber Gabel hatte den Gedanken, daß jenes Gerücht sich auf Thatsachen stützen könne, energisch zurückgewiesen und er theilte auch jetzt noch nicht die Befürchtungen des Fremden.

## HUNDERTUNDERSTES KAPITEL EIN GEFÄHRLICHES BOUQUET.

Bertha war am Abend ihrer Ankunft mit dem festen Vorsatz zur Ruhe gegangen, schon am nächsten Tage wieder abzureisen.

Sie wollte zuvor nur noch im Bureau der Königlichen Bank sich nach dem Stande ihres deponirten Kapitals erkundigen und bei dieser Gelegenheit noch einmal dem Beamten einschärfen, von diesem Gelde keinen Pfening verabfolgen zu lassen, es sei denn gegen ihre eigenhändig ge- und unterschriebene Quittung.

Sie wußte jetzt, weshalb ihr Gatte sie von Paris fortgelockt hatte, sie hegte nicht den leisesten Zweifel, daß er bereits ruinirt war, daß ihr Vermögen ihn retten sollte.

Und dazu fühlte sie sich nicht verpflichtet.

Sie hatte diesem Manne die Hand gereicht, ohne etwas für ihn zu empfinden, nur, weil der Vater es wünschte und weil sie sich darnach sehnte, selbstständiger auftreten zu können. Ihr Gatte aber hatte nichts gethan, um sich ihre Gunst, oder ihre Liebe zu erwerben, er war gleichgültig an ihr vorbeigegangen, er konnte sich nicht beklagen, wenn sie ihm jetzt dieselbe kalte Gleichgültigkeit zeigte.

Sie fühlte nicht nur keine Liebe, sie fühlte nicht einmal Achtung für ihn, er war ein Emporkömmling, nur einem fabelhaften Glück verdankte er seine Stellung und seinen Reichthum, und daß er diesem Glück sehr oft durch verabscheuenswerthe Mittel nachgeholfen hatte, bewiesen ihr die Mittheilungen ihres Bruders, denen sie vollen Glauben schenkte.

Daß unter diesen Umständen die junge Frau sich danach sehnte, das Haus ihres Gatten wieder zu verlassen und nach Paris zurückzukehren, war leicht erklärlich.

Aber so rasch sollte dieser Wunsch nicht erfüllt werden. Als Bertha am andern Morgen erwachte, fühlte sie einen stechenden Schmerz im Kopfe und in allen Gliedern eine Müdigkeit, die sie nicht zu überwältigen vermochte.

Sie versuchte, sich zu erheben, sie schellte ihrer Dienerin und begann sich anzukleiden.

Aber die Müdigkeit wich nicht, sie nahm eher zu als ab und die Schmerzen steigerten sich auch von Stunde zu Stunde.

»Es wird eine Migraine sein,« sagte die Dienerin und Bertha pflichtete dieser Ansicht bei.

An die Reise war unter diesen Umständen nicht zu denken, sie mußte einstweilen verschoben werden.

Heinrich besuchte im Laufe des Vormittags seine Gemahlin, er bewies ihr eine Theilnahme, welche den Mantel der Heuchelei, zu offen zur Schau trug, als daß Bertha, die ohnehin an eine solche Theilnahme von Seiten ihres Gatten nicht gewohnt war, die Maske nicht durchschauen mußte.

Heinrich wollte zum Arzt schicken, Bertha erwiderte mit gemessener Kälte, sie wünsche die Hülfe eines Arztes nicht.

Auf diese wenigen Worte beschränkte sich die ganze Unterhaltung der beiden Gatten, Heinrich fühlte, daß es überflüssig war, er entfernte sich wieder, nachdem er zuvor noch einige Worte des Bedauerns fallen gelassen hatte.

Als er die Treppe hinunterstieg, begegnete ihm ein junger, ziemlich fadenscheinig gekleideter Mann, der mit einer erstaunenswerthen Behendigkeit an ihm vorbei steigen wollte.

Da dieser Mensch ihm völlig fremd war, so hielt er es für rathsam, sich nach dem Zweck seiner Anwesenheit in diesem Hause zu erkundigen, und der junge Mann erwiderte ihm ohne Zögern, daß er der Gehülfe des Friseur Gabel und beauftragt sei, Madame Schenk zu frisiren.

In der Seele Heinrich's tauchte ein Argwohn auf, dessen Grund er selbst sich nicht erklären konnte, an dem er indeß fest hielt, weil er überhaupt sehr mißtrauisch war.

»Wer hat Sie geschickt?« fragte er scharf. »So viel ich weiß, hat Madame nicht den Wunsch geäußert, frisirt zu werden.«

»Davon weiß ich nichts,« erwiderte der Chevalier achselzuckend, und es gelang ihm vortrefflich, sich den Anschein eines gleichmüthigen Phlegma's zu geben, »mein Herr hat mich hiehergeschickt, um das Weitere habe ich mich nicht zu kümmern.«

»Aber ich, mein Herr!« fuhr Heinrich auf. »Madame ist erst gestern Abend von ihrer Reise zurückgekehrt, sie fühlt sich sehr leidend, ich kann nicht glauben, daß sie in dem Zustande, in welchem sie sich befindet, den Wunsch hegen soll –«

»Erlauben Sie, das wird sich aufklären, wenn Sie die Güte haben wollen, Madame zu fragen,« fiel der Chevalier ihm trocken in's Wort. »Was mich anbetrifft, so –«

»Was Sie anbetrifft, so scheeren Sie sich hinaus,« donnerte Heinrich, erbittert über die Hartnäckigkeit dieses Menschen, der ihm in seinem eigenen Hause Vorschriften zu machen wagte. »Wenn Madame einen Friseur wünscht, so werde ich Ihrem Principal darüber Meldung machen.«

Der Chevalier sah ein, daß er Gefahr lief, aus seiner Rolle zu fallen, wenn er diesen Wortwechsel fortsetzte; sein erster Versuch war freilich gescheitert, aber das schloß die Möglichkeit nicht aus, daß er bei dem zweiten seinen Zweck erreichte.

Er entfernte sich, ohne ein Wort zu erwidern.

Dem Hause Heinrich's schräg gegenüber lag eine Restauration, aus deren Fenstern man jenes Haus beobachten konnte.

In diese Restauration trat der Chevalier.

Er nahm an einem Tischchen, welches unmittelbar am Fenster stand, Platz und forderte eine halbe Flasche Wein.

Schenk hatte ihm gesagt, seine Frau sei sehr leidend, das beunruhigte den Chevalier, weil es seine Besorgnisse bestätigte, und er wünschte, über diesen Punkt näheren Aufschluß zu erhalten.

War sie wirklich erkrankt, so mußte im Laufe des Vormittags sein Arzt sie besuchen und voraussichtlich auch eine Magd zur Apotheke gehen.

Nun konnte der Chevalier in seiner Rolle als der Friseurgehülfe immerhin wagen, sich einer Magd zu nähern und sich den Anschein zu geben, als ob er geneigt sei, ein

vertrauliches Verhältniß mit ihr anzuknüpfen, vornehmlich, wenn diese Magd jung und gerade nicht häßlich war.

Gelang es ihm, ihr Vertrauen und ihre Gunst zu gewinnen, so hatte er einen bedeutenden Schnitt vorwärts gethan.

Aber der Arzt erschien nicht; es gingen nicht viele Leute in dem Hause ein und aus und die Wenigen, welche die Schwelle desselben überschritten, waren Börsenagenten oder Handwerker.

Der Chevalier wandte keinen Blick von dem Hause, aber es erschien auch keine Magd und mit dem Lehrling, der einigemale aus- und einging konnte er doch nicht anknüpfen.

Da plötzlich fuhr ein Wagen vor, es war freilich keine Equipage, sondern nur eine schlichte Droschke, aber es war ja möglich, daß sie den Arzt brachte.

Der Chevalier sah sich in seiner Erwartung getäuscht. Statt des Arztes stieg eine sehr elegant gekleidete Dame aus, eine junge, schöne Dame, wie der Chevalier bemerkte, als sie dem Kutscher den Fahrlohn zahlte.

Wo hatte er dieses Gesicht doch schon gesehen?

Es war ihm bekannt, aber er erinnerte sich der Zeit, und des Ortes der früheren Begegnung nicht.

Wem galt ihr Besuch? Dem Kaufmanne, oder seiner Gattin? Was war der Zweck ihres Besuches? War sie die Verbündete des Kaufmanns, oder eine Jugendfreundin Bertha's?

Alle diese Fragen beschäftigten den Chevalier, nachdem die Dame hinter der Hausthüre verschwunden war und er würde über dieselben noch lange nachgegrübelt haben, wenn nicht ein anderes Ereigniß seine Aufmerksamkeit in höherem Grade in Anspruch genommen hätte.

Kaum war die Dame in das Haus getreten, als im oberen Stock ein Fenster geöffnet und ein Blumenstrauß hinuntergeworfen wurde.

Die Blumen waren frisch, noch nicht verblüht, es war ein schönes kostbares Bouquet, welches man ohne Grund gewiß nicht in den Schmutz warf.

Der Chevalier eilte hinaus.

Er hob das Bouquet auf und ging in seine Wohnung. War es nicht möglich, daß Bertha, während er mit ihrem Gatten sprach, seine Stimme gehört und erkannt hatte? Gewiß, und wenn dies der Fall gewesen war, so lag auch die Möglichkeit nahe, daß Bertha von ihrem Fenster aus ihn beobachtet hatte. Sie sah ihn in die Restauration eintreten, sie sann auf Mittel, ihm durch irgend ein Zeichen die Gewißheit zu geben, daß seine Anwesenheit ihr bekannt war, und der Blumenstrauß sollte als dieses Zeichen gelten.

Diese Illusionen, denen der Chevalier sich auf dem Heimwege hingab, hatten allerdings Vieles für sich, aber der Chevalier würde dennoch ihre Unhaltbarkeit eingesehen haben, wenn er ernstlich über sie nachgedacht hätte.

Er mußte sich ja sagen, daß Bertha schwerlich so unklug sein würde, ihr Geheimniß auf diesem Wege dem Zufall preiszugeben, während sie doch nur nöthig hatte,

zum Friseur Gabel zu schicken, und ihn zu ersuchen, ihr seinen Gehülften zu senden.

Aber an dies Alles dachte der Chevalier nicht, er glaubte, was er hoffte, ihm galt das Bouquet als ein Zeichen, ja als ein Pfand, welches ihn an die Rose erinnern sollte, die er vor der Abreise Bertha's als Antwort auf seine Frage erhalten hatte.

Gabel empfing seinen Miether mit einem schlaunen Lächeln auf den Lippen.

»Sie haben ja rasch reussirt,« sagte er, »es freut mich, Ihnen Glück wünschen zu können.«

»Wozu?« erwiderte der Chevalier verstimmt. »Dazu, daß mir die Thüre gezeigt worden ist?«

»Ah – und dieses Bouquet?«

»Lieber Freund, die Damen sind schlauer, wie die Herren der Schöpfung, der Gatte hat mich mit Grobheiten regalirt und er würde mich hinausgeworfen haben, wenn ich nicht freiwillig gegangen wäre, nichts destoweniger gelang es mir, mich mit der Dame des Hauses in Rapport zu setzen.«

Der Friseur hatte das Bouquet, welches auf dem Tische lag, ergriffen, er steckte seine rothe Nase recht tief hinein zum Verdruß des Chevaliers, der diese Behandlung des Liebespfandes als eine Entweihung desselben betrachtete.

Gabel sog den Duft voll ein.

»Zum Henker,« sagte er endlich, »dieser Duft macht Kopfweh.«

»Er eignet sich eben nicht für jede Nase,« spottete der Chevalier.

»Mag sein, aber ich sage Ihnen, dieser Duft ist betäubend, mir schwindelt's vor den Augen, erlauben Sie, daß ich mich niederlasse. – Ist es mir doch, als ob plötzlich eine centnerschwere Last sich auf mich niedersenke, ich kann dieses Gefühl gar nicht beschreiben, dieses Stechen und Pochen im Kopfe, dieser Schwindel, diese Mattigkeit – versuchen Sie es einmal, es wäre doch interessant, zu erfahren, ob der Blumenduft diese Wirkung hat.«

Mit dem unverkennbaren Ausdruck der Bestürzung ruhte der Blick des Chevaliers auf dem Redenden, ein ungewöhnlicher Ernst prägte sich in seinen Zügen aus.

»Spüren Sie wirklich diese Wirkung?« fragte er.

»Ja, ja versuchen Sie's nur.«

»Ich danke.«

Der Chevalier öffnete seinen Koffer, er nahm aus derselben eine kleine, elegante Schatulle, die eine große Menge winzig kleiner Fläschchen enthielt.

Er entkorkte eins dieser Fläschchen, welches er mit vieler Sorgfalt ausgewählt hatte und hielt es unter die Nase des Friseur's, dessen Kopf mit einem Ruck zurückschnellte, während ihm die Thränen über die Wangen liefen.

»Wie fühlen Sie sich jetzt?« fragte der Chevalier nach einer Pause.

»Bedeutend wohler.«

»Riechen Sie noch einmal.«

Der Friseur kam der Aufforderung nach und erklärte, daß er nun von der räthselhaften Wirkung des Blumen-  
duftes nichts mehr empfinde.

Der Chevalier nickte, er schien das erwartet zu haben. Aber er schien auch eine ernste, ihn tief betrübende Ent-  
deckung gemacht zu haben, denn eine finstere Wolke lag  
über seinem Antlitz gebreitet.

»Sie werden mir erlauben müssen, daß ich hier ein  
kleines, chemisches Laboratorium einrichte,« sagte er,  
»indeß dürfen Sie sich beruhigen, es wird weder feuer-  
gefährlich, noch Ihnen besonders lästig werden, wenn  
Sie nur Ihre Thüre zuhalten, so lange ich hier beschäf-  
tigt bin.«

Befremdet blickte Gabel seinen Miether an.

»Das ist mir durchaus nicht angenehm,« erwiderte er,  
»aber, wenn es sein muß –«

»Es muß sein.«

»Dann in Gottes Namen.«

»Würden Sie vielleicht die Güte haben, mir aus der  
Apotheke einige Medicamente zu holen, die ich Ihnen  
verzeichnen werde?«

»Wenn Sie es wünschen, sehr gerne.«

Der Chevalier schrieb rasch eine kleine Liste nieder.

»So,« sagte er, indem er sie dem Friseur überreichte,  
»auf dieser Liste ist auch das Mittel verzeichnet, durch  
welches ich Ihr Riechorgan zu bleichen gedenke.«

Als der Friseur sich entfernt hatte, band der Chevalier  
langsam den Strauß auseinander. Er besichtigte fast jede  
Blume, er betrachtete jedes einzelne Blättchen, auf denen

hie und da ein dünner, weißer Staub sich zeigte, den man mit unbewaffnetem Auge kaum bemerken konnte.

Darauf band er den Strauß sehr vorsichtig und behutsam wieder zusammen.

»Sonderbar,« murmelte er, »es ist eins jener Gifte, die nur sehr wenigen Eingeweihten bekannt sind. Woher kann er es kennen? Sollte auch er mit diesem Studium sich befaßt haben? Das ist nicht denkbar, er hatte keine Zeit und wohl auch kein Talent und keine Lust dazu! Hm – ich habe es mit einem sehr gefährlichen Feind zu thun, einem Gegner, der mir gewachsen ist. Und doch – ich kann nicht glauben, daß dieser Kaufmann allein mein Gegner sein soll. Wer war die Dame, die ich in das Haus treten sah? Ihr Gesicht schien mir bekannt, dieser Gang, diese Haltung, diese Züge – – ich kenne sie und weiß doch nicht – – eine Deutsche war sie nicht, in Paris muß ich sie gesehen haben – – halt, vor meinen Augen rauscht ein dunkles Bild empor – ich hab's, Marie, die reizende Marie, die plötzlich so spurlos verschwand!«

Der Chevalier hatte sich erhoben, er trat an das kleine Fenster und blickte lange nachdenklich hinaus.

»Ja, ja, ich entsinne mich ihrer,« fuhr er nach einer Weile fort, »in ihren Salons habe ich manche Stunde angenehm verbracht. Sie war damals mit dem Polizeipräfekt eng liirt und es hieß später, in ihrem Salon habe man gegen die Republik conspirirt. Ganz recht, das war der Grund, weshalb sie Paris so plötzlich verließ, seitdem war sie verschollen. Sieh, sieh, die Kleine ist nach Deutschland gekommen und hat hier ihre Netze wieder

ausgeworfen. Kein Zweifel, sie ist die Verbündete jenes Mannes, sie hat das Gift ihm gegeben und sie wird auch nicht ruhen, bis sie ihren Zweck erreicht hat.«

Der Chevalier wanderte, die Arme auf dem Rücken verschränkt, gedankenvoll auf und ab.

»Was ithun?« nahm er wieder das Wort. »Ich könnte die Behörde aufmerksam machen – – könnte ich es wirklich? – Nein, mir fehlen die Beweise, dieses Bouquet genügt als Beweis nicht. Zudem unterliegt es keinem Zweifel, daß die Beiden ihre Maßregeln so vorsichtig getroffen haben, daß sie nicht überführt werden können. Ich kann nichts Anderes thun, als im Geheimen gegen sie wirken. – Gar, wenn ich Bertha veranlaßte, sofort abzureisen, trotzdem sie sich leidend fühlt?«

Der Chevalier dachte lange nach.

»Nein,« beantwortete er diese Frage endlich; und in seinen Augen loderte ein düstres Feuer, »der kürzeste Weg wäre es, aber nicht der richtige. Entrinnt Bertha den Händen dieser Giftmischer, so werden die letzteren einen anderen Weg suchen und finden, um sie zu beseitigen, und dann dürfte es mir unmöglich sein, Beweise gegen die Schuldigen zu finden, abgesehen davon, daß es zu spät wäre, Bertha zu retten. Nein, ich will diese Gelegenheit wahrnehmen, Bertha von einem Scheusal zu befreien.«

Er brach ab, Gabel trat in diesem Augenblick ein.

Nachdem der Chevalier die verschiedenen Schachteln und Fläschchen in Empfang genommen hatte, forderte er den Friseur auf, sich niederzulassen.

»Ich bedarf jetzt Ihres Beistandes mehr, als ich selbst zuvor dachte,« sagte er, »wenn Sie treu und gewissenhaft sich mir gegenüber beweisen, so können Sie Ihrer Schuld wegen ohne Sorgen sein, ich übernehme sie.«

»Die ganze Schuld?« fragte Gabel überrascht.

»Ja, die tausend Thaler, welche Sie Ihrem Freunde schulden. Ich werde sie Ihnen auszahlen an dem Tage, an welchem ich meine schwere Ausgabe gelöst habe, aber ich verlange dafür nicht allein Ihren thätigen Beistand, sondern auch die strengste Verschwiegenheit. Nicht ein Wort, nicht eine Silbe darf über Ihre Lippen kommen, was auch geschehen möge, – verstehen Sie?«

»Sehr wohl.«

»Wohlan, geben Sie mir jetzt einen Rath. Wodurch kann ich es ermöglichen, in das Boudoir der Dame zu gelangen, ohne von ihrem Gatten bemerkt zu werden, oder Argwohn zu erregen?«

Der Barbier rieb gedankenvoll die Nase.

»Das wird schwer zu ermöglichen sein,« sagte er.

»Aber es muß ermöglicht werden.«

»Wollen Sie Ihre Rolle als mein Gehülfe beibehalten?«

»Ich muß wohl, nachdem Herr Schenk mich in dieser Rolle kennen lernte, kann ich sie einer andern nicht mehr vertauschen.«

»Es ist wahr. Sie könnten sich vielleicht in das Haus hineinstehlen, wenn Herr Schenk ausgegangen ist, aber ich weiß nicht, ob das allein Ihnen genügt.«

»Es kann mir nicht genügen.«

»Sie wünschen, in dem Hause frei aus- und eingehen zu dürfen?«

»Ja.«

Der Friseur schüttelte bedenklich das Haupt.

»Wenn Madame verlangt, daß der Friseur sie besuche, so kann Herr Schenk dem nicht widersprechen,« fuhr der Chevalier fort, »es käme also nur darauf an, diesen Befehl zu erwirken. Sie haben Madame früher nicht frisirt?«

»Nein.«

»Aber sie könnten nichtsdestoweniger sich erlauben, Sie zu besuchen.«

»Unter welchem Vorwande?«

»Hm – sagen Sie ihr, Sie hätten einen Gehülfen engagirt, der vortrefflich frisire, Sie erlaubten sich, ihn den Damen zu empfehlen.«

»Und dann?«

»Na, lassen Sie nur den Namen des Gehülfen im Laufe des Gesprächs fallen, nennen Sie mich schlichtweg Henri, das wird genügen.«

»Und wenn ihr Gatte –«

»Du lieber Himmel, er kann Ihnen doch nicht wehren, sich den Damen zu empfehlen?«

»Das nicht, aber es wird seinen Argwohn wecken, nachdem der zu empfehlende Gehülfe ihm schon vorher erklärt hat, Madame habe ihn bestellt.«

»Kann das nicht von Seiten Ihres Gehülfen eine Eigenmächtigkeit gewesen sein?« erwiderte der Chevalier ungeduldig. »Ich sage Ihnen, dieses Haus muß mir geöffnet werden, also sorgen Sie dafür. Ich erwarte, daß Sie mir

nach Tisch mittheilen können, Madame Schenk wünsche mich zu sehen, wie Sie das nun ermöglichen wollen, ist Ihre Sache, denken Sie an den Lohn, den ich Ihnen versprochen habe und vergessen Sie zugleich nicht, was ich Ihnen bezüglich der Verhältnisse dieser Dame zu ihrem Gatten sagte. Ich habe keine Zeit mehr, mit Ihnen darüber zu berathen, Mittag ist schon nahe und ich muß vorher noch einige Einkäufe für mein Laboratorium machen.«

»Wenn es mir nun aber nicht gelingt?« fragte der Friseur, den die Entschiedenheit des Chevaliers ganz verwirrte, »ich bin in solchen Dingen durchaus nicht bewandert.«

Der Chevalier zuckte die Achseln.

»Versuchen Sie es wenigstens,« erwiderte er, »ich traue Ihnen so viel Grütze zu, daß es Ihnen gelingen wird.«

Er hatte seinen Hut ergriffen, ehe der Friseur einen weiteren Einwand erheben konnte, war der Chevalier schon verschwunden.

So schwer war die Aufgabe freilich nicht, aber Gabel zweifelte dennoch, daß es ihm gelingen werde, sie zu lösen.

Jedenfalls mußte er den Augenblick benutzen, in welchem Heinrich Schenk nicht zu Hause war, ihm durfte er nicht begegnen, denn er sah voraus, daß derselbe ihn barsch zurückweisen würde; geschah dies, so war dem Chevalier das Haus für immer verschlossen.

Der Friseur trat mit schwer bedrücktem Herzen den Weg an, er bereute fast, in die Geheimnisse seines Miethers eingeweiht zu sein, wenn er auch aus der andern Seite wünschte, den ihm versprochenen Lohn zu gewinnen.

Der Zufall schien ihn zu begünstigen, als er in die Straße einbog, in der Heinrich Schenk wohnte, bemerkte er, daß der letztere sein Haus verließ.

#### HUNDERTUNDZWEITES KAPITEL. DIE GRÄFIN.

Die Dame, welche der Chevalier gesehen hatte, war, wie er sich dessen später auch entsann, Marie Latour, und wenn er die Ueberzeugung hegte, daß diese Dame die Verbündete Schenk's sei, so stützte diese Ueberzeugung sich auf Gründe, die sehr nahe lagen.

Marie ging ohne Verzug in das Cabinet Heinrich's, Niemand bemerkte sie.

Der junge Mann erwartete sie bereits, er wußte, daß sie zu dieser Stunde kommen wollte.

Er bot ihr einen Sessel an und schloß dann geräuschlos die Thüre, um einer möglichen Ueberraschung vorzubeugen.

»Sie ist da?« fragte Marie.

Heinrich nickte bejahend.

»Gestern Nachmittag,« erwiderte er.

»Nun?«

»Ich sah mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht, sie war so kalt, so herzlos –«

»Das verlange ich nicht, zu wissen,« fiel Marie ihm rasch in's Wort, »ich kann mir denken, daß es kein herzliches Wiedersehen war. Sie haben ihr das Bouquet gegeben?«

»Ja.«

»Schon gestern Abend? Sie wollte ja warten bis heute Morgen?«

Heinrich schüttelte den Kopf.

»Ich durfte das nicht,« fuhr er fort, »sie sprach die feste Absicht aus, heute wieder abreisen zu wollen. Sobald sie erfuhr, daß ich sie durch eine Lüge hierhergelockt hatte, erklärte sie mir, daß sie so rasch wie möglich zurückreisen werde. Da erachtete ich, es für nöthig, ihr das Bouquet noch gestern Abend zu überreichen.«

»Und die Wirkung?«

»Ganz genau dieselbe, welche Sie voraussagten.«

»Fühlt sie sich sehr leidend?«

»Ich glaube, auf meine Erkundigung nach ihrem Befinden erhielt ich kaum eine Antwort.«

Marie blickte den jungen Mann forschend an. »Der erste Schritt ist geschehen,« sagte sie ernst, »ich hoffe, Sie werden nun auch den Muth haben, den betretenen Weg zu verfolgen. Binnen vierzehn Tagen sind Sie frei, suchen Sie während dieser Zeit dahin zu wirken, daß Sie ein Testament zu Ihren Gunsten erlangen.«

»Das wird schwer, wenn nicht unmöglich sein,« erwiderte Heinrich finster, »die Abneigung, ja, der Haß dieser Frau ist so stark, daß es mir niemals gelingen wird, ihn

ganz zu besiegen. Wir müssen suchen, sie an der Ausfertigung eines solchen Documents zu verhindern –«

»Verlassen wir uns nicht darauf,« erwiderte Marie kühl. »Wenn sie einen Notar verlangt, so müssen Sie die Forderung bewilligen, und ein notarielles Testament läßt sich später nicht unterdrücken.«

»Der Tod muß rasch erfolgen.«

»Nein, das würde zu unnützem Gerede Anlaß geben, es könnte sogar Verdacht erregen. Um ganz sicher zu gehen, wünsche ich, daß ein Arzt schon jetzt hinzugezogen wird, wir ersparen uns dadurch später die gerichtliche Leichenschau.«

»Aber der Arzt kann Verdacht schöpfen –«

»Dafür lassen Sie mich sorgen. Auch die Testamentsangelegenheit überlassen Sie mir, ich werde Ihr Interesse vertreten. Im Nothfalle übernehme ich es, das Testament nieder zu schreiben. Nur Vorsicht und Geduld, wir dürfen nichts übereilen und müssen auch den leisesten Schein meiden. Sobald ich mit ihr bekannt bin, werde ich für Sie eine Fremde sein, vergessen Sie das nicht und richten Sie Ihr Benehmen mir gegenüber so ein, daß auch ein mißtrauisches Auge nichts Auffallendes oder Befremdendes darin finden kann. Und nun melden Sie mich an, hier ist meine Karte.«

Heinrich erhob sich zögernd.

»Ich weiß mehr, ob ich diesen Plan billigen soll,« sagte er zweifelnd; »die Möglichkeit liegt nahe, daß Sie abgewiesen werden und dann –«

»Dann ist noch nichts verloren, ich kehre in einer andern Rolle zurück.«

»Bertha ist mißtrauisch –«

»Ich werde ihr Vertrauen einzuflößen wissen, beunruhigen Sie sich deshalb nicht.«

Heinrich ging hinaus, er stieg langsam, gedankenvoll die Treppe hinauf und trat in das Boudoir seiner Gattin.

Sie lag mit verbundenem Kopfe auf dem Fauteuil und würdigte den Eintretenden kaum eines Blickes.

»Eine Dame hat mich gebeten, Dir ihren Besuch anzumelden,« sagte Heinrich so kühl und gleichgültig, daß es fast klang, als ob ihm dieser Besuch nicht angenehm sei. »Woher sie erfahren hat, daß Du hier bist, weiß ich nicht, sie will Dich in Paris kennen gelernt haben.«

Bertha nahm die Karte, welche ihr Gatte auf den Tisch gelegt hatte und warf flüchtig einen Blick darauf.

»Comtesse de Laroche,« las sie. »Ich kenne diese Dame nicht.«

»Ah – dann werde ich ihr sagen, Du seist verhindert –«

»Das wäre unartig.«

»Oder Du bedauerst, sie nicht empfangen zu können, weil Du leidend seist. Sie behauptet zwar, sehr oft mit Dir zusammen gekommen zu sein.«

Bertha war in Nachdenken versunken, ihr Blick ruhte noch immer auf der Karte.

Wenn sie auch diese Dame nicht kannte, sie war eine Gräfin und es schmeichelte dem Stolze und der Eigenliebe der jungen Frau, von einer solchen Dame besucht zu werden.

Darauf hatte Marie gerechnet und in diesem Vertrauen sah sie sich nicht getäuscht.

»Es mag sein, daß ich die Comtesse kenne,« sagte sie nach einer Weile, »der Name ist mir freilich unbekannt. Ich bitte Sie, ihr zu sagen, daß ich es mir zur Ehre rechne, ihren Besuch zu empfangen.«

»Aber Du fühlst Dich leidend –«

»Und gelangweilt, bitte, lassen Sie die Gräfin eintreten.«

Heinrich zögerte.

»Ich werde zu unserm Arzte schicken,« sagte er.

»Durchaus unnöthig,« fiel Bertha ihm in's Wort, »ich bedarf seines Beistandes nicht.«

Mit einem triumphirenden Lächeln auf den Lippen kehrte Heinrich zu seiner Verbündeten zurück.

»Angenommen,« flüsterte er, »jetzt suchen Sie, sich zu behaupten.«

Das Köpfchen stolz empor geworfen, trat Marie Latour in das Boudoir; in ihrer Haltung, ihrem Gange, ihrem ganzen Wesen lag etwas Imponirendes, Aristokratisches, welches den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlte.

Bertha hatte sich erhoben, sie wollte der Gräfin entgegengehen, aber die letztere eilte, ehe sie dieses Vorhaben ausführen konnte, auf sie zu und schloß sie in ihre Arme.

»Wie glücklich ich bin, Sie wiederzusehen!« sagte sie. »Ach, meine Liebe, erinnern Sie sich auch noch der schönen Stunden, die wir im Salon der Fürstin Radziwill, der Gräfin von Pourtales und der Madame Fould verbracht

haben? Und nun sehen wir uns hier in dem kalten, nüchternen Deutschland wieder, in diesem Deutschland, welches keinen Comfort, keine Freude, keine Liebe kennt!«

Bertha blickte die redselige Dame erstaunt an, sie erinnerte sich nicht, dieses Gesicht je gesehen zu haben.

Aber es war ein schönes, geistreiches Gesicht, ein Antlitz, wie sie es liebte und die Dame zählte zu den höchsten Ständen, das genügte ihr, die ihr aufgedrungene Freundschaft anzunehmen.

»Ich muß in der That um Verzeihung bitten, daß ich Sie so lange draußen warten ließ,« sagte sie zögernd, »aber ich erinnerte mich wirklich Ihrer nicht –«

»Ah – ich könnte Ihnen zürnen deshalb,« unterbrach Marie sie, die ihre Rolle so vortrefflich spielte, daß in der Seele Bertha's unmöglich ein Mißtrauen erwachen konnte! »Haben wir denn nicht schon früher miteinander geplaudert? Ja, ja, auf dem Balle bei der Fürstin Radziwill – erinnern Sie sich dessen nicht mehr? – Nicht? Meine Liebe, das bedaure ich. Aber Sie sind leidend, erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe –«

»Nein, nein,« erwiderte Bertha rasch, die sich bereits ganz für die Gräfin eingenommen fühlte, »ich verzichte auf diese Ehre nicht, vorausgesetzt, daß nicht ein anderer Grund Sie nöthigt, mich zu verlassen. Ich leide an Kopfwegh –«

»Migraine?«

»Ich weiß nicht. Ich kam gestern Abend von der Reise an, mein Gemahl überreichte mir ein wundervolles Bouquet, ich war so unklug, es über Nacht in meinem Schlafgemach zu halten, vielleicht hat der starke, betäubende Duft meine Nerven so sehr angegriffen.«

Marie blickte suchend sich um.

»Ich liebe die Blumen so sehr,« sagte sie.

»Es ist auch meine schwache Seite,« fuhr Bertha fort, »aber der Duft zwang mich, das Bouquet entfernen zu lassen, meine Dienerin hat die Blumen hinausgeworfen.«

Hätte Bertha in diesem Augenblick das Gesicht der Gräfin beobachtet, so würde die Bestürzung, die sich plötzlich in diesen schönen Zügen ausdrückte, aber ebenso rasch auch wieder verschwand, vielleicht dennoch ein leises Mißtrauen in ihrer Seele geweckt haben.

»Die armen Blumen!« sagte Marie im Tone des Bedauerns. »Was bat Sie bewogen, Paris zu verlassen? Sie werden doch dahin zurückkehren?«

»Familienangelegenheiten,« erwiderte Bertha, »mein Gatte hätte sie ebensowohl ordnen können, aber die Herren –«

»Ja, ja, die Herren Ehemänner!« unterbrach Marie sie seufzend. »Glauben Sie, daß mein Gemahl mir nicht erlauben wollte, allein in Paris zurückzubleiben, während er in Staatsangelegenheiten nach Berlin reisen mußte?«

»Nicht möglich!«

»Es ist so. Er nöthigte mich, ihn bis hierher zu begleiten, hier darf ich seine Rückkehr erwarten, die vielleicht

erst nach vierzehn Tagen erfolgen wird. O, man möchte verzweifeln, die Tyrannei der Männer grenzt oft an's Unglaubliche.«

»Weshalb ertragen Sie diese Tyrannei?« erwiderte Bertha, trotzig die Oberlippe auswerfend. »Ich habe bereits meinem Gemahl erklärt, daß ich zurückreisen werde, sobald ich mich wieder wohl fühle.«

»Und er?«

»Er zuckt die Achseln und wagt nicht, dagegen zu protestiren!«

»Sie Glückliche! Ich habe es leider nicht verstanden, den richtigen Augenblick zu benutzen, nun muß ich dafür büßen.«

Marie erhob sich nach diesen Worten.

»Ich kann es wirklich nicht verantworten, daß ich Sie durch meinen Besuch so sehr aufrege,« sagte sie, »aber die Freude, Sie wiederzusehen, mit einem befreundeten Herzen über die schönen vergangenen Tage plaudern zu können, ließ mich sogar die ersten Regeln der Höflichkeit vergessen, bitte, verzeihen Sie es mir.«

»Wenn ich Ihnen verzeihen soll, dann müssen Sie mir das Vergnügen und die Ehre schenken, noch länger zu bleiben,« erwiderte Bertha, die sich immer enger zu der schönen jungen Dame hingezogen fühlte, »wir werden hier diniren, soupiren –«

»Ach, das wäre köstlich, aber –«

»Sie lehnen es ab?«

»Wenn Sie erlauben, nur das Diner. Sie werden es erklärlich finden, daß ich meiner Dienerschaft im Gasthofs

gewissermaßen Rechenschaft über meine Schritte ablegen muß, der Herr Graf ist so sehr eifersüchtig, und ich weiß, daß alle meine Diener und Dienerinnen seine Spione sind.«

Bertha fühlte eine herzliche Theilnahme mit der neuen Freundin, die so jung, so schön, so liebenswürdig und doch so sehr geknechtet war.

»Aber dann werden Sie mir nicht nur heute Abend, sondern auch morgen den ganzen Tag hindurch das Vergnügen schenken,« sagte sie. »Wir sind ja beide hier auf uns allein angewiesen, was also können wir Besseres thun, als einander die Stunden zu verkürzen suchen? Ich kann leider das Haus nicht verlassen, wie gerne würde ich sonst die Ehre Ihres Besuches erwidern.«

»Ich rathe Ihnen, zum Arzte zu schicken.«

»Ach nein –«

»Ich bitte Sie darum.«

»Er kann mir nicht helfen.«

»Er kann lindern, vorbeugen, versäumen Sie es nicht, meine Theure, ich habe Fälle erlebt, die ganz so wie der Ihrige begannen und mit dem Tode endeten.«

Erschreckt blickte Bertha die Freundin an.

»Ich sage Ihnen die Wahrheit,« fuhr Marie in eindringlichem Tone fort, »bitte, befolgen Sie meinen Rath, erklären Sie dem Arzte alle Symptome und hören Sie seine Ansicht.«

»Wenn Sie glauben –«

»Gewiß – ich wünsche recht sehr, Sie bald wieder hergestellt zu sehen, vielleicht können wir dann gemeinschaftlich zurückreisen.«

»Ich hoffe, daß meine Abreise sich nicht so lange verzögern wird,« erwiderte Bertha lächelnd. »Aber, wodurch erfuhren Sie, daß ich Paris verlassen hatte und hierher gereist war?«

»Ich erhielt heute Morgen die Nachricht von einer Freundin, sie theilte mir mit, daß Ihre Salons zum lebhaften Bedauern aller Kreise geschlossen seien. Und nun meine Liebe, wünsche ich Ihnen von Herzen eine baldige Genesung, hoffentlich finde ich Sie schon heute Abend wohler.«

Bertha griff zur Schelle.

»Bitte, ohne Ceremonien,« fuhr Marie rasch fort, »ich liebe sie nicht. Mir ist es angenehmer, wenn ich unbemerkt und ungenirt kommen und gehen kann, die Begleitung der Diener ist mir unangenehm. Auf Wiedersehen!«

Sie rauschte hinaus, und Bertha hatte nicht die leiseste Ahnung davon, daß diese lebenswürdige, theilnehmende Dame eine gemeine Betrügerin war, die unter dem Mantel der herzugewinnendsten Freundschaft ihr nach dem Leben trachtete.

Auf sie hatte diese Gräfin einen außerordentlich günstigen Eindruck gemacht, sie betrachtete sie schon jetzt als eine treue uneigennützigte Freundin, der sie in allen Dingen volles Vertrauen geschenkt haben würde.

Marie Latour verließ das Haus nicht sofort.

Als sie die Treppe hinunterstieg, hustete sie und so leise und kurz auch der Ton war, Heinrich hörte das schon früher verabredete Zeichen.

Er verließ sein Cabinet und begegnete der jungen Dame im Hausflur.

»Gewonnen!« flüsterte Marie, indem sie an ihm vorbeirauschte, »Ich erwarte Sie.«

---

Zehn Minuten später verließ auch Heinrich das Haus, und das geschah in demselben Augenblick, in welchem der Friseur Caspar Melchior Gabel sich mit schwer bedrücktem Herzen diesem Hause näherte.

Bald darauf stand der Friseur vor einem Diener, der ihm auf die Frage, ob er mit der gnädigen Frau reden könne, die barsche Antwort gab, Leute seines Schlages empfangen die gnädige Frau nicht.

Diese Grobheit empörte den biedereren Friseur so sehr, daß er ohne auf die Verhältnisse Rücksicht zu nehmen und ohne die möglichen Folgen zu bedenken, dem Diener erwiderte, ein solcher Grobian sei ihm noch nicht begegnet, er werde nicht unterlassen, Herrn Schenk auf das flegelhafte Benehmen seiner Diener aufmerksam zu machen.

Mancher Andere würde darauf hin kurzen Proceß gemacht und den Friseur ohne Weiteres hinausgeworfen haben, aber von alledem geschah nichts.

Im Gegentheil, der Diener fragte ziemlich schüchtern, weshalb er mit der gnädigen Frau zu reden wünsche, und diese Frage gab dem Friseur einen werthvollen Fingerzeig in Bezug auf die Behandlung dieses Grobians.

»Das kann Sie wenig kümmern,« sagte er barsch, »Ihre Sache ist es, mich anzumelden, wollen Sie das nicht, nun wohl, so werde ich wissen, was ich zu thun habe.«

»Aber ich muß der gnädigen Frau doch einen Namen nennen,« bemerkte der Diener, den die Sicherheit, mit welcher der Friseur auftrat, imponirte.

»Friseur Gabel, das genügt.«

»Und wenn die gnädige Frau fragt, was Sie wünschen?«

»Darauf werde sich selbst ihr die Antwort geben.«

Der Diener entfernte sich, Gabel war so klug, ihm auf dem Fuße zu folgen.

Ohne daß der Diener es verhindern konnte, trat der Friseur fast gleichzeitig mit diesem in's Boudoir.

»Sie werden entschuldigen, gnädige Frau, wenn ich mir die Freiheit nehme,« sagte er, indem er dem horchenden Diener durch einen sehr unzweideutigen Wink befahl, sich zu entfernen, »mein Geschäft als Friseur nöthigt mich leider sehr oft, den geehrten Damen beschwerlich zu fallen, wenn, das heißt – in Bezug auf – aber ich glaube, der Schlingel, der mich so grob anfuhr, steht noch immer hinter mir. Gnädige Frau, haben Sie die Güte, ihm zu sagen, daß er hier sehr überflüssig sei.«

Bertha blickte bald den verwirrten Mann mit der purpurrothen Nase, bald den bestürzten Diener an, endlich befahl sie dem letzteren, das Zimmer zu verlassen.

»Und nun,« sagte sie, »was wünschen Sie? Fassen Sie sich kurz; daß die Art und Weise Ihres Eindringens von den allgemeinen Regeln des Anstandes sehr abweicht –«

»Sehe ich ein, gnädige Frau,« unterbrach der Friseur sie. »Ich bin der Friseur Caspar Melchior Gabel und habe einen Gehülfen.«

»Lieber Gott, was kümmert das mich?« erwiderte Bertha mit wachsendem Erstaunen.

»Henri ist ein Pariser, er versteht sein Fach ausgezeichnet.«

»Bestreite ich es?«

»Verzeihen Sie, ich habe ihn erst gestern engagirt.«

Jetzt verlor Bertha die Geduld.

»Ich ersuche Sie, mich mit diesen confusen Reden zu verschonen,« sagte sie mit gemessenem Ernst, »wünschen Sie etwas von mir, so sagen Sie es ohne Umschweife und so deutlich, daß ich sie verstehen kann.«

Der Friseur gerieth immer mehr in die Verwirrung hinein.

»Er heißt Henri,« fuhr er fort, »und ist ein sehr schöner, fein gebildeter Herr.«

Bertha griff zur Schelle.

»Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?« fragte sie kalt.

»Ach nein, Henri versteht auch vortrefflich die Kunst, Kopfweh zu vertreiben, wenn dieses Kopfweh die Wirkung eines betäubenden Blumenduftes ist.«

Ueberrascht, bestürzt blickte Bertha den verwirrten Mann an, seine Worte waren ihr ein Räthsel, aber dieses Räthsel erregte ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade.

»Erklären Sie mir das deutlicher,« sagte sie.

Jetzt gewann der Friseur seine verlorene Fassung wieder, er erschreck, als er einsah, daß er im Begriff gewesen war, Alles zu verderben.

»Mein Gehülfe wünscht, Sie frisiren zu dürfen,« erwiderte er, »Henri ist in seiner Kunst sehr geübt, aber er fürchtet, trotzdem hier keinen Boden zu gewinnen wenn er nicht von einer Dame empfohlen wird, deren Urtheil in den höheren Kreisen maßgebend ist.«

»Das ist Alles?« fragte Bertha.

»Ja. Ich erlaubte mir schon, zu bemerken, daß mein Gehülfe Henri heißt, und daß –«

»Es ist gut, mir scheint, Sie werden wieder confuse. Schicken Sie mir Ihren Gehülfen.«

Ein herablassendes Kopfnicken verabschiedete den Friseur, aber Gabel zögerte, diesem Wink Folge zu leisten.

»Wenn ich mir erlauben dürfte, die gnädige Frau noch auf Eins aufmerksam zu machen –«

»Reden Sie, aber rasch und ohne lange Einleitung.«

»Henri war bereits heute Morgen so frei, die Schwelle dieses Zimmers zu überschreiten, aber ihr Herr Gemahl zeigte ihm die Thüre.«

In den Augen Bertha's blitzte es auf.

»Das ist nicht meine Schuld,« sagte sie, an sich haltend, »ich hatte keinen darauf bezüglichen Auftrag gegeben.«

»Und wann darf Henri sich erlauben –«

»Heute Nachmittag, er soll mich zum Souper frisiren.«

Der Friseur entfernte sich, er hatte seine Aufgabe gelöst und der Chevalier war mit ihm zufrieden.

#### HUNDERTUNDDRITTES KAPITEL. EIN FRANZÖSISCHER KAMMERDIENER.

Mit kecker Zuversicht betrat der Chevalier am Nachmittag dieses Tages das Haus, aus welchem er am Vormittag hinausgewiesen worden war.

Er fürchtete jetzt eine Begegnung mit dem Hausherrn nicht mehr, wußte er doch, daß dieser nun nicht mehr wagen durfte, ihm die Thüre zu zeigen.

Er wurde durch den Diener angemeldet und sofort vorge lassen.

Als der Blick Bertha's auf den Friseurgehülfen fiel, erschreck sie; trotz der entstellenden Schminke und der ärmlichen Kleidung erkannte sie augenblicklich den Chevalier.

Die Situation war für Beide eine höchst peinliche, weil die Dienerin Bertha's sich im Gemach befand. Diese Dienerin hatte Bertha erst kurz vor ihrer Abreise von Paris engagirt, sie kannte den Chevalier von Chateaurouge so genau noch nicht, um ihn in dieser Verkleidung wieder erkennen zu können.

Aber wie nahe lag die Möglichkeit, daß sie Verdacht schöpfte!

Es war voraus zu sehen, daß der Chevalier von der edeln Kunst des Frisirens kaum die Anfangsgründe kannte, hier lag also die Klippe, an der er sofort scheitern mußte, wenn die Dienerin zugegen blieb.

Auf der andern Seite aber durfte Bertha sie auch nicht hinausschicken, es vertrug sich mit ihrer Ehre nicht, mit dem jungen Manne allein zu bleiben.

Das Alles erkannte Bertha sofort, eines langen Nachdenkens bedurfte es deshalb nicht und nachdem sie mit seltener Geistesgegenwart sich zur Herrin der Situation erhoben hatte, war auch für sie der Weg schon vorgezeichnet den sie gehen mußte.

Auch der Chevalier erkannte die Gefahr, die ihn und sie bedrohte, er begnügte sich einstweilen damit, eine stumme Rolle zu spielen, und um dies zu können, ohne Argwohn zu erregen, beschäftigte er sich damit, seine Bürsten und Kämmе auszupacken und seine Anstalten ganz so zu treffen, als ob er wirklich derjenige sei, für den er sich ausgab.

»Ihr Principal hat mir Sie so sehr empfohlen, daß ich lebhaft bedaure, heute Ihre Kunst noch nicht auf die Probe stellen zu können,« nahm Bertha nach einer Weile das Wort, und sie schlug dabei einen so kühlen, vornehm herablassenden Ton an, daß die Dienerin unmöglich vermuthen konnte, daß dieser kalte Gleichmuth nur eine Maske sei. »Sie werden sich gedulden müssen bis morgen.«

»Ganz nach Ihrem Belieben, gnädige Frau,« erwiderte der Chevalier sich verbeugend. »Auch ich bedaure dies, da –«

»Ich weiß, Sie wünschen, daß ich Sie empfehle. Aber Sie sehen, ich bin leidend, da wird's mit der Empfehlung ohnehin –«

»Dürfte ich mir erlauben, die Ursache Ihres Leidens zu erforschen? Ich war vordem Kammerdiener der Fürstin Radziwill und habe im Dienste dieser Dame manches vortreffliche Mittel kennen gelernt –«

»Migraine mein Herr!«

»Vielleicht in Folge ermüdender Strapazen?«

»Das nicht, ich glaube Blumenduft –«

»Ah, da könnte ich Ihnen ein vorzügliches Mittel nennen.«

Bertha blickte auf, sie verstand die Bedeutung des Blickes, den der Chevalier verstohlen auf die Dienerin warf.

»Ist der That?« fragte sie ungläubig.

»Der Fürstin hat es stets geholfen.«

»Bitte, nennen Sie es.«

»Es wird aus mehreren Essenzen bereitet und auf die Bereitung kommt es hauptsächlich an. Wenn Sie die Güte haben wollen, in die nächste Apotheke zu senden, um die betreffenden Essenzen holen zu lassen, so –«

»Jeanette, sehen Sie, ob ein Diener sofort den Auftrag ausführen kann.«

»Inzwischen werde ich die Essenzen aufschreiben.«

Die Dienerin entfernte sich, der Chevalier näherte sich rasch der jungen Dame.

»Mein Gott, wie unvorsichtig!« flüsterte Bertha vorwurfsvoll. »Sie gefährden meine Ehre, meinen guten Ruf, Chevalier –«

»Durchaus nicht,« erwiderte der Chevalier leise, »vertrauen Sie auf mich. Lesen Sie diese Zeilen und befolgen Sie meinen Rath. Dieses Fläschchen wird Sie sofort von Ihrem Leiden befreien, aber hüten Sie sich, mehr wie zweimal zu riechen, die Essenz könnte Sie tödten. Vorsicht, Bertha, gehen Sie auf meine Ideen ein und befürchten Sie nichts, ich werde Ihr Schutzengel sein.«

Er nahm nach diesen Worten rasch sein Portefeuille aus der Tasche und schrieb einige Worte nieder.

»Aber was bedeutet das Alles?« fragte Bertha mit wachsendem Erstaunen. »Wozu diese Komödie? Ich sagte Ihnen ja, daß ich bald zurückkehren würde; meine Abreise wird erfolgen, sobald ich wiederhergestellt bin.«

»Sie müssen bleiben, Bertha, es gilt jetzt, Sie von einer lästigen Fessel zu befreien und einen Verbrecher zu entlarven. Fragen Sie nicht, ich bin selbst so tief in die Sache noch nicht eingedrungen, daß sie mir ganz klar sein könnte, aber – still, Jeanette kommt.«

Die Dienerin kehrte in diesem Augenblick zurück.

»Franz ist bereit,« sagte sie.

»So geben Sie ihm diesen Zettel,« versetzte der Chevalier, »er soll unverzüglich zur Apotheke gehen und sich beeilen.«

»Weshalb verließen Sie das Haus der Fürstin Radziwill?« fragte Bertha.

»Weil ich die Hoffnung hegte, bald eine selbstständige Existenz mir verschaffen zu können,« erwiderte der Chevalier. »Ich habe mich in dieser Hoffnung getäuscht.«

»Verlieren Sie so rasch den Muth?«

»O nein, aber ich sehe ein, daß ich ein Thor war, das Sichere mit dem Unsichern zu vertauschen.«

»Gewiß und wenn es mir möglich ist, wieder eine Stelle zu erhalten, so werde ich sie ohne Bedenken annehmen.«

Der Diener brachte die Essenzen, während der Chevalier sie mischte und schüttelte, öffnete Bertha verstohlen das Flaçon.

Der scharfe, durchdringende Duft der Essenz betäubte sie für einige Sekunden, dann aber fühlte sie sich bedeutend wohler.

Die Kammerdienerin bemerkte davon nichts, sie sah aufmerksam dem Beginnen des Chevaliers zu, der nach langem Mischen und Schütten der jungen Frau das Flaçon überreichte.

»Es ist eine ganz unschuldige Essenz,« sagte er und Bertha verstand den Sinn dieser Worte.

»Es ist in der That ein vortreffliches Mittel,« erwiderte sie, nachdem sie etwas von der Flüssigkeit auf ein Tuch geträufelt und Stirne und Schläfen damit benetzt hatte, »ich danke Ihnen. Erlauben Sie, daß ich –«

»Bitte, gnädige Frau, Sie würden mich beleidigen, ich bin kein Arzt.«

»Aber –«

»Nein, nein ich werde mich hinlänglich belohnt fühlen, wenn Sie die Güte haben wollen, mich in Ihren Kreisen zu empfehlen. Vielleicht können Sie, wenn Sie nach Paris zurückgekehrt sind, bei der Frau Fürstin ein gutes Wort für mich einlegen, sie war stets sehr zufrieden mit mir.«

Bertha nickte herablassend, der Chevalier verbeugte sich und ging hinaus.

»Dieser junge Mann gefällt mir,« sagte Bertha, »er scheint alle Tugenden eines guten Kammerdieners zu besitzen.«

Jeanette seufzte.

»Er scheint auch auf Dich einen guten Eindruck gemacht zu haben,« fuhr die junge Dame lächelnd fort, »ich rathe Dir, lasse Dich nicht zu tief mit ihm ein, bevor Du seinen Charakter geprüft hast. Jetzt geh, ich wünsche allein zu sein, die Essence bat mich wunderbar belebt und erfrischt.«

Kaum hatte Jeanette sich entfernt, als Bertha hastig das Billet des Chevaliers öffnete.

Es enthielt mehrere eng beschriebene Seiten, und je länger Bertha las, desto ernster und düsterer wurden ihre Züge.

Endlich ließ sie die Hand, welche den Brief hielt, sinken, gedankenvoll blickte sie vor sich hin.

Die schönen Augenbraunen zogen sich drohend zusammen, in den dunklen Augen loderte eine verzehrende Gluth.

Dann zuckte es plötzlich um ihre Mundwinkel, die kleinen zarten Hände ballten sich, sie zerknitterten das Billet, welches diese heftige, leidenschaftliche Erregung hervorgerufen hatte.

»Es ist unmöglich,« flüsterte sie. »Und doch – liegen nicht schon triftige Gründe für den Verdacht vor?«

Sie glättete den Brief und ließ ihren Blick lange auf demselben ruhen.

»Das Bouquet, welches ein glücklicher Zufall mir in die Hände spielte, war präparirt mit einem sehr feinen, Wenigen bekannten Giftstoff,« las sie leise, »es sollte Ihre Abreise verhindern. Daß man, nachdem man zu solchen Mitteln gegriffen hat, hierbei allein nicht bleiben wird, unterliegt wohl keinem Zweifel und Ihr Leben ist verloren, wenn nicht ein Freund es beschützt, der Kenntnisse genug besitzt, um jenen Machinationen entgegenwirken zu können. Die Luft, welche Sie athmen, kann vergiftet sein, Sie ahnen es nicht und selbst, wenn Sie sich dieser Luft entziehen, wenn Sie es ermöglichen, dieses Haus zu verlassen, der unsichtbare Pfeil kann Sie auch in der Ferne treffen; und er wird Sie treffen, wenn der, welcher ihn absendet, nicht unschädlich gemacht wird. Nur zwei Wege stehen Ihnen offen, entweder müssen Sie Ihr Vermögen abtreten, oder Sie müssen den Kampf aufnehmen und zu Ende führen. Die Entfernung schützt Sie nicht, weil es ein unsichtbarer Pfeil ist, der über die ganze Erde reicht; das Gesetz schützt Sie nicht, weil Ihnen Beweise fehlen. Der geschickteste Chemiker wird das Gift nicht

entdecken, und die Krankheit, welche dasselbe hervorruft, nimmt einen so natürlichen Verlauf, daß der erfahrenste Arzt keinen Verdacht schöpfen kann. Verkennen Sie die Macht des furchtbaren Gegners nicht, in dessen Gewalt Sie sich schon befinden, hören Sie meinen Rath und vertrauen Sie sich ganz mir an. Was ich dann aber auch thun mag, zeigen Sie weder Befremden noch Mißtrauen, vergessen Sie nicht, daß ich vor den Augen Anderer, nur Ihr Diener bin und daß die kleinste Unvorsichtigkeit nicht allein unsere Pläne durchkreuzen, sondern auch Ihr Leben gefährden kann.«

Wieder ließ Bertha den Brief sinken, wieder blickte sie lange sinnend vor sich hin.

Dann erhob sie sich, sie warf das Billet in's Feuer und sah zu, wie die Flammen es vernichteten.

»Sei es denn,« flüsterte sie, »wenn er glaubt, daß ich den Kampf aufnehmen soll; wohlan, ich will ihn wagen!«

Sie zog die Schelle.

»Ich wünsche mit meinem Gemahl einige Worte zu reden,« wandte sie sich zu dem eintretenden Diener, »biten Sie ihn, daß er sich zu mir bemühe.«

Gleich darauf trat Heinrich ein.

Bertha harte den Kopf noch immer verbunden, aber ihr Leiden war jetzt nur noch eine Maske, die sie für nöthig hielt, wenn die Pläne des Chevaliers gelingen sollten.

»Ich wünsche, einen Kammerdiener für mich zu engagiren,« sagte sie, und der Ton, den sie anschlug, schien jedem Widerspruch von vorne herein begegnen zu wollen. »Sie werden die Güte haben, mir ein Zimmer für ihn

anzuweisen und dasselbe mit Allem zu versehen, was ein an Comfort und Luxus gewohnter Diener bedarf.«

Heinrich war erstaunt, befremdet, dieser Wunsch beunruhigte ihn, weil er sich den Grund desselben nicht zu enträthseln vermochte und gleichwohl ahnte, daß demselben eine bestimmte Absicht zu Grunde liegen müsse.

»Der Zufall hat mir einen Mann zugeführt, der sich zu diesem Posten vortrefflich eignet,« fuhr Bertha fort, ohne es nur der Mühe werth zu halten, einen Blick auf das Antlitz ihres Gatten zu werfen, »dieser Mann war vordem Kammerdiener der Frau Fürstin Radziwill in Paris und – ah mein Kopf – er ist augenblicklich ohne Stelle.«

Heinrich schüttelte den Kopf.

»Ich denke, wir haben Diener genug,« sagte er, »Du hast außerdem eine Dienerin, ich sehe also nicht ein –«

»Mein Herr, ich will es!« fiel Bertha ihm streng in's Wort. »Ah – ich glaube, Sie sind eifersüchtig! Das wäre kindisch –«

»Ich liebe eine große Dienerschaft nicht, Bertha, sei vernünftig, Du hast einen Kutscher, zwei Diener, Jeanette –«

»Bemühen Sie sich nicht, ich weiß das Alles selbst. Ich will meinen eigenen Diener haben und da der vormalige Kammerdiener der Fürstin Radziwill meinen Wünschen und Anforderung entspricht, so werde ich ihn engagieren.«

»Aber –«

»Mein Herr, ich lasse mir keine Vorschriften in meinem Hause machen. Sobald dieser Diener engagirt ist, steht

er unter meinem Schutze, und ich gebe Ihnen den guten Rath, nicht feindselig ihm entgegenzutreten, Sie haben dazu ohnedies kein Recht, da die Kosten seines Engagements aus meinem Vermögen bestritten werden.«

Heinrich zitterte vor Wuth, nur der Gedanke, daß diese schrofte, beleidigende Opposition bald ihr Ende erreicht haben werde, gab ihm die Kraft, diese Wuth zu bemeistern.

»Wenn ich auch nicht leugnen kann, daß Sie Herrin Ihres Vermögens sind, so könnte ich doch erwarten und fordern, daß Sie weniger schroff Ihrem Gatten entgegenträten,« sagte er mit bebender Stimme, »Nichts berechtigt Sie zu dieser mich kränkenden Opposition –«

»Genug,« unterbrach Bertha ihn kalt, »ich habe keine Lust, noch einmal auf dieses Thema einzugehen. Ich werde den Kammerdiener engagiren und erwarte, daß Sie meinem ausgesprochenen Wunsche nachkommen.«

»Aber Sie werden mir erlauben, daß ich bei diesem Engagement zugegen bin,« warf Heinrich ein.

»Obschon ich das für unnöthig erachte, will ich es Ihnen dennoch gestatten,« entgegnete Bertha ruhig, »wenn ich es Ihnen verweigerte, würden Sie vielleicht fürchten, ich wollte Sie hintergehen. Ich mache die Erfahrung, daß Sie in allen Stücken sehr kleinlich sind, mein Herr.«

Heinrich erwiderte darauf nichts, diese kalte, schnöde Behandlung empörte ihn um so mehr, weil er am Abend vorher als ein Bittender vor seiner Frau gestanden und

statt der Gewährung seiner Bitte nur eine kränkende Demüthigung erhalten hatte. Er verließ das Boudoir mit verbissenem Ingrim, schon jetzt entschlossen, das Leben dem neuen Kammerdiener in seinem Hause sauer zu machen und ihn dadurch zu nöthigen, sich schleunigst wieder aus dem Staube zu machen.

Bertha schickte sofort einen Diener zu dem Friseur Gabel und ließ den Gehülften des letzteren ersuchen, sich unverzüglich zu ihr zu verfügen.

Der Chevalier wußte genug.

»Ich werde wahrscheinlich nicht zurückkehren,« sagte er zu dem Friseur, der mit bepflasterter und verbundener Nase in seinem Salon saß, »beunruhigen Sie sich deshalb nicht, ich bin gut aufgehoben.«

Gabel nickte, ein verständnißreiches Lächeln umspielte seine Mundwinkel.

»Gratulire von Herzen,« erwiderte er, »aber hüten Sie sich, mit diesem Herrn Schenk läßt sich schlecht Kirschen essen.«

»Er wird an mir seinen Mann finden,« fuhr der Chevalier fort. »Das Zimmer bei Ihnen bleibt natürlich zu meiner Verfügung, nehmen Sie diese zehn Napoleonsd'ors einstweilen als Abschlagszahlung auf den Miethzins, später rechnen wir ab. Ich werde ohnehin Ihres Beistandes voraussichtlich noch bedürfen, vor allen Dingen schweigen Sie und vergessen Sie nicht, was wir gestern und heute besprochen haben. Adieu, ich werde Sie dann und wann besuchen.«

Der Friseur blickte kopfschüttelnd seinem Verbündeten nach, er hegte kein besonderes Vertrauen dazu, daß der junge Mann sein ihm unbekanntes Ziel erreichen werde.

Bertha empfing den Chevalier wiederum in Gegenwart ihrer Dienerin, sie wollte Alles vermeiden, was zu einem Argwohn Veranlassung geben konnte.

»Sie äußerten den Wunsch, in Ihre frühere Carrière zurückzutreten,« sagte sie kühl, »würden Sie eine Stelle in meinem Hause annehmen?«

Jeanette warf dem Chevalier einen Blick zu, in welchem der Wunsch sich spiegelte, daß er das Engagement annehmen möge, und dieser Blick erleichterte ihm die Rolle, deren Durchführung erst jetzt schwierig zu werden begann.

»Ich würde es mir zur besonderen Ehre rechnen, wenn die gnädige Frau mich mit ihrem Vertrauen beehren wollten,« erwiderte er sich verbeugend.

»Ohne Complimente, hören Sie meine Bedingungen. Sie erhalten monatlich hundert Francs, und ich verspreche Ihnen eine Erhöhung des Gehalts, sobald ich nach Paris zurückgekehrt bin.«

»Ich bin damit zufrieden.«

»Ueber Ihre Pflichten und Rechte habe ich Worte zu verlieren wohl nicht nöthig, Sie werden im Hause der Frau Fürstin Radziwill darüber genau unterrichtet worden sein.«

»Allerdings.«

»So wäre das auch in Ordnung. Sie können sofort bleiben, wenn Sie nicht durch Privatverhältnisse sich genöthigt sehen, erst morgen –«

»Durchaus nicht.«

»Gut. Wünschen Sie Livree?«

»Nein.«

»Sie haben eigene Garderobe?«

»Im Hause der Frau Fürstin trug ich nur meine eigene Garderobe.«

»Mir ist das um so lieber, ich werde die Rechnungen Ihres Schneiders berichtigen. Jeanette, bitten Sie meinen Gemahl, er möge sich hierher bemühen, der Kammerdiener sei bereits engagirt!«

»Er weiß es schon?« fragte der Chevalier leise, als die Dienerin sich entfernte hatte.

»Ja und ich fürchte, Sie werden ihm gegenüber einen schweren Stand haben.«

»Ueberlassen Sie das mir. Meinen Brief haben Sie doch vernichtet?«

»Freilich, aber fragen Sie mich jetzt nicht, was ich von seinem Inhalte halte; wir reden später darüber. Ich kann noch nicht glauben, daß Ihre Mittheilungen sich auf Wahrheit stützen sollen.«

»Denken Sie an das Bouquet.«

»Ich zweifel schon deshalb, weil – still.«

Heinrich trat ein, er musterte mit einem scharf prüfenden Blick den Kammerdiener vom Scheitel bis zur Sohle.

»Ich müßte mich sehr täuschen, oder – ganz recht, Sie sind ja der Friseurgehülfe, der heute Morgen sich so

verstohlen die Treppe hinaufschlich!« sagte er. »Und jetzt Kammerdiener?«

»Wie Sie sehen,« erwiderte der Chevalier ruhig. »Befremdet Sie das so sehr?«

»Henri hat versucht, sich als Friseur eine selbstständige Existenz zu verschaffen,« sagte Bertha, ohne ihren Gatten eines Blickes zu würdigen, »ich denke, ein solcher Versuch ist Jedem gestattet und erinnere Sie dabei nur an Ihren Bruder.«

Heinrich biß auf die Lippe, er fühlte den beabsichtigten Hieb.

»Ich finde es nur merkwürdig, daß Sie sich so rasch entschlossen haben, den Friseurgehülfen zu Ihrem speciellen Kammerdiener zu erheben,« erwiderte er mit leisem Hohn, »indeß, Jeder nach seinem Geschmack. Was Sie betrifft,« wandte er sich zu dem Chevalier, »so würden Sie wohl thun, nicht zu vergessen, das Sie sich in meinem Hause befinden, wenn Sie auch nur von der gnädigen Frau Befehle zu empfangen haben. Sie werden sich der Hausordnung fügen und meinen speciellen Anordnungen, die zu treffen ich vielleicht nöthig finde, sich unterwerfen.«

Der Chevalier schwieg, er mußte sich diese Bemerkungen gefallen lassen.

»Also wird es von Ihrem Benehmen allein abhängen, auf welchem Fuße wir beide miteinander stehen werden,« fuhr Heinrich nach einer kurzen Pause mit scharfer Betonung fort, »das ist Alles, was ich gegenwärtig Ihnen zu sagen habe.«

»Und ich weiß darauf nichts Anderes zu erwidern als daß ich bisher noch in keinem Hause gewesen bin, in welchem man mir im Augenblick meines Eintritts so schroff entgegengetreten wäre,« sagte der Chevalier ruhig, »ich hoffe aber, Sie werden mit mir zufrieden sein.«

Noch einmal warf Heinrich einen forschenden Blick auf den Kammerdiener, dann forderte er ihn auf, ihm zu folgen.

»Ich werde Ihnen Ihr Zimmer anweisen,« sagte er mit gemessener Würde.

Bertha nahm an der ganzen Unterredung anscheinend nicht den geringsten Antheil, sie blickte nicht einmal auf von dem Buche, in welchem sie las.

»Sie kannten die gnädige Frau schon früher?« fragte Heinrich, während die Beiden über den Corridor schritten.«

»Ich sah sie nur einmal im Salon der Fürstin Radziwill,« erwiderte der Chevalier, der die Falle gar zu plump fand, »das war kurz vordem ich den Dienst der Frau Fürstin verließ.«

»Sie verließen ihn, um Friseurgehülfe zu werden?«

»Das nicht, ich wollte einen eignen Salon eröffnen, aber die guten Freunde, welche mir die Mittel dazu geben wollten, zogen sich zurück.«

»Und von dort kamen Sie hierher?«

»Nicht sofort. Ich durchwanderte Holland, Belgien und ein Stück von Westphalen, aber ich fühlte mich nirgend heimisch; mein Wunsch ist es, nach Paris zurückzukehren.«

»Was hindert Sie, diesen Wunsch erfüllt zu sehen?«

»Meine Armuth.«

»Ah – und wenn nun Jemand Ihnen die Mittel gäbe, die Reise nach Paris sofort anzutreten –«

»Mein Herr, ich befinde mich augenblicklich im Dienste der gnädigen Frau,« unterbrach der Chevalier ihn mit einer Entschlossenheit, die ein weiteres Eingehen auf diesen Punkt nicht erlaubte. »Erst wenn dieses Engagement gelöst ist, kann ich an die Erfüllung meines Wunsches denken.«

Heinrich schwieg, er mußte befürchten, daß er sich zu viel vergeben würde, wenn er auf dem eingeschlagenen Wege fortfuhr.

Er öffnete eine Thüre und bemerkte dem Kammerdiener, daß dieses Gemach sein Zimmer sei, für alles Uebrige werde Madame Sorge tragen.

Darauf entfernte er sich und der Chevalier warf hinter ihm die Thüre ziemlich unsanft in's Schloß.

Er hatte diesen Mann bereits durchschaut, er wußte, wie er ihn behandeln mußte, und er verhehlte sich nicht, daß er diesem Manne gegenüber einen sehr schwierigen Stand haben werde.

Nachdem er in seinem Gemach einige ihm nöthig scheinende Anordnungen getroffen und einen Diener zum Friseur Gabel gesandt hatte, um sein Gepäck in die neue Wohnung zu schaffen, trat er eine Wanderung durch das Haus an, um sich die nöthigsten Lokalkenntnisse zu verschaffen.

HUNDERTUNDVIERTES KAPITEL. WIE GEWONNEN, SO  
ZERRONNEN.

Fritz Wacker mochte addiren, subtrahiren und dividiren, so viel er wollte, zum Multipliciren kam er nicht mehr.

Er war ruinirt, das sah er ein, und es bedurfte wahrlich keines besonderen Scharfblicks, dies einzusehen.

Der Buchhalter hatte heillos gewirthschaftet, Waaren unter dem Preise verkauft, ausstehende Forderungen für seinen Privatgebrauch einkassirt, Wechsel in Umlauf gesetzt, von denen sein Principal nichts wußte, die aber der Letztere einlösen mußte, weil sie seine Unterschrift trugen.

Den ganzen Tag hindurch hatte Wacker, unterstützt von seinem Werkführer, gerechnet und geschrieben, und als der Abend dämmerte, da wußte er, daß ihm von seinem ganzen Vermögen nicht ein rother Heller blieb, wenn er alle Gläubiger befriedigen wollte.

Und das wollte er, als ein ehrlicher Mann wollte er aus diesem Schiffbruch hervorgehen, Niemand sollte ihm den Vorwurf machen können, daß er durch seinen Leichtsinn auch Andere um ihr Vermögen betrogen habe.

Tender war zwar nicht dieser Ansicht, er meinte, man müsse suchen, mit den Gläubigern einen Accord abzuschließen und alsdann mit neuem Muthe wieder beginnen, aber dazu war Fritz Wacker nicht zu bewegen.

Spät am Abend ging er heim mit dem festen Vorsatz, schon am nächsten Tage seine gesammten Habseligkeiten, seine Gebäude, Wagen, Pferde und Mobilien zum Verkauf auszubieten und alsdann seine Schulden vor und nach zu tilgen.

Mit diesem Entschluß trat er in seine Wohnung, und wenn er sich vordem an der Pracht und Eleganz dieser Wohnung erfreut hatte, so verdroß es ihn jetzt, so vieles Geld dafür ausgegeben zu haben.

Und wie es in solchen Fällen stets zu gehen pflegt, suchte auch Wacker einen Theil der Schuld von sich ab auf Andere zu wälzen.

Mißmuthig trat er in das Wohnzimmer, in welchem seine Frau und Hermine ihn schon seit mehreren Stunden mit wachsender Besorgniß erwarteten, mißmuthig legte er Hut und Mantel ab und mit steigendem Unmuth nahm er neben seiner Frau an dem bereits gedeckten Tische Platz.

Daß seine Frau, die am Morgen noch erkrankt zu Bett gelegen hatte, so plötzlich wieder genesen war, befremdete ihn nicht, seine Gedanken waren mit anderen Dingen beschäftigt, er fühlte sich nicht in der Stimmung, seiner Familie irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken.

Hermine errieth, was in der Seele des Vaters vorging, sie fürchtete den Ausbruch des Gewitters, welches auf seiner düster umwölkten Stirne sich bereits ankündigte, sie ahnte, daß ein unbesonnenes Wort der Mutter die Entladung herbeiführen mußte.

Sie wußte auch, daß die Mutter nicht so stark war, wie sie scheinen wollte, daß sie vielmehr den Keim einer ersten Krankheit in sich trug und daß nur die augenblickliche Aufregung die fieberhafte Spannung des Gemüths ihr die Kraft gab, das Bett zu verlassen.

Sie wollte vermitteln, dem Sturme vorbeugen, aber es war schon zu spät.

Durch die etwas beißendes Bemerkung, der Hausherr könne wenigstens so viele Rücksicht auf seine Angehörigen nehmen, daß er ihnen sagen lasse, weshalb er verhindert sei, zum Mittagessen heimzukehren, hatte die Mutter den Sturm entfesselt.

»Diese Rücksichten Windes wohl sehr bald unnöthig sein,« erwiderte Wacker in demselben sarkastischen, beißenden Tone, »wenn man keinen Pfennig mehr in der Tasche hat, dann man auch nicht mehr auf dem hohen Fuße leben.«

Madame Wacker blickte bestürzt auf, darauf war sie nicht gefaßt gewesen.

»So kehren wir in unsre bescheidene Wohnung zurück,« sagte Hermine beruhigend.

»Na, das fehlte noch,« fuhr die Mutter auf. »Nachdem man Wagen und Pferde gehalten hat, soll man wieder Flickschneider spielen?«

»Wer hat darauf gedrungen, daß man Wagen und Pferde halten mußte?« erwiderte Wacker gereizt. »Wer mußte sofort –«

»He, ich glaube, Du willst mir Vorwürfe machen?« unterbrach Madame Wacker ihn erbittert. »Kehre vor Deiner eignen Thüre, Fritz, es ist nicht Jedem gegeben, Fabrikant zu spielen, was Hänschen nicht gelernt hat, lernt Hans wahrhaftig nicht.«

»Aber, mein Gott, weshalb ereifert Ihr Euch denn so sehr?« fragte Hermine. »Könnt Ihr durch gegenseitige Vorwürfe das Geschehene ändern?«

»Aendern nicht,« fuhr die Mutter fort, »aber ich protestire dagegen, daß man mir die Schuld aufbürden will! Wir hätten ein schönes, ruhiges Leben führen können, wenn wir das Unsrige nur zusammen gehalten –«

»Allerdings, wenn wir bescheiden und anspruchslos geblieben wären,« fiel Wacker ihr in's Wort, »aber wenn man ein großes Haus machen, immer in Gala sein und zweispännig ausfahren will, muß man ungezählte Mittel haben.«

»Bleibt denn nichts übrig?« fragte Hermine.

»Kein rother Heller!«

»Da haben wir's!« seufzte die Mutter. »Das schöne, schöne Geld! Mit vollen Händen ist es den Lumpen gegeben worden, die ihn darum ansprachen, nachher –«

»Das hat mich nicht ruinirt,« erwiderte Wacker, »die kleinen Verluste hätte ich verschmerzen können. Wer kann jedem in's Herz sehen? Ich habe einigen armen Teufeln geholfen, die nicht mehr aus noch ein wußten und das reut mich auch jetzt noch nicht.«

»Zum Beispiel, dem Bartkratzer Gabel wurden mir nichts, dir nichts tausend Thaler geschenkt,« warf die Mutter in wachsender Erregung ein.

In den Augen Wackers blitzte es unwillig auf.

»Erinnere Dich, daß Gabel uns einen Dienst erzeigt hat, den kein Anderer uns erzeigt haben würde,« entgegnete er, »ich möchte jetzt wünschen, ich hätte ihm damals fünftausend Thaler gegeben, damit wäre ihm besser geholfen gewesen.«

»Natürlich, dann hätte er von seinen Zinsen leben können!«

»Ich will darüber keine Worte weiter hören, was geschehen ist, das läßt sich nicht ändern, und wenn es sein muß, kann ich es vor dem strengsten Richter verantworten. Wir müssen jetzt an unsre Zukunft denken. Wenn ich Alles verkaufe, werde ich so viel erhalten, daß ich meine Gläubiger befriedigen kann, es ist möglich, daß noch einige hundert Thaler übrig bleiben, aber ich glaube es kaum. Wir werden eine bescheidene Wohnung miethen und ich hänge mein Schild wieder hinaus, Arbeit soll ich schon finden.«

»Das überlebe ich nicht!« rief Frau Wacker.

Fritz Wacker zuckte die Achseln, er hatte seine philosophische Ruhe wieder gefunden.

»Das ist eine alltägliche Redensart,« fuhr er fort, »der Mensch kann mehr vertragen, als er glaubt. Wir haben ja vordem vergnügt und zufrieden gelebt, weshalb sollen wir es jetzt nicht können? Weil wir an den Luxus gewohnt sind? Du lieber Himmel, das läßt sich rasch überwinden,

wenn man nur sich in die Verhältnisse zu finden weiß! Es wird allerdings im Anfang etwas sauer werden, aber nimm Dir ein Beispiel an Hermine, das arme Kind verliert wahrhaftig ebensoviel, ja noch mehr wie Du und macht mir trotzdem keine Vorwürfe.«

»Das wird die Mutter auch nicht thun,« sagte Hermine, »wenn sie auch jetzt ungeduldig ist. Laß' ihr Zeit –«

»Liebes Kind, des kann ich nicht, wir müssen rasch handeln, das jetzige Leben kostet zu viel. Ich werde morgen die Faullenzer, die sich in unserm Hause umhertreiben und nur darüber nachdenken, wie sie uns am besten bestehlen können, insgesamt zum Teufel jagen –«

»Das kannst Du nicht,« fiel Frau Wacker ihm in's Wort. »Sie haben alle dreimonatliche Kündigung.«

»Na, das wollen wir sehen. Ich glaube, sie werden gern gehen, wenn ich einige Worte von Polizei und Durchsuchung ihrer Kisten und Kasten fallen lasse. Ferner werde ich mit einem Häusermakler sprechen, er soll einen Käufer für dieses Haus und die Fabrik suchen, für den Wagen und die Pferde habe ich schon einen Käufer gefunden.«

»Na, dann verkaufe mich doch auch!« rief Frau Wacker zornig, indem sie sich erhob. »Verkaufe Alles was Du hast und wirf den Bettelsack über die Schultern, ich kann's ja doch nicht ändern.«

Sie ging nach diesen Worten in unbeschreiblicher Aufregung hinaus und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, dessen Thüre sie geräuschvoll hinter sich schloß.

»Sie ist krank, Vater,« entschuldigte Hermine die Mutter, »der Schlag bat sie zu jäh getroffen.«

Wacker nickte, er begriff das.

»Könnte ich's ändern, wie gerne thäte ich's, nicht meinetwegen, sondern Euretwillen,« versetzte er, »aber nun es einmal nicht anders ist, muß man sich in die Verhältnisse schicken. Geh' zu ihr, Kind, beruhige sie, so gut Du es vermagst, es ist ja einmal nicht zu ändern.«

Hermine entfernte sich, und auch Wacker begab sich von den Anstrengungen des Tages ermüdet, bald darauf zur Ruhe.



Am nächsten Morgen begann er sofort mit der Ausführung der ihm nöthig und unvermeidlich dünkenden Schritte.

Er rief das Dienstpersonal zusammen und entließ sie insgesamt mit Ausnahme des Kutschers und einer Magd.

Die Entlassenen versuchten allerdings, sich auf ihre Contracte zu stützen und den vollen Lohn für das laufende Vierteljahr zu beanspruchen, aber Wacker ließ ihnen die Wahl zwischen der Verzichtleistung auf diesen Anspruch und der strengen polizeilichen Durchsuchung ihrer Effekten, und wie er erwartet hatte, zogen sie das Erstere vor, indem sie sich schleunigst entfernten, ohne ihres Anspruchs noch einmal zu erwähnen.

Nachdem dies geordnet war, ging Wacker aus, um seine Wagen, seine Pferde und seine Mobilien zu verkaufen.

Er sprach bei dieser Gelegenheit bei seinem Freunde Bertram Schenk vor, um ihn hinsichtlich der ihm vorgestreckten Summe zu beruhigen, und der Schenk wirth bewog ihn, mit ihm zum Bankier Otto Schirmer zu gehen, um diesen erfahrenen, umsichtigen Mann um Rath zu fragen.

Dazu konnte der ehemalige Schneidermeister sich sehr schwer entschließen, er gedachte seines früheren hochmüthigen Benehmen gegen diesen Mann und fürchtete mit Recht, daß der Bankier diese Gelegenheit benutzen werde, um ihm eine Demüthigung zu bereiten.

Aber Bertram Schenk wußte diese Bedenken und Besorgnisse zu beseitigen, indem er den Bankier als einen sehr liebenswürdigen, gutherzigen Herrn schilderte und seinem Freunde die beruhigende Zusicherung gab, daß er ihn vertheidigen werde, wenn Schirmer sich zu einer scharfen Kritik verleiten lasse.

Otto Schirmer hätte allerdings dem ruinirten Fabrikanten eine sehr demüthigende Niederlage bereiten können, aber er begnügte sich damit, ihn zu fragen, ob er vielleicht den Hut wieder holen wolle, der in seinem Hause noch immer für ihn aufbewahrt werde.

Nachdem Fritz Wacker einmal so tief in den sauren Apfel hineingebissen hatte, daß er mit Fassung und Geistesgegenwart die Stücke hinunterwürgen konnte, ließ er sich auch durch diese Frage nicht mehr in Verlegenheit setzen.

Er gab zu, daß er damals ein hochmüthiger Thor gewesen sei und bat, man möge ihm sein derzeitiges Benehmen verzeihen.

Bertram Schenk berichtete dem Bankier die Verhältnisse seines Freundes und bat ihn um seinen Rath.

»Von Herzen gern,« erwiderte Schirmer, der inzwischen die Beiden eingeladen hatte, Platz zu nehmen, »um dies aber zu können, müßte ich vorher etwas tiefer in die Sachlage eingeweiht, werden. Wenn Sie mich einen Blick in die Bilanz werfen lassen wollen, so werde ich sehen, was zu machen ist.«

Fritz Wacker öffnete sein Portefeuille und holte aus demselben mehrere Papiere.

»Von einer kaufmännischen Bilanz habe ich keinen Verstand, aber hier sind die Notizen, die ich mir gestern aus meinen Büchern und nach gewissenhaften Prüfungen gemacht habe. Sie werden darin meine Schulden und meine Forderungen, den Werth meines Lagers und Angaben über mein Privatvermögen finden.«

»Das genügt,« entgegnete Schirmer, indem er die Papiere entfaltete. »Diese Notizen sind also ganz genau?«

»Ja.«

»Auch der Werth des Lagers, der Gebäude und des Mobilars?«

»Es ist nichts zu hoch angegeben, und doch, wenn es zur Versteigerung kommen sollte!«

»Würde weniger herauskommen?«

»So glaube ich.«

Otto Schirmer prüfte die Notizen sehr aufmerksam.

»Befinden sich unter diesen Gläubigern einige, welche auf sofortige Zahlung dringen?« fragte er nach einer Weile.

»Nein,« erwiderte Wacker. »Herr Schenk hat allerdings das Kapital zurückverlangt, welches als erste Hypothek auf meiner Fabrik steht, und ich erfuhr erst durch die Kündigung, daß er es war, der damals das Kapital hergegeben hat, aber er muß sich bis zum Ablauf des Kündigungstermins gedulden.«

»Sechs Monate?«

»Nur drei.«

»Und wann verfallen die Wechsel, die auf Sie noch in Umlauf sind?«

»Nach den Notizen meines Buchhalters binnen vier Wochen.«

»Und die Waarenposten?«

»Sinds zum größeren Theile noch nicht verfallen.«

»Wollen Sie mir unbeschränkte Vollmacht geben, die Angelegenheit in Ihrem Namen zu ordnen, so wie ich es für gut finde?« fragte er.

»Gewiß,« erwiderte Winter, dem eine Last von der Seele fiel, »ich wünsche nur, daß keiner meiner Gläubiger zu kurz kommen möge –«

»Das liegt auch nicht in meiner Absicht, obschon der Versuch, einen Accord zu Stande zu bringen gemacht werden könnte. Sie werden sich natürlich darauf gefaßt machen müssen, der bisherigen Stellung zu entsagen, aber so schlimm sieht es doch nicht aus, daß Sie, wie man zu sagen pflegt, zum Bettelstab greifen müßten. Es

kommt hauptsächlich darauf an, nichts zu überstürzen, das Geschäft allmählig zu liquidiren und die Gläubiger zu beruhigen, damit sie nicht ungeduldig werden. Zur Fortführung der Fabrik werden Sie keine Lust haben?«

»Nein.«

»Es ist auch besser, daß Sie die Sache fallen lassen, wenn man sich auf fremde Leute verlassen muß und nicht selbst die nöthigen Kenmnisse hat, ist man stets dem Betrug ausgesetzt. Was gedenken Sie nun zu beginnen?«

»Ich will zu meinem Handwerk zurückkehren,« erwiderte Wacker, wenn auch die Leute darüber die Nase rümpfen, darum keine Feindschaft nicht. In China ist das etwas Alltägliches –«

»Wacker!« warnte der Schenk wirth. »Bedenkt, wo Ihr sein.«

Der Bankier lächelte gutmüthig, es lag nichts in diesem Lächeln, was den ehemaligen Schneider hätte verletzen können.

»Ich würde Ihnen rathen, ein Magazin fertiger Herrenkleider zu etabliren,« sagte er.

»Wenn ich die Mittel hätte –«

»Dafür lassen Sie michs sorgen, ich hoffe so viel, als Sie bedürfen, für Sie zu retten.«

Freudig leuchtete es in den Augen Wackers auf, und Bertram Schenk nickte ihm zu, als ob er sagen wolle:

»Da siehst Du, wie gut und vortrefflich mein Rath war.«

»Ich weiß nicht, wodurch ich es ermöglichen könnte, Ihnen meinen Dank zu beweisen, wenn Ihnen das gelänge,« sagte Wacker freudestrahlend. »Aber ich bitte Sie, wecken Sie keine Hoffnungen, die sich nicht verwirklichen können; ich habe mich nun einmal in mein Schicksal ergeben –«

»Ueberlaßt das vertrauensvoll dem Herrn Schirmer,« unterbrach der Schenk-wirth ihn, während er in seiner Freude über das Entzücken seines Freundes tief in seine Tabaksdose hineingriff, »er wird's schon gut machen.«

Otto Schirmer legte die Notizen auf sein Pult und den Briefbeschwerer darauf.

»Sehen sie sich nach einem geeigneten Lokale mir,« sagte er, sobald Sie, es gefunden haben, kommen Sie zu mir, wir werden dann das Nähere überlegen. Aber vor allen Dingen überlassen Sie mir ganz allein die Liquidation, weisen Sie Jeden, der Geld von Ihnen verlangt, an mich, und lassen Sie sich auf keinen Vorschlag ein, so annehmbar er Ihnen auch scheinen mag. Ich werde Ihre Bücher und Papiere holen lassen, um mir einen genaueren Einblick zu verschaffen, morgen früh erwarte ich Sie hier, um über das Eine oder Andere mit Ihnen Rücksprache zu nehmen, alsdann können Sie auch die Vollmacht unterzeichnen, die ich heute niederschreiben werde.«

Fritz Wacker wußte für seine Freude und sein Lob über die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit Schirmer's kaum Worte zu finden, als er sich mit dem Schenk-wirth wieder allein sah.

Bertram Schenk aber unterließ nicht, ihm noch einmal strenge Erfüllung der Bedingungen des Bankiers einzuschärfen.

Sofort machte Wacker sich auf den Weg, um ein geeignetes Lokal zu suchen, er durchwanderte fast die ganze Stadt, fragte hier und dort an und vergaß dabei ganz, daß er abermals nicht zum Mittagessen heimkehrte.

Endlich hatte er gefunden, was er suchte, der Miethpreis war nicht zu hoch, die Lage günstig und das Lokal sofort zu beziehen.

Mit freudigem Herzen kehrte er heute heim, er brachte wenigstens Hoffnung.

Und heute sollte ihm die Freude nicht getrübt werden.

Madame Wacker hatte sich allmählich in das Unvermeidliche gefunden, Hermine war bemüht gewesen, ihr die Ursachen und Folgen klar zu machen und die Zukunft in minder grellen Farben zu schildern.

Frau Wacker hatte denn auch eingesehen, daß sie nicht frei von Schuld war und daß sie ihrem Gatten keine Vorwürfe machen durfte, wenn diese Vorwürfe nicht zum größeren Theil auf sie zurückfallen sollten. Sie fühlte auch, daß es ihre Pflicht war, nun mit dem Gatten das Ungemach gemeinsam zu tragen, mit dem sie sich in seiner Glanzperiode gesonnt hatte.

Und mit dieser Erkenntniß ward es auch ruhiger in ihrer Seele, sie hoffte nur, daß soviel aus dem Schiffbruch gerettet wurde, als man zur Einrichtung der neuen, bescheidenen Häuslichkeit bedurfte.

Das sagte sie ihrem Manne bei seiner Heimkehr, noch ehe er zu Wort kommen konnte und daß sie sogar sich so tief demüthigte, ihn wegen ihres ungerechtfertigten Benehmens am Abende vorher um Verzeihung zu bitten, das verdankte Wacker der Liebe, die seine Gattin trotz alledem noch immer für ihn fühlte.

Hermine hatte die Mutter darauf aufmerksam gemacht, daß dieses feindselige Entgegentreten den ohnehin schwer gebeugten Mann der Verzweiflung in die Arme führen könne und der Rhein dicht an Köln vorbeiströme.

Und nun erstattete Wacker mit desto leichterem Herzen Bericht über seine Unterredung mit dem Bankier und die Schritte, die er bereits gethan hatte.

Er war damit noch nicht zu Ende, als die Thüre geöffnet wurde und der Barbier Gabel eintrat.

Wenn dieser Freund des ehemaligen Schneidermeisters sich jemals in einer gedrückten Stimmung befunden hatte, so war dies heute der Fall.

»Ich komme, um eine alte Schuld abzutragen,« sagte er, noch ehe einer der Familie ein Wort an ihn richten konnte. »Ihr habt mir damals tausend Thaler geliehen und wenn ich auch die ganze Summe Euch augenblicklich noch nicht zurückgeben kann –«

»Von einer Rückerstattung kann doch wohl keine Rede sein,« fiel Wacker ihm in's Wort, während er seiner Frau einen bedeutsamen Blick zuwarf, »ich habe Euch derzeit diese Summe geschenkt, nicht geliehen.«

»Erlaubt –«

»Lieber Freund, Ihr habt allerdings mir einen Schuldschein geschickt, aber er ist vernichtet.«

Der Friseur schüttelte unmuthig das Haupt.

»Ein solches Geschenk kann und darf ich nicht annehmen,« sagte er. »Zumal jetzt nicht, nachdem das Schicksal Euch so schwer getroffen hat, daß jene Summe –«

»Da seid Ihr wieder im Irrthum,« unterbrach Wacker ihn ruhig, indem er dem Freunde einen Stuhl hinrückte, »so schwer hat es mich nicht getroffen, daß ich diese Summe nicht entbehren könnte. Aber selbst wenn dies auch der Fall wäre, ein Geschenk würde ich nicht zurücknehmen, in China betrachtet man das als eine Beleidigung, die nur der Tod sühnen kann. Weshalb denn auch dort Jeder sich hütet, ein Geschenk zu geben oder anzunehmen –«

»Ihr könnt, noch scherzen,« unterbrach Gabel ihn wehmüthig, »das freut mich für Euch, aber meine Ansicht wird es nicht ändern. Hier sind zwanzig Napoleonsd'ors, ich hoffe, binnen Kurzem den Rest tilgen zu können.«

Erstaunt blickte Wacker den Friseur an.

»Das Alles habt Ihr schon in den wenigen Monaten seit Eröffnung Eures Geschäfts erspart?« fragte er.

»Theilweise, nicht Alles.«

»Und woher habt Ihr das Uebrige genommen?«

»Verzeiht, vorläufig ist daß noch ein Geheimniß.«

»Ah – ich errathe es, Ihr habt Schulden gemacht, um mir nach Eurer Weise unter die Arme greifen zu können. He – habe ich Recht?«

»Nein.«

»Nun wohl, dann verkauft Ihr unter dem Preise.«

»Auch das nicht, aber ich werde es thun, wenn ich nicht auf anderem Wege die Mittel finde, meine Schuld zu tilgen. Ich werde ausverkaufen, meine ganze Geschäftseinrichtung an den Meistbietenden versteigern –«

»Und dann?« fragte Madame Wacker, die jetzt einsah, wie sehr sie diesem Manne Unrecht gethan hatte.

»Dann?« fuhr der Friseur fort. »Na, dann werde ich wieder wie früher meine Kunden besuchen und habe ich damals mein genügendes Einkommen gehabt, weshalb sollte ich es heute nicht mehr finden. Ich stehe allein, ich habe nicht nöthig, sorgenvoll in die Zukunft zu blicken, und es wird ja auch schwerlich mich das Glück treffen, welches jeder andere Mensch mit leichter Mühe erreichen kann.«

Während er dies mit einer schlecht verhehlten Bitterkeit sagte, bedeckte er sein bepflastertes Riechorgan mit der Hand, gleichsam, als ob er damit ausdrücken wolle, das habe er ganz allein seiner Nase zu verdanken.

Fritz Wacker aber schüttelte mit einer Miene ernster Mißbilligung das Haupt.

»So schlimm ist's denn doch nicht,« sagte er, »Ihr verliert zu rasch den Muth. Es gibt andere Leute, wie Ihr seid, die eine Frau heimgeführt haben, in der Hauptsache kommt es ja doch nur auf Herz und Gemüth an.«

Der Friseur seufzte tief auf.

»Ist das auch Ihre Ansicht, Fräulein Hermine?« fragte er. »Sie werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß auch die äußere Erscheinung schwer in die Wagschale

füllt, und da wüßte ich nicht, welche Vorzüge eine solche Vogelscheuche, wie ich, in die Wagschale legen konnte.«

Auch Hermine schüttelte das Köpfchen, aber sie erhob den Blick nicht.

»Ich habe Ihnen damals wehe gethan, Sie tief und schwer gekränkt,« erwiderte sie verlegen, »aber Ihre äußere Erscheinung war es wahrlich nicht, oder doch nicht allein, was mich bewog, Ihre Werbung abzulehnen. Sie wissen ja selbst, weshalb ich dies damals auch dann gethan haben würde, wenn Sie ein Adonis gewesen wären.«

Der Friseur nickte.

»Ich weiß es,« sagte er leise. »Aber auch nach dieser Zeit fand ich keine Gnade vor Ihren Augen –«

»O, doch, ich lernte Ihr gutes Herz und Ihr vortreffliches Gemüth kennen und ich gewann Sie lieb. Aber ich würde mich eines Unrechts schuldig gemacht haben, hätte ich damals Ihren Worten Gehör gegeben und mein Geschick mit dem Ihrigen verknüpft, der Fluch, der auf mir ruhte, hätte ja auch Sie getroffen.«

»Und das war der einzige Grund?« fragte Gabel überrascht.

»Der einzige!«

»O, wie gerne wollte ich diesen Fluch tragen, wie gerne – aber davon kann ja keine Rede mehr sein! Ein armer, schlichter Barbier, der von Haus zu Haus wandert, und die einzige Tochter eines Mannes, der –«

»Na, jetzt werdet Ihr anzüglich!« fiel Wacker ihm rasch in's Wort. »Ich bin ein Schneider gewesen und werde ein

Schneider wieder werden, das Handwerk schändet Niemanden, wenn man nur ehrlich und fleißig ist. Und das seid Ihr, Ihr seid ein braver, ehrlicher Mann, vor dem man Respect haben muß.«

Madame Wacker gab durch ein Kopfnicken zu erkennen, daß sie mit dieser Ansicht einverstanden sei.

»Wenn also Hermine Euch das Jawort geben will, so werden wir beide nichts dagegen einzuwenden finden,« fuhr Wacker fort, »denn wir wissen, daß wir die Zukunft unseres Kindes vertrauensvoll in Eure Hände legen dürfen. Und was dieses Geld anbetrifft, so nehmt es nur zurück, Ihr habt uns damals einen großen Dienst geleistet, und außer Bertram Schenk seid Ihr der einzige von unsern Bekannten und Freunden, der im Unglück uns treu geblieben ist und uns Theilnahme bezeigt. Herr Otto Schirmer hat sich erboten, meine Angelegenheit zu ordnen, er meint, mir werde so viel übrig bleiben, daß ich ein Magazin fertiger Garderobe eröffnen könne, also dürft Ihr Euch auch über diesen Punkt beruhigen. Und nun habe ich gesprochen!«

Der Friseur war wie aus den Wolken gefallen, er glaubte im ersten Augenblick, daß das Alles nur ein Traum sei, dem ein unangenehmes Erwachen folgen müsse, aber das herzugewinnende Lächeln der Frau Wacker und der verstohlene, ermunternde Blick Hermine's ließ ihn erkennen, daß er auf die Beständigkeit dieses ihm so plötzlich aufgegangenen Glückssternes vertrauen durfte.

Wie es kam, wußte er selbst nicht, aber er fühlte plötzlich die Hand Hermine's in der seinigen und ihre großen,

blauen Augen blickten ihn so treu und ehrlich an, daß er, die Form und Farbe seines Riechorgans ganz und gar vergessend, sich ein Herz faßte und das erröthende Mädchen fragte, ob sie diesen Worten ihres Vaters beipflichten und sich wirklich entschließen könne, den schönsten Traum seines Lebens zu erfüllen.

Und als Hermine diese Frage bejahte, als sie erwiderte, daß sie das Opfer, welches er ihr bringe, sehr zu schätzen wisse, daß sie ihm eine treue, sorgsame Hausfrau und eine liebevolle Gattin sein wollte, da fand der Friseur für seine Freude und sein Entzücken keine Worte mehr, aber zwei große Thränen rollten über seine Wangen dicht an der bepflasterten Nase vorbei.

So hatten denn in diesem Augenblick zwei Menschenherzen den Hafen der Ruhe und eines stillen bescheidenen Glücks gefunden, in den sie erst nach vielen schweren Stürmen einlaufen sollten.

Und der frühere Stolz der Mutter war auch gedemüthigt, die Einsicht, daß es außer dem irdischen Gut noch andere Dinge gibt, die ein dauerndes Glück begründen können, war über sie gekommen und diese Einsicht zertrümmerte manches Vorurtheil, manchen hochfliegenden Plan, der ja doch nur eine Chimäre bleiben konnte.

Noch einmal wurde in den eleganten Räumen Fritz Wackers ein Fest an diesem Abend gefeiert, aber es war ein stilles, bescheidenes Fest, ein Fest, welches einen schöneren, herrlicheren Hintergrund hatte, als die äußere Pracht ihn verleihen konnte.

Und Hermine? Sie hatte bittere Erfahrungen gemacht, sie blickte nüchterner in das Leben hinein und all' der Flittertand, an dem früher ihr Herz gehangen hatte, war ihr schon längst zuwider gewesen. Sie war zufrieden. Liebte sie auch den künftigen Gatten nicht mit der heißen, inbrünstigen Gluth einer jungen sich den Reizen des Lebensfrühlings hingebenden Seele, so achtete und ahnte sie doch sein gutes, reines Herz, sein vortreffliches, weiches Gemüth und seinen biedereren Charakter und auf diese Achtung durfte sie getrost das Glück ihrer Ehe bauen!

#### HUNDERTUNDFÜNFTES KAPITEL. EIN RHEINISCHER MASCHINENBAUER.

In den wenigen Monaten seit der Eröffnung seines Etablissements hatte Otto Schenk schon Erstaunliches geleistet.

Er hatte begonnen mit sehr geringen Mitteln aber mit redlichem Fleiß und tüchtigen Kenntnissen, und jetzt war er bereits ein angesehener Fabrikant, ein Mann, der die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade genoß.

In seiner Fabrik herrschte eine Thätigkeit, die gegenüber den anderen Etablissements auffallen und befremden mußte, aber sehr wohl zu erklären war.

Otto Schenk lieferte nicht allein den besten Gußstahl, sein Fabrikat war unerreichbar und so sehr auch die übrigen Fabrikanten sich anstrebten, das Geheimniß seiner

Fabrikation zu entdecken, blieben doch alle ihre Anstrengungen fruchtlos.

Die Aufträge liefen so zahlreich ein, daß sogar die Nacht zum Tage gemacht werden mußte, um sie zur festgesetzten Zeit ausführen zu können und es war schon jetzt vorauszusehen, daß die Räumlichkeiten des Etablissements auf die Dauer nicht genügen würden.

Ein solches glänzendes Resultat hatte sogar Otto nicht erwartet, trotz seiner Zuversicht auf die Wichtigkeit und den Werth seiner Erfindung, aber er war auch der Mann, die Riesenarbeit zu bewältigen und das mehr und mehr sich ausdehnende Unternehmen zu überblicken und zu leiten.

Auf seinen Associé konnte er wenig rechnen, der Solinger Waffenschmied war in seinem Fache ein tüchtiger, erfahrener Mann, aber er hatte weder die Umsicht, noch die Energie um den Posten, der ihm zufiel, zu verwalten.

Im Anfange hatte er mit Lust und Liebe und gutem Vertrauen diesen Posten versehen, als aber das Werk mehr und mehr sich ausdehnte und die Arbeit in so großem Maßstabe zunahm, verzagte Becker, von diesem Augenblick an hegte er nur noch die Befürchtung, daß das Unternehmen ihnen über den Kopf wachsen und sie erdrücken werde.

Und diese Besorgniß vermochte weder die Ruhe und Sicherheit Otto's noch das Vertrauen seines Freundes Nikolas zu beseitigen, der Waffenschmied sehnte sich in seine bescheidene Werkstätte zurück und äußerte zu wiederholten Malen die Befürchtung, daß sein eingelegtes

Kapital verloren sei, sobald der Fall eintrete, den er als unausbleiblich voraussehe.

Seine Besorgnisse wuchsen, als er vernahm, daß Otto eine bedeutende Summe geerbt und sich geweigert hatte, mehr, als das Kapital seines Associés betrug, einzulegen.

Es kam darüber zwischen den Beiden zu einem sehr unangenehmen Wortwechsel, der damit endete, daß Otto seinem Associé den sofortigen Austritt freistellte.

Der Solinger Waffenschmied war nicht der Mann, der sich einem großen Gesichtskreise anpassen konnte, er mußte in seinen altgewohnten, bescheidenen Verhältnissen bleiben, wenn er sich zufrieden und glücklich fühlen sollte.

Also nahm er den Vorschlag sofort an, ohne zu bedenken, welche Vortheile er dadurch verlieren konnte.

Otto zahlte ihm das eingelegte Kapital zurück und leitete fortan allein das große Etablissement. Aber auf die Dauer ging das auch nicht, die Last war zu groß für ihn, sie war zu schwer für die Schultern eines einzigen Mannes.

Otto sah das ein und begann mit einer ebenso verständigen, als nothwendigen Organisation.

Er gab jeder Werkstätte einen fleißigen, erprobten Arbeiter zum Vorsteher, bildete aus mehreren Werkstätten eine Abtheilung, die wiederum einen Vorsteher erhielt und betraute seinen Freund Nikolas mit der Oberaufsicht über das Ganze, während er sich selbst die Revision zu jeder Zeit vorbehielt.

Für das Bureau engagierte er erfahrene Geschäftsleute, deren Thätigkeit seiner Kontrolle unterzogen war, und er wußte es so einzurichten, daß jeder Zweig der Verwaltung, des Versandts, des Ein- und Verkaufs in den Händen eines nur für diesen Posten engagierten Mannes ruhte.

Er selbst war unermüdlich thätig, er ordnete überall das Nöthigste an und nichts entging seinem scharfen Blick, wie denn auch Alles, was geschah, durch seine Hände gehen mußte und seiner Genehmigung bedurfte, bevor es in Angriff genommen werden konnte. So griff Eins in das Andere ein und mancher Vortheil wurde durch diese Organisation gewahrt, der unter anderen Verhältnissen nicht beachtet worden wäre. Auch für das materielle Wohl seiner Arbeiter trug Otto Sorge.

Er nahm sich die Kolonie Michelets zum Muster und versuchte, dieselbe Kolonie in der Nähe seines Etablissements anzulegen.

Das war Anfangs mit großen Schwierigkeiten verbunden, die Arbeiter fügten sich ungerne den Neuerungen und den ziemlich strengen Gesetzen, wengleich auch die letztern nur ihr Wohl bezweckten.

Aber mit seiner Energie und seiner Umsicht wußte Otto auch diese Hindernisse zu beseitigen.

Er kaufte mehrere Grundstücke und begann mit dem Bau einiger Arbeiterwohnungen, die er später seinen Arbeitern anweisen wollte.

Diese Wohnungen versprochen nicht nur sehr bequem und luftig zu werden, sie waren auch um die Hälfte billiger als die, welche die Arbeiter bisher bewohnt hatten.

Man mußte nun abwarten, bis die Häuser fertig waren, Otto zweifelte nicht daran, daß seine Arbeiter die ihnen gebotenen Vortheile einsehen würden, hatte er doch die Genugthuung, daß schon jetzt mehrere Familien ihn um spätere Ueberlassung einer solchen Wohnung baten.

Das Alles war binnen wenigen Monaten in's Werk gesetzt worden, und man sprach allgemein mit Achtung und Bewunderung über den jungen Mann, der so energisch durchgriff und seine Kenntnisse und Erfahrungen so vortrefflich zu benutzen wußte.

Manche Familie, und vorzugsweise solche, die sich heirathsfähiger Töchter erfreute, versuchte eine Annäherung, Otto wurde mit Einladungen förmlich überschüttet und in vielen Fällen gebot ihm die Höflichkeit, sie anzunehmen.

Aber er fühlte sich in diesen Kreisen nur gelangweilt, oft auch zurückgestoßen durch die gar zu auffallend hervortretenden Bemühungen, ihm die Vorzüge dieser oder jener Dame anzupreisen.

Er wußte sehr wohl weshalb man ihn einlud, welche Absichten diesen Einladungen zu Grunde lagen, und es war ihm nicht möglich, in diesen Kreisen sich wohl und heimisch zu fühlen.

Eines Abends hatte man es ihm zu toll gemacht. Er war verurtheilt gewesen, die heirathslustige Tochter eines Kaufmanns, mit dem er in Geschäfts-Verbindung stand, länger denn eine Stunde wegen ihrer Fertigkeit im Klavierspiel zu bewundern, er hatte darauf noch ihren Gesang anhören und dabei sehr viel dünnen Thee

trinken müssen, er war schließlich gezwungen worden, ihre Stickereien, ihre Zeichnungen und ihren vortrefflichen Geschmack zu bewundern, trotzdem sein Gewissen sich gegen das ihm abgenöthigte Lob sträubte und als er nun endlich erlöst zu sein glaubte und seinen Hut nahm, um Abschied zu nehmen, rückte der Vater dieser ausgezeichneten Künstlerin mit der offenen Erklärung heraus, seine Tochter rede und träume nur von ihm und es müsse nach seiner Ansicht im Buche des Schicksals geschrieben stehen, daß sie für einander bestimmt seien.

Otto würdigte diese Erklärung keiner Antwort, er eilte hinaus und leistete, draußen erleichtert aufathmend, einen feierlichen Schwur, nie mehr die Schwelle dieses Hauses überschreiten zu wollen.

Am nächsten Morgen rief Otto den Freund in sein Cabinet, um ihm den Entschluß, den er in der verwichenen schlaflosen Nacht gefaßt hatte, mitzutheilen.

Aber ehe er dazu kam, wurde ihm der Besuch einer jungen Dame angemeldet, er mußte die Unterredung verschieben.

Otto war überrascht, fast bestürzt, als die Dame eintrat, er glaubte im ersten Augenblick Valerie Michelet zu sehen, so sehr glichen ihr Antlitz, ihr Wuchs und ihr ganzes Wesen der Todten.

Die Fremde bemerkte den Eindruck, den ihre Erscheinung machte, ein triumphirendes Lächeln glitt flüchtig über ihre Lippen.

»Ich glaube, es ist unnöthig, daß ich Ihnen meinen Namen nenne,« sagte sie und sogar der Klang ihrer Stimme erinnerte Otto an Valerie, »ich bin Margot Michelet.«

Otto verbeugte sich, er bot der Dame einen Sessel an und erwartete mit fieberhafter Spannung ihre Eröffnungen.

»Sie haben auf die Vortheile, die das Testament meines Oheims Ihnen boten, verzichtet,« fuhr Margot nach einer kurzen Pause fort, »ich hatte das nicht erwartet. Sie nöthigten mich dadurch, die Leitung einer Fabrik zu übernehmen, von der ich keinen Verstand besitze.«

»Ich bedaure das, mein Fräulein,« erwiderte Otto zurückhaltend, »indeß die Verhältnisse zwangen mich dazu.«

»Ich muß das glauben, da Sie ja sonst die Erbschaft nicht zurückgewiesen haben würden. Aber ich gerieth dadurch in eine sehr unangenehme Lage. Ich mußte die Fabrik fremden Händen anvertrauen, und Sie werden wissen, daß das eine mißliche Sache ist, vorzüglich für eine Dame, die unmöglich Alles revidiren und beaufsichtigen kann. Ich habe denn auch bereits sehr trübe Erfahrungen gemacht und wünsche nichts sehnlicher, als dieser Last enthoben zu werden.«

»Könnte Ihnen die Erfüllung dieses Wunsches so schwer fallen?« fragte Otto. »Verkaufen Sie das Etablissement –«

»Das ist leicht gesagt, mein Herr. Ich ziehe einen andern Weg vor und ich meine, derselbe müsse auch in Ihrem Interesse liegen, deshalb komme ich zu Ihnen. Uebernehmen Sie die Erbschaft und zahlen Sie mir das Legat aus, welches mein Oheim für mich ausgeworfen hat. Sie gewinnen zwölf Millionen –«

»Mein Fräulein, ich bedaure, die Gründe, welche vor einigen Monaten mich nöthigten, auf die Erbschaft zu verzichten, bestehen auch heute noch.«

Margot Michelet war keine blendende Schönheit, aber sie konnte durch ihre Blicke und ihr Lächeln bezaubern und fesseln.

»Sind denn die Bedingungen, welche sich für Sie an diese Erbschaft knüpfen, so sehr hart?« fragte sie. »Ich denke nicht; es steht in Ihrem Belieben, die eine, oder andere zu wählen und was mich betrifft, so werde ich Ihnen wahrlich kein Hinderniß in den Weg legen, wenn es Ihnen gefallen sollte, eine endgültige Wahl zu treffen.«

Otto verstand den Sinn dieser Worte, die sein Zartgefühl verletzten.

»Mein Fräulein, Sie werden wissen, daß mir schon zu Lebzeiten Michelets dieses Vermögen angeboten wurde,« sagte er höflich aber fest, »Sie werden ferner wissen, daß ich es ausschlug, weil mein Herz und meine Hand nicht mehr frei waren. Was könnte mich heute bewegen, jenen Entschluß zu widerrufen und meine Ehre in den Staub zu treten? Ich werde gerne bereit sein, Ihnen zu rathen, Sie zu unterstützen, wenn Sie die Fabrik verkaufen wollen, aber nie werde ich mich zur Erfüllung einer einzigen

jener Bedingungen verpflichten, die nach meiner Ansicht  
–«

»Bedenken Sie die Vortheile.«

»Und wären sie zehnmal bedeutender, sie könnten mich nicht bewegen, meine Ehre in den Staub zu treten.«

Margot erhob sich.

»So war diese Reise vergeblich,« sagte sie, »ich hatte erwartet, daß Sie mir entgegen kommen würden, wenn ich persönlich mich Ihnen vorstellte.«

»Ich bedaure es.«

»Aber Sie wollen es nicht ändern.«

»Ich kann nicht.«

»Denken Sie darüber nach, ich lasse Ihnen Zeit bis morgen.«

»Mein Fräulein, diese Frist ist eine unnütze Zeitverschwendung,« erklärte Otto gemessen, »ich werde dieser Angelegenheit nicht eine einzige Minute, geschweige denn einen ganzen Tag widmen.«

Margot preßte die Lippen fest auf einander, ihre dunkeln Augen warfen einen unwilligen, zornglühenden Blick auf den jungen Mann, in dessen Zügen eine feste Entschlossenheit sich ausdrückte.

»Ich habe mich getäuscht,« erwiderte sie, »in Frankreich würde ich geneigtes Gehör gefunden haben, hier in Deutschland sind die Naturen anders. Leben Sie wohl, möge es Sie nicht gereuen, diese Wahl getroffen zu haben, die Reue würde zu spät kommen.«

Sie schritt rasch hinaus, die Begleitung Otto's, der ihr bis zum Wagen das Geleit geben wollte, wies sie durch eine hastige, ungeduldige Handbewegung zurück.

Gleich darauf trat Nikolas in das Cabinet.

»Sahst Du die Dame, die so eben hinausging?« fragte Otto.

Nikolas verneinte.

»Es war Margot Michelet, die mir mit unverblühten Worten ihre Hand und das Erbe ihres Oheims anbot. Meine Weigerung hat sie verletzt, das ist nicht meine Schuld, sie mußte sie erwarten. Gestern Abend wurde mir die Hand einer andern jungen Dame angeboten, ich will dem ein Ende machen.«

Nikolas nickte zustimmend.

»Du hast Recht,« erwiderte er, der Brautstand mag seine schönen Seiten haben, er hat auch viel Unangenehmes.«

»Auch für Dich?« fragte Otto lächelnd.

»Glaubst Du, dieses ewige Hangen und Bängen sei mir angenehm? Deine Mutter hat nun endlich nothgedrungen ihre Einwilligung gegeben, aber Ruhe werde ich doch nicht eher finden, bis ich die Braut heimgeführt habe. Zudem sehne ich mich auch nach einer Häuslichkeit, und wodurch soll ich sie mir verschaffen?«

»Wodurch?« erwiderte Otto erstaunt.

»Ja. Daß ich an Deinem Etablissement einen Antheil haben soll, kann ich nicht verlangen und Du wärest ein Thor, wolltest Du ihn mir geben, also –«

»Lieber Junge, ich begreife Dich nicht. Es ist allerdings richtig, daß es weder in meinem Interesse noch in meinen Verpflichtungen liegt, Dir einen Antheil einzuräumen und Du kannst das ja auch nicht verlangen. Aber wenn Du Dir eine Selbstständigkeit erringen willst, fehlen Dir die Mittel dazu? Ich denke nein, die zwanzigtausend Thaler, welche ich meiner Schwester als Mitgift gegeben habe, genügen hinlänglich, eine Schlosserei zu gründen, abgesehen von dem Vermögen, welches Hele- ne aus der brasilianischen Erbschaft Dir mitbringt. Indeß Du bist nicht der Mann dazu, Nikolas, es ergeht Dir, wie dem Waffenschmied Becker, nur mit dem Unterschiede, daß Du ein tüchtiger Leiter bist, wenn nicht die Sorge für das Ganze auf Dir ruht. Deshalb meine ich, Du thust besser, in Deiner bisherigen Stellung bei mir zu bleiben, Du bist unabhängig und nächst mir der Erste hier. Ich erhöhe Dein Gehalt, Du erhältst fortan tausend Thaler jährlich, so lange, bis die größere Ausdehnung des Etablissements eine weitere Erhöhung nöthig macht. Rechne dazu die Zinsen der Mitgift mit tausend Thaler jährlich, so meine ich, dieses Einkommen müsse für Deine Bedürfnisse vollständig hinreichen.«

»So hatte ich das noch nicht berechnet,« sagte Nikolas überrascht, »ich dachte nur an mein bisheriges Gehalt, welches mir nicht ausreichend schien.«

»Nun mit sechshundert Thaler hältst Du auch –«

»Ganz recht, aber als Dein Schwager kann ich doch nicht in ärmlichen Verhältnissen leben.«

»Ah – lieber Freund laß' Dich nicht vom Glücke verleiten,« sagte Otto ernst, »es ist besser, wenn wir schlicht und bescheiden bleiben, als wenn wir uns überheben. Hochmuth kommt vor dem Fall, ich meine, der Schneider Wacker müsse Dir die Wahrheit dieses Sprichworts klar gemacht haben. Aber wir kommen von unserm Thema ab. Ich habe Dir gesagt, daß ich diesen versteckten und offenen Liebäugeleien ein Ende machen wolle, wohlan, ich gedenke im Mai die Hochzeit zu feiern, und es wird mich sehr freuen, wenn wir alsdann ein Doppelfest begehen.«

Ueberrascht blickte Nikolas den Freund an.

»Wenn bis dahin Alles geordnet sein kann!« sagte er.

»Und weshalb nicht?« fuhr Otto fort. »Es handelt sich nur um die Anschaffung der nöthigen Möbel, denn unsre Wohnungen sind einstweilen geräumig genug. Ich werde morgen nach Köln reisen, um die nöthigen Schritte zu thun, – Du bist also mit mir einverstanden?«

»Gewiß.«

»So werde ich dafür sorgen, daß wir im Monat Mai zur Ruhe kommen.«

Nikolas war mit dem Vorschlage sehr einverstanden, er hatte sich wie er auch sagte, längst nach einer gemüthlichen Häuslichkeit gesehnt, zudem folterten ihn, so lange er am Ziele seiner Wünsche nicht angekommen war, noch immer Zweifel und Besorgnisse, die ihre Begründung theils in den Verhältnissen, theils in der noch oft hervortretenden Feindseligkeit der Mutter Helene's fanden.

Auch Otto wünschte in diesem Punkte endlich in Ruhe zu kommen, abgesehen von den Unannehmlichkeiten, die der Junggesellenstand für ihn hatte, sehnte er sich danach, am eignen traulichen Heerd von des Tages Last und Mühen ausruhen zu können.

#### HUNDERTUNDSECHSTES KAPITEL. DAS SOUPER.

Der Chevalier hatte seine neue Stellung mit eben so viel Geschick als Schlaueit angetreten.

Nachdem er sich durch eine anscheinend ganz absichtslose Wanderung durch alle ihm zugänglichen Räume des Hauses die nöthige Lokalkenntniß verschafft hatte, suchte er sich vor allen Dingen dem Kammermädchen zu nähern.

Das fiel ihm nicht schwer, Jeanette nahm unter dem Dienstpersonal des Hausherrn eine Stelle ein, welche ihr die Annäherung des neuen Kammerdieners nur wünschenswerth machen konnte.

Zudem war der Chevalier ein hübscher Mann, der die Kunst verstand, die Herzen für sich zu gewinnen, wenn er dies beabtigte.

Nach einer kurzen Unterredung waren die Beiden schon sehr vertraut miteinander, und der Chevalier durfte bereits jetzt wagen, Fragen an das Mädchen zu richten, welche unter anderen Verhältnissen ihr Befremden und Mißtrauen rege gemacht haben würden.

»Wie mir scheint, harmoniren die beiden Ehegatten nicht mit einander,« sagte er im Laufe der Unterredung, wenigstens glaube ich das aus der feindseligen Weise,

in der dieser Herr Schenk mich empfang, entnehmen zu müssen.«

Jeanette schüttelte das Köpfchen.

»Was dabei zu Grunde liegt, weiß ich nicht,« erwiderte sie, »das aber steht fest, daß kurz nach der Ankunft die Beiden einen sehr heftigen Wortwechsel mit einander gehabt haben.«

»So, so und worauf bezog sich dieser Wortwechsel?« fragte der Chevalier.

»Wenn ich nicht irre, handelte es sich um das Vermögen der gnädigen Frau. Herr Schenk verlangte freie Verfügung über dasselbe, er sprach von Vormundschaft und Ehescheidung.«

»Ah – Sie haben das gehört?«

»Ja. Glücklicherweise sprach Madame, als der Wortstreit heftiger wurde, nur noch französisch mit ihrem Gemahl, wohl der Diener wegen, die hier an allen Thüren horchen, dadurch zwang sie ihn, ebenfalls sich der französischen Sprache zu bedienen. Nachher sandte er ihr das Blumenbouquet.«

»Besuche empfängt Madame nicht?«

»Nein. Eine Gräfin von Laroche, die augenblicklich hier weilt, hat sie heute Morgen besucht, sie wird heute Abend zum Souper erscheinen.«

»Gräfin Laroche?«

»Aus Paris.«

»Ich kenne diese Dame nicht.«

»Sie werden sie heute Abend sehen. Mit der Fürstin Radziwill scheint sie sehr befreundet zu sein.«

Der Chevalier nickte, er durfte nicht verrathen, wie sehr ihn alle diese Mittheilungen interessirten.

»Es mag sein,« sagte er gleichgültig, »die Fürstin Radziwill verkehrt mit sehr vielen Damen, die mir unbekannt blieben, trotzdem ich ihnen häufig in den Salons der Frau Fürstin begegnete.«

In diesem Augenblick ertönte im Gemach Bertha's die Glocke.

Der Chevalier ging hinein, ihn hatte die Glocke gerufen.

»Sind Sie mit Ihrem Zimmer zufrieden?« fragte Bertha leise. »Ich bedaure sehr, daß ich Ihnen nicht den Comfort schaffen kann, den Sie gewiß sehr entbehren werden, aber nach dem Sie diese Rolle aus eigenem Antrieb übernommen haben, bleibt mir nichts übrig, als Sie in der Durchführung derselben zu unterstützen.«

»Und das ist Alles, was ich wünsche,« entgegnete der Chevalier.

»Mein Gemahl hat Sie unfreundlich empfangen –«

»Ich war darauf vorbereitet. Er wollte mich auf's Glatteis führen, offenbar mißtraut er mir, aber die Falle, die er mir stellte, war zu plump.«

Bertha schüttelte bedenklich das Köpfchen.

»Wenn er Ihnen schon jetzt mißtraut, so halten Sie die Augen offen,« sagte sie, »er wird uns mit Spionen umgeben und dafür sorgen, daß jedes Wort ihm hinterbracht wird.«

»Ich bezweifle das nicht, wir müssen vorsichtig sein.«

»Heute Abend wird die Gräfin Laroche bei mir soupi-  
ren, wenn Sie diese Dame kennen, so rathe ich Ihnen, die  
Begegnung mit ihr zu vermeiden. Ich weiß noch nicht,  
wie weit ich ihr vertrauen darf.«

»Sie kennt mich nicht,« erwiderte der Chevalier ruhig,  
»ich aber wünsche, diese Dame beobachten zu dürfen.«

»Weshalb das?«

»Verzeihen Sie, wenn ich diese Frage jetzt noch nicht  
beantworte.« .

»Ah – Chevalier, ich fürchte, Sie sehen überall Gespen-  
ster, Ihre Besorgnisse gehen zu weit.«

»Es mag sein; aber nach den bereits gemachten Ent-  
deckungen glaube ich, nicht vorsichtig genug sein zu dür-  
fen.«

»Sie halten doch nicht etwa die Gräfin für eine Verbün-  
dete meines Gemahls?«

Der Chevalier zuckte die Achseln.

»Ich wiederhole noch einmal meine Bitte, kümmern  
Sie sich nicht um das, was ich thue, nur dann, wenn ich  
Anordnungen treffe, die Sie speciell berühren, unterwer-  
fen Sie sich ihnen. Das ist Alles, was ich wünsche, Bertha,  
das Ende wird zeigen, ob meine Befürchtungen und Ver-  
muthungen begründet waren oder nicht.«

»Nun gut, ich werde Ihren Rath befolgen,« sagte die  
junge Frau nach einer kurzen Pause. »Jetzt habe ich eine  
Bitte an Sie. Mein Vermögen ist bei der Königlichen Bank  
deponirt, mein Gemahl hat mich aufgefordert, ihm die  
Verfügung über dasselbe zu überlassen. Ich fürchte, daß

er, nachdem ich dieses Gesuch entschieden zurückgewiesen habe, bei der Bank Schritte thun wird, um ohne mein Vorwissen sich diese Verfügung zu erschleichen, und dies zu verhindern, muß meine vorzüglichste Sorge sein. Ich habe dem Herrn Director geschrieben und ihn nochmals gebeten, darüber zu wachen, daß er aus diesem Depositum nichts ohne meine specielle Vollmacht oder Quittung verabfolgen läßt. Wollen Sie nun die Güte haben, diesen Brief hinzubringen?«

»Sehr gerne.«

»Sie werden vielleicht Gelegenheit finden, sich zu erkundigen, ob und welche Schritte mein Gatte in dieser Angelegenheit schon gethan hat.«

»Ich werde es erforschen.«

»Gut – nur seien Sie behutsam.«

Der Chevalier nahm den Brief und trat den Weg an. Nachdem er den Brief abgegeben hatte, ließ er sich mit dem Kassirer in eine Unterredung über das Depositum ein und dieser fand keinen Grund, ihm zu verhehlen, daß Heinrich Schenk schon vor einigen Tagen den Versuch gemacht habe, sich eines bedeutenden Theils dieses Depositums zu bemächtigen, welcher Versuch indeß gescheitert sei.

Der Chevalier erfuhr ferner, daß Heinrich Schenk eine nachträglich eingezahlte Summe bald darauf wieder zurückgefordert habe.

Diese Summe war der von Wacker für die Fabrik gezahlte Kaufpreis gewesen.

Mit diesen Nachrichten kehrte der Chevalier heim, und Bertha war über seine Mittheilungen keineswegs entzückt.

Sie wollte sofort von ihrem Gatten Rechenschaft über die Verwendung der zurückerhaltenen Summe fordern, und sie würde trotz dem Abrathen des Chevaliers ihren Vorsatz ausgeführt haben, wenn nicht die Ankunft der Gräfin Laroche sie daran verhindert hätte.

Marie Latour warf einen raschen, prüfender Blick auf den neuen Kammerdiener, und es entging dem letztern nicht, daß ein finsterer Schatten sich über ihr schönes Gesicht breitete, als Bertha ihr sagte, Henri sei früher Kammerdiener der Fürstin Radziwill gewesen.

Aber wenn ein Argwohn in ihrer Seele erwacht war, so mußte die kalte Gleichgültigkeit des Kammerdieners, die Ruhe, mit der er ihrem forschenden Blick begegnete, denselben ersticken.

»Ich kann mich nicht erinnern, Sie in den Salons der Frau Fürstin gesehen zu haben,« sagte sie mit einer so stolzen, geringschätzenden Herablassung, als ob sie von vorne herein den Diener recht tief demüthigen und ihm den Abstand zwischen ihr und ihm klar machen wolle.

»Die Frau Fürstin hatte viele Diener,« entgegnete der Chevalier ruhig, »und von meiner Seite wäre es eine unverzeihliche Arroganz, wenn ich verlangen wollte, daß alle die Damen, welche –«

»Meine Liebe, ich hoffe, Sie befinden sich wohler,« wandte die Gräfin sich zu Bertha, ohne dem Chevalier die Zeit zu gönnen, seinen Satz zu beenden. »Bitte, nehmen

Sie dieses Flaçon, es enthält eine Essenz, welche jedes Kopfweh beseitigt.«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte Bertha, indem sie das Flaçon öffnete, »der Schmerz hat bereits nachgelassen, ich hoffe, er wird morgen früh ganz verschwunden sein.«

Sie stellte das Flaçon auf den Tisch und gab dem Chevalier einen Wink, daß er sich entfernen möge.

»Kennen Sie diesen Mann von früher?« fragte die Gräfin rasch.

»Nein.«

»Sie haben ihn erst heute engagirt? Ich sah ihn heute Morgen nicht.«

»So ist es. Mein Friseur schickte ihn mir zu, er war Gehülfe bei ihm.«

»Bei Ihrem Friseur?«

»Ja.«

»Ah – Kammerdiener der Fürstin Radziwill und Friseurgehülfe –«

»Das befremdet Sie?«

»Gewiß.«

»Und doch ist es die einfachste Sache von der Welt. Henri wollte selbstständig werden, es gelang ihm nicht, nach Paris konnte er nicht zurückkehren, weil ihm die Mittel zur Reise fehlen.«

Marie Latour schüttelte den Kopf, ihr Blick ruhte durchdringend auf den Zügen Bertha's.

Sie vermochte ein leises Mißtrauen nicht zu beseitigen und selbst, wenn sie es gekonnt hätte, mußte ihr dennoch

dieses Engagement unangenehm sein, weil es ihren Plan durchkreuzen konnte.

»Besitzt er gute Zeugnisse?« fragte sie.

»Ich habe sie nicht zu sehen verlangt,« erwiderte Bertha gleichgültig.

»Ah – meine Liebe, das begreife ich nicht.«

»Aber mein Gott, weshalb –«

»Ist in Ihrer Seele noch nicht der Argwohn erwacht, daß dieser Diener ein Spion Ihres Gemahls sein könne?«

»Nein. Mein Gemahl war mit diesem Engagement durchaus nicht einverstanden.«

»Eben deshalb!«

»Nein, der Verdacht wäre unbegründet.«

»Glauben Sie das so sicher?« fragte die Gräfin. »Sie wissen nicht, wozu diese Ehemänner fähig sind. Ich würde den Kammerdiener sofort wieder entlassen.«

Bertha erhob sich und führte die Freundin in ihren Salon, in welchem die Tafel bereits gedeckt war.

»Ich gestehe Ihnen ohne Hehl, daß mir die Physiognomie Ihres Dieners kein Vertrauen einflößt,« fuhr die Gräfin fort, »auch müßte ich ihn ja auch früher schon gesehen haben, wenn er wirklich der Kammerdiener der Fürstin Radziwill gewesen wäre.«

»Sie glauben auch das nicht?« fragte Bertha, die nicht begriff, weshalb die Gräfin sich so angelegentlich mit dieser höchst unwichtigen Sache beschäftigte. »Mag dem auch sein, wie ihm will, ich werde Henri erst dann entlassen, wenn er mir Ursache zur Unzufriedenheit gibt, oder

ich ihn auf einem Mißbrauch meines Vertrauens ertappe.«

Damit war die Unterredung über diesen Punkt beendet, die ohnehin abgebrochen werden mußte, weil der Chevalier eintrat.

Der Letztere wußte zwar nicht, daß diese Gräfin Laroche ihm mißtraute, aber er ahnte es, er glaubte es in dem Blick, mit dem, sie verstohlen ihn beobachtete, lesen zu müssen.

Und wie konnte dies auch anders sein, es war ja ein gegenseitiges Mißtrauen.

Der Chevalier war nur in den Salon getreten, um die Gräfin zu beobachten, Jeanette wartete auf.

Aber Marie Latour war zu schlau, zu gewandt, als daß sie durch ein Wort oder einen Blick ihrem Gegner irgend einen Haltepunkt für seinen Argwohn gegeben hätte, sie unterhielt sich mit ihrer Freundin über gleichgültige Dinge, über das Leben in Paris, ihre früheren Beziehungen zum Hofe, über die Festlichkeiten des vergangenen Winters und die Pläne, die sie schon jetzt für den nächsten Winter entworfen hatte.

Der Chevalier gab sich den Anschein, als ob ihn das Alles nicht im Entferntesten interessire, aber ihm entging kein Wort und er fand in den Mittheilungen der angeblichen Gräfin manches, was sein Mißtrauen bestätigte.

Das Souper war noch nicht beendet, als er den Salon wieder verließ, er that es mit der Ueberzeugung, daß diese Dame die Verbündete Schenk's war.

Er erinnerte sich des Flaçons, welches die Gräfin ihrer Freundin übergeben hatte, dessen Inhalt jedes Kopfweh beseitigen sollte.

Dieses Flaçon stand noch auf dem Tischchen im Boudoir, es war möglich, daß es eine Essenz enthielt, welche gerade das Gegentheil bewirkte.

Nach einigem Zögern ging der Chevalier in das Boudoir, er wollte sich darüber Gewißheit verschaffen.

Aber in demselben Augenblick, in welchem er das Flaçon öffnete, hörte er das Rauschen eines seidenen Kleides, und da er fürchtete, überrascht zu werden, schob er das Fläschchen rasch in seine Brusttasche.

Fast in derselben Sekunde traten die beiden Damen ein.

»Es wäre unverantwortlich, wenn ich noch länger bleiben wollte,« sagte die Gräfin, »ich bitte Sie, gehen Sie zu Ruhe, dieses Leiden kann nur durch Ruhe gehoben werden.«

Bertha sah in der That bleich und leidend aus, der Chevalier erschreck, als er es bemerkte.

»Ich fühle mich in der That leidender, wie vorhin,« erwiderte Bertha, »es ist derselbe dumpfe, stechende Schmerz, den ich in vergangener Nacht so plötzlich empfand.«

»Denken Sie an mein Flaçon, ich kann Sie versichern, daß die Essenz vortrefflich ist.«

Bertha näherte sich dem Tischchen, offenbar in der Absicht, den Rath der Freundin zu befolgen.

Sie war erstaunt, als sie Fläschchen nicht fand und dieses Erstaunen entging der Gräfin nicht.

»Sie haben das Flaçon doch nicht verloren?« fragte sie, und der Chevalier, den diese unerwartete Wendung in Verlegenheit setzte, bemerkte, daß ihr Blick mit dem Ausdruck unverholenen Mißtrauens ihn streifte. »Das würde ich sehr bedauern.«

»Ich weiß nicht,« erwiderte Bertha verwirrt, »ich meine mich zu erinnern, daß ich's hierher auf das Tischchen gestellt habe –«

»Ein kleines, vergoldetes Flaçon?« fragte der Chevalier ruhig, der seine Geistesgegenwart rasch wieder gefunden hatte. »Wenn ich nicht irre, bemerkte ich's im Salon, die gnädige Frau brachte es mit dorthin und stellte es neben ihr Couvert.«

Er eilte hinaus.

»Was sagen Sie dazu?« flüsterte die Gräfin boshaft.

»Er ist nicht redlich.«

»Sie thun ihm Unrecht,« erwiderte Bertha ruhig, »ich entsinne mich jetzt, daß ich das Flaçon mitgenommen habe.«

Der Chevalier kehrte in diesem Augenblick zurück; als Bertha das Fläschchen aus seiner Hand nehmen wollte, ließ er es, anscheinend aus Unvorsichtigkeit fallen, der krystallene Stöpsel glitt hinaus und die Essenz ergoß sich über den Teppich.

»Wie ungeschickt!« sagte die Gräfin unmuthig.

»Verzeihen Sie,« stotterte der Chevalier, »ich weiß in der That nicht, –«

»Ach, es ist nicht der vielen Worte werth,« unterbrach Bertha ihn, »das Kopfweh wird wohl über Nacht schwinden.«

»Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch heute Abend Ersatz schicke,« erwiderte die Gräfin, »es würde mir ein großes Vergnügen bereiten, wenn –«

»Ich darf das nicht verlangen.«

»Sie würden mich erzürnen, wenn Sie mir dieses Vergnügen rauben wollten.«

Jeanette begleitete die Gräfin hinaus.

»Gebrauchen Sie meine Essenz,« flüsterte der Chevalier rasch, »ich ließ absichtlich das Flaçon fallen.«

Bestürzt blickte Bertha den Redenden an.

»Erinnern Sie sich, daß dieser stechende Schmerz zurückkehrte, nachdem Sie jenes Flaçon geöffnet hatten,« fuhr der Chevalier fort, »bemerken Sie den scharfen durchdringenden Duft, der jetzt aus der verschütteten Essenz aufsteigt. Das Alles sind nur die ersten Vorbereitungen, die Hauptsache wird erst später kommen. Lassen Sie den Fleck auswaschen und beobachten Sie die Dienerin, welche Sie damit beauftragt haben, Sie werden entdecken, daß auch diese von jener auffallenden Wirkung nicht verschont bleibt.«

Die Bestürzung Bertha's wuchs.

»Dann wäre ja diese Gräfin –«

»Still, welche Vermuthungen Sie auch hegen mögen, seien Sie dieser Dame gegenüber vorsichtig. Zeigen Sie ihr scheinbar Vertrauen und Freundschaft, ich werde für Sie wachen.«

Der Chevalier ging rasch hinaus, er wollte offenbar jeder Frage vorbeugen.

Als er in's Garderobezimmer trat, hatte die Gräfin dasselbe soeben verlassen; der Chevalier folgte ihr die Treppe hinunter.

Er erreichte die Dame, als sie im Begriff stand, die Schwelle des Hauses zu überschreiten, rasch sprang er hinzu, um die Wagenthüre zu öffnen.

Dieser Wagen war eine einfache Droschke, der Chevalier las deutlich auf der Thüre die Nummer Achtundzwanzig.

Das war es, was er wissen wollte, er hatte seine Gründe dabei.

Der Wagen rollte davon, der Chevalier trat in's Haus zurück.

Es war kaum neun Uhr, im Cabinet Heinrich's brannte noch Licht.

Als der Chevalier an der Thüre dieses Cabinets vorbeisicheren wollte, wurde diese plötzlich geöffnet, Heinrich Schenk erschien auf der Schwelle.

»Wer fuhr da ab?« fragte er scharf.

»Gräfin Laroche,« erwiderte der Chevalier in demselben, kurz angebundenen Tone.

»Treten Sie ein.«

Der Chevalier kam dieser Aufforderung nach.

»Kennen Sie diese Gräfin Laroche?« fragte er. »Wie ich höre, hat sie viel mit der Fürstin Radziwill verkehrt.«

Welchen Zweck hatte diese Frage?

Der Chevalier errieth ihn sofort; Heinrich Schenk wollte dem Kammerdiener gegenüber dieselbe zweideutige Rolle spielen, welche die Gräfin bei Bertha spielte, er wollte sich den Anschein geben, als ob diese Gräfin ihm nicht allein eine unbekannte, sondern auch unbequeme Person sei und zugleich sich die Gewißheit verschaffen, ob seine Verbündete ihre Rolle gut gewählt hatte.

Der Chevalier aber dachte nicht allein hieran, er dachte noch weiter.

Wenn es ihm gelang, sich das Vertrauen des Hausherrn zu erwerben, so hatte er leichteres Spiel, ohne daß er sich dadurch etwas vergab.

»Dem Namen nach ist diese Dame mir bekannt,« sagte er, »aber ich erinnere mich nicht, sie in den Salons der Frau Fürstin gesehen zu haben.«

»Weshalb entfernte sie sich schon so bald?« fragte Heinrich, den diese Antwort befriedigte. »Ist das Souper schon beendet, oder –«

»Die gnädige Frau fühlte sich leidend.«

»Ach so – es ist gut.«

Ein Handwink verabschiedete den Kammerdiener, der gleich darauf durch Jeanette die gnädige Frau bitten ließ, ihn für den Rest des Abends zu beurlauben, da er mit seinem früheren Herrn noch über verschiedene Angelegenheiten reden müsse.

Der Chevalier dachte nicht daran, den Friseur zu besuchen, sein Ausgang galt der Droschke, welche die Gräfin benutzt hatte.

Er verkannte nicht, daß es ihm schwer fallen werde, sie zu finden, aber versuchen wollte er es unter allen Umständen.

Daß der Wagen während den ganzen Abend vor dem Hause gestanden hatte, bezweifelte er, die Annahme, daß er durch einen Diener kurz vor dem Ausbruch der Gräfin geholt worden war.

In diesem Falle unterlag es wiederum keinem Zweifel, daß der Diener die Droschke auf der nächsten Haltestelle gesucht hatte und es war möglich, ja wahrscheinlich, daß sie dorthin zurückkehrte.

Diese Haltestelle war dem Chevalier bekannt, sie nicht weit von dem Hause entfernt.

Und richtig, als er sie erreichte, sah er von der entgegengesetzten Seite eine Droschke langsam anfahren.

Er näherte sich ihr, sie trug die Nummer achtundzwanzig.

»Ihr habt soeben eine Dame gefahren,« wandte er sich zu dem Kutscher, als der Wagen hielt, »wollt Ihr mich zu demselben Hause fahren?«

»Weshalb nicht?« erwiderte der Kutscher phlegmatisch.

»Steigen Sie ein.«

Der Wagen fuhr ab.

Der Chevalier wußte sehr wohl, daß es ein gewagter Schritt war, den er unternahm, aber er verließ sich auf seine Kühnheit, seine Geistesgegenwart und seine Gewandheit in solchen Dingen.

Als der Wagen hielt, stieg er aus.

»Ist dieses das Haus?« fragte er den Kutscher.

»Ja, mein Herr.«

»Und wie heißt diese Straße?«

»Es ist die Gereonsstraße.«

»Ich danke Ihnen.«

Der Chevalier zog die Glocke, eine Dienstmagd öffnete.

»Ich wünsche die gnädige Frau zu sprechen,« sagte der Chevalier.

Das Mädchen zuckte die Achseln.

»Die gnädige Frau nimmt so spät keinen Besuch an,« erwiderte sie.

»Sagen Sie ihr, der Kammerdiener der Madame Schenk wünsche ein Flaçon zu holen.«

Das Mädchen öffnete ein Zimmer und bat den Chevalier zu warten.

Dieses Zimmer lag zu ebener Erde, es war äußerst elegant, aber mit einer gediegenen Eleganz ausgestattet.

Dem Chevalier fiel es auf, daß in diesem Zimmer ein kleiner Tisch für zwei Personen gedeckt war, die brennende Lampe, die gemüthliche Wärme, kurz Alles bewies ihm, daß die Dame einen Gast erwartete.

Wer konnte dieser Gast sein?

Dem Chevalier drängte sich diese Frage auf, und er fand keine andre Antwort darauf, als daß nur Heinrich Schenk dieser Gast sein könne.

Das Zimmer, in welchem er sich befand, stand mit einem andern Gemach in Verbindung, statt der Thüre

trennte ein schwerer Vorhang aus rothem Sammet diese beiden Räume.

Der Chevalier schob behutsam den Vorhang zurück, er blickte in einen dunklen Raum, dessen Fenster auf die Straße hinausführen mußten.

Mit Blitzesschnelle durchzuckte die Seele des Chevaliers ein Gedanke, den er am liebsten schon heute ausgeführt hätte, dessen Ausführung aber zu vieler Vorbereitungen bedurfte.

Auch fand er keine Zeit, den nöthigen Plan zu entwerfen, denn kaum hatte er den Vorhang wieder zugezogen, als die Magd zurückkehrte.

»Die gnädige Frau kennt keine Madame Schenk,« sagte sie, »hier muß wohl ein Irrthum vorwalten.«

Das hatte der Chevalier am wenigsten erwartet, er wußte ja nicht, daß die Gräfin Laroche ihrer Freundin gesagt hatte, sie wohne in einem Gasthofe.

»Ein Irrthum?« fragte er verwirrt. »Aber hier wohnt doch die Gräfin von Laroche?«

»Nein, mein Herr, hier wohnt Madame Amelie Leroi,« erwiderte die Magd mit einer so sicheren Ruhe, daß sie jeden Andern überzeugt haben würde.

Was wollte der Chevalier machen?

Ging er auf die Mystifikation nicht ein, so mußte er den Weg nennen, auf welchem er die Wohnung der angeblichen Gräfin entdeckt hatte und dadurch beschuldigte er sich selbst der Spionage, die er nicht rechtfertigen konnte.

»Dann hat man mich falsch berichtet,« sagte er nach einer Pause, »aber vielleicht weiß Madame Leroi, wo die Frau Gräfin wohnt.

»Ich glaube kaum.«

»Haben Sie die Güte, sie zu fragen.«

Die Magd ging wieder hinaus, der Chevalier dachte wieder über seinen Plan nach und es ärgerte ihn, daß er ihn augenblicklich unausführbar fand.

»Madame meint, sie habe den Namen der Gräfin Larocche vorgestern, oder gestern in der Fremdenliste gefunden,« unterbrach die eintretende Magd das Grübeln des Chevaliers, »aber sie könnte sich nicht erinnern, in welchem Gasthof –«

»Ich danke Ihnen,« unterbrach der Chevalier sie, »ich sehe wohl ein, daß ich mich getäuscht habe. Die Frau Gräfin hat meiner gnädigen Frau versprochen, ihr noch heute Abend eine schmerzstillende Essenz zu schicken und da die Schmerzen sich steigerten, so suchte ich auf's Gerathewohl die mir unbekanntete Wohnung dieser Dame zu erforschen. Ein Droschkenkutscher meinte, er kenne die Frau Gräfin, er habe sie oft gefahren, da habe ich mich denn seiner Leitung anvertraut. Bitten Sie die gnädige Frau recht sehr um Entschuldigung und sagen Sie ihr, daß ich bedaure, sie gestört zu haben.«

Der Chevalier schritt rasch die Straße hinunter, er mußte wissen, wen diese Madame Leroi zum Souper erwartete.

Daß sie und die Gräfin Laroche eine und dieselbe Person waren, bezweifelte er nicht, der Kutscher konnte sich so sehr nicht geirrt haben.

Befürchtend, daß man ihn beobachten könne, bog der Chevalier um die nächste Ecke, dann blieb er stehen, um nach einigen Minuten wieder umzukehren und in der Nähe des Hauses ein Versteck zu suchen.

Er fand dieses Versteck unter einer Thorwölbung, hier wollte er warten, bis der erwartete Gast erschien.

Eine Viertelstunde mochte verstrichen sein, als ein Herr rasch an ihm vorbeisritt, in welchem der Chevalier sofort Heinrich Schenk erkannte.

Wuchs, Haltung und Gang dieses Herrn lieferten ihm die Ueberzeugung, daß er sich nicht täuschte.

Vor dem Hause der Madame Leroi blieb dieser Herr stehen, er holte einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thür und trat hinein.

Der Chevalier wußte genug, er wartete noch einen Augenblick, dann trat er rasch den Heimweg an. –

Heinrich Schenk fand in dem Zimmer, in welchem kurz vorher der Kammerdiener seiner Frau gewartet hatte, Marie Latour in unbeschreiblicher Aufregung.

Bestürzt, ahnend daß ein Ereigniß eingetreten sein müsse, welches auch ihn berühre, bat er sie, ihm die Ursache dieser ihn beunruhigenden Erregung mitzutheilen.

Aber so rasch konnte Marie dieser Bitte nicht willfahren, sie mußte zuvor diese leidenschaftliche Aufregung bewältigt haben.

»Dieser Kammerdiener ist ein Spion, ein gefährlicher Spion,« sagte sie mit bebender Stimme, »er wird unsere Rechnung durchkreuzen, wir sind verloren, wenn wir ihn nicht beseitigen.«

»Du lieber Gott, das ist die ganze Ursache dieser Erregung?« fragte Heinrich ruhig. »Ich habe den Mann auf die Probe gestellt, er ist, wenn auch kein Dummkopf, doch ein beschränkter Mensch, von dem wir nichts zu fürchten haben.«

»Ja, ja, wenn Sie sich auf Ihre Ansichten und Menschenkenntniß allein verlassen müßten, würden Sie bald vom Pferde auf den Esel gekommen sein,« erwiderte Marie und es lag ein verletzender Hohn in dem Tone, in welchem sie das sagte. »Auf Ihre Probe lege ich nicht den geringsten Werth, ich habe jenen Mann besser durchschaut.«

Sie berichtete ihm nach kurzen Worten Alles, was sich indem Salon Bertha's ereignet hatte, das Verschwinden des Flaçons, das scheinbar absichtslose Verschütten der Essenz und die Spionage des Chevaliers, und diese Mittheilungen ließen Heinrich nur zu deutlich erkennen, daß seine Verbündete Recht und er sich getäuscht hatte.

Jetzt bemächtigte sich auch seiner eine fieberhafte Unruhe, eine Angst, die nur zu sehr begründet war.

»Wie leicht war es möglich, daß er, als er in dieses Haus trat, mich bemerkte!« sagte Marie. »Ich habe, so gut ich es vermochte, mein Geheimniß gewahrt, aber ich fürchte, daß er nichtsdestoweniger es durchschaute. Dieser Mann ist nicht, was er scheinen will, er hat für einen

Kammerdiener zu vornehme Manieren, ich vermuthe, er ist ein französischer Edelmann. der Ihre Frau hieher begleitet hat –«

»Wenn ich das wüßte!« fuhr Heinrich auf.

»Was wollen Sie dagegen machen?« fuhr Marie spottend fort. »Ihm die Thüre zeigen? Dazu müßten Sie triftige Gründe haben.«

»Ah – ich werde doch wohl nicht nöthig haben, einen Nebenbuhler in meinem Hause zu dulden?«

»Beweisen Sie ihm, daß er Ihr Nebenbuhler ist!«

»Er soll sich legitimiren.«

»Zweifeln Sie daran, daß er sich mit den nöthigen Papieren versehen hat?«

»Wenn auch – ich werde –«

»Sie werden nichts derartiges thun,« fiel Marie ihm gebieterisch in's Wort. »Ein solcher Schritt würde einen Eclat herbeiführen, den wir vor allen Dingen vermeiden müssen. Die öffentliche Meinung wird sich ohnehin in der nächsten Zeit mehr mit uns beschäftigen, als uns lieb sein kann, da ist es wahrlich geboten, daß wir jedes Aufsehen vermeiden.«

Heinrich blickte düster vor sich hin.

»Ich kann das noch immer nicht glauben,« sagte er nach einer Weile, »wenn dieser Mensch ein französischer Edelmann wäre, würde er offen auftreten, Bertha schaltet ja in allen Stücken nach ihrem Belieben. Oder fürchten Sie vielleicht, daß er unsern Plan bereits errathen hat, daß er –«

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, jedenfalls muß er entfernt werden.«

»Das kann nur auf dem bezeichneten Wege ermöglicht werden.«

Mit flammenden Augen stand Marie vor ihrem Verbündeten, der rathlos zu ihr aufblickte.

»Gibt's denn gar keine anderen Wege?« fragte sie. »Können Sie diesen Menschen nicht einer Untreue beschuldigen, können Sie nicht einen andern triftigen Grund finden, der Ihnen erlaubt, ihm die Thüre zu zeigen? – Und doch,« fuhr sie nach einer Weile fort, »wir dürfen auch das nicht thun. Wir dürfen nicht einmal verathen, daß wir diesen Mann durchschaut haben, daß er uns beunruhigt, die Möglichkeit liegt sogar nahe, daß, wenn er entlassen wird, Bertha sofort abreist.«

»In der Hauptsache fragt es sich, ob Sie Ihrer Sache ganz sicher sind,« meinte Heinrich, während er gedankenvoll eine gebratene Taube zerlegte, »das heißt, ob Sie mit Sicherheit wissen, daß die Wissenschaft uns nichts beweisen kann. Ist das der Fall, so sehe ich nicht ein, weshalb wir uns wegen dieses Kammerdieners so große Sorgen bereiten sollen, nach der Beerdigung wird er ohnehin entlassen.«

»Ich bin meiner Sache sicher,« erwiderte Marie, »aber ich fürchte das spätere Gerede.«

»Können wir ihm nicht entgentreten, so lassen wir es über uns ergehen, nach wenigen Wochen wird es verstummen. Wir halten ein scharfes Auge auf den Kammerdiener und benutzen den ersten triftigen Grund, um ihn

zu entfernen, vom Zaune dürfen wir den Grund nicht brechen.«

»Das ist auch meine Meinung.«

»Wohlan, weshalb beunruhigen wir uns denn so sehr?«

»Der Vorfall mit dem Flaçon –«

»Wissen Sie denn so genau, daß die Essenz absichtlich verschüttet wurde?«

»Das nicht, aber ich vermuthete es.«

»Man kann in seinen Vermuthungen zu weit gehen, Marie.«

»Das habe ich mir auch gesagt,« fuhr Marie fort, »und ich würde nicht weiter darüber nachgedacht haben, wenn nicht die Spionage –«

»Auch sie kann eine sehr unschuldige Ursache haben. Möglicherweise hat Bertha ihren Diener ausgeschickt, um die versprochene Essenz zu holen und bei seinen Erkundigungen nach Ihrer Wohnung hat er zufällig den Kutscher angetroffen, der Sie kurz vorher hierhin fuhr. Was seine vornehmen Manieren betrifft, so müssen Sie bedenken, daß ein Kammerdiener die hohe Schule studirt hat, Sie werden schwerlich einen Diener finden, der sie nicht hätte.«

Marie schüttelte bedenklich das Köpfchen, aber die Gründe machten doch einen beruhigenden Eindruck auf sie.

Sie brachte noch manches Bedenken vor, aber Heinrich, der ihre Besorgnisse nicht theilte, suchte sie zu entkräften, und als die Beiden gegen Mitternacht von einander schieden, dachten sie nur noch vorübergehend an

den Kammerdiener, der ihnen jetzt schon nicht mehr so gefährlich schien.

HUNDERTUNDSIEBENTES KAPITEL. UNTER DEM MANTEL  
DER NACHT.

Der Chevalier erwähnte von seinem Besuch in der Wohnung der Gräfin Laroche nichts, es war ja natürlich, daß auch die Gräfin deshalb ihre Freundin nicht befragte.

Er wollte Bertha nicht reizen, er mußte fürchten, daß sie, wenn sie ernstes Mißtrauen gegen die Gräfin hegte, dieses Mißtrauen offen an den Tag legte und dadurch den Plan ihres Freundes durchkreuzte.

Der Chevalier kannte das leidenschaftliche Temperament der in allen andern Dingen so stolzen und kalten Frau, er sagte sich, daß die Möglichkeit ihrer plötzlichen Abreise nahe liege, sobald sie die Absichten ihres Gatten und seiner Verbündeten ganz durchschaute.

Das aber wollte er vermeiden, Bertha mußte bleiben, damit er gegen ihre Gegner den vernichtenden Schlag führen und sie von ihren Fesseln befreien konnte.

Er kannte jetzt die Macht und die Gewandtheit dieser Gegner, er wußte, daß sie die Mittel besaßen, ihr Opfer auch in der Ferne zu erreichen und daß sie diese Mittel anwenden würden, sobald Bertha abgereist war.

Er wachte von jetzt ab mit doppelter Sorgfalt über die Frau, die er liebte, wengleich er noch immer nicht wußte, ob sie je seine Wünsche erhören würde.

Die Augenblicke, in denen er sich mit ihr allein sah, waren selten und dann immer sehr kurz, entweder störte

ihn Jeanette, oder die Gräfin, oder Heinrich Schenk; zudem entging es ihm nicht, daß er von Spionen umgeben war.

Die Diener suchten sich ihm zu nähern, er wich dieser Annäherung höflich und freundlich, aber auch mit einer Entschiedenheit aus, an der jeder Versuch abprallen mußte.

Nur Jeanette, die, weil sie der deutschen Sprache unkundig war, unter dem Personal allein stand, wurde mit jedem Tage vertrauter mit dem Kammerdiener, der indeß nur über gleichgültige Dinge mit dem Mädchen redete und so oft das Gespräch auf die Gräfin kam, jedesmal kurz abbrach.

Die Gräfin beobachtete ihn ebenfalls sehr scharf, so verstohlen sie dies auch that, der Chevalier bemerkte es dennoch, und er gab sich in ihrer Gegenwart absichtlich den Anschein der Unbefangenheit und Sorglosigkeit, um sie zu täuschen.

Diese Täuschung gelang ihm, er erfuhr durch Bertha, daß das Mißtrauen der Gräfin gegen ihn geschwunden war.

Nichts destoweniger dauerte die Spionage im Hause fort, selbst an Verläumdungen fehlte es nicht, und es kam sogar so weit, daß Heinrich Schenk ihn ernstlich warnte und ihm mit der Entlassung drohte, wenn er seine Lebensweise nicht ändere.

Man hatte ihn der Trunksucht und des liederlichen Lebenswandels beschuldigt, und diese Verläumdung war so

erbärmlich, daß es nur des Zeugnisses einiger Diener bedurfte, um ihre Unhaltbarkeit zu beweisen.

Der Chevalier aber wollte dem Gerede über diesen Punkt ein Ende machen, er beklagte sich bei Bertha und die letztere zögerte nicht, ihrem Gatten mit sehr scharf betonten Worten zu erklären, daß die Entlassung ihres Kammerdieners nur von ihr ausgehen könne und sie jeder Feindseligkeit energisch entgegentreten werde.

Bei dieser Gelegenheit kam Bertha auf ihr Vermögen und den Versuch, sich desselben zu bemächtigen, zurück.

Es fielen auf beiden Seiten Drohungen und verletzende Worte und Heinrich bebte der Wirth, als er nach dieser Unterredung in sein Cabinet zurückkehrte.

Wie es mit den finanziellen Verhältnissen dieses Mannes stand, wußte der Chevalier ziemlich genau, theils durch seine Erkundigungen, theils durch eigne Beobachtung.

Um in diese Verhältnisse so tief als möglich einzudringen, hatte er den Buchhalter in der Weinschenke aufgesucht, und es war ihm gelungen, den alten Mann für sich einzunehmen, und dessen Vertrauen zu gewinnen.

Durch ihn erfuhr er mehr, als er erwartet hatte, trotzdem der Buchhalter es vorzog, statt sich offen auszusprechen, nur halbe versteckte Audeutungen zu machen.

Mit dem Friseur kam der Chevalier selten in Berührung, er besuchte ihn nur dann, wenn er sein Laboratorium zur Anfertigung eines Präparats oder zur Untersuchung eines der vielen Mittel der Gräfin benutzen wollte.

Die Gräfin brachte fast jeden Tag ein Geschenk, bald ein köstliches Parfum, bald ein Stückchen der feinsten Toiletteseife, oder eine seltene Delicatesse, oder sonst etwas, und der Chevalier konnte nicht immer verhindern, daß Bertha ein solches Geschenk benutzte.

Die chemische Untersuchung dieser Dinge war sehr schwierig, weil die Gräfin sich keines metallischen, sondern eines sehr feinen, nur wenigen eingeweihten Personen bekannten, Pflanzengiftes bediente, aber der Chevalier fand, Dank seinen Kenntnissen, stets das Gift vor und es war ihm alsdann ein Leichtes, auch ein Gegenmittel zu finden, welches die Wirkung des Giftes aufhob.

Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß die Gesundheit Berthas dadurch angegriffen wurde, aber lange konnte es so ja nicht fortgehn, der entscheidende Augenblick mußte nun bald eintreten und dann wollte der Chevalier schon dafür sorgen, daß die angegriffene Gesundheit wieder befestigt wurde.

Von alledem wußte Bertha nichts, sie ahnte nur, daß die Dinge in der Entwicklung begriffen waren.

An die Gräfin, gegen die sie keinen Argwohn mehr hegte, weil der Chevalier ganz über sie schwieg, hatte sie sich eng angeschlossen, so, daß sie sich gelangweilt fühlte, wenn die Freundin nicht bei ihr war.

Dieses stete Beisammensein bereitete dem Chevalier um so größere Sorge, weil er zu entdecken glaubte, daß seiner Wachsamkeit Manches entging.

Die Gesundheit Bertha's war mehr und mehr angegriffen, sie klagte jetzt häufiger denn zuvor über Kopfweh

und Ermüdung, über Schwindel und Uebelkeit und die Gräfin beeiferte sich, ihr bald dieses, bald jenes Mittel anzurathen.

Auf ihre Veranlassung hin hatte Bertha sich entschlossen, einen Arzt rufen zu lassen, und der Chevalier trug Sorge, daß er das Gutachten dieses Arztes, wie auch die Unterredung der Damen mit ihm vernahm.

Der Arzt hielt die Krankheit Bertha's Anfangs für ein nervöses Leiden, welches eine Reise, eine Luftveränderung rasch beseitigen werde, aber die Gräfin nahm es ernster.

Sie machte den Arzt auf Symptome aufmerksam, die sich noch nicht gezeigt hatten und äußerte die Befürchtung, daß ihre Freundin den Keim einer sehr bedenklichen Krankheit in sich trage.

Der Arzt schwieg, er bestritt weder diese Ansicht, noch bestätigte er sie, er schien selbst in Zweifel zu sein über diese Krankheit, deren Ursache der Chevalier sehr genau kannte.

Am nächsten Tage fand der Arzt, daß die Krankheit ernste, Fortschritte gemacht hatte, seine Miene wurde besorgt, er zuckte, als Heinrich im Vorzimmer und zwar im Beisein des Chevaliers ihn um seine Ansicht bat, ausweichend die Achseln und erwiderte, man müsse warten, einstweilen könne er wohl keine sichere Diagnose stellen.

Der Chevalier erschrack, als er bald darauf in das Boudoir trat, in welchem Bertha auf ihrem Fauteuil lag.

Er erkannte sofort, daß hier rasche Hülfe Noth that, und da er die nöthigen Medicamente stets bei sich führte,

so zögerte er nicht, der Kranken das betreffende Mittel zu geben.

»Sie sind verloren, wenn Sie jetzt nicht mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen,« flüsterte er. »Ich kenne den Grund Ihrer Krankheit, nehmen Sie diese Tropfen streng nach der Vorschrift, die Sie auf dem beigefügten Zettel finden und vertrauen Sie auf die Wirkung; Sie werden sich allmählich wohler fühlen, aber verrathen Sie es nicht, in ihrem Interesse liegt es nicht; in Ihrem Interesse liegt es jetzt vor allen Dingen, eine ernste Krankheit zu simuliren, sogar auch dann noch, wenn Sie sich ganz gesund fühlen.«

Bertha konnte ihre Bestürzung nicht verhehlen.

»Halten Sie denn noch immer an Ihrem Verdacht fest?« fragte sie. »Ich habe durchaus nichts entdeckt, was ihn bestätigen könnte –«

»Fragen Sie nicht,« drängte der Chevalier, »ich habe jetzt keine Zeit, Ihnen darüber ausführlich Mittheilungen zu machen.«

»Von wem geht es aus, wenn –«

»Auch das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Mißtrauen Sie Allen, ohne dieses Mißtrauen zu zeigen, nehmen Sie jedes Geschenk mit Worten des Dankes an, aber benutzen Sie keins von diesen Geschenken.«

»Sie denken an die Gräfin, Chevalier –«

»St – ich höre ihre Stimme im Vorzimmer, seien Sie vorsichtig.«

Als die Gräfin eintrat, warf sie einen raschen, stechenden Blick auf den Chevalier, der rasch die Wasserkaraffe

ergriffen hatte und sich den Anschein gab, als ob er die junge Frau bedient habe.

»Meine Liebe, Ihr Zustand flößt mir ernste Besorgnisse ein,« sagte sie, indem sie neben Bertha Platz nahm und mit ihrer Hand leise über die brennende Stirne der Kranken fuhr. »Der Arzt nimmt die Sache zu leicht und auch meine schwachen Hülfsmittel haben keine Wirkung. Ich denke, es ist das Beste, mir reisen, sobald Ihr Zustand es erlaubt, ab und consultiren unsere Aerzte in Paris.«

Bertha nickte.

»Dem stimme ich bei,« erwiderte sie, »ich glaube, die Luft, die mich hier umweht, ist mir nicht zuträglich, das Athmen fällt mir schwer.«

»Ja, ja, die Luft!« seufzte die Gräfin, »diese schwere, deutsche Luft! Wann glauben Sie, die Reise antreten zu können?«

»Augenblicklich ist es mir nicht möglich.«

»Ich weiß das, aber ich werde Sie jetzt nicht mehr verlassen, bis wir gemeinschaftlich abreisen können. Wenn Sie erlauben, theile ich so lange Ihre Wohnung mit Ihnen.«

»Das Opfer kann ich nicht verlangen,« sagte Bertha und eine freudige Ueberraschung leuchtete in ihren Augen, »nein, nein, es ist zu groß.«

»Nennen Sie es kein Opfer, ich bitte Sie,« fuhr die Gräfin in herzugewinnendem Tone fort, »mich macht es glücklich, wenn ich bei Ihnen sein darf. Ich werde mit Ihnen speisen, Ihnen vorlesen, mit Ihnen plaudern über unser

schönes Paris und Ihnen die langen, einsamen Stunden der Nacht verkürzen, wenn der Schlummer Sie flieht.«

Der Chevalier, der sich noch immer in dem Gemach befand, mußte seine ganze Geistesgegenwart anbieten, um seine Bestürzung nicht zu verrathen.

»Wenn Sie das wirklich thun wollten, ich würde Ihnen unendlich dankbar sein,« flüsterte Bertha. »Aber es ist ein großes Opfer –«

»Meine Liebe, Sie kränken mich.«

»Und was würde Ihr Gemahl dazu sagen –«

»Ah – er ist bereits nach Paris zurückgekehrt.«

»Ohne Sie?«

»Ja. Er fand nichts dagegen einzuwenden, daß ich noch einige Tage hier weilen wollte. Nicht wahr, Sie gewähren mir meine Bitte?«

»Darf ich?«

»Sie weisen mich zurück?«

»Nein, gewiß nicht, ich –«

»Wohlan, so bleibe ich. Vielleicht können wir schon übermorgen die Rückreise antreten.«

»Befehlen die gnädige Frau, daß ich die Vorbereitungen schon treffe?« fragte der Chevalier.

»Thun Sie das,« erwiderte die Gräfin, ohne den Kammerdiener eines Blickes zu würdigen, »jedenfalls reisen wir noch in dieser Woche.«

Der Chevalier ging hinaus, er that es ungern, aber er durfte nicht bleiben, weil er keinen Grund dazu hatte und er es vermeiden mußte, das kaum eingeschlummerte Mißtrauen wieder zu wecken.

Was aber nun?

Der Chevalier sah ein, daß seine Aufgabe immer schwieriger wurde.

Daß die Gräfin die Absicht hegte, jetzt den letzten entscheidenden Schlag zu führen, unterlag keinem Zweifel, alle Vorkehrungen waren ja getroffen.

Weshalb wollte sie über Nacht bleiben?

Um zu verhüten, daß ein Anderer Zeuge des Todeskampfes war?

Wenn es je zuvor einer scharfen, unausgesetzten Ueberwachung der Handlungen dieses Weibes bedurft hatte, so war dies heute der Fall, das sah der Chevalier ein.

Aber er allein konnte das nicht, er mußte Jeanette in das Geheimniß einweihen.

So sehr er sich auch gegen diesen Schritt sträubte, blieb ihm doch kein anderes Mittel, um Bertha zu retten und auf der anderen Seite konnte Jeanette im schlimmsten Falle Zeugniß gegen die Giftmischerin ablegen.

Der Chevalier dachte sogar daran, Bertha zu warnen, sie zu bewegen, das Anerbieten der Gräfin zurückzuweisen.

Aber konnte er dies jetzt noch, – abgesehen davon, daß er in diesem Falle auf seinen früheren Plan ganz verzichten mußte?

Es war vorauszusehen, daß Bertha, selbst, wenn es ihm gelang, mit ihr allein zu reden, ihm keinen Glauben schenkte, daß sie sein Mißtrauen als unbegründet zurückwies und sich entschieden weigerte, seine Bitte zu

erfüllen, zumal sie ja das Anerbieten ihrer Freundin bereits angenommen hatte.

Der Chevalier konnte auch den Gatten Bertha's und die angebliche Gräfin warnen, er konnte ihnen beweisen, daß er ihren Plan kannte und ihnen für den Fall der Ausführung mit dem Gericht drohen, aber auch das wollte er nicht, weil es das Leben Bertha's nur für den Augenblick rettete und seinen Schutz für die Folge ganz wirkungslos machte.

Einen Entschluß mußte er fassen, und so wählte er denn die Hülfe des Kammermädchens.

Er wußte, daß Jeanette ihrer Herrin treu ergeben war, das erleichterte ihm den Schritt, zu dem er nur mit innerem Widerstreben sich einschloß.

Er suchte das Mädchen auf und traf es im Schlafgemach Bertha's.

Das war ihm um so lieber, als er bei dieser Gelegenheit einen Blick in dieses Zimmer werfen konnte, dessen innere Einrichtung ihm noch unbekannt war.

Er bat Jeanette, ihm zu folgen und führte sie in das Vorzimmer, in welchem er vor den Spionen des Hausherrn am meisten gesichert war.

»Jeanette,« sagte er, »vor allen Dingen schärfe ich Ihnen ein, daß das, was ich Ihnen anvertraue, streng unter uns bleiben muß. Kein Laut davon darf über Ihre Lippen kommen, schwören Sie mir das bei Allem was Ihnen heilig ist.«

Erschreckt blickte das Mädchen den Chevalier fragend an, jedes Wort, welches er sprach, vermehrte ihre Bestürzung.

»Sie sind unserer Herrin ergeben, das setze ich voraus,« fuhr der Chevalier fort, »wüßte ich das nicht, würde ich Sie nicht in ein Geheimniß einweihen, dessen Veröffentlichung die gnädige Frau verderben kann, indem sie ihr Leben gefährdet.«

»Mein Gott, ist dieses Geheimniß so entsetzlich?« fragte das Mädchen verwirrt.

»Allerdings, deshalb prüfen Sie sich, und Sie Kraft und Muth genug besitzen, es zu hören.«

»Reden Sie.«

»Und Sie geloben zu schweigen?«

»Ich gelobe es.«

»Wohlan, Sie wissen, daß die gnädige Frau seit ihrer Hierherkunft leidend ist, und daß ihr Leiden sich mit jedem Tage verschlimmert. Dieses Leiden ist nichts Geringeres, als die Folge einer Vergiftung.«

Entsetzt sank das Mädchen auf einen Stuhl.

»Das ist nicht möglich,« sagte sie.

»Still,« fuhr der Chevalier in eindringlichem Tone fort, »vergessen Sie nicht, daß in diesem Hause die Wände Ohren haben. Ich wiederhole Ihnen, das Leben der jungen Frau ist ernstlich gefährdet, die Kranke wird sterben, wenn wir sie nicht schützen. Nur dies Eine ist mir klar, über die Art der Vergiftung und die Person desjenigen, der den Mord beabsichtigt, hege ich vorläufig nur noch Vermuthungen. Erinnern Sie sich des Blumenbouquets,

dessen Duft so betäubend war, daß er Kopfweg verursachte, erinnern sie sich der Essenz, welche Sie einen ganzen Tag außer Stande setzte, Ihren Posten zu versehen, nachdem Sie den Flecken im Teppich ausgewaschen hatten.«

»Aber das sind doch auch nur Vermuthungen!« warf Jeanette zweifelnd ein.

»Erinnern Sie sich zugleich auch, daß ich Ihnen ein Mittel gab, welches Sie sofort von Ihrem Leiden befreite. Würde es so rasch und unfehlbar gewirkt haben, wenn ich nicht die Ursache des Leidens erkannt hätte?«

Das Mädchen ließ das Haupt auf die Brust sinken, die Wucht dieser Eröffnungen drückte sie nieder.

»Wenn es Wahrheit ist, dann ist es eine entsetzliche Wahrheit,« flüsterte sie.

»Darüber zu grübeln haben wir jetzt keine Zeit,« erwiderte der Chevalier, »wir müssen handeln.«

»Wir?«

»Ja, Sie müssen mir beistehen!«

»Mein Gott, es ist ja so einfach. Warnen wir die gnädige Frau!«

»Vor wem? Sagte ich Ihnen nicht, daß mir über die Person des Mörders noch jeder Beweis fehle? Und abgesehen davon, würde sie der Warnung Glauben schenken? Das ist der richtige Weg nicht, wir können nicht anklagen, ehe wir die Beweise haben.«

»Aber was wollen Sie denn, daß ich thun soll?« fragte Jeanette verwirrt.

»Es ist sehr einfach; aber Sie müssen Muth, Ausdauer und Geistesgegenwart haben. Die Gräfin Laroche will der gnädigen Frau hier bis zu ihrer gemeinschaftlichen Abreise Gesellschaft leisten, und die gnädige Frau hat dieses Anerbieten angenommen. Die Gräfin wird also hier wohnen und schlafen.«

»Beunruhigt Sie das?«

»Ja.«

»Herr des Himmels, – Sie –«

»Ruhig, sage ich Ihnen! Wollen Sie Alles verderben? Ich spreche keinen Verdacht aus, aber ich bin auch weit entfernt, ein unbegrenztes Vertrauen in die Gräfin zu setzen. Sie werden die Gräfin beobachten, Sie werden, namentlich bei Tische scharf darauf achten, ob die Gräfin irgend etwas unternimmt, was Verdacht erregen könnte. Verstehen Sie?«

»Ja.«

»Sollte dieser Fall eintreten, so werden Sie unter allen Umständen zu verhindern suchen, daß die gnädige Frau von den Speisen und Getränken etwas genießt.«

»Aber wie kann ich das?«

»Sehr leicht. Stoßen Sie aus Unvorsichtigkeit das Glas um, stürzen Sie meinetwegen, wenn es sein muß, den ganzen Tisch um, ohne sich wegen der Folgen Sorgen zu machen, ich werde Sie in Schutz nehmen und –«

»Madame wird mich sofort entlassen.«

»So erhalten Sie von mir die Mittel, Ihren Unterhalt zu bestreiten, bis ich Madame versöhnt habe.«

»Aber mein Gott, wer sind Sie denn?« fragte das Mädchen überrascht.

»Ein Kammerdiener, wie Sie sehen,« erwiderte der Chevalier lächelnd. »Wollen Sie diese Ausgabe übernehmen?«

»Wenn Sie glauben, daß es unbedingt nöthig ist, ja, aber ich begreife noch immer nicht –«

»Gedulden Sie sich, Sie werden später Alles erfahren. Ihr Schlafcabinet liegt neben dem der gnädigen Frau?«

»Ja.«

»Bleibt die Thüre während der Nacht offen?«

»Welche Thüre?«

»Die zwischen den beiden Zimmern.«

»Nicht immer.«

»Sie muß in der nächsten Nacht offen bleiben. Wie ich bemerkt habe, steht das Bett der gnädigen Frau dieser Thüre gegenüber, Sie können also aus Ihrem Zimmer sehr gut beobachten, was in der Nacht geschehen wird.«

»Aber –«

»Kein Aber! Jeanette. Nachdem ich Sie in das Geheimniß eingeweiht habe, verlange ich Gehorsam und strenge Befolgung meiner Anordnungen. Ich sage Ihnen, Sie werden beobachten, und damit der Schlaf Sie nicht übermannt, nehmen Sie von zwei zu zwei Stunden sechs bis acht Tropfen von dieser Essenz. Die Gräfin wird, so vermuthe ich, bei ihrer Freundin wachen, geben Sie genau Acht auf Alles, was geschieht.«

Jeanette nickte gedankenvoll.

»Sie übergehen manche Schwierigkeit,« entgegnete sie nach einer Pause. »Wenn die Gräfin Böses im Schilde führt, wird sie sich überzeugen müssen, ob ich schlafe.«

»Gewiß; rücken Sie Ihr Bett so, daß Sie auch dann Ihre Beobachtungen anstellen können, wenn Sie in dem Kissen liegen. Tritt die Gräfin in Ihr Zimmer, so schließen Sie die Augen.«

»Gut, aber wird die Gräfin die Verbindungsthüre nicht schließen?«

»Möglich, sorgen Sie dafür, daß der Schlüssel fehlt.«

»Das ändert nichts, durch ein Brett kann Niemand sehen,« sagte Jeanette.

»Da haben Sie Recht,« erwiderte der Chevalier. »Aber wenn ich nicht irre, ist die Wand, welche Ihr Cabinet von dem Zimmer der gnädigen Frau trennt, nur eine dünne Tapetenwand.«

»Sie haben Recht.«

»Gut, ich werde in der Dämmerung hingehen und ein Loch in die Thüre bohren. Sobald also die Gräfin sie geschlossen hat, erheben Sie sich, Sie werden durch die, wenn auch kleine, Oeffnung das ganze Zimmer überblicken können.«

»Aber wird man die Oeffnung nicht entdecken?«

»Dafür lassen Sie mich sorgen. Und nun frage ich Sie noch einmal, wollen Sie in dieser Weise mir beistehen, Madame zu beschützen? Ich werde in Ihrer Nähe sein, auch in dieser Nacht; wenn meine Hülfe unbedingt nöthig ist, aber auch nur in diesem Falle rufen Sie um Hülfe.

Verstehen Sie wohl. Jeanette, wenn Sie es eben vermeiden können, sich zu zeigen, oder meine Nähe zu verrathen, so thun Sie es, von der Bewahrung unseres Geheimnisses hängt viel ab.«

Jeanette hatte noch manches Bedenken, aber sie kam nicht dazu, es zu äußern, der Chevalier verließ das Zimmer.

Je länger das Mädchen über die Einzelheiten dieser entsetzlichen Mittheilungen nachdachte, desto mehr schwanden die Zweifel, welche sie Anfangs gehegt hatte.

Jeanette mißtraute jetzt auch dieser Gräfin, und in dem Grade, in welchem dieses Mißtrauen stieg, wuchs auch ihr Muth und ihre Energie.

Sie wollte ihre Herrin beschützen, wenn auch ihr eigenes Leben dabei in Gefahr kam.

Getreu den Anordnungen des Chevaliers beobachtete sie unausgesetzt die Gräfin, ohne irgend etwas zu entdecken, was einen Argwohn erregen konnte.

Nur einmal glaubte Jeanette, sie überrascht zu haben.

Es war am Abend, Bertha hatte das Boudoir verlassen, die Gräfin befand sich allein in demselben, als Jeanette plötzlich eintrat.

Sie sah, daß die Gräfin ein kleines Flaçon in der Hand hielt, welches sie rasch und ohne eine leise Bestürzung ganz verbergen zu können, in ihren Busen gleiten ließ.

Hatte sie von dem Inhalt dieses Fläschchens Gebrauch gemacht?

Jeanette sah auf dem Tischchen nur die Medizinflasche und ein Wasserglas, sie konnte wohl nicht annehmen, daß die Medizin vergiftet worden sei.

Gleich darauf trat Bertha wieder ein, auf einen Wink von ihr mußte Jeanette sich entfernen.

Auch beim Souper erreignete sich nichts Auffallendes, die Damen aßen und tranken wenig und begaben sich nach kurzem Geplauder ziemlich früh in ihr Schlafgemach.

Nachdem Jeanette ihre Herrin entkleidet hatte, zog auch sie sich in ihr Cabinet zurück, dessen Thüre sie, wie sie es stets zu thun pflegte, offen ließ.

Die Gräfin bemerkte es.

»Meine Liebe, sollen wir diese Thüre nicht schließen?« fragte sie.

»Nein, nein,« erwiderte Bertha, »das arme Kind würde keine Luft haben.«

»Ah – das Cabinet hat keine Fenster?«

»Nein.«

»Wie mangelhaft doch diese deutschen Wohnungen sind! In Paris findet man solche Alkoven nicht.«

»Bitte, in meiner Wohnung in Paris schlief Jeanette auch in einem solchen Alkoven. – Oh – mein armer Kopf, ich meine, er müsse zerspringen.«

»Sie leiden so sehr?« fragte die Gräfin theilnehmend.

»Ich kann den Schmerz nicht beschreiben.«

»Hoffen wir, daß die Ruhe ihn lindert. Die Luft tödtet Sie, wir müssen es zu ermöglichen suchen, daß wir schon morgen abreisen können.«

Bertha lag bereits unter der Decke, die Gräfin hatte sich nur ihrer seidenen Robe entledigt und eine feine, mit Spitzen reich garnirte Jacke angelegt.

»Sie wollen noch nicht schlafen?« fragte Bertha nach einer Pause.

»Nein,« erwiderte die Gräfin ruhig, während sie in einem Buche blätterte, »ich bin nicht gewohnt, so früh schon zur Ruhe zu gehen.«

»Sehen Sie, ich sagte Ihnen ja, Sie würden mir ein schweres Opfer –«

»Meine Liebe, ist es denn nicht einerlei, ob ich hier oder in meiner Wohnung sitze?«

»Sie werden sich langweilen.«

»Durchaus nicht. Aber sollen wir nicht jene Thüre schließen? Ich sitze ungern bei offenen Thüren.«

»Wenn Sie es so sehr wünschen – ich fürchte nur, Jeanette wird –«

»Ach ja, es ist wahr,« fuhr die Gräfin gelassen fort, und ihr forschender Blick streifte rasch den Alkoven, in welchem das Licht schon erloschen war. »Schlafen Sie, meine Liebe, wenn Sie erwachen sollten, werde ich Ihnen die Medizin reichen.«

»Sie wollten doch nicht die ganze Nacht hindurch wachen?«

»Nein. Gegen Mitternacht werde ich mich auch niederlegen.«

»Ich fürchte, Sie werden auf dem Fauteuil ein unbequemes Lager finden.«

»O nein, die Kissen liegen vortrefflich, ich habe oft ein schlechteres Lager gehabt!«

»Sie?«

»Ja, während der Revolution. Wir fürchteten die Herrschaft des Pöbels und flüchteten – ich erzähle Ihnen das später einmal, jetzt bitte ich Sie, schlafen Sie.«

Jeanette hatte die Tropfen des Chevaliers genommen, sie fühlte nicht das geringste Bedürfniß zum Schlaf.

Mit halbgeschlossenen Augen lag sie in ihrem Bette, den Blick unverwandt auf die Gräfin gerichtet, die im Sessel vor dem Nachttischchen saß, auf welchem die Nachtlampe, die Medizinflasche und eine Wasserkaraffe standen.

Die Gräfin las, Bertha war eingeschlummert.

Von Zeit zu Zeit warf Marie Latour einen Blick auf ihr argloses Opfer und Jeanette bemerkte in diesem Blick etwas, was ihr Entsetzen einflößte.

So verstrich eine Stunde, dann erhob die Gräfin sich geräuschlos.

Sie schritt leicht über den weichen Teppich zum Alkoven. Jeanette fühlte, daß der glühende, stechende Blick forschend auf ihr ruhte.

Gleich darauf wurde die Thüre leise geschlossen.

Jetzt war der Augenblick gekommen.

Jeanette erhob sich. Der Alkoven war so eng und die Oeffnung in der Tapetenthüre so genau berechnet, daß das Mädchen im Bette bleiben und dennoch das anstoßende Zimmer überschauen konnte.

Die Gräfin kehrte zu dem Nachttische zurück und entkorkte die Medizinflasche

Sie holte dasselbe Flaçon, welches Jeanette schon einmal gesehen hatte, aus dem Busen und goß einen Theil des Inhalts in die Medizinflasche.

Darauf nahm sie in dem Sessel wieder Platz.

Das Alles war das Werk weniger Augenblicke gewesen.

Jetzt konnten in der Seele des Mädchens keine Zweifel mehr aufsteigen.

Was aber nun?

Es war vorauszusehen, daß Bertha nach einiger Zeit erwachen und von der Medizin nehmen werde, geschah das, so kam die Rettung vielleicht schon zu spät.

Jeanette betrachtete die Giftmischerin unverwandt, während sie einen ebenso kühnen, als gewagten Plan entwarf.

Der Warnung des Chevaliers eingedenk, der sie darauf aufmerksam gemacht hatte, daß das Geheimniß bewahrt bleiben müsse, entschloß sie sich die Rolle einer Nachtwandlerin zu spielen.

Sie hatte früher einmal bei einer Freundin geschlafen, die mit dieser Krankheit behaftet war, sie wußte, wie sie diese Rolle durchführen mußte.

Die Gräfin schloß jetzt das Buch, sie erhob sich und machte eine Bewegung, die ihre Absicht, die Schlafende zu wecken, kundgab.

In diesem Augenblick wurde die Thüre des Alkovens leise geöffnet, mit der brennenden Kerze in der Hand trat Jeanette ein.

»Was suchen Sie hier?« fragte die Gräfin bestürzt.

Das Mädchen gab keine Antwort, es schritt mit geschlossenen Augen aber sicheren Schritten auf das Nachttischchen zu.

Bertha war erwacht, mit dem Ausdruck des Entsetzens zeigte die Gräfin auf Jeanette.

»Eine Nachtwandlerin,« sagte Bertha ruhig, »es ist das erste Mal, daß ich diese Krankheit an ihr entdecke. Rufen Sie nicht, wir wollen sehen, was sie beginnen wird.«

Jeanette vernahm jedes Wort, sie fürchtete, daß man ihren Namen nennen würde, alsdann mußte sie, wenn sie ihrer Rolle treu bleiben wollte, erschreckt zusammenfahren und sich niederfallen lassen.

Sie beeilte sich, dem Nachttischchen so nahe zu kommen, daß sie es im Fallen umstürzen konnte.

Aber Bertha schwieg und die Gräfin hatte ihre Geistesgegenwart noch nicht wiedergefunden.

Jeanette stellte das Licht auf den Tisch und setzte sich in den Sessel, den die Gräfin kurz vorher verlassen hatte.

Sie blätterte in dem Buche und ergriff darauf die Medizinflasche.

Marie Latour befand sich in einer unbeschreiblichen Verwirrung, dieser unerwartete Zwischenfall in demselben Augenblick, in welchem sie ihr Verbrechen ausführen wollte, raubte ihr die Fassung.

Sie glaubte selbst, daß Jeanette eine Nachtwandlerin sei, ein Argwohn stieg jetzt in ihrer Seele noch nicht auf, aber die Entdeckung, daß das Mädchen sich der Medizinflasche bemächtigte, erhöhte ihre Verwirrung.

»Das geht zu weit!« rief sie, jede Vorsicht vergessend.  
»Jeanette!«

Das Mädchen fuhr erschreckt zustimmen wie von einem elektrischen Schlag getroffen, erhob sie die Arme, die Flasche entsank ihrer Hand, sie fiel auf den Tisch, zerbrach und ihr Inhalt ergoß sich über Tisch und Teppich.

Bebend vor Wirth wollte Marie Latour sich auf das Mädchen stürzen, welches, an allen Gliedern zitternd, den stieren Blick auf sie gerichtet, im Sessel lag.

»Was thun Sie?« fragte Bertha und diese Frage brachte das wüthende Weib zur Besinnung. »Dem armen Geschöpf darf man das nicht entgelten lassen.«

»Verzeihen Sie,« sagte die Gräfin, sich mühsam fassend, »ein solches Betragen empört mich.«

»Mein Gott, was ist vorgefallen?« fragte das Mädchen entsetzt. »Gnädige Frau, ich –«

»Gehen Sie zu Bett,« erwiderte Bertha sanft, »ich werde morgen mit Ihnen reden.«

»Wußten Sie, daß Sie mit dieser Krankheit behaftet sind!« fragte die Gräfin scharf.

»Krankheit? Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie weiß es selbst nicht,« sagte Bertha, »quälen Sie das arme Kind nicht.«

Marie Latour schüttelte den Kopf.

»Es ist besser, wenn sie es erfährt,« erwiderte sie grollend, »solche Personen dürfen kein Engagement annehmen.«

»Das können wir ihr ja morgen sagen.«

»Aber die Medizin!«

»Ich werde sie morgen erneuern lassen.«

Die Gräfin sah auf die Uhr.

»Es ist kaum Mitternacht,« sagte sie, »wir wollen Henri zur Apotheke schicken.«

Jeanette gab sich den Anschein, als begriffe sie jetzt, was sie angerichtet hatte, sie weinte und besänftigte durch dieses Zeichen der Reue den Zorn der Gräfin, die trotz den Vorstellungen Bertha's ihr heftige Vorwürfe machte.

Sie erklärte sich zu Allem bereit, sie wollte selbst zur Apotheke gehen, wenn es verlangt wurde, die Gräfin befahl ihr, sich anzukleiden, die Scherben aufzulesen und Henri zu beauftragen, das Recept in der Apotheke erneuern zu lassen.

Der Chevalier hatte das Klirren des Glases und die zornigen Worte der Gräfin vernommen, er ahnte, daß seine Befürchtung eingetroffen und Jeanette auf ihrem Posten gewesen war.

Mit fieberhafter Spannung erwartete er die näheren Aufschlüsse.

Jeanette führte ohne Verzug den erhaltenen Befehl aus, der ihr willkommen war, weil er ihr Gelegenheit gab, mit dem Chevalier zu reden und ihn um weitere Verhaltensregeln zu bitten.

Der Chevalier hielt es für rathsam, sich in sein Zimmer zu verfügen und hier Jeanette zu erwarten, nachdem er hörte, daß sie geschickt wurde, ihn zu wecken.

Es war möglich, daß die Gräfin, durch ihr Mißtrauen dazu bewogen, dem Mädchen folgte, um es zu beobachten.

In fliegender Hast theilte Jeanette ihm das Vorgefallene mit.

»Ich danke Ihnen,« sagte der Chevalier, »Sie haben Ihre schwierige Aufgabe vortrefflich gelöst; Sie werden nun wissen, wie sehr meine Befürchtungen begründet waren und mir auch ferner in meinen Bemühungen, der gnädigen Frau das Leben zu retten, beistehen.«

»Gewiß, aber auf mich allein angewiesen, bin ich rathlos, Sie müssen –«

»Befolgen Sie nur meine Anordnungen. Für diese Nacht ist die Gefahr beseitigt, ich werde Ihnen bei meiner Rückkehr ein Medicament übergeben, welches jeden Vergiftungsversuch wirkungslos macht, indeß wäre es mir trotzdem lieb, wenn Sie Ihre Beobachtungen fortsetzen wollten.«

»Und morgen?« fragte Jeanette.

»Ich habe meinen Plan entworfen, aber er muß mein Geheimniß bleiben. Für den Fall ich keine Zeit oder Gelegenheit finden sollte, mit Ihnen darüber zu reden, will ich Sie schon jetzt darauf aufmerksam machen, daß es in unserm Interesse liegt, zu schweigen, mag auch geschehen, was will. Das vergessen Sie nicht, selbst wenn die gnädige Frau sterben sollte, hüten Sie Ihre Zunge, richten Sie sich genau nach dem, was ich thun werde und erwarten Sie meine Anordnungen.«

Der Chevalier verließ nach diesen in sehr ernstem, eindringlichem Tone gesprochenen Worten das Haus.

Als er eine halbe Stunde später zurückkehrte, händigte er dem Mädchen eine gefüllte Medizinflasche ein, welche Jeanette sofort in das Schlafzimmer brachte.

Bertha war wieder eingeschlummert, die Gräfin erlaubte dem Mädchen, sich in den Alkoven zurückzuziehen.

Jeanette war fest entschlossen, die Nacht zu durchwachen und die Gräfin zu beobachten, aber sie hatte nicht mehr an die Tropfen des Chevaliers gedacht, – der Schlaf übermannte sie.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, fand sie ihre Herrin noch im Bette, vor demselben saß die Gräfin, welche bereits Toilette gemacht hatte.

Bertha befand sich heute leidender als am Tage vorher.

#### HUNDERTUNDACHTES KAPITEL. DER LETZTE TRUMPF.

Die Verluste Heinrich's mehrten sich von Tag zu Tag. Hatte das Glück sich wider ihn verschworen, oder ließen seine Kenntnisse und Erfahrungen ihn im Stich, genug, Alles, was er unternahm, mißglückte.

Der alte Buchhalter brachte täglich neue Hiobsposten, die um so schwerer wogen, weil Heinrich sich nur in bedeutende Unternehmungen einließ.

An dem Morgen, der jener ereignißreichen Nacht folgte, waren abermals unangenehme Nachrichten eingetroffen, und der Buchhalter wagte jetzt unverholen zu äußern, daß der Conkurs bereits bevorstehe.

»Concurs?« fuhr Heinrich, über diese Aeußerung empört, in gereiztem Tone auf, während er den alten Mann mit einem Blick der Verachtung maß. »Das Wort steht nicht in meinem Lexikon, ich kenne es nicht.«

Der Buchhalter zuckte rathlos die Achseln

»Wir haben zu viel verloren,« sagte er, »die Bilanz weist ein Deficit von dreißigtausend Thaler nach. Wenn die Gläubiger uns drängen, müssen wir die Zahlungen einstellen.«

»Wer darf es wagen, mich zu drängen?« erwiderte Heinrich erbittert. »Noch steht mein Credit fest, ich werde Jeden hinauswerfen lassen, der sofortige Zahlung seines Guthabens verlangt.«

»Damit machen wir die Sachlage nur noch schlimmer, mit Grobheit kommen wir nicht mehr durch.«

»Scheeren Sie sich zum Henker, Ihr Eulengekrächze macht mich nur konfuser. Wenn Sie nichts Besseres wissen, als Jeremiaden zu singen, so thun Sie es für sich allein, ich habe keine Lust, sie anzuhören.«

Seufzend näherte der alte Mann sich der Thüre.

»Wenn Jemand so unverschämt sein sollte, hierher zu kommen, um zu mahnen, so schicken Sie ihn nur zu mir,« rief Heinrich ihm nach, »ich werde ihm schon den Kopf zurechtsetzen.«

Lange schritt Heinrich in seinem Cabinet auf und nieder, nachdem der Buchhalter sich entfernt hatte, endlich blieb er vor seinem Schreibtische stehen, um die Notizen zu prüfen, die auf demselben lagen.

»Dreißigtausend!« sagte er mit gedämpfter Stimme. »Ihr Vermögen beträgt hundertundzwanzigtausend, eher mehr als weniger, es bleiben also noch neunzigtausend übrig, mit denen man wieder operiren könnte. »Ich begreife nicht, weshalb die Sache so sehr in die Länge gezogen wird. – Wenn ich nur mit ihr reden könnte, aber sie weicht dort oben nicht von der Stelle – bah, es war eine Dummheit, daß sie sich ganz hier einquartierte.«

Er wurde in diesem Augenblick durch ein leises Pochen in seinem Selbstgespräch gestört.

Als er die Thüre öffnete, sah er sich dem Kammerdiener seiner Frau gegenüber.

»Die Frau Gräfin läßt Sie bitten, die gnädige Frau zu besuchen,« sagte der Chevalier, »sie meint, es sei nothwendig, daß man unverzüglich den Arzt holen lasse.«

»Hat denn der Zustand sich so sehr verschlimmert?« fragte Heinrich, anscheinend besorgt.

Der Chevalier zuckte die Achseln.

»Ich weiß das nicht,« erwiderte er, »aber es scheint der Fall zu sein.«

Heinrich dachte nach, sein Blick ruhte forschend auf den Zügen des Kammerdieners, in denen er nichts entdeckte, was ihn beunruhigen konnte. In den Zimmern seiner Frau konnte er mit Marie Latour nicht reden, es würde Argwohn erregt haben, wenn er es gethan hätte, und doch mußte er sich mit seiner Verbündeten berathen.

»Sagen Sie der Frau Gräfin, ich könne augenblicklich unmöglich abkommen,« versetzte er, »aber sie würde

mich zu großem Danke verpflichten, wenn sie die Güte haben wolle, sich zu mir zu bemühen, um mir nähere Mittheilungen zu machen. Und wenn die Frau Gräfin es für nothwendig oder erwünscht halt, so soll sofort zum Arzt geschickt werden.«

Der Chevalier verbeugte sich und stieg langsam die Treppe hinauf.

Jeanette erwartete ihn im Vorzimmer.

»Sehen Sie, auch diese Vermuthung trifft ein,« sagte er leise, »die Gräfin wird die Kranke verlassen, um mit dem Herrn eine Zusammenkunft zu haben. Die Unterredung wird einige Zeit in Anspruch nehmen und mir liegt viel daran, sie zu belauschen; also müssen Sie für mich handeln. Geben Sie der gnädigen Frau dieses Packetchen, und wenn Sie über die Ereignisse der verwichenen Nacht befragt werden sollen, so sagen Sie die Wahrheit.«

»Das heißt, Sie erlauben mir, unser Geheimniß zu verrathen.«

»Ja, aber nur der gnädigen Frau, und nur dann, wenn sie es verlangt. Im Uebrigen seien Sie vorsichtig.«

Er ging in das Boudoir, und die Gräfin erklärte sich, wie er es erwartet hatte, augenblicklich bereit, den Wunsch des Herrn Schenk zu erfüllen.

Der Chevalier hatte sich inzwischen auch von der Einrichtung des Erdgeschosses die nöthigste Kenntniß verschafft.

Er war in den jüngsten Tagen zu verschiedenen Malen in den Geschäftsräumen gewesen, in der Absicht, sich mit deren Lage und Einrichtung vertraut zu machen, er

wußte, daß das Cabinet neben dem Comptoire lag und daß die Dicke der Mauern jeden Versuch, eine im Cabinet stattfindende Unterredung zu belauschen, scheitern ließ.

Aber es gab eine andere Gelegenheit, welche man benutzen konnte, eine Gelegenheit, die der scharfe Blick des Chevaliers bemerkt hatte.

Das Haus, welches früher der Fabrikant Liebmann bewohnt hatte, stammte noch aus der alten Zeit, es war allerdings hie und da Vieles geändert worden, aber auch Manches geblieben. In früheren Zeiten war die Ofenröhre aus dem Cabinet durch den über demselben liegenden Raum geleitet gewesen, wahrscheinlich aus Sparsamkeitsrücksichten.

Das Loch für diese Röhre befand sich noch im Plafond des Cabinets.

Der Chevalier, der schon früher sein Augenmerk auf den möglichen Fall gerichtet hatte, daß es ihm erwünscht sein könne, eine derartige Gelegenheit zu benutzen, war nach dieser Entdeckung so klug gewesen, sich sofort genau über den Verschuß dieser Oeffnung zu unterrichten.

Er fand, daß der Raum über dem Cabinet gegenwärtig als Besuchzimmer benutzt wurde und daß jene Oeffnung durch eine einfache Klappe aus Eisenblech geschlossen war.

Ein gestickter Fußsteppich, der lose auf dem Fußboden lag, bedeckte diese Klappe, die ein Kind öffnen konnte.

Daß man diese Klappe im Laufe der Zeit nicht entfernt und die Oeffnung nicht auf beiden Seiten geschlossen

hatte, ließ sich aus verschiedenen Gründen erklären, unter denen der wahrscheinlichste wohl der war, daß man glaubte, die Oeffnung später noch einmal benutzen zu können.

Heute ermöglichte sie dem Chevalier die Erfüllung eines Wunsches, der für ihn von hoher Wichtigkeit war.

Er ging unverzüglich in das Zimmer, dessen Thüre er hinter sich schloß, um nicht überrascht zu werden und öffnete die Klappe.

Marie Latour wünschte ebenfalls eine Unterredung mit ihrem Verbündeten, sie zögerte deshalb nicht, seine Bitte zu erfüllen.

»Wir müssen ein Ende machen,« sagte Heinrich in französischer Sprache, nachdem die Thüre hinter der Giftmischerin kaum in's Schloß gefallen ar, »die Sache zieht sich zu lange hinaus.«

»Je länger sie sich hinauszieht, desto besser für uns,« erwiderte Marie gemessen. »Weshalb wünschen Sie die Beschleunigung?«

»Des Vermögens wegen.«

»Sind Sie ruinirt?«

»Welche Vermuthung!« fuhr Heinrich unwillig auf. »Ich habe nie so fest gestanden, wie heute.«

»Nun wohl, so gedulden Sie sich, wir dürfen diese Angelegenheit nicht über's Knie brechen.«

»Aber ich habe mich im Vertrauen auf unsere Uebereinkunft in Unternehmungen eingelassen, die bedeutende Summen erfordern.«

»Das hätten Sie nicht thun sollen,« sagte Marie, deren kalte Ruhe scharf mit der leidenschaftlichen Erregung Heinrich's contrastirte.

»Es ist geschehen, und ich muß nun auch die eingegangenen Verpflichtungen erfüllen. Also entweder – oder!«

»Wie verstehe ich das?«

»Entweder sorgen Sie, daß ich in den ersten Tagen in den Besitz jener Summen gelange, oder vertrauen Sie mir schon jetzt Ihren Brautschatz an.«

Der Blick Mariens ruhte mit dem Ausdruck eines unbeschreiblichen Hohns auf den Zügen des jungen Mannes.

»Was das entweder betrifft, so werde ich mein Möglichstes thun, um Ihren Wunsch zu erfüllen,« sagte sie kühl, »auf das oder lasse ich mich nicht ein.«

»Aber Sie versprachen mir damals –«

»Daß ich Ihnen am Tage der Hochzeit mein Vermögen übergeben wolle, das wird geschehen, aber keine Stunde früher.«

»Sie vertrauen mir noch immer nicht?«

»Können Sie es Mißtrauen nennen? Wissen Sie vielleicht so sicher, daß Alles glatt ablaufen wird? Wie nun, wenn wir flüchten müssen? Wird es uns dann nicht angenehm sein, die Mittel zur Rettung zu besitzen?«

Heinrich hörte diese Worte kaum, er schritt ein fieberhafter Erregung vor seiner Verbündeten auf und ab.

»Ich lasse diese Gründe gelten,« sagte er, »aber Sie waren doch vorher Ihrer Sache so sicher.«

»Ich wäre es auch noch, wenn ich nicht gerechte Gründe zu Befürchtungen hätte.«

Heinrich blieb stehen, sein Blick ruhte fragend auf der Verbündeten.

»Die Mittel, die ich angewandt habe, müßten uns unserem Ziele bedeutend näher gerückt haben,« fuhr Marie fort, »fast möchte ich glauben, daß man im Geheimen mir entgegenarbeitet.«

»Auf wen könnte dieser Verdacht fallen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Gibt Ihnen der Kammerdiener Anlaß zu solchen Besorgnissen?«

»Jetzt nicht mehr.«

»Oder Jeanette?«

»Auch sie nicht, obschon ich mir den Vorfall in vergangener Nacht noch immer nicht erklären kann.«

»Ich kenne ihn.«

»Ah – wer –«

»Henri hat ihn meinen Dienern berichtet, durch sie erfuhr ich's heute Morgen.«

»Und was halten Sie davon?«

»Nichts. Ich finde den Vorfall, so unangenehm er auch sein mag, erklärlich.«

Marie Latour schüttelte den Kopf.

»Ich sage mir das auch,« erwiderte sie, »aber nichtsdestoweniger kann ich ein leises Mißtrauen nicht unterdrücken.«

»So beobachten Sie Jeanette und wenn Sie eine Bestätigung Ihres Mißtrauens finden, werde ich das Mädchen entfernen. Aber ich möchte nun definitiv wissen, wann diese Angelegenheit beendet sein wird.«

»Morgen früh.«

Der kalte, eisige Ton, in welchem Marie Latour dieses Todesurtheil aussprach, schien den jungen Mann unangenehm zu berühren, er erschreck sichtbar, in seinem starren Blick lag der Ausdruck des Entsetzens.

»Die Sache ist so weit gefördert, daß der Arzt den Tod natürlich finden wird,« fuhr Marie fort. »Er äußerte schon vor einigen Tagen ernste Bedenken, und gestern, als er bemerkte, daß alle seine Medikamente keine Besserung bewirkt hatten, zuckte er die Achseln mit einer Miene, als ob er sagen wolle, er hege keine Hoffnung mehr.«

»Ich werde nachher mit ihm reden.«

»Thun Sie das, es kann nur von Vortheil sein. Ich werde Jeanette für die Nacht in einem andern Zimmer unterzubringen suchen, den Vorwand dazu gibt mir ihre abscheuliche Krankheit, somit bin ich allein bei dem letzten Kampfe zugegen.«

»Haben Sie wegen ihres letzten Willens –«

»Ich habe scherzweise mit ihr darüber geredet. Sie ist fest entschlossen, Ihnen keinen rothen Heller zu hinterlassen, aber sie hat noch nichts gethan, Ihnen das Vermögen zu entziehen.«

»Wissen Sie das bestimmt?«

»Ja.«

»Desto besser, so werde ich, da Verwandte in aufsteigender Linie nicht mehr da sind, das ganze Vermögen erben.«

»Treffen wir nun unsere Anordnungen,« sagte Marie, »es ist nöthig, daß wir auch über diesen Punkt einig sind.

Ich werde, sobald Alles beendet ist, Lärm machen, dann muß sofort der Arzt gerufen werden.«

»Das heißt, Sie werden zuerst Alles entfernen, was Verdacht erregen könnte,« warf Heinrich ein.

»Natürlich. Der Arzt wird durchaus kein Mißtrauen hegen, er hat den Verlauf der Krankheit beobachtet, und selbst wenn ein Argwohn in seiner Seele erwachen sollte, ich übernehme es, ihn zu beseitigen. Aber es wäre wünschenswerth, wenn die Leiche sehr rasch entfernt würde.«

»Weshalb?«

»Es könnten sich später verdächtige Symptome zeigen, und ich traue den beiden Franzosen nicht, die jedenfalls bis zur Beerdigung hier im Hause bleiben werden. Wir müssen also die Erlaubniß zu einer früheren, als der gesetzmäßigen Beerdigung auswirken, ich werde deshalb mit dem Arzte reden. Besitzen Sie eine gemauerte Gruft?«

»Ja, – die Familiengruft Liebmann's.«

»So werden wir die Erlaubniß desto leichter erhalten. Im Uebrigen darf bei der Ceremonie selbst nichts gespart werden.«

»Das versteht sich von selbst.«

»Gut, setzen wir die Beerdigung auf übermorgen Abend fest. Wir lassen den Sarg schon morgen Abend schließen.«

»Das dürfen wir nicht.«

»Weshalb nicht? Wenn der Schieber geöffnet bleibt, ist den gesetzlichen Bestimmungen hinreichend Genüge

gethan. Nach der Beerdigung reden wir über den Zeitpunkt unsrer Hochzeit, es wird am Besten sein, daß wir uns im Auslande trauen lassen, wir vermeiden das unnütze Gerede. Sie treten kurz nach der Beerdigung eine Reise an –«

»Das ist mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft,« unterbrach Heinrich sie, »die Trauung muß hier in aller Stille vollzogen werden. Sie reisen nach der Beerdigung ab, das heißt, Sie ziehen sich für einige Zeit in Ihre Wohnung zurück und kehren dann in Trauer zurück. Wir streuen aus, Ihr Gemahl sei plötzlich gestorben –«

»Auch das ist der richtige Weg nicht. Diese beiden Todesfälle in Verbindung mit unsrer kurz darauf erfolgenden Heirath müßten Verdacht erregen. Ich wiederhole Ihnen, wir müssen im Auslande die Ceremonie vornehmen lassen.«

»Zerbrechen wir uns darüber den Kopf jetzt noch nicht,« unterbrach Heinrich sie, »wir finden ja später Zeit genug, darüber zu sprechen.«

Damit war die Unterredung beendet, Marie Latour kehrte zu ihrem Opfer zurück.

Inzwischen aber hatte Jeanette den Auftrag des Chevaliers ausgeführt.

Bertha las den Brief, der das Packet begleitete, sehr aufmerksam, dann heftete sie ihren Blick so fest auf das Mädchen, als ob sie versuchen wolle, in die Seele desselben einzudringen.

»Wer gab Ihnen dieses Packet?« fragte sie.

»Henri.«

»Wissen Sie, was es enthält?«

»Ich ahne es.«

»Ah – sagen Sie mir aufrichtig, sind Sie wirklich eine Nachtwandlerin?«

tgxI F,

»Nein, gnädige Frau.«

»Sie haben also absichtlich die Flasche zerbrochen?«

»Nachdem ich gesehen hatte, daß die Gräfin –«

»Ich weiß, diese Zeilen enthalten Aufschlüsse, die mich entsetzen. Sie haben Ihre Rolle meisterhaft gespielt, – ich danke Ihnen. Hat der – hat Henri Ihnen weitere Aufschlüsse gemacht?«

»Er sagte mir nur, ich möge Sie dringend bitten, seine Anordnungen zu befolgen.«

Bertha blickte sinnend vor sich hin, man las in ihren Zügen, daß die Mittheilungen des Chevaliers sie erschütterten. Aber sie schien noch immer zu zweifeln, sie richtete den forschenden Blick bald auf Jeanette, bald auf den Brief und von Zeit zu Zeit schüttelte sie den Kopf, als ob sie sagen wollte, es könne nicht möglich sein, daß sie so sehr sich in dieser Freundin getäuscht haben sollte.

Sie hatte eben das Packetchen unter ihr Kissen geschoben, als der Arzt eintrat.

Der Chevalier begleitete ihn, er gab Jeanette einen Zettel mit der Bitte, ihn der Kranken zu überreichen. Dieser Zettel enthielt nur die Worte:

»Bewegen Sie die Gräfin, den Arzt, wenn er sich entfernt, zu begleiten, ich muß mit Ihnen reden.«

Der Arzt zuckte die Achseln, er äußerte die Ansicht, es sei ein hartnäckiges rheumatisches Leiden, welches er aber zu beseitigen hoffe, indeß drückten seine Züge aus, daß er selbst an die Erfüllung dieser Hoffnung nicht glaubte.

Auch die Gräfin war inzwischen zurückgekehrt, sie stand mit besorgter, theilnehmender Miene neben dem Fanteuil auf welchem Bertha lag und sprach ihr Trost und Geduld zu.

Sie fragte den Arzt, ob eine Luftveränderung nicht anzurathen sei, ob man die Reise nach Paris oder an einen andern Ort antreten dürfe.

Der Mann der Wissenschaft verneinte diese Frage mit dem Bemerkten, daß daran nicht zu denken sei.

Er war offenbar nicht im Stande, ein sicheres Urtheil über diese Krankheit zu fällen, wenn er sich auch den Anschein gab, als ob er seiner Sache ganz gewiß sei; nachdem er ein Rezept geschrieben und verschiedene Anordnungen getroffen hatte, entfernte er sich mit dem Versprechen, am Abend noch einmal vorsprechen zu wollen.

Bertha bat die Freundin ihn zu begleiten und ihn um seine offene Meinung zu befragen, und die Gräfin kam diesem Wunsche um so lieber nach, als es auch ihr Wunsch war, bei der Unterredung Heinrich's mit dem Arzte zugegen zu sein.

Kaum aber hatte sie das Zimmer verlassen, als der Chevalier rasch eintrat.

»Es bleiben uns nur wenige Minuten,« sagte er hastig, »fragen und forschen Sie nicht, hören Sie meine Anordnungen. Vor Allem befolgen Sie die Vorschriften, die ich Ihnen zu geben mir erlaubte, ganz pünktlich, nehmen Sie die Mixtur, die Sie in der Schachtel finden werden, gleich nachdem der Arzt hier gewesen ist, und dann legen Sie sich nieder. Zeigen Sie der Gräfin kein Mißtrauen, im Gegentheil plaudern Sie freundlich und herzlich mit ihr –«

»Wie kann ich es, wenn das wahr ist, was Sie mir mitgetheilt haben?«

»Sie müssen es können, bedenken Sie, daß es gilt, Ihr Leben zu retten –«

»Wenn Sie das Alles voraus wußten, weshalb ließen Sie mich nicht am ersten Tage abreisen?« unterbrach Bertha ihn unmuthig. »Damals hätte ich es noch vermocht und durch die Abreise wäre alle Gefahr beseitigt gewesen.«

»Wäre sie dadurch beseitigt worden, so würde ich selbst Ihnen dazu gerathen haben,« erwidert der Chevalier, »ich versichere Sie, Ihre Feinde würden Sie auch in Paris erreicht haben, und dort hätte ich Sie nicht beschützen können. Man bereitet sich zum letzten Schlage gegen Sie vor –«

»Aber mein Gott, weshalb schützen Sie mich nicht auf dem einfachsten und sichersten Wege? Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, weshalb lassen Sie dieses Weib nicht verhaften?«

»Weil ich das nicht kann! Vertrauen Sie mir und nehmen Sie die Mixtur. Und noch Eins. Schreiben Sie an die

Bank, Sie hätten ein Testament gemacht, welches erst vier Wochen nach Ihrem Tode entsiegelt werden solle, bis dahin sei die Bank für die Aufbewahrung Ihres Vermögens verantwortlich.«

»Aber wozu das?« fragte Bertha bestürzt.

»Es ist nichts weiter, als eine Sicherstellung, ich erwarte das Billet heute Nachmittag, vergessen Sie es nicht.«

»Ich begreife nicht –«

»Still, ich höre die Stimme der Gräfin, seien Sie vorsichtig und bedenken Sie, was auf dem Spiele steht.«

Marie Latour trat rasch ein, ihr mißtrauischer Blick fiel sofort auf den Chevalier, der mit den Worten: »Ihre Befehle sollen pünktlich vollzogen werden, gnädige Frau!« das Zimmer verließ.

Bertha bemerkte diesen Blick, sie fand in ihm eine Bestätigung der entsetzlichen Anklage, welche der Chevalier gegen sie erhoben hatte und sie hielt es nun auch für rathsam, die Anordnungen ihres Freundes zu befolgen.

#### HUNDERTUNDNEUNTES KAPITEL. DIE KATASTROPHE.

Heinrich hatte den Arzt beschworen, das Leben seiner Frau zu retten, er hatte eine Trauer gezeigt, die der Mann der Wissenschaft für aufrichtig hielt und die deshalb dem letzteren das Geständniß erschwerte, daß er sehr geringe Hoffnungen hege.

Kaum hatte der Arzt sich entfernt, als Otto in das Cabinet seines über diesen unerwarteten und sehr unwillkommenen Besuch bestürzten Bruder trat.

Otto war in demselben Augenblick in das Haus eingetreten, in welchem Marie Latour die Treppe hinaufstiegen wollte, um ihrem Opfer zurückzukehren.

Der Zufall wollte, daß sie sich umwandte, und Otto glaubte im ersten Augenblick seinem Augen nicht trauen zu dürfen, als er in dieser Dame die Tochter des Schlossers in Mülhausen erkannte.

Auch sie mußte ihn erkannt haben, das leichte Zucken ihrer Lippen, und die Blässe, die plötzlich ihre Wangen überzog, bewiesen dies, aber sie verstand es vortrefflich, ihre wahren Gefühle hinter einer undurchdringlichen Maske zu verbergen.

Sie erwiderte den Gruß des jungen Mannes durch ein stolzes herablassendes Kopfnicken und stieg dann so ruhig und sicher die die Treppe hinauf, daß Otto sich die Frage vorlegte, ob es denn nicht möglich sei, daß er sich geirrt habe.

Verwirrt trat er in das Cabinet, die Bestürzung seines Bruders, die ihm eine Bestätigung hätte geben können, entging ihm.

»Wer ist die fremde Dame?« fragte er, ohne zu bedenken, daß seines Erregung den Bruder aufmerksam machen mußte.

»Interessirt sie Dich?« erwiderte Heinrich gleichgültig. »Es ist eine Freundin meiner Frau, eine Gräfin Laroche, der ich zu hohem Danke verpflichtet bin, weil sie so liebevoll und unermüdlich meine kranke Gattin pflegt.«

»Das ist Alles, was Du von ihr weißt?« fragte Otto, den durchdringenden Blick fest auf das Antlitz des Bruders richtend.

»Was könnte ich mehr wissen? Sie interessirt mich nicht.«

Otto schüttelte den Kopf, er konnte nicht wohl glauben, daß dies Alles Verstellung sei – und wenn er dies nicht annahm, so waf auch diese Gräfin nicht Marie Latour.

»Deine Frau ist ja sehr bedenklich erkrankt?« nahm er nach Weile wieder das Wort. »Der Vater sagte es mir, er bat mich, hierher zu gehen, um mich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen.«

»Der Arzt gibt keine Hoffnung,« erwiderte Heinrich mit erheuchelter Niedergeschlagenheit, »mich greift dieser schwere Schicksalsschlag furchtbar an. »Es ist wahr, wir sind einander stets fremd geblieben, aber die Schuld lag an uns Beiden, in den letzten Tagen –«

»Alle diese Versicherungen kannst Du Dir ersparen,« fiel Otto, den diese Verstellung anwiderte, ihm in's Wort. »Ich weiß, was ich von diesen schönen Redensarten zu halten habe. Heinrich, Heinrich, ich warne Dich, der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht! Ueber Deine Vergangenheit habe ich geschwiegen, um unsre Eltern nicht zu betrüben –«

»Was sollen diese Worte!« fuhr Heinrich zornig auf. »Weshalb willst Du stets Front gegen mich machen? Früher bewog Dich der Neid dazu, der Grund ist jetzt gefallen, nachdem Du, wie ich höre, Glück gehabt hast mit

deiner Fabrik. Ich danke für Deine Warnungen und Ermahnungen, sie kümmern mich wenig, weil Deine Anklagen mich nicht treffen.«

»Wie bald wird dieser Trotz gebrochen sein! Der finanzielle Ruin steht Dir schon nahe, gebe Gott, daß ich Dich nicht auch auf der Verbrecherbank sehen muß.«

»Scheer' Dich zum Henker!« brauste Heinrich wüthend auf. »Ich erkenne Dich weder als meinen Freund, noch als Richter über mich an. Was ich thue, das kann ich vor Jedem verantworten und was den finanziellen Ruin betrifft, so macht mir dieses boshafte Gerede meiner Neider keine Sorgen, ich werde Allen beweisen, daß ich –«

»Gut für Dich, wenn Du dieses Gerede Lügen strafen kannst,« erwiderte Otto, »aber hüte Dich vor einem Verbrechen. Ich werde unerbittlich sein, wenn Du des elenden Geldes wegen einen Mord begehst. Denke an Scheerenberg, Vater und Sohn, an Merville, an Deinen Schwager, von dem Blute aller dieser haftet etwas an Deinen Händen, wenn auch ein direkter Beweis, Dank Deiner Schlaueit, nicht gegen Dich geführt werden kann. Ich verachte und verabscheue Dich in tiefster Seele und, dennoch treibt es mich zu Dir, um Dich zu warnen. Nicht um Deinetwillen, sondern unsrer Eltern, unsres ehrlichen Namens wegen! Wenn Du diese Warnungen verschmähst, so beklage Dich später nicht, wenn die Folgen auf Dich zurückfallen.«

Innerlich vor Wuth bebend, äußerlich sich zur Ruhe zwingend, wies Heinrich noch einmal stolz und kalt die Warnung zurück.

»Du wirst mich niemals überzeugen können, daß Du an jenen Verbrechen keinen Theil gehabt habest,« fuhr Otto fort, »ich weiß es besser. Ich weiß auch, daß Du heute zu einem neuen Verbrechen entschlossen bist, die Anwesenheit dieses Weibes in Deinem Hause beweist es mir.«

Heinrich zuckte die Achseln.

»Wenn es Dich so sehr interessirt, über diese Dame Aufschluß zu erhalten, so will ich den Kammerdiener meiner Frau rufen lassen,« sagte er, »er war der Diener der Fürstin Radziwill, mit der diese Gräfin Laroche sehr befreundet ist.«

»Laß' das,« erwiderte Otto, »ich mag nicht tiefer in diese Komödie eindringen, so lange ich es vermeiden kann.«

Heinrich hatte bereits die Glocke gezogen.

»Es liegt mir selbst daran, Deinen Verdacht zu entkräften,« sagte er. »Ich lasse Henri ersuchen, sich hierher zu bemühen,« wandte er sich zu dem eintretenden Diener.

»Es ist unnöthig,« erwiderte Otto.

»Durchaus nicht. Ich weiß nicht, was Du gegen diese Dame hast, aber ich denke mir, daß Du sie mit einer andern Person verwechselst – Du willst heirathen, wie ich höre?«

»Ja.«

»Schon bald?«

»In der nächsten Woche. Ich dachte, es bis zum Mai hinaus zu schieben, aber wir sind mit unsern Vorkehrungen früher fertig geworden.«

Heinrich nickte, er schien diesem Thema kaum die Aufmerksamkeit zu schenken, welche die Höflichkeit ihm gebot.

»Unsre Schwester Helene wird an demselben Tage heirathen,« fügte Otto nach einer Pause hinzu.

»Ich weiß,« erwiderte Heinrich gleichgültig, »sie heirathet Deinen Werkführer.«

»Du sagst das in einem Tone, als ob es Dir unangenehm wäre –«

»Mir? Bertha! Was kümmert mich diese Angelegenheit? Ich werde mit diesen Leuten nicht verkehren.«

»Nikolas Schwarz ist ein ehrlicher, strebsamer Mensch, hat er auch nicht die Kenntnisse, um sich emporschwingen zu können, so besitzt er doch einen vortrefflichen Charakter.«

»Eine Eigenschaft, die –«

»Die in Deinen Augen nichts gilt. Mag sein, mir ist er als Schwager lieber, wie ein Mann, der –«

Er brach ab, der Eintritt des Chevaliers nöthigte ihn dazu.

Es bedurfte sowohl für Otto, wie für den Chevalier nur eines Blickes, um zu erkennen, daß sie einander vertrauen durften, daß fänd beide den Mann verachteten, in dessen Cabinet sie sich befanden.

»Dieser Herr will nicht glauben, daß die Freundin der gnädigen Frau die Gräfin Laroche sei,« sagte Heinrich in dem Tone der Geringschätzung. »Wollen Sie nicht die Güte haben, ihm zu erklären, daß diese Dame wirklich die Gräfin Laroche ist?«

»Das kann ich nicht,« erwiderte der Chevalier ruhig.

»Aber Sie sagten mir doch –«

»Daß die Gräfin Laroche mir dem Namen nach bekannt sei, – allerdings. Dürfte ich mir erlauben, diesen Herrn zu fragen –«

»Wozu das?« fuhr Heinrich auf. »Ihre Antwort genügt.«

»Durchaus nicht,« sagte Otto gemessen, »sie widerlegt meine Behauptung nicht. Aber ich sagte Dir schon, reden wir nicht darüber, ich will warten, bis der Augenblick kommt, der mich nöthigt, zu handeln.«

Der Chevalier erschrack.

Der drohende Ton, in welchem dieser ihm unbekannte Herr sprach, ließ ihn fürchten, daß derselbe zu früh handeln und durch sein Einschreiten alle seine Pläne durchkreuzen könne.

Er befolgte zwar die Aufforderung Heinrich's, sich zu entfernen, aber er war entschlossen, sich darüber, was dieser Herr zu thun gedachte, Aufschluß zu verschaffen.

Er wollte ihn prüfen und wenn er fand, daß er ihm vertrauen dürfte, so war er nicht abgeneigt, ihn in seinen Plan einzuweihen, nur, um ihn von jedem Schritt abzuhalten, der die Ausführung dieses Planes vielleicht unmöglich machen konnte.

Er holte seinen Hut und verließ das Haus, draußen konnte er besser, ungestörter mit ihm reden.

Otto blieb nicht lange mehr bei seinem Bruder, nachdem er ihm noch einige sehr ernste Worte gesagt hatte, entfernte er sich.

Er sah den Kammerdiener nicht, der in einiger Entfernung ihm folgte, schon hatte er mehrere Straßen, in Gedanken versunken, durchschritten, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte.

Bestürzt wandte er sich um, er sah sich dem Manne gegenüber, mit dem gerade in diesem Augenblick seine Gedanken sich beschäftigten.

»Verzeihen Sie,« sagte der Chevalier, »Umstände nöthigen mich, eine offene Frage an Sie zu richten. In welchem Verhältnisse stehen Sie zu dem Herrn Heinrich Schenk?«

»Ich bin sein Bruder,« erwiderte Otto, sowohl über die Frage selbst, wie auch über die vornehme Haltung des Dieners, die den Mann von Erziehung und Rang verrieth, befremdet.

»Sie kennen seine ganze Vergangenheit?«

»Ja.«

»Und billigen Sie?«

Das Erstaunen Otto's wuchs.

»Welchen Zweck hat diese Frage?« erwiderte er. »Vertrauen gegen Vertrauen, – wer sind Sie?«

»Kann ich darauf vertrauen, daß ich einem Ehrenmann gegenüber stehe?«

»Gewiß.«

»Sie werden also von meinen Mittheilungen keinen Gebrauch machen, selbst in dem Falle nicht, daß Sie meine Ansichten und Pläne nicht billigen könnten?«

»Nein.«

»Wohlan, ich bin nicht der, welcher ich zu sein scheine, ich bin ein Freund der Gattin jenes Mannes und habe sie

gegen ihren Willen begleitet, um ihr Leben zu beschützen.«

Erschreckt blickte Otto den Redenden an, er ahnte, daß derselbe schon tief in das düstere Geheimniß geblickt hatte, das er die Macht besaß, den Gatten seiner Freundin zu vernichten.

»Das können wir hier auf offener Straße nicht verhandeln,« sagte er nach einer kurzen Pause, mühsam seine Fassung behauptend, »darf ich Sie bitten, mich in meine Wohnung zu begleiten?«

Der Chevalier war dazu bereit.

»Und nun, mein Herr, reden Sie,« sagte Otto, nachdem er den Chevalier im Hause seines Vaters in ein Zimmer geführt hatte, »ich bitte Sie, seien Sie ganz offen und aufrichtig, ich werde es auch sein. Haben Sie Entdeckungen gemacht, welche Ihnen den Beweis liefern, daß die Begleitung meiner Schwägerin nothwendig war.«

»Ich werde Ihnen darüber Aufschluß geben, wenn Sie mir gesagt haben, wie Sie über die Vergangenheit Ihres Bruders denken,« erwiderte der Chevalier ruhig.

»Er ist mein Bruder.«

»Diese Erklärung genügt mir nicht.«

»Nun wohl, meiner alten Eltern wegen möchte ich ihn nicht auf der Anklagebank sehen.«

»Werden Sie dies auch dann noch sagen wenn er sich des Verbrechens schuldig macht, dessen Sie sowohl, wie ich ihn fähig halten?«

»Nein,« sagte Otto ernst, »wenn das geschieht, so lasse ich jede Rücksicht fallen.«

»Und für wen halten Sie diese Gräfin Laroche?«

»Für eine Dame der *demi-monde*, die im vergangenen Jahre in Paris eine ziemlich bedeutende Rolle spielte, dann nach England flüchtete und sich dort mit Falschmünzern in Verbindung setzte.«

»Dieses Letztere ist mir unbekannt, ich kannte sie in Paris unter dem Namen Marie Latour.«

»Ganz recht.«

»Wissen Sie, seit wann und wodurch sie mit Ihrem Bruder so vertraut geworden ist?«

»Nein.«

»Es thut auch nichts zur Sache, mir genügt es zu wissen, daß sie seine Rathgeberin und treue Verbündete ist.«

»Sie haben also Beweise?« fragte Otto in fieberhafter Spannung.

»Allerdings.«

»Und was wollen Sie thun?«

»Das Opfer retten.«

»Wodurch? Gedenken Sie Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen?«

»Einstweilen noch nicht.«

»Einstweilen!« sagte Otto ungeduldig. »Wie können Sie wissen, wann der Schlag geführt wird –«

»Erlauben Sie, ich weiß sogar sehr genau, daß dies in der nächsten Nacht geschehen soll.«

Otto sprang von seinem Sitz empor.

»Und da wollen Sie noch warten?« fragte er.

»Ereifern Sie sich nicht,« erwiderte der Chevalier mit unerschütterlicher Ruhe, »meine Vorbereitungen sind so

gut getroffen, daß die Rettung nicht fehlschlagen kann. Ich muß darüber jetzt noch schweigen, ich würde Ihnen überhaupt keine Silbe davon gesagt haben, wenn ich nicht Ihr Einschreiten nach der Katastrophe fürchtete. Ich werde vielleicht Ihres Beistandes bedürfen, vielleicht auch nicht, in jedem Falle zähle ich auf Sie, auf Ihre Hülfe sowohl, wie auf Ihre Verschwiegenheit Auf die Letztere unbedingt, sogar in dem Falle, daß Sie dem äußeren Schein mehr vertrauen sollten, als meinen Worten. Prägen Sie diesen Satz Ihrem Gedächtnisse ein und erinnern Sie sich desselben, wenn die Katastrophe, auf welche ich Sie schon jetzt vorbereite, eintritt. – Ich könnte allerdings augenblicklich einschreiten und die Gefahr beseitigen, aber ich will ergründen, was diese Menschen vorhaben und ich will auch das Leben meiner Freundin für die Zukunft sichern.«

Otto schüttelte mehrmals den Kopf, er begriff offenbar die ganze Bedeutung und den Zusammenhang dieser Worte nicht.

»Ich weiß nicht, was Sie vorhaben,« sagte er nach einer langen Pause, »aber ich will Ihnen vertrauen und schweigen.«

»Die Versuchung, zu reden, wird stark sein –«

»Wenn Sie mir sagen, daß ich ruhig sein dürfe, so will ich es sein.«

»Gut. Eins darf ich Ihnen noch sagen. So erfahren diese angebliche Gräfin auch sein mag in der Zubereitung ihrer Mittel, mit meinen Kenntnissen in der Pflanzenkunde und der Chemie kann diese Erfahrung sich nicht messen.

Das mag Sie beruhigen, außerdem mache ich Sie darauf aufmerksam, daß es einen Zustand gibt, der zwischen Schlaf und Tod die Mitte hält und den man mit dem Namen Scheintod zu bezeichnen pflegt. Und nun lassen Sie mich gehen, ich darf meinen Posten nicht verlassen.«

Der Chevalier wartete nicht ab, ob Otto es für nöthig hielt, noch eine Frage an ihn zu richten, er eilte auf dem kürzesten Wege auf seinen Posten zurück.

Der Nachmittag verstrich ohne bemerkenswerthe Ereignisse.

Jeanette entdeckte wenigstens nichts, was ihr Anlaß gab, den Chevalier davon zu benachrichtigen, die beiden Damen plauderten miteinander über die gleichgültigsten Dinge.

Es fiel ihr nur auf, daß Madame Schenk stiller und einsilbiger war, wie am Tage vorher, aber das ließ sich durch ihren leidenden Zustand erklären.

Am Abend bat die Gräfin in Gegenwart Jeanette's die Freundin, dem Kammermädchen ein anderes Schlafzimmer anzuweisen; sie schützte vor, daß sie sich fürchte, in einem und demselben Raume mit einer Nachtwandlerin zu schlafen.

Bertha errieth den Grund dieser Bitte, die Mittheilungen des Chevaliers ließen darüber keinen Zweifel obwalten.

Sie weigerte sich Anfangs, den anscheinend sehr gerechtfertigten Wunsch zu erfüllen, als aber auch Jeanette, die ja im Einverständniß mit dem Chevalier handelte, darum bat, gab sie ihre Einwilligung.

Bald darauf erschien der Arzt.

Er fand keine wesentliche Aenderung in dem Zustande der Kranken, und als die Gräfin unter vier Augen mit ihm, die Befürchtung aussprach, daß diese Krankheit eine rasche, plötzliche Wendung nehmen könne, begnügte er sich damit, die Achseln zu zucken und zu erwidern, daß er dies zwar nicht glaube, aber auch nicht bestreiten wolle.

Er sagte ihr sogar offenherzig, daß er noch immer nicht im Stande sei, ein sicheres Urtheil zu fällen, daß er eine Krisis abwarten müsse und daß er nichts weiter thun könne, als auf die Linderung der Schmerzen hinzuwirken.

Nach der Vorschrift des Chevaliers hätte Bertha jetzt die Mixtur nehmen müssen, aber sie zögerte – sie kannte die Wirkung derselben nicht und fürchtete sie dennoch.

Auf der anderen Seite konnte und wollte Bertha noch immer nicht glauben, daß die Gräfin Laroche, diese lebenswürdige, feingebildete Dame eine Giftmischerin sein sollte, sie meinte, sich darüber vorher Gewißheit verschaffen zu müssen.

Aber war es nicht zu spät, wenn sie diese Gewißheit erhielt?

Bertha hatte darüber den ganzen Tag hindurch nachgedacht, Pläne geschmiedet und wieder verworfen – aber es stand fest bei ihr, sie wollte es wagen.

Sie duldete an diesem Abend nicht, daß die Gräfin den Fauteuil benutzte, sie wies der Freundin ihr eignes Bett

an und bestand hartnäckig darauf, im Bette Jeanette's schlafen zu wollen.

Alle Bitten und Vorstellungen der Gräfin waren vergeblich, nichts vermochte den Eigensinn Bertha's zu beugen, und schon drohte dieser Wettstreit in einen sehr heftigen Wortwechsel auszuarten, als Marie Latour endlich nachgab.

Die Ausführung dieses Vorsatzes lag in dem Plane Bertha's.

Sie duldete außerdem nicht, daß das Licht in den Alkoven gebracht wurde, indem sie vorschützte, die Dunkelheit thue ihr wohl und Marie Latour wußte auch diesem Wunsche sich zu fügen.

Der entscheidende Augenblick rückte immer näher, Bertha gab sich den Anschein, als ob sie schlief, aber sie beobachtete sehr scharf jede Bewegung der Gräfin.

Sie war auch darüber mit sich zu Rathe gegangen, ob sie in dem entscheidenden Augenblick die vermeintliche Freundin der Giftmischerei beschuldigen und Lärm machen sollte, oder ob sie besser thue, zu schweigen und den Rath des Chevaliers zu befolgen.

Nach langem Nachdenken war sie zu dem Entschluß gekommen, das Letztere zu wählen, sie sagte sich, daß der Chevalier selbst die Entlarvung vorgezogen hätte, wenn er die Gewißheit hegen dürfte, dadurch die Gefahr ganz und für immer zu beseitigen.

Sie sah, daß die Gräfin sich kurz vor Mitternacht erhob und ein Flaçon aus dem Busen zog, sie sah ferner, daß der

größere Theil des Inhalts aus diesem Flaçon mit der vom Arzte verordneten Medizin vermischt wurde.

Die Mixtur des Chevaliers lag unter dem Kissen.

Gleich darauf machte die Gräfin absichtlich Geräusch, Bertha gab sich den Anschein, als ob dieses Geräusch sie geweckt habe.

»Verzeihen Sie, wenn ich Ihren Schlummer unterbrochen habe,« sagte die Gräfin mit ihrer sanften, einschmeichelnden Stimme, »ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, Sie bedürfen den Schlaf so sehr.«

»Beunruhigen Sie sich deshalb nicht,« erwiderte Bertha, »ich möchte eher vermuthen, daß dieses unerträgliche Kopfweh mich geweckt hat.«

»Nun Sie einmal wach sind, müssen Sie auch einnehmen, ich verspreche mir von dieser Medizin eine vortreffliche Wirkung.«

»Bitte verschonen Sie mich.«

»Nein, der Arzt hat es mir streng anbefohlen.«

»Nun, wenn das ist –«

»Es ist so meine Liebe,« fuhr die Gräfin fort, während sie die Flasche schüttelte und den silbernen Löffel füllte, »denken Sie, wie schön wäre es, wenn wir in den ersten Tagen unsere Reise antreten könnten.«

Bertha nahm den Löffel.

»Bitte, meine theure Freundin, bringen Sie mir doch den Fußschemel, ich fühle mich so schwach –«

»Ah, ich werde Sie halten.«

»Nein, nein, den Schemel!«

»Sie sind gar zu ungeduldig,« sagte die Gräfin, »Ihre Nerven müssen fruchtbar gereizt sein.«

Kaum hatte die Gräfin den Rücken gewandt, um im Nebenzimmer den Schemel zu holen, als Bertha rasch den Inhalt des Löffels hinter das Bett goß und in derselben Sekunde auch das Flaçon leerte, welches die Mixtur des Chevaliers enthielt.

»Ah – wie bitter!« sagte sie, während sie in die Kissen zurücksinkend, das Flaçon zwischen die Matrazen gleiten ließ.

»Bitter?« fragte die Gräfin. »Die bitteren Medikamente sind sehr oft die wirksamsten.«

»Ich liebe sie nicht,« erwiderte Bertha, während Marie Latour den Löffel wieder in des Wasserglas stellte. »Ich bin müde, lassen Sie mich ruhen.«

Die Mixtur wirkte rasch, Bertha fühlte in allen Gliedern eine plötzliche Lähmung.

Sie machte instinktmäßig eine Anstrengung, diese Lähmung zu bekämpfen, aber sie vermochte es nicht, sie war nicht im Stande einen Finger zu bewegen.

Die Augenlider senkten sich, ein convulsivisches Zittern durchlief den ganzen Körper.

Marie Latour beugte sich über sie, ihr glühender Blick hing unverwandt an den Zügen der Kranken, deren Ausdruck mit jeder Sekunde mehr erstarrte.

»Sonderbar,« murmelte sie, »es ist nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte. Wie sanft und ruhig ist dieses Ableben, ich hatte gefürchtet, – – aber desto besser, der Zweck ist ja erreicht.«

Eine Stunde verstrich, unausgesetzt hatte Marie Latour den Todeskampf beobachtet.

Nun war er längst beendet, – eine starre Leiche lag die Freundin vor ihr.

Marie Latour entfernte rasch Alles, was irgend einen Argwohn hätte erregen können, sie goß die Medizin aus, trocknete den silbernen Löffel sorgfältig ab und zog dann stürmisch die Glocke.

Und als ob sie alle nur auf dieses Zeichen gewartet hätten, eilten schon in den nächsten Minuten Heinrich Schenk, der Chevalier und Jeanette herbei.

Die Gräfin in Ohnmacht – Madame Schenk eine Leiche! Ein einziger Blick genügte, diese Thatsachen erkennen zu lassen.

Heinrich Schenk war untröstlich, er befahl dem Kammermädchen, ihre ganze Aufmerksamkeit der Gräfin zu widmen und bestürmte diese, als sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war, mit Fragen über dieses ihn erschütternde Ereigniß.

Der Chevalier beobachtete die Beiden verstohlen, er mußte jetzt die Gelegenheit sofort benutzen, um das Recht der Bewachung der Todten sich zu verschaffen.

»Die gnädige Frau ahnte schon heute Morgen, daß sie sterben mußte,« sagte er, nachdem der erste Akt der widerlichen Komödie beendet war, »sie hat mir erklärt, daß sie wünsche, ich möge nach ihrem Tode die Anordnungen für ihre Beerdigung übernehmen.«

»Einen Arzt!« schrie Heinrich Schenk. »Einen Arzt!«

»Was hat sie Ihnen gesagt?« fragte Marie Latour mißtrauisch.

»Sie bezeichnete es als ihren letzten Wunsch,« erwiderte der Chevalier mit einer Ruhe, die jeden Argwohn im Keime ersticken mußte, »vielleicht that sie es, um ihren Hinterbliebenen die Sorge dafür abzunehmen, oder auch deshalb, weil sie wußte, daß ich damals bei einer Verwandten der Frau Fürstin –«

»Ihr Wunsch soll erfüllt werden,« fiel Heinrich ihm in's Wort, »treffen Sie Ihre Anordnungen und verfügen Sie über meine Kasse. Aber vor allen Dingen rufen Sie einen Arzt.«

Der Chevalier kam dieser Aufforderung nach, aber ehe er hinausging, gab er dem Kammermädchen durch einen verstohlenen Wink zu verstehen, daß sie wachsam sein möge.

Jeanette verstand diesen Wink, sie wich nicht von dem Lager ihrer Herrin, und wenn sie sich auch den Anschein gab, als traure sie über den Verlust, so beobachtete sie doch heimlich die Beiden, die noch immer einen tiefen Schmerz heuchelten.

Die Gräfin lag in einem Sessel und führte oft das feine Battisttuch an die Augen, während Heinrich mit verschränkten Armen, düster vor sich hinschauend, auf- und abwanderte.

Es währte lange, bis der Arzt erschien, um die Komödie vollständig zu machen, bestürmten die Beiden ihn in einem Tone, wie nur der Schmerz der Verzweiflung ihn gebären kann, die Todte wieder zum Leben zu erwecken.

Der Chevalier wußte sehr wohl, daß sie durch diese Verzweiflung nur bezweckten, die Aufmerksamkeit des Arztes abzulenken, und diesen Zweck erreichten sie vollständig.

Der Mann der Wissenschaft hegte nicht den leisesten Argwohn, es befremdete ihn allerdings, daß die Krankheit ein so plötzliches und rasches Ende genommen hatte, aber er ließ es bei einigen Worten der Theilnahme und des Bedauerns bewenden.

Das Spiel war gewonnen, hatte die Beerdigung stattgefunden, so stand den Beiden zur Erreichung ihres Ziels kein Hinderniß mehr im Wege.

#### HUNDERTUNDZEHNTES KAPITEL. AUF DEM FRIEDHOFE.

Dem Chevalier waren die Anordnung zur Beerdigung überlassen worden.

Weder Heinrich Schenk, noch Marie Latour fanden Anlaß zu einem Mißtrauen gegen diesen Kammerdiener, der weder Theilnahme noch ein tieferes Interesse verrieth.

Die Erlaubniß zur Beschleunigung der Beerdigung war ebenfalls ausgewirkt, die Gräfin hatte den Kammerdiener darauf aufmerksam gemacht, daß er sich mit seinen Anordnungen danach einzurichten habe.

Der erste Gang des Chevaliers galt dem Besitzer eines Sargmagazins.

Er wählte unter den theuersten, reichverzierten Särgen einen aus und beauftragte den Verkäufer, in demselben mehrere Schieber anzubringen.

Nach seinen Anordnungen mußten diese letzteren so angebracht werden, daß sie durch die Verzierungen fast ganz verdeckt wurden, so daß nur ein scharfes Auge bei genauer Prüfung sie entdecken konnte, wenn sie geschlossen waren.

Der Inhaber des Magazins schüttelte zwar den Kopf, er erlaubte sich auch die Bemerkung, daß ihm dies Alles höchst überflüssig scheinete, da ja eine Leiche weder Licht noch Luft bedürfe und sogar eine Scheintodte durch den einzigen üblichen Schieber Luft genug erhalte, aber der Chevalier bestand darauf, daß diese Anordnungen ausgeführt werden müßten. Er bestimmte dem Manne die Zeit genau, zu der der Sarg abgeliefert werden müsse und traf, bevor er sich entfernte, noch die Anordnung, daß der Deckel nicht durch Schrauben sondern durch starke Klammern befestigt werden sollte.

Von da ging er zum Friedhofe.

Er ließ sich die Familiengruft des verstorbenen Fabrikanten Theodor Liebmann bezeichnen und stieg in Begleitung des Todtengräbers hinunter.

Trotz der Ventilation herrschte eine dumpfe, unangenehme Luft in dem engen Raume; der Chevalier gab dem Todtengräber ein Goldstück und bat ihn, die Lucken zu öffnen und sie bis zum Augenblick der Beerdigung offen zu lassen.

»Sie werden ferner dafür sorgen, daß die Stätte mit Kränzen und Guirlanden geschmückt wird,« fuhr er fort, indem er dem alten Manne ein zweites Goldstück übergab, »außerdem wünsche ich, daß sofort nach der

Beerdigung nicht allein die Lucken, sondern auch diese eiserne Fallthüre wieder geöffnet wird.«

Der Todtengräber blickte befremdet den jungen Mann an.

»Wozu das Alles?« fragte er. »Ich denke, einer Leiche kann es gleichgültig sein –«

»Erlaubt – habt Ihr noch nie von Fällen gehört, in denen Scheintodte im Grabe wieder erwacht sind?« unterbrach der Chevalier ihn ruhig. »Bedenkt wie entsetzlich ein solches Erwachen sein muß. Ist es denn unmöglich, daß dieser Fall auch hier eintreten kann? Die junge Frau ist plötzlich gestorben, wer bürgt dafür, daß sie nicht in einem Starrkrampfe liegt, aus dem sie wieder erwachen kann?«

»Das müßte doch der Arzt –«

»Lieber Mann, wenn die Herren Aerzte Alles so genau wüßten, könnte es nie vorkommen, daß ein Scheintodter beerdigt würde, und doch ist es bewiesen, daß solche Fälle vorgekommen sind. Nun wohl, setzen wir den Fall, diese junge, schöne Frau erwacht plötzlich aus ihrem todesähnlichen Zustande, sie sieht sich eingeschlossen in einer Gruft, umgeben von modernden Gerippen, umweht von einer Luft, die den Tod bringen muß und –«

»Herr, das wäre entsetzlich!«

»Ah – seht Ihr, es leuchtet Euch ein! und gesetzt euch, jener Fall tritt nicht ein, schadet es der Todten, wenn die Fallthüre geöffnet bleibt und eine Leiter in der Gruft steht?«

»Freilich nicht.«

»Nun wohl, mir hat die Todte vor ihrem Scheiden auf die Seele gebunden, alle diese Anordnungen zu treffen, haltet Ihr es nicht für meine Pflicht diesen letzten Wunsch zu erfüllen?«

Der Todtengräber nickte.

»Daß ich das allein nicht kann, sondern Eurer Hülfe dazu bedarf, seht Ihr natürlich auch ein, aber ich verlange nicht, daß Ihr es umsonst thut.«

Der alte Mann war überzeugt, die Goldstücke, welche er in der Börse des Chevaliers schimmern sah, beseitigten seine letzten Zweifel.

»Sagen Sie mir, was ich thun soll,« erwiderte er, »ich werde mich Ihren Anordnungen gerne fügen.«

»Schön, auf diesem Wege werden wir uns rasch miteinander verständigen. Sobald also der Sarg beigesetzt ist und die Leute sich entfernt haben, steigt Ihr in die Gruft hinunter. Ihr werdet in dem Deckel des Sarges vier Schieber finden, sucht nur neben und unter den Verzierungen, diese müssen sämmtlich geöffnet werden. Alsdann wünsche ich, daß neben dem Sarge eine brennende Laterne steht, daß eine Leiter in die Gruft hinunterführt und daß die Fallthüre zur Hälfte geöffnet bleibt.«

»Das ist Alles?«

»Ja.«

»Ich werde es besorgen.«

»Hört weiter. Es ist möglich, daß ich in der Nacht nach der Beerdigung komme, um mich zu überzeugen, ob meine Anordnungen getroffen sind, ich wünsche alsdann nicht gestört zu werden.«

»Es ist gut. Ich setze voraus, daß Sie nicht beabsichtigen, die Leiche zu rauben, Herr –«

»Sehe ich vielleicht aus, wie ein Leichenräuber?«

»Hm – man kann nicht wissen – die Herren Studiosen haben manchmal –«

»Ah, bah, diese Besorgniß ist thöricht. Nach drei Tagen können Sie die Gruft schließen, ich werde vorher noch einmal kommen, um etwaigen späteren Gewissensbissen vorzubeugen und alsdann die Schieber schließen. Das ist Alles – wollt Ihr diese Anordnungen pünktlich ausführen?«

»Ja.«

»So nehmt diese vier Louisdor's und schweigt gegen Jedermann, es ist ja nicht nöthig, daß man's an die große Glocke hängt.«

Der Todtengräber war auch mit dieser Ansicht einverstanden, und der Chevalier kehrte nun zur Stadt zurück.

Sein nächster Besuch galt dem Barbier Gabel, bei dem er Otto Schenk und einen andren ihm unbekanntem Herrn antraf, der ihm als Herr Fritz Wacker, Besitzer eines Magazins fertiger Herren-Garderobe, vorgestellt wurde.

Der Chevalier erinnerte sich, daß dieser Herr der Gläubiger des Friseurs war, aber er mochte in seiner Gegenwart die Maske nicht fallen lassen.

Schon stand er im Begriff, sich wieder zu entfernen, als Wacker die Absicht äußerte, heimzugehen, und da er diese Absicht auch gleich darauf ausführte, so konnte der Chevalier bleiben.

»Ich habe vor Ihnen beiden keine Geheimnisse,« sagte er, »wir können also gemeinschaftlich über den Vorfall reden, der uns Alle interessirt.«

»Ja, ja,« erwiderte der Friseur hastig, »und es ist gut, daß Sie kommen, denn ich stand im Begriff, Sie aufzusuchen.«

»Weshalb?« fragte der Chevalier ruhig.

»Weshalb?« entgegnete Otto erregt. »Um von Ihnen Aufklärung zu verlangen –«

»Halt,« fiel der Chevalier ihm ernst in's Wort, »bis hier und nicht weiter! Ich habe Ihnen beiden gesagt, was auch vorkommen möge, für Sie sei kein Grund vorhanden, deshalb an meinen Worten zu zweifeln. Das muß Ihnen einstweilen genügen. Ich bitte Sie, vertrauen Sie mir auch ferner, unternehmen Sie nichts, durchaus nichts, jeder Schritt, den Sie thun würden, könnte meine Pläne durchkreuzen.«

»Und Sie glauben, daß uns das beunruhigen kann?« fragte Otto scharf. »Wer sind Sie, mein Herr –«

»Erlauben Sie mir eine Frage. Wünschen Sie, Ihren Bruder als Giftmischer auf der Anklagebank zu sehen?«

»Ich sagte Ihnen schon –«

»Daß Sie alle Rücksichten gegen ihn schwinden lassen würden, aber ich habe mir einen andern Weg vorgezeichnet, auf dem ich ihn vernichten werde, ohne seinen Namen und seine bürgerliche Ehre anzutasten. Deshalb bitte ich Sie noch einmal, schweigen Sie, gedulden Sie sich nur vier Wochen, binnen dieser Zeit werden Sie eine Aufklärung erhalten, die Ihnen genügt. Wollen Sie das?

Wenn es Ihre Absicht ist, jenen Mann des Gattenmordes zu überführen, können Sie das nicht auch nach vier Wochen noch? Es bedarf ja nur einer Ausgrabung der Leiche – also gedulden Sie sich.«

»Sei es denn,« sagte Otto nach langem Zögern, »ich weiß nicht, was mir so großes Vertrauen zu Ihnen einflößt, aber ich meine, ich könne Ihnen nicht mißtrauen.«

»Und Sie?« fragte der Chevalier, sich zu dem Friseur wendend.

»Wenn Herr Schenk sich geduldet, weshalb soll ich es nicht thun?« erwiderte Gabel.

»So wären wir also darüber einig. Ich hatte Ihnen versprochen, Ihre Schuld übernehmen zu wollen, ich werde mein Versprechen nach vier Wochen erfüllen –«

»Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Güte,« unterbrach Gabel ihn, »aber ich kann Gottlob auf ihn verzichten. Mein Gläubiger hat aus seinem Schiffbruch mehr gerettet, als er hoffen durfte und es geht ihm in seinem neuen Geschäft recht gut.«

»Aber das entbindet Sie nicht von der Verpflichtung, die Schuld zu tilgen.«

»Seine Tochter ist meine Braut und wir werden schon sehr bald die Hochzeit feiern.«

»Ah, da gratulire ich! Ihre Nase hat ja inzwischen auch eine unschuldigere Farbe angenommen –«

»Gott sei Dank ja,« sagte der Friseur, indem er sein Riechorgan angriff, »wenn sie nur auch in der Ferne sich etwas veredeln wolle.«

Der Chevalier nahm seinen Hut.

»Sie werden das mir vermietete Zimmer nun selbst benutzen müssen,« versetzte er, »ich erlaube Ihnen, über dasselbe zu verfügen und das chemische Laboratorium zu verwerthen, so gut Sie können. In Ihrer Schuld bleibe ich, verlassen Sie sich darauf, daß ich sie abtragen werde.«

Er verließ in Otto's Begleitung das Haus, aber der letztere versuchte vergeblich, in die Geheimnisse seines Begleiters einzudringen.

Der Chevalier wich allen Fragen aus; als er Abschied von ihm nahm, wiederholte er, daß der gewünschte Aufschluß nach vier Wochen erfolgen werde.

»Sollten wir uns morgen bei der Beerdigung sehen, so sind wir einander fremd,« sagte er, »wir müssen auch jetzt noch Alles vermeiden, was Mißtrauen erregen könnte.«

»Ich werde nicht zugegen sein,« erwiderte Otto mit düstrem Ernst, »ich kann keine Theilnahme zeigen.«

»Es wird Anstoß erregen, wenn Sie fehlen.«

»Mag sein, aber ich reise heute Abend wieder ab. Meine Geschäfte erlauben eine lange Abwesenheit nicht, nachdem ich hier die nöthigsten Anordnungen zur Hochzeit getroffen habe, gebietet mir meine Pflicht, mich wieder meinem Etablissement zu widmen. Es wird kein heitres Fest sein, wie ich es gehofft und gewünscht hatte. Leben Sie wohl und täuschen Sie mein Vertrauen nicht.«

Der Chevalier kehrte jetzt in das Sterbehaus zurück.

Es war still in demselben, still und dunkel in allen Räumen.

Jeanette begegnete ihm im Vorzimmer.

»Die Gräfin hat das Haus verlassen,« sagte sie, »der Herr ist unten in seinem Cabinet.«

»Und die Todte?« fragte der Chevalier.

»Ich habe Ihre Vorschrift befolgt.«

»Sie ist also recht warm gekleidet?«

»Ja.«

»Gut, ich hoffe, der Sarg wird sogleich gebracht werden, es liegt mir viel daran, daß sie sich im Sarge befindet, wenn die Gräfin zurückkehrt.«

»Und Sie wollen nichts gegen dieses Weib unternehmen?«

»Nein. Wir werden in dieser Nacht gemeinschaftlich an dem Sarge wachen und dann näher darüber reden.«

Der Wunsch des Chevaliers wurde erfüllt.

Der Sarg wurde gebracht, ehe die Gräfin zurückgekehrt war, als die letztere kam, lag Bertha schon auf der letzten Ruhestätte.

Marie Latour erklärte sich mit allen Anordnungen, die der Chevalier getroffen hatte, einverstanden, sie ging noch einmal in das Zimmer, um die Leiche zu sehen und begab sich darauf in das Cabinet.

Gleich darauf wurde auch Henri in das Cabinet gerufen.

»Der Tod löst jeden Vertrag,« sagte Heinrich, als der Chevalier ihm gegenüberstand, »ich könnte Ihnen also

erklären, daß auch Ihr Vertrag gelöst sei und Sie das Haus nun zu verlassen hätten. Aber in Anbetracht der treuen Dienste, die Sie der Heimgegangenen geleistet haben, will ich Ihnen gestatten, bis morgen Abend zu bleiben, nach der Beerdigung kommen Sie zu mir, damit ich Ihnen das Gehalt für das laufende Vierteljahr zahle.«

Der Chevalier verbeugte sich, er hatte das erwartet.

»Jeanette trifft dasselbe Schicksal,« fuhr Heinrich fort, »die Frau Gräfin würde sie engagirt haben, wenn Jeanette nicht mit jener Krankheit behaftet wäre, von der Sie gehört haben werden.«

»Ich werde es ihr mittheilen,« erwiderte der Chevalier gelassen.

»Thun Sie das. Ich werde Ihnen beiden die Mittel geben, nach Paris zurückzureisen, vielleicht entspricht das auch Ihren Wünschen.«

Der Chevalier verbeugte sich abermals und ging hinaus.

Die Gräfin verließ bald darauf das Haus wieder, und der Chevalier, der noch immer das Thun und Treiben dieser beiden Personen scharf beobachtete, bemerkte, daß auch Heinrich Schenk am Abend sich entfernte.

Wohin dieser Mann ging, wußte er, er ließ ihn gehen, es interessirte ihn augenblicklich nicht, tiefer in die Pläne desselben einzudringen, die ihm ja schon bekannt waren.

Als der Abend dämmerte, wurden die beiden Kerzen, die zu Häupten des Sarges auf hohen Kandelabern standen, angezündet.

Die Schieber waren geöffnet, der Chevalier und Jeanette saßen im Vorzimmer.

Als Heinrich Schenk zurückgekehrt war, zog er sich sogleich in dem Schlafzimmer zurück, eine halbe Stunde später löschte der Chevalier die Kerzen.

»Es ist besser so,« sagte er, als Jeanette ihn darauf aufmerksam machte, daß es geweihte Kerzen seien, die man bei einer Leiche brennen lassen müsse. »Im Uebrigen rathe ich Ihnen, sich auf's Sopha zu legen, wenn Sie schlafen können, die Ruhe thut Ihnen Noth.«

Jeanette hatte schon seit einer Stunde den Schlaf bekämpft, sie zögerte auch jetzt noch, von der Erlaubniß Gebrauch zu machen.

»Sie sagten heute Mittag, Sie würden in dieser Nacht mir näheren Aufschluß geben,« erwiderte sie, »dürfte ich Sie nun darum bitten?«

»Eilt das so sehr?« fragte der Chevalier lächelnd. »Es ist besser, Sie gedulden sich –«

»Aber mein Gott, die Geduld hat auch ein Ende! Ich stehe vor einem dunklen Räthsel, welches ich nicht lösen kann –«

»Und da meinen Sie, wenn Sie die Auflösung erhielten, würden Sie ruhig sein? Liebes Kind, die Auflösung machte Ihnen mehr zu schaffen, als das Räthsel selbst, glauben Sie mir.«

»Wenn auch, die Gewißheit –«

»Kann auch nicht Jeder ertragen. Schlafen Sie jetzt und fassen Sie sich in Geduld.«

»Wie lange noch?«

»Bis morgen Abend.«

»Ich fürchte, daß ich es nicht kann.«

»Unsinn – versuchen Sie es nur. Haben Sie zwei dunkle Mäntel?«

»Nein.«

»Aber einen.«

»Nur einen Longshawl.«

»Gut, er thut dieselben Dienste. Aber es wäre gut, wenn Sie deren zwei besäßen.«

»Wenn Sie das glauben, verehren Sie mir den zweiten, ich nehme ihn gern an.«

»Sehen Sie, Sie können noch scherzen, so außerordentlich scheint das Räthsel Sie doch nicht zu beschäftigen. Haben Sie wirklich keinen zweiten Shawl?«

»Einen sehr dünnen –«

»Einerlei, so kalt ist es ja jetzt nicht mehr.«

»Aber weshalb fragen Sie?«

»Hm – Sie werden es erst morgen erfahren. Sorgen Sie nur, daß Ihre gesammte Garderobe vor der Beerdigung hinaus gebracht wird.«

»Wohin?«

»Das sage ich Ihnen morgen. Sie haben einen Koffer?«

»Zwei.«

»Desto besser. Vertrauen Sie mir Ihre Sachen an, Jeanette, ich werde sie mit den meinen zugleich morgen an einen sichern Ort bringen lassen.«

»Wünschen Sie es?«

»Ja, auch in Ihrem Interesse.«

»So sei es.«

»Und nun schlafen Sie, Jeanette, Sie können ja die Augen nicht mehr offen halten.«

Das war die Wahrheit, das Mädchen schlief bereits, und der Chevalier störte sie in ihrem Schlummer nicht.

Er selbst wachte die ganze Nacht hindurch, aufmerksam auf jedes Geräusch horchend, fuhr er oft von seinem Stuhl empor, wenn er draußen auf dem Corridor ein Geräusch zu vernehmen glaubte.

Erst als der Tag angebrochen war, weckte er Jeanette, um nun selbst eine kurze Ruhe zu genießen.

#### HUNDERTUNDELFTES KAPITEL. DAS ENDE MIT SCHRECKEN.

Bertram Schenk theilte die Vermuthungen und Anschauungen Otto's.

Auch er hatte sich geweigert, an der Beerdigung Theil zu nehmen, auch er hegte in Bezug auf das Hinscheiden Bertha's einen Argwohn, den er nicht auszusprechen wagte.

Vergeblich machte seine Frau ihm die ernstesten Vorwürfe über diesen Mangel an Theilnahme, diese schroffe Feindseligkeit, wie sie es nannte, Bertram Schenk beharrte bei seiner Weigerung, ohne seine Gründe zu nennen.

War es nun dies, oder die Absicht, sich auch die Theilnahme einer Eltern zu sichern und möglicherweise dadurch den Aeüßerungen, die Otto im Familienkreise vielleicht fallen ließ, entgegen zu treten, genug, am Morgen des zur Beerdigung festgesetzten Tages trat Heinrich in

das Haus seiner Eltern, um persönlich noch einmal den Vater zur Beerdigung einzuladen.

Bertram Schenk hörte schweigend mit düsterer Miene die Klagen seines Sohnes an, kein Zug der Theilnahme und des Bedauerns zeigte sich in seinem ernstern Antlitz.

»Ich werde nicht kommen,« sagte er, als Heinrich schwieg, »so sehr ich selbst auch bedaure, Deiner Gattin das letzte Geleite nicht geben zu können, ist es mir doch unmöglich, Deinen Wunsch zu erfüllen.«

»Daran erkenne ich die Einflüsterungen Otto's,« erwiderte Heinrich mit verbissenem Groll, »Ihr Beide seid stets –«

»Lassen wir das,« unterbrach der Schenk wirth ihn ernst, »ich habe mit Otto, der gestern Abend wieder abgereist ist, kaum darüber gesprochen.«

»Nun wohl, welche Gründe hast Du –«

»Ich mag sie nicht nennen, ich denke mit Entsetzen daran, daß sie – – wie gesagt, ich kann nicht mitgehen, es ist mir nicht möglich, eine Theilnahme zu heucheln, die ich nicht empfinde.«

»Das heißt die Feindseligkeit zu weit getrieben,« sagte Frau Schenk auffahrend, »wenn Du Deine Gründe nicht nennen willst, so kann man nur annehmen, daß Du keine Gründe nennen kannst, die Dein Benehmen entschuldigen.«

»Denkt darüber, wie Ihr wollt,« entgegnete Bertram Schenk achselzuckend, während er sich der Thüre näherte, »ich kann nur wünschen, daß die Wahrheit meiner

Vermuthungen – – aber wir werden das ja mit der Zeit erfahren.«

Er ging hinaus, ohne Heinrich, dessen Wangen eine erbahle Blässe überzog, eines Blickes zu würdigen.

Frau Schenk suchte ihren Sohn zu beruhigen, sie erging sich in heftigen Vorwürfen gegen ihren Gatten und versprach, noch einmal den Versuch zu machen, ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bewegen.

Damit beruhigte Heinrich sich nicht.

Er suchte den Vater auf, den er allein in der Schenkstube traf und ersuchte ihn in einem Tone, der trotzig herausfordernd klang, ihm seine Gründe zu nennen.

Bertram Schenk ließ seinen Blick mit durchdringender Schärfe auf dem Sohne ruhen.

»Wenn Du ein reines Gewissen hast, so kannst Du Dich über sie hinwegsetzen,« sagte er ernst, »aber schon der Ton, den Du anschlägst, beweist mir, daß Deine Seele nicht frei von Schuld ist. Schon damals, als Dein früherer Principal im Irrenhause gestorben war, liefen Gerichte um, denen ich, Gott sei's geklagt, nicht entgegentreten konnte, ich fürchte, daß auch diesmal wieder Gerichte auftauchen werden –«

»Kann ich dieses alberne Gewäsch unterdrücken?« fuhr Heinrich auf. »Es ist schlimm genug, daß meine Neider und Feinde über mich herfallen, aber es kümmert mich nicht, ich kann ja Allem, was auch kommen mag, ruhig entgegenschauen.«

»Kannst Du das wirklich?«

»Ja. Wenn dieses Lumpengesindel mir die Theilnahme an einem Verbrechen aufbürden will, so steht es ihm ja frei, durch das Gericht eine Untersuchung anstellen zu lassen. Ich fürchte diese Untersuchung nicht, aber wehe dem, der sie anregt! Ich werde diesen Verläumder verfolgen und ruiniren. Ich weiß sehr wohl, wie Ihr Beide, Du und Otto, über mich denkt, Ihr habt Euch Beide bethören lassen, und daß es diesem Schurken so leicht geworden ist, die Familienbande zu sprengen, das schmerzt mich tief. Statt der Theilnahme, die ich verlangen darf, finde ich eine verletzende Kälte, ja noch mehr, ich finde einen Argwohn, der mich tödtlich beleidigen muß.«

Der Schenkwrith blickte gedankenvoll vor sich hin.

Wenn er nun dennoch dem Sohne Unrecht that? Es lag etwas in dem Tone, in welchem Heinrich seine Vertheidigung führte, was sogar den in seinem Urtheile Befangenen überzeugen konnte.

»Du hast nie Anhänglichkeit an Deine Familie bewiesen,« sagte er nach einer Weile, »Du hast stets mit Geringschätzung auf Deinen Bruder herabgesehen, wie kannst Du Dich nun beschweren –«

»Ich beschwere mich nicht über Eure Kälte, sondern über Euer festes Zusammenhalten mit meinen Feinden,« unterbrach Heinrich ihn rasch. »Ich darf von Euch verlangen, daß Ihr diesen Feinden entgegentretet, daß Ihr die Ehre des Sohnes und des Bruders in Schutz nehmt –«

»Das ist auch geschehen, aber –«

»Es ist nicht geschehen, Du hast Otto stets vorgezogen und Otto war mir nie zugethan.«

»Das hat mit den Gerüchten keine Gemeinschaft. Die vielen Todesfälle –«

»Wollt Ihr mir sie vorwerfen? Scheerenberg und Liebmann haben selbst sich das Leben genommen, der Vater meiner Frau ist am Schläge gestorben.«

»Aber man sagt, daß Du auch dabei Deine Hand im Spiele gehabt habest.«

»Wer wagt es, das zu behaupten?« fuhr Heinrich gereizt auf.

»Ich weiß es nicht, aber man sagt es.«

»Man schwätzt viel, wer sich frei von Schuld weiß, kann die Leute schwatzen lassen.«

»Du hast also ein reines Gewissen?« fragte der Schenk-wirth noch einmal.

»Ja, – ich habe es.«

»Und der Tod Deiner Frau?«

»Frage meinen Hausarzt, er wird Dir sagen, daß er von Anfang an keine Hoffnung auf Besserung gehegt habe.«

Lange blickte Bertram Schenk seinen Sohn forschend an, er zweifelte noch immer. Aber seine Zweifel waren schwächer geworden, es lag ja in der Möglichkeit, daß das Alles nur leere, verleumderische Gerüchte waren.

»Ich will Dir glauben,« sagte er endlich, »Gott allein, der in Dein Herz sieht, kann wissen, ob Du mich hintergehst. Ich werde kommen, Heinrich.«

Der Eintritt Gabels brach das Gespräch ab.

Der Friseur war erregt, man sah ihm an, daß er eine wichtige Nachricht brachte.

»Daß man das nicht früher gewußt hat!« sagte er. »Ich würde das nicht versäumt haben.«

»Wenn Ihr was gewußt hättet?« fragte Bertram Schenk.

»Daß die beiden Raubmörder heute Morgen hingerichtet worden sind,« fuhr der Friseur fort. »Ich hörte es soeben von einem Beamten, der der Exekution beiwohnte.«

»Und Ihr würdet derselben auch beigewohnt haben?«

»Gewiß, es ist ein interessantes Schauspiel –«

»Für mich nicht, guter Freund, ich begreife nicht, daß man etwas Interessantes daran finden kann.«

»O doch, doch,« sagte der Friseur; »auf dem Schaffot lernt man die menschliche Natur kennen.«

»Da seid Ihr im Irrthum,« sagte Heinrich gelassen. »Der Verurtheilte ist in der Regel, durch die vorher gegangenen Aufregungen und durch die entsetzliche Angst vor dem Tode, halb erstorben, und für mich ist es ein widerwärtiges Schauspiel, den letzten Kampf der Verzweiflung zu beachten.«

»Peter Braun soll sehr ruhig und wie gefaßt gewesen sein; der Beamte sagte, er sei sogar mit einem gewissen Trotz hinaufgestiegen, während Bernhard Schenk, der frühere Schreiber, fast hinaufgetragen werden mußte.«

»Die Hinrichtung war nicht öffentlich?« fragte der Schenkwirth.

»Nein, im Gefängnißhofs ist die Exekution vollzogen worden.«

Heinrich schritt langsam auf die Thüre zu.

»Ich sehe Dich also heute Nachmittag?« fragte er.

Bertram Schenk nickte bejahend.

Der junge Mann wollte eben die Thüre öffnen, als mehrere Herren eintraten, unter denen sich auch der Advocat des Schenkwrths befand.

»Der Proceß ist gewonnen,« sagte der Advocat, »ich wünsche Ihnen Glück.«

»Ganz sicher – gewonnen?« fragte Schenk, freudig überrascht.

»Wir bringen Ihnen schon das Geld,« nahm ein Herr das Wort. »Peter Braun hat gestern Abend ein offenes Geständniß abgelegt, und der Schreiber hat die Aussagen dieses Mannes ergänzt. Danach ist Ersterer der Bevollmächtigte des Wucherers Herz in Brasilien gewesen und ein Notariatsschreiber hat die Vollmachten gefälscht. Aus Wuth darüber, daß Jacob Herz später sich weigerte, den bedungenen Sündenlohn zu zahlen, haben diese den Raubmord begangen, der Zwei von ihnen auf's Schaffot brachte, während der Dritte von seinem Genossen ermordet wurde.«

»Das ist der Thatbestand,« fügte der Advocat hinzu, »wenn es Sie interessirt, die näheren Einzelheiten zu erfahren, so werden Sie dieselben in dem betreffenden Protokoll finden, welches gestern aufgenommen wurde. Auf Grund dieses Protokolls hat das Gericht Ihnen heute Morgen die Summe zuerkannt, und die sofortige Auszahlung derselben angeordnet.«

Bertram Schenk öffnete mit zitternder Hand das Packet, welches der Beamte ihm überreicht hatte.

Es enthielt Actien und andere Werthpapiere.

»Hier finden Sie das Verzeichniß,« sagte der Beamte, »Sie werden die Aufstellung mit dem Inhalt des Packets übereinstimmend finden.«

Heinrich und Gabel wünschten dem alten Manne Glück, der sich plötzlich im Besitz einer Summe sah, die ihn für die Zukunft aller Sorgen enthob.

Die Quittung war bereits ausgefertigt, nachdem der Schenk wirth sie unterzeichnet hatte, entfernten die Herren sich wieder und Bertram Schenk vergaß in seiner Freude ganz, sie auf ein Frühstück einzuladen.

Auch Heinrich verließ bald darauf das Haus, nachdem er seinem Vater den vergeblichen Vorschlag gemacht hatte, die Actien für ihn verkaufen zu wollen.

Bertram Schenk wies dieses Anerbieten mit dem Bemerkten zurück, daß er die Actien einstweilen nicht zu verkaufen gedenke, da er sein Vermögen nicht besser anzulegen wisse.

»Ihr habt wohl daran gethan, daß Ihr ihm das Geld nicht anvertrauet,« sagte der Friseur, nachdem Heinrich sich entfernt hatte.

»Weshalb?« erwiderte Schenk. »Fürchtet Ihr, er würde es zurückgehalten haben?«

»Man sagt, er –«

»Man sagt viel, ich glaube nicht.«

»Habt Ihr so rasch Eure Ansicht geändert? Ihr habt ja selbst oft genug geäußert, es werde einmal ein Ende mit Schrecken nehmen.«

»Hm – ja, aber –«

»Und ich sage Euch, dieses Ende ist vor der Thüre.«

»Woher könnt Ihr das wissen?«

»Na, Ihr wißt doch, daß Euer Sohn auf der Fabrik unseres Freudnes Wacker ein Kapital von fünfzehntausend Thaler stehen hatte?«

»Freilich.«

»Gut, auf dieses Kapital hat ein Gläubiger Arrest gelegt, es darf ihm nicht ausgezahlt werden, bevor der Arrest nicht aufgehoben ist.«

Bertram Schenk nahm gedankenvoll eine Prise.

»Wer weiß, wie die Sache sich verhält,« erwiderte er, »vielleicht hat Heinrich Gründe, diesen Gläubiger nicht zu befriedigen –«

»Gründe? Allerdings sehr triftige, er kann nicht.«

»Das sagt Ihr so bestimmt –«

»Ich weiß es. Sein Bankier hat ihm den Credit schon längst gekündigt, er soll enorme Summen in den jüngsten Monaten verloren haben.«

»Nun gut,« sagte der Schenk wirth, während er seine Actien wieder zusammenschnürte, »gesetzt, das Alles sei wahr, der Tod seiner Frau gibt ihm die Mittel, alle Verpflichtungen einzulösen, man schätzt das Vermögen auf zweihunderttausend Thaler.«

Der Friseur schüttelte bedenklich das Haupt.

»Wenn sich nur kein Testament vorfindet, welche durch seine Rechnung einen Strich zieht!« erwiderte er. »Ich traue der Sache nicht.«

»Wir müssen's abwarten,« fuhr Bertram Schenk fort, »wenn das Unglück über ihn hereinbricht, so hat er's durch seine gewagten Speculationen selbst verschuldet,

aber ein armer Mann ist er darum doch nicht. Er soll sein redliches Theil von dieser Erbschaft haben, aber nur dann, wenn er mit seinen Gläubigern in Ordnung ist und wenn er verspricht, sich auf solche Geschäfte nicht mehr entlassen zu wollen.«

»Ihr werdet ihm also vorher nicht unter die Arme greifen?«

»Nein, unter keiner Bedingung.«

»Daran thut Ihr wohl,« sagte der Friseur, »ich fürchte nur, Ihr werdet mit diesem Sohne noch Erfahrungen machen, die –«

»Still, redet mir nicht mehr davon, ich mag darüber nicht mehr nachdenken.«

Der Friseur verabschiedete sich, es ärgerte ihn, daß er nicht sagen durfte, was er wußte, aber er erinnerte sich des Versprechens, welches er dem Chevalier gegeben hatte und er fürchtete, in die Versuchung zu kommen, es zu brechen, wenn er länger blieb.

#### HUNDERTUNDZWÖLFTES KAPITEL. IN DER GRUFT.

Die Beerdigung Bertha's wurde mit einem Pomp in's Werk gesetzt, der die ganze Nachbarschaft und sogar die Bewohner der angrenzenden Straßen auf die Beine brachte.

Der Leichenwagen war mit Blumen und Kränzen überschüttet, eine unübersehbare Reihe eleganter Equipagen folgte ihm.

Und nicht ein Einziger in der Menge, die gaffend vor dem Sterbehause stand, würde geglaubt haben, daß die

tiefe Trauer des reichen Herrn Schenk nur eine heuchlerische Maske sei, man bedauerte allgemein diesen Mann, der so schwer vom Schicksal heimgesucht wurde.

Wenn auch Einzelne diese Schicksalsschläge als eine Vergeltung für frühere ihnen freilich unbekannte Sünden betrachten wollten, wenn Viele sogar sich die Aeußerung erlaubten, sie seien eine Strafe dafür, daß dieser Mann mit den Nahrungsmitteln des Volkes Wucher getrieben habe, so thaten diese Ansichten doch der allgemeinen Theilnahme keinen Abbruch und ein aufmerksamer Beobachter würde in manchem Auge in dem Augenblick, in welchem der reich verzierte und blumengeschmückte Sarg herausgetragen wurde, Thränen entdeckt haben.

Nur Einer von denen, die der Leiche das Ehrengelichte gaben, durchschaute diesen Mann ganz, der Chevalier von Chateaurouge, der als Kammerdiener der Verstorbenen in einem der letzten Wagen sich dem Zuge anschloß.

Er war in diesem Augenblick für Diejenigen, welche nicht aus Theilnahme, sondern aus Convenienz und anderen Rücksichten der Beerdigung beiwohnten, eine interessante Persönlichkeit die über die Krankheit und den so rasch erfolgten Tod der jungen, schönen Frau nähere Mittheilungen machen konnte, und man unterließ nicht, Fragen an ihn zu richten, deren Beantwortung ihm oft ganz unmöglich war.

Fast Jedem fiel es auf, daß die Geistlichkeit den Zug nicht begleitete und daß keine Glocke geläutet wurde.

Das geschah doch immer, wenn die Kosten nur eben bestritten werden konnten, umsomehr mußte es hier ausfallen, da ja der Kostenpunkt nicht in Betracht kam.

An den trauernden Gatten durfte man sich um Aufschluß darüber nicht wenden, Bertram Schenk zuckte die Achseln und erklärte, daß es ihm selbst unerklärlich sei, der Chevalier hingegen erwiderte denen, die ihn deshalb befragten, die Verstorbene habe sich diese Ceremonien ausdrücklich verboten.

So langte der Zug auf dem Friedhofe an und jetzt bemerkte auch Heinrich, daß kein Priester anwesend war, um den Sarg einzusegnen.

Er schleuderte dem Chevalier einen Blick zu, der mit seiner Trauer nicht in Einklang stand, aber das Versäumte konnte jetzt nicht mehr nachgeholt werden, die Todtengräber mußten den Sarg ohne Segen und ohne Gebet hinuntersenken.

Das machte auf Alle einen sehr unangenehmen Eindruck und es war vorauszusehen, daß man sich einige Tage hindurch in Vermuthungen darüber ergehen würde.

Die Gruft wurde geschlossen, die Leidtragenden entfernten sich.

Der Chevalier stieg sofort in einen Wagen und fuhr in die Stadt zurück.

Dieser Wagen kam fast gleichzeitig mit der Equipage Heinrich's vor dem Sterbeause an.

Der Chevalier ging ohne Verzug in das Cabinet, wie es ihm am Tage vorher befohlen worden war.

»Was wollen Sie hier?« herrschte Heinrich ihn an. »Ich begreife nicht, daß Sie es noch wagen, diese Schwelle zu überschreiten, nachdem Sie mich so sehr compromittirt haben.«

»Dieser Vorwurf überrascht mich,« erwiderte der Chevalier ruhig. »Sie wissen doch, daß Sie gleich nach der Beerdigung mir mir abrechnen wollten –«

»Allerdings,« fuhr Heinrich in einem Tone fort, der die gewaltige innere Erregung verrieth. »Wie aber kamen Sie dazu, weder die Glocken läuten zu lassen, noch die Geistlichkeit –«

»Die Verstorbene wünschte dies nicht,« unterbrach der Chevalier ihn gelassen, »sie hatte sich jede kirchliche Ceremonie ausdrücklich verboten.«

»Das ist eine Lüge!« fuhr Heinrich gereizt auf. »Wenn meine Gemahlin derartige Anordnungen getroffen hätte, würde sie mit mir und nicht mit ihrem Kammerdiener darüber geredet haben.«

Der Chevalier, der bisher eine demüthige Haltung angenommen hatte, richtete sich stolz empor.

»Mäßigen Sie sich, mein Herr,« sagte er mit der importirenden Ruhe eines Mannes, der sich über seinen Gegner erhaben dünkt, »ich werde jede Beleidigung meiner Ehre energisch zurückweisen. Das Verhältniß, in welchem die Verstorbene zu ihrem Gemahl stand, wollen wir unerörtert lassen, wäre es ein freundschaftliches gewesen, so würde die gnädige Frau nicht vorgezogen haben, mich mit der Erfüllung ihres letzten Wunsches zu beauftragen.«

»Das geht zu weit!«

»Durchaus nicht. Nachdem Sie sich so weit vergessen haben, mich der Lüge zu zeihen, ist jede Schranke zwischen uns gefallen.«

Heinrich sah ein, daß er diesen heißblütigen Franzosen nicht noch mehr reizen durfte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, zu einem Zweikampf gezwungen zu werden; zudem konnte es ihm auch nicht angenehm sein, wenn er sich mit einem Manne verfeindete, der vielleicht im Stande war, die öffentliche Meinung mit Einzelheiten zu beschäftigen, die besser verschwiegen blieben.

»Sie hätten trotzdem die Kirche nicht übergehen oder wenigstens mich um Rath fragen sollen,« sagte er. »Es hat gerechtes Aufsehen erregt, daß kein Priester zugegen war –«

»Es erregt Manches Aufsehen, was der Worte, die man darüber verliert, nicht werth ist,« erwiderte der Chevalier mit unerschütterlicher Ruhe. »Nachdem Sie erklärt hatten, daß der letzte Wunsch der Verstorbenen erfüllt werden solle, konnte es meine Aufgabe nur sein, mich dieser Erfüllung zu unterziehen. Zahlen Sie mir mein Gehalt, so scheiden wir in Frieden, ich habe keine Lust, diesen Wortwechsel weiter zu spinnen.«

Heinrich warf einige Banknoten auf den Schreibtisch und forderte den Kammerdiener durch einen Wink auf, sie in Empfang zu nehmen.

»Die Rechnung Jeanette's ist bereits geordnet,« sagte er, »Sie haben also beide in diesem Hause nichts mehr zu suchen.«

»Was uns Beiden nur angenehm sein kann,« erwiderte der Chevalier. »Wir werden heute Abend nach Paris zurückreisen.«

»Ich wünsche Ihnen glückliche Reise.«

»Danke bestens, vielleicht begegnen wir einander später noch einmal.«

Der Ton, in welchem der Chevalier diese letzten Worte sprach, klang so eigenthümlich, es lag so viel Hohn und daneben auch so viel Sicheres und Drohendes in ihm, daß Heinrich bestürzt den Kammerdiener anblickte, der, ohne von diesem Blick die geringste Notiz zu nehmen, nach einer höflichen Verbeugung hinausging.

Hatte er in die Seele dieses Mannes blicken können, er würde vor der nächsten Zukunft gezittert haben.

Der Chevalier durchwanderte rasch einige Straßen und trat dann in ein bescheidenes Gasthaus.

Hier erwartete ihn Jeanette mit wachsender Ungeduld.

Sie eilte dem Eintretenden entgegen, und in ihrem Blick, ihren Zügen konnte der Chevalier unzählige Fragen lesen, mit denen das Mädchen ihn zu bestürmen gedachte.

»Geduld,« sagte er, »nur noch einen kurzen Augenblick Geduld, dann wird das Räthsel für Sie gelöst sein. Haben Sie alle meine Anordnungen ausgeführt?«

»Ja, ja – aber –«

»Ist der Wagen bestellt?«

»Auf zehn Uhr.«

»Haben Sie für die Bouillon Sorge getragen?«

»Auch das.«

»Gut. Nun geben Sie Acht. Wir fahren um zehn Uhr zum Bahnhofe, punkt halb elf Uhr kommt der Zug an. Sie werden sich in meiner Nähe halten, sobald der Zug hält, mischen wir uns unter die aussteigenden Passagiere. Während ich unsre Koffer, die wir natürlich nicht in die Packkammer schaffen lassen, bewache, sorgen Sie für eine Droschke. Das ist einstweilen Alles, geben Sie nur Acht, daß es nicht derselbe Wagen ist, der uns hingebracht hat.«

»So werde ich stückweise in den Plan eingeweiht,« grollte Jeanette, »ich dürfte jetzt doch wohl verlangen, meine Verschwiegenheit und meine Geduld belohnt zu sehen.«

Der Chevalier wanderte eine Weile nachdenklich auf und ab, dann ließ er sich an dem Tische nieder, auf welchem neben einer Weinflasche ein frugales Abendbrod stand.

»Wenn Sie einigermaßen Scharfsinn besäßen, würden Sie längst meinen Plan errathen und durchschaut haben,« sagte er, während er das Glas füllte. »Bis hierher ist Alles vortrefflich gelungen, aber eine einzige kleine Unvorsichtigkeit kann auch Alles wieder verderben.«

»Und Sie fürchten, diese Unvorsichtigkeit zu begehen, wenn Sie mir Vertrauen schenken?« fragte Jeanette vorwurfsvoll.

»Das nicht, wohl aber fürchte ich, daß Sie vor der Aufgabe, die unsrer noch harrt, zurückschrecken werden.«

»Zweifeln Sie an meinem Muth?«

»Ja.«

»So versichere ich Sie, daß dieser Zweifel jeder Begründung entbehrt.

»Würden Sie zum Beispiel um Mitternacht in eine Todtengruft hinuntersteigen?«

»Wenn es sein müßte –«

»Jawohl, mit Zittern und Zagen, Sie würden aufschreien, wenn ein Sandkorn unter Ihren Füßen knirschte. Jeannette, ich will Sie einweihen, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß der Muth ein Haupterforderniß ist.«

»Ich werde muthig sein.«

»Ich vertraue darauf. Wir werden also zum Friedhof fahren.«

»Vom Bahnhof aus?«

»Ja.«

»Das ist –«

»Eine sonderbare Fahrt, wollen Sie sagen, überlassen Sie es mir, dafür zu sorgen, daß der Kutscher nichts Sonderbares darin findet. Der Wagen wird in einiger Entfernung vom Friedhofe halten, wir steigen aus und gehen hin.«

»Finden wir ihn offen?«

»Ich hoffe es, im Nothfalle übersteigen wir die Mauer, die sehr niedrig ist.«

»Und dann?«

»Dann steigen wir in die Gruft hinunter.«

»Ich dachte es mir.«

»Und es graut Ihnen bei dem Gedanken?«

»Nein.«

»Dann sind Sie muthiger, wie ich glaubte. Wir werden die gnädige Frau aus ihrem tiefen Schlafe erwecken –«

»So war es also ein Schlaftrunk?«

»Fürchteten Sie, ich habe ihr Gift gereicht? Unterbrechen Sie mich nicht so oft, die Augenblicke sind zu kostbar. Da der Kutscher weiß, daß mich nur eine Dame auf den Friedhof begleitet hat, so darf auch nur eine Dame mit mir zurückkehren. Sie werden also zurückbleiben müssen.«

»Auf dem Friedhofe?«

»Haben Sie Furcht?«

»Wieder die alberne Frage!« sagte Jeanette unwillig.  
»Sie werden doch zugeben, daß es mir gerade nicht angenehm sein kann, mitten in der Nacht allein an einem solchen Orte –«

»Liebes Kind, Sie dürfen diesen Ort verlassen, sobald der Wagen abgefahren ist. Es bleibt Ihrem Scharfsinn überlassen, den kürzesten Weg zur Stadt zu finden, ich hoffe, daß Ihnen das gelingen wird. Wir kehren im Hof von Holland ein und werden dafür Sorge tragen, daß –«

»Du lieber Gott, ich spreche kein deutsches Wort, wie soll ich in der Nacht diesen Gasthof finden?«

»Das ist allerdings fatal, aber ich kann Ihnen diese Unannehmlichkeit nicht ersparen. Also gelingt es Ihnen nicht, den Gasthof zu finden, so kehren Sie in jedem anderen beliebigen Hause ein und nehmen Sie morgen früh

eine Droschke. Im Hof von Holland finden Sie die Kammerzofe der Schwester des Chevalier von Chateaurouge, – vergessen Sie das nicht.«

Jeanette war überrascht, wenn sie auch längst errathen hatte, daß Henri kein gewöhnlicher Kammerdiener war, für einen Edelmann würde sie ihn doch nicht gehalten haben.

Der Chevalier erhob sich und sah auf die Uhr.

»Es ist Zeit,« sagte er, »der Wagen wird gleich hier sein.«

In der That fuhr nach wenigen Minuten der Wagen vor.

Die Beiden ließen das Gepäck hinunterbringen und stiegen ein.

Als sie auf dem Bahnhofe angelangt waren, ging Jeanette in den Wartesaal, der Chevalier verfügte sich auf den Perron.

Die Eisenbahnbeamten, welche sich seines Gepäcks annehmen wollten, wies er zurück mit dem Bemerkten, daß er noch unentschlossen sei, ob er den Zug benutzen werde.

Jeanette erstaunte, als er bald darauf durch den Wartesaal schritt. Das war nicht mehr der höfliche, dienst-eifrige Kammerdiener, es war in Gang und Haltung der Edelmann, der mit vornehmer Geringschätzung auf die bürgerliche Umgebung hinunterblickte.

Der Zug kam an. Jeanette trat hinaus, um einen Wagen zu engagiren.

Gleich darauf erschien auch der Chevalier; ein Beamter trug sein Gepäck.

Er stieg in den Wagen, nachdem er Jeanette, die in der Dunkelheit für eine Dame aus den höheren Ständen gehalten werden konnte, hineingehoben hatte.

»Zum Hof von Holland,« sagte er.

Der Kutscher stieg auf den Bock, der Wagen fuhr ab.

Als derselbe eine kurze Strecke gefahren war, ließ der Chevalier halten.

»Guter Freund,« sagte er, als der Kutscher vor der Wagenthüre stand, »meine Schwester hat einen sonderbaren Wunsch, der Ihnen, wenn Sie ihn erfüllen wollen, ein gutes Trinkgeld einbringen wird. Sie will den Friedhof besuchen.«

»Jetzt?« fragte der Kutscher erstaunt.

»Ja. Wir wollen morgen in aller Frühe wieder abreisen.«

»Hm – ich will Sie hinfahren, aber –«

»Sie glauben, der Friedhof wird verschlossen sein? Wenn er es ist, wecke ich den Todtengräber.«

Der Kutscher schüttelte den Kopf, er begriff offenbar diesen sonderbaren Wunsch nicht.

»Es ist dort ein Grab, welches meine Schwester gerne besuchen möchte,« fügte der Chevalier hinzu, während er dem Kutscher ein Goldstück gab. »Fahren Sie uns hin und warten Sie mit dem Wagen in einiger Entfernung, bis wir zurückkehren.«

Nachdem der Kutscher sich bei dem Scheine seiner Laterne überzeugt hatte, daß er ein wirkliches Goldstück in der Hand hielt, schwanden seine letzten Bedenken, es

war ja nicht seine Sache, sondern Sache der Fremden, den Eingang zum Friedhofe sich zu öffnen.

Der Wagen rollte weiter, als er nach einer ziemlich langen Fahrt hielt, stiegen die Beiden aus.

»Verlieren Sie nicht die Geduld,« sagte der Chevalier, »Madame wird sich vielleicht länger an dem Grabe ihres Kindes aufhalten, als uns lieb ist.«

»Werde schon warten,« erwiderte der Kutscher, »das Fuhrgeld wird nach der Stunde berechnet, und wir haben in der Nacht doppelte Taxe.«

Der Chevalier und Jeanette schritten rasch auf das Thor zu, – es war nicht geschlossen.

»Vortrefflich,« flüsterte der Chevalier, »der Mann hat Wort gehalten.«

Nach einer kurzen Wanderung langten sie vor der Gruft an.

Die Fallthüre war halb geöffnet, die Leiter angelehnt.

»Steigen Sie hinunter,« sagte der Chevalier, »ich werde Ihnen folgen.«

Jeanette zögerte; als sie den schwachen Schein der Laterne bemerkte, kam sie mit muthiger Entschlossenheit der Aufforderung nach.

Die Schieber waren geöffnet, das Licht der Laterne fiel auf das schöne Antlitz, dessen Wangen – war es Schein oder Wirklichkeit – leicht geröthet waren.

Der Chevalier öffnete ein Flaçon und besprengte mit dem Inhalt desselben die Mauern und die Särge.

Ein köstlicher Blumenduft erfüllte sofort den ganzen Raum.

Jetzt öffnete der Chevalier ein zweites Flaçon, er bat Jeanette, die Schläfen, die Augen und die Lippen ihrer Herrin mit der scharf duftenden Essenz zu benetzen.

Fünf Minuten später öffneten sich die Augen, ein leichter Seufzer entfuhr den Lippen.

Das Erwachen hatte durchaus nichts Entsetzliches, nichts, was Angst oder Grauen einflößen konnte, vergaß man die Umgebung, so konnte man denken, Bertha sei in ihrem Schlafgemach aus einem erquickenden Schlummer erwacht.

»Still,« flüsterte der Chevalier, »Ihre Freunde sind bei Ihnen. Sie sind gerettet. Sprechen Sie keinen Laut, vergessen nicht, daß noch immer Gefahr droht, wenn wir nicht sehr vorsichtig sind. Friert Sie?«

»Nein,« erwiderte Bertha verwirrt, »ich fühle mich so wohl, so frisch –«

»Sehr gut. Erheben Sie sich und verlassen Sie diese sonderbare Lagerstätte. Erschrecken Sie nicht, Sie befinden sich in Ihrer Familiengruft. Muth und Vorsicht!«

Bertha begriff augenblicklich die Nothwendigkeit dieser Vorsicht, sie erinnerte sich, wenn auch dunkel, der Ereignisse, die ihrem Schlaf vorhergegangen waren.

Die Bouillon und der Wein, den die Beiden mitgebracht hatten, mundeten ihr vortrefflich, ihr war, als sei sie zu einem neuen Leben erwacht, so wohl und munter, so leicht und frisch fühlte sie sich.

Der Chevalier schloß inzwischen den Sarg, er schloß sämtliche Schieber.

»Jetzt verlassen Sie zuerst die Gruft,« wandte er sich zu Jeanette. »Verbergen Sie sich oben hinter dem Gesträuch, bis Sie hören, daß der Wagen abfährt.«

Jeanette gehorchte, ohne eine Einwendung zu machen, seitdem sie wußte, daß der frühere Kammerdiener ein Edelmann war, wagte sie nicht, seine Anordnungen zu bekritteln.

Der Chevalier und Bertha folgten dem Mädchen.

Bertha stützte sich auf den Arm ihres Begleiters, sie hatte ihr Wohlbefinden zu früh gerühmt, sie fühlte jetzt, daß sie schwach und ermattet war.

»Ah – das hat ja so sehr lange nicht gedauert,« sagte der Kutscher, »ich hatte nicht geglaubt, daß Sie so bald zurückkehren würden.«

»Desto besser für mich und für Sie,« erwiderte der Chevalier ruhig. »Ich wünsche, daß Sie über diese Fahrt nicht mit Ihren Kollegen sprechen.«

»Bewahre, ich kann schweigen.«

»Es wird mir lieb sein. Fahren Sie uns jetzt zum Hof von Holland.«

Während der Wagen über die Landstraße rollte, theilte der Chevalier der jungen Frau mit, was ihr zu wissen nöthig war, er weihte sie ein in den Plan und bat sie, ihn zu unterstützen.

Bertha war entsetzt über den Blick, den der Chevalier sie in die Seele ihres Gatten werfen ließ, sie wollte unverzüglich ihn dem Gericht überliefern, aber ihr Begleiter bewies ihr, daß dies der richtige Weg nicht war.

Daraufhin genehmigte Bertha das Vorhaben des Chevaliers, der ihren Dank bescheiden zurückwies.

Der Chevalier forderte im Hof von Holland drei Zimmer und verlangte sofort das Fremdenbuch, in welches er mit fester Hand ›Chevalier von Chateaurouge nebst Schwester und Dienerschaft‹ einschrieb. Dann bat er den Kellner, den Hausknecht zum Bahnhofe zu schicken, um sich zu erkundigen, ob die Kammerzofe seiner Schwester vielleicht noch dort sei.

»Das arme Mädchen spricht nur französisch,« fügte er hinzu, »und ich fürchte sie hat den Bahnhof verlassen und sich verirrt.«

Der Knecht wurde ausgeschickt, er lehrte mit dem Bescheid zurück, daß er von der Zofe keine Spur entdeckt habe.

Wie Jeanette befürchtet hatte, so traf es auch ein. Sie konnte sich in der großen Stadt nicht zurechtfinden, und Mitternacht war bereits nahe, als sie dieselbe erreichte.

Unter diesen Umständen hielt sie es für rathsam, in das erste Gasthaus, welches sie noch offen fand, einzukehren und am andern Morgen sich durch eine Droschke zum Hof von Holland bringen zu lassen.

#### HUNDERTUNDDREIZEHNTE KAPITEL. DER SÜNDE LOHN.

Vierzehn Tage waren seit der Beerdigung Bertha's vergangen.

Bertram Schenk hatte sein Haus festlich geschmückt, heute sollte das Fest, nach welchem Otto und Nikolas sich längst gesehnt hatten, gefeiert werden.

Es war darüber, in welchem Hause dies geschehen sollte, zwischen dem Bankier Schirmer und Bertram Schenk lange berathen werden.

Otto Schirmer und Tante Therese wollten sich die Bewirthung der Hochzeitsgäste nicht nehmen lassen und Bertram Schenk weigerte sich auch, darauf zu verzichten.

Ihm stand insofern ein besserer Grund zur Seite, als er sich darauf stützte, daß er doppelt interessirt sei, da ja zwei seiner Kinder an diesem Tage das Fest ihrer Hochzeit begingen, wohingegen Otto Schirmer nicht nur seine größeren Räume hervorhob, sondern auch sich auf den Trauerfall in der Familie Schenk's berief, der ja eigentlich dem Schenkwirth nicht erlaube, in seinem Hause ein Fest zu feiern.

Dieser Wettstreit, an welchem nicht allein Tante Therese, sondern auch Frau Schenk Theil nahm, währte so lange, bis man sich dahin einigte, daß das Loos entscheiden solle, und nun ging der Schenkwirth als Sieger aus diesem Streite hervor.

Die Trauung wurde am Vormittag in der Pfarrkirche vor einigen Zeugen vollzogen, die Gäste waren auf den Mittag geladen, und Bertram Schenk beabsichtigte, sie vor Mitternacht nicht zu entlassen. Das stand allerdings nicht recht im Einklang mit dem Trauerfall, auf den der Bankier sich berufen hatte, aber der Schenkwirth gestand ganz offenherzig, daß dieser Trauerfall in seine Familie nicht tief eingegriffen habe, da ja die Verstorbene ihr stets fremd geblieben sei.

Ueber diesen Todesfall hatte man in der Stadt gar nicht gesprochen, man war mit einigen Worten der Theilnahme für den schwer geprüften Gatten der Verstorbenen darüber hinweggegangen und man mußte es begreiflich finden, daß die Geschwister des Hinterbliebenen deshalb ihre Hochzeit nicht verschieben wollten.

Die Gäste bildeten, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gemischte Gesellschaft.

Der Friseur Gabel mit seiner Braut, der Marchand-Tailleur Wacker mit seiner Gattin und einige andere Bekannte des Schenkwriths mit ihren Frauen und Töchtern konnten sich nicht wohl mit den Freundinnen Eugenie's und den speciellen Freunden Schirmer's vereinigen und so war es denn eine ganz natürliche Folge, daß die Gesellschaft sich in zwei Kreise trennte und zwischen diesen beiden sich eine Schranke bildete, die Niemand gerne überstieg.

Aber trotz alledem herrschte in dem Kreise eine heitere gemüthliche Stimmung, die mit der steifen, förmlichen Etikette am Hochzeitstage Bertha's nichts gemein hatte.

Und Bertram Schenk war ganz dazu geschaffen, die fremden Elemente einander näher zu führen, seine ungewundene Liebenswürdigkeit, seine Offenherzigkeit und sein Humor rüttelten mehr und mehr an der Schranke, bis sie endlich, wenn auch nur theilweise, fiel.

Es fehlte auch hier nicht an Trinksprüchen und theils ernstern, theils launigen Reden; sogar der Friseur Gabel wagte es, sein oratorisches Talent zu versuchen und nicht allein sich, sondern auch die Gäste durch die kühnen

Wendungen und Seitensprünge, die er hineinflocht, in Verzweiflung zu bringen.

Auch Fritz Wacker erlaubte sich, eine Rede zu halten und ihr gebührte die Krone des Abends.

Der Schneidermeister hatte nie vorher seine Lügen über China, ›das himmlische Reich‹, so stark aufgetragen, wie er es heute that; er versicherte mit dem ernstesten Gesichte Dinge, die an's Fabelhafte grenzten, und es kümmerte ihn durchaus nicht, daß seine Gattin sich bemühte, durch energisches Ziehen an den Flügeln seines Fracks, ihn auf seine Untugenden aufmerksam zu machen.

Fritz Wacker erreichte seinen Zweck, er belustigte die Gesellschaft und gab sich, wenigstens nach seiner Ueberzeugung, in den Augen aller Anwesenden den Anschein eines weitgereisten, kenntnißreichen Mannes.

Nur Einer fehlte bei diesem Doppelfeste, Heinrich, er hatte die Einladung nicht angenommen, unter dem Vorwande, daß es sich für ihn nicht zieme, schon so bald nach dem Tode seiner Gattin an einem Feste Theil zu nehmen.

Man mußte diesen Vorwand gelten lassen, und außer Madame Schenk war Niemand betrübt darüber, daß dieses Familienglied fehlte.

Aber Niemand ahnte auch, welche schweren Sorgen an diesem Tage die Seele dieses Mannes drückten.

Es schien fast, als ob seine sämmtlichen Gläubiger sich verabredet hätten, ihn zu stürzen und zu vernichten, so hartnäckig und ungestüm drangen sie auf ihn.

Schon am Tage nach der Beerdigung kamen drohende Mahnbriefe, sie wurden bei Seite gelegt.

Am Tage darauf erschienen einige Gläubiger persönlich, um Zahlung zu verlangen, mit einer fast verachtenden Geringschätzung machte Heinrich sie darauf aufmerksam, daß er durch den Tod seiner Frau in den Besitz eines Vermögens gelangt sei, welches sein eignes bedeutendes Vermögen weit übersteige. Er hatte ihnen mit derben Worten erklärt, daß er sie sammt und sonders auf Heller und Pfening befriedigen werde, sobald er einige ausstehende Kapitalien flüssig gemacht habe, daß er aber fortan mit Keinem von ihnen je wieder in Geschäftsverbindung treten werde.

Sein stolzes, sicheres Auftreten imponirte den Gläubigern, sie geduldeten sich, in der Hoffnung, daß die Zahlung in den ersten Tagen erfolgen werde.

Heinrich schickte nun zur Bank, er berief sich in seinem Brief, den er an die Direktion schrieb, darauf, daß er durch den Tod seiner Frau der Universalerbe ihrer Hinterlassenschaft geworden sei und ersuchte um sofortige Zahlung der Hälfte des deponirten Geldes.

Er rechnete mit Sicherheit auf den Empfang dieser Summe, die ihm nach seiner Ansicht nicht vorenthalten werden könnte, da er ja der einzige berechtigte Erbe war.

Um so größer war seine Bestürzung, als der ausgesandte Bote mit der Nachricht zurückkehrte, die Bank habe die Aushändigung des Geldes verweigert.

Er eilte nun persönlich hin, noch immer hoffend, daß hier nur ein Mißverständniß obwalten könne, welches zu beseitigen ihm mit leichter Mühe gelingen werde.

Das Billet Bertha's, welches das Datum des Todestags trug, und welches der Bankdirektor ihm vorlegte, gab seinen Hoffnungen den Todesstoß.

Vier Wochen sollte er warten und dann erfahren, welche Bestimmungen Bertha über ihre Hinterlassenschaft getroffen hatte?

Welcher Art waren diese Bestimmungen?

Hatte Bertha zu Gunsten eines Andern, als ihres Gatten über ihr Vermögen verfügt?

Und wer war dieser Andere?

Heinrich glaubte wahnsinnig zu werden über alle die Fragen, Vermuthungen und Zweifel, die auf ihn einstürmten, er fühlte sich nicht im Stande, zu Fuß zurückzukehren, er mußte einen Wagen miethen und sich heimfahren lassen.

Das war ein vernichtender Schlag, der ihn um so härter traf, als er ihn nicht erwartet, ihn nicht in seine Pläne und Berechnungen hineingezogen hatte.

Es war ihm unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen, er sah voraus, daß das Haus über ihm einstürzte und ihn unter seinen Trümmern begrub.

Dafür also hatte er so schwer gesündigt, dafür so viele Verbrechen begangen, um zuletzt als Bettler von der Gnade seiner Familie leben zu müssen?

Der Gedanke war ihm unerträglich.

Er eilte zu Marie Latour, sie wußte nichts von jenem Billet, von den auch ihr unbekanntem Bestimmungen.

Zum ersten Male ahnten die Beiden, daß die Verstorbene sie hintergangen hatte, trotz ihrer List und Schlaueit, daß sie mit dem Kammerdiener hinter dem Rücken ihrer Umgebung conspirirt hatte.

Marie Latour entsann sich jetzt aller Verdachtsgründe, die damals sie vor diesem Kammerdiener gewarnt hatten, sie machte ihrem Verbündeten Vorwürfe, weil er derzeit so thöricht gewesen war, den Menschen in seinem Hause zu dulden; und zu diesen Vorwürfen gesellte sich bald auch die Befürchtung, daß Henri und Jeanette, sei es durch Zufall oder scharfe Beobachtung mehr wissen könnten, als ihnen, den Verbrechern, lieb sei.

Diese Befürchtung verlor zwar ihren Halt durch den Umstand, daß die Beiden abgereis't waren, ohne eine Drohung ausgesprochen, oder einen andern feindseligen Schritt gethan zu haben, aber so ganz ließ sie sich dennoch nicht beseitigen, das schuldbeladene Gewissen konnte, nachdem der Argwohn und die Angst hineingezogen waren, nicht mehr beschwichtigt werden.

Man kam endlich dahin überein, die Stadt zu verlassen, sobald das Nöthigste geordnet war.

Heinrich sollte sein Geschäft liquidiren, seine Ausstände einziehen und die Gläubiger befriedigen, er sollte ferner seinen Vater zur Auszahlung des Antheils an der Erbschaft, der Heinrich zufiel, zu bewegen suchen und außerdem die Bestimmungen Bertha's über ihre Hinterlassenschaft abwarten.

Man besaß dann, wenn man das Vermögen Marie's hinzu rechnete, so viel, daß man die bisherige Lebensweise fortsetzen konnte, ohne das Ende befürchten zu müssen.

Selbst für den Fall Bertha zu Gunsten eines Andern über ihr Vermögen verfügt hatte, war es dennoch möglich, daß auch Heinrich mit einer nicht unbedeutenden Summe bedacht war, die man nicht gerne verlieren wollte.

War dies Alles geschehen, so wollte man Köln verlassen und fortan in Paris oder London seinen Wohnsitz nehmen, in diesen großen Städten konnte man immer Summen gewinnen, wenn man nur die Quellen auszubeuten wußte.

Der Plan war vortrefflich, je länger Heinrich über ihn nachdachte, desto mehr leuchtete ihm die Vortrefflichkeit desselben ein.

Er zog eine genaue Bilanz seines Geschäfts und fand, daß ihm nach vollständiger Befriedigung seiner sämtlichen Gläubiger noch eine kleine Summe übrig blieb.

Er dachte auch daran, seinen Gläubigern einen Accord vorzuschlagen, aber sein Stolz sträubte sich dagegen, er konnte diesen Vorschlag nicht mehr machen, nachdem er sich jenen Leuten gegenüber so trotzig auf's hohe Pferd gesetzt hatte.

Aber dieser Plan war eng mit einer Bedingung verknüpft, der nämlich, daß er nicht gedrängt wurde, daß es ihm überlassen bleiben mußte, allmählich seine Angelegenheiten zu ordnen.

Nun hing die Erfüllung dieser Bedingung nicht von ihm, sondern von seinen Gläubigern ab, und dieser Umstand zog den Strich durch die Rechnung.

Die Gläubiger hatten sich geduldet und gehofft, ihr Schuldner werde die Erbschaft seiner Frau antreten und alsdann ohne Verzug seinen Verpflichtungen nachkommen.

Statt dessen erfuhren einige von ihnen, daß die Bank sich geweigert hatte, die deponirten Gelder der Hinterlassenschaft auszuzahlen, daß über diese Hinterlassenschaft selbst Bestimmungen getroffen waren, die man noch nicht kannte, die aber keinesfalls dem Gatten der Erblasserin günstig sein konnten. Dieses Gerücht verbreitete sich rasch an der Börse, es flößte den zahlreichen Gläubigern Angst und ein gerechtes Mißtrauen ein, und jeder unter ihnen hielt es für einen unverantwortlichen Fehler, jetzt noch länger Geduld zu zeigen.

So stürmte denn wenige Tage später wieder Alles auf Heinrich ein und vorzugsweise an dem Tage, an welchem seine Geschwister das Fest ihrer Hochzeit begingen, sah er sich so sehr bedrängt, daß er endlich Befehl gab, Jeden abzuweisen unter dem Vorwande, der Chef der Firma sei nicht zu Hause. Aber auch dieser Schild schützte ihn nicht mehr.

Mehrere, die abgewiesen worden waren, entfernten sich mit der Drohung, sofort die gerichtliche Klage einleiten zu wollen, Andere versuchten trotz der Zurückweisung in das Cabinet einzudringen.

Der alte Buchhalter war in Verzweiflung, er suchte die Mahner zu beruhigen, er versprach ihnen Alles, was sie nur wollten, aber seine Versprechungen hatten kein Gewicht, so lange der Klang des Geldes sie nicht begleitete.

Am Nachmittage zur Zeit der Börse glaubte Heinrich einmal aufathmen zu können.

Er horchte an der Thüre, im Comptoir war Alles still. Er wollte mit seinem Buchhalter über einen Plan reden, den er entworfen hatte, demzufolge eine bedeutende Summe auf das Wohnhaus aufgenommen werden sollte. Mit dieser Summe gedachte er die ungestümsten Gläubiger zu befriedigen. Der Plan war so einfach, daß er nicht begriff, weshalb er nicht früher schon an denselben gedacht hatte.

Als er die Thüre öffnete, fiel sein erster Blick auf den Kaufmann Levinsohn, der im Comptoir auf einem Stuhle saß und schon seit einer Stunde still und geduldig auf den Augenblick wartete, in welchem es ihm vergönnt sein würde, seinem Schuldner in's Antlitz schauen zu können.

Dieser Mann hatte eine Forderung von vierzigtausend Thaler und wenn es auch rein gewonnenes Geld war, er wollte es doch nicht verlieren.

Heinrich wollte erschreckt die Thüre wieder schließen, aber, der Sohn Israels kam ihm zuvor.

Er stand im Cabinet seinem Schuldner gegenüber, ehe Heinrich sich von seiner ersten Bestürzung erholt hatte.

»Also so weit sind wir schon gekommen, daß wir uns verleugnen lassen?« nahm Levinsohn das Wort und es

lag ein schneidender Hohn in seiner Stimme. »Hab's mir wohl gedacht, daß man mich hat wollen hinter das Licht führen, aber Levi Levinsohn ist ein gescheidter Mann, er läßt sich nicht leicht betrügen von den Christen.«

»Was berechtigt Sie zu dieser Sprache?« fuhr Heinrich gereizt auf. »Sie haben noch keine Ursache, zu glauben, daß ich Sie betrügen will.«

Ein eigenthümliches Lächeln breitete sich über das pockennarbige Gesicht des Sohnes Israels. In diesem Lächeln lag Alles, was man darin finden wollte, Spott, Hohn, Verachtung, bessere Ueberzeugung und Angst.

»Wenn Sie das nicht wollen, so zahlen Sie, was Sie mir schuldig sind,« fuhr Levinsohn fort, »ich habe gehabt Geduld, so lange –«

»Und Sie werden sich noch länger gedulden müssen,« fiel Heinrich ihm in's Wort. »Ich weiß nicht, welcher Umstand diese allgemeine Angst so plötzlich hervorgerufen hat. Glaubt man denn, ich sei schon bankerott?«

Levinsohn zuckte die Achseln.

»Meine Ausstände decken die Schulden vollständig –«

»Wenn das ist, so tilgen Sie die Schulden –«

»Das Vermögen meiner verstorbenen Gattin –«

»Schwindel, lieber Freund! Die Bank zahlt es nicht aus, es ist ein Testament im Hintergrunde, wenn Sie der Erbe wären, bedürfte es keines Testamentes.«

»Das wissen Sie also auch schon?« fragte Heinrich, der trotz der Bestürzung seine Fassung nicht verlor.

»Natürlich weiß ich es,« fuhr Levinsohn fort, »ich werde mich doch nach den Verhältnissen meiner Schuldner

erkundigen! Machen Sie mir keine Flausen, ich verlange Geld.«

»Nun wohl, Geld habe ich augenblicklich nicht, die ausstehenden Kapitalien sind gekündigt, aber es vergehen noch Monate, ehe ich sie flüssig machen kann. Meine Geschäftsforderungen gehen ebenfalls sehr langsam ein, womit also soll ich die Schulden tilgen? Ich mache Ihnen aber einen annehmbaren Vorschlag. Dieses Haus ist noch nicht belastet, zahlen Sie mir zwanzigtausend Thaler, so gebe ich Ihnen eine notarielle Verschreibung, in welchem ich Ihnen dieses Haus mit ganzen Einrichtung mit Equipagen und Pferden verpfände. Sie werden den Werth zu taxiren wissen, wenn ich ihn gering anschlage, so beträgt er fünfzigtausend Thaler, Sie sind also durch die Verpfändung für Ihre Forderung gedeckt.«

»Gott Abrahams – wie schlau!« spottete der Sohn Israels. »Sie wollen verpfänden, was nicht ist Ihr Eigenthum?«

»Herr Levinsohn!«

»Ereifern Sie sich nicht, guter Freund, die Sache ist sehr klar. Dieses Haus sammt der Einrichtung ist gewesen das Eigenthum Ihres Schwiegervaters und übergegangen nach seinem Tode auf Ihre Frau. Wenn nun das Testament Ihrer Frau bestimmt, daß dieses Haus nicht sein soll Ihr Eigenthum, so ist die Verpfändung geworden ein werthloser Wisch und Sie haben betrogen Levi Levinsohn um sechszigtausend Thaler Preußisch Courant. Ich habe

gesagt: betrogen – ehrlich ist es nicht, wenn man sich einläßt in Speculationsgeschäftchen und kann nachher nicht bezahlen die Differenzen.«

Die Wucht dieser in scharfem, strengem Tone gesprochenen Worte wirkte niederdrückend auf Heinrich, der selbst noch nicht daran gedacht hatte, daß sein Plan an diesem gerechten Einwurf scheitern könne.

»So stehen die Sachen,« fuhr Levinsohn fort, »es wird Keiner so thöricht sein, Ihnen zu geben Geld auf eine Sache, die nicht ist Ihr Eigenthum. Ich lasse Ihnen Zeit bis morgen Mittag und ich will mich begnügen vorläufig mit zwanzigtausend Thaler, wenn ich aber nicht habe das Geld morgen Mittag um zwölf Uhr, lasse ich Sie fallit erklären. Sie sollen kennen lernen Levi Levinsohn, vor dem Sie sich verleugnen ließen.«

Heinrich zitterte vor Entrüstung und Wuth, aber er wußte auch, daß dieser Gläubiger Wort hielt, wenn er nicht befriedigt wurde.

Sollte er ihn zurückrufen, nochmals Bitten und gute Worte an ihn verschwenden?

Sein Stolz litt es nicht, und es war ja auch mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Bitten kein Gehör fanden.

Aber was nun?

Es war in der That richtig, über das Haus, über die Einrichtung, die Equipagen und die Pferde konnte er nicht verfügen, solange das Testament sie ihm nicht als Eigenthum zuerkannte.

Die Bank zahlte nicht aus, Credit und Werthpapiere, die er versilbern konnte, besaß er auch nicht mehr, und

wenn Bertha ihn enterbt hatte, so war er nicht allein ein Bettler, sondern auch ein Bankerotteur, den Jeder verachtete.

Lange grübelte Heinrich über die Mittel, die seine Ehre retten konnten, nach, er fand nur ein einziges und er hegte gerechte Zweifel, daß es ihm möglich sein werde, durch dasselbe seinen Zweck zu erreichen. Aber der Versuch konnte wenigstens gemacht werden.

Heinrich zögerte nicht mehr, nachdem er über seinen Vorsatz mit sich im Reinen war.

Er eilte in die Wohnung seines Vaters und in seiner gedrückten, düstern Stimmung berührte der Jubel, der dort ihm entgegenschallte, ihn unangenehm.

Er ließ den Schenk wirth in's Schlafzimmer rufen, hier hoffte er, ungestört mit ihm reden zu können.

Es währte eine geraume Weile, ehe Bertram Schenk erschien und während dieser Zeit fand Heinrich Muße genug, über den Schritt, den er thun wollte, nachzudenken.

Er sagte sich, daß der Augenblick sehr gut gewählt sei, voraussichtlich werde der alte Mann schon einen kleinen Spitz haben und in dieser Verfassung war er, wie Heinrich aus Erfahrung wußte, bis zum Leichtsinn gutmüthig.

Aber auch in dieser Hoffnung sah er sich betrogen.

Bertram Schenk hatte allerdings schon recht wacker der Flasche zugesprochen, aber sein Verstand war noch immer klar genug, um die Sachlage durchschauen zu können.

Er hörte den Sohn schweigend an und erwiderte dann mit einer Festigkeit, die sich so leicht nicht erschüttern ließ, daß er diese Bitte nicht erfüllen werde.

»Wie man's treibt, so geht's,« sagte er, »ich habe Dich früh genug gewarnt. Damals hast Du meine Warnungen verspottet und heute verlangst Du, daß ich den Kopf für Dich in's Loch halten soll.«

»Aber ich verlange ja nicht mehr, als den Antheil, der mir gebührt,« warf Heinrich ein.

»Gebührt er Dir?« fuhr der alte Mann fort. »Doch wohl erst dann, wenn ich die Augen geschlossen und in meinem Testament keine andere Verfügungen getroffen habe.«

»Ah – ist es das? Du gehst schon jetzt mit der Absicht um, mich zu enterben?«

»Keineswegs, ich will nur nicht mein Geld zum Fenster hinaus werfen. Arrangire Dich mit Deinen Gläubigern, so gut Du kannst, es ist ja doch Alles Sündengeld, was Du gewonnen und wieder verloren hast, gib ihnen Alles, was Du hast und überlasse es ihnen, sich darin zu theilen. Wenn das geschehen ist und Du mir versprichst, fortan Dich in derartige Speculationen nicht mehr einlassen zu wollen, so bin ich bereit, Dir wenigstens einen Theil Deines Vermögens sofort auszuzahlen, früher erhältst Du keinen rothen Heller.«

Heinrich biß auf die Lippe, um sich zu beherrschen, er nahm seinen Hut, und schoß einen Blick auf den alten Mann, in dem ein glühender Haß sich kund gab.

»Ist das Dein letztes Wort?« fragte er mit dumpfer, heiserer Stimme.

»Ich kann nicht anders,« lautete die Antwort. »Später wirst Du selbst einsehen, daß ich nur Dein Bestes gewollt habe.«

»Mein Bestes!« höhnte Heinrich.

»Allerdings! Gebe ich Dir jetzt das Geld, so fließt es in die Taschen Deiner Gläubiger und Du hast nachher nichts mehr, so aber rette ich Dir wenigstens so viel, daß Du Dir eine bescheidene Existenz sichern kannst.«

Heinrich hörte die letzten Worte nicht mehr, er eilte hinaus, zurück in seine Wohnung, in der zu den alten neue Sorgen ihn erwarteten.

Er hatte sein Cabinet kaum betreten, als ihm der Besuch zweier Herren gemeldet wurde, die dringend mit ihm zu reden verlangten und schon seit einer halben Stunde seine Rückkehr erwarteten.

Abgewiesen konnten sie nicht werden, denn sie hatten gesehen, daß er zurückgekehrt war.

Und trotzdem würde Heinrich ihren Besuch nicht angenommen haben, wenn er gewußt hätte, wer diese Beiden waren.

»Auch das noch!« murmelte er, als er in dem ersten Eintretenden den Vetter seines ehemaligen Principals, den Bettler von Breslau, erkannte.

»Sie werden die leicht begreifliche Hoffnung gehegt haben, daß ich in meine Heimath zurückgekehrt sei und nicht mehr daran denke, einen Anspruch auf die Hinterlassenschaft meines Veters zu machen,« nahm der lange

Christian das Wort, der auf seinen Stock gestützt in sehr entschiedener, fast herausfordernder Haltung vor dem jungen Manne stand. »Das ist nun, wie Sie sehen, nicht der Fall, ich bin heute fester denn vorher entschlossen, diese Ansprüche geltend zu machen.«

»Wie es Ihnen beliebt!« erwiderte Heinrich, kurz angebunden. »Thun Sie es am geeigneten Orte, es ist überflüssig, daß Sie hierher kommen, um mir zu drohen.«

»Sie stützen sich noch immer darauf, daß der Schleier, der Ihr Verbrechen bedeckt, nicht gehoben werden könne,« fuhr Scheerenberg fort. »Ich sage Ihnen, er ist gehoben, die Beweise sind in meiner Hand.«

»Wirklich?« spottete Heinrich, der die feste Ueberzeugung hegte, daß das nur ein Schreckschuß, eine Falle sei.

»Sie zweifeln daran?« fragte der Begleiter Scheerenberg's. »Ich war Wärter in der Anstalt Merville's, und ich weiß mehr, als Ihnen lieb sein kann.«

»So so,« fuhr Heinrich fort, eine Gleichgültigkeit heuchelnd, die seiner Seele fremd war, »ich habe mit dem Schuft Merville nichts gemein gehabt!«

»Werden Sie das auch dann noch behaupten, wenn wir Ihnen beweisen, daß mein Vetter sehr genau Ihre Beziehungen zu Merville kannte?« fragte der lange Christian. »Sie haben sich vortrefflich vorgesehen, aber dabei vergessen, daß es einen Richter über uns gibt, dem nichts verborgen bleibt. Herr Müller, wollen Sie nicht die Güte haben, diesem Spießgesellen des Giftmischers die Einzelheiten zu berichten –«

»Bedenken Sie Ihre Worte!« rief Heinrich aufbrausend. »Ich werde Sie hinaus versetzen lassen und die Polizei ersuchen, Sie mit Zwangshaft in Ihre Heimath zurückzuschaffen! Hinaus, sage ich, oder –«

»Wenn Sie in Ihrem Arsenal dieser Drohungen noch mehr haben, so rücken Sie nur damit heraus,« unterbrach Scheerenberg ihn kalt, »uns werden sie weder vernichten, noch einschüchtern, wir haben zu starke Waffen gegen Sie! Sie hätten das Spiel gewonnen gehabt, wenn nicht meine Armuth mich in London in's Gefängniß gebracht hätte. Dort lernte ich diesen Mann kennen, der Zufall brachte die Rede auf Merville, und da erfuhr ich denn, was zu erforschen ich mich lange vergeblich bemüht hatte.«

»Also im Gefängniß ward der Plan ausgeheckt, mich durch Drohungen um eine Summe zu prellen?«

»Von einer Prellerei kann hier keine Rede sein,« entgegnete Scheerenberg ruhig. »Ich verlange, was mir gebührt und gedenke daneben die schmachliche Ermordung meines Veters zu rächen. Sie könnten mich fragen, weshalb, wenn dies meine Absicht sei, ich Sie zuvor warne, ehe ich den vernichtenden Schlag führe. Ich würde Ihnen darauf erwidern, daß –«

»Beenden wir diesen unerquicklichen Streit,« nahm Müller das Wort. »Sie müssen ja nun einsehen, daß wir es mit einem hartgesottenen Sünder zu thun haben, der keine Schonung verdient.«

Scheerenberg nickte beistimmend.

»Die Bekenntnisse meines Veters, die jetzt in meinen Händen sind, genügen hinreichend,« sagte er, »auch das war ein Werk der Vorsehung, daß diese mit Blut beschriebenen Blätter der Wachsamkeit Merville's entgingen, daß sie in unsre Hände fallen mußten.«

Heinrich erbleichte, er mußte sich auf die Lehne eines Stuhles stützen, um nicht durch das Zittern seines Körpers zu verrathen, in welche Bestürzung diese Worte ihn setzten.

»Thut, was Ihr wollt!« rief er, seine letzte Kraft anbietend. »Aber ich sage Euch, als Sieger werdet Ihr aus diesem Kampfe nicht hervorgehen. Es ist möglich, daß Ihr Briefe gefälscht, daß Ihr falsche Documente ausgefertigt habt, daß Ihr bereit seid, einen Meineid leisten, um Euren Aussagen den Schein der Wahrheit zu geben. Aber die Wahrheit wird siegen, ich werde diesen Proceß nicht verlieren.«

»Er ist für Sie schon verloren,« sagte der lange Christian ernst, während er die Thüre öffnete, um das Cabinet zu verlassen, »sobald diese Blätter in den Händen des Gerichts sind, wird der Lohn für Ihre Verbrechen Sie eilen.«

Stier blickte Heinrich auf die Thüre, der kalte Schweiß trat vor seine Stirne, krampfhaft ballten sich die Hände, während die Knie unter ihm zu brechen drohten.

»Sollte es wirklich die Wahrheit sein?« sagte er mit bebender Stimme. »Wenn der alte Narr schriftliche Mittheilungen hinterlassen hat und diese Mittheilungen in die

Hände meiner Feinde gefallen sind, dann – – Bah, soweit sind wir noch nicht. Jetzt gilt es zu handeln, ich fühle meine alte Energie wieder, ich war ein Thor, daß ich mich einschüchtern ließ. Habe ich das gethan? Nein, ich trotzte ihren Drohungen, an meiner eisernen Stirne prallten sie ab. – Aber was nun? Die Augenblicke sind kostbar, jede verlorene Minute erhöht die Gefahr. Besitzen sie die Blätter, auf welche sie ihre Drohungen stützten, so werden sie nicht zögern, ihre Drohungen auszuführen, zumal, wenn sie über meine Verhältnisse Erkundigungen einziehen und erfahren, wie nahe der Schiffbruch ist. Was bleibt mir also übrig? Nur die Flucht, wird der Schleier hinweggezogen, so folgert man aus einem Verbrechen das andere und wer kann wissen, ob im Kerker mich der Muth nicht verläßt! – Aber welche Zukunft liegt nun vor mir?«

Der junge Mann wanderte, die Arme auf der Brust gekreuzt, langsam auf und ab.

Es lag etwas Trotziges in seinen Zügen, in seiner Haltung, in seinem ganzen Wesen, der Ausdruck der Entschlossenheit, dem Schicksal die Stirne zu bieten und den Kampf mit ihm aufzunehmen.

»Es ist die Zukunft eines Abenteurers,« fuhr er nach einer Weile fort, »eines Mannes, der durch Fälschung, Hazardspiel und Betrug seine Existenz fristet. Das also ist das Ende einer Laufbahn, die so glänzend begann? Und ich bin noch so jung, so sehr jung! – Bah, so jung ich auch bin, ich bin dennoch zu alt, um zu bereuen! Vorwärts denn auf dieser Bahn, gleichviel, welches Ende sie

beschließt. Rechnen wir, wie viel uns bleibt. Der Schmuck meiner Frau, der Baarbestand meiner Kasse und die Actien, die ich noch besitze, repräsentiren in Summa einen Werth von zehntausend Thaler. Der Alte wird nichts herausgeben und das Geld, welches die Bank erhalten hat, ist auch für mich verloren. Darauf ist also keine Rechnung zu machen. Es bleibt mithin nur das Vermögen Marie Latours, sie wird mir die Verfügung über dasselbe nicht einräumen, so muß sie dazu gezwungen werden. Sie soll mich begleiten und sobald wir die Grenze hinter uns haben, mag sie zusehen, wie sie sich durchschlägt, ihre Schatulle wird mit mir gehen. In Amerika wird sie meine Spur nicht entdecken, ich trete dort unter einem andern Namen auf und – – ja, ja, so wird's am Besten sein, treffen wir nun unsre Vorbereitungen.«

Er war vor seinem Schreibtisch stehen geblieben, jetzt setzte er sich hin, um einige Zeilen niederzuschreiben. Es war eine Vollmacht für seinen Buchhalter, das Geschäft zu liquidiren und den etwa sich ergebenden Ueberschuß aufzubewahren, bis er Nachricht erhalte, wohin er denselben senden solle.

Nachdem dies geschehen war, beschäftigte er sich damit, seine Papiere zu ordnen und den Inhalt seiner Kasse einzupacken.

Der Chevalier war inzwischen nicht müßig gewesen.

Da es ihn interessirte, Alles, was im Hause Heinrich's vorfiel, zu erfahren, so hatte er nicht allein einen Diener dieses Mannes, sondern auch die Magd der angeblichen

Gräfin Laroche zu bestechen versucht und nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten war ihm dies, wenn auch durch bedeutende Opfer, so vollständig gelungen, daß er sich auf die Treue und Dienstefrigkeit dieser Spione verlassen durfte.

Der Diener Heinrich's war namentlich auf die Klappe im Besuchzimmer aufmerksam gemacht worden und der Spion versäumte nicht, sie zu benutzen, so oft die Gelegenheit dazu sich bot.

Was er auf diesem Wege erfuhr, konnte seine Dienstefrigkeit für den Chevalier nur befestigen, denn dieser lohnte ihm jede einigermaßen wichtige Nachricht mit Gold, während auf der anderen Seite es sich voraussehen ließ, daß die Herrlichkeit im Hause Heinrich's bald ein Ende nehmen mußte.

Nun war dieser Diener heute sich selbst überlassen gewesen und da er bemerkte, daß sehr viele Personen aus- und eingingen, so hielt er es für zweckmäßig, sich durch die Jagd auf eine interessante Neuigkeit die Langeweile fern zu halten.

Er vernahm die Unterredung zwischen seinem Herrn und Scheerenberg, sowie auch das Selbstgespräch des Ersteren und was er durch diese Gespräche erfuhr, dächte ihm wichtig genug, um es dem Chevalier sofort zu berichten.

Der Chevalier war überrascht, er eilte zu Bertha, die nie ihr Zimmer verließ und nur durch Jeanette bedient wurde, um der Möglichkeit der Erkennung durch einen Kellner vorzubeugen.

»Die beiden Verbrecher wollen noch heute die Stadt für immer verlassen,« sagte er erregt, »das ändert meinen Plan. Wir können jetzt nicht mehr warten, bis sie vor dem Traualtar stehn, wir müssen sie schon jetzt entlarven.«

»Mir ist das um so lieber,« erwiderte Bertha, »ich habe ja immer gesagt, daß ich mit Ihrem Plane mich nicht so recht einverstanden erklären könne, weil die Ausführung desselben zu lange hinausgeschoben würde. Ich will nicht, daß er geschont werde, seine Verbrechen verlangen Sühne –«

»Sie soll ihm werden,« fuhr der Chevalier fort, »halten Sie sich bereit, sobald ich den ganzen Plan dieser Beiden kenne, kehre ich zurück, um Sie zu holen, in Ihrer Gegenwart will ich sie dem Gericht überliefern.«

Er eilte hinaus, eine Viertelstunde später stand er vor der Thüre des Hauses, welches Marie Latour bewohnte.

Er zog die Schelle, die Magd öffnete.

»Der Augenblick ist gekommen,« flüsterte er rasch, »ich verlasse mich auf Sie.«

Ohne ein Wort zu erwidern, führte die Magd ihn in das Zimmer, welches durch den Sammetvorhang von der Empfangstube getrennt war.

Der Abend dämmerte schon, es war in dem Raume, in welchem der Chevalier sich befand, bereits dunkel.

Er trat hinter den Vorhang, so daß, wenn derselbe zurückgeschlagen wurde, die schweren Falten ihn verbergen mußten.

Es war allerdings ein gewagtes Unternehmen, die Möglichkeit lag ja nahe, daß Heinrich oder Marie in das Zimmer trat und den Lauscher entdeckte.

Aber für diesen Fall hatte der Chevalier sich vorgesehen; er war entschlossen, sich mit dem Revolver in der Hand den Rückzug zu sichern.

Eine halbe Stunde mochte verstrichen sein, als abermals die Schelle gezogen wurde.

Der Chevalier hörte die Stimme Heinrich's, er lauschte mit verhaltenem Athem und entdeckte, daß sein Gegner in das Nebenzimmer trat.

Gleich darauf trat auch Marie ein.

»Schon so frühe?« fragte sie. »Ich hatte Sie erst später erwartet.«

»Wir müssen fliehen, heute Abend noch,« erwiderte Heinrich, und der Chevalier bemerkte sofort, daß die Ruhe dieses Mannes eine erzwungene Ruhe, eine Maske war, hinter der eine gewaltige Aufregung sich barg. »Der Vetter des Mannes, der im Hause Merville's starb, ist in London gewesen und hat dort einen früheren Wärter Merville's gefunden, dieser Wärter ist im Besitz schriftlicher Mittheilungen des Todten und man hat mir gedroht, diese Mittheilungen dem Gericht überliefern zu wollen. Ich habe triftige Gründe, zu fürchten, daß dies hinreichen würde, die Polizei zu meiner sofortigen Verhaftung zu veranlassen und daß alsdann für uns Beide Alles verloren ist, werden Sie einsehen.«

»Für Sie allerdings, nicht für mich,« warf Marie, ohne eine besondere Erregung zu verrathen, ein.

»Auch für Sie,« fuhr Heinrich fort. »Das Gericht wird sich veranlaßt sehen, Nachforschungen anzustellen, man wird den plötzlichen Tod meiner Frau zum Tagesgespräch machen und ich kann für meinen Muth und meine Standhaftigkeit nicht mehr bürgen, wenn ich in einer einsamen Zelle hinter Schloß und Riegel sitze. Morgen früh wird Scheerenberg seine Drohung ausführen, heute Abend kann er's nicht mehr, also bleibt uns nur noch die Nacht.«

Marie schwieg eine Weile, sie schien zu überlegen.

»Gut, fliehen mir,« sagte sie endlich, »ich bin bereit, wenn ich auch Manches hier im Stich lassen muß. Wie ist es mit den Mitteln zur Reise?«

»Ich habe zehntausend Thaler.«

»Nicht mehr?«

»Nein, aber Sie besitzen –«

»Aus das, was ich besitze, dürfen Sie keine Rechnung machen, erst nach der Hochzeit werde ich Ihnen erlauben, darüber zu verfügen. Wir lassen hier zu viel zurück, was nach Ihrer Abreise für Sie verloren ist.«

»Durchaus nichts. Mein Geschäft ist bankerott, das Vermögen meiner Frau wird schwerlich mir zufallen und sollte ein Theil davon auf mich fallen, so werden meine Gläubiger nicht versäumen, sich desselben zu bemächtigen.«

»Aber das Vermögen Ihres Vaters?«

»Er hat sich noch heute Nachmittag geweigert, mir unter die Arme zu greifen.«

»Warten Sie, wir müssen es, wenn auch nur theilweise, mitzunehmen suchen, er hat das Geld in Actien liegen, also kann er es jeden Augenblick herausgeben. Wann fährt der letzte Zug?«

»Um elf Uhr.«

»Jetzt ist es acht, wir haben also keine Zeit zu verlieren. Sind Ihre Vorkehrungen getroffen?«

»Ja. Meine Koffer werden zur rechten Zeit am Bahnhofe sein.«

»So werde ich dafür sorgen, daß auch mein Gepäck dort ist. Wir müssen eine Komödie aufführen. Ihr Vater kennt mich nur dem Namen nach, wir fahren beide zu ihm, Sie sagen ihm, ich sei die Gräfin Laroche, die Ihre Gattin so treu gepflegt habe und befinde mich auf dem Wege nach Berlin, um die Leiche meines Gemahls zu holen, der dort plötzlich verschieden sei. Sie fügen, hinzu, ich habe Sie um Ihre Begleitung und um ein Darlehn von zehntausend Thaler gebeten, wofür ich als Pfand einen Brillantschmuck zurücklassen wolle. Dann stützen Sie sich darauf, daß Sie das Geld nicht hätten und deshalb ihn bitten müßten, mich meiner Verlegenheit zu entziehen. Für das Andere lassen Sie mich sorgen, wenn der alte Mann so gutmüthig ist, wie Sie behaupten, werde ich ihn schon meinen Wünschen geneigt machen. Der Schmuck ist freilich keine hundert Thaler werth, aber das kann nur ein Sachkenner entdecken.«

»Hm – der Plan könnte gelingen,« erwiderte Heinrich nachdenklich, »aber Sie vergessen das Hochzeitsfest, wir

werden meinen Bruder und dessen Freund, die beide Sie kennen, dort finden.«

»Das müssen wir vermeiden, es wird doch ein Zimmer in dem Hause sein, in welchem wir allein mit ihm reden können. Gehen Sie jetzt und kehren Sie punkt neun Uhr mit einem Wagen zurück, ich setze auf das Gelingen meines Planes großes Vertrauen.«

Heinrich zögerte, er machte noch verschiedene Einwendungen, die Marie indeß alle zu entkräften und zu beseitigen wußte.

Nachdem Heinrich sich entfernt hatte, eilte Marie hinaus, und der Chevalier verließ ebenfalls das Haus, sobald er es konnte, ohne eine Entdeckung befürchten zu müssen.

Im Hof von Holland fand er Bertha, ungeduldig seiner Rückkehr harrend.

»Halten Sie sich bereit, sagte er, »um neun Uhr werden wir ausfahren, der Wagen ist bestellt, wir fahren zur Katastrophe.«

»Und die Polizei?« fragte Bertha. »Ist sie benachrichtigt?«

»Ja. Ich habe mit einem höheren Beamten geredet, er wird sich einfinden. Was mich aber trifft, so hätte ich's lieber mit den Waffen ausgefochten, aber mit einem gemeinen Verbrecher, mit einem Mörder darf ich den Degen nicht kreuzen.«

»Und wenn Sie es dürften, so würde ich es Ihnen verbieten,« sagte mit einem Blick, der dem Chevalier verrieth, daß er dem Ziel seiner Wünsche nahe war.

HUNDERTUNDDREIZEHNTES KAPITEL. DIE KATASTROPHE.

Die Hochzeitsgäste waren alle noch in dem Hause Bertram Schenk's versammelt

Noch dachte Keiner an die Heimkehr, saßen doch auch noch die jungen Ehepaare an der Tafel, die mit dem letzten Zuge um elf Uhr eine kurze, nur dreitägige Reise antreten wollten.

Die Stunde war gekommen, in der die Lust die letzten Schranken niederreißt, um in ungebundener Freiheit auszutoben und der Schenk-wirth, weit entfernt, dem lauten Jubel eine ernste Mißbilligung entgegenzusetzen, war unter den Fröhlichen wohl der Fröhlichste.

Da fuhr plötzlich kurz nach neun Uhr ein Wagen vor, die Gäste bemerkten es nicht, nur das scharfe Ohr des Schenk-wirths hatte das Geräusch der Räder vernommen. Gleich darauf wurde er abgerufen.

Herr Heinrich Schenk und eine fremde Dame erwarteten ihn in seinem Schlafzimmer, sagte die Magd.

Dem alten Manne war die Störung unangenehm, er hatte ja heute schon einmal eine unerquickliche Unterredung mit seinem Sohne gehabt, was wollte Heinrich nun noch von ihm?

Abweisen konnte er ihn nicht, so ging er in das Zimmer, in welchem die Beiden ihn erwarteten.

Heinrich stellte ihm die Dame als die Gräfin von Laroche vor, die seine Gattin so liebevoll und aufopfernd, während ihrer Krankheit gepflegt habe, und Bertram

Schenk empfand sofort eine Abneigung gegen diese Dame, deren Grund er sich selbst nicht erklären konnte.

»Die Frau Gräfin befindet sich auf der Reise nach Berlin, um die Leiche ihres Gatten zu holen, der dort plötzlich gestorben ist,« sagte Heinrich, »sie will mit dem Zuge um elf Uhr abreisen.«

Das Mißtrauen und die Abneigung des alten Mannes waren durch diese Bemerkung eher befestigt, als beseitigt.

Was kümmern denn ihn das Vorhaben dieser Gräfin, die ihm ganz unbekannt war?

Und auf der andern Seite war es doch ein ganz sonderbares Zusammentreffen, daß die Gattin Heinrich's und der Gemahl dieser ihm befreundeten Dame so zusagen gleichzeitig starben, ein Zusammentreffen, welches manchem Argwohn Raum geben konnte.

Bertram Schenk schwieg, er wußte ja nicht, was Heinrich mit diesen Mittheilungen bezweckte, und so lange er dies nicht wußte, mußte er auch in Zweifel darüber sein, welchen Standpunkt er einnehmen und behaupten mußte.

»Die Frau Gräfin hat mich gebeten, sie zu begleiten,« fuhr Heinrich nach einer kurzen, peinlichen Pause fort, »ich würde diese Bitte gerne erfüllen, wenn mein Geschäft eine Abwesenheit von mehreren Tagen erlaubte.«

»Ich sehe das ein,« sagte Marie Latour mit ihrer weichen einschmeichelnden Stimme, »und so sehr ich auch die Begleitung eines Herrn wünschte, habe ich mich doch schon darin gefügt, auf sie zu verzichten. Bitte, machen

Sie's kurz, die Zeit drängt, Sie wissen ja, weshalb wir hierher gekommen sind.«

»Es handelt sich um ein kleines Darlehn gegen sichere Bürgschaft,« wandte Heinrich sich zu seinem Vater, der jetzt die dritte Prise nahm, »die Frau Gräfin ist auf der Reise hierher bestohlen worden und befindet sich nun in Verlegenheit, umsomehr, weil sie in der Residenz bedeutende Ausgaben machen muß. Sie hat mich um dieses Darlehn gebeten, aber ich habe leider nicht die Mittel –«

»Ich auch nicht,« unterbrach der alte Mann ihn kurz angebunden.

Diese Worten waren seinen Lippen entschlüpft, ohne daß er es wollte und wußte, sein mehr und mehr zunehmendes Mißtrauen hatte sie ihm auf die Zunge gelegt.

»Dann ist die Hoffnung eine vergebliche gewesen,« sagte Marie seufzend, »ich werde nach Paris zurückkehren, oder hier warten müssen, bis mein Verwalter mir das Geld geschickt hat.«

»Die Frau Gräfin wird Dir einen Brillantschmuck verpfänden, der Dir doppelte Sicherheit bietet,« nahm Heinrich das Wort, »Du hast das Geld liegen –«

»Ich verstehe nichts von Brillanten,« entgegnete der Schenkwirth.

In diesem Augenblick trat Madame Schenk, von ihrer Tochter begleitet, ein. Heinrich wandte sich ohne Verzug mit seiner Bitte an sie und Marie Latour unterstützte diese Bitte dadurch, daß sie vor den überraschten, entzückten Damen den Schmuck ausbreitete. Sogar Bertram

Schenk mußte gestehen, daß es ein kostbarer, werthvoller Schmuck zu sein schiene, der ihm hinreichende Sicherheit bieten könne, es sich nicht um ein gar zu hohes Darlehn handle.

»Der Schmuck hat zwanzigtausend Thaler gekostet,« sagte die angebliche Gräfin, »ich wünsche nur zehntausend Thaler zu erhalten, binnen vier Wochen wird das Darlehn sammt den Zinsen zurückgezahlt.«

»Und sollte wirklich Dir ein Verlust erwachsen, was aber nicht denkbar ist, so magst Du ihn mir auf mein Erbtheil anrechnen,« fügte Heinrich hinzu.

Bertram Schenk schüttelte ablehnend das Haupt.

»Ich liebe solche Geschäfte nicht,« versetzte er ausweichend.

»Aber, mein Gott, hier handelt es sich nicht um ein Geschäft, sondern um eine Gefälligkeit, die ich dieser Dame schuldig bin,« erwiderte Heinrich vorwurfsvoll.

»So ist es,« bekräftigte Madame Schenk, »ich begreife nicht, daß Du so eigensinnig bist, das Geld ist Dir ja nicht verloren.«

Der Schenk wirth warf seiner Frau einen Blick zu, der alles Andere, nur keine Uebereinstimmung mit dieser Ansicht ausdrückte.

»Wenn die Brillanten wirklich das Doppelte werth sind, so wird ja jeder Juwelier gegen angemessene Vergütung das Darlehn gerne geben,« sagte er, »ich bin kein Wucherer, kein Pfandleiher, solche Geschäfte sind mir zuwider.«

»Ihr Herr Vater scheint nicht allein ein sehr vorsichtiger, sondern auch ein sehr engherziger Mann zu sein,«

wandte Marie sich zu ihrem Verbündeten und der verletzende Hohn, der in ihren Worten lag, trieb dem alten Manne die Galle in's Blut. »Ich hatte von Ihrer Familie mehr Dankbarkeit erwartet, aber ich sehe nun –«

»Madame, ich habe Ihnen die Gründe genannt, die mich nöthigen, die Erfüllung Ihrer Bitte zu verweigern,« unterbrach Bertram Schenk sie gereizt, »wenn Sie diese Gründe nicht anerkennen wollen, so kann mich deshalb keine Schuld treffen. Dennoch bin ich bereit, die gewünschte Summe Ihnen zu leihen, wenn Sie mir erlauben, diesen Schmuck vorher abschätzen zu lassen –«

»Du beleidigst die Frau Gräfin!« rief Heinrich erbittert. »Ich habe Dir ja gesagt, daß ich für jeden Verlust einstehe, der Dir erwachsen könnte!«

»Kommen Sie,« sagte Marie entrüstet, »wir wollen zu einem Wucherer gehen, auf die Dankbarkeit dieses Mannes mache ich keinen Anspruch.«

Schon wollte sie den Schmuck in das Etui legen, als die Thüre geöffnet wurde, Otto und Nikolas standen auf der Schwelle.

»Marie Latour!« riefen die Beiden wie aus einem Munde.

Marie blickte sie fest und ruhig an.

»Wer sind diese Herren?« fragte sie gleichgültig.

»Bruder und Schwager,« erwiderte Heinrich, den die Geistesgegenwart seiner Verbündeten in diesem kritischen Augenblick beruhigte.

»Sie sind's, Marie Latour,« sagte Otto, rasch vortretend, »was wollen Sie in diesem Hause?«

»Respect!« rief Heinrich. »Die Gräfin von Laroche steht unter meinem Schutz.«

»Gräfin von Laroche?« höhnte Otto. »Seit wann ist sie es? Wohl seit dem Tage erst, an welchem sie den Giftmischer Merville verließ, um selbst eine Giftmischerin zu werden? Der Besuch dieser Verbrecherin entehrt unser Haus, wie die Verbindung mit ihr Dich entehrt hat!«

Mitten in diesem Tumult, gegenüber diesen furchtbaren Anklagen blieb Marie ruhig und kalt.

»Ich kenne Sie nicht,« sagte sie, »ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, nur so viel begreife ich, daß man mich mit einer andern Dame verwechselt und daß man auf Grund dieser Verwechslung mir Beleidigungen in's Gesicht wirft, die –«

Sie hielt inne, mit dem Ausdruck des Entsetzens ruhte ihr Blick stier auf der geöffneten Thüre, in deren Rahmen die Gattin Heinrich's stand.

Und nicht allein ihr Blick, auch die Blicke des Schenk-wirths und seiner Angehörigen drückten Bestürzung und Entsetzen aus, als ihnen so plötzlich die erschien, die sie schon seit Wochen im Grabe wähten.

Mit Bertha traten der Chevalier, Jeanette und ein Polizeisergeant ein.

Und nicht allein diese, ein großer Theil der Hochzeitsgäste, unter ihnen Gabel und Wacker, folgten, so daß das geräumige Zimmer sie kaum alle fassen konnte.

»Blendwerk der Hölle!« schrie Heinrich, seine Fassung verlierend. »Was soll diese Komödie –«

»Keine Komödie, mein Herr,« fiel der Chevalier ihm ernst in's Wort, »die Stunde ist gekommen, in der Sie Rechenschaft ablegen müssen.

»Heinrich, ich bin's,« sagte Bertha, und der Ton ihrer Stimme klang dem Verbrecher wie der Posaunenschall des jüngsten Gerichts, »ich klage Dich an, Dich und diese hier, ich klage Euch an der Giftmischung, des beabsichtigten Mordes.«

Weder Bertram Schenk, noch einer der Anwesenden vermochten dieses Räthsel zu lösen, nur Otto und der Friseur Gabel ahnten den Zusammenhang.

»Sie haben geglaubt, das Verbrechen sei Ihnen gelungen, die gemordete Gattin für immer beseitigt,« nahm der Chevalier mit erschütterndem Ernst das Wort, »ich aber wachte über sie und rettete ihr Leben, indem ich dem Gifte, welches Sie ihr durch die Hand dieses Weibes reichten, entgegenwirkte und durch einen Schlaftrunk sie dem Bereiche ihrer Mörder entzog. Wie und wodurch ich das Alles ermöglicht habe, werde ich Ihnen später vor den Schranken des Gerichts mittheilen, ich werde alsdann auch die Beweise für Ihre Schuld vorlegen. Der Blumenstrauß und die Flaçons mit den verschiedenen Essenzen sind in meinen Händen, und was der Chemiker in ihnen nicht entdecken kann, das werde ich –«

»Wer sind Sie und mit welchem Recht dürfen Sie es wagen, in diesem Tone mit mir zu reden?« unterbrach Heinrich ihn mit dem Muth und der Verwegenheit der Verzweiflung. »Sie haben sich unter der Maske eines Kammerdieners in mein Haus eingeschlichen –«

»Ich bin der Chevalier von Chateaurouge, der Freund dieser Dame.«

Marie Latour stieß einen halb unterdrückten Schrei aus, sie wußte jetzt, daß sie verloren war, während ihrem Aufenthalt in Paris hatte sie über die Gewandtheit, die Energie und die Kenntnisse dieses Edelmannes Manches vernommen.

»Ich klage Sie nicht allein der Absicht, Ihre Gattin durch Gift tödten zu wollen an, ich beschuldige Sie auch der Ermordung Ihres früheren Associé's und des Besitzers der Irrenanstalt, in welcher Jener starb. In welcher Beziehung Sie zu den übrigen plötzlichen Sterbefällen, zu dem Tode Ihres Schwiegervaters und Ihres Schwagers stehen, wird die Untersuchung ergeben.«

Bertram Schenk war auf einen Stuhl niedergesunken, er bedeckte das Antlitz mit den Händen.

Er hatte diese Katastrophe befürchtet, aber sich noch immer an die Hoffnung geklammert, daß seine Befürchtung unbegründet sei, jetzt traf sie ihn unvorbereitet und ihre Wucht drückte ihn nieder.

Frau Schenk hingegen war noch immer geneigt, ihrem Sohne zu vertrauen, die entsetzliche Anklage für böswillige Verleumdung zu halten, während Otto und Nikolas nur noch daran dachten, dem Verbrecher einen Weg zur Flucht zu öffnen, damit ihnen allen die Schande seiner Verurtheilung erspart werde.

Auch Heinrich sann bereits darüber nach, er gab seine Genossin Preis, wenn es ihm nur gelang, sich ihres Vermögens zu bemächtigen, war ihr Schicksal ihm gleichgültig.

Feige und selbstsüchtig, wie alle Verbrecher, dachte er nur noch an sich.

Marie Latour gab Alles verloren, sie fand nur darin einen Trost, daß ihr Genosse ihr Schicksal theilte.

Stumm und starr vor Entsetzen wohnten die Hochzeitsgäste diesem erschütternden Drama bei.

»Herr Commissar, thun Sie Ihre Pflicht,« wandte der Chevalier sich zu dem Polizeibeamten, »der Schmuck, den Sie hier sehen, der zum Vorwande dienen sollte, um Herrn Bertram Schenk zu betrügen, ist ein falscher Schmuck, die Steine sind kaum zwanzig Thaler werth.«

»Auch das noch!« murmelte der Schenkwrith.

»Das ist eine Lüge!« rief Marie Latour. »Sie sind ein Verleumder, ein infamer –«

»Sie treten mir entgegen, weil Sie glauben, unter den Anwesenden befinde sich Keiner, der diesen Schmuck schätzen könne,« fuhr der Chevalier mit gemessenem Ernst fort. »Soll ich Ihnen die Unterredung wiederholen, welche Sie heute Abend mit diesem Manne gepflogen haben? Ihr Leugnen hilft nichts mehr, die Maske ist gefallen, Ihre Rolle zu Ende.«

Der Commissar stand an der Thüre, als der Chevalier den Schmuck erwähnte, näherte er sich dem Tische, um ihn in Beschlag zu nehmen.

Diesen Augenblick glaubte Otto benutzen zu müssen.

»Fliehe,« flüsterte er seinem Bruder zu, »noch kannst Du dem gebrochenen Vaterherzen den Schmerz ersparen, Dich auf dem Schaffot zu sehen. Eile, der Fluch Deiner Angehörigen wird Dich begleiten.«

Heinrich warf seinem Bruder einen Blick zu, in welchem Haß und Verachtung sich spiegelten, – was galt es ihm, ob der Fluch oder die Liebe Derer ihn begleiteten, für die er nie ein tiefes Gefühl gehegt hatte, die ihm stets gleichgültig gewesen waren!

Mit einem raschen, verstohlenen Blick überschaute er die Situation.

Der Chevalier, Marie Latour, Frau Schenk und der Commissar standen an dem Tische, auf welchem der Schmuck lag, die Hochzeitsgäste bildeten einen Kreis um sie, Otto und Nikolas befanden sich in der Nähe der Thüre.

Mit einem raschen Sprunge hatte Heinrich die Thüre erreicht, er besaß so viel Geistesgegenwart, sie hinter sich zu schließen und den Schlüssel, der außen im Schloß steckte, umzudrehen, dann eilte er hinunter, in den Wagen, der unverzüglich mit rasender Eile von dannen fuhr.

Der Chevalier wollte ihm nacheilen, er konnte es nicht, es führte nur eine Thüre hinaus, und diese war verschlossen.

Marie Latour stürzte zum Fenster mit dem geltenden Ruf: »Mein Geld, er nimmt mein ganzes Vermögen mit!« während alle Uebrigen aufathmeten, als ob eine schwere Last von ihnen genommen sei.

»Das haben Sie vollbracht,« wandte der Chevalier sich zornig zu Otto, »Sie haben seine Flucht begünstigt, ihn dem Arme der Gerechtigkeit entzogen!«

»Und wenn ich es gethan hätte?« erwiderte Otto ruhig. »Würden Sie es nicht natürlich finden? Blicken Sie auf den alten Mann, der dort sitzt, ein Bild des Elends und der Verzweiflung und dann fragen Sie sich, ob Sie an meiner Stelle anders gehandelt haben würden?«

»Er wird uns nicht entfliehen,« sagte der Commis-  
sar, »der Telegraph überholt ihn schon in der nächsten Stunde. Herr Schenk, lassen Sie diese Thüre öffnen und schicken Sie einen Boten zur nächsten Polizeiwache.«

Der Schenkwrith erhob sich, aus dem lebensfrohen, kräftigen Manne war binnen wenigen Minuten ein schwacher, hinfälliger Greis geworden.

Die Thüre konnte von Innen nicht geöffnet werden, man mußte Lärm schlagen, um die Gäste, die sich noch an der Tafel befanden, herbeizurufen.

Das gelang rascher, als man hoffte, der Bankier Schirmer war der Erste, der erschien, er öffnete die Thüre und fuhr erschreckt zurück, als sein Blick auf das verstörte Gesicht des Schenkwriths fiel.

Der Friseur Gabel übernahm es, die Kunde von den Ereignissen in die festlich geschmückten Räume zu bringen und die Hochzeitsgäste, einsehend, daß von einer Fortsetzung des Festes nun nicht mehr die Rede sein konnte, entfernten sich einer nach dem andern, still und ohne Abschied zu nehmen.

Auch für die jungen Ehepaare hatte die Stunde der Abreise geschlagen.

Otto bat seinen Schwiegervater und die beiden Freunde Wacker und Gabel, seinem Vater zur Seite zu stehen, ihn aufzurichten und zu trösten, und nachdem er von ihnen das Versprechen erhalten hatte, trat er die Hochzeitsreise mit schwerem Herzen und erschüttertem Gemüth an.

Marie Latour protestirte, nachdem ihr Verbündeter sich geflüchtet hatte, energisch gegen die Verhaftung.

Sie erinnerte sich, daß die Beweise für die Schuld Heinrich's in der Schatulle lagen, mit der ihr Verbündeter entwichen war, welche Beweise konnte man nun noch gegen sie vorbringen?

Sie berief sich darauf, daß sie eine Bürgerin Frankreichs sei und der französische Consul ebenfalls gegen ihre Verhaftung protestiren werde, aber dieser Protest wurde nicht berücksichtigt.

Der Commissair gab den beiden, inzwischen eingetroffenen Beamten Befehl, die Dame in's Gefängniß zu führen, und wenn auch für ihre frühere Verbrechen keine Beweise gegen sie vorlagen, der falsche Schmuck, dessen sie sich bedient hatte, um Bertram Schenk zu betrügen, rechtfertigte allein ihre Verhaftung.

Der Chevalier von Chateaurouge wollte die Flucht des Verbrechers verhindern, er eilte ihm nach zum Bahnhofe, aber als er den letztern erreichte, war der Zug bereits abgefahren.

Die Polizei ließ freilich den Telegraph spielen, aber dem Chevalier genügte dies nicht, das Band, welches Bertha noch an jenen Menschen fesselte, mußte zerrissen werden, und das konnte nur durch den Tod, oder ein entehrendes Urtheil geschehen.

Er brachte Bertha in den Gasthof zurück und bat sie, nachdem sie ihre Angelegenheit geordnet hatten, nach Paris zurückzureisen, dort wollte er wieder mit ihr zusammentreffen.

Am nächsten Morgen reiste er mit dem ersten Zuge ab, ein sehr gewandter, erfahrener Polizeiaгент begleitete ihn.

Sein ganzes Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, des Flüchtigen habhaft zu werden.

#### HUNDERTUNDVIERZEHNTE KAPITEL. DAS ENDE DES VERBRECHERS.

Dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit war Heinrich glücklich entronnen, – so glaubte er wenigstens, nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte.

Daß man ihn durch den Telegraph verfolgen werde, sah er voraus, es beunruhigte ihn nicht, er hatte früher oft über die Nothwendigkeit, die Flucht ergreifen zu müssen, nachgedacht und schon damals sich seinen Plan zu recht gelegt, der nach seiner Ansicht nicht fehlschlagen konnte.

In der Schatulle, die er mitnahm, befand sich das ganze Vermögen seiner Genossin, es reichte hin, ihm drüben eine gesicherte Existenz zu verschaffen und daß man ihn

über den Ocean verfolgen werde, hielt er für sehr unwahrscheinlich.

Es galt jetzt nur noch, das Meer zwischen sich und seine Verfolger zu bringen, war ihm dies gelungen, so war er geborgen.

Mit rasender Eile fuhr der Schnellzug in die Nacht hinaus.

Mochte auch auf dem elektrischen Draht die Behörde ihn überholen, ihr Befehl, den Verbrecher zu verhaften, erreichte doch nur gewisse Punkte, und diese ließen sich ja vermeiden.

Weder Furcht noch Besorgnisse, sondern Groll und Haß erfüllten seine Seele.

Groll gegen Otto und seine ganze Familie, die im Augenblick der Katastrophe sich von ihm zurückgezogen hatten, Haß gegen Bertha und den Chevalier, gegen Scheerenberg und den Wärter aus London.

Die Absichten und Hoffnungen des Chevaliers durchschaute er, und er empfand eine boshafte Freude bei dem Gedanken, daß Bertha noch immer gefesselt blieb und der Chevalier die Früchte seiner heroischen Aufopferung nicht ernten konnte.

Hätte er nur damals den Warnungen und dem Rathe seiner Genossin nachgegeben und diesem Chevalier die Thüre gezeigt!

Wie ganz anders wäre es gekommen, wenn er es gethan hätte!

Nach den Behauptungen Marie's konnte der Giftmord nicht bewiesen werden, die Bank hätte die Hinterlassenschaft ohne Weigerung ausgezahlt und Scheerenberg wäre vielleicht durch ein, wenn auch nicht unbedeutendes Opfer zum Schweigen bewogen worden. Der Chevalier allein hatte Alles verdorben, das verzieh Heinrich ihm nicht.

Das Schicksal Marie's bereitete ihm keine Sorgen, nur der Rausch seiner sinnlichen Leidenschaft und das Verbrechen hatten ihn an sie gefesselt, jetzt waren diese Fesseln zerrissen, und die Genossin galt ihm nicht mehr wie jede andere fremde Person.

Mochte sie zusehen, wie sie der Gefahr entrann, er hatte genug mit sich selbst zu schaffen.

Nachdem er all die Lasten und Sorgen, die vordem ihn niederdrückten, abgeschüttelt hatte, war er wieder der kühne, entschlossene und umsichtige Mann, der jeder Gefahr eine eiserne Stirne bot, der keinen Blick zurückwarf in seine Vergangenheit, sondern nur vorwärts schaute und vorwärts strebte.

Der Zug hielt – Heinrich nahm die Schatulle und seine Reisetasche und stieg aus.

Er war noch lange nicht an seinem Ziele angelangt, aber er mußte befürchten, daß die Verfolgung schon begonnen hatte, und da zog er vor, nicht abzuwarten, ob vielleicht das bärtige Gesicht eines Gensd'armen, seinen Paß fordernd, in das Coupé plötzlich hineinschauen würde.

So weit war die Grenze nicht mehr entfernt, er konnte sie zu Fuß erreichen und es war besser, wenn er sie auf diesem Wege heimlich, unbemerkt überschritt, weil seine Spur dadurch unterbrochen wurde.

Er sah die Gensd'armen, die auf dem Perron standen, vielleicht fahndeten sie schon auf ihn, er schlich an ihnen vorbei und schlug einen Fußpfad ein, der ihn an der Stadt vorbei auf die Landstraße brachte, die nach seiner Berechnung zur Grenze führte.

Es war der richtige Weg und für ihn war dies ein Glück, denn der Telegraph hatte die Behörden schon alarmirt. Er erreichte gleich nach Tagesanbruch die Grenze, und erst jetzt als er sie überschritten hatte, fühlte er, daß er zu sehr erschöpft war, um sofort seine Wanderung fortsetzen zu können.

Er kehrte im ersten Dorfe ein und forderte in der Schenke ein besonderes Zimmer.

Dieses Begehren des fein gekleideten Gastes, der nach seinen Stiefeln zu schließen, einen weiten Nachtmarsch gemacht haben mußte, weckte den Argwohn des Wirths, aber der Herr legte ein Goldstück auf den Tisch und der Glanz des Goldes blendete den Dorfwirth so sehr, daß er nicht daran dachte, seinem Bürgermeister die schuldige Anzeige zu machen.

Nachdem der Gast sich ausgeruht, erfrischt und gestärkt hatte, setzte er seinen Weg fort, aber er miethete jetzt einen Wagen und gab dem Kutscher Befehl, ihn zur nächsten Eisenbahnstation zu bringen.

Er konnte jetzt freier auftreten, er hatte ja die Grenze hinter sich.

Und an der Station auf dem Bahnhofe trat er so keck und zuversichtlich auf, daß Niemand den Verdacht schöpfen konnte, dieser feine, vornehme Herr sei ein Flüchtling, ein geächteter Verbrecher.

So gelang es ihm, Havre zu erreichen, hier wollte er sich einschiffen nach Newyork.

Schon jetzt triumphirte er, das Schiff fuhr ja am Abend des nächsten Tages ab, er hatte das Billet gelöst und seine Pässe und Papiere waren in Ordnung gefunden.

Wer konnte jetzt noch ihm etwas anhaben?

Daß man persönlich ihn verfolgen werde, glaubte er nicht; wer auch hätte sich dazu hergeben sollen?

So wichtig war ja am Ende seine Verhaftung nicht, das einzige Verbrechen, welches man ihm vorwerfen und vielleicht auch beweisen konnte, war ja nicht einmal gelungen.

Die Steckbriefe und telegraphischen Depeschen aber reichten nicht über die Grenze hinaus, und so durfte er die Gewißheit hegen, daß er Amerika ungehindert erreichen werde.

Der Chevalier von Chateaurouge ließ sich so rasch nicht irre machen.

Verlor er auch schon an der ersten Station die Spur, er verzweifelte darum noch nicht.

Dennoch würde er vielleicht eine falsche Fährte eingeschlagen haben, wenn nicht der Polizeiagent ihn begleitet hatte.

Der letztere war so vorsichtig gewesen, vor der Abreise von Köln mit Marie Latour eine kurze Unterredung zu pflegen.

Er entdeckte rasch, daß die Gefangene mehr den Verlust ihres Vermögens, als ihre Verhaftung beklagte, und ihren Unwillen über den Flüchtling wußte der Beamte sehr geschickt zu benutzen.

Er machte sie darauf aufmerksam, daß eine energische Verfolgung ihr den Besitz ihres Vermögens retten könne, daß diese Verfolgung aber resultatlos sein werde, wenn man nicht wisse, welche Richtung man wählen müsse.

Er sagte ihr außerdem, daß, wenn nur die Anklage auf beabsichtigten Betrug gegen sie vorliege, nur eine kurze Gefängnißstrafe sie treffen werde und nach Verbüßung der Haft der Verlust ihres Vermögens ihr doppelt schmerzlich sein müsse, daß sie aber niemals auf eine freiwillige Rückerstattung von Seiten des Flüchtlings hoffen dürfe, da man ja den Charakter dieses habsüchtigen Mannes nun kenne.

Diese Worte verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht. Marie Latour erwiderte, ihr Genosse habe Havre als den Ort der Einschiffung bezeichnet, für den Fall die Umstände die Auswanderung gebieten sollten.

Der Beamte bestimmte darauf hin, diesen Ort als das Ziel der Reise, trotzdem der Chevalier durch verschiedene Gründe beweisen wollte, daß der Flüchtling sich jedenfalls nach Bremen oder Hamburg gewandt habe. So

erreichten sie denn Havre an demselben Tage, an welchem Heinrich dort eintraf, und es galt nun, den Gasthof zu suchen, in welchem er abgestiegen war.

Daß er unter falschem Name reiste, war vorauszusehen, und daß er seine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um sich nicht hinter die Maske blicken zu lassen, konnte ebenfalls nicht bezweifelt werden.

Unter solchen Umständen war es schwierig, in den verschiedenen Gasthöfen den Flüchtling zu entdecken, aber der Beamte hatte schon unter schwierigeren Verhältnissen seinen Zweck erreicht. Er ging in's Schiffsbureau und ließ sich die Liste der Passagiere vorlegen, und sofort fiel ihm der Name ›Otto Liebmann‹ auf. Liebmann war ja der Familienname der Gattin des Flüchtlings, es lag nahe, daß der Verbrecher diesen gewählt und sich einen Paß auf denselben verschafft hatte.

Nachdem man diese Spur entdeckt hatte, war es nicht schwer, sie zu verfolgen.

Der Beamte ließ sich in den Gasthöfen die Fremdenbücher vorlegen und ging, nachdem er den, welchen er suchte, gefunden hatte, zur Behörde, um sich die Unterstützung derselben zu sichern.

Und hier wurde ihm eine Depesche vorgelegt, die am Morgen dieses Tages für ihn von Köln abgesandt worden war.

Diese Depesche befahl ihm, sich unter allen Umständen des Flüchtlings zu bemächtigen, ihn zu verhaften und nach Köln abzuführen, da die Beweise wegen Theilnahme an einem Giftmord gegen ihn vorlägen.

Diese Beweise stützten sich auf die Blätter, welche Scheerenberg in der Irrenanstalt beschrieben und dessen Vetter von London mitgebracht hatte.

Heinrich Schenk ahnte nicht, daß die Gefahr, der er entronnen zu sein glaubte, ihm so nahe war.

Er beauftragte den Kellner, ihm das Abendessen und eine Flasche Champagner zu bringen und speiste so ruhig zur Nacht, als ob er sich in seinem eigenen Hause befinde.

Dann öffnete er die Schatulle, um ihren Inhalt zu untersuchen.

Er hatte dazu bisher noch keine Zeit gefunden, jetzt wollte er es in aller Gemüthsruhe thun.

Zuerst fielen ihm die Briefe und der Schein in die Hände, die er damals Merville gegeben hatte, um dagegen das Testament Scheerenberg's zu erhalten.

Er legte sie zur Seite mit dem Vorsatz, sie später zu vernichten.

Außer verschiedenen werthvollen Schmucksachen enthielt die Schatulle das ganze Vermögen Marie Latour's in Actien und Werthpapieren, die auf den Inhaber lauteten.

Ein Verzeichniß dieser Documente lag dabei, es gewährte eine sehr rasche und sichere Uebersicht.

Ueber das Gesicht Heinrich's glitt ein triumphirendes Lächeln, als er dieses Verzeichniß prüfte.

Er war wieder reich, sein Raub gestattete ihm, wieder da zu beginnen, wo er geendet hatte.

Er wollte drüben ein neues Geschäft gründen aber vorsichtiger in seinen Unternehmungen sein, er wollte wieder reich werden, mit dem Reichthum erhielt er ja auch Macht und Ansehen.

Mit der Vergangenheit hatte er nun gebrochen, eine neue Zukunft lag vor ihm, auf diese Zukunft baute er goldne Luftschlösser.

In Sinnen versunken saß er vor der offenen Schatulle, sein Blick ruhte träumend auf den Werthpapieren, die vor ihm lagen.

Da wurde die Thüre geöffnet, der Kopf des Chevaliers blickte vorsichtig durch die Spalte.

Heinrich sah es nicht, seine Seele war so sehr mit ihren hochfliegenden Träumen beschäftigt, daß sie ganz vergaß, wo sie sich befand.

Der Chevalier öffnete jetzt die Thüre, er trat ein, begleitet von dem Beamten und einigen französischen Gensd'armen.

Erschreckt fuhr Heinrich von seinem Sitz empor, stier blickte er die Eintretenden an, er glaubte im ersten Augenblick, daß dies Alles nur ein wirrer Traum sei, aber gar bald erkannte er, daß es Wirklichkeit war, daß er vor dem Ende seiner Laufbahn stand.

»Er ist es,« sagte der Chevalier mit gemessenem Ernst, »thun Sie Ihre Pflicht, Herr Commissair.«

»Was will man von mir?« rief Heinrich, in dessen Seele Haß und Wuth jäh aufloderten. »Was bezweckt diese Störung?«

»Mein Herr, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes,« erwiderte der Beamte ruhig. »Sie sehen, Widerstand wäre vergeblich, bei dem ersten Versuche dazu würden Sie mich nöthigen, Ihnen die Handschellen anzulegen.«

Die Hand Heinrich's fuhr blitzschnell in die Brusttasche.

»Ich kenne Sie nicht,« sagte er, »was berechtigt Sie, diese Sprache zu führen?«

»Ihr Verbrechen, Herr Heinrich Schenk, Sie sind der Mitschuld an einem Giftmorde angeklagt und diese Anklage wird durch vollgültige Beweise unterstützt. Genügt Ihnen das nicht, meine Berechtigung zu beweisen, so lesen Sie diese Depesche, die Behörde Ihrer Heimath beauftragt mich darin, Sie zu verhaften.«

Heinrich war rasch zurückgetreten, sein Blick schweifete flüchtig prüfend über seine Gegner.

Die Gensd'armen standen an der Thüre, der Beamte seitwärts neben dem Tische, der Chevalier wenige Schritte vor ihm.

»Das Alles sind die Machinationen dieses Ehebrechers,« sagte er, mit der linken Hand auf den Chevalier zeigend, »mag er nun auch den Lohn für seine Schurkelei erhalten!«

In der rechten Hand Heinrich's blitzte der Lauf eines Pistols, der Schuß krachte, pfeifend fuhr die Kugel dicht an der Schläfe des Chevaliers vorbei, ohne weitem Schaden anzurichten, als daß sie ein Bild zertrümmerte, welches an der Wand hing.

Und noch ehe der Chevalier und die Beamten sich von ihrer Bestürzung und ihrem Entsetzen erholt hatten, fiel schon der zweite Schuß.

Die blauen Dampfwölkchen verzogen sich, die geballte Hand auf dem Herzen lag Heinrich Schenk auf dem Teppich.

Er lebte noch, aber lange konnte es nicht mehr mit ihm wahren.

Die Gensd'armen hoben ihn auf und legten ihn auf das Bett, der Chevalier schickte zum Arzte.

Inzwischen sah der Beamte die Papiere durch, welche auf dem Tische lagen.

Wenn es noch eines Beweises gegen den Verbrecher bedurft hätte, der Schein, der neben den Werthpapieren bei den Briefen an Merville lag, würde ihn geliefert haben.

Der Chevalier drang in den Sterbenden, ein offnes Geständniß abzulegen, er versprach ihm, seinen letzten Willen zu erfüllen, wenn er noch einen Wunsch hege.

Heinrich schüttelte den Kopf, das einzige, was er sprach, war eine Verwünschung darüber, daß er das ersehnte Ziel nicht erreicht hatte.

So starb er ohne Reue, ohne Buße, ein hartgesottener, verstockter Sünder, ein Egoist noch in der Todesstunde. Er entzog sich durch den Selbstmord dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit, an die Vorsehung und eine ewige Vergeltung hatte er nie geglaubt.

In dem Geschick, welches ihn betroffen hatte, in der Strafe, die seinen Verbrechen auf dem Fuße folgte, wollte

er den Finger der Vorsehung nicht erkennen, er glaubte, mit dem Schuß sei Alles zu Ende, was kümmerte es ihn, was nun folgte!

Als der Arzt kam, fand er eine Leiche.

Sie wurde am nächsten Tage in der Dämmerstunde an der Mauer des Friedhofes in's Grab gesenkt und kein Stein, kein Baum bezeichnete das Grab, in der die Hülle des einst so reichen und stolzen Mannes ruhte.

#### HUNDERTUNDFÜNFZEHNTE KAPITEL. FÜNFZEHN JAHRE SPÄTER.

Fünfzehn Jahre waren seit dem Tode Heinrich's verstrichen.

Eine lange, lange Zeit für die, auf denen die Hand des Schicksals schwer ruht und ein kurzer Zeitraum für die, denen der Sonnenschein des Glücks lächelt!

Als nach der Flucht Heinrich's der lange Christian von Breslau mit seiner Anklage und seinen Beweisen hervortrat, und nun das Gericht öffentlich den Entflohenen als einen Mörder brandmarkte, da brach die letzte Kraft des Schenkwrths, der das Alles vorausgesehen und befürchtet und dennoch gehofft hatte, er werde in diesen Befürchtungen sich täuschen.

Und nun folgte Schlag auf Schlag.

Die Nachricht von dem Selbstmorde Heinrich's, der ausbrechende Conkurs, der die zerrütteten Verhältnisse an's Tageslicht brachte, die Gerüchte, die jetzt allenthalben auftauchten, die ihn auch der Ermordung seines jüngern Associé's und seines Schwagers beschuldigten, das

Alles lag drückend auf den Eltern des Selbstmörders, die jetzt nach der Hochzeit ihrer übrigen Kinder ganz allein standen.

Bertram Schenk wäre jetzt berechtigt gewesen, seiner Gattin herbe Vorwürfe zu machen, auch sie hatte ja Vieles dazu beigetragen, den Hochmuth und Eigennutz in der Seele ihres Sohnes zu nähren, aber er verzichtete auf diese Genugthuung, er sah, wie sehr seine Frau litt und ihr Kummer entwaffnete den Zorn, der oft in seiner Seele auftauchte, wenn er sich erinnerte, wie oft er Heinrich gewarnt und sich über ihn beschwert hatte, ohne ein anderes Resultat als spöttische, beißende Bemerkungen von Seiten seiner Frau zu erzielen.

Otto Schirmer nahm sich der Hinterlassenschaft des Selbstmörders an.

Wie es ihm gelungen war, die Angelegenheiten Fritz Wackers zu ordnen, so daß diesem ein kleines Kapital blieb, welches ihn in den Stand setzte, sein Geschäft zu eröffnen und zu betreiben, so gelang es ihm auch, in die finanziellen Verhältnisse Heinrich Schenk's Klarheit zu bringen. Blieb auch durchaus nichts übrig, so wurden doch die Gläubiger vollauf befriedigt, mit Ausnahme Scheerenberg's, der die Hinterlassenschaft seines Veters beanspruchte.

Er hatte ein Recht, diesen Anspruch zu erheben, und er wäre der Erste gewesen, dessen Forderung befriedigt werden mußte, aber der lange Christian verzichtete freiwillig auf das Sündengeld, welches so viel Unheil angerichtet hatte.

Wimmer und der Breslauer Advocat erkannten diese Verzichtleistung nicht an, sie waren ja auch an der Forderung betheilig, ihr Interesse gebot ihnen, sie zu verteidigen.

Sie nöthigten ihren Clienten, seine Forderung geltend zu machen und der Bankier Schirmer erklärte, daß er in diesem Falle den Konkurs nicht verhüten könne.

Da trat Bertram Schenk mit der Erklärung hervor, er wolle sich mit Scheerenberg einigen und aus seinem eignen Vermögen die Ansprüche desselben befriedigen, wenn sie ermäßigt würden.

Nach langem Zögern, und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß dies der beste und sicherste Weg war, wenigstens einen Theil ihrer Forderung zu erhalten, gingen die Advocaten auf den Vorschlag ein.

Der Schenk wirth opferte dreißigtausend Thaler, mit denen der lange Christian nach Breslau zurückkehrte.

Er stiftete manches Gute mit diesem Gelde, welches er seinem Versprechen getreu dazu benutzte, den armen Webern Arbeit zu verschaffen und dem Eigennutz der Fabrikanten entgegen zu treten.

Fritz Wacker hatte Glück mit seinem Geschäft, er war fleißig und strebsam, aber in der Lotterie spielte er seitdem nicht mehr. Er sprach nicht gerne über seine kurze Glanzperiode, weil er noch immer den Spott der öffentlichen Meinung fürchtete.

Auch Madame Wacker war bescheidener geworden, mit dem Glückswechsel hatten auch ihre Ansichten sich

geändert, sie stand jetzt ihrem Gatten mit Fleiß, Treue und Sparsamkeit redlich zur Seite.

Caspar Melchior Gabel schritt ebenfalls auf der neuen Bahn rüstig voran.

Sein Salon wurde fleißig besucht, und die hübsche, muntere Frau des Friseurs fand für ihre Seifen, Parfümerien und andre Toiletten-Bedürfnisse zahlreiche Käufer, so daß Gabel sich bald genöthigt sah, das Geschäft zu erweitern.

Otto Schirmer und Tante Therese hielten treu zusammen; man sprach einmal davon, daß sie vor hätten, einen Bund für das ganze Leben zu schließen, aber daran war sicherlich nichts Wahres, Tante Therese sowohl, wie der Bankier lachten geringschätzend über dieses Gerede.

Die Cigarrenfabrik Wacker's blühte unter der Leitung Tender's neu empor.

Otto Schirmer hatte ihm und dem früheren Buchhalter Heinrich Schenk's das nöthige Kapital vorgestreckt, welches den Beiden reiche Zinsen trug.

Nur in dem Hause des Schenkwrths wollten Glück und Friede nicht wieder eintehren.

Nachdem der erste Sturm vorüber war, suchte Frau Schenk allmählich wieder die Schuld an den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit ihrem Gatten aufzubürden.

Die alten Vorwürfe über Herz- und Lieblosigkeit tauchten wieder auf und Bertram Schenk mußte oft hören, daß

Heinrich an allen ihm zur Last gelegten Verbrechen unschuldig sei, daß man ihm diese Verbrechen nur aufgebürdet habe, um ihn von seiner Höhe hinunter zu stürzen.

Vergeblich bewies Bertram Schenk das Gegentheil, umsonst wies er auf die Anklage Scheerenberg's, auf die Mittheilungen des Chevalier's und den Ruin des Geschäfts hin, Madame Schenk ließ keinen dieser Beweise gelten, in ihren Augen war und blieb ihr Liebling das unschuldige Opfer elender Machinationen, an denen seine eigene Familie sich betheiligte hatte.

Das gab zu mancher bitteren Bemerkung Anlaß und es konnte nicht ausbleiben, daß die sich schroff einander entgegenstehenden Ansichten die Verstimmung und den wachsenden Unfrieden vermehrten, zumal die beiden alten Leute jetzt ganz auf sich allein angewiesen waren und kein Wort der Liebe fiel, welches eine Brücke über die sie trennende Kluft bilden konnte.

Dennoch zitterte Bertram Schenk für das Leben seiner Gattin, als der im Stillen an ihrem Herzen nagende Gram sie auf das Krankenlager warf.

Er beschwor die Aerzte, sie ihm zu erhalten, aber was vermochte ihre Kunst gegen die Krankheit der Seele, die sie langsam tödtete, indem sie alle Lebensgeister aufrieb?

Lange und schmerzlich litt die Kranke, und ihr Gatte pflegte sie mit aller Liebe und Sorgfalt, er wich nicht von ihrem Bette und hoffte bis zur letzten Stunde, daß sie ihm erhalten bliebe.

Umsonst – ihre Stunde war gekommen und der Tod kennt kein Erbarmen.

Sie starb versöhnt mit ihrem Gatten und ihren Kindern, auf dem langen Schmerzenslager war sie zur Einsicht gekommen.

Sie hatte Zeit gefunden, über die Vergangenheit ernst und, reiflich nachzudenken und es war ihr nun doch Manches klar geworden, was sie früher in einem andern Licht betrachtet hatte.

Sie sah ein, daß der größere Theil der Schuld auf sie fiel, daß sie auf demselben Wege gewandert war, der ihren Liebling auf die Bahn des Verbrechens geführt hatte.

Sie bat in der Todesstunde den Gatten um Verzeihung für so manchen Aerger, den sie ihm bereitet hatte, sie sagte ihm, daß sie zu seinen Ansichten bekehrt sei und daß sie bedaure, der Stimme der Vernunft nicht früher Gehör geschenkt zu haben.

Davon wollte Bertram Schenk jetzt nichts mehr wissen, aber es gewährte ihm doch eine Genugthuung, daß er schließlich dennoch Recht behielt.

Er trug die Gattin zu Grabe und folgte der Einladung seiner Kinder, die ihm in ihrem Familienkreise eine neue Heimath bereiteten, eine Heimath, in welcher der alte Mann wieder auflebte, in der er, von seinen Enkeln umringt, allmählich die Vergangenheit mit ihren düstern Bildern vergaß.

Bertha war bald nach der Flucht ihres Gatten abgereist.

Das Haus, das Mobiliar, die Wagen und Pferde wurden verkauft, und ein Jahr später brachten die Zeitungen die Nachricht ihrer ehelichen Verbindung mit dem Chevalier Henri von Chateaurouge.

Ob sie in dieser neuen Verbindung das Glück fand, welches sie in der früheren vergeblich gesucht hatte, darüber erfuhr die Familie Schenk nichts, Bertha blieb ihr fern, wie sie ihr stets fern gestanden hatte.

Aber man durfte annehmen, daß dem doch also war, gegenseitige Liebe hatte ja das Band geknüpft.

So waren fünfzehn Jahre verstrichen, und Otto hatte in dieser Zeit sein Ziel erreicht.

Sein Etablissement ist heute berühmt in allen Welttheilen und sein Vermögen schätzt man nicht mehr nach Hunderttausenden sondern nach Millionen.

Seine gezogenen Kanonen haben das preußische Heer auf seinem Siegeszuge begleitet und hohe Orden schmückte die Brust ihres intelligenten Fabrikanten.

Aber trotz seinem Reichthum und seinen Ehren ist er schlicht und bescheiden geblieben, seiner Familie ein liebevolles Haupt, seinen Arbeitern ein sorgsamer Freund und Vater.

Nikolaus leitet noch immer einen Theil des ungeheuren Etablissements und die Familien der beiden Freunde bilden in Gemeinschaft mit Alfred Schirmer, dem Arzte des Etablissements, ein durch die Bande der Liebe und Freundschaft eng verbundenes Ganzes, dessen Mittelpunkt Bertram Schenk, der von Allen geliebte Großvater, ist.